

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der erste Band  
auf das Jahr 1831.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.



# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1831

by unknown author

Göttingen; 1831

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

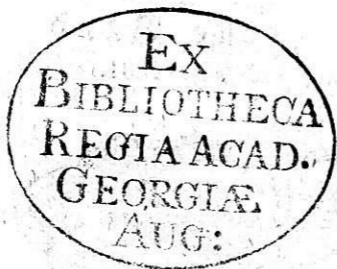
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGIÆ

AUG:

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 1. Stück.

Den 3. Januar 1831.

---

### G ö t t i n g e n.

Wenn bey dem Hauptzweck dieser Blätter, so weit ihr Umfang und ihre Hülfsmittel es gestatten, die Fortschritte der Wissenschaften überhaupt zu bezeichnen, sie zugleich dazu bestimmt sind, in dieser Rücksicht als Annalen unserer Universität, für das was hier dafür geleistet ist und geleistet wird, zu dienen; so ist es uns sehr erwünscht, diesen neuen Jahrgang mit der Anzeige mehrerer, zunächst aber einer Schrift beginnen zu können, die den Lesern gewiß eben so erfreulich als unerwartet ist. Der ehrwürdige Geschichtschreiber des protestantischen Lehrbegriffs tritt noch einmal auf, um mit einer Fortsetzung und Beschluß seines Werks ihm die Krone aufzusetzen, und zugleich seine schriftstellerische Laufbahn damit zu beschließen. Vor uns liegt:

Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, von Dr. G. J. Plank. 1831. VIII u. 370 S. in 8., bey Vandenhoeck und Ruprecht.

Die Vorrede belehrt uns, daß dieser Band bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, und es allerdings der Wille des Verfs. gewesen sey, die Geschichte bis in das jetzige Jahrhundert herunter zu führen, daß aber äußere Hindernisse dieß nicht gestatteten. Müssen wir nun gleich die Geschichte dieses neuesten Zeitraums entbehren, so ist dieselbe doch bis auf denjenigen Zeitpunkt heruntergeführt, wo durch die Erscheinung der allgemeinen deutschen Bibliothek, und die Anwendung der Interpretation der Classiker auf unsere heil. Bücher, die dogmatische sowohl als exegetische Theologie ihre nachmalige Gestalt erhielt. Gewiß war also auch hier der passendste Endpunct; und wenn der Verf. die Gegenwart von seiner Geschichte ausschloß, so hat er es dadurch zugleich sich selbst und den Lesern erleichtert die Vergangenheit, die er zu schildern hatte, mit der ruhigen Unparteylichkeit zu betrachten, welche sie auch für die Gegenwart eigentlich lehrreich macht. Wer mit der Geschichte der Theologie nicht unbekannt ist, wird auch den Inhalt dieses Bandes im Ganzen im voraus sich sagen können. Die Geschichte der traurigen syncretistischen Streitigkeiten und Händel zwischen Lutheranern und Calvinisten füllt die ersten acht der 22 Kapitel aus, in welche das Ganze zertheilt ist. Also nach einer Schilderung der Lage, in welche die lutherische Theologie durch die Concordienformel gesetzt war, und der Richtung, welche der Geist derselben nahm, der Anfang jener Streitigkeiten; die Helmstädtischen Händel seit dem Austritt von Calixt, und ihre Resultate. Hierauf von 9ten bis 14ten Kapitel: Geschichte des Pietismus; Spener, Francke, Breithaupt; und ihre Gegner, Carpzow, Mayer u. a.; Einfluß der Wolfischen Philosophie, und der Herrnhuthischen Partey.

Alsdann vom 15ten bis 21sten Kapitel die Verhältnisse gegen die catholische Kirche; Versuche zu Vereinigungen und unglückliche Erfolge; und zuletzt: Zeichen aus denen erhellt, daß eine Veränderung mit dem Geiste unserer Theologen bereits vorgegangen war.

Gewiß erwarten unsere Leser keine weitere Auszüge aus einem Buche, das bald in den Händen Aller seyn wird, welche für die Geschichte des Christenthums sich interessiren. Sie werden darin dieselbe Milde der Gesinnung, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben; dasselbe Streben, jedem sein Recht widerfahren zu lassen, finden, das sie schon aus den frühern Werken des Verf. kennen. Wird auch von dem Gezänk der protestantischen Zeioten mit verdienstem Unwillen gesprochen, so wird doch ihre Gelehrsamkeit nicht verkannt; und wenn die Reformen eines Spener und seiner Nachfolger gebilligt werden, so werden doch auch die Nachtheile die daraus hervorgingen nicht verschwiegen. Sie werden zugleich das Ganze mit eben der Wärme und Lebendigkeit behandelt finden, die sie in den Werken aus der früheren Zeit so oft bemerkt haben; und der Stoff selber begünstigte es, daß das Interesse mit dem Fortgange der Untersuchung auch steigen mußte.

Mit einem heitern Blick in die Zukunft, den selbst die Stürme der Zeit nicht haben trüben können, schließt der Verf. am Ende der Vorrede sein Werk; wir wollen diese tröstende Aussicht unsern Lesern nicht vorenthalten, da die Stimme des Mannes, der die Geschichte des Christenthums wie wenige seiner Zeitgenossen überschaute, auch für sie erheiternd seyn wird. 'Ich glaube (so heißt es hier) nach allen Zeichen der Zeit urtheilen zu können, daß die glückliche Pe-

riode nahe ist, die man als einen Wendepunct in der Geschichte des Christenthums betrachten darf. Wenn diese Zeichen nicht trügen, so ist die Zeit nahe, wo eine der Absichten des Christenthums erfüllt seyn wird. Dahin soll und wird es nicht kommen, daß die Erkenntniß, auch die wissenschaftliche Erkenntniß davon, gleich hell und klar, — aber dahin scheint sich alles anzulassen, daß eine solche Erkenntniß davon die allgemeinere werden wird, welche dem Verstand und dem Herzen in gleichem Grade wohl thut; und die Forderungen der Einen zu eben der Zeit befriedigt, da sie die Bedürfnisse der Andern erfüllt. Dieß kann nicht erfolgen, so lange Menschen es bleiben, die durch die Lehre Jesu beglückt und beseligt werden sollen, daß jedem die nämliche Ansicht davon zu Theil werden wird; aber dieß kann erfolgen, daß jeder die bessernde, die reinigende und belebende Kraft der Lehre Jesu in gleichem Maße fühlt, und mit gleicher Liebe und Stärke in sein Herz aufnimmt; dieß scheinen mir Zeichen der Zeit zu verbürgen, die schon mehrmals, wenn auch nicht in gleichem Grade, diese Wirkung gehabt haben; dieß scheinen mir gerade die Auftritte neuerer Zeit zu verbürgen, von denen man das Gegentheil oder die umgekehrte Wirkung befürchtete. Und was könnte dem alten Manne, am Rande des Grabes, erwünschter seyn, und womit könnte er die Beschäftigung seines Lebens schicklicher schließen, als daß er die Annäherung der glücklichen Periode voraus begrüßte, die ihn die Erfüllung der Bitte: zu uns komme Dein Reich! erwarten läßt.

## P a r i s.

Histoire du Commerce entre le Levant, et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique; par G. B. Depping. Ouvrage qui a été couronné en 1828 par l'académie royale des inscriptions et belles lettres. 1830. Imprimerie royale. (2 Bde. 344 u. 376 S. in 8.)

Das vorliegende Werk ist eine neue willkommene Frucht der rastlosen, gründlichen Thätigkeit unseres wackern Landsmannes Depping in Paris und zugleich ein Beweis der Anerkennung die seine Verdienste in Frankreich finden, da dieß schon die zweyte seiner Schriften ist die von der Academie den Preis erhalten hat. Eine solche Anerkennung ist aber nicht nur deshalb um so erfreulicher weil Herr Depping ein Deutscher ist, sondern auch weil wenige Gelehrte in Paris unter den verschiedensten Verhältnissen und Herrschaften eine so freysinnige Unabhängigkeit und Anspruchslosigkeit bewahrt und so wie er alle kleinlichen Mittel verschmäht haben. Gunst, Ehre und Vortheil zu erlangen. Zu bewundern ist auch, daß der Verf. bey seiner so vielseitigen Thätigkeit auf einem andern Gebiete der Litteratur — er ist bekanntlich einer der thätigsten und unentbehrlichsten Mitarbeiter der bedeutendsten Pariser Zeitschriften, besonders der Ferussachschen Unternehmung — noch Muße zu so gründlichen Untersuchungen gefunden hat. Auch hier wie bey seinem Werke über die Züge der Normannen kommt es ihm trefflich zu statten, daß er nordische und südliche, deutsche und französische Quellen mit gleicher Leichtigkeit benutzen kann, ein Vorzug, den er vor fast allen französischen und vor den meisten deutschen Gelehrten voraus hat. Uebrigens ist der Verf. selbst —

vielleicht zu weit — entfernt sein Werk für eine vollständige Geschichte des wichtigen Gegenstandes zu halten, und jedenfalls ist es ein so bedeutender Beytrag dazu, daß es jeder künftigen Untersuchung zum Grunde gelegt werden muß. — Wir gehen nun zu einer möglichst gedrängten Uebersicht des reichen Inhalts dieses Werkes über, wobey wir etwanige Zweifel um so mehr unterdrücken, da uns Mittel und noch mehr der Raum fehlen würde, sie zu belegen. Die Einleitung gibt einen flüchtigen aber getreuen Umriss der Geschichte des Handels im mittelländischen Meere, und der Handelsstraßen die dessen Häfen in der Levante mit Indien und China in Verbindung setzten, von den ältesten Zeiten bis auf das Mittelalter. Ein solcher Ueberblick, obgleich er Bekannteres enthält, durfte doch um so weniger fehlen, da die Handelsstraßen, deren Richtung größtentheils durch permanente Localumstände bestimmt wurden, auch während der Epoche, die der eigentliche Gegenstand der Untersuchungen des Verfs. ist, wesentlich dieselben blieben, die sie seit den frühesten Zeiten gewesen waren, und auf denen nur die Völkerstämme wechselten, die in der Herrschaft dieser Länder einander verdrängten. Zu unserem Zwecke genügt es, unter diesen Handelsstraßen folgende als die bedeutendsten zu bezeichnen: von China durch Mittelasien, nördlich vom Caspischen Meere nach dem schwarzen Meere; von China und Indien durch Mittelasien und Persien südlich vom Caspischen Meere über Bagdad, dann Aleppo oder Damascus nach den Syrischen Häfen; dann die Verbindungen mit Indien, die zum Theil zu Wasser Statt fanden, nach den Häfen des Persischen Meerbusens; dann durch das nördliche Arabien nach Syrien oder Alexandrien — nach den Häfen des rothen Meeres und von da



nach den Aegyptischen Märkten. — Weniger bekannt, aber auch von dem Verf. selbst in Zweifel gezogen ist eine von Arabischen Schriftstellern (Mastudi, goldene Wiesen) angegebene wechselseitige Seecommunication zwischen den Arabischen Häfen des rothen Meers und den Chinesischen Häfen Gampu und Saithuna. — Die beiden ersten Kapitel enthalten hauptsächlich eine Darstellung der Producte, des Zustandes der Märkte in den Ländern die mittelbar oder unmittelbar zu dem Handelsgebiet des Mittelalters gehörten. Das erste Kapitel handelt in dieser Hinsicht von Indien, Arabien und Persien; den großen Stapelplätzen Cambaya und Calicut, Ormuz und Aden für den Handel von Persien, Arabien, Kleinasien und Aegypten mit Indien und also mittelbar zwischen Europa und Indien, und Malaca für den Handel zwischen Indien und China und den Asiatischen Inseln. Ueber diese Gegenstände sind zwar wenig andere Nachrichten zu benutzen als die der Portugiesen, die zuerst diese letzten Glieder der Kette entdeckten, welche den Westen von Europa mit dem Osten von Asien verband, und unmittelbar an den, bis dahin in fabelhaftes Dunkel gehüllten Quellen schöpften, aus denen die beneideten Genüsse der Reichen und Mächtigen in Europa seit Jahrtausenden strömten; und der Verfasser konnte daher hier wenig neue Aufschlüsse geben, die nicht schon in Schriften über den portugiesischen Handel zu finden wären, dennoch aber können wir uns nicht enthalten hier anzuführen, was er über den Handel von Malaca sagt, da es ein lebendiges Bild gibt, zu dem der gegenwärtige indische Handel kaum ein Gegenstück darbieten möchte: 'Hier fanden sich Bewohner von fast allen Gegenden Asiens ein; Kaufleute aus Suzerata, Perser, Turkmanen, Armenier,

Araber, Hinduß, Malayen, Chinesen, Japaner, auch Africaner von Quiloa, Melinde, Magadojo. Biermastige Chinesische Funken brachten Porcellan, rohe Seide, Seidenwaaren (bes. Damaste), Zinn, Alaun, Moschus, Rhabarber, Perlen und künstliche Handarbeiten dahin. Von Siam fanden sich Kaufleute ein um Slaven, Gewürze, Brocate von Cambaya ic. zu kaufen, und gegen wohlriechende Holzarten einzutauschen. Prahmen aus Java und andern Inseln des Asiatischen Archipels führten diesem Markte Reis und andere Lebensmittel, Muscatnüsse, Aloe und Waffen zu; sie waren von ganzen Familien malayischer Seeleute bewohnt, die keine andere Heimath hatten. Cambaya, Meliopur, Paliacata, Bengalen ic. sandten ihre Indiennes nach Malaca; arabische und maurische Kaufleute brachten wohlriechende Harze und alles was Africa und Europa für diesen Markt passendes, nütliches oder merkwürdiges liefern konnte. Nach den Berichten der ersten Portugiesen, die sich zuerst in dieses reiche, bunte Treiben versetzt sahen, zählten die großen Handelsherren in Malaca das Gold scheffelweise und kannten kaum selbst den ganzen Umfang ihrer Reichthümer; welche Lockungen für arme, kriegerische Abenteurer, deren religiöser Fanatismus Alles dieß als gute Beute ansah! Ihre Fahrzeuge besuchten die Sundainseln, Sumatra, Borneo, Java, und führten ihnen Benzoe, Pfeffer, Kampher, Ingwer, Gold, Seide und andere Gewürze zu, die sie auf ihrem Markte schon zehn bis funfzehn mal theurer verkauften, als sie dieselben an Ort und Stelle eingekauft hatten; wonach man das zunehmende Steigen der Preise dieser Waaren von einem Stapelplatz zum andern bis zu den europäischen Märkten sich denken kann.'

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 6. Januar 1831.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire du Commerce entre le Levant et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique; par G. B. Depping. etc.

In diesem Berichte finden wir der Europäischen Waaren nur im Allgemeinen erwähnt, und es scheint uns wahrscheinlich daß dieß hier mehr eine im Eifer des Auswählens mit unterlaufende Voraussetzung ist, als eine zuverlässige Thatsache, und man kann (nach den Berichten der Portugiesen) wohl annehmen, daß die Europäischen Producte nur bis zu den Märkten der Westküste von Hindostan gelangten. Hier aber (z. B. in Calicut) fanden die Portugiesen zu ihrem großen Erstaunen Wein aus Candia, Damaste aus Lucca, Sammt und andere Europäische Stoffe, so wie Venetianische und Genuesische Geldmünzen. — Uebrigens ist wohl kein Zweifel, daß nur ein sehr kleiner Theil der aus Indien nach Europa fließenden Waaren mit Europäischen Fa-

bricaten bezahlt wurde, bey weitem der größte Theil aber mit baarem Gelde auf den Märkten der Levante und Aegyptens. Was den Verkehr zwischen diesen, besonders zwischen Aegypten und den Indischen Märkten betrifft, so finden wir auch in dem vorliegenden Werke eine Lücke, die zu einer ferneren Untersuchung des Gegenstandes Veranlassung geben sollte. Es ist nämlich nirgends genügend erklärt, welche Aegyptische Producte in den Indischen Handel kamen; denn Pferde und einige Aegyptische Münzen, von denen an einer Stelle die Rede ist, können die außerordentliche Consumtion Indischer Producte den zum Sprichwort gewordenen orientalischen Luxus von Kairo nicht erklären; und ist es also auch wahrscheinlich, daß Aegypten so wie Europa größtentheils nur Gold und Silber auf die Indischen Märkte schickte, so ist dieß doch nirgends bestimmt gesagt oder ein Verhältniß angegeben. Das zweite Kapitel enthält eine ausführliche Beschreibung der Aegyptischen Märkte und Fabricate. Die Einfuhr nach Aegypten aus Europa bestand besonders in Bauholz und verarbeitetem Holz, Eisen und Waffen, Zinn, Bley, Kupfer, Quecksilber, Venetianische Glaswaaren (besonders auch für den Schonenhandel ins Innere von Africa), wollene Tücher, Kamelote, Wachs, Safran, Seife, getrocknete Früchte. Schonen machten einen Hauptartikel auf dem Aegyptischen Märkte aus; sie kamen theils mit Caravanen aus dem Innern, theils aber auf Europäischen, besonders Venetianischen Schiffen und Rechnung aus Kleinasien und Georgien. So waren es Christen selbst welche ihren erbittertsten Feinden, den Mameluken, die Herrschaft von Aegypten erleichterten. — Die Ausfuhr aus Aegypten nach Europa bestand haupt-

fächlich in Indischen Waaren, deren Hauptstapelplatz Alexandria war, so lange Aegypten unter seinen Arabischen Sultanen stand. An eigentlich Aegyptischen Producten finden wir nur Leinenzeuge, und schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurde umgekehrt auch Leinwand aus Europa (besonders Mailand) nach Aegypten ausgeführt. Daß Aegypten Getreide ausgeführt habe vermuthet der Verf. nur, dagegen er aber bestimmte Fälle angibt, wo Getreide (wahrscheinlich von dem schwarzen Meere) durch christliche Kaufleute eingeführt wurde. Wenn wir übrigens erfahren, daß in den besten Zeiten Venedig nur für 300,000 Ducaten Waaren jährlich nach Aegypten einfuhrte und dagegen den hohen Preis und die große Menge Indischer und Arabischer Producte annehmen, die von Alexandria nach Venedig ging, so geht schon daraus hervor, daß der bey weitem größte Theil mit baarem Gelde bezahlt wurde. Für inländische Consumption wurden übrigens in Aegypten auch feine baumwollene und seidene Zeuge, und Papier (früher eine seiner Hauptausfuhren) eingeführt, und am ganzen Nil hinauf bis nach den Wasserfällen erhoben sich im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert Städte und Dörfer, reich und blühend durch Gewerbe und Handel. — Die wilde Kriegerherrschaft der Mameluken zerstörte seit der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts den innern Wohlstand, auch der Handel wurde oft gestört, zum Theil durch die Schuld der Christen.

In dem Maße wie der Handel mit Aegypten abnahm, fanden die Indischen Waaren ihren Weg mehr nach den Syrischen Stapelplätzen, wo der Europäische Handel durch die Eroberungen der Kreuzfahrer begünstigt wurde. In Jaffa, Acre, Barut und andern Häfen erhoben sich

Factoreyen der Venetianer, Genueser, Marseiller, Catalonier u. s. w. In zweyter Linie wurden Jerusalem, Damascus, Aleppo mehr wie je der Sammelplatz zahlreicher Caravanen, welche diese Märkte mittelbar oder unmittelbar mit allen Theilen Asiens in Verbindung setzten. In Aleppo allein langten jährlich über 15000 beladene Camele an. In dritter Linie erscheinen endlich Basfora und Bagdad, die jedoch allem Anscheine nach schon außerhalb des unmittelbaren Handelsgebiets der Europäer liegen, wir müßten dann fühne Reisende wie die Polos und andere ausnehmen, die als Kundschafter und Vorkämpfer des Fränkischen Handelsgeistes erscheinen. Die wichtigsten Ausfuhr-Artikel dieser Märkte waren ohne Zweifel Indische, Chinesische, Arabische Producte, und es geht aus des Verfs. Untersuchung nicht ganz klar hervor, welche Gegenstände Syrien selbst nach Europa lieferte, Seide etwa ausgenommen. Die Europäische Einfuhr mußte, so lange Syrien eine Fränkische Colonie war, größtentheils in Europäischen Producten und Fabricaten aller Art, für die Consumption der Ansiedler bestehen. Den Ungläubigen, die schon seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wieder allmählich die Franken verdrängten, wurden, wie in Aegypten, Waffen und andere Kriegs- und Schiffsbedürfnisse zugeführt. — Auch Cypren nahm unter Fränkischen Königen einen bedeutenden Theil an diesem Handel. Es diente als Stapelplatz für die Waaren der Aegyptischen und Syrischen Märkte, zu denen es seine eignen Producte: Wein, Früchte, Zucker, Storax, Indigo, Baumwolle, Seide fügte und dafür Europäische Fabricate aller Art, besonders Tücher bezog. — Kleinasien scheint (die Küsten des schwarzen Meeres ausgenommen) verhältnißmäßig

nur wenig Antheil an dem Verkehr mit den Franken genommen zu haben, da es als eine vorspringende Halbinsel außerhalb der eigentlichen großen Caravanenstraße lag, da die von Osten nach Westen gehenden die nähere Küste von Syrien und dem schwarzen Meere vorzogen, die Verbindung zwischen Bagdad, Bassora, Tauris und Trebizonde aber hinter der Halbinsel herum ging. Ueberdies hatte die Seldschukische Ueberschwemmung Kleinasien seines innern Wohlstandes beraubt, und es konnte nur wenig eigene Producte dem Handel bieten. Doch fand einiger Verkehr in den Häfen von Tarses und Satalia Statt, wohin besonders Florentiner Waaren für Iconium, die Hauptstadt der Seldschukischen Sultane, brachten und unter andern Dragant einkauften. Auch der Hafen von Smirna zog schon im dreyzehnten Jahrhundert einige Italiänische Kaufleute an.

Constantinopel hatte durch die Fortschritte des Islam, welche aus den schönsten Provinzen des ehemaligen Griechischen Kaiserthums viele Einwohner mit Hab und Gut nach der Hauptstadt trieben, an Bevölkerung, an Reichthum, an Wichtigkeit für den Handel eher zu als abgenommen. Die Zölle brachten jährlich an zwey und dreyßig Millionen Scudi ein; Constantinopel mußte nicht nur durch seine eigene ungeheure Consumtion von Waaren aller Art, den Handel beleben, sondern auch als Hauptstapelplatz wichtig seyn; theils für Indische Waaren, die von hier auch auf Landwegen nach den Slavischen Ländern und bis Oestreich und Böhmen gingen; theils aber und besonders für die Waaren die aus den Häfen des schwarzen Meeres kamen. Alle Handelsvölker des Mittelmeeres drängten sich daher auch auf dem Markte von Constanti-

nopel, und suchten durch Unterhandlungen oder Gewalt Handelsvortheile zu erlangen. An ihrer Spitze standen die Genueser und Venetianer, als unversöhnliche Nebenbuhler. Die Eroberung von Constantinopel durch die Franken (1204) gab den Venetianern, die Wiedereinsetzung der Paleologen durch Hülfe der Genuesen (1264) diesen letzten das Uebergewicht. Die Eroberung durch die Türken ließ ihnen jedoch, als Lohn für den Verrath womit sie sie begünstigt, nur den traurigen Trost, weniger schimpflichen Mishandlungen und Bedrückungen ausgesetzt zu seyn als ihre Nebenbuhler.

Constantinopel hatte aber auch noch eine eigenthümliche Wichtigkeit, als Schlüssel zum schwarzen Meere, dessen Handel damals nicht weniger bedeutend war als zur Zeit der höchsten Blüthe Athenischer Colonien an diesen Küsten. Auf diesem Gebiete behielten die Genuesen, doch nicht ohne blutige Kämpfe, das Uebergewicht. Zahlreich waren ihre Factoreyen an der Küste, durch Verträge mit den Kaisern von Trebizonde, mit den Tartarenfürsten, welche an der Ost- und Nordküste des schwarzen Meeres herrschten, begünstigt. Trebizonde war ein Markt für Chinesische, Indische, Persische und Arabische Waaren (die über Erzerum und Tauris vom Persischen Meerbusen her kamen) — für Kamelote, welche in Armenien (zum Theil auf Rechnung der Venetianer) gefertigt wurden — für Getreide aus Tauris — für Seide, Kermes und Alaun, die im Lande gewonnen wurden — für Seiden- und Baumwollenzeuge, die ebenfalls in Trebizonde in großer Menge und Güte fabriciert wurden. Diese Waaren wurden von Genuesen und Venetianern theils nach Constantinopel, theils nach den nördlichen Häfen des



schwarzen Meers für den Verbrauch Rußlands und der Mongolen ausgeführt, und dagegen Europäische Zeuge, Seide, trockene Früchte, kurze Waaren eingeführt, die dann zum Theil wieder nach Tauris und Persien gingen. Sogar die Russen haben, nach Arabischen Nachrichten, im vierzehnten Jahrhundert Zeuge nach dem Innern von Asien über Trebizonde geschickt, und die Tartaren lieferten Kamelote, die ihren Weg bis nach den Europäischen Märkten fanden. So wie Trebizonde eine Mündung für den Handel mit dem südlichen Mittelasien, Indien und Arabien, so war es Caffa, eine Colonie der Genuesen, für die Producte des eigentlichen Mittelasiens und des nördlichen Asiens und Rußlands. Die näher gelegenen Küstländer lieferten dahin Getreide, Tauris Seide, Indigo, Gewürze, Moschus, Zucker; das nördliche Asien und Rußland Pelzwerke. Die Genuesen führten diese Waaren nach Constantinopel, nach Trebizonde, nach Aegypten, nach Syrien, nach Europa aus und dagegen theils Europäische Fabricate und Producte (besonders Del, Wein), theils aber auch Indische, Arabische Waaren von Trebizonde und den Syrischen und Aegyptischen Stapelplätzen ein. Mit diesen Waaren wurden jedoch die in zweyter Linie liegenden Märkte, Tauris, Tana auch wie es scheint durch Caravanen aus dem Innern von Asien, nördlich und südlich vom Caspischen Meer und auch von Astrachan zu Wasser, so wie von Bassora und Bagdad her versehen. So bedeutend war der Handel von Caffa, daß als die Türken und Tartaren es 1474 eroberten, 80,000 Einwohner als Sklaven verkauft wurden. Nicht viel geringer und ebenfalls in den Händen der Genuesen war der Reichthum, der Verkehr von Saldaja. Ei-

ner der wichtigsten Zweige in diesem Theile des Genuesischen Handels war der Sklavenhandel, dessen Hauptmarkt Derbend am Caspischen Meere war, wo die Genuesen Circassische und Georgische Sklaven kauften, um sie nach Aegypten zu verkaufen. Von Derbend brachten viele große Fahrzeuge Asiatische und Europäische Waaren nach Astrachan, von wo ebenfalls Sklaven auf den Markt von Derbend, ferner Pelzwerk, Gewürze, Seidenwaaren auf die Märkte der Genuesen kamen. Auch die westlichen Küsten des schwarzen Meeres entgingen dem rastlosen Handelsgeist der Genueser und Venetianer nicht, wie die Verträge mit den bulgarischen Fürsten beweisen, die besonders im Fall die Verbindung zur See gestört war, für Venedig sehr wichtig waren. — Die Türkischen Eroberungen machten, wie gesagt, diesem lebhaften Verkehr größtentheils ein Ende, dessen Wiederbelebung unstreitig keine der unwichtigsten Aufgaben und Aussichten der Civilisation des 19. Jahrhunderts ist.

Nachdem der Verfasser in den beiden ersten Kapiteln gewissermaßen den Kampfplatz und den Siegespreis beschrieben hat, geht er nun in den folgenden auf die einzelnen Europäischen Handelsvölker über, welche abwechselnd oder gleichzeitig um dieses goldene Vließ gekämpft haben, und gibt die Mittel an, deren sie sich bedient um ihren Zweck zu erreichen, und berichtet, so weit es ihm möglich war, die innern und äußern Einrichtungen ihres Handels, ihrer Betriebsamkeit. Nirgends tritt das kräftige, mannigfache Leben des Mittelalters lebendiger hervor als hier, und ein solches Bild ist gerade für unsere Zeit um so belehrender, da man endlich wieder anfängt einzusehen, daß die eigentliche Kraft der Staaten besonders auf einer mög-

lichst Freyen, kräftigen Entwicklung, städtischer Verfassung und Lebens beruht. Und ist auch eine solche Zersplitterung der Kräfte, wie damals Statt fand, nicht mehr zu wünschen und zu fürchten, so mag es uns doch zur Belehrung und Beschämung gereichen, zu sehen, welche großartige Resultate dennoch jene so zersplitterten oft unverdöhnlich feindseligen Kräfte, erlangt haben. — Venedig eröffnet im dritten Kapitel die Reihe, im vierten sind Genua, Pisa, Florenz abgehandelt; im fünften Barcelona; das sechste enthält Marseille, Avignon, Montpellier, Narbonne, dann eine kurze Uebersicht des mittelbaren Antheils, den die Handelsstädte des Nordens an dem Levante-Handel hatten, z. B. La Rochelle, die Flandrischen Städte, die Hansa, die süddeutschen Städte, endlich England. Es versteht sich von selbst, daß es nicht die Absicht des Verfs. seyn konnte, diese Punkte anders als beyläufig zu berühren, so wie er auch bey den Handelsstädten des Mittelmeeres keine erschöpfende Darstellung ihres Gesammthandels beabsichtigt, sondern (so weit es möglich ist) sich auf ihre Verbindungen mit dem Orient beschränkt. Es wäre unbillig von ihm zu verlangen was er sich nun einmal nicht zur Aufgabe gemacht hat, allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß aus dieser Isolierung eines einzelnen, wenn auch des bedeutendsten, Handelszweiges, Undeutlichkeiten und Lücken entstehen, die nur durch die Wechselwirkung und den nothwendigen Zusammenhang aller andern Theile des Handels und der Betriebsamkeit erklärt und ausgefüllt werden konnten.

Die innere Einrichtung des Venetianischen Handels und der Gewerbe, die ihn zum Theil ernährten, ist einer der vielen Beweise, wie

schwer ja unmöglich es für uns ist, einen klaren Begriff von der Wechselwirkung von Ursache und Folge zu haben, in einem uns durch Zeit, Raum oder Verschiedenheit der ganzen Bildung fernen Zustande. — Unter allen diesen Einrichtungen ist kaum eine, die nicht nach allen Grundsätzen der neuern politischen Oeconomie gerade das Gegentheil von dem hätte bewirken sollen, was sie wirklich bewirkt hat, und unsern Weisen bleibt kaum etwas anders übrig als zu sagen: der Venetianische Handel habe sich nicht vermögge sondern trotz aller dieser verkehrten Einrichtungen entwickelt. Diese konnten und durften sich ein für alle mal keine andere Wirkungsart anmaßen, als ihnen in den Systemen unserer Staatswirthschaftslehren zugeschrieben wird. Obgleich uns nun solche Erklärungen nicht ganz genügen, so sind wir doch auch in diesem Falle geneigt genug zu glauben: que le malade a guéri malgré les médecins, und begnügen uns die wichtigsten dieser Einrichtungen anzudeuten. Daß ein Hauptzweck der Venetianischen Handelspolitik die Ausschließung der Fremden von allem Antheil daran war, läßt sich denken; und eine Abgabe von 50 Procent des Werthes auf alle von Fremden und auf fremden Fahrzeugen eingeführten Waaren mochte leicht die Stelle einer Navigationsacte vertreten. Sonderbar genug aber ist es, daß in Bezug auf den Landhandel ein ganz entgegengesetztes System bestand, indem den Venetianischen Kaufleuten ausdrücklich untersagt war, Waaren nach Deutschland, Ungarn u. s. w. selbst zu versenden, oder sie von dort her zu holen. Dieß blieb den Deutschen, Ungarn u. s. w. ausschließlich überlassen; aber von den Waaren die sie in Venedig einführten, durften sie nichts wieder aus-

führen, sondern sie mußten alle verkauft werden, sey es nun zum Verbrauch an Ort und Stelle, sey es zur weiteren Versendung nach der Levante, die nur durch Venetianer geschehen durfte.

Aber auch den Bürgern der Republik selbst stand die Theilnahme an dem Handel keinesweges frey, sondern diese wurde durch besondere Vergünstigungen des Staates (also der Oligarchie) bedingt, welcher auch auf die Art und Weise wie der Handel betrieben wurde, den unmittelbarsten Einfluß ausübte. Jährlich gingen zu bestimmten Zeiten Flotten nach den verschiedenen Häfen ab, die zu dem Handelsgebiet der Republik gehörten. Sie standen unter einem von dem Staate ernannten Befehlshaber, der die genauesten und ins Einzelne gehenden Verhaltbefehle hatte; sie bestanden theils aus bewaffneten, dem Staate zugehörigen Galeeren, theils Fahrzeugen von Privatleuten; aber auf diese letztere verladene Waaren zahlten fünf Procent vom Werth; und auch die Benutzung jener war eine Vergünstigung und wurde häufig als Monopol auf eine Reise oder ein Jahr verkauft. Die Befehlshaber der Galeeren waren wie sich denken läßt, Nobili. Die Zahl dieser Flotten, ihre Bestimmung, ihre Verhaltungsbeehle wechselten nach Umständen. So z. B. finden wir im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts fünf solcher Flotten, wovon die erste nach Catalonien und Syrien im Januar abging — die zweyte nach Flandern im April — die dritte nach Morea und Trebizonde im Julius — die vierte nach Barut und Syrien im August — die fünfte nach Alexandria im September. Es scheint also, daß nach Syrien zwey Flotten gingen, wovon die erste zuerst in Barcelona Waar-

ren absetzte. Zuweilen gingen außerdem noch besondere Abtheilungen nach Africa, Irland, Portugal, England; im vierzehnten Jahrhundert dagegen finden wir eine Zeitlang nur drey, nach Syrien, Tana (dem schwarzen Meer) und Flandern. Waren die Meere sehr unsicher so wurden mehrere Abtheilungen vereinigt, oder auch einige Galeeren abgesandt, um besonders in den Gewässern von Cypruß zu kreuzen. Zuweilen aber wurde dann der Seehandel ganz untersagt und die Waaren aus der Levante vom schwarzen Meer oder Constantinopel aus durch Bulgarien zu Lande transportiert. Der Hauptzweck dieser Flotten war der unmittelbare Verkehr zwischen Venedig, der Levante und Flandern; aber unterwegs nahmen sie auch die Producte der dazwischen liegenden Länder auf; Alles jedoch nach genauem oft wechselnden Vorschriften. So durfte z. B. die Flandrische Flotte auf der Hinreise bloß in Venedig laden, auf der Rückreise aber nach Belieben überall. Noch auffallender aber muß uns ein anderer Grundsatz erscheinen, der in dem Verkehr mit Flandern beobachtet wurde. Es durften nämlich für die nach Flandern ausgeführten Waaren (theils Asiatische Producte, theils Venetianische Fabricate) weder baares Geld noch Wechsel nach Venedig gebracht werden, sondern nur Waaren, theils Flandrische Fabricate, theils rohe Stoffe, besonders Wolle. Der Zweck einer dem Anscheine nach so unzweckmäßigen Maaßregel läßt sich kaum befriedigend errathen, z. B. sollte vielleicht dadurch den Venetianischen Fabriken immer eine hinreichende Menge roher Stoffe und in der Ausfuhr nach der Levante ein gehöriges Verhältniß von Fabricaten und baarem Gelde gesichert werden? Doch ist leicht einzusehen, wie wenig die Noth-

wendigkeit, geschweige den Nutzen jener Beschränkung erklärt. Noch ist zu bemerken, daß der Verf. kein einziges Beispiel eines unmittelbaren Verkehrs durch Venetianische Schiffe zwischen Flandern und der Levante erwähnt, was doch die Preise der Levantischen Waaren so sehr vermindert, und also den Venetianern einen Vorzug vor ihren Nebenbuhlern auf den Flandrischen Märkten verschafft hätte.

Obgleich der größere Theil des Venetianischen Handels Zwischenhandel war, so nahmen doch die eigenen Fabricate einen sehr großen Theil daran, sowohl in der Land- als Seeausfuhr; des Salzhandels nicht zu gedenken. Die bedeutendsten derselben waren Waffen, Wachs, und besonders Seidenzeuge und Glaswaaren, und in Bezug auf diesen Theil der Betriebsamkeit leuchtet die Zweckmäßigkeit der Venetianischen Staatswirthschaft zum Theil auf den ersten Blick ein. Kein Gewerbe wurde durch einen besondern Schutz, z. B. durch Ausschließung fremder Fabricate begünstigt, sondern höchstens durch erschwerte Ausfuhr und begünstigte Einfuhr der rohen Stoffe; es fiel z. B. dem Staate nicht ein, zu Gunsten der inländischen Wollarbeiter, Französische und Flandrische Tücher, die nun einmal in der Levante vorgezogen wurden, durch Einfuhrzölle zu drücken. Dagegen wurde aber auch kein Gewerbe mit Abgaben belastet, sondern alle waren nur beschränkt durch die Silbeneinrichtungen, die man zur Behauptung des Credits im Auslande durch gute Waare für nöthig erachtete, und die es auch seyn mochten, da noch viel mehr wie jetzt die mechanischen und chemischen Proceduren der verschiedenen Gewerbe Geheimnisse waren, ohne deren Kenntniß der

Ueingeweihte keine gute Waare liefern, sondern nur dem Ruf des Gewerbes schaden konnte. So konnten also in Venedig keine erzwungene, erkünstelte Industriezweige aufkommen und die vorhandenen gediehen bloß durch wirkliche Ueberlegenheit über fremde Nebenbuhler. Sollten wir aber angeben worin die Hauptursache der Blüthe des Handels und der Industrie und dadurch der Macht Venedigs lag, so wäre es dieß, daß alle Erwerbszweige entweder ganz frey oder doch nur mit höchst unbedeutenden Abgaben belegt waren. Sehen wir dagegen wie das Hauptverdienst oder wenigstens der Hauptzweck unserer neuern Staatsverwaltungen zum Theil noch jetzt darin besteht, jeden Erwerbszweig auf möglichst vielfache Weise mit Abgaben zu belasten, wie unsere Finanzminister ihren schönsten Ruhm darin gesucht haben, an dem Patienten immer und immer noch eine Stelle aufzufinden, die die Möglichkeit eines Aderlasses, Raum für einen Schröpfkopf darbietet, so müssen sich wohl einige Zweifel an der Unfehlbarkeit unserer Civilisation, oder vielmehr einige Erklärungen für deren in so vieler Hinsicht traurige und dem Anscheine nach kaum heilbare Resultate aufdrängen. — Als eine der Hauptursachen der ins ungeheure vermehrten Ausgaben und Auflagen hat man die stehenden Heere angegeben, allein man darf nicht vergessen, daß die Venetianische Kriegsmacht ebenfalls fast ganz aus besoldeten, stehenden Heeren bestand. Was man nun übrigens von den Handelsseinrichtungen der Republik denken mag, die Resultate derselben sprechen laut genug: eine Handelsflotte (im Anfang des 15ten Jahrhunderts) von 3000 Fahrzeugen mit 25000 Matrosen, außer 300 großen Schiffen von 700 Ton-



nen; zu ihrem Schutze waren zu jeder Zeit 45 große Galeeren in See, mit 11000 Seeleuten und Kriegern bemannt. Im Jahre 1421 zählte der Doge Mocenigo mit freudigem Stolze auf: Mailand zahle jährlich an Venedig 1600000 Ducaten, der Verkehr mit der Lombardey belaufe sich auf 28 Millionen Ducaten, allein 84000 Stücke Tuch würden dahin ausgeführt, Zucker für 15000, Sklaven für 30000, Seiden- und Goldzeuge für 25000 u. s. w. Diese Uebersicht eines Handelsgebietes, daß nur einen kleinen Theil des Gesammthandels der Republik ausmache, gibt einen ungefähren Begriff von dem Ganzen, und wir möchten es dem Verf. fast Dank wissen, daß er sich nicht auf ausführlichere Ein- und Ausfuhrtabellen eingelassen hat, um, wie es so oft geschieht, sich und andere zu täuschen. — Nachdem wir der Königin des Mittelmeeres so ausführlich erwähnt haben, erlaubt uns der Raum nicht, dem Verf. in seinen Untersuchungen über die untergeordneten Handelsstaaten mit derselben Ausführlichkeit zu folgen. Auch scheint es ihm selbst bey mehreren nicht gelungen zu seyn, sehr befriedigende Angaben zu finden. So z. B. erfahren wir über die Handelsseinrichtungen der Genueser nichts wesentliches, als daß dem Handel mit dem schwarzen Meere eine eigene Behörde von sechs Mitgliedern, *uffizio di gazaria* vorstand. Einen Begriff von dem Betrag des Genuesischen Handels geben jedoch Thatsachen wie die, daß 1379 eine einzige Galeere eine Ladung von 150000 Ducaten an Werth trug. — Von Pisa erfahren wir zwar wohl daß der Handel mit Africa und Sicilien dem mit der Levante gleich kam, oder ihn sogar übermog, aber nichts Näheres über

die Gegenstände und Einrichtungen jenes Handels. Der unmittelbare Antheil von Florenz an dem Levantischen Handel beginnt bekanntlich erst mit der Erwerbung von Livorno 1421 und seit dieser Epoche erscheinen die Florentiner auch in den Handelsverträgen mit muhamedanischen Fürsten gewissermaßen als Erben der Pisaner, und scheinen anfangs im Kleinen das System periodischer Handelsflotten den Venetianern nachgeahmt zu haben, seit 1480 aber fanden sie es vortheilhafter diesen Zwang aufzuheben. Wichtig für die Florentinische Industrie war schon früher, wie es scheint im dreizehnten Jahrhundert, die Ansiedelung einer halbggeistlichen Bruderschaft von Wollenwebern, der *frati umili*, gewesen. Bekannt ist die große Ausdehnung der Florentiner Wechselgeschäfte.

In Spanien trat Barcelona als Nebenbuhlerin der Italiänischen Handelsrepubliken auf; aber da die Geschichte des Catalanischen Handels nach den Arbeiten eines Capmany wenig Stoff zu neuen Untersuchungen gibt, auch der Verfasser später noch einmal auf den Gegenstand zurückkömmt, so genügt es hier an die fast republicanische Verfassung, deren Barcelona unter ihren Grafen und später unter den Königen von Aragon genoß, an ihr Consulat de Mar zu erinnern, und zu bemerken, daß wir dennoch auch hier eigentlich wenig Näheres von den Einrichtungen und Maaßregeln wissen, womit man den Handel, die Betriebsamkeit die ihm Nahrung gab, zu befördern suchte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

4. Stück.

Den 8. Januar 1831.

---

Paris.

Beschluß der Anzeige: Histoire du Commerce entre le Levant, et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique; par G. B. Depping. etc.

So ist z. B. kleinlicher Gewerbszwang durchaus keine genügende Erklärung dafür, daß Barcelona nur sehr wenig eigene Fabricate in den Handel brachte; denn jener fand im Mittelalter überall und namentlich wie wir sahen auch in Venedig Statt, und der Verf. sucht sich hier offenbar mit einer Phrase zu helfen. Geringe Zölle und besonders Unabhängigkeit von den Launen und Bedürfnissen eines Hofes erklären die Blüthe des Barcelonesischen Handels am besten, und er verfiel als diese Vortheile nach und nach verloren gingen. Dieser Handel blieb hauptsächlich Zwischenhandel.

Große Aehnlichkeit mit der Lage und dem Handel von Barcelona finden wir in demjenigen von Marseille. Diese alte Colonia der Griechen hatte

auch während der Völkerwanderungen eine Spur von Handel und Municipalverfassung und auch unter der Herrschaft der Grafen von Provence bis ins 14te Jahrhundert eine fast republicanische Unabhängigkeit und Verfassung bewahrt. Auch Marseille lieferte verhältnißmäßig wenige eigene Fabricate in den Handel, sondern war der Stapelplatz der Levantischen Waaren, der Zeuge und Tücher welche in Languedoc, der Picardie und Normandie in großer Menge und Güte verfertigt wurden. Das Bestreben, die Ausfuhr dieser und die Einfuhr jener so viel wie möglich auf eigenen Schiffen zu sichern, ist allerdings in manchen Statuten und Verordnungen sichtbar, doch gestehen wir, daß auch hier die Resultate der Untersuchungen des Verfs. uns nicht befriedigend scheinen. Als eine Merkwürdigkeit führen wir an, daß die im 13ten Jahrhundert gesammelten Statuten von Marseille den Grundsatz aussprechen: auch im Falle eines Krieges zwischen zwey Völkern solle das Eigenthum von Privatpersonen durchaus nicht verletzt werden. Man sieht daraus eigentlich nur, daß Marseille zu den Schwächern gehörte, deren fromme Wünsche in dieser Hinsicht von jeher von den Mächtigen mit Verachtung vernommen würden. Nicht weniger lobenswerth und von wirklicherem Nutzen war ohne Zweifel die durch Verträge mit dem Bischof ausdrücklich gesicherte Freyheit des Cultus für Mahomedaner und Juden. — Ein wichtiger Erwerbsszweig, der zu eigenen Statuten Veranlassung gab, war die Ueberfahrt von Pilgern nach dem gelobten Lande, und fremde Schiffe die deren im Hafen von Marseille an Bord nahmen, mußten ein Drittel der Fracht an die Stadt bezahlen. — Zur Zeit der größten Blüthe des Levantischen Han-

bels von Marseille, im dreizehnten Jahrhundert fanden die Fabricate des Innern von Frankreich auch einige andere, später ganz verschüttete Auswege, so z. B. Nigues mortes und Lates, ersteres in Verbindung mit den weltberühmten Märkten von Beaucaire, letzteres für Montpellier. Auch Narbonne und Perpignan standen in directem Verkehr mit der Levante. Mittelbar von großer Wichtigkeit für den ganzen Handel mit der Levante war La Rochelle der Hauptstapelplatz für die Englische Wolle und Französische Weine. — Nächst den bekannten allgemeinen Ursachen des Verfalls des Handels im Mittelmeer haben auf den Antheil, den die Handelsstädte des südlichen Frankreichs daran nahmen, wohl besonders der allmähliche Verlust der Städteunabhängigkeit, die zunehmende Macht und Einmischung königlicher Beamten in ihre Angelegenheiten verderblich gewirkt. Denn finden wir auch noch 1468 eine königliche Verordnung, wodurch die Einfuhr Levantischer Waaren auf fremden Schiffen verboten wurde, so läßt sich doch leicht denken, wie wenig solche einzelne, vorübergehende Maaßregeln die beständige, auf den unmittelbarsten eigenen Vortheil begründete, immer nahe, alle Localitäten genau kennende Fürsorge der alten Stadtbehörden ersetzen konnte — wie sehr sie durch alle Nachtheile einer verworrenen, verschwenderischen, oft despotischen, oft ganz anarchischen Staatsverwaltung aufgewogen wurden. Mit Recht sieht der Vf. in den von allen Städten, welche Antheil an dem Levantehandel nahmen, in den von ihnen besuchten Häfen errichteten Consulaten, eine Uebertragung und Nachahmung der Handelsgerichte, welche schon unter Römischer Herrschaft die Streitigkeiten der Kaufleute schlichteten, und den Germanischen Sitten

und Ansichten so sehr entsprechend und ihnen gemäß modificiert ins Mittelalter übergangen. Doch scheint uns der Verf. nicht genug hervorgehoben zu haben (obgleich er es andeutet), daß die Entstehung solcher Gerichte ohne Zweifel viel älter ist, als ihre Einrichtung in dieser oder jener bestimmten Form, oder ihre älteste bis auf uns gekommene ausdrückliche Erwähnung, z. B. der Venetianischen *pregadi* im Anfang des 13ten Jahrhunderts, des Consulats in Pisa 1161, des *consulat de mar* in Barcelona 1347. Die förmliche Einrichtung dieses Gerichtshofes durch eine Verordnung des Königs Pedro IV. in diesem Jahre scheint uns in der That ein Rückschritt, ein Zeichen und eine Ursache des Verfalls der Stadtfreyheit und des Handels, die ohne allen Zweifel bey den 1279 zuerst gedachten, von den Kaufleuten aus eigener Mitte erwählten Schiedsrichtern besser berathen waren. Dieser Gegenstand führt den Verf. auf die vielbesprochene, unter dem Namen *Libre de consulat de mar* bekannte, in Catalanischer Sprache verfaßte und im ganzen Mittelmeer gültige Gesetzsammlung. Ohne ausführlich auf diesen Punct einzugehen oder etwas Neues darüber mitzutheilen, erklärt sich der Verf. für die unstreitig wahrscheinlichste Ansicht, daß diese Gesetze, wenigstens ein großer Theil derselben keineswegs zuerst in Barcelona und im 13ten Jahrhundert verfaßt, sondern nur eine Compilation der mit dem Handel des Mittelmeeres selbst ausgebildeten, zum Theil auf Traditionen aus der Römischen Gesetzgebung und insofern wenn man will auch auf die ältesten Seegesetze der Rhodier begründeten Gesetze und Gebräuche seyen. Was nun die Errichtung der Consulate in den Häfen der Levante betrifft, so erklärt es der Verf. (sehr

vernünftig) für eine unnütze Mühe, die Entstehung eines jeden einzelnen Consulats der verschiedenen Handelsstädte genau nachzuweisen, da die erste Erwähnung keinesweges als ein Beweis für die Zeit der ersten Entstehung gelten kann. Diese Einrichtungen lagen so sehr in den Sitten des Germanischen Mittelalters und der Natur der Dinge, daß man ohne weitern Beweis annehmen kann, daß sie gleichzeitig mit dem Handel selbst sich entwickelten; so hatten z. B. einem Statut von Marseille zufolge zehn bis zwanzig Kaufleute dieser Stadt, die sich an irgend einem fremden Orte, oder zu Schiffe befanden, das Recht einen Schiedsrichter unter sich zu wählen. Anfangs war ein solches Gericht vor dem Landesherrn geduldet oder ignoriert; so wie der Handel zunahm, nahm auch der Wirkungskreis des Gerichtes zu und man verschaffte ihm durch Verträge Anerkennung und Schutz von dem Landesherrn. So wie nun aber die Kreuzzüge besonders dazu beytrugen den Handel der Franken in der Levante zu heben, so traten auch während derselben und in den durch sie eroberten Ländern die Consulate bedeutender hervor. — Die Assises von Jerusalem enthalten die Errichtung oder Anerkennung des Handelsgerichtes zu Akre, das aus zwey Franken und vier Syrischen Christen bestand, und dem sowohl Franken als Syrer und Juden unterworfen waren. Dieß Gericht scheint sich jedoch bald wieder in die Consulate der einzelnen Stadtgenossen zersplittert zu haben; denn jede Stadt, die nur irgend in unmittelbarem Verkehr mit der Levante stand, hatte, man könnte sagen *ipso facto*, ihr Consulat; freylich eben so vorübergehend und untergeordnet wie dieser Verkehr selbst, z. B. der von Nigues mortes, Marbonne u. s. w.

Am bedeutendsten erscheinen wie sich denken läßt die Venetianischen Consul oder Baili, in den größern Plätzen, wo sie mit äußerem Glanz und Würde auftraten, eine bestimmte Besoldung, zwey Nobili als Beyfizer, Trabanten zc. hatten. Auch die Genueser blieben wenig hinter ihnen zurück und der Podesta von Pera wurde als einer der ersten Vasallen des Griechischen Kaiserreichs angesehen. — Uebrigens sind in allen Verträgen die mit Griechischen, Fränkischen, Tartarischen oder Mohamedanischen Fürsten wegen der Consulate geschlossen wurden, die Hauptpunkte dieselben: Vorbehalt der Criminaljustiz und der Streitigkeiten mit Eingebornen, aber freye Gerichtsbarkeit in allen Streitigkeiten der Landsleute, Aufsicht über das Innere der fonda alsondega oder des Khans. Diese Fondas waren Gebäude die den Kaufleuten einer Station oder Stadt zu Wohnung und Waarenlager dienten; gewissermaßen Colonien inmitten der fremden Städte, nach Umständen auch wohl die Gestalt und den Zweck einer Burg einnehmend, z. B. Pera; unter mächtigen Herren aber, z. B. in Alexandria, auch eben so oft fast zum Gefängniß erniedrigt, wo — wie in unsern Tundelstraßen — jeden Abend die Bewohner eingesperrt und von Mohamedanischen Hütern bewacht wurden.

Das achte und neunte Kapitel handelt von den Verträgen mit fremden Fürsten und Herren, Griechischen, Tartarischen, Türkischen, Arabischen, Fränkischen, Berberischen, wodurch die Handelsstädte ihre Interessen in der Levante und an der Nordküste von Africa zu sichern suchten, und zwar der Reihe nach von den Verträgen einer jeden der bisher erwähnten Städte. So wichtig dieser Gegenstand ist und so viel Abwech-



selung er zeigt durch die beständigen Bemühungen nach jeder durch eigene oder fremde Schuld herbeigeführten Störung neue Verbindungen anzuknüpfen, durch die unermüdlige Thätigkeit und Kühnheit, womit auch die unbedeutendste Stadt jede günstige Gelegenheit benutzte um in ihrem eigenen Namen aufzutreten und, gleich den mächtigsten, Rechte zu erwerben; so entsteht doch auf der andern Seite eine gewisse Einförmigkeit dadurch, daß der Zweck und Inhalt dieser Verträge fast immer wesentlich derselbe ist und sich auf dieselben Gegenstände die Rechte der Consulate, der Fondaß und die Ein- und Ausfuhrzölle beziehen. Sehr selten wurden auch die Rechte und Vortheile die dem Einem eingeräumt worden waren, Andern verweigert; denn eine Ausschließung aller Nebenbuhler von dem Herrn des Landes zu erzwingen, dazu war keine dieser Städte stark genug, um so weniger da sich sogleich alle Andern mit Jenem vereinigt hätten. Sie mußten sich daher begnügen, sich unter einander selbst anzufeinden, und wo der Landesherr es zuließ, fehlte es nicht an blutigen Kämpfen, indem die Kaufleute einer Stadt die Fonda der andern angriffen und zerstörten und die Segner verjagten, während ihre Schiffe sich auf allen Meeren mit gränzenloser Erbitterung verfolgten und bekämpften. — Auf einzelnes einzugehen erlaubt uns der Raum nicht, doch können wir nicht umhin ein auffallendes Beyspiel anzuführen von der Art wie jeder Umstand zur Förderung der Handelsinteressen benutzt wurde. 1380 erhielt ein edler Genuese, Megollo Pescari, einen Backenstreich von einem Günstling des Kaisers von Trebizonde Alexis, und da dieser ihm Genugthuung weigerte, rüstete er zwey Galeeren aus und verwüstete die Küsten des Reiches, bis der Kaiser

sich erbot seinen Günstling auszuliefern. Der Genuese verwarf diesen Antrag mit Verachtung und der Erklärung: an einem Weibe wolle er keine Rache nehmen; dagegen zwang er den Kaiser den Genuesen neue Handelsvortheile einzuräumen. — Merkwürdig scheint uns auch der Vertrag wodurch Ancona sich 1257 Handelsvortheile in Palästina erwarb und dagegen dem Königreich Jerusalem mit funfzig Reissigen zu dienen verspricht.

Das zehnte Kapitel handelt von den Hindernissen und Schwierigkeiten, welche der Handel in der Levante fand. Verbote und Bannflüche der Päpste gegen den Verkehr mit den Ungläubigen, besonders aber gegen die ihnen zum großen Nachtheil der Kreuzzüge und der Christenheit geleisteten Zufuhr an Waffen, Kriegs- und Schiffsbedürfnissen aller Art und gegen den Menschenhandel nach Aegypten, wurden selten beachtet, leicht durch Dispensationen umgangen. Aber dieser Triumph des kaufmännischen Eigennuzes über die Interessen der Christenheit regte einige heftige Eiferer auf, so z. B. Marin Sanuto und Raimund Lull, deren ausführliche Vorschläge zur Vertreibung der Mohamedaner aus Syrien und Aegypten, wirklich großartige und keinesweges unausführbare Ansichten enthalten: Vernichtung der Macht des Aegyptischen Sultans durch Aufhören aller Zufuhr von Sklaven, Waffen, Schiffbauholz u. s. w. — seiner von Böllen abhängigen Finanzen durch unmittelbaren Verkehr mit Indien durchs Innere von Asien, gesichert durch Verträge mit den Mongolen — Errichtung einer Flotte zur Handhabung dieser Maßregeln, wozu ja die militärischen Orden den Keim enthielten. — Zu den wichtigsten Hindernissen des Handels gehörten ohne Zwei-

fel die Streitigkeiten und Kämpfe der Handelsvölker unter einander, besonders der Genuesen gegen Pisaner, Catalanen und Venetianer — oft auch der Uebermuth dieser nicht selten als Seeräuber oder geradezu als Eroberer auftretenden Kaufleute. Hierher gehört denn auch der abenteuerliche Zug einer Handvoll Catalanier, die in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts der ganzen Macht des Griechischen Kaiserthums trogten. — Gleiche Gewaltthatigkeiten, zuweilen Vergeltungen von Seiten der Landesfürsten, besonders des Sultans von Aegypten, der fanatische Christenhaß der Mameluken brachte den Handel oft sehr ins Gedränge.

Das elfte und zwölfte Kapitel enthält bekanntere Gegenstände, doch nicht ohne lehrreiche zum Theil wenig bekannte Einzelheiten. Dieses die Türkischen Eroberungen und ihre Folgen auf den Handel, jenes die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und die dadurch herbegeführte gänzliche Umwälzung in dem Handel und durch ihn in der Civilisation Europas. Der Raum zwingt uns jedoch diese Anzeige zu schließen, mit der Hoffnung, daß der Verfasser seine Untersuchungen auf diesem Gebiete fortsetzen und besonders der Geschichte des Handels und der Betriebsamkeit der Französischen Städte im früheren Mittelalter seine Aufmerksamkeit schenken möge, wozu es ihm nicht an Gelegenheit und Mitteln aller Art fehlen kann, so weit die Quellen sich überhaupt noch erhalten haben.

## M a r b u r g.

Lehrbuch der historischen Propädeutik und Grundriß der allgemeinen Geschichte, zum Gebrauch bey academischen Vorlesungen entworfen von Dr. Friedrich Rehm. 1830. 122 S. in 8.

Der als Lehrer der Geschichte und Schriftsteller verdiente Herr Professor Rehm, erwirbt sich durch dieses Lehrbuch, wovon wir den Inhalt angeben wollen, ein neues Verdienst, da es auch für andere sehr brauchbar seyn wird. Nachdem im ersten Abschnitt der Begriff der Geschichte bestimmt worden, folgen in dem zweyten die historischen Elementarwissenschaften. Der Verfasser rechnet zu diesen 1. die Chronologie, von welcher nach den nöthigen Vorkenntnissen die einzelnen Aeren bestimmt und erläutert werden. 2. Die Geographie, des Alterthums, des Mittelalters, der neueren Zeit. 3. Die Ethnographie, Abtheilung der Völker nach Rassen und Lebensart. 4. Genealogie. Historische Tabellen. Der dritte Abschnitt umfaßt die historischen Hülfswissenschaften, Sprachkunde, Philosophie. Der vierte Abschnitt: Historische Forschung (Historioma-thie): 1. Critik. 2. Quellen, Traditionen, Monumente, schriftliche Denkmäler jeder Art. Fünfter Abschn. Historische Kunst (Historiographie). Nach mehreren sehr treffenden Vorerinnerungen, Bemerkungen über historische Auswahl, Anordnung, und Stil oder Darstellung. Der sechste Abschnitt: Geschichte der historischen Forschung und Kunst, mit Anführung der vorzüglichsten Geschichtsschreiber. — Wir haben diese einzelnen Abschnitte aufgezählt, um den Lesern einen Ue-berblick des Inhalts zu geben. Man wird nicht

leicht etwas darin vermiffen, was hier erwartet werden konnte. Nur hätten wir gewünscht, daß es dem Verfasser beliebt hätte, den Begriff der pragmatischen Geschichte zu bestimmen, da dieser so oft falsch gefaßt wird, wenn man darunter ein vages Raisonnement über Geschichte versteht. Pragmatische Geschichte ist aber nichts anders als Darlegung der Geschichte in ihrem Zusammenhange, so weit dieser von so beschränkten Wesen, als wir sind, erforscht werden kann. Daß dadurch, nicht aber durch die bloße Angabe von Thatsachen, wie wir es so oft von denen behaupten hören, die, wie sie sagen, kein Raisonnement in der Geschichte wollen (als wenn Erforschung und Darlegung des Zusammenhangs der Begebenheiten nicht auch Raisonnement wäre!) die Geschichte erst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben wird, ist für jeden denkenden Menschen so klar, daß es keines weiteren Beweises bedarf. Allerdings steckt dieses auch in dem was der Verf. in dem Abschnitt über die historische Kunst so schön sagt: wir hätten nur gewünscht, daß er den Begriff selbst recht klar gemacht hätte. Sonst enthält jeder Abschnitt diejenigen Erörterungen und Bestimmungen die hier nöthig waren, und auch eine ausgesuchte Literatur ist jedem beygegeben.

Hn.

B r e s l a u.

Verlag von F. D. Gräson, 1830: Anatomische Demonstrationen, oder: Sammlung colossaler Abbildungen aus dem Gebiete der menschlichen Anatomie. Zur Erleichterung des Unter-

richts und der Selbstbelehrung. Besorgt von Wilhelm Seerig. 40 S. in 8. und 4 Stein-  
drucktafeln in Fol.

Der Werth der anatomischen Abbildungen, die in der neuern Zeit in so großer Menge erschienen sind, ist sehr verschieden. Die meisten sind nicht nach Präparaten verfertigt, sondern sind nur Copien anderer Abbildungen, wobey der Herausgeber einen beträchtlichen Zeitaufwand vermeidet, und der Preis natürlich viel mäßiger werden muß. Da jedoch der Künstler, besonders wenn er in dergleichen Arbeiten noch nicht viel Übung hatte, statt die Natur zu erreichen nur das vorliegende Bild wiederzugeben strebt, so entfernt sich die Copie immer mehr als das Original von der Natur, und die Vergleichung zeigt leicht, daß wenn auch manche Copien sich durch ihren künstlerischen Werth empfehlen, dieselben doch in der Treue des Ausdrucks mangelhaft sind. Wenn es nun bloß darauf ankömmt, dem Studierenden das Repetieren der Anatomie zu erleichtern, so sind freylich auch solche Abbildungen nützlich, keinesweges aber ist Ref. der Meinung, daß schlechte oder mittelmäßige Kupfertafeln für den Anfänger in der Anatomie die Stelle der guten ersetzen. Einen ungleich höhern und wahrhaft wissenschaftlichen Werth haben aber die Abbildungen, die nach eigenen neuen Präparaten verfertigt sind, selbst abgesehen davon daß die meisten derselben nicht einer bloßen Speculation, sondern dem rühmlichen Streben, die Wissenschaft dauernd zu fördern, ihren Ursprung verdanken, und daß der Künstler in der treuen Nachahmung der Natur selbst eigenen Ruhm sucht. In dieser Rücksicht kann Ref. nicht um-

hin die so zweckmäßig eingerichteten, und ausnehmend schönen und getreuen anatomischen Abbildungen, die durchaus nach eigends dazu verfertigten Präparaten von unserm Herrn Hofrath Langenbeck herausgegeben sind, als Muster zu erwähnen. — Die vorliegenden Steindrucktafeln des Herrn S. sind nicht nach eigenen Präparaten verfertigt, sondern in der Absicht den in der Anatomie weniger gut vorbereiteten jungen Leuten auf eine leichte und wohlfeile Art zu Hülfe zu kommen, aus andern Werken entlehnt. Um der größern Deutlichkeit willen wurde das vergrößerte Format gewählt. Die erste Tafel stellt die Gesichtsnerven, welche unmittelbar unter der Haut liegen nach Meckel dar; die zweyte enthält den Verlauf des nervus trigeminus nach Bock, mit einigen Abänderungen, die recht paßlich sind. Die dritte enthält Abbildungen des Hörorgans nach Sömmerring. Auch auf der vierten Tafel sind Theile des Hörapparats, außerdem aber einige Theile des Auges nach Haller abgebildet. Der Steindruck ist im Ganzen recht gut.

H . . . st.

### P e s t h.

Gemählde von Ungern von Johann von Chaplowicz. Erster Theil 345 Seiten. Zweyter Theil 332 S. in 8. 1829.

Der Ausdruck Gemählde bezeichnet hier eine statistische Beschreibung, in so fern man diesen Ausdruck in seinem weitern Sinne nimmt. Ungarn, heißt es im Anfange, sey Klein Europa, indem es fast Alles in sich vereinigt, was das

übrige Europa aufzuzeigen hat. Allerdings ist dieß in einem gewissen Umfange wahr; allein die Ausführung davon, öfter in das spielende fallend, nahm uns anfangs etwas gegen das Werk ein, wiewohl diese Fehler nachher vermieden sind. Das ganze Werk zerfällt in acht Abschnitte. In dem ersten geht der Verfasser von der Geographie des Landes aus, wobey besonders auf die physischen Merkwürdigkeiten Rücksicht genommen ist. Der zweyte Abschnitt enthält die Eintheilung nach Comitaten, Bezirken, Städten und Dörtern. Der dritte die Bewohner nach ihrer Abstammung und Lebensart. Die Volkszahl, mit Einschluß der Nebeländer, Croatiens, Slavoniens und der Militairgränze wird auf zehn Millionen angegeben, und beträgt also ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung der gesammten Monarchie. Bey der Lebensart bleibt nicht unbemerkt, welche Veränderung darin unter den höheren Ständen die Papiergeldepoche durch den erhöhten Luxus bewirkt habe. Der vierte Abschnitt gibt über die Religion, die bestehende Hierarchie und kirchliche Einrichtungen Nachrichten. Der fünfte, der letzte dieses Bandes, über Literatur, Wissenschaften und Künste. Das zu Pesth gegründete Nationalmuseum hat diesem zufolge bereits einen Fonds von mehr als einer Million Gulden. Auch die Universität in Pesth ist eine der reichsten. Sie hat 49 Professoren, 4 Adjuncten und 9 Assistenten. Die Zahl der Studierenden belief sich auf 985; die Bibliothek ist über 60,000 Bände stark. Auch über die protestantischen Lehranstalten werden Nachrichten gegeben. Wie unwissend und ohne Unterricht die große Volksmasse sey, verschweigt auch



der Verfasser nicht. Eine sehr angenehme Zugabe zu diesem Bande ist eine ethnographische Charte Ungarns und der Nebenländer (außer Siebenbürgen), auf der die Wohnsitze der verschiedenen Völkerstämme, der Ungern oder Madjaren, der Deutschen, Ruthenen, Walachen, Croaten und Servier durch die Illumination unterschieden sind. Die der Madjaren nehmen das Innere ein; um sie herum die der andern; nur die Deutschen haben sporadisch zwischen den Madjaren auch einzelne Wohnsitze. — Der zweyte Theil handelt in Abschnitt VI. zuerst von der Industrie, Landwirthschaft sowohl als Handel, wohin auch besonders der Weinhandel gehört, da die Nachbarländer großen Theils mit Ungernschen Weinen versehen werden. Das Vaterland des berühmten Tokaiers beträgt nicht über 5 bis 6 Quadratmeilen. Der ganze Ertrag wird auf 160,000 bis 180,000 Eimer geschätzt, wovon nur ein kleiner Theil zum Ausbruch verarbeitet werden kann. Der VII. Abschnitt handelt von der Verfassung, die hinreichend bekannt ist; und der VIII. und letzte von Nationalgebräuchen und Festen. Die Gastfreundschaft des Adels ist unbeschränkt; manche der großen Guttsbesitzer dulden keine Wirthshäuser, damit ihnen ihre Gastfreundschaft nicht beschränkt werde. Gewiß kein anderes Asiatisches Volk hat sich in Europa so veredelt als die Ungern; möge denn nur keine blinde Vorliebe für das Bestehende ein Hinderniß für nothwendige Reformen seyn!

## K ö n i g s b e r g.

Die Ankündigung einer Schulfeyer daselbst durch den Herrn Director Struve, dessen grammatische Untersuchungen über Herodot's Sprachgebrauch wir früher angezeigt haben, ist dießmal begleitet von einem Aufsatz des Lehrers Herrn Gryczewski: de substantivis Latinorum deminutivis. 1830. 12 Seiten in Quart. — Die Bildung der lateinischen Deminutiva wird darin auf folgende Regeln zurückgeführt: 1. Die Deminutiva behalten stets dasselbe genus als das Stammwort. 2. Zusammengesetzte Substantiva haben nie ein Deminutivum. 3. Kein Substantivum Deminutivum das auf us endet ist ein Femininum. 4. Die Masculina der ersten Declination die sich auf a endigen, bilden auch nur Deminutiva mit gleicher Endung. Hierauf werden die lateinischen Deminutiva nach ihren Endungen durchgegangen, die auf ulus und ula, auf culus und cula; auf ellus und cellus; auf unculus und uncula. Von jedem werden die Regeln angegeben, und durch zahlreiche Beyspiele erläutert. Wie zweckmäßig und verdienstlich solche specielle Spracherörterungen für Schulschriften sind, ist schon bey anderer Gelegenheit von uns bemerklich gemacht.

Sn.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 10. Januar 1831.

G ö t t i n g e n.

Conradi Joannis Martini Langenbeck  
Icones anatomicae. Neurologiae Fasciculus I.  
Tabulae aeneae XXXIV. Fasciculus II. Ta-  
bulae aeneae XI. Fasciculus III. Tabulae ae-  
neae XXIX. Angiologiae Fasciculus I. Ta-  
bulae aeneae XI. Sumtibus auctoris. Pro-  
stant in libraria Dieterichiana. Fol. max.

Dies ist nach den trefflichen Hallerschen Icon-  
anatom. das zweyte große anatomische Kupfer-  
werk, was von Göttingen nicht allein ausgeht,  
sondern auch durch die Neuheit der Darstellun-  
gen durchaus als Original von der Hand des  
Herausgebers geschaffen worden ist. Der Verf.  
hat keinem Anatomen sein Eigenthum geraubt,  
keine Copien gegeben, dessen sich die neueren  
anatomischen Kupferwerke nicht rühmen können;  
und bedeutende Summen verwandt. Um so  
strafbarer ist das Plagium anatomicum, was  
der Professor Weber in Bonn begangen hat;  
der die schönen Abbildungen vom Hirne aus  
dem ersten Fascikel der Neurologie geraubt und

seinem anatomischen Atlas — einer Niederlage von Gütern, die Sömmerring, Rosenmüller, Liedemann, Bock, Reil, Waltherr, Caldani, Gall u. m. a. entwandt worden sind, und noch entwendet werden sollen — einverleibt hat, wo sie noch dazu so bejammernswerth verunstaltet dastehen. Die Sache ist allerdings stark! Was wird das für Folgen haben? Jeder muß sich scheuen mit seinem Eigenthum hervorzutreten, und so wird die Wissenschaft leiden. — Wenn bey vorliegendem Opus archetypum die Triebfeder: 'Valet amor rei' war, so magß bey dem Copieren wohl heißen: 'Valet amor pecuniae'. Der erste Fascikel der Neurologie enthält Abbildungen vom Gehirne, von Eberlein (ausgenommen Tab. VI, V. VI. VII. IX. X. XI., welche von Riepenhausen gezeichnet worden sind) gezeichnet, und von Coutant gestochen. Tab. I. stellt das Hirn und das Rückenmark von der dura Mater bedeckt von hinten dar. — Tab. II. gibt die nämliche Ansicht nach weggenommener dura Mater. — Auf Tab. III. sind die Basis encephali und die Medulla spinalis zu sehen. Auf Tab. IV — XVII sind die verschiedenen Provinzen des Gehirnes topographisch gezeigt worden. — Auf Tab. XVII — XXXIV findet man die Structur des großen und des kleinen Gehirns. — Die Abbildungen des zweyten Fascikels sind von Eberlein gezeichnet, von Vogel d. j., Riepenhausen und Schleich gestochen. — Tab. I. zeigt den Abgang der Nerven von der Medulla spinalis, und den Uebergang zu den Extremitäten. Tab. II. enthält einen Kopf, woran der Ursprung und Verlauf der Hirnnerven zu sehen ist. — Auf Tab. III — VI. sind einige von den Hirnnerven besonders abgebildet. — Auf Tab. VII. sind die Gesichtsz-, Hals- und Armnerven angezeig- ben. — Tab. VIII. zeigt den Ursprung und

die Verbindung des Nervi sympathici mit der Medulla spinalis. — Tab. IX und X zeigen die Nerven der Zunge, des Larynx, der Lunge und des Herzens. — Auf Tab. XI. ist der Verlauf des Nervi sympathici magni vom Abducens und Vidianus bis zum Ganglion coccygeum, in Verbindung mit den Hals-, Brust-, Unterleibs- und Armnerven abgebildet worden. — Die Abbildungen des dritten Fascikels hat Eberlein gezeichnet, gestochen sind sie theils von Vogel, Rippenhausen, Grape, Heß und Eberlein. — Tab. I. stellt die Nervi molles, die Plexus im Thorax, Unterleibe und Becken dar. — Auf Tab. II und III sind Theile, die auf Tab. I. im Zusammenhange gegeben, einzeln dargestellt worden. — Tab. IV. V. VI. VII und VIII. enthalten die Nervi lumbales und sacrales mit ihrem Uebergange zur untern Extremität. — Auf Tab. IX sieht man die Nerven des männlichen Perinaei, auf Tab. X. die des Penis, auf Tab. XI. die des weiblichen Perinaei und auf Tab. XII die Nerven des Uterus. — Tab. XIII u. XIV enthalten die Armnerven. — Auf Tab. XV sind der Nervus cervicalis primus, secundus und tertius abgebildet. — Tab. XVI zeigt die Verbindung des Sympathicus mit dem Vidianus und dem Oculomotorius. — Auf Tab. XVII findet man die Nervi dentales, das Ganglion petrosum, den Nervus Jacobsonii, die Verbindung des Sympathicus magnus mit dem Vidianus, dem Abducens und dem Nervus Jacobsonii, und die Anastomose des Facialis mit dem Vidianus. — Tab. XVIII zeigt die Verbindung des Sympathicus mit dem Ramus Jacobsonii und dem Ganglion ciliare. Auf Fig. 1 und 2 sieht man den Nervus centralis retinae. — Auf Tab. XIX sind die Aeste des ersten Nervenpaares am Septo narium und die

Nerven der Schleimhaut dieser Scheidewand in Verbindung mit den Ästen in der Schleimhaut des Mundes dargestellt worden. — Tab. XX gibt eine Ansicht von der Ausbreitung des ersten Astes des fünften Nervenpaares. — Eine Tabula addititia enthält Darstellungen von der Decussation der Sehnerven, dem Ursprunge des ersten und sechsten Nervenpaares und von den Gefäßen der Nerven. — Auf Tab. XXI u. XXII sind die Nerven der Nasenhöhle, auf Tab. XXIII der Nasociliaris und auf Tab. XXIV das Ganglion an der innern Fläche des dritten Astes des fünften Paares abgebildet. — Tab. XXV. XXVI. XXVII und XXIX geben Ansichten von allen Nerven des Gehörorgans. — Mit diesem Fascikel ist die Neurologie geschlossen. — Tab. I des ersten Fascikels der Angiologie stellt eine aus drey Theilen bestehende große Figur dar, woran die Arterien des Gesichtes, Halses, die Mammaria interna, mit der Epigastrica anastomosierend, und die Arterien der Extremitäten zu sehen sind. — Auf Tab. II sieht man an einer Figur die tiefer liegenden Arterien des Gesichtes, Halses, die Becken-, Unterleibs- und Brustschlagadern. — Tab. III. gibt noch eine besondere Ansicht von den Arterien am Halse. — Auf Tab. IV ist der Verlauf der Vertebralis zu sehen. — Tab. V gibt eine Ansicht von der Lage der Carotis in dem Trigonum zwischen dem Sternocleidomastoideus, Omohyoideus und Digastricus, von der Lage der Subclavia am äußern Rande des Scalenus anterior. Zugleich sind die Intercostales und die Coelica abgebildet. — Auf Tab. VI sieht man den Verlauf der Mesaraica superior und auf Tab. VII den der Coelica sinistra. — Tab. VIII stellt die Ausbreitung der Aorta von hinten nach oben und nach unten dar. — Tab. IX.

enthält eine Ansicht des Herzens, der Gefäße am Halse und in der Basis cranii von hinten. Sämmtliche Abbildungen sind von Eberlein gezeichnet und von Riepenhausen, Grape und Heß gestochen.

### E b e n d a s e l b s t

1830, bey Dieterich, X und 128 S. gr. 8. Bemerkungen und Hypothesen über die Inscriptionenreihen der Pandectenfragmente. Ein rechtsgeschichtlicher Versuch von Dr. Stli. Aug. Reimarus.

Es sind nun zehn Jahre, daß der jetzige Herr Prof. Blume über die Ordnung der Fragmente in den einzelnen, versteht sich, freylich nur größern, Digestentiteln eine Entdeckung bekannt machte, von welcher wenigstens der Unterz., dem sie zufälliger Weise etwas früher mitgetheilt worden war, glaubte, Ant. Augustinus und Cujas würden sich sehr gefreut haben, sie entweder selbst zu machen oder auch nur sie von einem Andern zu lernen. Den lebhaftesten Antheil daran hat vor dem Publicum wohl der Unterz. genommen, theils in einem Aufsatze für die Französische Themis, der denn freylich wenig deutschen Lesern bekannt werden konnte, theils denn aber doch auch in seinem Lehrbuche der Digesten, welches allerdings nicht Das enthält, wodurch gar manche ungefähr gleichnamige Bücher so sehr gangbar geworden sind, wovon aber doch schon vor einiger Zeit eine zweyte, wesentlich vermehrte, Auflage erschienen ist. Die Erwartung aber, daß unsere beliebtesten civilistischen Schriftsteller, oder was vielleicht noch wünschenswerther gewesen wäre, die Docenten, deren Ansichten aus den ihnen nachgeschriebenen Heften sich fast noch weiter verbreiten, viel Rück-

sicht auf die drey oder, wie man allenfalls auch sagen könnte, auf die vier Blume'schen Reihem nehmen würden, nicht sowohl um zu wiederholen was schon gesagt worden war, als vielmehr um es zu berichtigen und weitem Gebrauch davon, besonders für die so äußerst dürftige Geschichte der Bearbeitung des Römischen Rechts durch die classischen Juristen selbst und ihre Nachfolger bis auf die Compileren, zu machen, ist bisher durchaus noch nicht in Erfüllung gegangen. Um so erfreulicher ist es denn also, in der gegenwärtigen Schrift einen Anfang zu Dem, was man schon lange gewünscht hatte, zu finden. Herr Doctor Reimarus, der mit den in der gelehrten Welt so bekannten Männern seines Namens fast gar nicht zusammenhängt, ein Landsmann und hiesiger Universitätsgenosse von Blume, auch noch zugleich mit Diesem, aber noch immer, Advocat in Hamburg, hatte Diesem nach in Vorlesungen noch Nichts von Blumens Entdeckung hören können. Daß er aber auch nachher von ihr 'lange Zeit eine uur dürftige Notiz hatte', ist gewiß kein so seltenes Beyspiel, als die Freymüthigkeit, mit der er es gesteht; der Unterz. freut sich aber, daß gerade er es war, der diesen Bearbeiter dazu veranlaßte, es zu werden, so wie dieß früher bey Hn. Zur Nedden der Fall gewesen ist, mit welchem sich Hr. Dr. R. in manchen Zusammenstellungen begegnet, ohne etwas von Dem zu wissen, was erst in der zweyten Ausgabe des Lehrbuchs der Digesten hinzugekommen ist, ein Umstand, welcher auch wohl verdient, ausgehoben zu werden, da er bey weitem nicht bloß bey unserm Verf. vorkommt. Ungleich seltener, kann man auch hier sagen, ist der Umstand, daß der Verf., um sein Buch auszuarbeiten, den Aufenthalt bey unserer Bibliothek seinem gewöhnlichen vorgezogen hat.



Sehr richtig unterscheidet er bey Blume die Entdeckung selbst und die Erklärungsart. Gegen Erstere läßt er zwar im ersten Kapitel einen Anti-Blume auftreten, welcher so weit geht, die Annahme der drey Reihen mit einer bey der Folge der Loose in einer Ziehungsliste zu vergleichen, weil ja doch auch dort Abweichungen seyen, mit Hülfe von welchen sich selbst bey etwas so ganz Zufälligem Vieles entschuldigen ließe. Im zweyten Kapitel wird nun gegen die Annahme von drey gleichzeitigen Commissionen die Einwendung ausgeführt, welche auch der Unterz. von jeher für unbeantwortlich gehalten hat, daß auf diese Art gar viele Arbeit hätte gethan werden müssen, die nachher bey der Vergleichung überflüssig erschienen wäre, weil zwey oder gar alle drey Commissionen dieselben Sätze ausgezogen hätten. Das Wichtigste, das, womit sich, außer den zwey ersten Bogen, die ganze Schrift beschäftigt, und worin der Vf. einen, man kann wohl sagen, ungeheuern Fleiß bewiesen hat, ist denn das dritte und letzte Kapitel, dessen Hauptgedanke darin besteht, zum Behufe der Institutionen, von denen man nicht weiß wie früh Justinian befohlen habe, sie zu verfertigen, und bey denen sich der Vf. erlaubt, anzunehmen, sie seyen eben so früh angefangen worden, als die Digesten, hätten die Compileren die Sabinus- und die Edicts-Reihe ausgezogen, wie sich dieses aus der Vergleichung der Institutionen von Gajus mit Justinian's Institutionen ergibt. S. 92 macht er sich selbst die Einwendung, daß zu den Institutionen, wie wir sie nun haben, bey weitem keine so mühsame Vorbereitung erfordert wurde. Er sucht aber, durch allerley Möglichkeiten die Thatsache zu erklären, daß die zwey ersten Massen doch unleugbar viel mehr in unsern Digesten mit einander verarbeitet sind, als die Papinianusmasse. Bez-

tere sey nun eigentlich für die Digesten excerpiert worden, und erst später habe man sich die Bequemlichkeit gemacht, die für die Institutionen angelegten Excerpte auch für die Digesten zu brauchen und was für diese bestimmt war, nur als Anhang damit zu verbinden. Was ihm dabey als eine Art Beleg höchst erwünscht ist, sind die Worte der const. Tanta §. 9 (12): ut primum separari coepit, welche er von zweyerley getrennten Excerpten, den einen für die Institutionen und den andern für die Digesten verstehen will, wogegen sich freylich Mehreres einwenden läßt, namentlich daß ja auch der Constitutionen-Codex zu den tribus voluminibus gehöre, auf welche sich diese Worte ausdrücklich beziehen, ob er gleich zu den drey Jahren, in welchen das Ganze verfertigt worden seyn soll, nicht besser paßt, als manches Andre, was aus Justinian's Kanzley auf uns gekommen ist.

Ließe sich also der hier bemerkte, sowohl was die Menge, als was die Stellung der Fragmente und die Verarbeitung betrifft, wohl unleugbare Unterschied der zwey ersten Reihen von der Papinianus- und, man kann nicht immer sagen Post- sondern auch zuweilen Ante-Papinianum, also wohl eher Cum-Papiniano-Reihe nicht einfacher so erklären, man war in dem Auszeichnen von Stellen für die Digesten noch nicht bis an diese Zugabe gekommen, als die Institutionen verfertigt wurden, und so würde was der Bf. als Ursache ansieht, eher die Wirkung seyn, die Institutionen paßten mehr zu den zwey ersten Reihen, nicht weil man diese für sie ausgezogen und dann für die Digesten benutzt hätte, sondern weil, was für die Digesten damals ausgezogen war, auch für die Institutionen benutzt wurde.

Hugo.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. Stück.

D e n   13. J a n u a r   1831.

---

L e i p z i g.

1828, bey Vogel: Joan. Godofr. Lud. Kosegartenii S. S. theol. doct. ejusdemque et litter. orient. in academia Gryphisvaldensi prof. publ. ord. etc. chrestomathia arabica ex codicibus manuscriptis Parisiensibus, Gothanis et Berolinensibus collecta atque tum adscriptis vocalibus, tum additis lexico et adnotationibus explanata. 547 S. und XXIV S. Borr. in gr. 8.

Schon hat man fast mehr arabische Chrestomathien, Anthologien u. s. w. als griechische oder lateinische. Aber freylich haben jene einen ganz andern Ursprung und andere Bedeutung. Hat ein Universitätslehrer der arabischen Sprache sich mit einer Zahl ungedruckter arabischer Schriftsteller beschäftigt: er glaubt das Wichtigste daraus nicht leichter bekannt machen zu können, als unter einem allgemeinem Namen und nicht ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Anfänger, also auch, bey der Schwierigkeit ein vollständiges Wör-

terbuch zu haben, gewöhnlich mit Hinzufügung eines Specialwörterbuchs. So sehr solche Werke daher auch den Namen von Chrestomathien verdienen mögen: immer haben sie auch einen höhern Werth und fordern eine genauere Critik.

Obige neue Chrestomathie enthält außer einigen aus dem Roman der Tausend und eine Nacht genommenen Erzählungen nur bisher ungedruckte und unbekannte Stücke. Den größten Theil S. 1 — 97 füllen Erzählungen aus den Tausend und eine Nacht, der Geschichte Antara's und ähnlichen belletristischen Schriften späterer Araber. Es folgen einige historische Stücke S. 98 — 150; eine sehr ausführliche und historisch wichtige Erzählung über die Verwaltung der Provinz Sind unter dem Chalif Almansur, aus Thabari's großen Annalen; über den Zug des Empörers Munas gegen Bagdad und den Tod des Chalifen Muftadir, aus einem ausführlichen, von den 'goldenen Wiesen' verschiedenem Werke Masudi's; über die Ankunft und Regierung des ersten fathemitischen Chalifen in Aegypten, Elmoisledinillah, aus Makrizi's Geschichte der ägyptischen Chalifen. Aus Ibn-Challekan's Biographien ist ausgezogen die Lebensbeschreibung Hammad's, eines der berühmtesten mündlichen Erzählers und Dichterkenners; wer sich richtige Begriffe über die Art der Erhaltung der ältern Gedichte im lebendigen Munde der Nachwelt machen will, lese diese merkwürdige Lebensbeschreibung. Daran schließt sich die Lebensbeschreibung einer der berühmtesten Sängerinnen, Assa el maila, aus dem großen Kitab alaghani (Liederbuch), und des Dschemil ben mamer, eines zartfühlenden Dichters aus dem an solchen Dichtern reichen Stamm der Udsriten. Zuletzt S. 151 — 176 eine Sammlung kleinerer Gedichte und Epi-

gramme, von spätern Dichtern in einer gewöhnlichen, leichten Sprache. Es erhellt aus diesem Inhalt, daß die hier gedruckten Stücke zwar nicht denen an Wichtigkeit gleich kommen, welche de Sacy's Chrestomathie enthält: aber doch mit Vorsicht vom Herausgeber so ausgewählt sind, daß alle Fragmente der ältern und schwerern Sprache ausgeschlossen blieben, und diese Chrestomathie als eine Einleitung zu der de Sacy'schen betrachtet werden kann. Sehen wir nun, wie der gelehrte Herausgeber den Text gegeben, und wie er ihn im Glossar und den Anmerkungen erläutert hat.

Der Text ist zwar in dem letzten Theil des Buchs ziemlich rein, und es zeigt sich aus der richtigen Setzung der Vocale, wie wohl der gelehrte Herausgeber im Ganzen ihn verstanden hat: aber in dem ersten Theil besonders hätte er, auch ohne weitere Hülfe von Handschriften, durch vollständige Benutzung aller innern Mittel zu seiner richtigen Verstandniß, sehr oft correcter werden können. So ist ein Hauptmittel, die genaue Beachtung der sehr consequenten und sichern Metra, fast ganz unbeachtet geblieben; oft scheint der Herr Herausgeber das Metrum nicht gesucht zu haben, welches in einem Gedicht herrscht, so wie die rythmischen Gesetze vom Endreim. Es scheint passend hier in einigen Beyspielen die Wichtigkeit der genauesten Beachtung der Metra zu zeigen. In das Metrum Tavail S. 17 paßt unmöglich die Aussprache

نُظِرْتُ; möglich ist nur نَظَرْتُ, wodurch die Ansicht vom Sinn des ganzen Verses (vom Vf. übersetzt S. 546) nothwendig geändert wird. B. 2 ist für بهجر من هاجر, so wie

ني, zu lesen. Das Metrum Munsarich ist S. 48, so wie in dem viermal vorkommenden Verse S. 133 — 137 durch die vom Herausgeber angenommene Aussprache verkannt. S. 49 فاني für فائني zu lesen verlangt das Metrum Chasif. S. 57 passen Punctuation und Lesart wenig zu dem Metrum Camil; einiges ist leicht zu verbessern, wie B. 1 صوانس für صوانس. S. 62 muß nach dem Metrum Tavil der Reim stets in هاجع verändert, B. 3 مقنعا und داعي gelesen werden. S. 67 die seltene Form des Pronomen هذي zu setzen für هذو vergl. S. 147, 8. S. 76 zeigt viele Fehler gegen Metrum und Reim, wie L. 10 gewiß صبيدع و فلازة und تبع, قومه, wodurch sich der Sinn auch bedeutend ändert. S. 88 ist das Metrum Redschez, vollständig mit drey Füßen, so daß jeder einzelne Vers mit dem Reim endigt (de metr. p. 36); die zwey Fehler B. 1 werden durch die einzige, sichere Verbesserung تلتنجين für تلتنجي gehoben; B. 3 ist für ل عند zu lesen, und B. 4 nach dem Reim gewiß الغلب (der Sieg) für العلي; S. 148 ثواء im stat. const., so daß der Sinn sich ändert. Es ist nicht möglich und unnöthig

hier alle übrigen Fehler zu berühren; daß aber ohne die genaueste Kenntniß oder Beachtung der Metra keine arabische Schrift correct und sicher herausgegeben und erklärt werden kann, hat Ref. hier aufs neue an einem großen Beyspiel bestätigt gefunden. Zusammenhängt damit die Beachtung des Reims der sich höher hebenden Prosa, wie die Prosa sich in Reden und in dem spätern affectierten historischen Style zeigt. So ist S. 78, 2 gewiß **الاعد** als Reim zu **الربى** zu lesen; auch sollten im Druck immer die durch den Reim schließenden Redetheile durch größern Zwischenraum getrennt werden, welches an sich passend, und in Handschriften, wie Ref. bemerkt hat, sehr beständig beobachtet wird.

Das Glossar S. 179 — 514 ist zwar, so viel Ref. bemerkt hat, sehr vollständig, und nicht bloß nach Golius und Castellus, sondern auch nach dem Ramus und de Sacy's Hariri bearbeitet: dennoch reicht es zum Verständniß des Texts oft nicht hin, welches um so mehr zu bedauern ist, da 'nach den Grenzen dieses Buchs' die wenigen Anmerkungen nicht bis zur Critik und Erklärung des Textes kommen, auch eine Uebersetzung fehlt. Bey schwierigen Stellen hat Ref. oft vergeblich das Glossar befragt, oft auch die in der Punctation liegende Erklärung verlassen müssen. Es sey verstattet über einiges hier zu reden. S. 67

kann man **قاص لرحب** nicht, nach der von Cast. zufällig allein angegebenen Bedeutung dieser Verbindung, durch 'moriens' erklären; so würde der Dichter hier, nach dem Zusammenhange, nothwendig **قاصياً** gesagt haben: der

Dichter verbindet es mit الموت, in dem Sinn also: 'bis zu ihm kommt der Tod, beschließend sein Ziel'. Was das Glossar über باع ausfragt ohne Angabe der Grundbedeutung, paßt nicht zu S. 88, der einzigen Stelle wo es sich findet;

hier ist باع in der Bedeutung 'Arm', und der Sinn: 'wie lang ist dein Arm'; wie Kürze und Länge des Arms bey Hebräern und Arabern öftere Bilder sind für Schwäche und Stärke.

Wenn S. 65 باخبات auszusprechen wäre, so würde das Wort hier auch nach der Erklärung des Glossars keinen passenden Sinn haben; Ref.

zweifelt daher nicht, man müsse باخبات lesen

in der im Glossar gar nicht angegebenen Bedeutung: 'betend in Demuth'; für diese Bedeutung zeugt Ibn-Doreid's Gedicht B. 57 Scheid. — Doch dieser Eigenschaften ungeachtet wird jeder Kenner des Arabischen mit Dank die hier zuerst bekannt werdenden Stücke aufnehmen, wie denn das Buch, unter verständiger Leitung eines geübten Sprachkenners, auch von Anfängern nicht ohne Nutzen gebraucht werden kann. Ref. verbindet mit dieser Anzeige die einer ähnlichen Schrift:

S t . P e t e r s b u r g .

1828, literis academicis: Fragmenta arabica. E codicibus manuscriptis Parisinis nunc primum, publicis sumtibus, edi-



dit D. R. Henzius, a cons. aul., exeg. et ll. oo. in Caesarea universitate literaria, quae Dorpati constituta est, P. p. o. 216 S. arab. Text, VIII S. Borr. und 4 S. notanda et corrigenda in gr. 8.

Dieses Buch enthält zwar nur zwey größere Bruchstücke aus ungedruckten arabischen Schriften, von denen der Anfang zum Besten der Anfänger mit Vocalpuncten gedruckt ist; Bemerkungen, außer wenigen critischen, und Erklärung schwerer Stellen sucht man vergebens: aber der genaue Druck, die richtige Vocalisation, und die ganze Einrichtung des Werks zeigen dem Kenner genug, daß der, jetzt schon verstorbene, Herausgeber die Texte sehr wohl verstand, deren Druck er besorgte. Das erste Fragment S. 1—104 ist das vollständige erste Kapitel des zweyten Theils des historischen Werks Fakhreddin's aus Kei, worin er über die Dynastie der Bier d. h. der vier ersten Chalifen redet; aus der Geschichte der folgenden Dynastien hat de Sacy in seiner Chrestomathie einige Auszüge gegeben. Die pragmatische, oder vielmehr ethisch-practische Tendenz dieses historischen Werks zeigt sich hier in diesem größern Stücke deutlicher. Um durch die Geschichte zu belehren, spricht Fakhreddin in der ersten Hälfte seines Werks im Allgemeinen über die politischen Ideen und Grundsätze des Muhammedanismus, und weist im zweyten Theil, bey der Geschichte des Einzelnen, stets auf die schönen und großartigen Thaten der Vorfahren hin; er erzählt daher zwar nur mit Auswahl und in einer gewissen Sachordnung die Begebenheiten, wie er z. B. in der Geschichte der vier ersten Chalifen nichts von der Geschichte der Eroberung Aegyptens und Africa's sagt: aber in einem an-

genehmen und belehrenden Ton, diesem seltenen Vorzug asiatischer Geschichtschreiber, und zugleich mit großer historischer Treue und Gewissenhaftigkeit, ohne daß die practische Tendenz, wie es bey vielen spätern Historikern der Araber geschieht, die Geschichte entstellt. Aus demselben Kapitel hatte zwar Freytag schon im J. 1823 in seiner Chrestomathie Einiges drucken lassen: aber Herr H. hat in dem wiederholten Druck zugleich einige Besarten berichtigt. So behauptet er mit Recht, daß S. 28 bey Freytag keine Auslassung im Text sich zeige bey richtiger Erklärung; für das von Freytag S. 30 als ungewiß bezeichnete Wort hat er richtig *وجلو*, auf welches Ref. früher (Wakidi de Mesopot. p. XXIII) durch Conjectur gekommen war. Sehr selten ist Ref. angestossen, wie S. 64, 3. 4. wo entweder *وخاف* oder *حتى لما* gelesen werden muß. — Es folgt die zehnte Sure, mit dem ausführlichsten und besten aller der zahlreichen Commentare über den Koran, dem Commentar des Persers Baidhawi. Von diesem in vielen Rücksichten äußerst wichtigen Commentar erscheint hier das erste gedruckte Stück; fast zu gleicher Zeit aber hat andere Theile aus ihm de Sacy bekannt gemacht und erklärt in dem letzten seiner Werke, der *antilogie grammaticale arabe*, deren Recension in diesen Blättern nächstens folgen wird.

G. H. U. C.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

7. Stück.

Den 15. Januar 1831.

---

G r e i z.

Bey Hennig: Variscia. Mittheilungen aus dem Archive des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins. Im Auftrage des Vereins-Directorii herausgegeben vom Diac. Friedrich Alberti, Secr. des Vereins. Erste Lieferung, mit 4 Tafeln lithographischer Abbildungen. 1829. 134 S. Octav. \*)

Nach dem Vorgange der in so vielen Gegenden Deutschlands entstandenen historisch-antiquarischen Vereine, ist auch im Voigtlande, unter der Protection der souverainen Fürsten Reuß ein solcher zusammengetreten; und so erhalten wir in dem vorliegenden Werkchen die ersten Ergebnisse seines Wirkens. Es enthält, außer einer Einleitung über den Zweck desselben, einen Bericht über die Nachgrabungen auf dem sogenannten Heiden-Gottesacker bey Collis unfern Gera (wodurch Urnen und die sie begleitenden Antiquaillen u. dergl. zu Tage gefördert worden sind), eine Abhandlung über die Körperbeschaf-

\*) Als Nachtrag zum 194. St. 1830. von anderer Hand.

fenheit der frühern Bewohner Deutschlands vom Dr. Julius Schmidt, eine Abhandlung über alterthümliche Taufbecken, vom Herausgeber, Nachrichten über Ausgrabungen von Alterthümern, namentlich von Urnen, welche schon im 16. Jahrhundert Statt gefunden haben, aus den Schriften von Agricola und Matthesius, Erklärung der Inschrift auf der kleinen Glocke zu Waldenburg, vom Herausgeber, und endlich die Chronik des Boigtländischen Alterthumsforschenden Vereins vom 29. December 1825 bis dahin 1828. Unter den gelieferten Abhandlungen ist vorzüglich die über die Körperbeschaffenheit der frühern Bewohner Deutschlands, und die folgende, über alterthümliche Taufbecken interessant. Die erstere bestreitet die Richtigkeit der Behauptung der alten Römischen und Griechischen Schriftsteller über die auffallend große Statur der Deutschen, theils aus physicalischen Gründen, weil eine Verminderung dieser angeblichen Körpergröße, aus den, von neuern Schriftstellern dafür angeführten Ursachen, nicht hergeleitet werden kann, theils aber auch aus sorgfältig und genau angestellten Messungen der aus der Heidenzeit uns noch erhaltenen Skelete und Theile derselben; aus welchen das Resultat gezogen wird: daß die frühern Bewohner Deutschlands nicht größer, aber im Allgemeinen kräftiger, als die jetzigen, gewesen sind. Die zweyte liefert einen Beytrag zur Enträthselung der in den neuern Zeiten oft zur Sprache gebrachten metallenen Taufbecken, mit ihren Inschriften. Als bekannt darf. Ref. voraussetzen, daß jene Taufbecken entweder den Sündenfall, oder die Verkündigung Mariä, oder die Dreyfaltigkeit, oder endlich die Abbildung der von Josua und Caleb getragenen Weintraube enthalten, woge-

gegen allen dieselbe Inschrift gemeinschaftlich ist, welche sich als Handschrift um die Abbildung zieht, und denen bey einzelnen, noch eine andere hinzukommt. Was nun diese Inschrift anbetrifft, so besteht dieselbe aus acht, sich vier- oder fünfmal wiederholenden, wunderbar verschränkten und beschnörkelten Buchstaben, die mit der gewöhnlichen Mönchschrift viel Aehnlichkeit haben, und so sehr verschieden gedeutet werden. Eine Abbildung derselben s. vorzüglich in Laffen und Powelsen Reise durch Island. Bd. II. S. 63 in den Curiositäten. Bd. V. S. 386. VI. S. 59. VIII. 229. IX. S. 128., in dem *Nouveau traité de Diplomatie* T. II. p. 687, in Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit. Bd. II. S. 37, und in des Ref. *Neuem vaterländischen Archiv*. Jahrg. 1824. Bd. I. S. 68; endlich in dem *Gentleman's Magazine*, London 1783, zu welcher dann noch die von Kruse deutsch. *Alterthüm*. B. I. S. IV. Taf. 3 und die von unserm Verfasser hier Taf. 1. theilweise gegebene kömmt. Die verschiedenen Auslegungen jener Inschrift sind in der angeführten Abhandlung des Ref. angegeben; die von dem Verf. nicht gekannt zu seyn scheint; eine kurze Angabe der verschiedenen Erklärungsarten möge aus derselben hier ausgehoben werden, um zu beweisen, wie sehr ihnen allen der Vorwurf der Willkühr gemacht werden muß, und wie wenig wir über die Bedeutung dieser Inschrift im Reinen sind. Einige finden in derselben die Isländischen (?) Wörter: Nu vetter en hier; andere erkennen sie als lateinische, und nehmen die einzelnen Buchstaben für Siglen. Sie lesen demgemäß: Maria Sancta Immaculata Virgo X (Jesus Christus) Dei Filius — andere Ave Maria Gratia Plena —

noch andere: Materno In Vtero Fili AVE —  
wiederum andere: Mors Intrat Vterum EHVE  
— andere: MLV (1050) X (post Christum  
natum) Dedicatum Est Maximo Deo. — an-  
dere: Monasterium LVTHER (nämlich Kö-  
nigslutter im Braunschweigischen) — wiederum  
andere: Nunc In Vtero Ejus Homo Verbo  
Factus — andere Christi Iesu Vnigeniti Fi-  
lii Mariaeque Immaculatae Virginis Et Spi-  
ritus Sancti. Herr v. Hammer in s. Myste-  
rium Baphometis, liest NVXVITAE und er-  
klärt solches vom Lebensbaume der Gnosis; die  
Benedictiner endlich finden auf den von ihnen  
beschriebenen Becken die Spanischen Wörter: Fa-  
ne cavan a pace, und erklären: mach daß die  
Todten nicht begraben werden, ohne Frieden.  
Eine ganz andere Ansicht hat überdieß Kopp auf-  
gestellt, indem er die Buchstaben nicht für latei-  
nisch, sondern für chaldäisch hält, und sie dahin  
erklärt: נחפס, ein Wort, welches bey Gele-  
genheit des Sündenfalls in der Antwort der  
Schlange an Eva (1. Buch Mose III. 5) vor-  
kommt, wo dieselbe lautet: nach dem Genusse  
der verbotenen Frucht würden der Eva und dem  
Adam die Augen eröffnet werden. Seit  
dieser Zeit sind in Kruse's deutschen Alterthü-  
mern. B. I. S. IV. S. 61, wo gleichfalls Taf. III.  
eine Abbildung gegeben ist, neue Versuche zur  
Entzifferung jener Inschriften gemacht. Dieser  
erwähnt zuerst, daß Pastor Bynch im Däni-  
schen, welcher die Becken der Kirchen zu Tååden  
und Tønningen beschrieben hat, die Inschrift  
folgendermaßen lese: in nomine castae virgi-  
nis sanctae matris Jesu Christi; er selbst fin-  
det in derselben die Buchstaben: N. P. V. C.  
H. V. F. M. V. und erklärt dieselben: No-  
men Iesu Christi Vobis Cum, Have Virgo

Maria oder nomen Jesu Christi vobiscum hujus et Maria virgo. Unser Verf. glaubt, daß Kruse sowohl den Anfang der Legende, als die einzelnen Buchstaben richtig aufgefunden habe, tadelt denselben aber, daß er auf die Schnörkel der einzelnen Buchstaben gar keine Rücksicht genommen habe. Mit Berücksichtigung jener Schnörkel, und von dem Grundsatz ausgehend, daß es Gebrauch der alten orthodoxen Kirche gewesen sey, ihre Denksprüche immer aus der heiligen Schrift zu wählen, und nur selten Inschriften eigener und menschlicher Erfindung an heilige Orte oder Geräthschaften zu setzen, bemerkt er: 'Wir lesen die Buchstaben N mit einer querdurchgehenden und unten wieder aufwärtsgebogenen Krülle, wodurch fast immer us, öfters auch ejus angedeutet wird. Dann folgt ein sehr gewöhnliches Monogramm des Namen Jesu, hierauf V verbunden mit C, welches durch die Krülle in C, die bis an das V reicht, angedeutet wird; die Krülle bedeutet aber et, und ist in der gewöhnlichen Abkürzung von etcetera noch üblich, VC ist aber eine im Alterthum gebräuchliche Abkürzung von vocare. Dann erblicken wir ein einfaches H, hernach ein V mit einer von oben nach unten zu geschlungenen Krülle, stets ir, is und er andeutend. Der letzte Buchstab ist ein einfaches C. Wir lesen also: Nomen ejus Jesum vocabis et hic vir erit (magnus); Worte, die der Engel nach Luc. II. 42. zu Maria sprach, 'du sollst seinen Namen Jesus heißen, und er wird groß, und ein Sohn des Höchsten genannt werden.' Es ist schon oben erwähnt worden, daß mehrere dieser Becken, außerdem noch eine äußere Handschrift enthalten, welche eher als Majuskelschrift des 14. Jahrh. angesehen werden kann. Sie lautet: REKOR.

DE. N6I. SCAL. Auch diese ist verschieden gedeutet worden. Der gelehrte Antiquar Hearne zu Oxford las: Gilbertus Seal, rector de N. — andere deuteten: Christiani sacri abluti recordamini de nobis, oder: Recorderis dei nostri sancti; Herr von Hammer: Recordemini de Gnosi sanctai, die Inschrift wieder auf die Tempelherren beziehend; Bynch hält sie für nordisch, und erklärt: Suchet alle die neuen Reiche. Thorlacius REKORDare DE Nicolao Georgi Sancta Lucia und REKORDare DE Nicolao Corsi Sancta Lucia, die Beckenschläger selbst meinend; ein schwedischer Alterthumsforscher liest Alrekor de eglise und hält dieses für den Namen des Sebers; Büsching: Sanctus Calix recordationis Dei nostri; Jesu Christi; der Verf. des Aufsages im Gentleman's Magazine hält sie für altfranzösisch: Ci sera al recor de nous, und bezog sie auf Matth. 26, 14 oder Luc. 22, 19. Ein Kenner der Isländischen Sprache liest dagegen: De. Gi. Scal. recor. und bemerkt, daß Scalrekor, Schalenrecker oder Beckenschläger heiße, was in der That wiederum zu sonderbaren Muthmaßungen Veranlassung geben kann. Unser Verf. erkennt auf dem, von ihm beschriebenen Becken die Worte: REKOR. DE. IG. + SECAL, und bemerkt: 'Wenn wir wissen, daß IG + gleichsam ein Monogramm des Namens Jesu ist, wie es auf den Oblaten der Griechischen Kirche noch jetzt vorkommen soll, und auf den Korffunschen Thüren in Nowgorod eben sowohl, als an der Vorderseite des Doms zu Spoleto noch über dem Haupte Jesu (IG. XC.) zu lesen ist, und SECAL sich auf ungezwungene Weise für Secula Alleluja erklärt, so ist der Sinn der Legende sehr leicht



zu errathen. Recordare de Jesu, + per Secula Alleluja, Worte aus 2 Timoth. 2, 8 mit der hinzugesetzten kirchlichen Formel per Secula Alleluja, welche vorzüglich nach der Handlung der Confirmation von dem Volke gesungen wurde. Ebendeshalb darf es uns nicht auffallen, daß das Wörtchen in oder per ausgelassen ist; auch recordari de aliquo ist nicht ungewöhnlich in der kirchlichen Latinität, und selbst von Cicero hin und wieder gebraucht.' Die lithographirten Abbildungen, welche Urnen, dabey gefundene Ringe, Nadeln u. s. w., so wie das ebengedachte Taufbecken darstellen, sind ausnehmend gut gerathen.

### N o u e n.

Bey Ed. Frere, 1829: Observations philologiques et grammaticales sur le Roman de Rou, et sur quelques règles de la langue des Trouvères au douzième siècle par M. Raynouard. VI u. 122 Seiten, mit einer Beylage: Supplément aux notes historiques sur le Roman de Rou, par Auguste Le Prevost. 28 Seiten. In Octav.

Die schöne Ausgabe der Reimchronik des Robert Wace, von der wir unsern Lesern in diesen Blättern (1829. S. 921) einen ausführlichen Bericht abgestattet haben, veranlaßte den gelehrtesten Kenner der romanischen Sprache, Hn. Raynouard, dieses Gedicht einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Das Verdienst, welches sich die Herausgeber dieses für die Geschichte und für die Sprache gleich wichtigen Denkmals erworben haben, wird von ihm mit gerechtem Lobe anerkannt, dann aber auch gezeigt, wie von der einen Seite durch die Vergleichung

der Handschriften, von der andern durch die Kenntniß der Grammatik der alten Sprache noch gar vieles geschehen kann, um die Keimchronik ihrer rechten und ursprünglichen Gestalt näher zu bringen. Zugleich erfahren wir, daß Hr. R. eine *Grammaire historique de la langue française* ausgearbeitet hat, aus welcher in diesen Observations einige Hauptregeln geborgt werden mußten. Schon diese geben den klarsten Beweis, daß auch bey der Bildung der romanischen Sprache von wilder Verwirrung, von roher Willkühr gar nicht die Rede seyn kann. Mit Einem Worte: es gibt ein Sprachgewissen, so wie es ein Pflichtgewissen gibt; beide sind dem Menschen von der Natur eingepflanzt, und in ihrem innern Wesen ein tiefes Geheimniß; beide machen die Grundlage des gesellschaftlichen Verkehrs unter den Menschen aus, in welchem und durch welches der Mensch Mensch ist; beide sind um so lebendiger und lauterer je näher der Mensch der Natur steht; beide werden durch spitzfindiges Deuteln getrübt, das Sprachgewissen durch hochmüthige Grammatiker, das Pflichtgewissen durch casuistische Moralisten.

Das *Supplément aux notes historiques*, das den Observations des Hn. Raynouard beygeheftet ist, bewährt den gelehrten Fleiß des Hn. Le Prevost, den wir bereits bey der Anzeige des Roman de Rou gerühmt haben. Da mittler Weile Hr. Archiv-Rath Perz Vanfrances Gedicht über Wilhelm des Eroberers Zug nach England wieder aufgefunden hat, und Hr. Petrie in London dasselbe herausgeben wird, so ist hierdurch eine neue Quelle eröffnet, aus der sich Erläuterungen des Roman de Rou werden schöpfen lassen.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

8. Stück.

Den 15. Januar 1831.

---

Marburg und Kassel.

Bey Joh. Christ. Krieger: Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Königl. Großbritannisch-Hannoverschem Hofrathe, Professor der Medicin zu Göttingen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Band. Von den Fiebern, Entzündungen und Hautausschlägen. Vierte verbesserte Ausgabe. 1830. XII u. 634 S. in 8.

Ueber den Zweck, welchen der Verf. bey der Ausarbeitung dieses Handbuches hatte, über die darin befolgten Grundsätze und die Einrichtung desselben hat er sich schon in der Anzeige der dritten Ausgabe in diesen Blättern (1826. St. 150. S. 1489 flg.) geäußert. Er zeigt daher die Erscheinung dieser neuen Ausgabe hier nur mit der Bemerkung an, daß er die in den vorigen Ausgaben befolgte Ordnung und Einthei-

lung der Krankheiten in dieser im Ganzen beyhalten (worüber ihn das, was er in der Einleitung über diese und andere Eintheilungen dießmahl noch umständlicher und mit Beyfügung einer Uebersicht einer auf den Sitz gegründeten Eintheilung der Krankheiten geäußert, hoffentlich rechtfertigen wird), daß aber übrigens das Werk auch in dieser Ausgabe wieder zahlreiche Zusätze und Verbesserungen erhalten hat.

J. W. S. Conradi.

München, Stuttgart und Tübingen.

Bey Gotta, 1830: Heliand. poëma saxonicum seculi noni, accurate expressum ad exemplar monacense, insertis e Cottoniano londinensi supplementis nec non adjecta lectionum varietate nunc primum edidit J. Andreas Schmeller, bibliothecae regiae monacensis custos. Erste Lieferung. Text. XII und 176 S. Quart.

Seit Gley, ein ausgewandeter Französischer Geistlicher, im J. 1794 zu Bamberg die zweyte Handschrift dieses wichtigen Sprachdenkmahls wieder aufgefunden, Reinwald eine Ausgabe desselben angekündigt, und Scherer zu München, wohin der Codex unterdessen gelangt war, die nicht zu Stand gebrachte übernommen, doch lange Jahre zaudernd eben so wenig ausgeführt hatte; ist die Aufmerksamkeit aller, denen deutsche Philologie etwas galt, mit vollem Recht stets auf eine so bedeutende und vielverheißende Quelle unserer ältesten Sprache gerichtet geblieben. Es hätte nichts bedurft als eines gar nicht kostspieligen treuen Abdrucks des in ungemein leserlichen Zügen beschriebenen Pergaments, der auf der Stelle zu bewirken gewesen wäre; allein man

opferte das gewisse Verdienst einer solchen Bekannmachung dem zweydeutigen einer aufhaltenden Vergleichung mit der Londoner Handschrift, und einer damals sehr schwierigen und im besten Fall wenig werthen Uebersetzung gänzlich auf. So ist es gekommen, daß in 36 Jahren zum Verdruß aller, welche dieses Werk brauchen wollten und konnten, nichts als Bruchstücke daraus erschienen; und vor andern übel empfunden hat es Rec., daß er bey Erforschung und Aufstellung der altsächsischen Grammaticalien sparsame Lehren lesen mußte, wo er gern volle Garben geschnitten hätte. Es sollte allgemeine Sitte werden, daß jeder bedeutende Fund schnell aus den Handschriften abgedruckt und keine andere als solche Erläuterungen hinzugefügt würden, die sich dem Herausgeber alsogleich darböten, wobey er sich dann den weiteren erschöpfenden Commentar vorbehalten könnte. Ohne Zweifel würde man in unserm Fall durch alles was Reinwald und Scherer zur Aufhellung des Textes hätten darbieten können, dennoch wenig befriedigt worden seyn; der letztere hat sich nie als einen Kenner der altdeutschen Sprache gezeigt, und möchte mit dem, was er von orientalischen Sprachen wußte, die altsächsischen Wörter mehr verdunkelt als aufgehellt haben. Wie weit Reinwalds Kräfte reichten sieht man aus seinem sehr mittelmäßigen Glossar zu Zahns Alphilas. Rec. hält es für ein wahres Glück, daß, nach so langer Säumniß, die Herausgabe der alten Dichtung in Schmellers Hände gerathen ist, welcher, sobald er der vorher allen andern unzugänglichen und verschlossenen Handschrift habhaft wurde, rüstig und geschickt ans Werk gegangen ist und durch dessen rasche Vollbringung seinen schon in anderen trefflichen Arbeiten erwiesenen Beruf,

unsere altdeutsche Literatur wesentlich zu fördern, auf das bündigste bestätigt.

Den gesammten Text erhalten wir also nunmehr Blatt für Blatt und Zeile für Zeile aus dem Münchner Codex sauber und sorgfältig abgedruckt; in die Lücken, die sich auf den ersten Blick durch volle und regelmäßige Quadrate kennbar machen, tritt der Londoner Text ein. In der Regel herrscht der Münchner, und die Abweichung des Londoner ist in die Anmerkungen verwiesen. Die Verschiedenheiten beider Handschriften erscheinen bedeutend, zwar lange nicht in der Art, wie wir sie in Abschriften der Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts antreffen, aber doch so, daß man sie oft keinen rohen Copisten zuschreiben darf, sondern eine gewisse freye Recitation anzunehmen befugt ist, wonach Änderungen, die das Alliterationsgesetz nicht verletzten, gleichgültig und zulässig waren. So hat die Münchner Hs. 73, 10 *that thar antheru leian gilag*, wo die Londoner setzt: *lioblic feldes frucht*; auf ähnliche Weise 124, 8 *jene: krist godes sunu that mag man antkennen wel*, diese aber: *waldandes suno crist alowaldo. th. m. m. a. w.*, dort ist K, hier ist VV Reimbuchstab. Beide Handschriften ergänzen sich gegenseitig an einzelnen Stellen, z. B. 83, 19 war die Münchner lückenhaft, 73, 15 die Londoner. Beide stehen in den Buchstaberhältnissen, zumal der Vocale, hin und wieder beträchtlich von einander ab; zuweilen ist auch das Genus in der einen verschieden von dem der andern. Wenn uns beide zu Gebot gestanden hätten, so würden wir wahrscheinlich der Londoner den Vorzug gegeben haben; sie scheint im Ganzen vollständiger, reiner und auch etwas älter als die Münchner. Da aber der Her-

ausgeber die letzte aus eigener Anschauung kannte, von der ersten nur eine nicht durchaus verlässige Abschrift benutzen konnte; so ist höchlich zu loben, daß er sich durch einige Vortheile des Londoner Textes nicht verführen ließ, sondern den Münchner, als den für ihn sichersten, zu Grund legte. Wäre es zu erreichen gewesen, so hätten beide Handschriften einander gegenüber diplomatisch treu abgedruckt zu werden verdient. Ein lithographirtes Facsimile der Münchner wird wohl der zweyten Lieferung beygefügt; von den Schriftzügen der Londoner kann man sich einigermaßen aus des Hices Kupfertafel Ansicht verschaffen.

Die Alliteration konnte bey diesem ersten, diplomatischen Abdruck nicht durch abgerückte Zeilen anschaulich gemacht werden. Ihre Gesetze liegen aber so klar vor, und sind durch Punkte theils der Handschrift, theils des Herausgebers so passend bestimmt worden, daß der metrische Totaleindruck bey dem Lesen nur wenig gehindert wird. Wir sparen, was wir darüber und über den poetischen Werth des Gedichts, das nach freyer Benutzung und theilweiser Umschreibung der vier Evangelien, die Thaten und Lehren des Heilands umfaßt, sonst noch zu sagen hätten, auf andere Gelegenheit. Den neu gewählten Titel wird jedermann passend finden und dem früher üblichen der Evangelienharmonie vorziehen.

Hier soll unsern Lesern mindestens einige Reichenschaft gegeben werden von dem großen Gewinn, den die Kenntniß der altsächsischen Sprache aus dem neu eröffneten Denkmahl ziehen kann. Wir theilen in dieser Absicht weniger das Grammatische, als das Lexicographische mit, heben aber nur die wichtigsten Wörter hervor.

Folgende Substantiva seyen ausgezeichnet. fâthi, ein Neutr. oder auch Masc., muß so viel als See, Welle bedeuten, denn faran an fâthion stehet 89, 19, an fâthi gangan 91, 2 parallel dem faran an sêwe, an sêo gangan; die ahd. Form wäre vâdi oder lieber vandi, allein wir begegnen in keinem der übrigen Mundarten diesem Ausdruck; das griech. πόντος läßt sich vortrefflich vergleichen. Aus dem 12, 6 gebrauchten Worte ehuscalcôs = Pferdhirten, Viehhirten, gewinnt das Gramm. 1, 78 schon aufgestellte êhu = equus willkommene Bestätigung; die heilige Schrift nennt hier bloß ποιμένες, dem altjâchsischen Dichter war ein bestimmteres Colorit erlaubt, unter den Sachsen blühte die Pferdezucht, schon Pippin legte ihnen die jährliche Abgabe von 300 Rossen auf (Perk 1, 347 und Lambert ad a. 757), auch Saxo Gramm. p. 166 hat centum nivei equi, die den Sachsen als Tribut bestimmt werden. Wir lernen 12, 7 noch ein anderes altes Wort für Pferd kennen, nämlich wiggi, altnord. vigg. Säm. 233a, Snorra edda 179; wiggeogómean heißt der Pferde hüten. Da wir die ehuscalcôs (welche ganz die ahd. marahscalhâ, die mariscalci sind) genannt haben, sollen auch die 62, 1 neben den Schenken aufgeführten scapwardôs zur Erläuterung der alten Hofdienste beygebracht werden, Hincmar de ordinibus palatii cap. 16 erwähnt ebenfalls den scapwardus, die Zusammensetzung ist aus's cap (poculum oder vielmehr vas, dolium) zu erklären, vgl. 61, 12. Lieb war es uns nun auch in diesem Dialect 78, 23. 151, 2 dem Worte eld, ignis, zu begegnen, das bisher nur im nord. eldr und im ags. äled bekannt war; ein ahd. unerfindliches alit, elit wurde Gramm. 2, 229



mit Recht angenommen, Wurzel muß seyn *alan*, *nutrire*, *gignere*, weil das Feuer aus dem Stein oder Holz geweckt und erzeugt wird, darum heißt auch die Flamme gern die lebendige. Seite 35 ist die Rede von Berufung der Söhne *Bebedaei*. Hierbey wird der merkwürdige Ausdruck gebraucht: *sätun im thia gisunfader an ênumu sande uppan*, offenbar: der Vater und beide Söhne saßen am Sand des Meeres; wen erinnert die Zusammensetzung *gisunfader* nicht an das *sunufatarungo* im Hildebrandslied? auch da bedeutet *sunufatarung* collectivisch den Vater und Sohn, der Gen. Plur. hängt ab von dem vorausstehenden *heriuntuêm*. *Hlûst* (Fem.) drückt 148, 24 den Sitz des Gehörs, das Ohr selbst aus, denn des *Malthus* abgehauenes wird hier gemeint; 119, 19 und 76, 12 hingegen ist es das Gehör, die Aufmerksamkeit, das stille Zuhören; daß das *ahd. hlosên*, unser lauschen und laustern (das Ohr spiken) dazu gehört, bedarf keiner Erinnerung; die adverbiale Redensart *obar hlust* 76, 12. 159, 21 gemahnt an das *ahd. upar hlât*. Schwieriger ist *hrôst* 70, 23, dem Zusammenhang nach *Dach*, *First*, da wo *Ulphilas* *Luc. 5, 19* *hrôt* gebraucht. Wäre statt *hrôst* zu lesen *hrôft*, so würde das *ags. hrôft*, *engl. roof* und das *fries. rhôf* (*Lit. Brokm. §. 26*) vollkommen stimmen. Man dürfte aber auch *hrôst* beybehalten und das *ags. hrôst*, *Balke* im *Siebel*, *anschlagen*, vgl. *engl. roost*, *henroost*, *Hahnbalke*. *Bewôd* 78, 14 oder *beo*, *beu* Gen. *bewes*, Gen. Plur. *bewo*, 79, 14 ist *messis*, *Ernte*, und dauert in dem *niederländ. bouw fort*, auch der *Deutschländer* hat *bouwt*, *bouwd*, *Ernte*; vielleicht muß *bewôd* geschrieben werden, und dann *schiente*

die Verwandtschaft mit *bauen* (*colere*) bedenklich. Da hier *sumbl* (*convivium*) 102, 20, hingegen mehrmals *simlun* (*semper*) geschrieben wird, so sind wohl die *Gramm.* 3, 128. 136 versuchten Deutungen der *ahd.* *Adverbia simbles* und *simbulum* allzu gewagt. *Fêmea* 9, 22 oder wie die *Londoner Hs.* gibt *fêhmea* (vergl. hernach *lehni*) entspricht dem *altn.* *fëima* (*virgo pudica*), *ags.* *fämne* (*virgo*), *altfries.* *fômne*; den beiden letzteren Formen liegt das *lat.* *fëmina*, *foemina* noch näher, aber die völlige Einstimmung des *F* widerstrebt dem Gesetz der Lautverschiebung und läßt beynah eine sehr frühe Aufnahme dieses der *latein.* und allen *romanischen Sprachen* geläufigen Wortes in einige *deutsche Dialecte* muthmaßen. Auch wäre es schwer eine *echtdeutsche Wurzel* dafür auszumitteln. *Enkoro* 26, 4 oder wie die *Münchener Hs.* liest *êncora*, von *Johannes* in der *Wüste* gebraucht, stammt offenbar aus *ἀναχωρητής*, unmittelbar aus dem verkürzten *lat.* *anachoreta*; die *Angelsachsen* haben *âncra* in gleicher Bedeutung (noch *Shakespeare anchor*) und bey *Kero* 19<sup>a</sup> wird *genus anachoretarum* übersetzt *chunni einchoranero*, so daß man überall zugleich den Sinn von *ein, ên, ân (solus)* in das Wort zu legen gesucht hat, *Kero* vielleicht auch den von *gichoran (electus)*. S. 171, 8: was *fercal manag antheftid fan helldoron*, es wurde mancher *Riegel* von den *Thoren* der *Hölle* losgemacht; diesen Ausdruck *fërcal (obex, repagulum)* liest man sonst nirgends; die *ags. Sprache* bietet das *Verbum fyrclian (ingerere, inserere)* und *fërcal* scheint das *eingeschobene, vorgestößene*. *Thiu kinni* 98, 18, 24 (*maxilla*) weiblich, wie das *goth.* *kinnus*; das dabey stehende *kaf1 (faux)* ist aber *Masc.*

Plur. kaflos, ags. ceast, ceastlas. Alosat 61, 8 weniger ein Biergefäß (ags. ealofät), da es hier deutlich zu Wein dient, als das ags. alfät, d. i. coculum, ein Topf oder Krug, man vergleiche den Appendix der Gesetze Königs Ine.

Vorzüglich reich ist dieses Denkmahl an merkwürdigen Adjectiven. Lêf, Gen. lêbes (genauer lêbhes) 67, 24. 70, 16 bedeutet debilis, languidus; auch altsfries. lêf Lit. Brokm. 98. bey Kilian laf, flaccidus, imbecillis, altengl. la ve; kein ags. láf, kein ahd. leip in diesem Sinn; es scheint der Wurzel goth. leiban, ahd. lípan (relinquere) angehörig, so daß das Adj. den Zurückgekommenen, Schwächlichen bezeichnete. Abgeleitet davon das Verbum lêbôn (debilitare) 102, 17 und zusammengesetzt damit das Subst. lêfhêd (debilitas) 44, 22. 36, 13. 56, 1. Etwas mehr Anstand macht haf, Gen. habes (habhes), das auf den ersten Blick allen übrigen Mundarten unserer Sprache scheint abzugehen, es wird immer bey Heilung der Gebrechlichen gebraucht, aber nicht ganz deutlich für welche Art des Gebrechens. Rec. dachte anfangs an das griech. κωφός, taub und stumm, das nach der Lautverschiebung dem altsf. haf gleichstehen dürfte. In der That begegnet auch sonst in dem Gedicht kein dôf = ags. deáf, ahd. toup; stum stehet 5, 18. Da inzwischen immer halt (claudus) und haf verbunden werden; vergl. 67, 24. 72, 7. 115, 1; so ist es weit glaublicher, daß jenes fußlahm, dieses handlahm (mancus) ausdrücken soll und haf entspricht völlig dem goth. hanfs, ahd. hamf. Die sächs. Sprache darf N vor F wegwerfen, haf ist wie fif = goth. fimf, ahd. vinf und saftor (lenius) 101, 16 = ahd. sanftor. Ob man etwa háf, fif, sáftor schreiben sollte?

**Malsc** (*superbus, petulans, delicatus*) 150, 12 lebt noch im heutigen niederl. *malsch, malsfort*, vergl. *Reinaert de vos* 19. In *gibidig* (*concessus*) 6, 12. 103, 23. 110, 2. 130, 13 ist *gi* keine Partikel, sondern *gib* wurzelhaft und zu *gēban* (*donare*) *gēba* (*donum*) gehörend; das ags. Adj. *gifeðhe* bedeutet was *gibidig* und hat auch dieselbe Singularableitung, nur daß im Altsächsl. noch ein *g* hinzutritt. *Kindjung* 5, 16. 35, 13. 123, 1 ist genau das ags. *cildgēong* *Gramm.* 2, 564, vergl. *altu. iodhāngr*. Eine andere weit befremdendere Composition bietet das Adj. *egrohtful* dar, welches zwar 92, 5. 107, 12 unbedenklich den Begriff *misericors*, mitleidsvoll, erbarmungsvoll ausdrückt, aber in keinem der übrigen Dialecte etwas Aehnliches zur Seite stehen hat. *ëgroht* oder *êgroht* ist ein räthselhaftes Nomen, mit der seltenen Ableitung *ah* oder *oh* und einer dunkeln Wurzel, denn kaum darf man *eg-rôht* annehmen und den letzten Theil auf *rôkian*, *rôhte* zurückführen, denn was wäre aus *eg* zu machen? die Alliteration ist beidemal vocalisch. Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient das durch viele Stellen belegte Adj. *wānum*, oder in der Londoner Hs. *wānom* (*lucidus, splendidus*); es wird von dem Licht, dem Morgen, dem Gewand, aber auch von dem neugebornen Kinde, von dem auferstehenden Lazarus und dem Heiland selbst gebraucht, 5, 17. 12, 8. 19, 20. 21, 1. 125, 14. 171, 10. In den angeführten Belegen überall der Nominativ Sing., entscheidendere flectirte Formen sind *wānamon* *giwādion* (*splendidis vestibus*) 172, 20. *thiu wānamon hēm* (*splendidas domus*) 11, 10; vergl. das abgeleitete *thiu wānami* (*splendor*) 172, 23.

Zusammensetzung scheint *wân* *o* *n* *n* *a* *h* *t* *u* *n* (Glanznächten) 171, 4. Den langen Vocal anzusehen berechtigt sowohl die Verwandtschaft des Subst. *wân* (Schein, Täuschung, Wahn) als das altn. Adj. *vänn* (splendidus, pulcher), dem aber die sächsische Ableitung um abgeht. Diese Ableitung findet sich bisher kaum in starker Form, fast nur in schwacher (Gramm. 2, 152). Rec. hatte jüngst in der gothischen Uebersetzung von 2 Cor. 2, 15 ein bisher unbekanntes Adj. *vôthi* (bonus) vermuthet; dieses wird jetzt durch zwey Stellen des alts. Denkmahls wichtig bestätigt; 26, 3 heißt es: *fêng* *im* *wôthera* *thing* (*cepit melius consilium*) und 140, 7 von dem Verräther Judas: *that* *imu* *wâri* *wôdiera* *thing*, *betera* *mikilu* (*quod ei fuisset salubrior res multoque melior*), der Londoner Text hat in der letzten Stelle *other thing* (*alia res*). *Huoti* oder *hôti* (*infensus*) 158, 7. 160, 5. 161, 7 berührt sich unverkennbar mit dem Subst. *hat* (*odium*) und ermächtigt zur Annahme der verlorenen Formel *hatan*, *hôt*. *Mirki* (*obscurus, tenebrosus, malus*) 31, 24. 44, 14 noch übrig in der *silva quae Miriquidu dicitur* bey Dietmar von Merseburg lib. 6., altn. *myrkr*, ags. *mirc*, engl. *murky*. *Lithi* (*mitis, lenis*) 100, 9. 103, 15, ags. *li d he*, ahd. *lindi* (wie oben *fâthi* = *vandi*) vielleicht *lîthi*? *Slîthi* (*lubricus*) 118, 15; ags. *sli d he*. *Thrîsti* (*audax*) 78, 2. 94, 4 unser heutiges *dreiste*. *Lêhni* (*fragilis, debilis, flaccidus*) 46, 21, 16; ags. *lâne*, engl. *lean*; das *H* wie oben in *fêhmea* = *fêmea* zu nehmen. *Fuodi* (*nutriens, pascens*) aus *unfuodi* (*non alens, consumens*) 78, 23 zu folgern, von verzehrendem Feuer; ein ags. *fêde* und unfêde finden wir nicht. *Liudstemni*

(humanus, ab hominibus procreatus) 7, 24 eher von stemn, engl. stem (stirps) als von stëmne (vox) herzuweisen, wiewohl sich auch erklären ließe: humana voce praeditus. Anthêti 8, 5. 9, 12 ein episches Beywort der Frau und Jungfrau, devota, pudica, casta bedeutend und von andhêt, anthêt, ahd. antheiz (votum, devotio) zu leiten; 15, 15 steht geschrieben andhehti mit dehnendem, 83, 4 antehhti mit nur versehtem H, bemerkenswerth aber gibt an beiden letzten Stellen der Londoner Text an ehti. Aro oder aru (maturus) 78, 17. Synonym von rîpi, vielleicht darf das altn. ár (mane) dazu gehalten werden, die Begriffe frühe und zeitig begegnen einander. Naru (angustus) 40, 20. 101, 16; ags. nearo, engl. narrow.

Dies wären die hervorstechendsten Adjectiva. Für das Verbum ist im Ganzen genommen die Ausbeute geringer. Vor allem bemerken wir die entschiedene Form des der zweyten Anomalie angehörigen farman (spernit) farmuni (spernat) 99, 5. farmunste (sprevit) 81, 14. Fragn (fando audivit) 18, 22. Plur. frugnun 27, 23 ist aus dem Ags. längst bekant. Brëgdan, bragd, brugdun 35, 10 bedeutet flechten, flicken und wird vom Neg gebraucht; es scheint das ahd. prëttan, prat, pruttun. 171, 24. that all thiū folda ansciann, thiū'ërtha dunida; daß dieses ansciann so viel als dunida (dröhnte, zitterte) bedeuten muß, lehrt der Parallelismus, aber Rec. hat das schon früher aus Hices bekannte Wort Gramm. 1, 888 wohl in die unrechte Conjugation gestellt, denn für anscënn kann ansciann schwerlich stehen. Es wird ein Präsens ansciinnu anzunehmen seyn, wovon

das Prät. ansciann gebildet ist, obgleich ansci seltsam genug bleibt. In der Snorraedda p. 62 steht ein gleich ungewöhnliches skianna = skëlla (tinnire). Hruor 84, 21 wird von der tanzenden Tochter des Herodes gebraucht und scheint was das vorausgehende spilöde auszudrücken, spielte oder tanzte; wir hätten also ein Verbum hraran, hruor gefunden, den Stamm des abgeleiteten hruorian, nhd. rühren, tangere, das noch jetzt vom Spiel einiger Instrumente gilt, die Saiten rühren, die Hände rühren. Noch ein bisher unbekanntes starkes Verbum bietet sich 152, 20 dar, thramm, welches den Inf. thrimman fordert; es heißt von dem verleugnenden Petrus: thes thramm imu innan möd, desß wurde sein Herz betrübt, wie 152, 15 vorausgeht: ward imu sêr an is möde. thrimman wäre demnach vehementer commoveri, frangi, turbari; gehört dazu das ags. thrym, turba, gloria? es muß eine sinnlich einfache Bedeutung dafür gesucht werden, etwa die von springen und dann ließe sich sogar das goth. bisher wurzellose thramstei (locusta) daraus erklären. In Detmars lüb. Chron. 1, 178 steht dram für Pärm, Schall. Das Part. Prät. githungan 10, 4. 15, 14 wird mit man oder wif verbunden und hat den Begriff von würdig, genau wie das ags. gethungen, das Gramm. 2, 37 unter die Wurzel thingan №. 420 gebracht wurde, auch liest hier die Londoner Hs. 122, 6 githungan, mit einfachem U. In dem gleichbedeutenden erthungan 101, 20 darf man keine abd. Partikel êr, ir, sondern nur eine Zusammensetzung mit êra sehen, folglich ist êrthungan, honore dignus, honorificus, zu schreiben, wie auch auf dem êr vocalische Alliteration ruht. Unter den schwachen Verbis zeichnen wir folgende

aus. Linôn (discere) 24, 15. 52, 14. 75, 17. 84, 10. 106, 3. 115, 24. (es pflegt gern mit lësan und lëstian zu alliterieren) scheint obenhin besehen allen andern Dialecten zu man- geln; eben darum muß aber vermuthet werden, daß es mit Wegwerfung des R aus lirnôn entspringt und daß ags. lëornian, lëornôde, ahd. lirnên, lirnêta ist; aus welcher Wurzel wollte man es sonst auch herleiten? Tuithôn (concedere) 84, 11, in der Münchner Hs. tu- githôn, berührt sich mit dem starkformigen twiden, twêt, getwëden der mittelniederdeut- Sprache, obgleich auch diese noch twiden, twi- dede kennt; Herbort 78<sup>d</sup> hat gezwidet (con- cessus). Rômôn 119, 14 wohl das ags. rê- mian (emendare)? Hlamôn (strepere, so- nare) 89, 14, vom Geräusche der Wogen. Fun- dôn (intendere, cupere) 122, 4 ags. fun- dian, fundôde; unterschieden von dem aus der- selben Wurzel stammenden fandôn (tentare) 116, 22. Wredhian (fulcire) 55, 5, 10, auch ags.

Wir eilen zum Schluß und begnügen uns aus der Zahl der Partikeln eine einzige nam- haft zu machen, das mit dem Infinitiv verbun- dene auffordernde wita 7, 6, 9. 122, 8. wita kiasan! (eligamus) wita fragôn! interro- gemus), wita im wonian mid! (habitemus cum eo). Ohne Zweifel identisch dem ags. vu- ton, vutun, uton! Gramm. 3, 301 und vielleicht mit dem alten Dualis wit zusammen- hängend; obschon dadurch der Infinitiv nicht recht deutlich wird.

Wenn gefragt würde nach der Gegend des niederen Deutschlands, worin der Dichter des Heliand gelebt haben mag? so wäre sie eher nach Westen als nach Osten hin zu setzen, von



der Elbe weg nach dem Niederrhein zu, in das alte Westphalen, wo es an Geldern und Brabant stößt. Die Hauptbeweise für diese Ansicht müßte ein westphälisches Idioticon liefern, in keinem Theile Deutschlands hat man aber gründliche Sammlung der Volksmundarten so sehr vernachlässigt wie in Westphalen. Nicht zu übersehen ist die Uebereinstimmung mehrerer Wörter dieses alten Gedichts mit dem Niederländischen und Friesischen, wohin wir namentlich bewod (messis) malsc, minsôn 49, 5. 117, 11 ganz wie das mnl. minsen, mines (mei) 100, 11 mnl. mins, fêmea, lêf und the (sive, aut) 117, 23, 24 zählen, welches the für efthe, eftha, gerade wie das fries. tha für jeftha und das goth. thau für aiththau stehet (Gramm. 3, 274) Hunno (tribunus) 63, 22 begegnet zwar auch in ahd. Denkmählern, hat sich aber noch in späterer Zeit zumahl im Niederrheinischen und Cölnischen erhalten, vergl. Rechtsalterth. 756 und Dahlmanns Neocorus 2, 45.

Jac. Grimm.

### H a m b u r g.

Bey Perthes und Besser: Das Hamburgische Allgemeine Krankenhaus. XVIII u. 86 Seiten in 4. 1830. (mit einer schönen Titelvignette, einem Grundriß, 3 Grundplanen und 2 ausgeführten Ansichten des Gebäudes).

Das Hamburgische allgemeine Krankenhaus hat durch die Großartigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen, so wie durch die Thätigkeit und die Leistungen der an und für dasselbe wirkenden Männer eine Berühmtheit erlangt, die man eine europäische nennen kann. Dieser wohlverdiente Ruhm kann durch die Offenheit, mit

der seine innere Organisation jedem Fremden gezeigt und aufgeschlossen wird, nur gewinnen, und ein neuer Beweis dieser echten freyständtischen Liberalität und des Selbstvertrauens, das keine Defectlichkeit scheut, ist die vorliegende äußerlich reich ausgestattete und innerlich wohl abgefaßte Schrift. In dem Vorberichte, der von dem Verwaltungs-Collegium des allgemeinen Krankenhauses unterzeichnet ist, wird bemerkt, daß die Beschreibung dem Dr. Bülow, früherem Gehülfsarzte des Instituts übertragen, schon im Jahre 1828 ans Licht treten sollte, als die Umstände ihre Zurückhaltung rathlich zu machen schienen. Es zeigte sich nämlich die Hoffnung, daß durch freywillige Beyträge und großmüthige Vermächtnisse auch die Einrichtung einer eigenen Irren-Anstalt möglich würde. Diese Hoffnung konnte bislang noch nicht verwirklicht werden und so wurde beschlossen (in besonderer Rücksicht auf die in Hamburg Statt findende Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte) die Beschreibung, wie sie war, herauszugeben. Wir können dieselbe nur für gelungen erklären, da sie ein klares und vollständiges Bild von dem Entstehen und dem jetzigen Zustande der herrlichen Anstalt gibt so wie von den bedeutenden Mitteln, welche die ebenso wohlhabende als wohlthätige Hansestadt zur Bestreitung der beträchtlichen, fortwährend eher zu als abnehmenden Kosten beschafft. In drey Abschnitten wird abgehandelt: 1. die Beschreibung des Hospitalplatzes und des Hospitalgebäudes; 2. die Verwaltung, und 3. die Benützung desselben. Sicherlich werden viele anderwärtige, theils schon bestehende, theils erst werdende Institute hieraus viel zu ihrer eigenen zweckmäßigen und förderlichen Einrichtung entnehmen können.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

9. Stück.

Den 17. Januar 1831.

---

Hamburg. Göttingen.

Von der Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, ist noch versprochener Maßen vor dem Ablauf des verfloffenen Jahrs die vierte Lieferung erschienen. Sie enthält den Anfang zweyer neuer Staatengeschichten, der von Spanien und Sachsen, wovon wir unsern Lesern Bericht abzustatten haben.

Geschichte von Spanien, von Friedrich Wilhelm Lembke, beider Rechte Doctor. Erster Band. Die Zeiten von der vollständigen Eroberung durch die Römer bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, XVIII u. 424 S. in 8. bey F. Perthes. Da bey dieser Geschichte eine Ausnahme von der sonst bey dieser ganzen Unternehmung geltenden Regel gemacht ist, die dazu gehörigen Werke nur Schriftstellern zu übertragen, welche bereits durch frühere historische Arbeiten dem Publicum bekannt sind; so glauben

wir die Beweggründe dazu hier etwas ausführlicher auseinander setzen zu müssen. Es bedarf keiner weitläufigen Beweise, daß die Behandlung der Spanischen Geschichte, zumal in dieser ersten Periode, eine der schwierigsten Unternehmungen war. Sie erforderte Vorkenntnisse verschiedener Art. Zuerst vertraute Bekanntschaft mit der Sprache und mehreren Zweigen der Literatur der Nation; aber zugleich außer der Kenntniß der Lateinischen, war hier auch in einem gewissen Grade die der Arabischen unentbehrlich. Die Quellen dieser Geschichte aber sind von der verschiedensten Beschaffenheit. Nicht bloß Chronisten und einheimische, sondern auch Arabische Geschichtschreiber; neben diesen die Gesetze, und außer den Profanschriftstellern die eben so wichtigen kirchlichen, und die Schlüsse der Concilien. Daneben das unerläßliche Bedürfniß des Aufenthalts neben einer Bibliothek wie die hiesige, welche kaum ein paar andere Städte in Deutschland darbieten möchten, und der freye und ununterbrochene Gebrauch derselben. Und da sich bald zeigte, daß man mit den gedruckten Quellen nicht ausreichte, der Gebrauch Arabischer Handschriften durch auswärtige Verbindungen. Wer dieses zusammen in Erwägung zieht, wird leicht eingestehen, daß eine Art von Glücksfall dazu gehörte einen Schriftsteller zu finden, der dieses Alles mit den dem Geschichtsforscher und Geschichtschreiber nöthigen Talenten verband. In welchem Grade sich dieses Alles bey dem Verfasser vereinigte, kann freylich nur sein Werk selber lehren; wir haben hier darüber nur folgendes zu bemerken. Frühere Jugendverhältnisse hatten ihm eine vertraute Bekanntschaft mit Spanischer Sprache und zum Theil auch mit Spanischer Literatur verschafft. Während seiner aca-

demischen Studien auf der hiesigen Universität, entwickelte sich die Vorliebe für historische Forschungen, und concentrirte sich, aus leicht einzusehenden Ursachen, auf das Land, mit dessen Sprache er sich schon bekannt gemacht hatte. So begann er mit der Anlage critischer Sammlungen für die Geschichte der Spanischen Monarchie; die, als er vor bereits fünf Jahren in die Zahl der Mitarbeiter der Europäischen Staatengeschichte eintrat, schon bis auf das Ende des elften Jahrhunderts vorgerückt waren. Aber da für die Bearbeitung der Spanisch-Arabischen Staaten bald das Bedürfniß der Kenntniß der Arabischen Sprache sich fühlbar machte, entschloß er sich auch diesem abzuhelfen; und unter der Leitung des Hn. Prof. Ewald brachte er es durch den angestrengtesten Fleiß bald dahin, sich die Kenntniß dieser Sprache zu erwerben, die für seinen Zweck nöthig war, die Geschichtschreiber und Annalisten dieser Nation nicht nur gedruckt, sondern auch handschriftlich mit Leichtigkeit lesen und verstehen zu können. So ausgerüstet mit den nöthigen Vorkenntnissen, indem zugleich seine Verhältnisse es ihm erlaubten seinen Aufenthalt hier fortzusetzen, fand er auf der hiesigen Bibliothek, mit wenigen Ausnahmen, die gedruckten Werke deren er bedurfte; und die Liberalität der Aufseher der Gotha'schen Arabischen Manuscriptensammlung, eines Jacobs und Möller, verschaffte ihm auch die handschriftlichen Hülfsmittel, die wir noch unten anführen werden. Vorgearbeitet über die ältere Spanische Geschichte war aber damals in Deutschland noch nichts von Erheblichkeit (die verdienstlichen Werke über einzelne Theile derselben, eines Aschbach über die Geschichte der Westgothen und die der Omniaden; eines

Schmidt über die Geschichte von Aragon, erschienen erst während der Ausarbeitung), und so zeigte es sich von selbst, daß diese Geschichte Spaniens durchaus ganz neu aus den Quellen gearbeitet werden mußte. Dieß ist daher der eigenthümliche Character dieses Werks, und gibt den Maasstab mit dem es gemessen werden muß. Wir glauben nicht daß es diesen zu scheuen hat, weder in Ansehung der Vollständigkeit der benutzten Quellen, (so weit diese zu erreichen möglich war), noch in Ansehung der Schärfe der Critik, noch endlich in Ansehung der Behandlung, die deutlich zeigt daß es eine Lieblingsarbeit des Verfs. war. Eine weitere Würdigung — wofern ihm diese je zu Theil werden sollte — müssen wir andern Blättern überlassen; die Gerechtigkeit jedoch befiehlt zu sagen, daß der Verfasser die Erwartung der Herausgeber völlig befriedigt hat.

Wir glauben nun eine Uebersicht des Plans und des Inhalts geben zu müssen. Der Verf. beginnt mit einer Einleitung in drey Kapiteln. Das erste begreift den Zustand Spaniens während den letzten Zeiten der Römischen Herrschaft. Zuerst bis auf die Zeiten Constantins des Großen; Eintheilung der Provinzen; städtische Verhältnisse; Verwaltung; und demnächst von Constantin d. Gr. bis zum Einbruche der Germanischen Völker; veränderte Verwaltung und drückende Steuerverfassung bis zur Auflösung des Reichs. Was der Verf. hier und späterhin durch Savigny vorgearbeitet fand, ist dankbar benutzt, aber nicht ohne Prüfung. — Das zweyte Kapitel: Spanien eine Beute Germanischer Völkerschaften; Züge der Alanen, Vandalen, Sveven; und der Westgothen unter Ataulf und Wallia; und das dritte Kapitel: Tolosani-

ches Reich der Westgothen in Gallien bis zu der Auflösung ihrer Herrschaft daselbst durch die Franken. Auf diese Einleitung folgt: Der Geschichte Spaniens erster Theil: Westgothische Monarchie in Spanien. Die erste Abtheilung: Darstellung der politischen Geschichte der westgothischen Monarchie; zuerst unter den Arianischen Königen; und demnächst seit Annahme der catholischen Religion, bis auf den Untergang des Reichs unter Roderich; sowohl nach abendländischen als morgenländischen Quellen. Sehr ausführlich alsdann die zweyte Abtheilung: Darstellung der innern Verhältnisse des westgothischen Reichs; sie zerfällt in vier Bücher; das erste: Verhältnisse der Kirche Spaniens. Wie wichtig diese Untersuchung für einen Staat ist, in dem die kirchlichen Verhältnisse auf das tiefste in die Politik verflochten waren, brauchen wir nicht zu sagen. Sie ist angestellt mit Benutzung aller kirchenhistorischen Quellen; theils in der großen Sammlung der *Espanna sagrada*; vor allen aber der Concilienschlüsse. — Das zweyte Buch: die Staatsverfassung der Westgothen; der König, die Stände, die Reichsversammlung und Beschränkung der königlichen Gewalt durch dieselbe. Hierauf im dritten Buch: die Rechtsverfassung der Westgothen; das Gesetzbuch, die Gerichtsverfassung; privatrechtliche Verhältnisse; Verbrechen und Strafen. Daß bey diesen, so wie bey der Staatsverfassung die *Leges Visigothorum* die Hauptquellen sind, versteht sich von selbst. Endlich das vierte Buch: sittliche und geistige Bildung der Nation; Landwirthschaft, Handel, wissenschaftliche Bestrebungen.

Hierauf: der Geschichte Spaniens zweyter Theil: Von der Eroberung der Halb-

insel durch die Araber, bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts. Er zerfällt in zwey Bücher. Das erste: Von der Eroberung Spaniens durch die Araber bis zu der Stiftung des unabhängigen Reichs von Cordoba. Dieser Abschnitt ist fast ganz aus Arabischen, meist handschriftlichen, Nachrichten geschöpft. Die Hauptquelle nämlich ist das Werk von Ahmed el Mokri, von dem der Vf. eine treffliche Handschrift aus der Gothaer Bibliothek bekam, und wovon in der ersten Beylage ausführliche Nachricht gegeben wird. Ahmed lebte und schrieb zwar erst in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts; aber er benutzte eine sehr reiche Sammlung älterer Arabischer Geschichtschreiber, die stets von ihm namentlich angeführt werden. Eine andere Handschrift von Ebn Khalkan bot die hiesige Bibliothek dar. Die Citate aus beiden werden, wie überall, auf das genaueste angegeben, und die Namen stets mit Arabischer Schrift unter den Text gesetzt. Daß außerdem auch die Auszüge bey Casiri benutzt sind, versteht sich. Das zweyte Buch beginnt mit der Geschichte der Gründung des Asturischen Reichs von Pelajo bis auf den Tod von Alonso I. Dann die Geschichte des Arabischen Reichs durch den Dmmajaden Abderraman el Dakel, und den Versuch der Franken sich in der Halbinsel festzusetzen, oder die Fränkisch-Spanische Mark; welches Alles bis auf die Mitte des neunten Jahrhunderts, und in Asturien bis auf Alonso den Keuschen und die Verlegung des Hofes nach Oviedo fortgesetzt wird.

Nach der Angabe des Verfs. wird der zweyte Band in zwey Abtheilungen die Geschichte bis zur Eroberung von Granada durch Ferdinand und Isabella herabführen; und wir werden also



dadurch bereits eine critische Geschichte des Arabischen und christlichen Spaniens aus abendländischen und orientalischen Quellen durch das gesammte Mittelalter besitzen. Die Berufung auf mehrere Stellen des Ahmet al Mokri machte es nothwendig in der Beylage I. einige Stellen aus demselben Arabisch abdrucken zu lassen; der Bogen wird nach dem Vericht des Hn. Verlegers, nicht mit berechnet, sondern unentgeltlich beygelegt.

Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen, von Dr. W. Böttiger, Professor der Geschichte und Bibliothekar zu Erlangen. Erster Band; von den früheren Zeiten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. X und 558 S. in 8. 1830. — Neben der Geschichte von Preußen wird zugleich die Geschichte eines andern deutschen Hauptstaats fortgeführt; und zwar dessen, der neben jenem am tiefsten in die allgemeine Geschichte unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes eingriff. Die Wahl des Stoffes wird also keiner Rechtfertigung bedürfen, und eben so wenig die des Verfassers. Der Geschichtschreiber Heinrichs des Löwen hatte auch schon lange zu einer Geschichte Sachsens überhaupt, und besonders des Churfürsten Moriz, gesammelt und vorgearbeitet, welches Alles und besonders das Letzte in der zweyten Hälfte dieses Bandes ihm zu Statten kam. Die Beförderer unsers Unternehmens erhalten auch hier kein schnell, sondern tief und gründlich gearbeitetes Werk, und auch bey dieser Arbeit dürfen wir es mit Zuversicht wiederholen, daß das Werk seinen Meister loben wird. Auch hier geben wir eine Uebersicht des Inhalts. Die Einleitung und Vorgeschichte gibt zuerst Nachricht über die älteste rein deutsche Bevölkerung des Landes

durch die Thüringer; demnächst das Eindringen slavischer Völkerschaften, der Sorben, und ihre Unterwerfung. Die folgende Geschichte zerfällt in zwey Bücher. Das erste: des Staates allmähliche Vereinigung aus seinen frühern Bestandtheilen bis zu der Erwerbung des Herzogthums Sachsen mit der Churwürde, 985 — 1423; wovon die erste Abtheilung die Geschichte der noch unvereinigten Länder, der Meißner Mark 985 bis um 1130, die zweyte die Geschichte Meißens und Thüringens bis zu ihrer Vereinigung 1247; die dritte die Vereinigung unter den Wettinischen Fürsten bis 1423 umfaßt. Das zweyte Buch: die Geschichte von Kursachsen 1423 — 1555; in zwey Abtheilungen: zuerst bis zu der Haupttheilung 1485; und demnächst: Geschichte der sämtlichen Sächsischen Länder von dieser Haupttheilung bis zur Feststellung der politischen (1547) und kirchlichen Verhältnissen 1555. So umfaßt dieser erste Band schon die Periode der Reformation, durch welche Sachsen eine Universalhistorische Wichtigkeit erhielt, und wo die Geschichte beider Linien bis zu der Uebertragung der Kur an die jüngere Linie fortgeführt wird. Wenn die erste Hälfte dieses Bandes ihrer Natur nach mehr ein antiquarisches Interesse haben mußte, so greift die zweyte dagegen auf das tiefste in die neuen Verhältnisse ein; und ist daher mit Recht von dem Verfasser ausführlicher behandelt worden. Da die Geschichte bereits in diesem ersten Bande so weit heruntergeführt ist, so werden zwey folgende zu ihrer Beendigung hinreichen.

Sn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

10. Stück.

Den 20. Januar 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Uebersicht der Ereignisse in der Königl. Entbindungs-Anstalt zu Göttingen vom 1sten Januar 1830 bis dahin 1831.

Beym Schlusse des Jahres 1830 blieben drey und zwanzig Schwangere in der Anstalt. Dazu wurden aufgenommen einhundert und ein und sechzig, so daß die ganze Zahl sich auf einhundert und vier und achtzig belief, von denen neunzig schon ein oder mehrere Male geboren hatten, vier und neunzig aber zum ersten Mal schwanger waren. Einhundert und vier und vierzig gebaren hiervon siebenzig Knaben, und vier und siebenzig Mädchen; achte stellten sich nicht zur bestimmten Zeit ein, und zwey und dreißig waren am Schlusse des Jahres noch unentbunden, von denen sich ein und zwanzig bereits in der Anstalt befanden, elf aber noch bey ihren Angehörigen. Achte bedurften bey ihrer Niederkunft künstlicher Hülfe, die bey zweyen durch absichtliche Erregung einer Frühgeburt in der fünf-

und sechs und dreyßigsten Woche der Schwangerschaft, mit vollkommen glücklichem Erfolge, bey fünfen mit der Zange und bey einer mittelst der Wendung geleistet wurde. Zur Geburt stellten sich einhundert und neun und dreyßig Früchte mit dem Schädel voran, und von ihnen sieben mit dem Hinterhaupte nach rechts, und die übrigen nach links. Die Beobachtung des Herrn M. Dr. Nägele in Heidelberg, daß bisweilen die Stirn im Anfange der dritten Geburtszeit mehr nach vorne gerichtet sey, dennoch aber hernach das Hinterhaupt zuerst zum Austritte gelange, bestätigte sich auch in diesem Jahre hier wieder. Nur einmal trat der Kopf mit der Stirne unter dem Schaambogen aus den Geburtstheilen. Ein Mal stellte sich das Gesicht zur Geburt, drey Mal der Steiß, und einmal die rechte Schulter. Fünf Kinder kamen todt zur Welt, und darunter eins aus dem Anfange des siebenten Monatsmonates. Von den Müttern erkrankte keine bedeutend, und es starb daher auch keine. - Die Zahl der Herrn Studirenden die in dem verflossenen Jahre die Anstalt besuchten, betrug einhundert und vier und achtzig, unter denen zwanzig Doctoren und Candidaten der Medicin in dem practischen Theil der Entbindungskunst, privatissime, unterrichtet und geübt wurden. Dagegen erhielten nur elf Hebammen, von denen zwey aus dem Auslande gekommen waren, in dreyen Lehrkursen Unterricht, da viele Gemeinen ihre Frauen und Kinder lieber von ununterrichteten Hebammen um Gesundheit und Leben bringen lassen, als die geringen Kosten für ihren Unterricht bezahlen.

Mende.

## E b e n d a s e l b s t

Apud Vandenhoeck et Ruprecht: De mortis Jesu Christi fine salutari ac vi sacrificali peculiari. Scripsit Fr. Henr. Guil. Günther, Cellensis. Commentatio ex sententia summe Vener. Theolog. Ordinis in Certamine civium Academ. Georgiae Augustae literario d. IV. m. Jun. MDCCCXXX praemio regio ornata. 1830. 69 S. in 4.

Unter den Früchten des gelehrten Fleißes, welche das hiesige Preisinstitut seit seiner Stiftung unter uns hervorgebracht hat, ist die vorbemerkte Preisschrift eine der erfreulichsten. Die academischen Preisschriften sind Probeschriften, Uebungen, wodurch Fleiß und Talent angeregt, gespornt, gebildet werden sollen. Niemand erwartet gelehrte Meisterschaft. Aber die echten Kennzeichen der academischen Jüngerschaft, ordnender Fleiß und gesundes Urtheil, Kenntniß der wichtigsten Literatur des Faches, unbefangenes Verständniß des Fremden, und eigenthümliche Auffassung, endlich die Anlage zur Darstellung und Beherrschung des Stoffes, dieß sind die nothwendigen Bedingungen, unter denen eine Schrift auf den Preis, und auf die bedeutendere, aber für den Anfänger immer gefährvolle Ehre der öffentlichen Bekanntmachung Anspruch machen kann. Diese Bedingungen hat die vorliegende Schrift erfüllt. Die Aufgabe, *ut inquiratur, quomodo doctrina apostolorum — — de mortis J. Christi sacrificalis vi piaculari cum iis, quae Servator de suae mortis fine salutari tradidit, commode possit conciliari* —, ist für den gegenwärtigen Standpunct der dogmatischen und exegetischen Theologie eine der schwierigsten. Der Ver-

fasser hat die Aufgabe im Ganzen richtig gefaßt und gelöst. Die Hauptpuncte sind, daß zuerst die unleugbare Verschiedenheit zwischen der Art, wie Christus von dem Heilzwecke seines Todes spricht, und wie die Apostel, insbesondere Paulus und der Verf. des Briefs an die Hebräer, darüber reden, exegetisch aufgewiesen, und sodann näher bestimmt wird, als eine Verschiedenheit nicht des wesentlichen Begriffes, sondern der Lehrweise. So löst sich das Räthsel von selbst und die Ausgleichung zwischen der ersten Grundlegung und factischen Realisirung der Idee auf Seiten Christi, und der weiteren Erörterung und theils accommodativen, theils polemischen Anwendung derselben auf Seiten der Apostel hat keine Schwierigkeit. Besonders erfreulich ist dem Ref. gewesen, daß der Verfasser sich der theologischen Idee des christlichen Kanons, wonach derselbe ohne die wesentliche Einheit und Uebereinstimmung des Inhaltes eben so wenig als ohne die natürlichen Verschiedenheiten der ersten Begründung des Evangeliums, der fortschreitenden Entwicklung und der individuellen Auffassung bestehend gedacht werden kann, eben so lebendig bemächtigt, als geschickt sie angewendet hat. Der Schluß, die dogmatische Erörterung (*de vera mortis J. Christi cruentae vi ac potestate*) enthält die richtigen Grundgedanken, daß der Tod Christi nur im Zusammenhange des ganzen Lebens und Wirkens Christi richtig verstanden, und daß manches in den Lehrensätzen der Apostel darüber nur durch Auflösung des Bildes oder Symbols in seinen wesentlichen Gehalt von uns angeeignet werden könne. Aber indem der Verf., was das Letztere betrifft, der neueren dogmatischen Richtung folgt, sey er zugleich gewarnt, wohl zu erwägen, daß die wahre

dogmatische Auflösung der Schriftlehren kein Abwien oder Zerbrechen der bildlichen oder symbolischen Form ist, sondern, weil die Form nicht zufällig und willkürlich ist, ein inniges Verstehen und geistiges Zurückübersetzen derselben in den vollen Inhalt des urchristlichen Bewußtseyns. Weitere Erfahrungen und tieferes Studium werden den Verfasser in diesem Stücke vorsichtiger machen. Es kann zumahl in unserer Zeit den jüngeren Theologen nicht genug gesagt werden, daß es ohne lebendige Erfahrung, ohne eigenes Erleben des Christenthums keine wahre Theologie gibt. Aus dieser Erfahrung erwächst die theologische Bescheidenheit, welche, was die Lehren der heil. Schrift und deren Begriffsbestimmung in der Kirche betrifft, eben so gewissenhaft behauptet, als vorsichtig zweifelt.

Bey allen Mängeln, die der bescheidene Verfasser, je weiter er kommt, desto mehr selbst anerkennen wird, berechtigt die Schrift, an der wir schließlich auch noch das Bestreben, sich im Lateinischen richtig und elegant auszudrücken, wenn es auch nicht immer gelungen ist, rühmen müssen, zu den schönsten Erwartungen, die wir hiermit zur Ausmunterung des Verfs. freudig ausgesprochen haben wollen.

£.

## B a s e l.

Bey Schweighäuser: Die Quellen des Basler Stadtrechts, namentlich der Gerichtsordnung von 1719; ein Beytrag zur Bildungsgeschichte Schweizerischer Stadtgesetze. Nebst einigen Nachrichten über die Schicksale des Römischen Rechts in einzelnen Gegenden der Schweiz, besonders in Basel. Von Emil Remigiüs

Frey, Dr. und Privatdocent d. R., Mitglied des Criminalgerichts und Beysäher am Stadtgerichte zu Basel. 1830. VIII und 212 Seiten in Octav.

Am 5. Junius 1719 wurde von dem großen Rathe zu Basel ein Civil- und Civilproceß-Gesetz promulgirt, welches die Aufschrift hat: 'der Stadt Basel Statuta und Gerichtsordnung' und bis auf den heutigen Tag Hauptgesetz für dieselbe ist. Auf welcher Grundlage dasselbe beruhe, war noch nicht erforscht; man begnügte sich vielmehr mit einer altväterlichen Tradition, nach welcher das Basler Stadtrecht ein Abkömmling des Lübischen seyn sollte, und verwies daher zu dessen Erläuterung auf die bekannten Commentarii in jus Lubecense, von Mevius. Der Verf. hat jedoch die Entdeckung gemacht, daß, wenn gleich dasselbe auch auf ältere Satzungen des Rathes zu Basel und auf alten Gewohnheiten beruhe, die Grundquelle desselben das Württembergische Landrecht von 1610, ein Amalgama von römischem und deutschem Rechte, sey. Die Thatsache selbst leidet durchaus keinen Zweifel, wie sich dieses aus der von dem Verf. mit großem Fleiße aufgestellten tabellarischen Darstellung, aus welcher sich ergibt, welcher Artikel aus den ältern Stadtrechten und welcher aus dem Württembergischen Landrecht genommen sey, nachweisen läßt. Wie aber der Redacteur dieses Statuts, der Schultheiß Johann Friedr. Wettstein dazu gekommen sey, gerade das Württembergische Landrecht als Hülfsmittel zu gebrauchen, darüber hat sich der Verf. nicht ausgesprochen. — Die Unhangsweise mitgetheilten Nachrichten über die Schicksale des römischen Rechts in einzelnen Gegenden der Schweiz, sind nur als Aphorismen



bezeichnet, und als rein zufällige Ergebnisse der Forschungen des Verf. im Gebiete des Schweizerischen Rechts. Die Universität zu Basel war Hauptveranlassung des Eindringens des römischen und canonischen Rechts. Der Verf. gibt daher Notizen über dasselbe als Gegenstand des Rechtsunterrichts überhaupt, und über die Wirksamkeit der Juristen als angestellter Rechtslehrer, als Consulenten, und als Schriftsteller; Notizen, die gewiß in mehr als einer Hinsicht interessant und belehrend sind. Dasselbe gilt von ähnlichen, welche der Verf. über den Einfluß des römischen Rechts auf die Gesetzgebung, auf die Rechtsprechung, auf das Regierungswesen und auf die Notariatspraxis zusammengetragen hat. Dem Germanisten dürften am meisten die Auszüge aus den ältern Statuten des 14ten und 15ten Jahrhunderts, und aus den Rathschbeschlüssen dieser nämlichen Periode, zusagen.

### P a r i s.

Chez de Bure frères: Ulysse-Homère ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée par Constantin Koliades, Professeur dans l'Université Ionienne. 1829. 100 S. nebst 20 lithographierten Tafeln in Fol.

Dieses schön gedruckte, glänzend ausgestattete, auch leicht und anziehend geschriebene Werk kann, seinem wissenschaftlichen Werthe nach, mit wenigen Zeilen beurtheilt werden. Von durchaus falschen Ansichten über die Natur der heroischen Mythologie ausgehend, behauptet es: nur Odysseus könne Ilias und Odyssee geschrieben haben; nur er habe Alles so genau wissen können. In Deutschland hat es zwar in dem letzten Jahrzehend nicht an Behauptungen gefehlt, die auf demselben

Bege waren, aber es ist nicht zu fürchten, daß irgend Jemand dem thörichten Gedanken, zu dessen Erweis das seltsame Buch geschrieben ist, beypflichten werde. Als der Verf. dieses Werks wird ein Landsmann des Odysseus und, was das seltsamste, ein Nachkomme des 'göttlichen Sauhirten' Eumaios, der auf dem Titel genannte Koliades, angegeben; von ihm unterscheidet sich der Herausgeber, welcher den Text mit Anmerkungen begleitet. Diese Anmerkungen stimmen aber, bey scheinbarem Skepticismus, so sehr mit dem Texte überein, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß l'auteur und l'éditeur eine Person sind. Der Name Koliades ist von einem Geschlechte Κολιάδαι entlehnt, welches in Plutarch's Zeit in Ithaka existierte und sich in der That von Eumaios herleitete; es wäre seltsam, wenn auch jetzt noch in Ithaka ein solcher Koliade lebte oder der Name zufällig widerkehrte. Man sagt, daß Herr Lechevalier, bekannt als Verfasser einer Topographie der Ebene Troja's, sich diesen Scherz erlauben habe, der für die Leser zu weit ausgesponnen und für die Bibliotheken zu theuer ist. Auch die beygegebenen Steindrucktafeln täuschen die Erwartung; meist sind es Ansichten von Gegenden, die schon sonst gegeben sind; andere erscheinen ganz wie Phantasiebilder; die Carte de la confédération des Troyens und de la Plaine de Troie geben nichts Neues; die Karte von Ithaka so wie der Plan der angeblichen Ruinen des Hauses des Odysseus sind nach W. Gell's Ithaka gezeichnet; und man findet hier keine Spur von neuen Aufnahmen oder einer Kenntniß der Gegend, die nicht aus Büchern geschöpft worden wäre.

R. D. M.

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 11. Stück.

Den 22. Januar 1831.

---

Leipzig.

Bey Hahn: Herodoti Musae. Textum ad Gaisfordii editionem recognovit, perpetua tum Fr. Creutzeri tum sua annotatione instruxit, commentationem de vita et scriptis Herodoti, tabulas geographicas indicesque adjecit Jo. Christ. Fel. Baehr. Volumen primum. 1831. VIII u. 932 S. 8.

Nur mit einer gemischten Empfindung können wir diese neue Ausgabe und Bearbeitung des Vaters der Geschichte anzeigen. Als vor 12 Jahren (1818) der erste Theil der commentationes Herodoteae des Hn. G. H. Creutzer erschien, die Aegyptiaca umfassend, erregte er die Hoffnung, daß ähnliche Untersuchungen auch über die andern, von Herodot beschriebenen, Völker folgen würden. Diese Hoffnung scheinen wir jetzt aufgeben zu müssen; dafür aber gibt diese neue Ausgabe in so weit Ersatz, daß was zu jenem Zweck gesammelt war, uns mitgetheilt wird. Als nämlich Hr. Prof. Bähr dieselbe

unternahm, ward ihm von Hn. GHR. Kreuzer sowohl der Auftrag gegeben, das in den Commentationen bereits Enthaltene gehörigen Orts einzuschalten, als auch die Materialien zu der Fortsetzung derselben überlassen. Hätten wir nun gerne für die Zukunft noch mehr erwartet, so wollen wir das Gelieferte davon nicht weniger mit Dank annehmen, um so viel mehr, da wir dem Fleiß des Hn. Prof. Bähr nicht weniger zu verdanken haben.

Allerdings ist seit Wesseling, der mit der Critik des Textes auch zugleich Sacherläuterungen verband, für Herodot viel geschehen. Für die Critik durch die Ausgaben von Reiz, Schweighäuser, Gaisford; für die Erklärung durch die Uebersetzung und die Anmerkungen von Larcher. Aber Herodot ist auch ein so unermesslich reicher Schriftsteller, daß es wohl über die Kräfte eines einzelnen Commentators geht, den dargebotenen Stoff zu erschöpfen. Wie viel hat als Sacherklärer nicht Larcher künstigen Commentatoren zu erläutern überlassen! Und wenn gleich Wesseling auch Sacherklärungen mit in seinen Plan hereingezogen hat, wie viel doch nicht auch Er! Hierzu kommt aber jetzt noch ein anderer Umstand. Für die Sacherklärung ist seit den Arbeiten jener Männer so viel neuer Stoff durch die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde, so wie der Sprachkunde, aufgehäuft worden, — wir wollen nur Beyspiels halber bloß an Egypten erinnern; — daß schon deshalb ihre Werke als nicht mehr genügend betrachtet werden müssen; und wie groß auch immer der Werth ist, den wir auf einen möglichst critisch berichtigten Text legen, so ist doch nach dem was in dieser Rücksicht im Wesentlichen bereits geleistet ist, das Bedürfniß ei-

ner Ausgabe, welche die Sacherklärung sich zum Ziel setzt, in unsern Augen überwiegend.

Diese Bemerkungen werden hinreichen den Maafstab zu bestimmen, nach dem wir diese neue Ausgabe zu messen haben. Allerdings hat der Herausgeber beide Zwecke sich vorgesetzt; in- deß schon aus der Verbindung mit Hn. Kreuzer und den reichen, von ihm gelieferten, Beyträgen ergibt sich von selbst, daß die Sacherklärung hier vorherrschend ist. Die Hülfsmittel, welche Hr. Bähr für die Berichtigung des Textes gehabt hat, sind keine Handschriften; es ist, wie der Titel es aussagt, im Ganzen der Text von Gaisford; worin nur in einzelnen Stellen, jedoch nicht ohne Autorität früherer Ausgaben, und selten, etwas geändert ist. So ist also das Hauptverdienst dieser Ausgabe in dem Commentar, der dem Texte untergesetzt ist (eine Uebersetzung ist nicht beygefügt) zu suchen. Es sind bey demselben außer den Beyträgen von Kreuzer die Anmerkungen von Wesseling und andern benutzt, ohne sie jedoch in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen, welches die Ausgabe übermäßig vergrößert und vertheuert haben würde. Bey dem Commentar hat Hr. B. zwey Ziele zu erreichen gestrebt, nämlich die Erklärung dunkler oder schwieriger Ausdrücke und Stellen; und dann die Sacherklärungen, welche neuere Reisebeschreiber und Schriftsteller über das Alterthum ihm darboten. Was das erste betrifft, so glauben wir, daß nicht leicht eine Stelle, welche die Wort- erklärung bedurfte, mit Stillschweigen übergangen ist, und für das andere haben wir, außer Her- Vo- ter, auch keine Werke vermißt, die dafür von Wich- tigkeit seyn konnten. Einige ausführlichere Er- örterungen sind ans Ende in eine Reihe von Er- cursen verwiesen. Die Untersuchungen über das

Leben Herodots, Man und Schreibart seines Werkes, sollen erst am Ende der Ausgabe, zugleich mit den Indices geliefert werden.

Wir würden damit diese allgemeine Charakteristik schließen, wenn wir nicht glaubten noch ein Wort hinzusetzen zu müssen, über das Verhältniß in welchem diese Ausgabe zu der jetzt herrschenden Behandlung der philologischen Wissenschaften steht. Es ist eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit, daß jetzt in diesem Fache die Spracherklärung der Sacherklärung weit vorgezogen wird. Man wird den Verfasser dieser Anzeige wohl nicht beschuldigen wollen, zumal wenn man an seine früheren Leistungen in dem philologischen Fach sich erinnert, das Sprachstudium gering zu schätzen, oder herabwürdigen zu wollen. Aber es scheint ihm doch von höchster Wichtigkeit, daß es mit dem Sachstudium in gehörigem Verhältniß bleibt. Alles Sprachstudium kann doch in letzter Instanz nur das Sachstudium zum Zweck haben; es ist nur die Vorbereitung zu dem Genuß und zu dem Nutzen den wir aus den Werken des Alterthums schöpfen können. Und wenn unsere Sprachgelehrten wohl gar mit Geringschätzung auf diejenigen herabsehen, die statt der Worte die Sachen erläutern, so mögen sie sich erinnern, daß alle ihre grammatischen Leistungen nur innerhalb des engen Kreises der Schule bleiben. Nur durch die Sacherklärung bahnt sich das philologische Studium den Eingang in die gebildeten Classen der Gesellschaft, die nicht nach Etymologien und grammatischen Erörterungen fragt; aber die, um die Werke des Alterthums genießen zu können, häufig der Real-Erläuterungen bedarf. Und wer es etwa für gleichgültig oder geringfügig ansehen sollte, ob diese zur Bildung der Menschheit

bestimmten Studien in die höheren Classen der Gesellschaft Eingang finden oder nicht, der werfe einige Blicke in die Geschichte der Philologie, (hätten wir doch nur eine solche, wir gäben ganze Reihen grammatischer Schulübungen dafür hin!) und er wird finden daß sie nie mehr in elendes Wortgezänk ausartete, nie geschmackloser behandelt ward, als wo — die Philologen bloß unter sich waren.

Der vorliegende erste Band enthält die beiden ersten Bücher des Herodots. Und wer mit dem Schriftsteller nicht unbekannt ist, weiß auch, welchen Reichthum von Erörterungen über mehrere Theile der alten Geschichte, der Asiatischen wie der Aegyptischen, er hier zu erwarten hat. Es liegt nicht in dem Zweck dieser Blätter hier ins Einzelne zu gehen, das wir denen überlassen müssen, die ausschließlich diesem Fache gewidmet sind. Einzelne ausführliche Erörterungen sind in die Excurse verwiesen; deren dieser erste Band 12 enthält. Auch sind 5 sauber gestochene Charten beygefügt. Wir werden also wahrscheinlich noch vier Bände zu erwarten haben. Druck und Papier vortrefflich.

Dieser Ausgabe Herodots sey es uns erlaubt noch die Anzeige eines Britischen Werks beyzufügen, das wir aus England erhalten:

### L o n d o n .

A Summary of Herodotus and a copious Index. 1829. CLX S. in 8.

Die Einleitung ist unterzeichnet G. Pong, Mitglied der Londoner Universität. Sie enthält eine Reihe von Bemerkungen über das Studium der Werke des Alterthums, auf die der Verfasser dieser Anzeige als Bestätigungen seiner obigen

Bemerkungen über Sacherläuterungen sich würde berufen können, wäre er nicht selber als Autorität darin aufgeführt. Auf diese Einleitung folgt dann zunächst das Summary, oder Inhaltsanzeige des Herodot. Es ist nach Büchern und Kapiteln geordnet. Wir bedauern, daß dem Verfasser dabey die Abhandlung unsers Gatterer, de contextu Historiarum Herodoti commentatio, unbekannt geblieben ist, welche deutsch in seiner Historischen Bibliothek B. II. sich findet, aber in das Lateinische übersezt der Vorheßschen Ausgabe beygefügt ist. Sie würde, da sie mit der Angabe des Inhalts es sich zur Aufgabe macht, den durch häufige Episoden abgerissenen Hauptfaden des Werks deutlich zu machen, in dieser Rücksicht von Nutzen gewesen seyn. Auf dieses Summary folgen zuerst einige sehr zweckmäßige tables. Nämlich: 1. Table of the travels of Herodotus. Es sind in derselben die einzelnen Derter, die der Geschichtschreiber sah, nach den Welttheilen, und in jedem alphabetisch mit Beysezung der neuen Namen, und kurzen Erörterungen angegeben. 2. A table of commercial articles mentioned by Herodotus. Gleichfalls in alphabetischer Ordnung, und mit kurzen Erläuterungen. 3. Chronological table. Aufzählung der von dem Schriftsteller angeführten wichtigen Begebenheiten von 560 bis 408 v. Chr. Und auf dieses folgt ein sehr reiches Sachregister, als dessen Verfasser ein Sir Henry Davis genannt wird; welches die letzte Hälfte des Bandes ausfüllt. Daß durch dieses Alles der Gebrauch für Studierende, wofür das Buch ausdrücklich bestimmt ist, sehr erleichtert wird, fällt in die Augen.

Sn.



## M a l a c c a.

Printed at the Mission Press: Observations chiefly on pulmonary disease in India and an Essay on the use of the Stethoscope. By W. E. E. Conwell. Surgeon on the Madras Establishment etc. LXV und 200 S. in 4. 1829.

Zwey Ursachen, gibt der Verfasser an, hätten ihn zur Herausgabe dieser Beobachtungen vermocht, erstens das Versprechen, welches er seinem Lehrer Laennec gegeben, über die Lungenkrankheiten in Indien zu schreiben; zweitens der so sehr verbreitete Irrthum, als wären solche Krankheiten in diesem Lande selten und leicht zu heilen. Zugleich wollte er seinen dortigen Kunstverwandten eine Anleitung für Anwendung und Handhabung des Stethoskops liefern. Dem zufolge besteht die erste größere Hälfte der Schrift (1 — 135) aus sehr umständlichen und über Gebühr weitschweifigen Krankheitsgeschichten (meistens aus dem Rangoon Feldhospital während des Birmanischen Krieges, theils von Eingebornen, theils von Europäischen Ankömmlingen) nebst sorgfältigen Zeichenzergliederungen. Sie betreffen die verschiedenen Arten und Formen der Lungenschwindsucht mit den mannigfachsten, namentlich gastrischen Complicationen. Er knüpft daran einige practische Beobachtungen, die jedoch unserem Ermessen nach nichts Eigenthümliches enthalten und darum keine besondere Erwähnung verdienen. Die zweyte Abtheilung gibt eine faßliche Darstellung vom Gebrauche des genannten Instruments, um die verschiedenen Affectionen der Lungen und des Herzens

damit zu erkennen und zu unterscheiden. Es ist ein Auszug aus dem Laennec'schen Werke, den wir keineswegs für gelungen erklären können, in dem uns keine neue Ansicht, kein angeregter Zweifel aufgestoßen ist, und der darum auch das treffliche Originalwerk (vergl. unsere Anzeige in diesen Blättern 1830. St. 57. 58. 59) nicht einmal denen entbehrlich zu machen vermag, für die er zunächst bestimmt war.

M . . r.

### H a n n o v e r.

Von der neuen, stark vermehrten und verbesserten, Ausgabe des Handbuchs der Geographie für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser von Dr. W. F. Volger ist auch bereits die zweyte Abtheilung erschienen; mit fortlaufender Seitenzahl, 567 — 1028 S. in 8.; bey Hahn 1831. — Sie umfaßt das östliche und nördliche Europa; Rußland, Polen, Ungarn, die Turkey und Griechenland; und hierauf die vier fremden Welttheile. Was wir bey der Erscheinung der ersten Abtheilung dieses so vorzüglichen Handbuchs zur Empfehlung gesagt haben (s. G. gel. Anz. St. 136 v. J.), können wir auch bey dieser zweyten wiederholen; besonders auch in Beziehung auf die auswärtigen Welttheile. Ein sehr genaues und vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des Werks.

Hn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. Stück.

Den 22. Januar 1831.

---

L o n d o n.

For Thomas and Willam Boone. Strand  
1829: History of the war in the Peninsula  
and in the South of France, from the year  
1807 to the year 1814. By W. F. P. Na-  
pier, C. B. Lt. Col. H. P. forty-third Re-  
giment. Vol. II. 534 S.

Der Vf. beginnt den zweyten Theil seiner Ge-  
schichte mit demjenigen, womit er sich vorzüglich  
im ersten beschäftigte, mit dem Tadel der Engli-  
schen Minister. Diese bemühten sich im Parla-  
mente das Mißlingen der Expedition des Sir J.  
Moore auf den gefallenen Feldherrn zu wälzen.  
Insbesondere suchte Canning sich selbst und seine  
Creatur, den bey der Spanischen Central-Junta  
in Madrid angestellten Mr. Frere gegen gerechten  
Tadel zu vertheidigen. Der Eifer für die Spa-  
nische Sache fängt an in England nachzulassen.  
Die Englischen Minister richten ihre Blicke auf  
Deutschland, wo Oestreich sich zum Kriege rüstet.  
Einen großen Einfluß auf das Englische Cabinet

schreibt der Vf. den geheimen Intriguen der Prinzessin von Turn und Taxis, Niece der Königin von England, und den geheimen Verbindungen in Deutschland zu. Der Euzenbund, sagt der Verf. sey ganz das Werk der Aristocratie gewesen. Und da England durch Aristocratie regiert wird, so war es, behauptet er, begreiflich, daß das Englische Ministerium die Insurrectionen in Deutschland mit mehrerer Vorliebe als den Volksaufstand in Spanien unterstützte (in Deutschland wissen wir dieß alles ganz anders). Die Englischen Minister waren so thöricht, sich einzubilden, daß der Erzherzog Carl es einem Napoleon an Feldherrntalent gleich thun könnte. Daß der Vf., der damals in einem untern Grade in der Englischen Armee in Portugal stand, nur für dasjenige was diese Armee und deren Kriegstheater betraf, Interesse haben mochte, ist leicht zu erklären; daß sein Gesichtspunct aber viele Jahre nachher, nachdem er als Geschichtsschreiber auftritt, sich von diesen beschränkten Ansichten nicht losreißen kann, muß befremden. Der Krieg in der Halbinsel war nur eine Episode, das Schicksal Europas mußte auf Deutschlands Boden entschieden werden, und ward es wirklich. Das erste Buch des zweyten Theils beschäftigt sich mit den Vorfällen in Spanien nach der Schlacht von Lusanna, mehrentheils nach Französischen Quellen bearbeitet. Im zweyten Buch kehrt der Vf. wieder zu Portugal zurück. Er räumt jetzt ein, daß die von Sir Hew Dalrymple wieder eingefetzte Portugiesische Regierung ohne Kraft gewesen sey und keine Achtung im Lande genossen habe; daß in Oporto der Geist des Mißvergnügens, (im ersten Theil läugnet der Vf. dieses) sich zu einem so beunruhigenden Grade gezeigt habe, daß von den wenigen Englischen Truppen in Lissabon zwey

Regimenter abgeschickt werden mußten, diese Stadt in Ordnung zu halten. In Oporto errichtete der Englische Obrist Sir Robert Wilson eine Lusitanische Legion, die der Bischof von Oporto und der Portugiesische Gesandte in London, Chevalier de Souza, den er einen Partisan des Bischofs nennt, kräftig unterstützte. Der Vf. behauptet, diese beiden letzten hätten im geheimen Bündniß gestanden, und die Englischen Minister hätten dem de Souza ein nur zu gefälliges Ohr geliehen. Diese Beschuldigungen gehören zu den vielen seltsamen und oft lächerlichen Anklagen, mit denen der Vf. so freygebig ist. Der Chevalier de Souza war viele Jahre Portugiesischer Gesandte in London gewesen und hatte die Achtung der verschiedenen Englischen Administratoren genossen; er war in beständiger Communication mit dem Prinz Regenten in Rio Janeiro in seiner officiellen Stellung als Gesandter geblieben, und besorgte die Angelegenheiten des nach Brasilien geflüchteten königl. Portugiesischen Hauses in Europa. Sehr begreiflich daß die Englischen Minister den Portugiesischen Abgesandten bey allen Verhandlungen die das Königreich Portugal betrafen zu Rathe zogen. Der Chevalier de Souza hatte mit dem Bischof von Oporto den Aufstand in Portugal lange vor dessen Ausbruche vorbereitet; auf seinen Antrag unterstützte das Englische Gouvernement die Regierung, die der Bischof zu Oporto errichtet hatte. Die Lusitanische Legion des Sir R. Wilson sollte nach des de Souza und des Bischofs Absicht die Bestimmung haben, das nördliche Portugal und insbesondere Oporto zu vertheidigen. Der General Sir J. Craock, der zum Commando der Englischen Truppen in Portugal aus England nach Lissabon geschickt ward, entfernte die Legion auf Verlangen der Portugiesi-

schen Regierung, die sie als eine Leibwache des Bischofs (auf welchen sie sehr eifersüchtig war) ansah, von Porto. — Das 2. Kap. des 2. Buchs enthält die Anklage: die Englischen Minister hätten in dieser Periode des Krieges mehrere Ungestlichkeit Cadix zu besetzen, als Portugal zu vertheidigen, an den Tag gelegt; statt die Armee in Portugal zu verstärken, sey der General Sherbrooke mit 5000 Mann nach Cadix geschickt. — Viele ausgezeichnete Militärs in England, unter andern General Dumouriez, Sir John Moore u. a. m. hatten gleich beym Anfange des Spanischen Aufstandes dem Englischen Ministerio die Besetzung von Cadix aus militärischen und politischen Rücksichten empfohlen. Der Englische General Spencer, früher zu einem Angriff von Ceuta bestimmt, hatte gleich nachdem der Aufstand in Spanien ausbrach vergebens versucht, eine Englische Besatzung in Cadix zu legen. Die Absonderung des Corps von Sherbrooke war durch einen Bericht des Englischen Ministers Frere in Madrid veranlaßt, der der Meinung war, die Central-Junta (auf welche er einen größern Einfluß zu haben glaubte, als er wirklich besitzen mochte) würde in dieser Zeit, da die in Spanien liberall siegreichen Armeen der Franzosen sich Cadix näherten, die Aufnahme der Britischen Truppen in dieser Stadt verstaten. Die Eifersucht der Spanier machte die Bemühungen des Englischen Diplomaten zu Schanden, den Engländern ward abermals der Eintritt in Cadix verweigert. Der Englische General Beauford erhält das Commando der Portugiesischen Truppen, ist aber mit Craddock, der sich bloß auf die Vertheidigung von Lissabon beschränken will, und Anstalten macht, seine dortigen Truppen nöthigenfalls einschiffen zu können, über die vorzunehmenden Operationen

uneinig. Wir übergehen was der Vf. über Sir J. Moore's Expedition und die Schlacht von Laronne (entlehnt aus der bekannten Schrift von Moore's Bruder) sagt. Das 5. Buch erzählt Soult's Unternehmungen gegen Portugal. Der überlegenen siegreichen Französischen Armee, die jetzt in das nördliche Portugal eindrang, hatten die Portugiesen nur zwey schwache Corps unter den Generalen Bernades Frere und Sylviera entgegen zu setzen; beide Corps bestanden größtentheils aus kürzlich zusammen gezogenen Miliz-Regimentern und bewaffneten Landleuten. Der Bischof von Porto hatte zur Deckung dieser Stadt ausgedehnte Verschanzungen aufwerfen lassen, zu deren Besatzung zwischen 40 bis 50,000 Mann in Porto versammelt waren, Mönche, Bürger von Porto und Landleute aus der Umgegend der Stadt, zum Theil nicht einmal mit Gewehren bewaffnet. Soult schlug die Portugiesen mit leichter Mühe. Diese (eine gewöhnliche Erscheinung bey allen im Aufstande begriffenen Völkern) glaubten ihre Niederlagen der Verrätherey ihrer Generale zuschreiben zu müssen. Die Generale Bernades Frere und Ballonga werden von ihren eigenen Soldaten umgebracht. Soult erscheint vor den Linien von Porto und bietet dem Bischof eine Capitulation an; der Geist der Widerseßlichkeit spricht sich so bestimmt in der zu Porto versammelten Volksmasse aus, daß der Bischof die Unterhandlungen abbrechen mußte, wenn er auch im Herzen geneigt gewesen wäre, eine Capitulation abzuschließen. Der Ausgang der Schlacht vor Porto war nicht lange zweifelhaft. Zwar vertheidigten sich einzelne Abtheilungen der Portugiesen mit vieler Tapferkeit, allein ihre Linie ward durchbrochen und bald trat eine allgemeine Flucht ein. Der Verf. ta:

belt den Bischof, daß er das Commando der Truppen den Generälen Lima und Pareires übertragen und für seine Person keinen Antheil an der Schlacht genommen habe. Der Bischof ward Mitglied der Regierung in Lissabon; der Prinz Regent ernannte ihn zum Präsidenten derselben und erhob ihn zur Würde des Patriarchen von Portugal. Er starb nicht lange nach seiner Ernennung. Billig fragen wir, ob die Lage der Dinge nicht eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn Cradoek, der dringenden Aufforderung des Bischofs zufolge, mit einem Theile seiner Truppen dem nördlichen Portugal zur Hülfe geeilt wäre? Der Nachfolger des Generals Cradoek im Commando in Portugal, der nämliche Sir Arthur Wellesley (nachmals Herzog von Wellington), dem Portugal seine erste Befreyung verdankte, that, was Cradoek unmöglich gehalten hatte: er marschierte gleich nach seiner Ankunft in Lissabon nach dem nördlichen Portugal, vertrieb die Franzosen aus Oporto und ganz Portugal. Dieser Feldzug Sir Arthur Wellesley an dem Douro macht den Inhalt des 8. Buchs aus. Das nun folgende 9te Buch, das interessanteste in diesem Theile, beschäftigt sich mit dem über zwey Monate dauernden Feldzuge von Talavera. Das Resultat der Bemerkungen des Verfs. über diesen Feldzug ist: beide, die Alliirten und die Franzosen, begingen den Fehler, auf doppelte äußere Linien zu operieren; erwägt man die große Anzahl von Truppen, die den Leitern der gegenseitigen Armeen, dem Herzog von Dalmatien (Soul) und dem Sir Arthur Wellesley zu Gebote standen, so muß es Verwunderung erregen, daß nichts Großes, nichts Bleibendes zu Stande gebracht ward. Allein der Herzog von Dalmatien war



durch die höhere Autorität des Königs von Spanien, Joseph, Sir Arthur Wellesley durch die Spanische Central-Junta, die Operationen der Spanischen Generale und den Spanischen National-Character gefesselt. Der Verf. bemerkt, daß Sir Arthur Wellesley, militärisch genommen, Unrecht gehabt habe, mit 20,000 Britischen und etwa 40,000 Spanischen Truppen in das enge Thal des Tagus vorzudringen, dessen Ausgang mit 50,000 Franzosen besetzt war, während 50,000 Franzosen seinen Rücken und seine Flanken bedroheten. Turenne sagte einst: 'nennt mir einen General der niemals einen Irrthum sich zu Schulden hat kommen lassen, und ihr werdet von einem reden, der wenig oder gar nicht im Kriege commandiert hat.' Aber fährt der Verf. fort, Sir Arthur mußte entweder eine zu nichts führende Desension auf der Portugiesischen Grenze fortsetzen, oder sich mit der Spanischen Armee unter Guesta in der Ebene des Tagus vereinigen. Wenn Guesta mit seiner Armee hätte fechten wollen, wenn Venegas (der mit einer Spanischen Armee von Andalusien und Madrid voranging) die Operation des Sir Arthur Wellesley zur rechten Zeit, wie solches dem Britischen General versprochen war, unterstützte, und die Central-Junta in Madrid die Britische Armee mit Lebensmitteln versorgt hätte: so möchte der kühne Plan desselben, von einem glücklichen Erfolge gekrönt worden seyn. Allein Sir Arthur Wellesley verherrlichte den Ruhm der Britischen Waffen und den seinigen, durch den Sieg bey Talavera, den er, ohne von den Spaniern unterstützt zu werden, allein mit den Britischen Truppen erfocht, ohne seinen erzwungenen Vortheil verfolgen zu können. Soult's

Bewegungen in seinem Rücken zwangen ihn zu einem schleunigen Rückzuge; sogar das Britische Hospital in Talavera fiel in feindliche Hände. Daß dieser Feldzug nicht noch unglücklichere Folgen hatte, verdankte Sir Arthur Wellesley der Eifersucht und Uneinigkeit der Französischen Marschälle und dem unentschlossenen Character des Königs Joseph. Aus der ganzen Darstellung des Verfs. geht eine ungemein große Parteylichkeit für Soult hervor, dessen persönliche Bekanntschaft er in Paris machte, und der ihm seine Journale mittheilte. Militärische Leser werden die Vergleichung die der Verfasser zwischen der Operation des Sir John Moore und des Sir Arthur Wellesley in Spanien aufstellt, mit Vergnügen und Belehrung lesen. Der Raum verhindert uns, über den Feldzug von Talavera weitere Auszüge zu liefern. Nur zwey Bemerkungen erlauben wir uns noch am Schlusse dieser Anzeige. Der Verf., mit wahrer Parteywuth das Andenken Cannings und Lord Castlereagh verfolgend, behauptet wiederholt und zwar sehr irriger Weise, Sir Arthur Wellesley habe von den Englischen Ministern, nicht die erforderliche Unterstützung genossen. Lord Castlereagh hatte gleich anfangs als die Insurrection in Oporto ausbrach, die Absicht, dem Sir Arthur Wellesley, der sich bereits in Ostindien einen Namen erworben hatte, den Oberbefehl über die nach Portugal bestimmten Truppen zu geben. Der Herzog von York glaubte, daß dieser dem Sir Arthur Wellesley (damals noch einer der jüngsten General-Lieutenants in der Englischen Armee) gegebene Vorzug, viele ältere und verdiente Officiere, insbesondere den Sir John Moore, von dessen Feldherrn-Talen-

ten in England ein übertriebener Begriff herrschte, beleidigen würde. Der Wunsch den die im südlichen Spanien entstandenen Juntas bezeigten, daß dem Gouverneur von Gibraltar, Sir Hew Dalrymple (der vom Anfange der Spanischen Insurrection an sich bereitwillig, solche zu unterstützen, bezeugt hatte), der Befehl über die Englischen Hülfsstruppen gegeben werden möchte, veranlaßte, daß dieser das Commando über die ganze Kriegsmacht, welche England nach der Spanischen Halbinsel schickte, erhielt. Als die Convention von Cintra, Dalrymple vom Commando entfernte, und Sir John Moore gefallen war, drang Lord Castlereagh mit seinem frühern Vorhaben, dem Sir Arthur Wellesley den Oberbefehl in Portugal zu geben, durch. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die damalige Anstellung des Sir Arthur Wellesley zum Obercommando in Portugal, die Stimmen sämmtlicher Englischen Minister für sich hatte. Niemals hat ein Englischer Heerführer so ganz das Vertrauen der zeitigen Englischen Minister genossen, hat in seinen Vorschlägen so wenig Widerstand von diesen erfahren, und sich der Unterstützung derselben in der Maaße zu erfreuen gehabt, als Sir Arthur Wellesley. Wenn, wie der Verf. klagt, im Anfange des Feldzugs von 1809 so wenige Englische Truppen nach Portugal geschickt wurden, so war die Verpflichtung, welche England gegen Oestreich eingegangen hatte, durch eine Diversion im nördlichen Deutschland oder auf Holland, die Operationen der Oesterreicher in Deutschland zu unterstützen, die Ursache. Wir sind aber mit dem Verf. einverstanden, daß die Expedition nach Walchern zu spät unternommen ward, um einen großen politischen

Zweck zu erreichen, und militärisch genommen, sowohl was den Entwurf zu selbiger als insbesondere was die Ausführung anbetrifft, gerechtem Tadel unterliegt. Nach der Wendung welche der Oesterreichische Krieg bereits genommen hatte, wäre es weit zweckmäßiger gewesen, die Truppen statt nach Walchern nach der Halbinsel zu schicken. Mr. Frere ward von dem Gesandtschaftsposten bey der Central=Junta in Madrid abberufen, und erhielt den ältesten Bruder Sir Arthurs, den Lord Wellesley zum Nachfolger. Der Verf. sagt von ihm: 'Lord Wellesley, a man with too many weaknesses to be called great, but of an expanded capacity and a genius at once subtle and imperious.' England erkennt den Lord Wellesley als einen seiner ersten Staatsmänner an; als solchen zeigte er sich in Ostindien und noch kürzlich in Irland. Als Privatmann wirft man ihm eine zu ausschweifende Neigung zu dem schönen Geschlecht und schlechte Verwaltung seiner eigenen Finanzen vor. Aber was haben diese ihn persönlich betreffende Schwachheiten (weaknesses) mit seiner politischen Größe, von der hier nur die Rede seyn kann, zu thun? Nächst dem Angriffe auf die Englischen Minister ist eine bittere Critik der in der Spanischen Halbinsel angestellt gewesenen Englischen Gesandten und Agenten das immer wiederkehrende Lieblingsthema des Verfassers. Alle diese Männer waren nach ihm entweder Betrieger oder Betrogene, Intriganten, die die Minister und Generale durch falsche Nachrichten täuschten, tolle Projecte machten, u. s. f. Niemand wird in dieser Geschichte ärger behandelt als Mr. Frere. Jetzt bekleidete Lord Wellesley dessen gehaltenen Posten bey der Central=Junta und man kann

mit Bestimmtheit voraussetzen, daß dieser alles wird aufgeboten haben, die Unternehmungen seines Bruders Sir Arthurs zu unterstützen. Aber die Resultate waren die nämlichen. Auch Lord Wellesley ging wie Mr. Frere in die unausführbaren Projecte der Central-Junta ein. Sir Arthur Wellesley sollte, Andalusien zu decken, in Verbindung mit Spanischen Truppen, eine Stellung hinter der Guadiana nehmen. Die Central-Junta versprach dem Lord Wellesley alles für die Britische Armee zu thun, und leistete nichts. Dieß Beispiel scheint hinlänglich darzuthun, daß dasjenige was der Verfasser auf Rechnung der handelnden Personen setzt, den herrschenden Verhältnissen zugeschrieben werden muß. Der Feldzug von 1809, sagt der Verf. am Schlusse dieses Theils, beurfundete die Eifersucht der Französischen Marschälle, die Uebel der Uneinigkeit, die Tollheit der Spanischen Regierung und die Absurdität des Spanischen National-Characters mit Hinsicht auf öffentliche Angelegenheiten in voller Maaße. Sir Arthur Wellesley hatte die Schwäche seiner Freunde und die Macht seiner Feinde kennen gelernt; er wußte nun wie wenigen Werth das Prahlen (der Spanier) habe. Indem er einsah, daß, wenn der Krieg in der Halbinsel fortgesetzt werden sollte, die Vertheidigung von Portugal die Basis bilden mußte, veränderte er seinen Operationsplan. Mit zehnfach größerer Vorsichtigkeit ging er jetzt zu Werke, aber er fiel wie ein Löwe auf die mächtigen Französischen Legionen so oft die Gelegenheit sich günstig zeigte. Weder die Intriguen der Portugiesischen, noch der sich offen zeigende Haß der Spanischen Regierung hatten auf ihn Einfluß; sogar als mehrere seiner Ge-

nerale und unter diesen einer in seinem Generalstaabe, seine Kühnheit tadelten, den Untergang seiner Armee prophezeigten, und ihre Furchtsamkeit dem Englischen Ministerio mitzutheilen, bemüht waren, ging er, wie ein Riese auf seiner Bahn fort, und zeigte sich als der Mann, der fähig sey Königreiche zu vertheidigen und zu erobern.

### N ü r n b e r g.

Bev Kiegel und Wiefner in Commission: Ueber die Verbesserung und Veredlung der Landes = Pferdezucht durch Landgestüts = Anstalten, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von Carl Wilhelm Ammon, Gestütsmeister des Königl. Bayerischen Gestütes zu Rohrenfeld 2c. Zweyter Theil. 1830. X und 277 Seiten in Octav.

Mit verdientem Lobe hat Ref. in diesen Blättern (1829. St. 104) des ersten Theils gedacht. Dieses Lob gebührt auch dem zweyten Theil dieses werthvollen überall beyfällig aufgenommenen Werkes, in welchem der Herr Verfasser mit Gründlichkeit und auf dem Wege der Erfahrung die Mittel entwickelt, durch welche die Landespferdezucht mittelst Landgestüts-Anstalten verbessert und veredelt werden müsse. In fortlaufender Kapitelzahl erörtert Herr A. folgende besondere Gegenstände auf eine erschöpfende Weise. Der Direction des Landgestüts und dem ihr untergeordneten Dienstpersonal ist das neunte Kapitel gewidmet. Der Verfasser trägt hier das Wichtigste vor, was bey Errichtung eines Landgestütes zu beobachten ist. Das zehnz-

te Kapitel handelt von der Auswahl der Beschäler. Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß obgleich die orientalischen und namentlich die Arabischen Pferde die edelsten der Welt sind, sie doch zum Behuf des Landgestüts nicht gebraucht werden können und dürfen, indem man den Hauptzweck, nämlich daß die Landpferde größer, kraftvoller, schöner und dauerhafter werden, nicht damit erreichen könne. Als Leitungsprincip bey der Auswahl der Landbeschäler diene Adel und Größe mit Schönheit und starkem kraftvollem Bau verbunden. Hinsichtlich dessen was im elften Kapitel von den Stammgestüten gesagt wird, dringt sich gewiß Jedem der Wunsch auf, daß des Verfassers Ansichten in allen Staaten, wo Landgestüte unterhalten werden, zur Anwendung kommen mögen. Ihr oberster Zweck sey, die für das Landgestüt erforderlichen Beschäler ganz so wie man sie bedarf, zuzuziehen. Da durch erhalte man acclimatisierte Beschäler, deren Abstammung man genau kenne, und die Landespferdezucht sey nicht so sehr von äußerslichen Verhältnissen abhängig, als wenn man den jährlichen Bedarf an Beschälern im Auslande aufkaufen müsse. Um zu edeln Pferden zu gelangen gebe es zwey Wege: 1. durch Ankauf eines Stammes von edeln Rassepferden, sowohl Hengste als Stuten und Fortpflanzung derselben unter sich. 2. Durch Veredlung der schon vorhandenen Zucht mittelst edler Rassehengste. Dem letzteren gibt der Verfasser den Vorzug. Dabey sey nicht außer Acht zu lassen, daß fortwährend eine sorgfältige Auswahl der schönsten, stärksten und größten Individuen zur Fortpflanzung und Entfernung aller kleinen, schwachen und mangelhaften Statt haben müsse.

Zu Begründung eines reinedeln Pferdestammes in den Stammgestüten hält der Verfasser die Paarung eines guten, möglichst starkgebauten Arabischen Hengstes mit starken, fehlerfreyen Englischen Vollblutstuten am geeignetsten. Die aus der Kreuzung der Vollblutpferde gewonnenen Hengste mit starken, etwas veredelten, oder guten fehlerfreyen gemeinen Stuten gepaart, und diese Paarung auch durch dieselben Hengste in der weiblichen Nachkommenschaft fortgesetzt, geben hernach Landbeschäler von  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{3}{4}$ ,  $\frac{7}{8}$  und noch mehr edlem Blut, die für die Verbesserung und Veredlung der Landeszuht vom größten Nutzen sind. Dadurch sey nun zwar für die Cavallerie, für die höheren und mittleren Stände, nicht aber für Beschäler gesorgt, die zur Verbesserung der im Lande vorhandenen großen und starken Acker-, Fuhrmanns- und anderer gemeinen Arbeitsschläge dienen. Deshalb müßten in den Stammgestüten auch noch zu diesem Zweck große, starke, kräftige Landbeschäler gezogen werden, wozu die Normännischen, Dänischen, Niederländischen und großen Englischen Pferde am besten taugten. Alle diese Rassen sollen aber nicht zugleich eingeführt und gemischt, sondern jede für sich rein fortgepflanzt, und dann die aus dieser Kreuzung gewonnenen Hengste als Landbeschäler nach dem Bedarf der Einwohner gebraucht werden. Schließlich empfiehlt Herr A. dann noch in den Stammgestüten Consequenz, stete Befolgung derselben Grundsätze. Im zwölften Kapitel gibt der Verfasser Anweisung zur Vertheilung der Landbeschäler auf die Beschälstationen. Dieß sey ein schwieriges Geschäft, das viele Kenntnisse und Erfahrung und mehr Sorgfalt und Ueberles-



gung erfordere, als man gewöhnlich glaube. Es stehe als erste Regel fest, daß man die Vertheilung der Beschäler mit Hinblick auf Localität und Eigenthümlichkeiten der schon vorhandenen Pferde, so wie des Bedarfs der Einwohner richte, und mehr nach Verbesserung und Beredlung der verschiedenen Schläge, als nach deren gänzlichen Umänderung und Ausrottung strebe. Nur Ausnahmen gestatteten das letztere. Aus jenem Grunde müsse der Beschäler stets um einige Grade besser, schöner und edler als die Stute seyn, denn wären beide Zuchtpferde in der Körperbeschaffenheit, Güte und Abstammung gleich, so bleibe die Zucht wie sie ist, sie werde weder besser noch schlechter, und sey gar der Beschäler schlechter als die Stute, so schlage die Zucht zurück und arte ab. Eine Hauptsache sey, daß man so wenig als möglich mit den Beschälern wechsle, wenigstens nicht mit der Raße oder dem Schlag, und nicht eher als bis durch die zuerst abgeschickten Beschäler keine weitere Verbesserung und Beredlung mehr möglich sey. Im dreizehnten Kapitel ist vom Landgestüts-Reglement die Rede. Nachdem der Verfasser die älteren und neueren Verordnungen geprüft hat, theilt er einen Entwurf zu einer Landgestüts-Ordnung mit. Im vierzehnten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit der Instruction für die Beschälknechte und liefert ebenfalls einen Entwurf dazu. Das funfzehnte Kapitel handelt von den Beschälhaltern oder Gaureitern und gibt in einem Zusatz Nachrichten von der Auswahl der Beschälhengste durch Kunstverständige in Ostfriesland, Oldenburg, Schleswig u. s. w. Das sechszehnte Kapitel

untersucht die Mittel zur Aufmunterung der Pferdezüchter. Das siebenzehnte Kapitel enthält allgemeine Bemerkungen, die sich hauptsächlich auf die Untersuchung der Fragen beziehen: 1. wie viele Stuten kann ein Landbesitzer ohne Nachtheil für seine Gesundheit und Fruchtbarkeit während einer Beschälzeit belegen? und 2. wie verhält sich zufolge der Erfahrung die Fruchtbarkeit der Stuten in den Landgestüten? Ref. hat es um so mehr für seine Pflicht gehalten, eine gedrängte Uebersicht des Inhalts dieses schätzbaren Werkes zu geben, als zufolge seines Titels mancher glauben sollte, daß dasselbe sich mehr auf Bayern wie auf andere Länder beziehe, man wird aber aus dieser Anzeige die Ueberzeugung schöpfen, daß die Lehren des Verfassers auf alle civilisirten Länder berechnet sind; im Gegentheil hat Referent nichts besonders Bezügliches auf Bayern vorgefunden. Schließlich gedenkt Referent noch des von Herrn Ammon gegebenen Versprechens, das Publicum noch mit einem dritten Bande zu beschenken, der zugleich als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel: 'Nachrichten über die Entstehung, den Fortgang und den gegenwärtigen Zustand aller Land- und Hauptgestüte in Deutschland' zu haben seyn soll.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

13. Stück.

Den 24. Januar 1831.

---

L o n d o n.

Bey Heinrich Colburn und Richard Bentley, 1829: Memoirs, correspondence and private papers of Thomas Jefferson, late president of the United States. Now first published from the original manuscripts. Edited by Thomas Jefferson Randolph. Vol. I. X und 464, Vol. II. 496, Vol. III. 521, Vol. IV. 552 Seiten in gr. Octav.

Das Americanische Werk, von welchem vorliegende vier Bände ein treuer Abdruck ohne Auslassungen und Zusätze sind, trat in demselben Jahre zu Charlottesville in Virginien bey F. Carr und Comp. unter dem Titel: Memoir, correspondence and miscellanies from the papers of T. J. an das Licht. Sein doppeltes Erscheinen wurde in den beiden so verschiedenen politischen Atmosphären theils mit panegyrischem Prunke, theils mit kräftigem Humor angefündigt. Jenseit des Canals erweckte es auf der einen Seite den alten nationalen Haß wieder,

auf der andern erregte es aber auch eine über persönliche Vorurtheile erhabene rein historische Theilnahme; während die Transatlantischen Brüder die Eulogien von 1826 noch einmal wiederhallen ließen. Nachdem nun dasselbe zugleich mit den vielstimmigen Beurtheilungen endlich auch zu uns gelangt ist, halten es diese Anzeigen für ihre Pflicht, sofort einen critischen Bericht darüber vom historischen Standpuncte aus mitzutheilen.

Ueber Herrn Randolph, den Herausgeber, mag hier so viel bemerkt werden, daß er, als Enkel Jefferson's und zugleich als Executor und Legatar der großväterlichen Manuscripte, die Verantwortlichkeit der daraus gemachten Auswahl und der öffentlichen Bekanntmachung derselben überhaupt auf sich genommen hat. Sein Antheil an diesem Werke besteht bloß in der kurzen Vorrede und einigen zerstreuten Bemerkungen, um anzuzeigen, ob ein Brief ganz oder nur zum Theil abgedruckt worden ist. Ob übrigens Jefferson alles in vorliegender Gestalt für die Nachwelt bestimmt habe, muß bey dem Stillschweigen des Herausgebers ungewiß bleiben. Die Autobiographie, welche an der Spitze des Ganzen steht, hatte wenigstens den Zweck nicht, vor das große Publicum zu treten; vielmehr sagt der Verf. ausdrücklich: 'Im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre (Januar 6, 1821) beginne ich meine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, for my own more ready reference, and for the information of my family. — Indessen werden diese Denkwürdigkeiten, welche J.'s politische und diplomatische Laufbahn bis zum Jahre 1790, wo er nach seiner Rückkehr von Paris zum Staats-Secretär von Washington ernannt wurde, ausführlich schildern, dem Geschichtsfor-

scher von der größten Wichtigkeit seyn. — Seiner Jugendgeschichte hat J. nur wenige Zeilen gewidmet, und darin nicht einmal den Tag seiner Geburt bestimmt. Als man ihn in seinen letzten Lebensjahren um die Angabe desselben bat, um ihn öffentlich zu feyern, lehnte er diese Ehre von sich ab, und verheimlichte seinen Geburtstag. Sein Geburtsjahr ist 1743; inwiefern aber der zweyte April dieses Jahres, an dem der Verfasser der *Biography of the signers to the declaration of independence* (B. 7), J. geboren werden läßt, das richtige Datum sey, kann wenigstens in Europa nicht ausgemittelt werden. — Im siebenzehnten Jahre begab er sich nach dem Wilhelm- und Maria-Collegium seines Vaterlandes Virginien, widmete sich nach einem zweyjährigen Aufenthalte daselbst der Rechtswissenschaft unter G. Wythe's Anleitung in Williamsburg, und begann seine juristische Praxis im Jahre 1767. Schon 1769, in einem Alter von 26 Jahren, wurde er von der Grafschaft Albermarle, in der er seinen geerbten Wohnsitz hatte, zum Mitgliede des Hauses der burgesses, dem der Rath des Königs (King's council), als andere Hälfte der legislativen Gewalt zur Seite stand, und auf dessen Beschlüsse sich der Britische Gouverneur und der König eine Negative vorbehalten hatten, erwählt. Sein Versuch, die Slaverie in Virginien aufzuheben, war damals sowohl, als auch nach der Revolution vergeblich. Sein Eifer für das öffentliche Leben hatte schon seit 1765 durch Patrick Henry's Beredsamkeit gegen die Stempel-Acte einen entschiedenen Schwung erhalten. Das Leben dieses Redners, von dem J. mit der größten Bewunderung spricht, und ihn sogar mit Homer vergleicht, ist von Wirt besonders beschrieben. Es bildet einen

Theil der Revolutionsgeschichte. J. selbst hatte indessen wenig oratorisches Talent und eine schwache Stimme, die alle seine künstlerischen Anstrengungen vereitelte. Das Bewußtseyn dieses Mangels scheint ihn im betäubenden Drange der Geschäfte und bey der Ausführung der kühnsten Pläne stets begleitet zu haben; daher die oft wiederkehrende Besorgniß, ob er auch seiner wahren Bestimmung entgegen strebe, und die Sehnsucht nach einem ruhigen, sorgenfreyen Landleben im Schooße seiner Familie, um sich seinen Lieblingsstudien mit ganzer Seele widmen zu können. Und doch offenbart sich in allen seinen Handlungen eine Energie des Geistes, eine Unerfrohenheit, und, wodurch er am meisten gewirkt hat, eine Beharrlichkeit in der Ausführung, über die man staunen muß, und worin ihm alle seine Zeitgenossen weit nachstehen.

Der erste Schritt gegen die Britischen Maafregeln war eine Verbindung des Hauses der burgesses gegen den Gebrauch der Englischen Waaren; worauf erst vier Jahre später (1773) die Einrichtung einer Correspondenz, um den Geist der Eintracht in den verschiedenen Colonien lebendig zu erhalten, erfolgte. Diese soll indessen nach andern Berichten von Massachusetts ausgegangen seyn; und so ist die Sache bisher allgemein dargestellt. Nach J. hat Massachusetts jene Correspondenz nur unter seinen eigenen Städten unterhalten. Ueberhaupt steht hier so Manches in geradem Widerspruch mit den gedruckten Revolutionsgeschichten eines Botta, u., daß man an der Ergründung der Wahrheit bey nahe verzweifeln sollte. Nirgends werden die ursprünglichen Motive und die erste Entwicklung jenes wichtigen Ereignisses mit durchdringender Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit ge-

Schildert. Jeder neue Beytrag erregt neue Zweifel; und sind nur erst Washington's Papiere dem Publicum übergeben, so wird man recht deutlich sehen, wie einseitig und partyisch Marshall's Erzählung (2, 151) ist, und wie leicht sich überhaupt das Wahre in dem eifersüchtigen und vielbewegten Leben des Republicaners verliert. Schon der ältere Adams that den Ausspruch, die wahre Geschichte der Americanischen Revolution sey gar nicht mehr auszumitteln, und pflegte mit J. über Botta zu lachen, welcher ihnen beiden nach alterthümlicher Sitte Reden in den Mund gegeben und Motive des Handelns untergelegt hätte, die ihnen niemals in den Sinn gekommen wären. Bey einer tiefen Kenntniß der menschlichen Leidenschaften, deren heftige Aeußerungen und Collisionen die Seele im freyen Leben oft auf einer klaren, oft auf einer trüben Oberfläche zeigen, mangelt es jedoch dem Americaner selbst an dem Talente der Seelenmalerey. Da sich sein Geist noch nicht zu jener historischen Klarheit und Besonnenheit hat durchbilden können, welche allein unsterbliche Werke zu schaffen vermag, sondern den gegebenen historischen Stoff nur zu Gunsten einer Party aufzufassen und darzustellen gewohnt ist, ohne auf den gerechten Eifer und den unfehlbaren Widerspruch der andern betheiligten Parteyen Rücksicht zu nehmen, so verliert er sich nur zu oft in leeres Wortgepränge und gaukelnde Wortblasen, die, wenn man sie nur scharf in das Auge faßt, gleich zerplatzen. So groß auch die Anzahl der Eulogien auf die drey bis jetzt verstorbenen Präsidenten der vereinigten Staaten, deren Leben und Thätigkeit den Mittelpunkt der Geschichte der Americanischen Union bildet, ist, so fehlt es doch noch an einer würdigen Charakteristik dieser gro-

ßen Staatsmänner, wozu deren nachgelassene Schriften das einzige brauchbare Material liefern. In Bezug auf J. hätte Hr. Randolph, der außerdem noch durch eine vieljährige vertraute Bekanntschaft mit seinem Großvater unterstützt wird, diese Pflicht gegen die Nachwelt erfüllen sollen. J.'s Character spiegelt sich in vorliegenden vier Bänden selbst in den feinsten Schattierungen dem beobachtenden Auge so deutlich ab, daß man die zerstreuten Züge nur künstlerisch zusammen zu setzen braucht, um ein vollständiges Gemälde zu gewinnen. Vergleicht man nun diese Züge mit denen der übrigen Gründer der Americanischen Unabhängigkeit, so wird man in gewissen Beziehungen eine unverkennbare Aehnlichkeit entdecken; zugleich aber auch charakteristische Unterscheidungs-Merkmale wahrnehmen, die sich selbst im harmonischen Streben nach einem gemeinschaftlichen Ziele nicht verlieren konnten. In dem uneigennütigen Zusammenwirken ihrer vereinten Kräfte liegt indessen das Große und Imposante jenes welthistorischen Werkes, welches kein einzelnes hervorragendes Haupt, von der Natur mit Heroismus gekrönt, vollbringen konnte. Nur auf einer solchen allgemeinen Grundlage konnte der gewagte Versuch der Selbstbeherrschung im weitesten Sinne des Wortes sich mit zunehmendem Gelingen erhalten.

Als ersten und thätigsten Repräsentanten dieser demokratischen Allgemeinheit zeigt sich J. schon bey seinem ersten Auftreten zu Gunsten der Convention von Virginien, welche durch seine Vermittelung zu Williamsburg, dem damaligen Sitze der Regierung (seit 1779 Richmond), auf den 1. Junius 1774, wo der Hafen zu Boston kraft der port bill geschlossen werden



sollte, zusammen berufen war, um das aufgelöste Haus der burgesses selbstständig fortzusetzen. Für den 5. September 1774 organisierte diese Convention vermittelst der schon früher eingerichteten Correspondenz den ersten Congress, der sämmtlichen Colonien zu Philadelphia. Von jetzt an sehen wir J. abwechselnd als Mitglied der Convention von Virginien und des allgemeinen Congresses. Dort wie hier suchte er den Geist des Widerstandes durch energische Maassregeln zu wecken. Er behauptete (was freylich von sehr beschränkten historischen Kenntnissen zeugt), das jetzige Verhältniß der Britischen Colonien in Nordamerica zu England sey dasselbe, welches zwischen England und Schottland von Jacob's Thronbesteigung an bis zur Union Statt gefunden habe, und auch jetzt noch zwischen Hannover und England Statt fände; und daß die freywillige Auswanderung von England nach America der Britischen Regierung kein größeres Recht über die neue Bevölkerung gäbe, als die Auswanderungen der Dänen und Sachsen nach England den jetzigen Regenten dieser beiden Länder über England gäben. Bey der Kühnheit dieser Ansicht vertheidigte er dennoch bis zum Ausbruche des Krieges das Recht Englands, den auswärtigen Handel der Colonien zu bestimmen; und war immer zur Annahme friedlicher Bedingungen bereit, wenn solche nur von Seiten Englands gemacht worden wären (1, 151). Seine erste Schrift 'Summary view of the rights of British America' wurde noch im Jahre ihres Erscheinens (1774) durch Edmund Burke, den eifrigen Rathgeber des Britischen Ministeriums zu gerechter Nachgiebigkeit, mit einigen Zusätzen in mehreren Ausga-

ben für das Englische Publicum wiederholt. Mit seinem Eintritt in den zweyten Congress (1775) beginnen schon die heftigen Debatten über die große Frage der Unabhängigkeit. Hierüber erhalten wir jetzt den ersten treuen Bericht, wobey sich J. Hume's Manier zum Muster genommen zu haben scheint. Die Erklärung der Unabhängigkeit wurde von J. zwischen dem 10. und 28. Junius 1776 eigenhändig aufgesetzt, in den folgenden Tagen von der Commission, an deren Spitze er stand, durchgesehen, von Dr. Franklin und J. Adams an einzelnen Stellen geändert und im Ausdrucke geschärft, und den 4. Julius von den Mitgliedern unterzeichnet. Hiermit war die erste feyerliche Handlung der Americaner als besondere Nation geschehen. J. hat das Document in seiner ursprünglichen Gestalt mit Angabe der folgenden Abänderungen durch ein Facsimile anschaulicher zu machen gesucht. Gedruckt findet es sich schon in Saunderson's Signers (7, 29), dessen Bericht über den Hergang der Sache aber etwas anders lautet. J.'s Erzählung von den großen Bewegungen des damaligen Congresses, von der Seelenangst, welche sich in den Repräsentanten gewisser Staaten zeigte, und von der Folge, in der die einzelnen Staaten ihre Stimmen gaben, hat nach unserer Ansicht weit größere Ansprüche auf den Glauben des Lesers, als die früheren Darstellungen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 27. Januar 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: *Memoirs, correspondence and private papers of Thomas Jefferson, late president of the United States. etc. etc.*

Während des Krieges finden wir J. als legislatives Mitglied im Senate von Virginien, und selbst Gouverneur dieses Staats (1779—81) in seinem sechsunddreyßigsten Lebensjahre. Noch zu Ende 1776 nahm er eine wichtige Reform in den Gesetzen und Einrichtungen seines Staates vor, und setzte dieselbe bis 1779 fort. Zuerst führte er eine neue Gerichtsordnung ein, die noch jetzt besteht. Darauf vernichtete er einige Gesetze, von deren Existenz er glaubte, daß sie der neuen Republik gefährlich werden könnten — die Unveräußerlichkeit der Erbgüter (*entails, fenda talliata, Fideicommissa*), und das Recht der Primogenitur. Hierdurch hatten sich nämlich eine bestimmte Anzahl patricischer Familien gebildet, aus denen der König seine Ráthe für den

Staat zu wählen, und sie als die mächtigste Stütze desselben zu betrachten gewohnt gewesen war. Um der ärmern Tugend mit großen geistigen Reichthümern das Haupthinderniß aus dem Wege zu räumen, vernichtete er diese Geldaristocratie ohne alle Rücksicht auf die bewährtesten staatsöconomischen Grundsätze, welche auf der reichen Erfahrung von Jahrtausenden beruhen. Die gefahrlose Dauer dieser Neuerung von einigen funfzig Jahren, in denen dieselbe von keinem Umstände auf die Probe gestellt worden ist, kann für ihre Wahrheit noch keinen entscheidenden Beweis abgeben. Uebrigens hat sich dieser neue Grundsatz in der ganzen Union geltend gemacht.

Sein nächstes Streben war (1778) die Abschaffung des Sklavenhandels, den ein Holländisches Schiff etwa seit 1650 mit Virginien begonnen, und die Engländer bis zur Revolution mit Eifer fortgesetzt hatten. Endlich setzte er (1779) im dritten Jahre nach dem ersten Vorschlage die Acte der religiösen Freyheit durch, nach welcher eine jede Gemeinde, zu welcher christlichen Secte sie auch gehören mag, ihren eigenen Prediger wählen und besolden kann; während früher ein jeder Bewohner von Virginien zur Aufrechthaltung der Anglicanischen Kirche als Staatsinstitut beyzutragen gezwungen wurde, und dann noch, im Falle er ein Dissenter war, zur Besoldung eines Predigers von seiner Secte beytragen mußte. Diese Last war um so größer, da jeder der zahlreichen Kirchsprengel, in welche der Staat getheilt war, eine Anglicanische Kirche hatte, und die Majorität der Einwohner Dissenters waren.

Die allgemeine Revision der in Virginien geltenden Gesetze wurde von J. vorgeschlagen und

zum Theil ausgeführt. Anfangs ging man mit dem Gedanken um, einen neuen Code zu entwerfen, was Louisiana neulich nach Bentham's Theorie gethan hat. Allein J. hielt ein solches Unternehmen für zu gewagt, und überzeugte auch bald seine zwey Mitarbeiter von seiner Ansicht. Bey der Vertheilung der Arbeit fiel die Prüfung des common law und der Statuten vor dem vierten Regierungsjahre Jacobs I. (wo Virginien eine eigene Legislative zugestanden wurde) J. anheim; die Britischen Statuten von der Zeit an revidierte Wythe, und Pendelton übernahm die Virginischen Gesetze. Hier wurde bey der Bestimmung des Grundprincips, welches die ganze Arbeit leiten sollte, noch einmal von der Commission, die wohl einsah, daß das Gesetz der Primigenitur nicht mehr zu retten war, der Versuch gemacht, dem ältesten Sohne durch Annahme des Hebräischen Gesetzes wenigstens eine doppelte Portion zu verschaffen. Allein J. glaubte diesen Versuch durch den einfachen Vernunftgrund vereitelt zu haben, daß der älteste Sohn von der Natur weder mit doppelten Digestionsorganen noch mit doppelter Kraft ausgestattet sey, und deswegen keine Ansprüche auf eine doppelte Portion machen könne. Man bewunderte allgemein die Schärfe von J.'s Hausverstande.

In Rücksicht der Strafgesetze wurde beschloffen, daß die Todesstrafe nur im Fall des Hochverraths und des Mordes angewandt werden sollte. Der erste Fall ist bis jetzt nur einmal zur Sprache gekommen, aber nicht entschieden, weil es die Virginischen Juristen für eine äußerst schwierige Sache hielten, den Begriff des Hochverraths in einem Staate, wo jeder Bürger einen Theil der Souveränität bildet, festzustellen.

Unbegreiflich ist es ferner, wie man damals noch die barbarische *lex talionis* aus den Angelfächsischen und Hebräischen Antiquitäten wieder ins Leben zurückrufen konnte. — Uebrigens geschah die Durchsicht und neue Anordnung der Gesetze von Januar 1777 bis Junius 1779. Das Gesetzbuch, ursprünglich in 126 Billen auf 90 gedruckten Folioseiten, enthält nur einen geringen Theil des *common law*, aber alle Statuten seit der *magna charta* und alle Virginischen Gesetze. Das Ganze wurde erst 1785 mit wenigen Abänderungen vom Staate sanctioniert. Die Strafgesetze und die Gefängnißdisciplin überhaupt erlitten indessen 1796 noch eine neue Reform, mit der man sich bis jetzt begnügt hat. Statt des hergebrachten Unterschiedes zwischen *murder* und *manslaughter* hat man die neuen Ausdrücke *murder in the first and second degree* eingeführt; und, nach Pennsylvaniens Beispiel, die Missethäter zu einsamer Arbeit im Gefängnisse verdammt.

Es bleibt uns jetzt noch J.'s Verdienst um das Unterrichtswesen von Virginien zu erwähnen übrig. Von seinem dreyfachen Plane, Volksschulen für Reiche und Arme zu errichten, Collegia zu gründen, und eine eigentliche Universität in den Schwung zu bringen, wurde vorläufig nur der erste berücksichtigt, und zwar erst 1796, da doch der Vorschlag schon 1779 gemacht worden war. Obgleich die Bill keinen Widerspruch fand, so ist sie doch in keiner Grafschaft, wo die sämtlichen Schulen durch bestimmte Beyträge aller Bürger unterhalten werden sollten, practisch geltend gemacht. Erst später hat die Legislative ein ähnliches Gesetz erlassen, welches jetzt in voller Kraft wirkt. — Den Erweiterungsplan der Collegia versuchte J.

zuerst mit nicht mehr Glück an der Wilhelm- und Maria-Anstalt, welche ganz auf die Gesetze der Anglicanischen Kirche gegründet und zur Beförderung dieser Kirche reichlich dotiert war, so daß kein Dissenter eine Professur daselbst erlangen konnte. Die Dissenter also, welche damals die Majorität im Staate bildeten, waren zu dem Erweiterungsplane dieses Instituts nicht geneigt; daher dauert es bis jetzt noch in seiner ursprünglichen Gestalt fort. J. hat indessen im regen Eifer für das große Interesse einer guten Erziehung, ohne welche, nach seiner Ansicht, keine Republik von langer Dauer seyn kann, nach jenem Ziele sein ganzes Leben hindurch gerungen, und es endlich am Rande seines Grabes erreicht. Die Universität von Virginien zu Monticello, obgleich in Vergleich mit deutschen Universitäten nach einem beschränkten Maasstabe angelegt, und noch immer nichts anders als ein Collegium, wird doch der Nachwelt ein herrliches Denkmal seiner unermüdeten Thätigkeit zur Beförderung der höheren Bildung des neuen Staates bleiben. Nur eine Aeußerung J.'s bey der Eröffnung dieser Anstalt scheint mit seinen übrigen patriotischen Handlungen nicht wohl in Einklang gebracht werden zu können; nämlich die südliche Jugend brauche von jetzt an nicht mehr in den Seminarien Neu-Englands erzogen zu werden — eine Erziehung, welche er a canker eating on the vitals of their existence nennt; so eingewurzelt war sein Haß gegen Neu-England! Um wie viel menschenfreundlicher ist Washington's Erwartung, welcher die Einrichtung einer National-Universität in Virginien als das wirksamste Befreundungs-Mittel der südlichen und nördlichen Staaten betrachtete.

J.'s Verwaltung von Virginien hängt mit

ber Revolutionsgeschichte dieses Staates zusammen, und ist von Girardin, welcher Burke's history of Virginia fortsetzte, genau und ausführlich nach J.'s eignen Papieren geschildert. Bald nachdem J. die Administration dem General Nelson abgetreten hatte (1783), wurde er wiederum zum Delegaten des Congresses von Annapolis ernannt, und brachte als solcher das Münzsystem zu Stande, welches jetzt allgemein in die Union eingeführt worden ist, und ratificierte nach vielen Schwierigkeiten den zu Paris unterzeichneten Friedensvertrag mit den Repräsentanten von acht andern Staaten; denn diese Zahl hatte das Gesetz bestimmt. Die Acten dieser Verhandlungen sind in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt.

Von jetzt an beginnt seine fünfjährige diplomatische Laufbahn (1784 — 89), zuerst als bevollmächtigter Gesandter um mit Adams' und Franklin's Hülfe Handelsverträge mit den verschiedenen Mächten Europas abzuschließen, und seit 1785 Minister am Französischen Hofe. Dieser Theil von J.'s Leben ist vielleicht der bekannteste, und oft in den Berichten über die Anfänge der Americanischen Diplomatie, zuletzt noch in *Life of Arthur Lee, with his political and literary correspondence, and his papers on diplomatic and political subjects by Richard Henry Lee, Boston 1829. 2 Vols.* beschrieben worden. Es gelang indessen den drey Gesandten damals noch nicht, mit irgend einer andern Macht den erwünschten Handelsvertrag abzuschließen, als mit Friedrich dem Großen. Alle übrigen Mächte ließen sich auf gar keine Unterhandlungen ein, theils aus Unkunde mit den unerschöpflichen mercantilischen Quellen Nordamerica's, welche England bis dahin allein mo-



nopolisirt hatte, theils aus Mißtrauen gegen die Dauer des neuen Staates, dessen Lage in Europäischen Zeitungen als verzweifelt und creditlos geschildert wurde. Der Versuch, mit Portugal zu unterhandeln, verdient wegen seines sonderbaren Mißlingens vor allen übrigen hervorgehoben zu werden. J. wandte sich an den Portugiesischen Gesandten Pinto in London, welcher sich zu dem Vertrage geneigt fand, ihn unterzeichnete, und nach Lissabon absandte, zugleich aber seine freymüthigen Zweifel an dessen Gelingen dem Americanischen Unterhändler nicht vorenthielt: 'Die mächtigen Adligen am Hofe würden sich deswegen der Einfuhr des Americanischen Mehls widersetzen, weil sie Besitzer der zahlreichen Windmühlen um Lissabon wären.'

Das erste Jahr seines Aufenthalts in Paris ist durch die Bekanntmachung der *Notes on Virginia* ausgezeichnet. Die Veranlassung zu dieser lehrreichen Schrift war der durch M. de Marbois, Französischen Gesandten zu Philadelphia (1781), im Namen seiner Regierung geäußerte Wunsch, authentische statistische Nachrichten über verschiedene Staaten der Union zu besitzen. J. ließ Anfangs nur 200 Exemplare auf eigene Kosten zu Paris drucken. Darauf kam eine sehr verstümmelte Französische Uebersetzung zu Stande. Endlich kam das Werk durch den Londoner Abdruck öffentlich in den Buchhandel.

Mit großer Genauigkeit schildert J. ferner in seiner Biographie die Entwicklung der verschiedenen politischen Parteyen zu Paris von 1787 — 89, und die Ursachen des Ausbruchs der Französischen Revolution. J. war unparteyischer Augenzeuge, stand mit den Häuptern der patriotischen Partey, besonders mit Lafayette, deren

Atlas, in genaue Berührung, und bemühte sich, von dem Hergange des großen Ereignisses die zuverlässigsten Nachrichten einzuziehen, die er gleich niedergeschrieben zu haben versichert. Daher wird der Geschichtsforscher hier manchen neuen Aufschluß finden. Ueberraschend ist die Schlussbemerkung des Autobiographen, nachdem er alle einzelnen Erscheinungen jener Umwälzung in ein Bild zusammengefaßt hat, die Französische Revolution wäre nur der erste Act eines ungeheuern Dramas, in dem künftig noch alle Länder Europas eine Rolle übernehmen würden, und worin noch Millionen von Schlachtopfern fallen müßten. So urtheilte er 1821.

Unter der alten Conföderation hatten die Americanischen Minister an Europäischen Höfen oft mit großen Unannehmlichkeiten in Rücksicht der Geldsachen zu kämpfen. J. fühlte dieß doppelt nachdem Adams als Vice-Präsident der vereinigten Staaten abgereist war. Es war dem alten Congress unmöglich die zur Aufrechthaltung des diplomatischen Corps nöthigen Gelder von den einzelnen Staaten bezutreiben. Seine Macht war durch die Negative, welche die Legislativen der einzelnen Staaten auf seine Beschlüsse, welche bloß requisitorisch waren, hatte, so sehr gelähmt, und durch den Mangel der Trennung der legislativen, executiven und judicariischen Functionen auf der andern Seite wieder so unbehülflich, daß Anarchie nothwendig hätte eintreten müssen, wenn nicht noch zu rechter Zeit die neue Constitution von May bis September 1787 zu Stande gekommen wäre. Sie wurde J. gleich nach Paris zugesandt, und erhielt im Ganzen seinen Beyfall. Im Einzelnen trug er jedoch kein Bedenken seine Verbesserungspläne der Commission öffentlich vorzulegen. Einige

davon, welche sich auf die ausdrückliche Anerkennung bestimmter Rechte des Volks und der Staaten beziehen, wurden nachher in die Constitution aufgenommen. Andere Punkte, auf die J. damals wenig Gewicht legte, sind zeither mit großer Heftigkeit bestritten worden. Hierher gehört die nähere Bestimmung der Macht des Congresses 'to make all laws necessary and proper for carrying into execution the enumerated powers' wie die Constitution lautet. Bey der Errichtung der nationalen Bank zu Philadelphia wurden die beiden Worte necessary und proper zuerst streng untersucht, um zu entscheiden, ob der Congress überhaupt das Recht habe, eine solche Anstalt zu gründen. Ferner entsteht immer wieder die Streitfrage, ob der Congress nach den Worten der Constitution 'to lay and collect taxes, duties, imposts and excises, to pay the debts and provide for the common defence and general welfare, das Recht habe, innerhalb der Jurisdiction der einzelnen Staaten Landstraßen anzulegen, Canäle zu graben, und andere Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Namentlich hat Georgien und Südcarolina dieses Recht dem Congress neulich streitig gemacht. — Endlich hat J. die große Unabhängigkeit der Richter in der Union dadurch zu beschränken gesucht, daß er vorschlug, ihre Wahl alle 4 oder 6 Jahre durch den Präsidenten und Senat zu erneuern, während sie nach der Constitution ihre Stellen behalten so lange sie leben, und nur durch impeachment und durch das Zusammenstimmen von  $\frac{2}{3}$  des Senats daraus entfernt werden können. In dessen wurde dieser Vorschlag unbedingt verworfen. J. trieb seine Theorie der Volksrechte zu weit. Er glaubte, keine Generation hätte die

Macht, die folgende durch Gesetze zu binden — der Tode könne den Lebenden nicht controlieren. Daher brachte er durch Madison einen Artikel für die Constitution in Vorschlag, dem zufolge die Union keine Schuld eingehen oder bezahlen sollte, die länger dauerte, als eine Generation zu 34 Jahren gerechnet. Ja er behauptet, jede Constitution und jedes Gesetz sey nach dem Naturrechte mit dem 34sten Jahre verjährt. Nach derselben Theorie wandte er als Präsident der V. St. seinen ganzen Einfluß dazu an, die Schuldenlast der Union so bald als möglich zu tilgen; und, in der That, ist jetzt nur noch ein geringer Theil zu tilgen übrig; da doch der neue Staat mit achtzig Millionen Dollar Schulden anfang.

Auf die biographischen Nachrichten, welche mit J.'s Rückkehr nach America, wo ihn Washington zum Staats-Secretär ernannte (1789) schließen, folgt ein Anhang, welcher größten Theils aus Documenten zu der Biographie besteht, und in sofern für den künftigen Geschichtschreiber von größerer Wichtigkeit ist, als die Biographie selbst. Die einzelnen Documente beziehen sich ganz vorzüglich auf die im obigen Berichte hervorgehobenen Punkte. Das Strafgesetzbuch ist nach J.'s Entwürfe ganz mitgetheilt und von zahlreichen Notizen begleitet, so wie auch die act for establishing religious freedom, und die weitläufigen und genauen Berechnungen des Americanischen Geldsystems, die ein vieljähriges Münzstudium voraussetzen.

Die Hauptmasse des vorliegenden Werkes besteht nun aber in einer langen Reihe chronologisch angeordneter Briefe, welche 1775 anfängt, und 1826, zwölf Tage vor seinem Tode aufhört, und sich also durch einen Zeitraum von 51 Jahren

zieht. J. hatte die Gewohnheit, von allen seinen Briefen Abschriften zu behalten, und sie bey wichtigen Gegenständen nachher mit der erhaltenen Antwort zusammen zu legen. Eine geringe Anzahl fremder Briefe, ohne deren Hülfe man J.'s Antwort nicht verstehen kann, sind dem Ganzen mit einverleibt, in einigen Fällen aber nur theilweise, wie es auch bey J.'s Briefen oft geschehen ist. Da sie größtentheils die zu allen Zeiten die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigenden Streitfragen der Americanischen Politik zum Gegenstande haben, so sind sie schon in dieser Rücksicht eine reiche Vorrathskammer vielseitiger Erfahrungen und gereifter Ansichten über staatswissenschaftliche Grundsätze. In andern hat er seine Gedanken über Moral und Religion niedergelegt; und noch andere haben einen historischen, statistischen und biographischen Zweck. Es ist schwer, eine so große und verschiedenartige Masse mit wenigen Worten richtig zu bezeichnen. Schließen wir daraus auf J.'s Character und geistige Bildung, so müssen wir ihm durchaus eine Vielseitigkeit zugestehen, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den ersten Männern seiner Zeit verschafft; aber diese vielseitige Bildung war ohne Tiefe und Gründlichkeit im Einzelnen; diesen Mangel wiegt indessen die größte Energie im Handeln hinlänglich auf.

Seine politischen Briefe sind theils an die Präsidenten der V. St., theils an andere Staatsmänner gerichtet, deren Namen in Europa aber leider unbekannt sind. Unter denen an den ältern Adams finden sich auch einige im vertraulichen Tone des offenherzigen Freundes geschrieben. Adams war J.'s frühester und, nach einer langen, durch heftige politische Collisionen verursachten Spannung, letzter Freund. Nach

dem sie sich beide aus dem Drange der öffentlichen Geschäfte zurückgezogen hatten, erklärten sie sich gegenseitig über frühere Mißthelligkeiten, und blieben dann bis zum Tode, welcher bekanntlich an Einem Tage, und zwar am Tage der funfzigjährigen Feyer des Unabhängigkeits-Festes, erfolgte, vereint. Sie hatten in ihren letzten Lebensjahren gegenseitig keine Geheimnisse. Selbst ihre religiösen Scrupel theilten sie sich einander mit, und suchten einander davon zu befreien. F. hegte einen gerechten Haß gegen den unverschämten Sectengeist seines Vaterlandes, und machte diesem Hasse oft durch scharfe Aeußerungen namentlich gegen die kühne Unwissenheit der Calvinistischen Prediger Luft. Diese suchten sich dann in allen Theilen der Union theils mündlich, theils schriftlich an dem gottlosen Manne, wie sie ihn nannten, zu rächen. Diese Reaction erbitterte ihn noch mehr, so daß er bey der Errichtung des Collegium zu Monticello die Theologie ganz davon ausschloß. Als Adams ihm einst (4, 308) das Wesen der wahren Religion mit vier Worten 'Sey gerecht und gut' bezeichnete, gab er das Resultat aller sectarischen Lehrsätze, als Gegenstück, ebenfalls in vier Worten an: *ubi panis, ibi deus*; und seinem Biographen, der ihn um den Wechsel seiner Religion fragte, antwortete er 'Sage nichts von meiner Religion. Sie ist meinem Gotte und mir allein bekannt. Ihr Beweis vor der Welt muß in meinem Leben gesucht werden; wenn dieses redlich gewesen ist, und seine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft erfüllt hat, so kann die Religion, welche es lenkte, keine schlechte seyn'. Seine Ansicht über den Calvinismus, wie sich dieser in America gestaltet hat, trägt die Farbe eines erbitterten Gemüths, und schildert alles im

Extremen (4, 371). Dasselbst entwickelt er seinen Begriff von der christlichen Lehre ausführlich (vergl. 3, 509).

Es mag Manchem nicht gleichgültig scheinen, zu wissen, wie ein so practisch gebildeter Staatsmann, wie J., über die theoretischen Schriften des Faches, dem er sein ganzes Leben widmete, urtheilte. Hier müssen wir aber die Bemerkung wiederholen, daß alle seine vielfachen Kenntnisse auf keiner wissenschaftlichen Grundlage ruheten, und daß also sein Urtheil, so richtig und treffend es auch in practischen Dingen war, in Rücksicht auf rein wissenschaftliche Untersuchungen gar kein Gewicht haben kann; um so mehr da der schroffe transatlantische Standpunkt jenen Unterschied aufzuheben droht, und gar keine Wissenschaft als solche, am wenigsten die speculative anerkennen will. Niemand wird sich also wundern, wenn J. in Plato's Republik nichts als sophisms, whimsies, puerilities, unintelligible jargon, nonsense, futilities und incomprehensibilities sieht (4, 284). Er wünscht der Menschheit Glück, daß der Platonische Republicanismus nie in der Welt Eingang gefunden hat, und bemerkt, der practische Socrates habe Recht gehabt, sich über Plato's Entstellungen seiner Ansichten zu beklagen; denn Plato's Dialogen wären libelli famosi auf Socrates! — Unter den neuern Schriften scheint er Montesquieu und dessen Commentator Tracy (!) fleißig gelesen zu haben (4, 308).

Am Ende des vierten Bandes findet sich noch ein kurzer Bericht über J.'s officielle Verbindung mit den Männern, die ihm bey seinem Eintritte ins Cabinet als Staatssecretär (1790) zur Seite standen. Er ist erst 1818 von J. niedergeschrieben worden; aber selbst nach einem so langen

Zwischenraume noch mit einer Erbitterung und in einem so entschiedenen Parteygeiste verfaßt, daß er wenig historischen Glauben verdient. Es wird darin der hartnäckige Kampf demokratischer Principien gegen föderalistische noch einmal durchgekämpft. Aber *'quis nescit, primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat? deinde ne quid veri non audeat? ne qua suspicio gratiae sit in scribendo, ne qua simultatis.*

Dieser Bericht dient gleichsam als Vorrede zu dem unmittelbar darauf folgenden Anas, welches denkwürdige Notizen und Unterredungen aus der Periode von 1791...1806, wo J. Secretär, Vice-Präsident und Präsident der vereinigten Staaten nach einander war, umfaßt. Die Unterredungen wurden gleich nachdem sie vorgefallen waren, niedergeschrieben, und bilden eine Auswahl aus einer sehr reichen Sammlung, deren größten Theil J. selbst zerstört zu haben scheint. Die hier mitgetheilten Nachrichten sollen nach J.'s Absicht ein Zeugniß gegen die einzige Geschichte jener Periode, welche aus authentischen und unedierten Urkunden gezogen zu seyn vorgibt, bilden. Sie erneuern Beschuldigungen, namentlich gegen Hamilton, die man, da sie schon der Vergessenheit übergeben zu seyn schienen, des öffentlichen Wohls wegen hätte gänzlich unterdrücken sollen. Während jener bedrängten Zeit, wo man das neue republicani-sche Schiff zuerst auf einer sea of troubles versuchte, war keiner der Lenker vor eifersüchtigen Schmähreden gesichert. Selbst Washington, welcher oft erklärte, daß er lieber sein väterliches Landgut bauen, als Kaiser der Welt seyn wollte, beschuldigte man dennoch, er strebe nach einer Krone.



Als V. Vice-Präsident der vereinigten Staaten war, und als solcher den Vorsitz im Senate führte, widerstrebte er, von Gallatin im Hause der Repräsentanten allein unterstützt, mit der größten Hartnäckigkeit dem föderalistischen Principe, welches sich unter Adams' Administration des ganzen Congresses bemächtigt hatte. Man äußerte damals sehr beängstigende Zweifel über die Dauer einer auf rein demokratischen Principien gegründeten Republik. Washington scheint mit Hamilton die Meinung getheilt zu haben, daß die Britische Constitution selbst mit ihrer unverhältnißmäßigen Repräsentation und andern Mängeln die vollkommenste Regierung auf Erden zu Stande gebracht — eine Ansicht, die schon Montesquieu, de Volme, u. a. aussprachen — und daß eine Entfernung dieser Mängel dieselbe unpracticabel machen würde. Deswegen glaubte er, man werde mit der Zeit genöthigt seyn, die Americanische Constitution der Britischen näher zu bringen; und für diese unvermeidliche Abänderung suchte er durch die Feyer glänzender Feste u. s. w. vorzubereiten. Im Congresse erschien er stets im militärischen Aufzuge, und eröffnete denselben persönlich mit einer Rede. Seit J. ist das persönliche Erscheinen des Präsidenten zur Eröffnung des Congresses gar nicht mehr Sitte. Der Präsident übersendet jetzt seine Reden dem Congresse schriftlich — daher messages — und erscheint zu keiner Zeit selbst.

G. H. B.

## B e r l i n.

De diis domesticis priscorum Italorum. Scripsit Ernestus Jaekel, Gymnas. Fridericiani Professor. 1830. 46 S. in 4. — Der so lobenswerthen Sitte Preussischer Schullehrer durch gelehrte Programme sich auszuzeichnen, verdanken

wir auch diese Schrift. Solche Programme geben die Gelegenheit ganz spezielle Gegenstände der Alterthumskunde zu erörtern, und wir wünschen daß sie eben darauf sich beschränken mögen. Der Ausdruck *diu domestici* ist hier nicht von Hausgöttern, sondern von einheimischen Gottheiten zu verstehen. Der Vf. schickt zuerst einige allgemeine Sätze mit ihren Beweisen voraus, die Stoff zu weiteren Untersuchungen geben können. Es sind folgende: 1. Italien hat seine frühesten Bewohner nicht von Griechenland erhalten, und die lateinische Sprache kann nicht aus der griechischen abgeleitet werden (Folgt dieß?). 2. Die Namen der griechischen und lateinischen Gottheiten sind verschieden. 3. Die Zeiten und Ursachen, wann und warum die griechischen Götter von den Römern angenommen wurden, sind uns bekannt. 4. Wenn auch griechische und andere *Sacra* auf Befehl der Drakel angenommen werden, geschieht es doch nach Römischen Gebräuchen. Das alte Italien hat einheimische Götter mit eignen *Sacris* gehabt, die sich nicht aus den griechischen ableiten lassen. Hierauf geht nun der Vf. die einheimischen Götter einzeln durch. Es sind folgende, wobey wir die synonymen Benennungen in Klammern beysetzen. 1. *Coelum* (*Jovis pater, Jupiter*). 2. *Terra* (*Tellus, Maja, Ceres, Vesta*). 3. *Sol* (*Janus, Quirinus, Mavors, Liber, Mercurius*). 4. *Luna* (*Diana, Juno, Venus, Proserpina, Minerva*). 5. *Nubes* (*Vulcanus*). 6. *Agri et campi* (*Saturnus, Segesta, Carna, Pomona, Pales, Faunus*). 7. *Mors* (*Dis sive Vejovis, Mantus, Mania, Manes, Lemures, Lares, Larvae, Novensiles*). Die Beweise dieser Identität muß man bey dem Vf. nachsehen, der auch noch weitere Aufklärungen über diese, allerdings oft zweifelhaften, Angaben verspricht. Hn.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

16. Stück.

Den 29. Januar 1831.

---

L e i p z i g.

Verlag von Leopold Voß: Neue Entdeckungen über die practische Verhütung der Menschenblattern bey Vaccinierten und in der empirischen Pathophysiologie der Pocken; nebst Andeutungen über das Wesen und die Behandlung der übrigen fieberhaften Exantheme. Von Dr. Heinrich Eichhorn, practicierendem und öffentlichem Impfarzte, (früherem) Privatdocenten an der Universität zu Göttingen. L und 1030 Seiten. 1829. Octav.

B e r l i n.

In der Enslinschen Buchhandlung: Maaßregeln, welche die Regierungen Deutschlands zur gänzlichen Verhütung der Menschenblattern zu ergreifen haben, wobey die Häuser Sperre zu entbehren ist. Nebst den practischen Regeln für die Aerzte, um die bisher vaccinierte Bevölkerung gegen die Menschenblattern auf die

ganze Lebenszeit zu schützen. Vom Dr. Heinrich Eichhorn. XIV und 144 S. in 8. 1829.

Jede wissenschaftliche Frage, die zugleich mit den wichtigsten Interessen, ja mit dem Bestehen der Gesellschaft, mit dem Wohl und Weh der Staaten eng verknüpft ist, erfordert unsere angestrengteste Aufmerksamkeit, unsere innigste Theilnahme. Wenn plötzlich verheerende Seuchen ausbrechen, die sich über ganze Länder und Erdstriche verbreiten, wenn die Keime ansteckender und zerstörender Krankheiten, welche man durch Kunst und Vorsicht längst getilgt wähnte, mit erneuerter Wuth hervordringen und um sich wuchern, so sieht sich der Staatsmann wie der Arzt gleich besorgt nach den Mitteln um, welche die Verbreitung des Uebels hemmen, seine Wirkung beschränken und wo möglich an der Wurzel ersticken. Hier wird dem Besonnenen bald klar, daß vereinzelte und einseitige Maaßregeln keineswegs zum Ziele führen, sondern daß man die Ereignisse in ihrem Zusammenhange mit dem Zustande des Staatslebens betrachten und die zu ergreifenden Mittel und Wege aus dem vollsten Schatze der Wissenschaft, aus den vielfachen Erfahrungen, welche uns die Vergangenheit darbietet, zu wählen habe. Darum wird man jeden Vorschlag eines neuen Heil- oder Schutzmittels mit Vorsicht, jede Ankündigung einer neuen unfehlbaren Entdeckung mit Mißtrauen annehmen. Die Geschichte lehrt, daß unter tausenden, die so angepriesen wurden, kaum eine die Probe hielt, aber die andern unsägliche Versuche und Kosten erforderten, und durch Zeitverlust auch mancherley Unheil anrichteten. Daß wirklich einige solcher herrlichen Mittel sich bewährten, welche die Menschheit als ein schönes Besizthum ehrt, wie die Kuhpockenimpfung, die Anwendung des

Chlors u. s. w. muß dankbar erkannt werden; allein immer gingen solche aus treuer, sorgfältiger Beobachtung, aus tiefer Einsicht hervor, und traten mit der ruhigen und bescheidenen Ankündigung in die Welt, welche stets das Gepräge der Wahrheit ist.

In den letzten Jahren hat das häufige Wiedererscheinen der natürlichen Pocken, dieser früheren Geißel unseres Geschlechts, auch bey solchen, die man hinlänglich dagegen geschützt glaubte, große Unruhe verbreitet. Die Thätigkeit der Behörden wie der Aerzte wandte sich aufs neue auf diesen Gegenstand, über den man fast in Sicherheit seyn zu dürfen glaubte, und die darüber seither gesammelten Erfahrungen, unter welchen Umständen und Bedingungen bey schon Geimpften sich die Blattern wieder erzeugen, modificieren und fortpflanzen, haben einen solchen Umfang gewonnen, daß sich hieraus für die medicinisch-polizeyliche wie für die ärztliche Ausübung bereits die bestimmtesten und zweckmäßigsten Maassnahmen ergeben. Nichts desto weniger kann man noch nicht sagen, daß die Acten darüber schon geschlossen seyen, und jede neue, gehörig begründete Ansicht, jede sachkundige Berichtigung des bisher als Ausgemachtgeltenden verdient günstige Aufnahme, unparteyische Prüfung.

Mit diesen Gesinnungen nahmen wir die beiden vorliegenden Bücher zur Hand, jedoch zugleich nicht ohne eine stille Vorahnung ihres Inhalts, die ihr pomphafter Titel in uns erweckt hatte, und ein genaueres Eingehen in dieselben war nicht geeignet dieses Vorgefühl zu widerlegen. Es wird uns schwer von dem gemischten Eindruck Rechenschaft zu geben, den die Lectüre dieser Schriften bey uns hervorbrachte. Von der einen Seite müssen wir in dem Verfasser

einen fähigen und strebenden Kopf erkennen, der mit unruhiger Bemühung das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern und eingreifende Anwendung im Leben davon zu machen beflissen ist; von der andern Seite aber müssen wir erklären, daß es uns schein, als habe er durch die Art und Weise, wie er dabey verfährt, das Zutrauen, welches er in dieser Angelegenheit anspricht, sehr vermindert. Dem Verfasser zufolge hat bis auf ihn in dieser Lehre nur Unwissenheit und Verwirrung geherrscht; erst durch ihn wird volles Licht, philosophisches, metaphysisches, empirisches Licht in sie getragen; die Natur der Pockenkrankheit, das Mysterium ihres Contagiums, die einzige Möglichkeit ihrer Verhütung wird durch ihn aufgeschlossen. Er wiederholt sich dieses so oft, daß er endlich bey dem bloßen Gedanken zürnt, daß ein Anderer es noch bezweifeln könnte; bey jedem Abschnitt schaut er mit hoher Genügsamkeit auf die früheren zurück; in jedem Satz, worin er glaubt eine neue Ansicht geltend gemacht zu haben, bespiegelt er sich mit stolzer Selbstgefälligkeit, unter fortwährender Versicherung der größten Modestie, und da er nicht müde wird seine vermeintlichen Entdeckungen in unzähligen Wendungen zu wiederholen, da er jeden Aufsatz, den er früher einmal publicierte, wieder von Neuem glänzen läßt und dieses in einer häufig nachlässigen, weitschweifigen Sprache, so ist erklärlich, wie Dinge, die sich auf wenigen Bogen abthun lassen, ein Werk von 1000 und mehr Seiten ausfüllten. Beyläufig gibt er zu verstehen, daß gründliches Erforschen des Wesens der Krankheit überhaupt vor Erscheinen seiner Schrift nicht existiert habe. Auch versichert er bey jeder Gelegenheit die unumstößlichsten Beweise geliefert zu haben. Ref. erinnert sich dabey unwillkühr-

lich eines Mannes, der sich alle Mühe gab sich deutlich und wichtig zu machen und alle seine Versicherungen mit den Worten schloß: wenn es so ist, wie es ist und nicht anders seyn kann, so ist meine Sache logisch erwiesen.

Unverantwortlich aber müssen wir das Verfahren nennen, dessen der Verf. sich bedient, um seinen eigenen Stand, Mitärzte und Mitcollegen herabzusetzen, in der Meinung dadurch sich selbst höher zu stellen; unverantwortlich sein Benehmen gegen die Hannoversche Regierung, die er, selbst ein ehemaliger Hannoverischer practischer Arzt, was die medicinischen Landeseinrichtungen betrifft, durch die gehässigsten Insinuationen öffentlich herabzuwürdigen sucht, und zu dem Ende die fremdartigsten Dinge (wie z. B. die Visitationsart der Apotheken *Nr. II. S. 80*) herbenzieht, um nur tadelnde Bemerkungen anzubringen.

Ob es ihm gelungen ist oder gelingen wird den Leser von den Triebfedern seiner dargelegten Handlungsweise zu überzeugen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die General-Vaccinations-Committee zu Hannover hatte auf höhere Veranlassung seine Vorschläge einer reiflichen Prüfung unterzogen und erklärt, daß die Richtigkeit seiner angegebenen Erfahrungen noch weiterer Bestätigung bedürfe; zugleich hatte sie als Anerkennung seiner Bemühungen und als Ersatz gehabter Kosten ihm eine Gratification von 200 Thalern *C. M.* ausgemirkt. Er scheint jedoch in seinen Erwartungen nicht befriedigt worden zu seyn, denn er ruft mit Entzürstung aus (*Nr. II. S. 39*) 'die Anführung dieser Thatsache glaube ich nicht mir, sondern der Sache der Menschheit schuldig zu seyn.'

Fragen wir nun, abgesehen von dieser mehr moralischen Schattenseite, nach dem wissenschafts-

lichen und practischen Werthe dieser Schriften, so können wir nicht umhin N<sup>o</sup>. I. das Verdienst fleißiger und scharfsinniger Zusammenstellung und Forschung zuzugestehen. Aber leider ist das Durchlesen desselben eine wahre Herkulesarbeit, nach deren Vollbringung man keinen mit der aufgewandten Mühe und Zeit in Verhältniß stehenden Gewinn weder an Belehrung noch an Erweckung davon trägt. Der Verf. hat zur Erleichterung eine Uebersicht beigegeben, die allein schon 24 Seiten füllt; uns ist es jedoch bey dem Zwecke dieser Blätter unmöglich dieselbe hier zu wiederholen und noch viel weniger eine Beurtheilung der vielen seltsamen Behauptungen, die hier immer Entdeckungen genannt werden, zu versuchen. Der Gang im Allgemeinen ist folgender. Nach einer Einleitung, die mit den Worten beginnt: 'die Begriffe der Causalität und der Erfahrung sind gleichsam die Axiome der ganzen practischen Medicin', und worin gezeigt werden soll, wie 'die bisher Statt gefundene Oberflächlichkeit bey der Feststellung der Erfahrungen' künftig verschwinden soll, folgt die erste Hauptabtheilung: Pathophysiologie der Pocken; nebst Andeutungen über das Wesen und die Behandlung der übrigen Grantheme (S. 19—667); dann die zweyte: Ueber die Veranlassungen des Nichtschützens der Vaccine, und über die Mittel, die Blattern bey Vaccinirten zu verhüten (S. 668.—1030).

Wir hatten die Absicht mehrere physiologische und pathologische Ansichten des Verfs. durch eine genauere Zergliederung zu beleuchten; aber da hier Eigenes und Fremdes, Wahres und Falsches, Ausgemachtes und Hypothesisches labyrinthisch durch einander gemischt ist, so sehen wir



nicht ab, wie wir, ohne selbst wieder ein Buch zu schreiben, damit fertig werden könnten.

Als den wesentlichsten Punct der Schrift heben wir den Vorschlag heraus: bey der Vaccination eine größere Zahl von Pusteln, als es bisher geschehen ist, hervorzurufen. Dieser Rath verdient Beachtung und Prüfung, indem es möglich ist, daß vermittlest der stärkeren Reaction, welche dadurch bewirkt wird, die Receptivität für das Blatterncontagium nicht nur für eine gewisse Zeit, sondern vielleicht für immer sich abstumpft; allein um diesen Satz als leitendes Princip hinzustellen, bedarf es der zuverlässigen Erfahrungen einer Reihe von Jahren. Erst dann wird eine Entscheidung gegeben werden können, ob eine Menge zufälliger Einflüsse, wie eine periodische Geneigtheit des Hautsystems zu gewissen Exanthemen, deren periodische Wiederkehr mit mildem oder bösertigerem Character u. s. w. oder die unrichtige Anwendung des Schutzmittels das Wiedererscheinen bedinge.

Was die Schrift N<sup>o</sup>. II. betrifft, so können wir in ihr nichts finden, was den vielversprechenden Titel zu rechtfertigen vermöchte. Der größte Theil beschäftigt sich mit Vorschlägen, wie eine strengere Controle über die Impfarzte zu handhaben sey, wobey der Verf. stets von der Voraussetzung ausgeht, daß diese bisher ihre Pflicht versäumt hätten. Vorn an steht der wohlwollende collegialische Satz: 'das Durchsehen der Impflisten ist so viel wie gar keine Aufsicht über die Impfarzte, weil diese in die Impflisten einschreiben können, was sie wollen.' Wir glauben bey dieser Gelegenheit an die Worte eines unserer geistreichsten Staatsmänner, weil sie auch hier ihre volle Anwendung finden, erinnern zu dürfen

(s. Neues Archiv des Criminalrechts. B. X. St. 3. 1828. S. 425): 'Es ist eine irrige Ansicht, welche die Erhaltung der Ordnung von der genauesten unausgesetzten und strengsten Aufsicht erwartet. Allenthalben ist man mit Bemühungen beschäftigt, die Verwaltung zu vervollkommen, und allenthalben sucht man die Mittel dazu in einer regelmäßigen, alles umfassenden und bis in die kleinsten Theile verfolgenden Aufsicht. Allenthalben legt man aber diese Controle in die Administration selbst. Genügt Eine nicht, so wird sie verdoppelt. Sind jährliche Etats unzulänglich, so mögen monatliche und zuletzt tägliche eingesandt werden. Ist Revision nicht befriedigend, so komme eine Superrevision hinzu. Könnten zehn Personen dieser Arbeit nicht vornehmen, so werden zwanzig angestellt, ohne zu bedenken, daß bald vierzig nöthig seyn werden, um nachzusehen, was jene gemacht haben. Man trauet keinem: kann aber denen, welchen am Ende doch etwas vertrauet werden muß, immer weniger trauen, je mehr ihrer sind.' — Dann folgen die an dem Verf. schon gerügten persönlichen und leidenschaftlichen Invective. Um die Aufhebung der Häusersperre zu motivieren, nimmt er wiederum an, daß sie in der Regel nachlässig und sorglos ausgeführt werde und daß sie nach seiner Methode überhaupt überflüssig sey. Seine Versicherung (S. 97) 'daß er den Schaden, der daraus entspringe, auf sich nehmen wolle', dürfte schwerlich genügen. Endlich seine große Vorbauungs-Maasregel selbst ist — die Revaccination, die schon früher und von so vielen als das wohlthätigste Schutzmittel gegen erneuerte Ansteckung empfohlen und angewandt ward, nur mit dem Unterschiede, daß er sie immer und

allerwärts unter obrigkeitlicher Revision eingeführt wissen will, während umsichtige, aber ruhige Beobachter sie nur unter gewissen Umständen, namentlich bey sporadisch sich zeigenden und mehr um sich greifenden Blattern nützlich und nöthig erachten. Seine Eintheilung der modificirten Menschenblattern in 6 Classen oder Grade (S. 111) und der modificirten Kuhpocken in eben so viele (S. 118) scheint uns ohne praktische Bedeutung. Dagegen halten wir auch hier seine Anleitung, wie aus der Anzahl und Beschaffenheit der Impfnarben zu bestimmen, ob das Individuum dadurch geschützt sey oder nicht (S. 136) aller Berücksichtigung werth.

M . . r.

### B r e s l a u.

Bey Graß, Barth und Comp.: *Horae belgicae, studio atque opera Henrici Hoffmanni Fallerslebenensis. Pars prima. 1830.* 128 Seiten in 8.

Während in diesem Augenblick die Belgier den Holländern grell gegenüber stehen und jede verschmelzende Gemeinschaft mit ihnen von sich abweisen; lehrt uns die Litterargeschichte, daß die alte niederländische, von den Holländern allein noch treu bewahrte Sprache vor Zeiten ihren Hauptsitz gerade in Flandern und Brabant hatte und daß die ansehnlichsten in ihr niedergeschriebenen Werke mehr von brabantischen und flandrischen Dichtern herrühren als von holländischen. In dem nördlichen Theile der Niederlande hat also der Protestantismus und die mit durch ihn früher errungene politische Freyheit, wie überall, heilsam auf Erhaltung und Ausbildung der Muttersprache eingeflossen. Die catholischen, erst spa-

nischen, hernach österreichischen Niederlande sind uns ein warnendes Beyspiel, wie die Herabwürdigung der angestammten Sprache den vaterländischen Sinn überhaupt schwäche. Jedes Volk das die Sprache seiner Vorfahren aufgibt ist entartet und ohne festen Halt. Die heutige Umwälzung in den Niederlanden darf lediglich dem seit lange befestigten Einflusse französischer Sitte und den Umtrieben der Priester, keineswegs einer echt vaterländischen Bewegung zugeschrieben werden. Von Antwerpen aus bis nach Brüssel und Gent redet der gemeine Mann noch niederländisch; durch die engere Verbindung mit Holland hätte auf diese Grundlage hin die fast erloschene Nationalität der Belgier langsam wieder angefacht werden mögen, aber der gewaltige Strom der Zeit droht jetzt alles davon noch übrige mit sich fortzureißen.

Schon in den letzten Jahrhunderten, wo man fast in ganz Europa bemüht gewesen ist, die übrig gebliebenen Denkmäler alter Sprache und Dichtkunst aus dem Staube der Bibliotheken zu retten und mit aufmerksamem Auge zu betrachten, hat, so viel wir wissen, in den catholischen Niederlanden sich keine Spur dieses löblichen, die Vaterlandsliebe belebenden Eifers gezeigt. In Brüssel, Löwen, Gent und an andern Orten kann es nicht an wichtigen, unherausgegebenen Handschriften und Urkunden gemangelt haben. Man ließ sie entweder in den Kirchen, Rathhäusern und Privatsammlungen modern oder nach Holland wandern, wo sie zum Theil untersucht, genutzt und bekannt gemacht wurden; vieles mag zuletzt im Drang der französischen Revolution zerstreut und vernichtet worden seyn. Dennoch ist der jetzt noch erhaltene Vorrath vielleicht bedeutender als man glaubt, und ein aus

Deutschland nach Löwen verpflanzter Gelehrter, Herr Professor Mone, stand eben im Begriff seine glücklichen und reichhaltigen Sammlungen, die wohl auch andere Eingeborne zur Nacheiferung ermuntert hätten, herauszugeben. Wir wünschen sehnlich, daß sie nicht verloren gehen, wenn auch ihre Erscheinung unter den gegenwärtigen Umständen, wie zu befürchten ist, gehindert seyn sollte.

Ein anderer Deutscher, Herr Prof. Hoffmann zu Breslau, hatte noch früher eine besondere Vorliebe für die sichtbar vernachlässigten Ueberbleibsel der altniederländischen Poesie gefaßt und bereits 1821, bey Gelegenheit der von ihm zu Bonn entdeckten Bruchstücke Dtfrieds, eine willkommene Uebersicht derselben mitgetheilt. Bald darauf unternahm er indessen eine Reise nach Holland, verweilte dort längere Zeit und wurde von allen Gelehrten, die sich mit dem Studium vaterländischer Alterthümer beschäftigt hatten, auf das freundschaftlichste in seinen weiteren Nachforschungen unterstützt. Den geordneten Ertrag derselben übersandte er im Jahr 1822 der Universitätsbibliothek zu Leiden. Er hat es aber für zweckmäßig geachtet seine seitdem unablässig vermehrte und vervollkommnete Arbeit nunmehr einem größeren Publicum vorzulegen. Nach Brabant und Flandern und zur Benutzung der dortigen Bibliotheken war er nicht gelangt; dieses wird in seiner Ausbeute eine empfindliche Lücke lassen, besonders da er die Fortsetzung der Moneschen Forschungen (über welche wir die S. 97 stehende Aeußerung wegwünschten) nicht abwarten konnte.

In der vorliegenden pars prima findet sich eine fleißige, viel Neues darbietende und die gründlichste Vorarbeit (van Wyns avondston-

den Amst. 1800) sorgfältig benutzende Aufzählung aller dem Verf. bekannten herausgegebenen oder ungedruckten niederländischen Dichtungen des 13ten, hauptsächlich des 14ten Jahrhunderts. Von ihrem Werth, im Vergleich zu den deutschen jener Zeit, hat Rec. schon im Jahrgang 1825 dieser Anzeigen S. 1114 seine Meinung ausgesagt, und was hier S. 7 steht, stimmt damit überein. Im Ganzen erscheint die hochdeutsche Poesie geistiger, frischer, gebildeter; einzelne Ausnahmen zugegeben (vor allem den Reinaert de Vos, dann auch das eben von Mone S. 148 — 154 edierte Gedicht, oder die nach den bloßen Anfängen S. 111 — 114 zu beurtheilenden Volkslieder) herrscht bey den niederländischen Dichtern eine breite und nüchterne Manier. Allein ihre Sprache hat manches Eigenthümliche, Keimliche und Gefällige; sie behaupten in dieser Absicht für die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt, einen bedeutenden, nicht genugsam geschätzten Werth. Es ist aber, um allen Nutzen aus ihnen ziehen zu können, nöthig, daß etwa noch zehn Bände der ausgesuchtesten Werke gedruckt werden; die Holländer haben sich bisher allzusehr auf Maerlant und Melijs Stoke, die gerade zu den trockensten und unbelebtesten Erzählern gehören, eingeschränkt.

Rec. hat sich zwar mit der Sprache der ihm zugänglichen altniederländischen Dichter fortwährend beschäftigt, aber selten Gelegenheit gehabt, Handschriften derselben einzusehen und zu gebrauchen; er vermag demnach zu der hier aufgestellten Literatur nur einige geringfügige Bemerkungen beizutragen.

Maerlants Reimbibel, d. h. das von ihm gereimte Werk des Petrus Comestor, wird unter

der Benennung *Scolastica* verschiedentlich in seinem Spiegel *historial* angeführt, namentlich Th. 1. S. 14. 70. 98. 130; zugleich ergibt sich S. 14 aus seinen eigenen Worten was auch hier S. 31 richtig ausgeführt ist, daß er die *Scolastica* im Jahr 1270, nämlich dreyzehn Jahr vor dem *Sp. hist.* gedichtet hatte.

Eine S. 37 unerwähnte Handschrift von desselben Dichters *Naturen Bloeme* befindet sich zu Detmold, s. *Dorow's Morgenländ. Alterthümer* Heft 1. Wiesbaden 1820 S. 50.

Auf der öffentlichen Bibliothek zu Bremen liegt eine Pergamenthandschrift des S. 102 — 104 verhandelten *Dietsce Doctrinael*, *donum baronis de Strunkede a. 1776*. Rec. war es angenehm, in dieser Handschrift die in unsern *Auz.* 1825 S. 1121 aus der *Conjectur* hergestellte Zeile über *Gottfried von Bouillon* völlig bestätigt zu sehen. Die ganze Stelle lautet niederländisch:

also Kaerle ende Roelant deden  
die om dat gelove streden  
ende oec Godevaert van Bulioen  
ende menich ander baroen  
die om tghelove des sijt vroet  
aventuerden lyf ende goet.

Die Gießener Bibliothek, unter der *Senkenbergischen Sammlung*, bewahrt neunzehn Pergamentblätter in größtem Format, die auf jeder Seite drey Spalten, auf jeder Spalte 60 Zeilen, zusammen also 6840 Zeilen eines niederländischen Gedichts aus dem *Kerlingischen Sagenkreise* enthalten; vielleicht eines von den hier S. 57 — 64 gedachten.

Auch zu Darmstadt soll eine altniederländische Handschrift vorhanden seyn, deren Einsicht Rec. sich zu verschaffen vergebens suchte.

Jac. Grimm.

## R o s t o c k.

Gedruckt bey Adler: *Observationes juris civilis. Scripsit Ferdinandus Kaemmerer, J. U. et Philos. Dr., Antecessor P. O., et academiae Rostoch. Syndicus. 1827. VI u. 202 S. in Octav.*

Der Herr Verf. hat sich durch seine bereits im Jahre 1817 herausgegebenen Beyträge zur Geschichte und Theorie des Rechts (deren auch damals in diesen Blättern nach Verdienst gedacht worden ist), als einen so gründlichen und gelehrten Forscher bewährt, daß Ref. mit wahrem Vergnügen dessen oben bezeichnetes neues Werk, welches gewissermaßen als eine Fortsetzung des ältern betrachtet werden kann, anzeigt. Es zerfällt in fünf Kapitel, deren Inhalt kürzlich anzugeben seyn wird. Kap. 1. handelt de vita Sexti Caecilii Jcti Romani. Derselbe kommt nirgends anders als in den Pandecten vor, wenn nicht etwa eine Inschrift bey Gruter T. I. p. CCCLXXIX auf ihn zu deuten seyn sollte. Ob sein Name von Caeculus oder a caecitate abzuleiten sey, läßt der Hr. Vf. unentschieden. Nachgewiesen werden hierauf die Stellen in den Pandecten, in welchen Sextus Caecilius oder Caecilius schlechthin genannt wird, um diejenigen, welche man irrig auf ihn bezogen hat, auszuscheiden, eine Untersuchung, die dadurch erschwert wird, daß die Handschriften sehr oft Caecilius und Coelius mit einander verwechseln, indem die Lesarten hier sehr schwanken. Hierauf zeigt der Hr. Vf., daß dieser Sextus Caecilius mit dem gleichnamigen Sextus Caecilius Africanus nicht identisch sey, wie dieses gewöhnlich angenommen wird. Der erste werde immer schlechthin Caecilius oder Sex-



tus Caecilius, der letztere dagegen schlechtthin Africanus genannt; der erstere habe nicht früher als Proculus, und nicht später als Pegasus, d. h. zu Ende des ersten und zu Anfang des zweyten Jahrhunderts gelebt, wie aus fr. 64. D. XXIV. 1. de donat. inter vir. et ux., wo Cäcilius nach dem Proculus aufgeführt, und aus fr. 1. §. 7. D. XV. 2. quando de pecul., nach welchem Pegasus einen Zusatz zu einem Sage des Cäcilius gemacht habe, gefolgert wird; der letztere dagegen unter den Antoninen und Commodus; der erstere sey höchst wahrscheinlich Proculejaner, vielleicht Schüler des Proculus selbst gewesen, der letztere dagegen Cassianer. Endlich wird bemerkt, daß sich von den Titeln seiner Schriften nichts erhalten hat, und es nur wahrscheinlich sey, daß er ad legem Juliam de adulteriis geschrieben habe. Cap. II. ist überschrieben: de necessitate, ut putant, cautionibus viatores recipiendi imposita; mit besonderer Berücksichtigung des Mecklenburgischen Particularrechts. In Beziehung auf das römische Recht sucht der Hr. Vf. den Widerspruch der in fr. un. §. ult. D. XLVII. 5. furt. adv. naut. und fr. 1. §. 1. D. IV. 9. Nautae, caup. stab. liege, dahin zu lösen, daß in der ersten dieser Stelle das Wort repellere, für receptum expellere zu nehmen sey. Cap. III. De Athenaei Ulpiano. Gegen Schweighäuser wird auf überzeugende Art dargethan, daß der bey dem Athenäus vorkommende Ulpian, keinesweges mit dem berühmten Juristen gleiches Namens Eine Person, sondern vielmehr eine ganz andere sey. Cap. IV. De Domitio Ulpiano operis, quod inscribitur Opinionum libri sex a Pandectarum compositoribus exscripti auctore.

Gegen Jacob Godefroy und Anton Schulting, wird die gewöhnliche Ansicht, daß diese *libri Opinionum* allerdings dem berühmten Domitius Ulpianus, und nicht etwa einem spätern gleichnamigen Unbekannten, zuzuschreiben seyen, auf eine gründliche Weise gerechtfertigt. Cap. V. De duodecim tabularum fatis quaedam. Der Herr Verf. hat die Behauptung, daß nach Cyprian's Briefen (Ep. 1. p. 4. ed. Baluz.), zur Zeit dieses Kirchenvaters die Gesetze der zwölf Tafeln zu Rom noch öffentlich aufgestellt gewesen seyen, zu rechtfertigen versucht. — Uebrigens verdanken diese Observationes ihr Daseyn der dem Hn. Verf. obgelegenen Pflicht, als dermaliger Rector der Universität, zur Feyer des Osters- und Pfingstfestes durch Programme einzuladen, wie sich solches wenigstens aus dem dem Ref. vorliegenden Exemplare ergibt; demselben ist außerdem noch ein anderes dieser Programme zugekommen, welches bey Veranlassung der Feyer des Dienstjubiläums des Herrn Prof. Hecker am 12. December 1828 erschienen ist, eine Erklärung des fr. 20. D. XL. 5. de fideic. libert. enthält, und auf dem innern Titel als *Probabilia juris civilis. Caput primum* (64 Seiten); bezeichnet ist. — Dürfte Ref. sich noch eine Bitte an den Hn. Verf. erlauben, so wäre es die, doch in Zukunft der jetzt gäng. und gebe werdenden Mode, Allegate aus deutschen Büchern, mit deutschen Lettern abdrucken zu lassen (eine Mode, die wenigstens dem Ref. sehr geschmacklos zu seyn scheint, und einen widrigen Eindruck auf das Auge macht), nicht zu folgen.

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 31. Januar 1831.

---

P a r i s.

10

Chez Béchét aîné: De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développements. Par M. Benjamin Constant. T. III. 1827. 476 Seiten in 8.

Der Unterz. hatte vor, diesen dritten Band des bekannten Werkes von Benjamin Constant über die Religion (dessen beide ersten Bände ein anderer Mitarbeiter im Jahrgage 1825 St. 119 und 1827 St. 106. angezeigt hat) in diesen Anzeigen so gründlich, als er es vermag, und so ausführlich, als es der Ort gestattet, zu recensieren, und zu versuchen, ob vielleicht eine solche Critik sich auf den Verfasser selbst, der eine so große Hochachtung vor der deutschen Alterthumskunde hegt, einen gewissen Einfluß verschaffen, und sein Urtheil über manchen Punct modificieren könnte. Jetzt, da der berühmte Verfasser so unerwartet früh dahingegangen ist (doch ist ihm noch vergönnt gewesen, dieses sein Hauptwerk zum Schlusse zu führen), fällt diese Absicht der

Critik, welche wir uns immer am liebsten als eine Verhandlung mit dem Schriftsteller selbst vor den Augen des Publicums denken, hinweg, und wir können kürzer über Geist und Tendenz des vorliegenden Werkes referieren. In dem Verfasser zeigt sich eine eigene Mischung von zwey verschiedenen Bildungselementen. Das eine ist ein echt französisches, es sind im Ganzen die Ansichten und Gesinnungen, welche von den Encyclopädisten ausgegangen, durch die Revolution auf den Thron gestiegen, noch immer gerade den gebildetsten Theil der französischen Nation beherrschen, und hier keiner näheren Bezeichnung bedürfen. Dagegen wollen wir das zweyte Element, welches Herr Benjamin Constant durch seine deutsche Bildung in sich aufgenommen hat, so bezeichnen, daß wir als die Basis desselben einen höheren Begriff von der inneren Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens und des Ganges der Geschichte, und eine größere Achtung vor dem, was die Völker vor der Periode der herrschend gewordenen Reflexion hervorgebracht und gestaltet haben, vor dem stillen Weben des sich selbst noch nicht beobachtenden Menschengeistes — als das Resultat desselben aber eine wärmere Hingebung an das positiv Geschichtliche, eine lebendigere Auffassung desselben in allen einzelnen Zügen, und ein Hindurchdringen zu den inneren Lebenskräften, die es in seiner Eigenheit bestimmen, betrachten. In der That wäre ohne diese Achtung, ohne dieß stille und bescheidene Lauschen auf das Walten eines Geistes, den wir bewundern je mehr wir ihn verstehen, — Eigenschaften, die mit jener hochmüthigen Aufklärung unverträglich sind — die überraschend schnelle Erweiterung der Geschichtswissenschaft nach allen Seiten und Richtungen,

nach Sprache, Staats- und Rechtsleben, Kunst und Philosophie, unmöglich gewesen, welche Erweiterung, mögen immer die beiden andern Culturvölker unserer Zeit in einzelnen Werken vollendeter erscheinen, doch im Großen und Ganzen ein Werk des deutschen Sinnes ist. Herr Benjamin Constant hat bey seinem Aufenthalt in Deutschland einen hohen Begriff von der Gründlichkeit und Tiefe der deutschen Geschichtsforschung gewonnen; und wenn es das Deutschland vor 1813 ist, welches er durch den Augenschein kennen gelernt hat, so sucht er sich doch auch von der neueren Literatur desselben anzueignen, womit seine Tendenzen sich befreunden mögen, nur daß er freylich es bey der Benutzung derselben nicht immer sonderlich genau nimmt, wie denn überhaupt die citierenden Noten unter dem Text oft ziemlich bunt zusammengewürfelt und von keinem sehr haltbaren Gewebe sind. Mehr aber zeigt der Verf. seine französische Art in der durchaus practisch-politischen Tendenz des ganzen Werkes, welcher der geschichtliche Stoff sich unterwerfen muß, indem Alles bey ihm darauf hinausgeht zu zeigen: wie die Religionen, welche durch Kasten oder Corporationen von Priestern ausgebildet worden sind, gegen die, welche kein ausgebildetes und herrschendes Priesterthum im Gefolge hatten, zurückgeblieben sind; indem dort zwar die Priester sich selbst gewisse Kenntnisse aneigneten und speculativ-philosophische Systeme ausbildeten, welche, bald rein theistisch, bald pantheistisch und sogar atheistisch (denn der Verf. sucht zu zeigen, daß sehr häufig die öffentlichen Repräsentanten und Verkünder des Glaubens sogar eine rein atheistische Lehre als ihre Ueberzeugung hatten), immer mit dem Volksglauben in unauslösllichem Widerspruche

waren, während zu gleicher Zeit das Volk einem rohen fetischistischen Glauben überlassen blieb; dagegen in den von Priesterleitung unabhängigen Religionen eine fortschreitende Entwicklung des religiösen Gefühls das gesammte Volk von den Stufen eines rohen Fetischismus zu solchen, welche der feineren Bildung späterer Zeiten entsprachen, emporführte. Wir möchten, ohne uns herausnehmen zu wollen, über den Segen oder Fluch, welchen Priesterstände bey der Menschheit verdient haben, abzusprechen, im Allgemeinen bezweifeln, daß diese Weise, die Geschichte zu treiben, wahrhaft ersprießlich werden könne, wo aus dem ungeheuern Gewühl von Facten einzelne, deren wirklicher Zusammenhang oft so höchst mißlich und ungewiß ist, herausgegriffen werden, um einem allgemeinen Satze, der als überall gültig und nothwendig erscheinen soll, zur Stütze zu dienen. Wenn in Indischen Religionsbüchern eine abstracte und metaphysische Speculation sich mit alten Göttersagen vermischt, und selbst eine seltsam fabelhafte Gestalt annimmt: so war dieß gewiß bey einem zahlreichen Volke von Pflegern der Religion, wie die Braminen es sind, und bey einer natürlichen Neigung zu sinnender Beschaulichkeit und kühner Speculation ganz natürlich; und die ganze Gestalt des Lebens brachte es mit sich, daß diese Speculation sich nicht auf Griechische Weise von der Religion losgerissen frey bewegte, sondern sich mit der Religion, auf deren Boden sie gewachsen war, in Form und Darstellungsweise möglichst vereinigte. Wenn nun ferner diese Speculation niemals Volksreligion wurde, wozu sie nicht geartet war, und das Volk stets lebhaften mit einer imposanten, Persönlichkeit ausgestatteten Gottheiten anhing; wenn allmählich in dieser

Volkreligion immer schlechtere Vorstellungen; und immer ausschweifendere Verehrungsarten das Uebergewicht erhalten haben: wer beweist uns, daß ohne jene priesterliche Speculation die Volkreligion sich besser entwickelt und gestaltet haben würde? Dabey läßt sich im Einzelnen Vieles anders ansehen als es der Verf. gethan. Wo in Indischen Sagen eine pantheistische Grundlage durchschimmert, welche consequent ausgebildet alle besondere Individualität vernichten und alle Gestalten der Mythologie auslöschen würde, nimmt der Verf. jedesmal an, daß hier die Speculation der Priester in Conflict sey mit der recipierten Volkreligion. Aber es gehört überhaupt zum Wesen der Religion, daß in ihr ein Bestreben, die Vorstellung von dem Göttlichen möglichst zu steigern und auszudehnen, sich beständig mit dem Bedürfnisse begegnet, einen persönlichen und gewissermaßen individuellen Gott in alle Begegnisse des menschlichen Lebens verflochten zu denken; und es möchte nun wohl als Grundcharacter der Indischen Religion anzusehen seyn, daß, im Gegensatz mit dem beschränkenden und dadurch feste Gestalten bildenden Princip der Griechischen Mythologie, in ihr jene ausdehnende, alle Gränzen sprengende und sich am Ende in einen Abgrund pantheistischer Gefühlschwelgerey versenkende Richtung vorherrscht. Daß des Verfassers Theorie über das Verhältniß des Priesterthums zur Volkreligion in Indien falsch ist, geht auch daraus hervor, daß sie ihn nöthigt — ein Schluß auf den er selbst erst allmählich durch sein System geführt wird — den Brahmadienst in Indien für jünger als den des Schiva zu erklären (S. 214); dies heißt aber geradezu das, was wir von Indischer Religionsge-

schichte wirklich wissen, auf den Kopf stellen. Auch die übrigen Völker, welche eine Priesterkaste oder Corporation hatten, werden vom Verf. herangezogen, und müssen Beyspiele für seinen allgemeinen Satz liefern, wir fürchten meist ungenügende. Die Medo-Persischen Magier dürfen wir, so consequent sie ihr dualistisches System ausbildeten, nicht anklagen in müßigen Abstractionen sich verloren zu haben; vielmehr ist bey aller Weitläufigkeit des magischen Ceremoniendienstes ein gewisser practischer Sinn, ein Bestreben den Menschen zur Unterwerfung der Natur, wie zur Bezwingung alles Feindlichen in der Menschenwelt zu erkräftigen, in dem Persischen Religionsystem herrschend; auch kann es sehr wahrscheinlich gemacht werden, daß dieses Religionsystem wirklich bey Medern und Persern in der Zeit ihrer Blüthe national war. Der Verf., der dagegen einen roheren Götzendienst neben dem Magismus als bey den Persern forteristierend nachzuweisen sucht, geht dabey, S. 246, von der Stelle des Agathias über die Persische Religion aus, von der es indeß augenscheinlich ist, daß ihr eine Verwechslung Syrischer Stämme mit den Persern zum Grunde liegt.

Dem Polythéisme sacerdotal, von welchem das sechste Buch oder die erste Hälfte des vorliegenden Bandes handelt, wird nun im siebenten le polythéisme indépendant entgegengesetzt, bey welchem der Verf. ziemlich ausschließlich an Griechenland denkt. Indem er das Bild der Griechischen Religion, wie sie ihm, unabhängig von orientalischen Einmischungen, beschaffen gewesen zu seyn scheint, vor Augen hat, definiert er den Glauben dieser Art so: La



croyance des peuples indépendants de cette domination n'est point un amalgame de plusieurs éléments de nature contraire: on ne voit point figurer à côté ou au-dessus de fétiches matériels des divinités abstraites. Les forces cosmogoniques ne jouent aucun rôle. Les allégories sont rares, accidentelles, et plutôt dans l'expression que dans la pensée. Rien ne rappelle ce double et triple sens qui, dans les religions sacerdotales, désoriente et confond l'intelligence, etc. Um diesen Religionszustand in Griechenland nachzuweisen, geht der Verfasser nicht von den in der gesammten Mythologie der Griechen verbreiteten Ansichten, oder, was uns noch rathsamer geschienen hätte, von den im Cultus der Götter, in alten Festgebräuchen, denen man es ansehen muß, daß sie der Zeit vor der poetischen Bildung ihre Entstehung verdanken, sich aussprechenden Gefühlen aus, sondern wendet sich gleich zuerst zur epischen Poesie. Damit muß er natürlich in Gefahr kommen, das, was die epische Poesie nach ihrer eigenthümlichen Bestimmung, nach ihrer besonderen Aufgabe, mit dem Wesen der Religion vornehmen muß und unbewußt vornimmt, für unterscheidende Kennzeichen der Religion selbst zu halten; namentlich wird das personificierende und individualisierende Bestreben, welches in dem heroischen Epos sich überall Bahn machen muß, ihm auch die Religion noch mächtiger zu bestimmen scheinen, als es in dem religiösen Leben, welches durch Festgebräuche, Hymnen u. dergl. geweckt wurde, der Fall gewesen seyn mag, wo zwar die Götter nie als Allegorieen, durch welche nur der lebendige Glaube getödtet wird, darge-

stellt wurden, aber doch sicher Zeus noch in engerer Verbindung mit dem Firmament und Demeter mit dem Fruchtboden erschien, als es die heroische Poesie zulassen konnte. Nachdem nun aber der Verfasser sich auf den Standpunct der Homerischen Poesie als der primitivsten Darstellung der Griechischen Religion gestellt hat, sucht er nachzuweisen, wie die rohere fetischartige Götterwelt in der Ilias durch die Fortschritte der Civilisation, bey ungehemmter und durch keine Priesterschaft eingeengter Entwicklung, in der Odyssee schon eine mildere, so zu sagen humanere, durch ethische Ideen mehr veredelte Gestalt angenommen habe. Oder vielmehr er unterscheidet sogar in den Homerischen Gedichten drey verschiedene Mythologien (*trois espèces de mythologie*): zuerst eine Volks-Mythologie, wie sie bey einem Volke, das eben aus dem Fetischismus hervortritt, seyn mußte; diese herrscht nach dem Verfasser in den achtzehn ersten Büchern der Ilias und in den vier Büchern der Odyssee, wo Odysseus seine Abentheuer erzählt; dann eine schon veredelte, humanisierte in dem größten Theile der Odyssee und am Schlusse der Ilias; endlich eine dritte, den beiden andern fremde, wahrscheinlich aus dem Orient verpflanzte, allegorische und cosmogonische Mythologie, welche nur in einzelnen, eingeschobenen, Partien der beiden Gedichte hervortritt, in der Hesiodischen Theogonie aber sich weiter ausbreitet und entwickelt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 3. Februar 1831.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développemens. etc. etc.

Wir gestehen, daß wir zwar einzelne, längst bemerkte, Differenzen zwischen den mythologischen Vorstellungen der Ilias und Odyssee zugeben, aber den Gegensatz, wie ihn Herr Benj. Constant auffaßt, nur für eine Selbsttäuschung ansehen können; geschweige, daß wir uns mit einer Kritik befreunden können, welche überall spätere Einschiebsel sieht, wo bey Homer eine alte Natursymbolik, welche in zahllosen Griechischen Landesfagen noch deutlicher vorliegt, Spuren zurückgelassen hat. Es ist wahr, die Götter erscheinen in jenem Theile der Ilias im Ganzen gewaltthätiger, leidenschaftlicher, weniger als die Schirmer der sanften Tugenden des Friedens und der Häuslichkeit: aber folgt dieß nicht von selbst.

aus dem Gegenstande und Schauplatze, aus dem wilden Lagerleben, an welchem Götter und Menschen auf gleiche Weise Antheil nehmen? Dabey möchte es aber nicht schwer seyn, auch in diesen Kriegsscenen Züge der schönsten Art und Grundsätze derselben nationalen Ethik nachzuweisen, welche hernach in der gnomischen und lyrischen Poesie der Griechen mit mehr Reflexion gepaart hervortritt. Den höchst edeln und großartigen ethischen Character der ganzen Ilias wahrzunehmen, hat den Verf. jener untergeordnete Begriff von Einheit verhindert, nach welchem er mit Andern behauptet, daß mit dem achtzehnten Buche die ursprüngliche Ilias, die allein den Zorn des Achill gegen Agamemnon darstelle, geschlossen habe. Wir halten es für rein unmöglich, daß da, wo die Zorngluth des Achilleus durch Patroklos Tod gerade auf den höchsten Grad gestiegen ist, eine Homerische Ilias und überhaupt ein Epos je habe abschließen können, da es das Wesen des Epos wie der Tragödie ist, zu vollkommener Beruhigung und Befriedigung des Gemüths zu führen, und der Unterschied nur hauptsächlich darin besteht, daß der Sturm und Drang der Empfindungen in der unmittelbar vergegenwärtigenden Tragödie eine Zeitlang das ganze Gemüth einnimmt und fortreißt, während bey dem objectiv betrachtenden Epos ein ruhiger, gleichmäßiger Grundton der Empfindung beständig hindurch gehört wird. Das ist ja gerade das Tiefe und Große in der Ilias, was auch schon das jugendliche Gemüth mit einer wunderbar eigenthümlichen Empfindung ergreift, daß, während die Götter nach Zeus Willen bloß bemüht scheinen, den zornigen Achilleus durch die Niederlage der von ihm verlassenen

Achäer zu verherrlichen, und da nun wirklich die höchste Noth das Achäische Heer bedrängt: durch Patroklos Tod plötzlich die Spitze alles des um Achilleus willen verursachten Jammers sich gegen sein eignes Innere kehrt, aber eben dadurch die *μῆνις* des Helden, zwar keineswegs geendet, aber nach einer ganz andern Seite hin gewandt wird, indem sie aus dem eigensüchtigen Groll des verletzten Ehrgeizes in den viel edleren Character des Jorns um den erschlagenen Freund übergeht; bis dann auch diese wilde Bewegung durch Hektors Erlegung beruhigt wird, und bey Patroklos Beichenfeyer, unter heiteren Spielen, die sich auf eine eigene Weise mit dem melancholischen Hintergrunde vereinigen, sich eine milde Ruhe des Gemüthes wieder herstellt. (Denn die Scene zwischen Priamus und Achill, so schön sie auch nun das Ganze abschließt, ist für die Vollendung des Ganzen wohl nicht so durchaus nöthig). Daß nun in dieser Auffassung des Schicksalanges, der übrigens weder gleich von Anfang so angekündigt zu werden brauchte, wie er sich erfüllt, noch auch durch Reflexionen darüber vom Dichter commentiert wird, ein ungemein würdiger Begriff von der *Διὸς βουλή*, die als das leitende Princip des Ganzen dargestellt wird, und von einer göttlichen Nemesis, die, indem sie erhebt, das trostige Herz zugleich beugt und bändigt, durchherrsche, daß überhaupt eine schöne ethische Gesinnung durch das Ganze gehe, kann einer unbefangenen Beobachtung wohl nicht verborgen bleiben.

Wenn es uns noch frey steht, mit einem Blicke uns nach den ersten Grundgedanken des ganzen Werkes zurückzuwenden, so möchten wir behaupten, daß in diesen schon die einseitige Tendenz

gegeben ist, welche zu so gewaltsamen Hypothesen in dem historischen Theile nöthigt. Der Verfasser spricht ausnehmend schön über das *sentiment religieux* als die Quelle aller Religion, er erklärt sich mit großer Wärme gegen die Anmaßungen des Begriffs, und behauptet, daß die Forderungen des religiösen Gefühls als eines wesentlichen Theils unserer Seele eben solches Recht haben sich geltend zu machen wie die des Verstandes: Ansichten, die wohl nie so beredt als hier in Frankreich ausgesprochen worden sind, wenn man sie auch in Deutschland nur deswegen für neu und überraschend gehalten hat, weil man bey uns im Ganzen so wenig von einander weiß und oft auch wissen will. Wir würden uns über die Natur des *sentiment religieux* so ausdrücken, daß ein allgemeines, obwohl nach Zeiten stärkeres oder minder starkes Bedürfniß in der menschlichen Seele ist, durch gewisse Vorstellungen, welche wir Glauben, und durch entsprechende Handlungen, welche wir Cultus nennen, in eigenthümliche, sonst nirgends vorkommende Gefühlsstimnungen versetzt zu werden, so daß nun daraus, wenn diese Gefühlsstimnungen durchaus wohlthätig auf die Seele wirken und sich für das gesammte Leben als gesund und heilsam ergeben, ganz natürlich auch ein unerschütterliches Festhalten an jenen Vorstellungen hervorgeht, welches schon durch die äußere Erscheinung einen Jeden überzeugen muß, einem wie tiefen Bedürfnisse die dadurch angelegten Gefühlsstimnungen entsprechen. Nun unterscheidet aber der Verf. in allen Theilen seines Werkes beständig das *sentiment religieux* von dessen Formen, und legt auf diese Trennung das größte Gewicht; so nothwendig und

unerseßlich ihm jenes erscheint, so sehr, meint er, müßten diese, die Formen des Religionsgefühls, sich nach dem jedesmaligen Culturzustande mit völliger Leichtigkeit umformen und erneuern. Zu diesen formes gehören ihm aber alle Dogmen und Erzählungen von den Göttern, alles Besondere der positiven Religionen. Dem Unterz. scheint, daß hier einer Trennung für den Begriff zu viel Einfluß auf das Factische und Historische gestattet wird. Die Form ist es ja erst, durch welche das sentiment religieux ein Besonderes, ein Existierendes wird; sie ist das Lebensprincip, welches das nur der Möglichkeit nach existierende sentiment religieux ins Daseyn ruft, wie das εἶδος bey Aristoteles mit Recht als die ἐντελέχεια des ὑποκείμενου gefaßt wird. Nun ist es aber die allgemeine Natur dieses Gefühls, daß es nur durch Vorstellungen ganz persönlicher und eigenthümlicher Art, welche mit der vollen Energie der Wirklichkeit dem Geiste entgegen treten, befriedigt werden kann, wie der Verf. selbst anerkennt. Dann ist aber auch nicht zu begreifen, wie diese für das religiöse Gefühl eben so festgewordenen Gestalten, als es nur Gegenstände der Erfahrung seyn können, für ein beständig Veränderliches, in deren Production das sentiment ja durch keine äußere Macht geniert werden dürfe, genommen werden können. Vielmehr erhellt daraus, warum alle Religionen, mit und ohne Priesterthum, den Character des Positiven haben müssen, was in der That von der Griechischen eben so gilt als von irgend einer orientalischen; womit es in enger Wechselwirkung steht, daß das religiöse Gefühl in verschiedenen Perioden einen sehr verschiedenen Grad der Stärke

und des Vermögens feste bleibende Gestalten zu producieren zeigt, wodurch der Conflict des Bedürfnisses, feste persönliche Gestalten zu Gegenständen der religiösen Empfindungen zu haben, und eines productiven Vermögens und Strebens in dem religiösen Gefühl schon im voraus auf eine dem Menschengeschlecht heilsame Weise gelöst und ausgeglichen ist.

Wenn wir es hier mit dem Werke eines eminent geistreichen Mannes zu thun gehabt haben, dem wir auch, wo wir ihm nicht beystimmen, doch unsere Bewunderung nicht versagen können: so ist es dagegen eine ganz andere Empfindung, mit welcher wir ein anderes mythologisches Werk aus Frankreich anzeigen.

### Châtillon-sur-Seine.

Bey Ch. Cornillac: Religions de la Grèce ou Recherches sur l'origine, les attributs et le culte des principales divinités Helleniques, par P. N. Rolle, Conservateur de la Bibliothèque de la ville de Paris, Membre de la Société royale des Antiquaires de France, de la Société Philotechnique et de l'Académie de Dijon, Auteur des Recherches sur le Culte de Bacchus, symbole de la force reproductrice de la nature, ouvrage, qui a été couronné par l'Institut. T. I. 539 Seiten in 8.

Unsere Blätter haben das Werk des Herrn Rolle über den Cultus des Dionysos (oder wie ihn Herr Rolle überall nannte, des Dionysius) im Jahrgange 1825. S. 39. angezeigt, und die Bewunderung nicht verhehlen können, wie ein so ganz unverständiges und kenntnißloses Werk



von einem so ausgezeichneten Vereine von Gelehrten mit dem Preise habe beehrt werden können. Nun zeigt sich auch die üble Folge dieser Auszeichnung, daß der Bekrönte sich nun einbildet, ein tiefer Kenner der alten Mythologie zu seyn, und mit einem sehr stark ausgesprochenen Bewußtseyn davon (wovon wir aber doch nicht anders glauben können, als daß es durch ein mehr innerliches Bewußtseyn der Schwäche Tügen gestraft wird) die gesammte Griechische Religionsgeschichte darzustellen unternimmt. Dazu fehlt ihm nun freylich das Aller nöthigste. Zuerst irgend eine Kenntniß der Griechischen Sprache, und doch ist es gerade die Griechische Mythologie, die der Verf. behandeln will. Wir schließen diese Unkunde nicht sowohl daraus, daß kein Griechischer Buchstabe in dem Werke vorkommt, — denn vielleicht gibt es in Chatillon-sur-Seine keine griechischen Lettern — und die in den Noten citierten Stellen griechischer Autoren sämmtlich in schlechten lateinischen Uebersetzungen angeführt werden, als aus den barbarischen Entstellungen der Griechischen Namen, die auf jeder Seite vorkommen, und aus der oft sehr sonderbaren Benutzung Griechischer Schriftsteller, in denen der Verf. häufig etwas ganz anderes liest als sie sagen wollen. So wird man sich umsonst mühen, bey Herodot etwas der Art zu finden, was der Verf. S. 8 ihm andichtet: *Herodote remarque qu'après l'arrivée des colonies égyptiennes, la Grèce donne à ses anciens dieux les noms des dieux étrangers. 'Ces objets bruts et inanimés, dit-il, ne pourraient être, pour les naturels de la Grèce, les divinités dont ils ont depuis porté le nom, puisque ces dieux*

leur étaient alors inconnus.' Es ist augenscheinlich, daß der Verf., welcher die unbestimmten Citationen liebt, die Stelle Herodots II, 50. . 58, besonders c. 52 meint, aber eben so gewiß, daß dort durchaus andere Dinge zu lesen sind als der Verf. meint. Wer enträthfelt Stellen wie diese S. 495: Lucien (In Timone) donne au mot ephestios plusieurs significations, parmi lesquelles on remarque celle-ci: Qui prie à la maison, eph! estios. (Sic)? Noch ferner steht aber dem Herrn Conservateur de la bibl. de la ville de Paris der ganze Geist des Hellenischen Alterthums. Er versichert zwar, er wolle die Religion der Griechen rein wiedergeben: Je m'appliquerai surtout, et c'est là peut-être l'objet le plus éminemment utile de mon ouvrage, à n'y admettre que ce qui appartient réellement à la religion des anciens. J'en écarterai avec soin ce monstrueux amas de fables et d'opinions folles qui sont dues à l'imagination des poètes, à celle des artistes, aux rêveries des philosophes, aux fourberies des prêtres. Aber man sieht schon in dieser Stelle, welche sonderbare Vorstellungen sich der Verf. von dem Verhältniß der Griechischen Volksreligion zu der künstlerischen Ausbildung der Mythologie gemacht hat; was noch deutlicher hervortritt, wenn er behauptet, daß Homer und Hesiod nicht mehr als Quellen des Griechischen Volksglaubens gelten können, als man die Ideen der christlichen Religion aus Milton's verlorne[m]m Paradies und Tasso's befreitem Jerusalem schöpfen dürfe. Wie wenig muß doch, wer solches ausspricht, davon wissen, was Homer und Hesiod den Griechen waren, und

wie überhaupt das Alterthum die Poesie so ganz anders als unsere Zeit und durchaus als ein reales Bildungsmittel des ganzen Volkes betrachtete. Bücher dieser Art, wie das vorliegende, durchzulesen, um ein Urtheil über sie zu fällen, wäre in der That eine eben so unbillige Forderung, wie wenn man ein Kind ein ganzes Buch durchbuchstabieren lassen sollte, um entscheiden zu dürfen, daß es noch nicht lesen gelernt hat. Doch wollen wir noch anführen, was der Verf. selbst als den Grundgedanken seines ganzen Werkes, wovon in diesem Bande nur der Zeus-Cultus vorliegt, aufstellt S. 33: Appuyé uniquement sur les faits, sur les monumens et sur les autorités les plus authentiques, je démontrerai que les Grecs, comme la plupart des Orientaux, ont personnifié l'âme universelle du monde (wobey schon zu bemerken ist, daß eine personificierte Weltseele eigentlich keine ist), le principe actif de la nature, le principe producteur, et qu'ils l'ont adoré sous le nom de Zeus ou de Jupiter, le maître des dieux, des hommes et de toute la nature, le formateur et le grand régulateur de l'univers, le Dieu vengeur et rémunérateur; qu'ils ont encore personnifié et adoré, sous les noms divers de leur dieux mâles, chaque partie de cette âme universelle, unie à la partie de la matière qu'elle anime ou fertilise; qu'ils ont également personnifié le principe passif de la nature, et qu'ils lui ont créé un culte sous les différents noms de leurs déesses. Wenn man hiervon den allerdings wahren aber sehr einfachen Satz abzieht, daß den männlichen Gottheiten männliche und den weiblichen weibliche Thä-

tigkeiten zukommen, und alle zusammen ein wohlgegliedertes Ganzes, den Griechischen Olymp, bildeten: so wird das Uebrige zugleich als falsch und nichtig zurückgeschoben. Denn was den Begriff der Weltseele betrifft, so gehört dieser durchaus der Philosophie, und ist seinem Wesen nach der Religion fremd; und wenn in einer älteren Gestalt der Griechischen Mythologie eine innigere Einheit der Götter mit dem Naturleben hervortritt, als die individualisierende Richtung der epischen Mythologie stehen ließ: so war dieß Auffassen der Jahresvorgänge als göttlicher Handlungen und Leiden doch ganz entfernt von der Vorstellung einer Weltseele, indem jederzeit dabey ein Conflict verschiedenartiger Mächte und Wesen vorausgesetzt wird. In der Periode der epischen Poesie aber und weiter hinab herrscht bey den Griechen durchaus eine Vorstellungsweise, welche die Götter, das heißt die wirklich verehrten Götter, weit entfernt sie für die ersten Principe des Weltlebens anzusehen, vielmehr als die höchsten Punkte, so zu sagen die Blüthen und Gipfel, in der Reihe der Entwicklungen eines allgemeineren Lebens faßt; und gewiß hat diese Ansicht ganz besonders das Recht als die Hellenische angesehen zu werden.

Es wäre unrecht, wenn wir diese Gelegenheit vorüberlassen wollten, eines mythologischen Werkes, welches wirklich éminentement utile ist, Erwähnung zu thun, und welches, wie das erste, zu

### P a r i s

bey Treuttel und Würz erschienen ist: Religions de l'Antiquité, considérées principa-

lement dans leurs formes symboliques et mythologiques: ouvrage traduit de l'Allemand du Dr. Frédéric Creuzer, refondu en partie, complété et développé par J. D. Guigniaut, Ancien Professeur d'Histoire et Maître de Conférences à l'École Normale, Membre de la Société Asiatique de Paris. Tome premier, Première Partie. Discours préliminaire et Introduction; Religions de l'Inde, de la Perse et de l'Égypte. 1825. 522 Seiten in Octav. Seconde Partie. Études philologiques, historiques et littéraires, pour servir de Notes et d'Éclaircissements à l'Introduction, et aux Religions de l'Inde, de la Perse et de l'Égypte. Die Seitenzahl geht fort, bis auf 960. Dazu gehört auch ein Heft mit Abbildungen, welches 58 in Kupfer gestochene Tafeln und 102 Seiten Explication des Planches enthält.

Indem wir eine weitere Erörterung über die mythologischen Meinungen von Herrn Guigniaut für die Fortsetzung des Werkes versparen, welcher wir mit Ungeduld entgegensehen: begnügen wir uns diesmal mit der Bemerkung, daß dieses Werk neben der deutschen Symbolik und Mythologie Creuzers eine wichtige Stelle in der mythologischen Literatur einnimmt, und auch für die, welche sich dem Creuzerschen Werke zwar für die Bildung des mythologischen Sinnes und für die Erweiterung der Kenntnisse dieses Faches verpflichtet bekennen, aber den Grundansichten desselben nicht beitreten können, ein nothwendiges Hülfsmittel ihrer Studien ist. Der Verfasser hat erstens das Ganze in einen lichtvolleren und genaueren Zusammen-

hang gebracht, die Schlussfolgen erscheinen hier oft bündiger, das Ganze in sich geschlossener; zugleich ergänzt der Verfasser überall die Creuzerschen Auseinandersetzungen durch Mittheilung anderer Forschungen, wie man bey dem Abschnitte über Aegypten die Resultate Champolions d. j. genau angegeben findet, auch durch eigene Untersuchungen. Wir vernehmen, daß es die Absicht des Verfassers ist, bey Griechenland und Italien auch die Meinungen der Mythologen mitzutheilen, welche sich den bannières victorieuses, wie der Verfasser sagt, jenes Systems nicht angeschlossen haben; wodurch freylich die Arbeit noch verwickelter und eine leichte Uebersicht über das Ganze schwerer herzustellen seyn wird. Herr Guigniaut verfährt dabey überall sorgfältig und gründlich; wie die Citate correct, das Griechische und Deutsche darin fehlerlos gedruckt ist: so herrscht durch das Ganze eine Ordnung und Nettigkeit, die auch unsere Landsleute sich zum Muster nehmen können. Eine sehr schätzbare Zugabe ist das Bilderheft, welches nun nicht mehr bloß einzelne Proben symbolischer Darstellung, sondern eine ziemlich vollständige Uebersicht der mythologischen Figuren und Scenen der Indischen, Persischen und Aegyptischen Religion gibt, in welchen Alles mit großer Sauberkeit und Sorgfalt ausgeführt ist. Wir wünschen, daß keine ungünstigen Zeitumstände, daß nicht die den ruhigen und anspruchlosen Studien des Alterthums so gefährliche Sucht, Alles auf politische Fragen und literarische Parteyungen zu beziehen, den Fortgang dieses aus wahrer Liebe zur Wissenschaft unternommenen Werkes stören möge.

## B r e m e n.

Bey Wilhelm Kaiser: Erster Versuch auf dem Felde des deutschen Bundesrechts, betreffend die verfassungsmäßige Erledigung der Streitigkeiten zwischen deutschen Bundesgliedern. Von Gustav von Struve, ehemaligem Attaché bey der Herzoglich Oldenburgischen Bundestags-Gesandtschaft, jetzigem Landgerichts-Assessor zu Jever. 1830. VI und 122 S. in Octav.

Je seltener in der letzten Zeit aus mehr als einem Grunde theoretische Bearbeitungen des deutschen Bundesstaatsrechts geworden sind, um so mehr verdient die vorliegende Schrift, welche ihr Verfasser selbst bescheiden nur einen ersten Versuch genannt hat, rühmlicher Erwähnung. Die hier behandelte Aufgabe ist außerdem eine solche, welche nicht nur für die Praxis im Allgemeinen von ganz besonderem Interesse ist, sondern auch zugleich eine solche, von deren glücklichen Lösung ganz vorzüglich das Fortbestehen und die Wirksamkeit des gesammten Bundes abhängt. Die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat, kann nicht anders als gebilligt werden; ohne sich auf spitzfindige theoretische Untersuchungen einzulassen, hat er sich vielmehr streng an die vorliegenden gesetzlichen Bestimmungen gehalten, dieselben mit großer Genauigkeit und Pünctlichkeit bey den einzelnen Puncten zusammengestellt und unter einander verglichen und daraus practische Regeln und Grundsätze zu abstrahieren gesucht. In zwey Hauptabschnitten hat der Verfasser sein Thema behandelt; jeder Hauptabschnitt begreift wie

derum zwey Unterabtheilungen. I. Von denjenigen Streitigkeiten, bey deren Erledigung nur Bundesglieder unmittelbar betheilt sind und zwar, nach einer kurzen Einleitung, 1. von der Competenz der Bundesversammlung und 2. von dem in Gemäßheit der Competenz der Bundesversammlung eintretenden Verfahren, wobey wiederum von dem Vermittlungsverfahren, von der Einleitung des richterlichen Verfahrens bey Streitigkeiten, welche nicht den jüngsten Besitzstand betreffen und von dem Austrägal- und Executions-Verfahren die Rede ist. In Beziehung auf das Vermittlungsverfahren bey Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander selbst, hat der Verfasser ganz besonders auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, dafür eine bestimmte Zeitfrist festzusetzen, indem sonst die Einleitung des Austrägalverfahrens selbst ins Unendliche hinausgezogen werden könne, wie denn auch bisher noch keine einzige bey der Bundesversammlung angebrachte Streitigkeit zwischen Bundesgliedern allein, ohne daß dabey zugleich auch Privatpersonen mit betheilt waren, vor ein Austrägalgericht habe gelangen können (S. 34).

II. Von den Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern, bey deren Erledigung auch Privatpersonen unmittelbar betheilt sind; und zwar auch hier wiederum nach einer kurzen vorausgeschickten Einleitung: 1. von der Competenz der Bundesversammlung und 2. von dem nach anerkannter Competenz der Bundesversammlung eintretenden Verfahren, und zwar von dem sowohl mit als ohne Concurrency der Bundesversammlung Statt findenden Vermittlungsverfahren, von der Einleitung des richterlichen



Verfahrens, dem Austragalverfahren und dessen Folgen in gewissen Fällen, und endlich von dem Executionsverfahren. — Möge diese kurze Anzeige dazu beitragen, auf die vorliegende Schrift, als auf eine wahre Bereicherung unserer bundesstaatsrechtlichen Literatur, aufmerksam zu machen!

### P a r i s.

Chez Levrault: Lettres sur l'Orient, écrites pendant les années 1827 et 1828 par le Bar. Th. Renouard de Bussières. T. I. 350 Seiten. T. II. 297 Seiten in Octav.

Diese Briefe können gewissermaßen als der Commentar zu dem sie begleitenden Prachtwerke angesehen werden, von dem wir 7 Livraisons, jede zu vier Blättern, lithographiert in Folio vor uns liegen haben. Die Briefe sind geschrieben aus Constantinopel und Aegypten, indem die Reise diese Länder und Gegenden nebst Nubien und einem Theil des Peträischen Arabiens umfaßte. Man wird sie mit Interesse lesen; wenn sie auch in streng wissenschaftlicher Rücksicht wenig neue Ausbeute gewähren, so geben sie doch eine anschauliche Kenntniß der Scenen und Gegenstände die darin beschrieben werden. Das Hauptwerk aber bildet der lithographierte Kupferatlas. Die 28 Blätter, welche die sieben Lieferungen umfassen, und welche aus dem lithographischen Institut des Herrn Engelmann hervorgegangen sind, stellen meist Landschaften, zum Theil

aber auch Architectur dar. Sie geben unsers Erachtens den glänzendsten Beweis bis zu welcher Vollkommenheit die Lithographie bey der Anwendung auf diese Gegenstände gebracht ist. Die Blätter einzeln aufzuzählen und zu beurtheilen müssen wir den Zeitschriften für die Kunst überlassen, da unsere Absicht hier nur ist die Liebhaber darauf aufmerksam zu machen. Unter den Landschaften stehen die Umgebungen von Constantinopel oben an. Unter den Gebirgsgegenden die des Sinai. Nicht nur die Darstellungen der gewaltigen Massen, sondern vor allem die Haltung der Fernen in allen Abstufungen übertrifft Alles was wir bisher in dieser Art gesehen haben. Unter den Darstellungen der Architectur ragen die Ruinen von Cycicus hervor, und demnächst, wie sich von selbst versteht, die Aegyptischen Monumente. Unter diesen nimmt auch hier der Riesenbau von Carnak im ersten Cahier den ersten Platz ein. 'En y arrivant on se croit transporté dans une ville de Géans'. Nächst diesem das Innere des Fellentempels von Ipsambul. Das südlichste Blatt stellt den zweyten Cataract von Wadi Galfa dar, welche der äußerste Punct nach dieser Seite war. Da die Briefe mit dem zweyten Theil endigen, so wird auch dasselbe mit dem Atlas der Fall seyn. Wir finden darüber nichts gesagt.

Sn.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 5. Februar 1831.

---

E d i n b u r g.

Printed for Adam Black: A Treatise on Poisons in relation to medical jurisprudence, physiology, and the practice of physic. By Robert Christison, professor of medical Jurisprudence and Police in the University of Edinburgh. 1829. XX u. 698 Seiten in Octav.

Der als selbstständiger Arbeiter im Gebiete der Toxicologie rühmlich bekannte Verfasser glaubte sich durch seine Lehrstelle an der Edinburger Universität berufen und verpflichtet ein vollständiges Handbuch über die Gifte, welches bis dahin der Englischen Literatur noch gänzlich fehle, auszuarbeiten. Die Grundsätze, nach denen er dabey verfahren, entwickelt er in der Vorrede, und man muß gestehen, daß er sie von einem weiten Gesichtspuncte aufgefaßt und mit eben so viel Einsicht als Sachkenntniß durchgeführt hat.

Der erste Theil über die Vergiftung im All-

gemeinen bespricht diejenigen Abschnitte der Toxicologie, welche bisher in Französischen sowohl als in andern Schriften ziemlich kurz und oberflächlich abgefertigt worden, und wenn man gleich auch hier Vollständigkeit in der Angabe der Hauptmomente vermißt, so muß man doch dem selbstforschenden, beobachtenden und sammelnden Geiste des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Indem Referent dieses Urtheil mit voller Ueberzeugung darlegt, kann er nicht umhin die Bemerkung auszusprechen, daß zwischen dem allgemeinen Theile dieses Buchs und der von ihm in den Jahren 1827 und 1829 in zwey Abtheilungen herausgegebenen und in diesen Blättern St. 87 und 185 von jenen Jahren angezeigten 'Lehre von den Giften in medicinischer, gerichtlicher und polizeylicher Hinsicht' (die der Verf. jedoch nicht zu kennen schien, wenigstens nirgend anführt) eine Aehnlichkeit im Gedankengange, in der Behandlung und in den leitenden Ideen herrsche, die höchst auffallend und überraschend seyn muß. Fast alle wissenschaftlichen Rücksichten, die in dem Englischen Werke berührt sind, finden auch hier sich entwickelt, beynah in derselben Reihenfolge, mit denselben Unterabtheilungen, und wie eine unparteyische Vergleichung ergeben wird, weit begründeter und erschöpfender. Der Verf. bezieht sich in seinen Anführungen (eine seltene Erscheinung bey Ausländern) sehr häufig auf deutsche, ältere sowohl als neuere Literatur; aber auch hier wird der Vergleichende leicht erkennen, wo die wahre Vollständigkeit, Sicherheit und Gründlichkeit sich kund gibt, und ob die Behauptung des Verfassers (Vorrede S. VIII), daß man in seinem Werke 'Untersuchungen finde, die

die noch in keinem andern Platz gefunden, wirklich richtig sey.

Das erste Kapitel handelt von der physiologischen Wirkung der Gifte, also von der Art der Wirkung, die entweder local ist (chemisch oder corrodierend, entzündend oder irritierend, und ohne materielle Veränderung die Nervenenden afficierend), oder entfernt (durch Sympathie, wo die Nerven die dem einen Organe mitgetheilten Eindrücke auf andere übertragen, oder durch Absorption, besonders durch das Blut); über Entdeckung der Gifte im Blute; über die Organe, welche durch die entfernte Wirkung der Gifte leiden (Herz, Lunge, Gehirn, Rückenmark); über die Ursachen, welche die Wirkung modificieren (Quantität, Aggregatzustand, chemische Combination. Hierfür wird (S. 20) der Satz festgestellt, daß Gifte, die local wirken, durch chemische Verbindung neutralisirt werden, wie Baryt durch Schwefelsäure, aber solche, die in das Blut eingehen, dadurch allenfalls vermindert, jedoch nicht aufgehoben werden, so die Salze des Morphiums, die Verbindungen des Arsens, der Blausäure und Kleesäure); über Vermischung und Verdünnung; Verschiedenheit der organischen Gewebe, der Organe; Gewohnheit und Idiosynkrasie; zuletzt daraus folgende, (sehr dürftige) Regeln über Behandlung der Vergiftung (S. 26..30).

Das zweyte Kapitel handelt von der Ausmittelung und den Beweisen der Vergiftung 1. nach den Symptomen; nach dem plötzlichen Erscheinen und raschem Verlaufe; besonders nach einer Mahlzeit; inmitten guter Gesundheit, wobey auf den Unterschied ähnlicher, aber natürlicher Zufälle aufmerksam gemacht wird. 2. Nach den krankhaften Erscheinungen, besonders in des

Zeiche. 3. Nach der chemischen Analyse. (Wenn auch diese zuweilen kein Gift darzustellen vermöchte, so könnte es dennoch da gewesen, aber ausgeleert, absorbiert oder zersezt worden seyn.) 4. Nach vergleichenden Versuchen mit den verdächtigen Substanzen an Thieren. 5. Nach moralischen Gründen, wobey neun verschiedene Rücksichten auf Personen und Umstände aufgeführt werden.

Das dritte Kapitel über eingebildete, fälschlich vorgegebene oder angeschuldigte Vergiftung enthält nur wenige Bemerkungen, wie in solchen Fällen zu verfahren.

Der zweyte bey weitem beträchtlichere Theil über die speciellen Gifte (81.. 688) behandelt im ersten Kapitel die Classification derselben. Der Verf. ordnet sie in drey Klassen, in die reizenden, betäubenden und betäubend-scharfen, und gibt bey jeder (S. 84. 492. 606) die Uebereinstimmung und Verschiedenheit an, welche die durch sie hervorgebrachten Erscheinungen mit denen der natürlichen Krankheiten haben. Die der reizenden können auch entstehen durch Ausdehnung und Zerreiſung des Magens so wie des Zwölffingerdarms, durch Trinken von kaltem Wasser in der Hitze, durch gallichtes Erbrechen und Brechdurchfall, durch Entzündung des Magens, der Gedärme, des Bauchfells, durch freywillige Durchbohrung des Magens, oder Schlundes, durch Durchbohrung des Darmcanals durch Würmer, durch Blutbrechen, Kolik und Verstopfung der Eingeweide. Er bringt sie in fünf Ordnungen: die Säuren und ihre Basen; die Alkalien und ihre Salze; die Metallverbindungen; die vegetabilischen und thierischen Gifte und die mechanischen Reize.

Bev den betäubenden Giften (mit denen, sei-

ner Ansicht nach, auch die der dritten Klasse übereinstimmen) zeigt er den Unterschied, der zwischen ihren Wirkungen und den Symptomen des Schlagflusses, der Epilepsie, der Gehirn- und Rückenmark-Entzündung, der Hypertrophie des Gehirns und der Asphyrie Statt finde. Hieher zählt er Opium, Blausäure und die giftigen Gasarten; so wie zu den narcotisch-scharfen den Tabak und verwandte Pflanzen, das Mutterkorn und den Alkohol. Diese einzelnen Gifte werden in 38 Kapiteln und in einem kurzen Anhange behandelt, von jedem die naturhistorischen Eigenschaften, die unmittelbaren Wirkungen und die daraus hervorgehenden krankhaften Erscheinungen so wie die therapeutische Behandlung angegeben. Die Darstellung ist klar und bündig. Krankheitsgeschichten sind nur wenige, aber diese characteristisch eingewebt, manche eigene Beobachtungen mitgetheilt und fremde Erfahrungen angeführt. Jedoch darf man nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser hauptsächlich den chemischen Theil mit selbstständiger Forschung durchgearbeitet hat; in dem Physiologischen und Therapeutischen beruft er sich nur auf fremde Auctoritäten, und durch die Art, wie er diese an einander reiht, beweist er, daß dieses Gebiet nicht das sey, worauf er frey und sicher herrscht.

Es sey uns erlaubt Einiges, was uns besonders interessant oder auffallend schien, noch kurz hervorzuheben.

Bei der Kleesäure, mit deren toxicologischer Untersuchung sich der Verfasser bekanntlich sehr gründlich beschäftigt hat, wird (S. 143) bemerkt, daß sie auf keinen animalischen Stoff wirke, ausgenommen die gelatina, welche sie schnell auflöse, ohne sie jedoch im mindesten zu

verändern oder von ihr verändert zu werden. Wenn concentrirt, wirke diese Säure als ähen- des Gift, wenn diluirt, nicht minder giftig; aber mehr narcotisch-lähmend (S. 145). — Von einer Quantität des weißen Arseniks in einer Tasse Thee, beynah zum Sieden erhitzt, wurden kaum zwey Grane aufgelöst (S. 177). Die Reduction desselben in der Glasröhre muß mit gut ausgeglüheter Holzkohle geschehen, nicht mit dem sonst angegebenen schwarzen Flusse, denn dieser hält fast die Hälfte des Arseniks mit Kalium verbunden zurück (S. 180). Die Reduction gewähre die feinste, sicherste und leichteste Prüfung (S. 182). Wenn die reducierte Metallkruste in schwefelsaures Kupfer-Ammoniak getaucht wird, so färbt sie oder die Oberfläche der Flüssigkeit sich grün (S. 186). Ueberhaupt ist die Prüfung auf Arsenik hier mit großer Vollständigkeit und nach eigenen sehr deli- caten Versuchen vorgetragen und verdient die Beachtung der Chemiker. Seite 199 ist eine, wie es scheint, dem Verfasser eigenthümliche Methode bey der Untersuchung des Magens u. dergl., um die animalischen Theile aus der ausgekochten Flüssigkeit zu entfernen. Diese wird nämlich mit etwas Essigsäure angesäuert, wodurch manche animalische Stoffe, z. B. das Kasein, coagulirt werden. Hierdurch wird auch die Flüssigkeit zur Prüfung mit Schwefel-Wasserstoffgas vorberei- tet, da diese am besten mit einer säuerlichen Auflösung geschieht und die mineralischen Säuren leicht Schwefel mit niederschlagen, was die Essigsäure nicht thut. Reicht diese allein nicht hin, so wird etwas Salzsäure und dann salpe- tersaures Silber zugesetzt. Letzteres schlägt die animalische Materie nieder, nicht aber den Arsenik; indem sonst die Lösung alkalisch seyn



müßte. Dann wird der Silber-Ueberschuß durch Kochsalz entfernt, filtrirt und mit den Reagenzien weiter verfahren. — Unter vielen Prüfungsmitteln des Sublimats wird (S. 276) auch hervorgehoben, daß ein Tropfen Quecksilber seine Auflösung vollständig zersetzt, indem sich allmählich Calomel niederschlägt. — Vom Kupfer wird (S. 338) bemerkt, daß es in Wasser, worin Kochsalz, Alaun, Bittersalz, Salpeter enthalten ist, sich auflöse; doch könne man den chemischen Grund davon nicht wohl angeben. Fast alle Aufnahme dieses Metalls in Flüssigkeiten, die darin gekocht werden, finde auch nach seinen Versuchen erst beym Erkalten, wo die eintretende atmosphärische Luft oxydierend wirke, Statt. Eine Platte Kupfer in Butter getaucht, färbe diese nur da grün, wo Luft mit hinzutreten könne (S. 341). Thee, Milch, Cyweis fälle den Kupfervitriol, und verdünnte Essigsäure löse dann aus dem Niederschlag bloß das Dryd auf (S. 343). Aehnlich verhalte es sich mit dem Zinkvitriol (S. 374). Diese Beobachtung benutzte er zur Erkennung und Abscheidung der beiden Metalle aus gemengten Flüssigkeiten. — Metallisches Bley wird nach des Verfassers sorgfältigen Versuchen (S. 386) von gewöhnlichem Wasser unter Zutritt der Luft allmählich in kohlen-saures Dryd, von dem ein kleiner Theil aufgelöst wird, umgewandelt. Diese Wirkung werde durch kleine Quantitäten von fast allen Neutralsalzen aufgehoben, besonders von solchen, deren Säuern mit dem Metall ein unauslösliches Salz bilden, welches als eine dünne Kruste auf dem Bley den weiteren Angriff verhindere. — Das Verfahren des Verfassers bey Opium-Untersuchungen (S. 519) scheint uns recht empfehlenswerth. Die mit Essigsäure versetzte Mate-

rie wird filtrirt, zur Syrupus-Consistenz abgedampft und mit starkem Alkohol ausgezogen; der Auszug filtrirt wieder abgedampft und in Wasser aufgelöst; dann essigsaures Bley zugegeben. Der Niederschlag enthält das mekonsaure Bley, die Flüssigkeit das essigsaure Morphinum. Um dieses zu erkennen, wird das eingedampfte Liquidum durch Schwefelwasserstoffgas vom überschüssigen Bley befreit und dann geprüft: erstens, ob der Geschmack sehr bitter ist; zweitens, ob salzsaures Eisenoxyd eine indigblaue, und drittens ob Salpetersäure eine orangerothe Färbung bewirkt. Sodann wird auch der Bley-niederschlag mit Schwefelwasserstoff behandelt, filtrirt und eingekocht. Ist Mekonsäure vorhanden, so gibt sie mit salzfauerm Eisenoxyd eine blutrothe Farbe; auch verräth sie sich durch ihr krystallinisches Ansehen bey der Sublimation in einer Glasröhre. Der Verfasser macht indeß (S. 521) die Bemerkung, daß das Opium sehr leicht im thierischen Körper verändert und zersetzt werde, so daß oft schon nach einigen Stunden die chemische Analyse auch von dem notorisch in beträchtlicher Menge vorhanden gewesenen Gifte nur unbedeutende Spuren darzustellen vermocht habe. Noch häufiger geschehe dieses, wenn Milch oder Porter damit in Berührung gewesen. — Bey den giftigen Gasarten führt der Verfasser (S. 600) auch an, daß qualmende Lichtschnuppen sich in einem Falle als tödtlich erwiesen haben. — Noch wollen wir uns über verschiedene Angaben des Verfassers einige kurze Bemerkungen erlauben. Wenn er (S. 17) sagt, daß die Milz von keinem Gifte afficiert werde, so scheint er Ittner's Beobachtungen (Beiträge S. 130 und 131), woraus hervorgeht, daß die Blausäure ganz besonders auf dieses Organ

wirke, nicht zu kennen. — Bey der Angabe der Umstände, welche die Wirkungsart der Gifte modificieren, hat er keine Rücksicht genommen auf das Lebensalter, auf die Gewöhnung, auf die Zeit des Einwirkens, auf die Art und Menge des zugesetzten Vehikels, auf körperliche und geistige Gesundheit. — Auf die Möglichkeit der Tödtung durch die Hautabsorption legt er zu wenig Gewicht. Sehr viele Todesfälle zeigten, daß sowohl scharfe als narcotische Gifte, ohne Verletzung der Oberhaut, in den inneren Organismus aufgenommen und rasch den Tod nach sich ziehen können. Der anscheinende Gegenbeweis von Coullon, der auf das Auftröpfeln von Blausäure auf die Haut eines Hundes keine Wirkung beobachtete, widerlegt diese Behauptung durchaus nicht, denn das ausgebildete Hautsystem des Menschen verhält sich anders, als das mit Haaren, Federn oder Schuppen bedeckte der Thiere. — Seine Ueberzeugung, die er auch in der Vorrede (S. X) ausspricht, daß der Beweis einer Vergiftung vollständig seyn könne, ohne daß das Gift selbst dargestellt werde, können wir durchaus nicht theilen, und glauben wir, daß unsere Criminalrichter fest bey dem gesetzlichen Gesichtspuncte beharren müssen. Die Bemühungen des Verfassers die kürzesten und längsten Zwischenräume, innerhalb welcher ein Gift wirken könne, zu bestimmen, sind äußerst verdienstlich; aber wir halten diese Bestimmungen nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft für höchst gewagt und von sehr vielen Nebenumständen abhängig. Seite 565 wird eine Geschichte erzählt, wo eine von einem Apotheker-Gehülfen geschwängerte Person todt in einer ruhigen und geordneten Lage im Bette gefunden ward und neben ihr ein Fläschchen mit Blausäure, das

zum Theil geleert und wieder zugekorkt war. Die Aerzte, denen der Verfasser beystimmt, erklärten, daß sie sich nicht selbst könne vergiftet haben, weil die Wirkung der Blausäure in wenigen Secunden und unter Convulsionen erfolge, daß die Person nicht mehr habe das Fläschchen zustoßen und noch viel weniger eine so ruhige Lage behaupten können. Wir halten diese Entscheidung, welche die Geschwornen in ihrem Ausspruch leitete, für ganz unzureichend, da wir die Berücksichtigung der wichtigsten Nebenumstände vermissen. Eben so wenig sind wir einverstanden mit der Ansicht, die der Verfasser bey dem Vorfalle (S. 41) äußert, wo ein Mann, heftig von seiner Frau geschlagen, nach wenigen Stunden starb und in dessen Leiche eine ungewöhnliche Bildung am Herzen gefunden wurde. Der Verfasser weist nämlich den Verdacht einer Vergiftung und die Nothwendigkeit einer Analyse mit der Bemerkung ab, daß nur ein heftiges Narcoticum in starker Dose so rasch den Tod hätte bewirken können, daß aber dann die Wirkung nicht von 9 bis 2 Uhr hätte aufgehalten werden können. Wir glauben, eine angestellte chemische Untersuchung hätte den Verfasser leicht aus diesem Dilemma herausgerissen. Ueberhaupt ist zu wünschen, daß die Ergebnisse der Leichenuntersuchung genauer und sorgfältiger angegeben wären.

Der Verfasser bemerkt sehr richtig (S. 88), daß man bey dem Verdacht einer Vergiftung weißes Pulver, das man im Magen findet, nicht sogleich für Arsenik erklären solle. Schon oft ließ Magnesia bey dem ersten Anscheine eine geschehene Vergiftung vermuthen. Noch hätte er auch der weißen Körnchen Erwähnung thun sollen, die bloß aus Fett und thierischem Stoffe

bestehen und die sich zuweilen im Magen und im tieferen Darmcanale vorfinden. — Nach dem Verfasser wären die Löcher, die durch Krankheit entstehen, durchaus nicht zu unterscheiden von denen, die von Gift herrühren; allein die von Krankheit entstehenden Löcher sind meistens kreisrund, während die in Folge von Gift sich bildenden mehr uneben, mit dichten gleichsam schwielichten Rändern angetroffen werden. — Unter den giftigen Schlangen Großbritanniens wird die Viper (470) angeführt, jedoch keine einzige Beweistelle eines Englischen Beobachters. — Da der Milzbrand oder die böse Pustel, die selten in England vorkomme, zu den Giften gezählt wird (S. 475), so sieht man nicht ein, warum der Verfasser nicht mit gleichem Rechte die übrigen Contagien hierher zieht. Nach unserer Ueberzeugung dürfen weder die sogenannten Krankheitsgifte in die Toxicologie aufgenommen werden, noch die mechanischen Gifte, welche der Verfasser nach der Weise der älteren Autoren nicht ausschließen zu dürfen glaubte (S. 485). — Die narcotischen Gifte (S. 492) wirkten auf das Gehirn oder Rückenmark oder auf beide dadurch, daß sie in die Blutgefäße eindringen. So wenig jedoch diese Erklärung vollkommen genügt, so wenig befriedigend ist für die so verschiedenartig wirkende große Klasse von Giften die auf eine Reihe interessanter Versuche sich stützende neueste Behauptung von Morgan und Addison (on the operation of poisonous agents upon the living body. London. 1829. 8.), daß sie nämlich auf der inneren Haut der Blutgefäße einen eigenthümlichen Eindruck hervorbrächten, der längs der Nerven zum Mittelpunct des Nervensystems geleitet würde. — Vom Opium würden in England beson-

ders zwey Präparate (the Black drop und Battley's sedative liquor) theils zum wirklichen Morde, theils dazu gebraucht, um Menschen, die man zu berauben beabsichtigt, vorher zu betäuben. Beide seyen Auflösungen von Opium in vegetabilischen Säuern und das erstere gelte für viermal, das zweyte für drey mal stärker als Laudanum; allein nach seiner eigenen Erfahrung übertreibe man ihre Stärke.

Schon aus diesen gedrängten Mittheilungen geht hervor, wie reichhaltig und eigenthümlich der Inhalt dieses Werkes und wie ihm sein Vaterland wesentlich Dank dafür schuldig sey. Eben seiner charakteristischen, zunächst nur für England berechneten, auf ihre Geschwornengerichte und Legalmedicin anwendbaren Behandlung wegen, und weil es bloß die in England vorkommenden Gifte enthält, eignet es sich schwerlich zu einer unveränderten Uebersetzung. Möchten doch die, welche so leicht fremde Erzeugnisse auf deutschen Boden verpflanzen, auch zugleich berücksichtigen, daß dem Verfasser, trotz seines Bestrebens die deutsche Literatur zu benutzen, doch nur die am leichtesten zugänglichen Quellen bekannt, hingegen die zerstreuten einzelnen Beobachtungen in den Werken der vorzüglichsten practischen und gerichtlichen Aerzte völlig fremd geblieben sind.

M . . r.

L o n d o n .

For Colburn: Recollections of travels in the East, forming a continuation of the letters from the East by John Carne, Esq. 1. Bd. 1830. 348 S. in 8.

Nach Lesung dieses Buches haben wir uns, wie uns kürzlich oft genug begegnet, von neuem, aber wieder vergeblich nach einem entsprechenden deutschen Ausdruck für den so bezeichnenden englischen: cockneyism umgesehen, weil wir in der That keinen wüßten der den Character dieser Reisebeschreibung besser bezeichnete. Umschreibend würden wir sagen, es spricht sich darin eine Verkünstelung des ganzen Wesens aus, die zur andern Natur geworden ist, und die sich freylich nach dem verschiedenen gesellschaftlichen Standpunct des damit behafteten Individuum verschieden äußert. Bey dem ehrlichen Krämer aus der City, darin daß er z. B. bey seiner Entdeckungreise auß Land, von dem ersten Hahn den er krähen hört, versichert: der Hahn wiehert (the cock neighs) und sich so einen unauslöschlichen Spottnamen erwirbt — bey dem gebildeten Esquire, der sich in der guten Gesellschaft des Westendes herumtreibt, die zugleich die unnatürlichste von der Welt ist, eben z. B. dadurch daß er solche Beschreibungen seiner Touren und Abenteuer im Osten und Westen, Süden und Norden verfertigt, aus denen niemals der Osten, Westen, Norden oder Süden, sondern immer nur der unverbesserliche, selbstgefällige, modische cockney spricht, und die eben deshalb von seinesgleichen mit demselben Wohlgefallen und in demselben Sinne aufgenommen werden, wie irgend ein modiger Roman, Oper u. s. w. Einem solchen Reisenden und Reisebeschreiber ist der Gegenstand den er beschreibt immer Nebensache und seine Beschreibung und noch mehr das Publicum an das er sich wendet, immer Hauptsache. Man fühlt es deutlich, wie er bey jedem neuen Gegenstand den er sieht sich

eigentlich bloß über die zierlichen Redensarten freut, womit er ihn beschreiben und herausputzen wird, und wie sie sich bey Colburn elegant ediert auf den Kaminen der guten Gesellschaft ausnehmen und von den Drakeln der belletristischen Critik mit irgend einer stereotypen Sentenz den Stempel der modischen Legitimität erhalten werden. — Der gänzliche Mangel an Objectivität ist aber nicht einmal das schlimmste bey diesem Geschlechte, sondern, daß ihnen die erschlaffende Ueberbildung auch nicht einmal eine tüchtige Subjectivität gelassen hat, die irgend einen Gegenstand von irgend einem festen, wenn auch partyischen Gesichtspunct kräftig erfassen und tief fühlen könnte. Das ganze Weltall, Natur, Menschen und Völkerleben ist für sie nichts als eine Veranlassung zu Beschreibungen, Betrachtungen, Sentiments, die anfangs wohl nach etwas aussehen, allmählich aber wie ein süßlich laues Getränk anwidern, und bey näherer Betrachtung lauter Reminiscenzen aus Romanen, Journalen und Salonsgeschwätz sind, und die dann freylich auch ihr motus peristalticus dahin zurück führt. — Zu verwundern ist es nur, daß solche Herren sich noch die Mühe geben wirklich zu reisen, da Operdecorationen, voyages pittoresques, exhibitions aller Art ihnen ganz dieselben Dienste leisten würden wie die Anschauung der Wirklichkeit. Man lese z. B. des Verfassers lange, blühende Schilderung des Angriffs einiger Arabischen-Scheiß auf eine Caravane, die Vorbereitungen, die Verabredungen der Krieger, ausgesandten Kundschafter, die Sorglosigkeit der Kaufleute, ihr Entsetzen, ihre Flucht bey dem unvermutheten Ueberfall, die Verzweiflung der Beraubten, die Gie-



rigkeit der Räuber, der Jubel ihrer Weiber und Kinder; dann der Zorn des Paschas, die Vertheidigung, die Gefangennehmung der Scheiks, ihre Verzweiflung und Niedergeschlagenheit im dunkeln Kerker, ihr muthiger Gang zum Tode, das Wehklagen der verlassenen Weiber und Kinder in der Wüste, die Zerstreung der Horde u. s. w. — und hat der Verfasser alles dieß gesehen, erlebt, fühlt er es wenigstens? bewahre; er ist nur einmal einige Tage durch eine Art von Versehen der Gefangene jenes Scheiks gewesen, derselbe wird während seines Aufenthalts in Kairo wegen der Beraubung einer Caravane enthauptet, und diese ganze Episode könnte in einem Roman, vermöge einiger sehr einfachen Formeln allgemeiner Menschenkenntniß und einigen sehr magern Thatsachen aus irgend einem Melodram eben so gut producirt werden.

Bey alle dem sind die Gegenstände, die sich dem Reisenden von allen Seiten aufdrängen, zu bedeutend, eigenthümlich und anziehend, als daß es seiner Beschreibung ganz an Interesse mangeln könnte; ja, wir zweifeln auch gar nicht, daß eben diese Art der Auffassung und Beschreibung, die uns so durchaus zuwider ist, den Beyfall eines zahlreichen Publicums erhalten hat, denn diese recollections sind eigentlich nichts als ein nochmaliges Auspressen derselben Frucht, aus der die früher in diesen Blättern angezeigten letters from the east geflossen sind. Sie behandeln wie diese, Palästina, besonders Jerusalem und andere heilige Dörter, wobey zwischen Glauben und Unglauben aufzuerlichste durchgesteuert wird — dann Syrien, Cairo u. s. w.

## S i n g a p o r e.

Mission Press: A Code of medical Regulations, for the Honorable East India Company's Establishment of Surgeons, belonging to the Presidency of Prince of Wales Island, Singapore and Malacca. drawn up at the express desire of Government, by W. E. E. Conwell, Surgeon on the Madras Establishment etc. 1828. XXVI und 85 Seiten in 8.

Ob dieser, nach den mitgetheilten amtlichen Auszügen auf Befehl der obersten Behörde ausgearbeitete Codex für Wundärzte in Ausführung gekommen, ist in dem Buche nicht angegeben. Kaum aber möchte daran zu zweifeln seyn, da dieser Entwurf von großer Sachkenntniß, Dienst- erfahrung und systematischer Ordnung zeugt. In 5 Kapiteln und ihren Unterabtheilungen werden abgehandelt die Verhältnisse des medicinischen Personals (Wundärzte erster und zweyter Klasse, Assistent- Wundärzte, Apotheker- Assistenten und Gehülfen so wie ärztliche Böglinge), ihre Anstellung, Pflichten, Unterordnung; die öffentlichen Bücher, Journale und Register &c. Eine große Anzahl von Muster- Tabellen für Krankenberichte jeder Art so wie ein Beyspiel einer ausführlichen Krankheitsgeschichte nebst der Leichenöffnung und der ärztlichen Folgerungen daraus erhöhen die Brauchbarkeit des seinem Zwecke sehr entsprechenden Buches.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

21. Stück.

Den 7. Februar 1831.

---

L o n d o n.

Printed for Burgess and Hill: The medical evidence relative to the duration of human pregnancy, given in the Gardner peerage cause, before the committee for privileges of the House of Lords in 1825.. 6 with introductory remarks and notes by Robert Lyall M. D. Second edition, with additions. 1827. XXIX und 122 S. in gr. 8.

Die erste Auflage dieser kleinen interessanten Schrift hatte Ref. nicht zu sehen Gelegenheit, und er kann daher nicht angeben, wie es sich mit den Zusätzen verhält. Nach der vorgedruckten Erklärung des Dr. Lyall (S. I.. XXIX) verhinderten ihn die Vorbereitungen zu einer Reise nach Madagascar, dieser neuen Auflage ganz ihr Recht wiederfahren zu lassen. Die Veranlassung, daß siebenzehn Aerzte ihre Zeugnisse, über den richtigen Geburts-Termin und über die mögliche Dauer der Schwangerschaft des menschlichen Weibes, die hier gesammelt sind, vor der

Committee for Privileges of the House of Lords in London abgeben mußten, war ein Rechtsstreit über die Rechtmäßigkeit eines Henry Fenton Fadis, der von der Ehefrau des Lord Alan Hyde Gardner, der Angabe nach, im Ehebruche mit Henry Fadis erzeugt seyn sollte, nichts desto weniger aber, nach dem Tode des Lords, Namen und Titel desselben in Anspruch nahm. Nach der ehelichen Gemeinschaft die der Lord mit seiner dormaligen Gattin gehabt hatte, konnte der H. F. Fadis nur denn sein Sohn seyn, wenn anzunehmen war, daß eine Frucht im Mutterleibe von dem Tage der ehelichen Beywohnung, und der angeblich dabey erfolgten Schwängerung an, entweder bis zum 304 oder 311 Tage habe getragen werden, oder schon am 150sten Tage der Schwangerschaft lebensfähig zur Welt kommen können. Hierüber wurden nun nicht allein siebenzehn Aerzte, die zugleich Geburtshelfer waren, sondern auch acht Frauen, die Leibesfrüchte länger als gewöhnlich getragen haben wollten, vernommen.

In den einleitenden Bemerkungen wird der Beweis zu führen gesucht, daß die Zeiträume der Schwangerschaft, wegen der Ungewißheit des Empfängnißtermines, und der Unzuverlässigkeit ihrer Kennzeichen, sich kaum jemals mit Sicherheit angeben ließen, und daß daraus also viele Fälle von angeblich sowohl frühzeitigen, als auch zu späten Geburten erklärt werden müßten, bey denen mithin offenbar Täuschung zum Grunde liege. Nichts desto weniger gesteht der Verf. doch zu, daß sowohl Frühgeburten als auch Spätgeburten, als Abweichungen von der Regel vorkommen können, daß aber vor dem siebenten Monate kein Kind das Ansehen der Reife habe. Bey einem völlig siebenmonatlichen Kin:

de sey es für möglich zu halten, daß es durch ungewöhnliche Größe einem ausgetragenen gleichen könne, doch sey das Zeugniß derer, die dieß gesehen zu haben behaupteten, sehr verdächtig. Eine Verlängerung der Schwangerschaft über den gewöhnlichen Geburtstermin hinaus lasse sich nicht leugnen, wie häufig sie sich aber ereigne, und wie lange sie dauern könne, wüßten wir bis jetzt jedoch nicht, und diese Ungewißheit biete uns noch ein großes Feld zu weiteren Nachforschungen dar.

Mit dieser Ansicht traten nun sogleich die eidlichen Aussagen von fünf der berühmtesten Geburtshelfer Londons, namentlich der Hn. Clarke, Blegborough, Pennington, Gooch, und David Davis, die sie auf Befragen vor Gericht abgaben, in schneidenden Widerspruch. Alle behaupteten daß die ordentliche Dauer der Schwangerschaft des menschlichen Weibes nicht über neun Kalender-Monate dauern könne, und daß die Geburt wohl einige Tage vor dem Ende des neunten Monates eintrete, aber selten oder niemals auch nur ein paar Tage nach demselben. Daß eine am elften Julius empfangene Frucht, am 8ten December lebensfähig geboren werden könne, halten sie ebenfalls für unmöglich. Auf fremde widersprechende Erfahrungen legen sie bey ihrem Ausspruche durchaus keinen Werth, ja von dem was in Deutschland über diesen Gegenstand verhandelt worden, kennen sie nur das, was bey Haller darüber vorkommt; andere Schriftsteller hierüber, und namentlich auch Röderer, sind ihnen, nach ihrem eigenen Geständnisse völlig unbekannt.

Für die Möglichkeit der Verlängerung der Schwangerschaft über den gewöhnlichen Geburtstermin hinaus, erklären sich dagegen zwölf nicht

minder geschätzte Entbindungsärzte. Dr. Granville der, als Vorsteher zweyer Entbindungsanstalten in London, über neuntausend Schwangerschafts- und Geburtsfälle ein Tagebuch gehalten hatte, das theils von ihm selber, und theils von seinen Schülern niedergeschrieben worden war, versichert darunter achte von Uebertragung der Frucht, und außer ihnen noch einen in seiner Privatpraxis beobachtet zu haben, in dem die Geburt vier Wochen über ihren gewöhnlichen Termin verzögert wurde. — Dr. John Conquest bestätigt ebenfalls die Möglichkeit der vierwöchentlichen Uebertragung einer Leibesfrucht, und führt selber ein paar Beispiele aus seiner Praxis dafür an. Seine Angaben über den Empfängnißtermin in diesen Fällen, über die Ursachen der Geburts-Verzögerung, die besonders in Blutfluß, und in Gemüthsbewegungen während der Schwangerschaft bestehen sollen, und über ihre Kennzeichen, sowohl an der Mutter als an dem Neugeborenen, sind jedoch so schwankend, daß sein Zeugniß gewiß keinen großen Werth hat. Calendar-Monate und Monds-Monate werden dabey von ihm unaufhörlich mit einander verwechselt. Mit mehr Bestimmtheit erklärt John Sabine, Esquire, daß seine eigene Gattin ihr erstes Kind um einen Calendar-Monat übertragen habe. Sie hatte am 14ten September 1817 das Monatliche zum letzten Male. Am folgenden 14ten October erwartete sie es vergeblich, und statt dessen traten die allgemeinen Zeichen der Schwangerschaft ein. In der zweyten Woche des Januars 1818 spürte sie Fruchtbewegung, und die Geburt erfolgte den 14ten August 1818. Das Neugeborene war ungewöhnlich groß. — Dr. Samuel Merriman will die Verlängerung der Schwangerschaft bis auf den zweyhundert

und fünf und achtzigsten, sieben und achtzigsten, sechs und neunzigsten, drehundert und dritten, und drehundert und neunten Tag beobachtet haben. Den Empfängnißtermin rechnet er von dem letzten Erscheinen des Monatsflusses, wobey er jedoch die Angaben der Mütter über diesen Zeitpunkt nicht ganz außer Acht läßt. — Dr. Henry Davis war über einen Fall von Verzögerung der Geburt, von dem er gehört hatte, nicht vollständig unterrichtet. Dr. Richard Denison beobachtete einen Fall in dem die Schwangere, nach ihrer eigenen Aussage, die Frucht drey Wochen über die gewöhnliche Zeit trug. Ueber eine Verzögerung der Geburt bis zum 304ten oder 311ten Tage, wußte er aus eigener Erfahrung nichts anzugeben. Der Dr. Eduard Hopkins, erster Arzt und Geburtshelfer der großen Westminster Gebär-Anstalt, erklärt, besonders auf einen von seinem Vater beobachteten Fall gestützt, die Dauer einer Schwangerschaft von zehn Calender-Monaten für möglich. Das Neugeborne war, in dem angezeigten Fall, ungewöhnlich groß und schwer, und die Geburt sehr schwierig. — Henry Chinnoks, ein junger Geburtshelfer, der nicht länger als zwey Jahre practiciert hatte, gibt einen Fall an, in dem eine Frau, nach ihrer Angabe des Empfängnißtermins, ihre Frucht achtzehn Tage über die gewöhnliche Zeit trug. Thom. Hawkes beobachtete eine vierzehntägige Uebertragung, und ist dabey der Meinung, daß Knaben häufiger als Mädchen acht bis zehn Tage übergetragen würden. — Dr. John Elliotson, Arzt bey dem St. Thomas-Hospital und Lehrer der gerichtlichen Medicin, hielt die Uebertragung einer Frucht für ein nicht seltenes Ereigniß; eigene Erfahrungen hatte er darüber je-

doch nicht. — Dr. James Blundell beobachtete eine Uebertragung von 14 Tagen. — Dr. John Power behauptet, daß sich nach Gründen der Wissenschaft und der Erfahrung eine Uebertragung der Frucht, sogar über den elften Calender-Monat hinaus, nicht leugnen lasse, ja er will dreyßig bis vierzig Fälle der Art sogar selber beobachtet haben. Sieben Frauen aus verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft versicherten eidlich, unter mehreren Kindern, die alle zu rechter Zeit geboren wurden, jedwede eins vier Wochen und länger übergetragen zu haben. Mary Tungate, Hebamme bey verschiedenen Entbindungs-Anstalten, und bey dem Midwifery-Hospital, berichtet mit Bestimmtheit einen genau bezeichneten Fall, indem eine arme irländische Frau ihre Frucht länger als einen Calender-Monat über die gewöhnliche Zeit trug.

Obgleich die Mehrzahl der Zeugnisse für die Möglichkeit der Uebertragung einer Frucht bis zum 304ten, ja 311ten Tage sprach, so glaubten die Richter über den vorliegenden Fall doch, daß dabey die Gewißheit fehle, die zu einer rechtlichen Ueberzeugung erforderlich sey, und sie sprachen daher dem H. F. Fadis das Recht auf die Erbschaft des Lord A. S. Gardner ab, indem seine Legitimität nicht erwiesen sey. Dieß Urtheil wurde von des Königs Majestät bestätigt. In fünf Anhängen werden das zum Theil recht fade Geschwätz von zwey Englischen und dem Edinburger Journal über die erste Ausgabe dieses Buchs über den angegebenen Rechtsstreit, und über die Zeugnisse der einzelnen Aerzte und Geburtshelfer, ein Brief vom Dr. Eyll über die Menstruation, und ein Vorschlag zur Bestimmung der Dauer der Schwangerschaft mitgetheilt. Nach diesem letzteren sollen ein- oder gar fünf-



hundert junge Mädchen, gleich nach ihrem zehnten Jahre, in ein Kloster eingeschlossen werden, und ihre künftigen Ehemänner sollen, so bald sie dazu geschickt sind, mit jeder nur eine Nacht zubringen, worauf dann der Zeitpunkt der Niederkunft der in derselben Geschwängerten genau beobachtet werden soll. Wie lächerlich dieser Vorschlag an sich ist, und wie unausführbar er nicht bloß in England, wie sein Erfinder selbst zugestehet, sondern auch in jedem anderen Lande seyn würde, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Auffallend ist es übrigens, daß alle diese Journalschreiber durchgehends die Erweislichkeit der Uebertragung einer Leibesfrucht deshalb in Anspruch nehmen, weil man über den Zeitpunkt der Empfängniß fast niemals zur Gewißheit kommen könne, und doch den zweyhundert und achtzigsten Tag der Schwangerschaft einstimmig für den rechten Geburtstermin erklären, da er sich nach ihren Ansichten ja doch auch nur nach jenem Zeitpuncte berechnen läßt. Am vernünftigsten urtheilt allerdings Eyll, sowohl in der Einleitung, als auch in den vielen, den einzelnen vor Gericht abgegebenen Zeugnissen beygefügten Anmerkungen über den vorliegenden Gegenstand, doch ist er so wenig, als irgend ein Arzt der hier seine Stimme abgegeben hat, mit dem was in Deutschland in neueren Zeiten darüber verhandelt worden, bekannt. Nur in der Anzeige der ersten Auflage dieses Werkes im Edinburger Journal, geschieht der Remerschen Ausgabe des Meßgerschen Systems der gerichtlichen Arzneywissenschaft Erwähnung.

## F r e y b u r g.

Von der so thätigen Herderschen Buch- und Kunsthandlung daselbst, haben wir schon wieder den Anfang zweyer umfassender Unternehmungen vor uns; eines geographischen Atlases für Europa, und eines Atlases der wichtigsten Schlachten, der alten, mittlern und neuern Zeit.

Der Atlas von Europa wird unsern Welttheil in 220 lithographierten Blättern darstellen. Sie sind sämtlich von gleicher Projection, Dimension und Format; der Maasstab ist 1 : 500000, groß genug um Platz für alle bedeutende Ortsnamen darzubieten. Der Verfertiger ist der K. Französische Ingenieur Ob. Lieutenant Weiß, schon durch seinen Atlas der Schweiz rühmlichst bekannt.

Die uns mitgetheilten 4 Probeblätter stellen Theile von Frankreich dar, dem überhaupt 25 Blätter gewidmet sind. Sie sind von einer Eleganz, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Darstellung und der Ausdruck des Terrains ist musterhaft; die Schrift nach ihren verschiedenen Abstufungen ist völlig klar; die Grenzen der Departements sind roth punctiert; die Poststraßen mit Bemerkung der Stationen, roth liniert; welches die Uebersicht und die Deutlichkeit sehr befördert. Das Papier ist vortrefflich. Wie wir hören hat das Unternehmen bereits den erwünschtesten Fortgang, und wir dürfen versichern, daß dieser Atlas eine Zierde jeder Landkartensammlung seyn wird. Der Subscriptionspreis für jede Lieferung von 4 Blatt, ist 5 Fl. 24 Kr. oder 3 Reichsthaler Sächsisch.

Von dem Atlas der Schlachten wird demnächst eine ausführlichere Nachricht gegeben werden. Hn.

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 22. Stück.

Den 10. Februar 1831.

---

### G i e s s e n .

Bei G. F. Meyer: Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beytrag zu der genauern Kunde der Reformation und des sechszehnten Jahrhunderts. Nebst einem Urkunden-Bande. Aus den Urkunden und andern Quellen bearbeitet und herausgegeben von Dr. Christoph von Kommel, Kurfürstl. Hessischem Historiographen, Director des Haus- und Staats-Archivs, u. s. w. 1830. 598 S., ein Band Anmerkungen 640 S. und der Urkundenband 360 S. in 8.

Philipp von Hessen ist eine so wichtige Person in der Geschichte des größern Theils des sechszehnten Jahrhunderts, daß jeder Beytrag zu seiner Geschichte erwünscht seyn muß. Hier ist aber mehr als ein bloßer Beytrag. Wir erhalten hier seine vollständige Lebensgeschichte, als Regent und als Mensch; und diese aus der Feder eines Mannes, dem alle die reichen Hülfsmittel zu Gebote standen, welche die Archive des Vaterlandes ihm darbieten konnten; und nicht zufrieden damit diese benutzt zu haben, gibt er uns auch

die Belege selber in einer Urkundensammlung, wie selten eine einzelne Biographie damit ausgestattet worden ist. Es bedarf also nicht des Beweises, welche Bereicherung die Hessische Specialgeschichte dadurch erhalten hat; aber wer nur einigermaßen den Helden selbst und sein Zeitalter kennt, wird das Werk mit diesem engen Maaßstabe nicht messen wollen. Sein Wirken gehörte nicht bloß Hessen, selbst nicht bloß Deutschland, es gehörte seinem Zeitalter an; und seine Geschichte erhält dadurch eine universalhistorische Wichtigkeit. Unter den deutschen Fürsten, welche als die Bertheidiger der Reformation glänzen, hat sonst keiner eine so lange Regierung gehabt, daß sie von ihrem Ursprunge bis über den erkämpften Religionsfrieden hinaus reichte; und kaum können einer oder zwey an Kraft der Einwirkung mit ihm verglichen werden. Seine Geschichte greift also auf das tiefste in die Geschichte der Reformation ein; dieser ist in einem hohen Grade durch Philipp ihre Richtung gegeben, und hätte statt seiner ein Feind derselben in Hessen geherrscht, wer mag sagen was die Folgen gewesen seyn möchten?

Der Plan des Werks ist so gefaßt, daß es zugleich für das größere gebildete Publicum und für die gelehrten Geschichtsforscher berechnet ist. Für jenes das Leben Philipps selbst, für diese die Anmerkungen und die Urkunden. Wir haben zunächst von dem ersten zu sprechen.

Das Leben Philipps ist nach einer kurzen Einleitung, die eine Uebersicht des Zustandes von Europa im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gibt, in neun Hauptstücke vertheilt. Das erste umfaßt den Zeitraum der Minderjährigkeit bis zum Antritt der Selbstregierung. Philipp, geboren den 13ten Nov. 1504, folgte schon 1509 seinem Vater Wilhelm; übernahm die Selbstregie-

rung 1518, und endete sein Leben am 31. März 1567. Die neunjährige Periode der vormundschastlichen Regierung war durch die schwankende Testamentsverfügung des Vaters sehr unruhig; erst in den letzten vier Jahren führte sie die Mutter, Anna von Mecklenburg, allein. Wir übergehen die ausführliche Auseinandersetzung dieser inneren Streitigkeiten, unter denen Philipp aufwuchs. Seine Erziehung und Bildung scheint meist practisch gewesen zu seyn. Er hatte früh Antheil an Regierungsgeschäften; von seinen Lehrern sind kaum die Namen bekannt. Aber das Zeitalter ward sein Lehrer, und früh entwickelte sich schon bey ihm jene Selbstständigkeit, die sein ganzes Leben hindurch ein Hauptzug seines Characters blieb. Das zweyte Hauptstück umfaßt die ersten sieben Regierungsjahre von Philipp bis 1525. Seine kriegerische Laufbahn begann mit der Fehde mit Franz von Sickingen, die erst im J. 1523 mit dessen Untergang endete. Es war die erste Waffenthat Philipps; die Beschreibung des Todes des schwer verwundeten Sickingen in seiner zusammengeschossenen Burg ist eine der ergreifenden Scenen, woran diese Geschichte so reich ist. Dann sehen wir Philipp als noch nicht 17jährigen Jüngling auf dem großen Tage zu Worms den 17. April 1521, und schon hier äußerte sich bekanntlich seine Vorliebe für Luther und seine Sache. Zwey Jahre nachher, 11. Dec. 1523, seine Vermählung mit Christina, Tochter des Herz. Georg von Sachsen, des eifrigsten Gegners der Reformation; welches auf das Verhältniß zwischen ihm und seinen Schwiegervater sehr zurück wirkte. Zuletzt seine Theilnahme am Bauernkriege. — Das dritte Hauptstück beginnt nun mit dem förmlichen Uebertritt Philipps zur evangelischen Lehre 1524. Es geschah aus innigster Ueberzeugung, selbst gegen den Willen seiner

Mutter. Ein Brief an sie (Urkundenband *N<sup>o</sup>. 1.*), so wie mehrere an seinen Schwiegervater (daselbst *N<sup>o</sup>. 2. 3.*), sprechen diese so bestimmt und kräftig aus, daß daran nicht gezweifelt werden kann. Jene Ueberzeugung war durch das Lesen der Bibel und eifriges Forschen in derselben, und in den Kirchenschriftstellern entstanden; und blieb daher auch unerschütterlich. Besonders war Melancthon mündlich und schriftlich sein Rathgeber, und dieß trug vielleicht dazu bey daß Philipp, ungeachtet seiner Festigkeit, doch keinesweges bigot war. Sein Benehmen bey dem unglücklichen Abendmahlsstreit, wo er nicht blinder Anhänger von Luther blieb, gibt davon den besten Beweis (man sehe in dem Urkundenbuch seinen Brief, (*N<sup>o</sup>. 85.*). Nun folgte die Einführung der Reformation in seinem Lande. Er ging dabey mit größter Vorsicht und Uneigennützigkeit zu Werke. 'Nirgends, sagt der Verf., wurde so vollständig und doch so ruhig reformiert; nirgends die Urrechte menschlicher Gesellschaft, die religiöse Freyheit und das Gut anderer mehr geachtet, als hier. Alles geschah durch vertragmäßige Uebereinkunft; nichts durch jene einseitige Willkühr, welche den Keim des Verderbens in sich trägt.' Auf einer zu Homberg gehaltenen Synode ward die Sache eingeleitet und ausgemacht. Etwa 50 Klöster wurden aufgehoben; jedoch ihre Bewohner versorgt; die Einkünfte zu frommen Stiftungen verschiedener Art, besonders aber zu der Gründung der Universität Marburg — sie ward am 30. May 1527 eröffnet — bestimmt. Ihre Einrichtung (die letzte Nummer des Urkundenbandes enthält den vollständigen Stiftungsbrief) wird ausführlich auseinander gesetzt, sowohl in Beziehung auf den Unterricht, als die Disciplin. — Das folgende vierte Hauptstück gibt zuerst eine genaue und ausführliche Auseinandersetzung der P a c k i schen Händel.

Eine völlige Entscheidung ist hier unmöglich: da das Original der Urkunde, worauf die ganze Angabe von Paß beruhte, nie zum Vorschein gekommen ist, und selbst die Copie davon vernichtet war. Daß es an Gründen zum Verdacht Philipp nicht fehlte, ist von dem Vf. hinreichend gezeigt; wiewohl dagegen auch Paß keinesweges als ein durchaus zuverlässiger Mann erscheint. — Die drey folgenden Hauptstücke enthalten nun die Geschichte Philipps seit der Errichtung des Schmalkalder Bundes bis zu seiner Gefangennehmung, und der endlichen Befreyung aus derselben. Also in dem fünften die sechs ersten Jahre dieses Bundes von 1531..1536. Durch die Verhandlungen mit Frankreich, England, Dänemark und Ungern, wenn gleich mit wenigem Erfolge, erhielt dieser Bund sofort eine Europäische Wichtigkeit, und da er überhaupt den Wendepunct in Philipps Leben bildet, ist er mit größter Sorgfalt und ausführlich von dem Verf. behandelt worden. Eingeschaltet werden gehörigen Orts die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg durch Philipp, die Münsterschen Auftritte, und andere Zwischenfälle. Die so oft erzählte Geschichte des Bundes haben wir hier nur in Beziehung auf Philipp zu betrachten. So wie Er der Stifter war, blieb er auch die Seele desselben, mehr als der Churfürst von Sachsen. Er sollte seiner Bestimmung nach ein Vertheidigungsbund seyn; freylich lag darin schon der Anfang der Schwäche, welche durch die anwachsende Zahl der Verbündeten keinesweges gehoben ward. Mit der Erneuerung des Bundes 1537 beginnt das sechste Kapitel, bis auf den Anfang des Krieges mit dem Kaiser 1546. Es ist dieß der Zeitraum der größten Thätigkeit Philipps für den Bund; es ward hier eine bestimmte Kriegsmacht zu 4000 Reitern und 20000

Mann Fußvolk festgesetzt; der Oberbefehl wechselte halbjährig zwischen Philipp und dem Churfürsten. Wie entschlossen beide waren nur einen Vertheidigungskrieg zu führen, sah man besonders nach der Vertreibung Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel, wo ein günstiger Zeitpunkt zu einem Angriffskriege da zu seyn schien. Die nachmalige Besiegung und Gefangennehmung Heinrichs und seiner Söhne in der Schlacht bey Kahlfeld unweit Nordheim, ist eine der interessantesten Erzählungen, und ein schöner Beytrag zu der Characteristik von Philipp, die zeigt daß er den Beynamen des Großmüthigen mit vollem Rechte trägt. 'Wenn du, sagte er zu dem gefangenen Herzog, meiner jetzt so gewaltig wärest, als ich deiner, so würdest du mich nicht leben lassen; ich will mich aber besser gegen dich halten als du um mich verdient hast.' Und er schickte ihn als Gefangenen nach Ziegenhain. — Auf den Reichstagen erschien Philipp gewöhnlich selbst, wie beschwerlich es auch oft für ihn war (die Reisen wurden stets zu Pferde gemacht), zumal wenn der Kaiser zugegen war. So näherte sich dann endlich der Zeitpunkt der Entscheidung, wovon das siebente Hauptstück die Erzählung enthält. — 'Der Schmalkaldische Bundeskrieg, sagt der Vf., ist bisher weder unparteyisch noch gründlich genug beschrieben worden.' Der erste Hauptfehler, den man den Verbündeten vorwirft, ist bekanntlich der, die Gelegenheit unbenutzt gelassen zu haben, die sich bey Ingolstadt darbot, den Kaiser anzugreifen und zu schlagen, wo noch die Uebermacht so sehr auf ihrer Seite war. Der Vf. zeigt, daß die Schuld nicht auf Philipps Seite war; der auf einen allgemeinen Angriff drang; aber bey der Unentschlossenheit des Churfürsten und seines Kriegsraths vergeblich (Man sehe Philipps eigene Erzählung in dem Urkundenbande №. 38). Die weitere Kriegsgeschichte bis



zu der Gefangenschaft des Churfürsten ist kurz behandelt; desto ausführlicher und genauer die der Verhandlung und der treulosen Gefangennehmung des Landgrafen. 'Bey einem Morgenimbiß, wo die beiden Churfürsten, Moriz und Joachim, durch Arras bis zur Betrunknenheit berauscht waren, unterzeichneten und bestätigten sie die geheime Nebenklärung, in welcher das Wort *einig* in *ewig* verwandelt worden war; so verrieth späterhin der Reichsvizekanzler Seld. Sie blieb in den Händen des Kaisers, der sich späterhin darauf berief, und wurde den betrogenen Churfürsten nicht eher wieder vorgezeigt, als bis der Landgraf selbst gefangen war.' Wie Philipp seine Gefangenschaft ertrug; wie seine Familie, seine Rätthe, seine Befehlshaber und sein Volk ihm treu blieben; bis er nach fünf Jahren durch das Schwerdt seines Schwiegersohns befreyt, wieder in seine Residenz zurückkehren konnte, und mit Jubel empfangen ward, — dieß muß man bey dem Verf. selber nachlesen; er ist durch das Unglück nicht kleiner sondern größer geworden. Die beiden letzten Hauptstücke schildern seine auswärtigen und inneren Regentenverhältnisse bis an seinen Tod. Von seiner bekannten Doppelheirath mit Margaretha von der Saal, eine große Verirrung nennt sie der Vf., war schon früher gehandelt.

Dieß ist der Gang und der Inhalt der eigentlichen Biographie. Wir billigen es vollkommen, daß der Vf. die critischen Untersuchungen davon getrennt, und sie in die Anmerkungen verwiesen hat. Auf diese Weise konnte er, wie wir schon zu Anfange bemerkten, ein Werk liefern, daß nicht bloß für den engen Kreis der gelehrten Geschichtsforscher, sondern für das gebildete Publicum berechnet war. Und dieses Ziel hat er nach unserer Ueberzeugung vollkommen erreicht. Die würdevolle Erzählung ist nicht ohne die Wärme, welche

nur aus der eigenen Theilnahme an dem Stoff hervorgeht, und doch ohne den Prunk der nur kalt läßt; die Sprache ist correct; die Behandlung klar und einfach. Das Leben Philipps fiel in eine stark bewegte Zeit. Was ist anziehender, was belehrender, und oft auch tröstender, als in ähnlichen Zeiten zu sehen, wie damals ein großer Character sich in derselben benahm. Ein ausdrucksvolles Bildniß Philipps, aus seinem höhern männlichen Alter, ist vorgesezt.

Der Band der Anmerkungen, auf welche in dem Text verwiesen wird, enthält die critischen Forschungen, deren Resultate der Text lieferte. Sie sind numeriert, die Zahl steigt bis 204. Der Vf. führt uns hier gleichsam in seine Werkstatt. Aber wir können nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen. Welche feste Grundlage dadurch der Verf. seinem Werke gegeben hat, wird leicht die eigene Einsicht lehren.

Zu diesem kommt nun noch der Band der Urkunden, 90 an der Zahl, theils eigentliche Urkunden, größtentheils Briefe; aus dem Casselschen Archive, ganz oder doch größtentheils ungedruckt; sämmtlich in unveränderter Sprache und Schreibart des Originals. Sie haben keineswegs ein bloß historisches, sondern ein eben so großes psychologisches Interesse. Wie treten hier die Charactere lebendig und kraftvoll hervor! Wir haben manche derselben mit einem eben so großen Interesse als die Erzählung selber gelesen! Sie sind nach der Zeitfolge in fünf Abtheilungen geordnet. Die Verhandlungen mit dem Kaiser vor seiner Gefangenschaft füllen allein eine Abtheilung aus.

Noch haben wir zu bemerken, daß wenn gleich diese Geschichte Philipps abgesondert verkauft wird, sie zugleich den 4ten Theil der Geschichte von Hessen ausmacht, und deshalb auch mit einem doppelten Titel versehen ist.

Hn.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

23. Stück.

Den 12. Februar 1831.

---

H a m b u r g.

Bey Friedr. Perthes: Juristische Abhandlungen mit Entscheidungen des Oberappellationsgerichts der vier freyen Städte Deutschlands von A. Heise, Präsidenten, und F. Cropp, Rath bey dem Oberappellationsgerichte. Band 1. 1827. XVI u. 591 S. Bd. 2. 1830. XII u. 640 S. 8.

Nur zu gewöhnlich werden in neueren Zeiten die Theorie und Praxis in der Jurisprudenz beynah als völlig von einander getrennt gedacht, so daß es bey der Theorie gar nicht darauf ankomme, ob die durch sie gewonnenen Resultate auch anwendbar seyen oder nicht, und umgekehrt es für die Praxis gleichgültig sey, ob die von ihr beobachteten Grundsätze sich auch theoretisch rechtfertigen ließen oder nicht. Dieser Gegensatz hat schon an sich etwas Auffallendes, besonders aber bey einer Wissenschaft, welche, wie die Jurisprudenz, erst durch ihre Anwendbarkeit Werth erhält. In der That existiert er aber auch nicht, wenn man nur die Begriffe von Theorie und Praxis richtig faßt,

und, es aufgebend mehr der Philosophie und der Geschichte als der Jurisprudenz angehörende Untersuchungen für eine Theorie des Rechts zu halten, unter dieser nur eine wissenschaftliche Begründung und Entwicklung des in unseren Staaten wirklich geltenden Rechts, unter Praxis aber die Anwendung der auf diese Weise gewonnenen Resultate versteht. Unter diesen Umständen ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, wenn zwey als Theoretiker rühmlichst bekannte Juristen, nachdem sie schon seit längerer Zeit zur practischen Laufbahn übergegangen sind, ein Werk herausgeben, welches, wie das vorliegende, streng wissenschaftliche Untersuchungen enthält, und dabey doch kein Resultat liefern soll, was nicht auch in der Praxis angewandt werden könnte. Die Vf. erklären selbst, daß der eigentliche Zweck ihres Unternehmens auf die wissenschaftliche Erörterung einzelner practisch wichtiger Gegenstände, vorzüglich des Germanischen Rechts, gerichtet sey, wobey von den bey dem Oberappellationsgericht vorgekommenen Fällen und Entscheidungen nur so weit Gebrauch gemacht worden, als dieß nützlich geschienen habe, um den theoretischen Entwicklungen Klarheit und Anschaulichkeit zu geben, und um die wahre Bedeutung und richtige Anwendung der aufgestellten Grundsätze zu erläutern; so daß man sich also sehr irren würde, wenn man dieses Werk für eine Sammlung von Rechtsfällen und Urtheilssprüchen halten wollte. Was diese Abhandlungen vor vielen anderen ähnlicher Art besonders auszeichnet, ist die gründliche Kenntniß des Römischen und deutschen Rechts, welche daraus hervorleuchtet, und welche mit ungemeinem Scharffinn auf die einzelnen im Leben vorkommenden Fälle angewandt wird; weshalb die Verf. auch nicht in die Lage kommen, die Lücken ihrer Kenntnisse, wie dieß

bey manchen neueren Practikern nur zu gewöhnlich ist, durch allgemeine philosophische Râsonnements auszufüllen. Dagegen ist zu bedauern, daß man zu oft noch den Docenten durchmerkt, indem in manchen Abhandlungen zu sehr ab ovo angefangen und hierdurch die Aufmerksamkeit des Lesers, bey welchem doch eine Bekanntschaft mit den hauptsächlichsten Rechtsgrundsätzen vorausgesetzt werden muß, ermüdet wird. Auch möchte manchem der eine oder der andere Gegenstand etwas zu weitschweifig abgehandelt erscheinen. Wir würden aber gänzlich die Grenzen dieser Anzeigen überschreiten, wenn wir uns auf eine Beurtheilung des Inhalts der einzelnen Abhandlungen einlassen wollten, um so mehr, da bey der großen Gründlichkeit, mit welcher die Verfasser ihre Ansichten vertheidigen und die Gegengründe widerlegen, eine solche ohne ein Eingehen in das kleinste Detail nicht von Nutzen seyn würde. Eben so ermüdend und zweckwidrig würde es seyn, wenn wir hier die gar nicht kurze Inhaltsanzeige beider Bände wiederholen wollten. Dagegen glauben wir vielen unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf die wichtigsten Abhandlungen aufmerksam machen, und bey einigen, wenigstens in der Kürze angeben, was in ihnen neu ist. Von dem zuerst genannten Herausgeber, von welchem gewiß mancher recht viel im Druck zu lesen gewünscht hätte, rühren in dem ersten Bande nur eine, und in dem anderen zwey Abhandlungen her, die noch dazu nicht zu den längsten gehören. Die erste handelt von der großen Havarey bey mit Ballast fahrenden Schiffen, die zweyte von der Wechselklage des Ausstellers gegen den Acceptanten, und die dritte von der Einrechnung der Prämie in die Versicherungssumme. Besonders interessant

ist die zweyte, in welcher der Vf. gegen die herrschende Meinung unserer Juristen ausführt, daß in Deutschland eben so gut, wie dieß in England allgemein anerkannt wird, dem Aussteller gemeinrechtlich eine Wechselklage gegen den Acceptanten zugestanden werden müsse; eine Ansicht, von welcher der Verf. selbst eingesteht, daß sie, wenigstens für jetzt, wohl noch nicht auf die allgemeine Beystimmung der deutschen Rechtsgelehrten werde rechnen können. Außer von den beiden Herausgebern findet sich in dem zweyten Bande noch eine Abhandlung von dem Oberappellationsgerichtssecretär Dr. Pauli über das in Hamburg geltende Princip, wonach zwey gleichförmige Entscheidungen Rechtskraft bilden, welche, obgleich sie mit Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn ausgearbeitet ist, wegen ihres particulären Interesses immerhin hätte wegbleiben oder doch sehr abgekürzt werden können, wenn nicht überhaupt das vorliegende Werk, wie es scheint, auch mit dazu dienen sollte, die unteren Instanzen über die Ansichten und den Gerichtsgebrauch des Oberappellationsgerichts zu belehren. Alle übrigen außer den bisher genannten Abhandlungen haben den zweyten Herausgeber zum Verfasser. Auch rührt von diesem zunächst die Idee des ganzen Unternehmens her. Indessen ist doch der Plan dieses Werks laut der Vorrede zum ersten Bande zwischen beiden berathen und verabredet, auch manches Einzelne unter ihnen besprochen worden. Besonders reichhaltig ist in beiden Bänden das Handelsrecht ausgestattet, wodurch dieses Werk einen um so größeren Werth erhält, als in Deutschland bisher noch die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Zweigs der Jurisprudenz, auch nach den neuesten Erscheinungen in diesem Fache, sehr im Argen liegt, und un-

sere Juristen in dieser Beziehung namentlich hinter den Franzosen sehr zurück geblieben sind. Die Darstellung der in das Handelsrecht gehörigen Gegenstände zeichnet sich besonders aus durch das Streben der Verfasser, sich losreißend von den Fesseln pedantischer Formen vor allen Dingen aus den neueren Gesetzgebungen und aus dem eingeführten Geschäftsgange die bey uns lebenden Rechtsideen aufzusuchen, und so den wahren Sinn der im Handelsverkehr entstandenen und ausgebildeten Institutionen festzustellen. Von den in das sogenannte engere Handelsrecht gehörigen Abhandlungen sind von allgemeinem Interesse die über die Verpflichtung verheiratheter Frauenzimmer als Handelsfrauen, ferner die höchst interessante Abhandlung über die Gewährleistung für Mängel der verkauften Sache nach Germanischen Rechten, — worin der Vf. zeigt, daß das deutsche Recht nicht bloß, wie man gewöhnlich annimmt, bey dem Pferdehandel eigenthümliche Grundsätze hierüber hatte, — und endlich die über die Frage, wann auf Credit verkauft sey, in welcher gegen die gewöhnliche Ansicht ausgeführt wird, daß wenn an Orten, wo sich, sobald ohne besondere Verabredung über die Zahlungszeit verkauft ist, eine kurze Zahlungsfrist, meistens von 4 bis 6 Wochen, von selbst versteht, der Verkäufer diese sich stillschweigend hat gefallen lassen, so wie auch wenn für Waaren, die von auswärts her beordert sind, der Verkäufer bey der Absendung über den Belauf einen Uswechsel auf den Käufer trassiert, darin ein Creditgeben liege. Unter den in das See- und Affecuranzrecht einschlagenden Abhandlungen glauben wir besonders aufmerksam machen zu müssen auf die über die Verpflichtung der Rheder und Besfrachter aus Verträgen und Versehen des Schif-

fers, auf die vom correspondierenden Rheber handelnde und auf die über die unterlassene oder verzögerte Erfüllung eines Frachtcontractes. Die Abhandlungen über Gegenstände des Wechselrechts sind sämmtlich von allgemeinem Interesse. Sie enthalten eine Beantwortung der Frage, ob auch bey einem Platzwechsel die Vormänner von dem erhobenen Proteste benachrichtigt werden müssen, ferner einen Beytrag zu der Lehre von den Wechselcopien, eine andere Abhandlung bezieht sich auf die Pflichten des Inhabers eines domiciliirten Wechsels, und in einer vierten endlich handelt der Verf. von Interventionen ohne die Erhebung eines Protestes gegen die Hauptadresse, und sucht darin zu zeigen, daß bey einer Intervention zur Acceptation die Erhebung des Protestes nur dann unterbleiben darf, wenn Inhaber und Intervenient darüber einig sind, daß aber bey einer Intervention zur Zahlung der Inhaber seinen Vormännern dafür verantwortlich wird, wenn er, so bald der Intervenient die Zahlung nur unter der Bedingung liefern will, daß kein Protest erhoben werde, dennoch einen solchen levirt. Von den übrigen Abhandlungen sind besonders interessant die über die Beweiskraft einer Urkunde gegen den Producenten; über den Gerichtsstand der belegenen Sache bey Theilungsklagen, und bey Grundstücken, die in verschiedenen Territorien belegen sind; über das Versprechen gerichtlicher Vertretung (*cautio defensum iri*); über die Frage, ob es nach deutschem, und insonderheit nach Frankfurterischem Rechte, eine *potestas* der Mutter über ihre Kinder gebe; über *literarum obligatio*, *cautio indiscreta* und *pecunia cauta non numerata*; über die Bedingungen der Recusation eines Richters und über das Verfahren dabey (mit Recht nennt der Verf. das Berufen auf



eine allgemeine Praxis bey einer von jeher so bestrittenen Materie, wie der genannten, in der That mehr als leichtsinnig, und hat daher nichts Ueberflüssiges unternommen, wenn er diesen so oft behandelten Gegenstand aufs Neue einer Untersuchung unterwirft); über die Verpflichtung des Interimswirthe's Unfälle zu ersetzen (ein Muster, wie man das Römische Recht analogisch auf deutsche Institute anzuwenden, und mit Hilfe solcher Analogien und aus dem Zwecke des Instituts Entscheidungsnormen für die vorkommenden Rechtsfälle zu entwickeln habe); über die von einem Verschollenen hinterlassene Erbschaft; von der einem Verschollenen vor erfolgter Todeserklärung deferierten Erbschaft (gegen die herrschende Ansicht führt der Vf. in dieser Abhandlung aus, daß wenn ein Verschollener der Nächstberufene zu einer Erbschaft gewesen seyn würde, aber bis zu dem Momente, wo die Präsomtion seines Todes in Kraft tritt, keine Nachricht eingegangen sey, daß er noch nach dem Tode des Erblassers gelebt habe, es so angesehen werden müsse, als habe er den Erblasser nicht überlebt, und der Nachlaß daher denjenigen verbleibe, welche nach dem Wegfallen des Verschollenen zufolge ihres Verhältnisses zum Erblasser das nächste oder alleinige Recht darauf besäßen); über die Cession eines Pachtcontract's, besonders wenn der Verpächter in Concur's gerathen ist (gegen die Mühlbruch'sche Ansicht) und endlich von dem Verluste der eingelegten Appellation durch Anträge an den Unterrichter (Widerlegung der jetzt von den meisten angenommenen Meinung G. L. Böhmmer's, daß das Recht, die Appellation fortzusetzen durch einen Antrag bey dem Unterrichter verloren gehe, wenn auch diesem Antrage die Protestation hinzugefügt werde, daß man dadurch

nicht auf die Appellation verzichten wolle). Auch die meisten der nur particularrechtliche Verhältnisse der vier freyen Städte betreffenden Abhandlungen sind höchst interessant, vor allen die ausführliche über die Vermögensverhältnisse der Eheleute nach den Grundsätzen des Hamburgischen Rechts, worin der Vf. zeigt, daß in Hamburg durchaus keine innere Gütergemeinschaft, weder eine allgemeine noch eine particuläre, Statt finde, sondern daß das ganze dort geltende Güterrecht aus der Bogtey des Chemanns zu erklären sey. Sehr wahr sagt er im Eingang zu dieser Abhandlung, daß die durch die neueren Forschungen aus den Quellen entwickelten Begriffe, wenn sie auch hin und wieder gegen Erklärungsprincipe verstoßen möchten, die man sich in der Praxis gebildet habe, doch den im Volke lebenden Ansichten, also der Praxis selbst, entsprächen, und viel mehr dazu geeignet seyen, die Vorschriften der Particularrechte über diesen Gegenstand nebst dem, was das Leben diese ergänzend hinzugefügt habe, einfach und consequent zu erklären, als es bey der früher angenommenen Theorie der Fall gewesen sey. Am reichhaltigsten ist in diesen beiden Bänden das Hamburgische Recht ausgestattet, und am spärlichsten das der freyen Stadt Bremen, obgleich es doch auch gewiß nicht uninteressant ist, bedacht. Der zweyte Herausgeber weist mehrere Male auf noch später zu liefernde Abhandlungen hin, und wahrscheinlich wird in diesen, deren baldiges Erscheinen wir, gewiß mit allen unseren Lesern, sehnlichst wünschen, auch das Bremische Recht häufiger erwähnt werden.

Kraut.

---

G s t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 12. Februar 1831.

G s t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Umriffe nach der Natur von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. X und 203 S. in kl. Octav. 1831.

Ein günstiges Geschick hat den Verfasser dieser Schrift durch einen großen Theil der Europäischen Länder geführt. Seine Reisen waren im Ganzen weniger für genauere Untersuchungen über einzelne Naturgegenstände, als für das Studium der allgemeineren Naturverhältnisse geeignet. Er setzte sich nicht an den Strand, um mikroskopische Muschelschaalen zu sammeln, sondern zog es vor, eine lebendige Anschauung der Physiognomieen der Länder und Gegenden sich zu verschaffen und den Zusammenhang der Dinge in der Natur zu verfolgen. Bey seinem Entzücken über die Schönheit und Ordnung der Schöpfung, ist nie der Wunsch von ihm gewichen, daß er im Stande seyn möchte, seine Genüsse mit Anderen zu theilen und zur Verbreitung einer umfassenderen Erkenntniß der Natur

der Länder beyzutragen. Nicht durch bloße Beschreibungen, Diagnosen und Classificationen der Naturkörper, sondern vielmehr durch treue, die Verhältnisse unter den einzelnen Wesen und ihre Verknüpfung darstellende Naturgemälde, kann das Naturstudium allgemeinere Theilnahme erwecken und nicht allein dem Verstande Nahrung gewähren, sondern auch auf das Gemüth veredelnd einwirken. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, entschloß sich der Verfasser zur Herausgabe obiger Umrisse; und wenn er sich gleich sagen mußte, daß ihm das Talent zur Ausführung erschöpfender Naturschilderungen mangle, so glaubte er doch die Hoffnung nicht aufgeben zu müssen, auch durch unvollkommnere Zeichnungen denen Freude bereiten zu können, welche ein reges Gefühl für die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Natur besitzen.

Die verschiedenen Umrisse in dieser Sammlung stehen unter einander in keinem Zusammenhang und sind auch zu verschiedenen Zeiten und in abweichenden Manieren entworfen; doch war ihre Auswahl nicht eine ganz zufällige. Der erste Aufsatz, 'über die Physiognomie von Skandinavien', wurde bald nach der Rückkehr von einer in den Jahren 1806 und 1807 nach dem Norden unternommenen Reise geschrieben und im 49sten und 50sten Stücke des Braunschweigischen Magazins vom J. 1807 abgedruckt. Seit der Zeit ist nicht allein des Verfassers Reise durch Skandinavien erschienen, sondern auch durch mehrere andere Werke ist die Natur des Europäischen Nordens weit bekannter geworden, als sie es damals war. Der abermalige Abdruck dieser Skizze würde daher unterblieben seyn, wenn der Verfasser nicht geglaubt hätte, daß die von ihm

versuchte Darstellung der Physiognomie des Südens von Europa, durch eine Vergleichung mit dem Character der nordischen Natur, an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewinnen könnte.

In dem zweyten Aufsatz ist eine im September 1816 von dem Verfasser unternommene Wanderung aus dem Chamouny-Thale in Savoyen, über den Bonhomme, Col de la Seigne, durch die Allée blanche nach Courmayeur in Piemont geschildert, auf welcher sich ihm die Alpennatur in ihrer größten Erhabenheit darstellte. Mit ganz besonderer Liebe hat der Verfasser die empfangenen Eindrücke wiederzugeben versucht; aber freylich auch mit dem lebhaftesten Gefühl der großen Unvollkommenheit seiner Darstellung.

Der dritte Aufsatz liefert einen Umriss der Gegend von Le Puy im Velay, deren Physiognomie durch die seltsamsten Felsengestalten und den auffallenden Contrast zwischen der Rauheit derselben und der lieblichen Vegetation und sorgsamem Cultur in ihrer Umgebung, sich im hohen Grade auszeichnet. Wer nicht Gelegenheit hat, die überaus treue Steinzeichnung der talentvollen Mistress Murchison zu vergleichen, findet in den Recherches sur les Volcans éteints du Vivarais et du Velay von Faujas de Saint-Fond (1778. Fol.) auf der 15ten, 16ten und 18ten Tafel, Abbildungen von einzelnen Partien jener Gegend, deren geologische Merkwürdigkeiten erst in neuerer Zeit durch das treffliche Werk von Bertrand-Roux (Description géognostique des Environs du Puy en Velay. 1823) genauer bekannt geworden sind.

Der vierte und stärkste Aufsatz ist überschrieben: 'Blicke auf die Südeuropäis-

sche Natur'. In demselben Grade wie Italien oft besucht und beschrieben worden, ist Spanien unbekannt geblieben. Der Verfasser, dem sich im Frühjahr 1829 die günstige Gelegenheit darbot, einen großen Theil dieses Landes zu durchreisen, glaubte daher auf besondere Nachsicht rechnen zu dürfen, indem er versuchte, eine Skizze von der Natur desselben im Allgemeinen und Umrisse von den Physiognomien einzelner, besonders ausgezeichnete Spanischer Gegenden, zu entwerfen. Um aber die Verhältnisse der Iberischen Natur richtiger würdigen zu können, hielt er es für angemessen, seine Schilderung auch auf Italien und das südliche Frankreich auszudehnen. - Was er zu liefern vermochte, sind nur Studien zu einem künftigen von einer talentvolleren Hand auszuführenden Gemälde. Wenn man darin nicht durchgehend die lebhaften Farben finden sollte, die man in den Darstellungen der Natur des Südens zu sehen gewohnt ist, so muß der Verfasser bemerken, daß sein Hauptbestreben dahin gerichtet war, möglichst treue Umrisse zu liefern und daß er sich durch das Ungewöhnliche der südlichen Natur nicht bestechen ließ, Orangen-Gärten für Orangen-Haine auszugeben und Delbaumpflanzungen und immergrünes Gesträuch, den deutschen Eichen- und Buchenwaldungen vorzuziehen.

Die Sorgfalt welche die Verlags-Handlung auf den Druck und das Außere dieser Schrift gewandt hat, verdient Anerkennung.

### P a r i s.

Bey Meznier, auf XXV und 445 G. gr. 8.  
Introduction générale à l'histoire du droit,

par M. E. Lerminier, docteur en droit, avocat à la cour Royale de Paris. 1829.

Wenn es auch hier dem Unterz. erlaubt ist, von dem Buche, welches er anzeigt, zunächst in Beziehung auf Das zu sprechen, was es für ihn ist, so muß er gleich damit anfangen, daß er nicht leicht von einem Buche und dessen Richtung so viel gehört hatte, ehe es ihm zu Gesicht gekommen war, als von dem gegenwärtigen. Der Verf. war ihm von mehreren Seiten als einer der Anhänger der historischen Schule genannt worden, und in Frankreich kann man dieß Jemand zu einem größern Verdienst anrechnen, als in Deutschland, theils weil dort auch der Fleiß dazu gehört, deutsch zu lernen, der wohl noch verdienstlicher ist, als wenn ein Deutscher mehr französisch kann als gewöhnlich, theils denn aber auch weil man es dort weniger für eine Sache der Mode halten kann, und wenigstens bisher, so lange Delvincourt Decan war, das historische Studium unsers Faches von oben herab weit weniger begünstigt wurde, als man nun hoffen kann, da Blondeau bey der letzten Revolution an dessen Stelle getreten ist. Dazu kommt nun noch, daß, wie auch im vorigen Jahrgange dieser Blätter S. 1563 aus Herrn Meyers in Amsterdam Buche bemerkt war, Herr L. die Hegelsche Philosophie mit der historischen Schule verbinden sollte. Etwas Gedrucktes war dem Unterz. von diesem Verfasser nicht vorgekommen, als eine lateinische Dissertation von 1827 de possessione analytica Savignianeae doctrinae expositio, denn von zwey ähnlichen, hier das letzte Drittel des Bandes einnehmenden, Auszügen, dem einen aus dem Erbrecht des Herrn Prof. Gans und einem doppelten aus der Geschichte des Römischen

Rechts im Mittelalter, die in der revue française erschienen waren, hatte der Unterz. nur dunkel gehört.

Das gegenwärtige Buch ist auf eine Art entstanden, die in Deutschland auch noch einer Erklärung bedarf. Der Verf. ist nämlich, was wir in Deutschland nennen würden, Privatdocent bey der Rechtsschule zu Paris; allein da die Vorlesungen der Professoren gehört werden müssen und die dort viel häufigern, als es bey uns der Fall ist, Prüfungen durch die Professoren geschehen, so ist leicht einzusehen, daß ein Privatdocent dort einen viel schwerern Stand hat, als bey uns, und es einen viel größern Eifer bey ihm und ein viel aufgeregteres Zutrauen bey seinen Zuhörern beweist, wenn er dessen ungeachtet Vorlesungen mit dem Erfolge hält, der von Herrn L. gerühmt wird. Aus diesen Vorlesungen ist nun das Buch entstanden.

Der Hauptgedanke des Verfs. und des Buches ist der, daß es außer der juristischen Dogmatik, dem Rechte wie es ist, auch eine Rechtsphilosophie und eine Rechtsgeschichte geben müsse, und in 20 Kapiteln, von welchen der Unterz. auch wieder rühmt, daß sie sich durch Columentitel unterscheiden, wird denn abwechselnd, wie es meist die Zeitfolge mit sich bringt, in dieser Einleitung zur Rechtsgeschichte, von den wichtigsten Veränderungen, die hauptsächlich seit dem 16ten Jahrhundert in allen drey Seiten unsers Faches vorgegangen sind, Rechnung gegeben. S. 25 stellt der Verf. allerdings noch eine vierte Seite, die Exegese, auf, allein da diese durchaus bey allem, was in Worten ausgedrückt ist, man kann sagen, selbst bey rein wissenschaftlichen Fächern, wie Metaphysik und Mathematik, vorkommen kann, so bleibt



der Unterz. bey der Abänderung, welche er sich schon längst an Leibnizens Aufzählung erlaubt hat, die Exegese, so gut wie die Polemik, nicht als eine eigene Seite anzusehen, wie er denn dagegen die Rechtsphilosophie, welche Leibniz so entfernt war, hintanzusetzen zu wollen, als nur irgend Jemand, welche er aber von dem positiven Rechte ganz abge sondert hatte, weil unter den Fächern der Theologie die natürliche Religion nicht vorkam, neben der Dogmatik und Geschichte als einen eigenen Theil aufgeführt hat. Ob der Verf. von dem Zusammen treffen und Abweichen seiner Eintheilung und der des Unterz. weiß, läßt sich nicht sagen; erwähnt hat er sie nicht da, wo er seine eigene vorträgt, aber S. 239 ff., wo bey der historischen Schule, mit der sich das 17te Kapitel beschäftigt, auch seiner erwähnt wird, zählt er die sieben Bände des civilistischen Cursus, freylich nicht ganz genau nach der Ordnung, weder der Bände noch der Zeitfolge, und nicht ganz verständlich, auf, z. B. das heutige Römische Recht ist No. 7, da es doch vor allen andern erschienen ist, und von der Chrestomathie ist gar nicht gesagt, daß sie sich als Urkundenbuch auf das heutige Römische Recht beziehe. Aber was der Unterz. über die Rechtsphilosophie geschrieben hat, scheint auch unserm Verf. étrange, bizarre, étroit, und überhaupt wünschte er dessen Schriften un style plus clair et plus historique. Was nun das Erste betrifft, so ist freylich die Philosophie, auf welche der Unterz. Rücksicht nahm, nicht die des Herrn Prof. Hegel, sondern die von diesem der Seichtigkeit beschuldigte Kantische, als Vorbereitung zu welcher (wie Moses der Zuchtmeister auf Christum heißt) ihm Hume gedient hatte, und

die beiden Vorwürfe von *étrange* und *étroit* heben sich wohl unter einander auf, wenn jenes auf die bey Andern allerdings ziemlich seltene Festhaltung der Vernunft-Idee eines rechtlichen Zustandes, der, wie freylich bey Kant auch, allgemein und, wie bey Plato auch, ohne Privatrecht seyn soll, Letzteres aber auf jede mögliche, also vollends auf jede wirkliche, Abweichung von dieser Vernunft-Idee geht. Es ist gerade eben so befremdend, wenn alle Einschränkung des rechtlichen Zustandes gegen die Vernunft-Idee anstoßen soll, als es engherzig oder kurzichtig ist, irgend eine Abweichung von der Vernunft-Idee für den Zustand, in welchem diese Abweichung einmal ist und nicht aufgehoben werden kann, wenn man nicht sehr vielen eine Selbstverläugnung zumuthet, die nur bey sehr wenigen zu erwarten ist, zu vertheidigen. Der Unterz. hält jenen Vorwurf für so wenig gegründet wie diesen, eben weil die eine Ansicht neben der andern besteht, und jede von ihnen durch die andere gemildert und unbedenklich gemacht wird. — Was aber den Vorwurf der Unverständlichkeit betrifft, welcher den Lehrbüchern des Unterz. schon so oft gemacht und auch, freylich erst seit einigen Jahren, so gern ohne weiteres auf seine mündlichen Vorträge übertragen worden ist, so ist seine Vertheidigung gegen unsern Vf. ganz einfach die: es sollen Lehrbücher seyn, d. h. Bücher, wie es dahin steht, ob die Alten sie gekannt haben, da z. B. ihre juristischen Institutiones etwas dieser Art seyn könnten, wie es aber gewiß ist, daß sie bey den Franzosen nicht vorkommen, außer etwa das *droit public* von Fleury, welches dieser ja aber auch nicht zum Drucke bestimmt hatte, und über welches sich Camus so sehr entrüstet, Bücher in wesentlicher Beziehung

auf einen mündlichen Unterricht, auf welchen sie Lernende vorbereiten und zu dessen Wiederholung sie diesen behülflich seyn sollen, in welchen aber absichtlich manches räthselhaft ausgedrückt wird, damit nicht, wer das Buch hat, den seiner Form nach doch viel lebendiger und nun einmal in so vielen Fällen vorgeschriebenen mündlichen Vortrag für an sich entbehrlich und unnütz halte. Bey den Lesern, die keine Zuhörer sind, wird vorausgesetzt, daß sie anderswoher Manches zum Verstehen, oder, wenn sie selbst darüber lesen wollen, zum Erklären des Buches mitbringen. Solcher Bücher hat es in Deutschland schon seit Jahrhunderten gar viele gegeben, und man hat sie, namentlich auch in unserm Fache, für nützlich gehalten, auch um bey der Anwendung des Rechts die Meinung eines mehr oder weniger bewährten Rechtslehrers daraus doch immer sicherer, als aus bloßen nachgeschriebenen Hefen, anführen zu können. In Frankreich ist es neuerlich nicht selten geschehen, daß Jemand, der mündliche Vorträge gehalten hatte, sie nachher selbst herausgab, oder unter seinen Augen durch einen seiner Schüler herausgeben ließ, und so ist auch, wie schon gesagt, die gegenwärtige Einleitung in die Rechtsgeschichte entstanden. So lange aber ein Lehrer dieselben Vorträge auch noch halten kann und halten will, so hat ein solches Buch gewiß seine Unbequemlichkeit. Auch bemerkt der Verf. doch selbst, da, wo es ihm darauf ankommt, einen Schriftsteller ohne Einschränkung zu loben, also bey dem Auszuge von der Rechtsphilosophie des Herrn Prof. Hegel, er habe diesen nicht gehört, und das einzige Mittel, mit ihm in Verbindung zu kommen, sey ihm ein *livre court, sans développemens, muet.*

Auch bey dem, was der Verf. von andern Schriftstellern sagt, wäre mancherley zu erinnern. S. 45 steht ein ziemlich unordentliches Verzeichniß der Schriften von Cujas aus — Terrasson, da doch aus dem Buche von Berriat = St. Prix, einer Art Collegen des Verfassers, gar vieles in diesem Stück zu berichtigen gewesen wäre. Constitutiones 60 wird gewiß nicht leicht Jemand für die Uebersetzung des letzten Buchs der Basiliken erkennen, und die, nach des Unterz. Ueberzeugung, weit über Verdienst, wie man sagt selbst von Hotmann, gerühmten Paratitla zu den Digesten haben mit den hier hinter ihnen in derselben Rubrik fortlaufenden Commentaren über einzelne Titel durchaus nichts zu thun. Ueber Savigny, l'homme qui devait surtout donner à cette jurisprudence historique éclat et profondeur, sagt der Vf., das Buch über den Besitz, 1803, sey le plus beau livre de droit romain qui ait été écrit depuis le seizième siècle. Daß S. damals 24 Jahre alt war, hätte doch gesagt werden sollen. Aber à ces vues si profondément historiques Mr. de S. ne joignit pas le jugement rationnel du philosophe heißt es S. 255, zunächst bey der Gesch. des R. R. im Mittelalter. Zwar konnte der Vf. nicht wissen, daß die in einem von ihm genannten Buche abgedruckte Einwendung gegen die vorhin erwähnte Vernunft = Idee des rechtlichen Zustandes Worte von S. seyen, aber man sollte doch denken, auch in dem Buche über den Beruf stehe Manches was, freylich wohl nicht Herr Prof. Hegel, aber doch andere Schriftsteller, die hier als Rechtsphilosophen vorkommen, Baco, Leibniz, Kant, für Philosophie des Rechts hätten gelten lassen.

Merkwürdig ist es noch zu sehen, wie der Verf. in dem letzten Kapitel seinen Eifer für Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie (von der Geregese ist auch hier nicht weiter die Rede) und seine Abneigung gegen die Codification doch mit seiner echt französischen Schonung des Code zu vereinigen weiß.

Zufälliger Weise kommt dem Unterz., während er, wie er so gerne thut, und noch öfter thun möchte, wenn man das frühe Erscheinen nicht doch auch für ein Verdienst halten müßte, die gegenwärtige Anzeige zum Einsenden liegen läßt, ein neues deutsches Buch in die Hände, worin auf das Verhältniß der Philosophie zu der geschichtlichen Schule eine Rücksicht genommen wird, welche von der des französischen Schriftstellers gar sehr abweicht, namentlich darin, daß sie die Hegelsche Philosophie in Vergleichung mit einer andern fast noch neuern, nämlich der, man könnte sagen, zweyten Schellingischen aufs Bestimmteste verwirft, dagegen aber auch darin mit ihm übereinstimmt, daß sie ebenfalls bey Savigny die Philosophie vermißt, nur freylich mit dem Zusatze S. VIII: 'S. durfte sich der Untersuchung über die letzten Gründe des Gerechten überheben' (weniger zweydeutig hieße es, er durfte ihrer überhoben seyn) 'sein Sinn leitet ihn sicher, durch eine künstlerische Kraft bildet er ganz und vollendet, wozu erst langsam und allmählich die angestrengteste Forschung hinführt.' Wenigstens dieses Urtheil mußte fast nothwendig als Zusatz zu der obigen Anzeige hinzugesetzt werden, wenn auch der Anzeige des ganzen zweyten Werks durch den Unterz. der Umstand entgegen stünde, daß es die Philosophie nicht bloß von der Seite behandelt, von welcher sie zunächst an die Rechts-

gelehrsamkeit gränzt. So schwer es nämlich auch zu begreifen ist, zumal wenn es aus der Feder eines Mannes kommt, der viele Jahre gerade auch die Geschichte der Philosophie mit Beyfall gelesen hat, so entschieden ist es doch, daß der selige Bouterweck in unsern Anzeigen 1798 S. 1627 behauptete, was die Juristen für die Rechtsphilosophie gethan hätten, würde von den Philosophen gar nicht geachtet, und ironisch hinzusetzte, vielleicht würde es anders werden, wenn die Juristen die gesammte Philosophie bearbeiteten. Allein was ein Jurist über die ganze Philosophie schreibt, darüber wird doch wohl ein anderer Jurist seine Meinung sagen dürfen, zumal wenn die Gefahr nichts weniger als dringend ist, daß er dadurch eine von einem Nichtjuristen abzufassende Anzeige verdränge. Also sey es hiemit gewagt, von der zu

### H e i d e l b e r g

bey Mohr auf XVIII und 362 S. gr. 8. unter dem Titel: die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht von Fri. Jul. Stahl, D. der R. und Privatdocent zu München, erster Band: die Genesis der gegenwärtigen Rechtsphilosophie erschienenen Schrift, zuerst über diesen Titel selbst zweyerley zu bemerken. Einmal, daß geschichtliche Rechtsphilosophie hier durchaus nicht so viel heißt, als eine Philosophie, welche auf das Recht Rücksicht nimmt, wie es nun ein Mal in der Geschichte vorkommt, oder als eine Philosophie, welche die Geschichte neben sich bestehen läßt, und durchaus nicht alles, was einmal ist, als nothwendig beweisen will, sondern daß geschichtliche Philosophie als Gegensatz des zeit-

und thatlosen, logischen, nach S. 56 ein von Schelling in seinen Vorlesungen gebrauchtes Wort, das segenvollste sey, was die Wissenschaft geleistet hat, 'denn mit diesem Wort ist in der Philosophie dem Christenthum die Stätte bereitet.' Alles beruht auf einem Willen Gottes, der durchaus nicht nothwendig gerade so seyn mußte, und der Verf. bedauert es auf der letzten Seite noch gar sehr, daß seine Forschung noch nicht so tief gedrungen sey, den Zusammenhang der Rechtsphilosophie mit dem Sündenfall, der Versöhnung, der Dreyeinigkeit, und jenen Vorgängen in Judäa zu erkennen. Wer nun der Meinung ist, die Philosophie müsse von der Verschiedenheit der Zeiten und Länder unabhängig seyn, vor zweytausend Jahren hätte die Metaphysik eben die Wahrheiten enthalten müssen, wie im neunzehnten Jahrhundert, der ist mit dieser geschichtlichen Philosophie übel daran, so übel wie mit der, welche vorrömische, römische und germanische Zeit a priori unterscheidet, wenn er sich dabey erinnert, daß das Ende der Welt doch in der That so nahe noch nicht sey, und daß, wenn nach mehreren Jahrtausenden auch Alles vergessen werden sollte, was wir nun von den Römern wissen, eine wahre Metaphysik immer noch wahr bliebe. Eine zweyte Bemerkung betrifft das Beywort: gegenwärtig bey der Angabe dessen, was dieser erste Band liefern soll. Das Wort könnte so viel heißen als die heutige, die Philosophie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, und dazu paßte die im Buche vorgetragene Philosophie der Griechen, Buch I., die abstracte Philosophie des Rechts oder das Naturrecht von Grotius bis auf Kant und Fichte, Buch II., die pragmatische Rechtsphilosophie von Machiavelli und

Montesquieu, Buch III., und endlich der Uebergang zur geschichtlichen Rechtsphilosophie oder Schelling und Hegel, Buch IV. recht gut, da eigentlich nur bey dem dritten Buch die Zeitfolge nicht beobachtet ist. Es ist aber doch wohl nicht so gemeint, sondern die gegenwärtige Rechtsphilosophie ist die in dem ganzen Werke vorzutragende, von welcher der gegenwärtige Band die Genesis, um nicht wieder Geschichte zu sagen, enthält, zu welcher auch gehört, daß, wie im Anfange der Vorrede gesagt ist, der Vf. seine academische Laufbahn, versteht sich als Lehrer, mit Vorlesungen über die Philosophie des positiven Rechts begann, während Schelling in demselben halben Jahr seine Vorlesungen auf der neuen Universität eröffnete.

Für Jemand, welcher nicht die Ansichten des Verf.'s zu theilen im Stande ist, sey es auch nur wegen der schon angeführten Bedenklichkeiten, möchte das zweyte Buch, auch bey weitem das größte von allen, von S. 47 bis 208, das anziehendste seyn. Theils hat es den Vortheil, daß es mehr bestreitet, was Andere gethan haben, als es schon eigene Lehren an die Stelle setzt, und man hat der Philosophie ja überhaupt schon nachgesagt, daß sie stärker im Niederreißen als im Aufbauen sey, theils nimmt es auf viele Schriften aus der Kantischen Periode eine Rücksicht, die manchem angenehm seyn wird, der sich nicht mehr bestimmt erinnert, in welchem Buche dieser oder jener Ausdruck, der nachher sehr oft vorkam, diese oder jene Wendung, die ziemlich gäng und gäbe geworden ist, zuerst gebraucht worden sey. Da es aber, wie der selige Solger gesagt haben soll, eine der härtesten Strafen wäre, zum Durchlesen aller dieser



Schriften verurtheilt zu werden, und auch allerdings manche Schriftsteller hier gar nicht genannt sind, auch wohl allenfalls der eine nur etwas zuerst drucken ließ, was ein anderer vielleicht schon vorher in seinen Vorlesungen gesagt hatte, so wird freylich der Verf. für die Genauigkeit dieser Nachrichten, sey es nun über die Geschichte oder über die Genesis, nicht wohl einstehen können.

Hugo.

### Pa r i s.

Chez Gabon: De L'Orthomorphie, par rapport à l'espèce humaine: ou Recherches anatomico-pathologiques sur les causes, les moyens de prévenir, ceux de guérir les principales difformités et sur les véritables fondements de l'art appelé: Orthopédique. Par J. Delpech, professeur de Chirurgie clinique en la Faculté de Médecine de Montpellier etc. T. I. IX und 382 Seiten. T. II. 402 Seiten in 8. 1829. Nebst einem Atlas 114 Seiten in Folio. 1828.

Unter den vielen Werken, welche in der neueren Zeit sich mit der Heilung solcher Verunstaltungen beschäftigen, die von einem fehlerhaften Baue des Knochengeriistes, namentlich des Rückgraths herrühren, nimmt vorliegendes Werk eine ehrenvolle Stelle ein. Der erfahrene Verfasser legt darin die Resultate seiner theoretischen wie practischen Bemühungen von 15 Jahren nieder, und wird gewiß nicht unbedeutend zur Verhütung, Heilung oder Minderung der genannten Uebel beitragen. Das Buch ist in einem nicht sowohl systematischen als räsonnierenden und im Ganzen annehmliehen Tone ge-

schrieben. Es zerfällt in 6 Kapitel, wovon die drey ersteren (anatomische Betrachtung über Articulation und über den Antheil, welchen die Muskeln an der Anordnung der Knochen haben; allgemeine Darstellung der Ursachen der Difformitäten; von ihren Wirkungen) den ersten Theil ausfüllen; die drey übrigen handeln von der eigenthümlichen Diagnostik der Difformitäten; von der Prognostik und von der Therapeutik derselben. Er entwickelt diese Abschnitte mit ausnehmender Klarheit und belegt seine Ansichten mit interessanten Fällen aus seiner Praxis; so z. B. die Geschichte des Seurat (I. 100), der unter dem Namen des *squelette vivant* bekannt ist. So wie er die Ursachen der Verunstaltungen in ihrem weitesten Umfange aussucht und verknüpft, so ist er auch in der Angabe der Heilmethoden durchaus nicht einseitig und verbindet diätetische, gymnastische und medicinische Behandlung umsichtig mit einander.

Der Atlas ist eigentlich ein Werk für sich, denn in dem Buche selbst wird fast gar nicht darauf verwiesen. Die Kupfertafeln sind von ausführlichen Erklärungen begleitet. Die ersten 50 stellen anatomische Präparate von Difformitäten oder ausgeführte Ansichten ganzer Körper und Körperteile dar; dann folgen gegen 20, welche bloß Turnübungen, den Turnplatz und das mannigfache dazu nöthige Geräthe anschaulich machen, Die letzten enthalten die mechanischen Vorrichtungen zum Ausrecken und Geraderichten verkrümmter oder verschobener Theile.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

25. Stück.

Den 14. Februar 1831.

---

H a l l e.

**Aristotelia**, von Dr. Adolf Stahr, Ordentl. Lehrer am Kön. Pädagogium. Erster Theil. I. Das Leben des Aristoteles von Stagira. II. Ueber die verlorenen Briefe des Aristoteles. 1830. 210 S. in 8.

Wir erhalten hier den Anfang einer Reihe Aufsätze, welche uns sehr zweckmäßig scheinen; denn von Aristoteles ist so viel und mancherley zu sagen, daß es nicht besser als in dieser Form geschehen kann. Gleich voran steht hier: das Leben des Aristoteles. Sollte man es glauben, daß außer dem was in der allgemeinen Geschichte der Philosophie gesagt ist, wir von dem umfassendsten wissenschaftlichen Geiste, den bisher die Geschichte kennt, noch keine eigene Biographie besitzen? Vor der Ausgabe seiner Werke durch Buhle, steht zwar eine *vita Aristotelis per annos digesta*. Aber, wäre sie auch nicht, wie der Verf. an mehreren Stellen zeigt, sehr uncritisch, so ist das Leben gerade dieses

Weltweisen am wenigsten durch eine bloße chronologische Aufzählung der Begebenheiten zu erschöpfen. Es hat ein zu hohes und vielseitiges Interesse. Ward gleich Aristoteles, wie andere Weltweisen, der Stifter einer Schule, so lebte er doch nicht bloß in dem engen Kreise der Schule. Der Freund Philipps, der Lehrer Alexanders stand in vielfachen Verbindungen, am Hofe und anderwärts. Auch sein wissenschaftliches Leben steht mit diesen Verhältnissen in mannigfaltigem Zusammenhange. Der Verfasser dieser Schrift, indem er die Lebensnachrichten des Aristoteles der Kritik unterwarf, hat auf dieses Alles Rücksicht genommen, und wir glauben daher den Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir die Resultate seiner Forschungen kurz darlegen. Aristoteles war geboren zu Stagira, einer der chalcidischen Städte an der thracischen, nachmals macedonischen Küste, Ol. 99, 1. v. Chr. 384. Sein Vater Nicomachus war Leibarzt und Freund vom König Amyntas II. der von 393 bis 369 regierte; er war also aus einer angesehenen, mit dem regierenden Hause schon länger in Verbindungen stehenden Familie; die Mutter hieß Phästis. Von seiner Jugendgeschichte haben sich wenige zuverlässige Nachrichten erhalten; vermuthen kann man, daß er schon früh mit Philipp, der mit ihm in fast gleichem Alter stand, bekannt war. Nach dem frühen Tode seiner Eltern nahm sich ein gewisser Proxenus seiner Erziehung an, dessen Sohn er nachmals adoptierte. Hier zeiget der Verf., daß die Erzählungen von dem ausschweifenden Leben, das Aristoteles früh geführt haben soll, auf gar keinem sichern Grunde ruhen. Allerdings aber liebte er eine gewisse Eleganz in seinem Aeußern, die seinen Gegnern Stoff zu Lästerungen gab. In seinem sieben-

zehnten Jahre 367 ging er, um seinen brennenden Durst des Wissens zu stillen, nach Athen; wo dieser sein erster Aufenthalt zwanzig Jahre 367 bis 347 dauerte. Ohne Zweifel war es der Ruf von Platon, aber doch dieser wohl nicht allein, der ihn dahin zog. Athen war überhaupt die Stadt, wo er die reichste Nahrung für seinen Geist zu finden hoffen durfte. Wahrscheinlich war zur Zeit seiner Ankunft Platon abwesend in Syracus; erst drey Jahre nach seiner Ankunft konnte er mit Platon bekannt, und sein Zuhörer werden, der den glühenden Eifer mit dem er das ganze Gebiet der Wissenschaften zu umfassen strebte bald wahrnahm, und unter seinen Schülern ihn auszeichnete. Allerdings blieb ihr Verhältniß nachmals nicht so innig (und wie hätte es dieß gekonnt bey zwey so ganz verschiedenen Geistern), aber auch hier zeigt der Bericht wie grundlos die darüber verbreiteten Anekdoten sind, indem Aristoteles, dem allerdings ein hohes Selbstgefühl eigen war, doch nie anders als mit Hochachtung, auch wo er ihn widerlegt, von Platon spricht. Hingegen mit Isocrates scheint in einer gewissen Periode ein Wettstreit und Eifersucht Statt gefunden zu haben; wobey sich Aristoteles, damals noch jung, wohl nicht in den Grenzen der Mäßigung hielt, die ihm nachmals eigen war. Wahrscheinlich gab er damals schon einige rhetorische Schriften heraus, welche die Eifersucht entflammten. Eine feine Vermuthung ist es, daß dieß Verhältniß auf die feindselige Stimmung des Theopompus, des Lieblingschülers des Isocrates, gegen Philipp von Macedonien Einfluß hatte. Im Jahre 348, dem Todesjahre des Platon, verließ er Athen, und folgte der Einladung seines Freundes Hermias, des Beherrschers der Stadt Atarneus in Mysien,

in Begleitung seines Freundes Xenocrates. Dieser Hermias spielt in der Geschichte des Aristoteles eine so bedeutende Rolle, daß wir es dem Verf. sehr Dank wissen genauere Aufklärungen über den Mann gegeben zu haben. Hermias stand im Dienst des Eubulus, Beherrschers von Atarneus und Assos; und war sein Geschäftsmann in Athen für seine Geldangelegenheiten. Er faßte hier aber zugleich die Vorliebe für die Philosophie, und kam in genauere Verbindung mit Aristoteles. Nach dem Tode des Eubulus wurde er in Atarneus sein Nachfolger; und lud nun den Aristoteles zu sich ein. Dieser folgte der Einladung 348 und blieb dort bis sein Freund Hermias in den inneren Unruhen des Persischen Reichs unter dem König Schus ums Leben kam 345. An ihn ist das Gedicht des Aristoteles an die ἀπερὴ — die Wahrheit — gerichtet. In der einzigen Schwester des Hermias, der Pythias, fand Aristoteles seine Gattin, mit der er in glücklicher Ehe bis zu ihrem, nur zu früh erfolgtem, Tode lebte. Er war mit ihr 345 nach Mitylene geflüchtet, um sich und sie den Verfolgungen der Perser zu entziehen. — Und so kommen wir nun auf die Zeiten, wo der Stagirit der Lehrer und Erzieher des jungen Alexanders ward. Nie sind in der Weltgeschichte wieder ein solcher Lehrer und Schüler zusammengekommen, und jede Aufklärung über dieß Verhältniß ist daher von dem größten Interesse. Der Vf. sucht hier zuerst das Jahr zu bestimmen, in welchem Aristoteles zu Alexander kam, und zeigt daß dieses nicht (wie man gewöhnlich annimmt) das funfzehnte, sondern das dreyzehnte Lebensjahr, also 343 v. Chr., von Alexander war. Es ist auch kaum wahrscheinlich, daß Philipp bis zum 15ten Jahre mit der Wahl des Erziehers seines Sohns

würde gewartet haben. — Bekanntlich hat sich bey Sallust IX, 3 der Brief Philipps erhalten, durch den er Aristoteles seine Wahl als Erzieher kund thut. 'Wisse, mir ist ein Sohn geboren; ich fühle mich den Göttern zum Danke verpflichtet, nicht sowohl über des Knaben Geburt, als vielmehr darüber, daß sie ihn zu Deiner Zeit geboren werden ließen. Denn von Dir erzogen und gebildet soll er, hoffe ich, meiner und der Nachfolge auf meinem Thron würdig werden.' Nach der gewöhnlichen Annahme soll dieser Brief — eins der schönsten Denkmahle Philipps, wofern er echt ist — erst bey Aristoteles Berufung zum Lehrer geschrieben seyn. Aber unmöglich hätte er damals so geschrieben werden können; denn wie konnte Philipp erst jetzt Aristoteles benachrichtigen, daß ihm ein Sohn geboren sey? Er muß vielmehr kurz nach der Geburt Alexanders geschrieben seyn, und bey der Bekanntschaft in welcher die Familie von Aristoteles bey dem Macedonischen Königshause stand, ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Philipp, der Aristoteles schon kannte, ihn schon damals zu dem künftigen Lehrer seines Sohnes bestimmt habe. Acht Jahre, vom J. 343 bis 335 brachte nun Aristoteles in Macedonien zu; entweder in der Residenz Pella, oder, was wahrscheinlicher ist, die ersten Jahre mit dem jungen Prinzen in seiner Vaterstadt Stagira, die, früher von Philipp zerstört, auf Bitten des Weltweisen wieder von ihm war aufgebaut worden. Aber die eigentliche Zeit des Unterrichts konnte schwerlich über drey Jahre dauern, da Alexander schon seit dem 16ten Jahre ins practische Leben trat, und zu den wichtigsten Staatsgeschäften von dem Vater gebraucht wurde; wiewohl bey dem engen Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler es auch

in den letzten fünf Jahren nicht an Gelegenheit zum Unterricht fehlen mochte. Wie war aber dieser Unterricht? Was umfaßte er? Wer möchte diese Fragen nicht gern vollständig beantwortet sehen; aber wir können bey dem Verlust der Nachrichten, bis auf das Wenige was Plutarch sagt, sie fast nur bloß nach dem Erfolge beurtheilen. Daß Alexander einen tiefen Sinn für Naturwissenschaften und was damit in Verbindung stand, wohin auch die Medicin gehörte, gefaßt hatte, hat die Erfahrung gelehrt; und daß er diesen dem Unterricht des größten Naturforschers des Alterthums verdankte, — wer wird es bezweifeln? Politik und Ethik werden von Plutarch nur im Allgemeinen erwähnt. Aber doch war sein Sinn für die höheren Zweige der Poesie, das Epos, die Lyrik und das tragische Drama — waren doch Homer und Pindar seine steten Begleiter auch im Felde — noch lebendiger; und das Streben seines großen Lehrers scheint nach unserer Ansicht noch mehr dahin gegangen zu seyn auf sein Gemüth und seinen Character als auf die Bereicherung seiner Kenntnisse zu wirken. Und wie groß erscheint auch hier nicht der Stagirit in seiner Methode und in seinem Erfolge! Es gehörte eine große Selbstverleugnung dazu, bey dem Manne, der das ganze damalige Gebiet des menschlichen Wissens, in der Speculation wie in der Erfahrung, wie kein sterblicher Geist vor ihm und nach ihm nicht bloß umfaßte, sondern auch ordnete und erweiterte, seine Thätigkeit vor allem auf jenes Ziel zu richten. Als der edelste und der gebildetste unter allen Herrschern des Alterthums bestieg sein zwanzigjähriger Bögling den Thron; es war nicht seine Schuld wenn, als bald eine Welt zu seinen Füßen lag, er nicht ganz derselbe blieb. Böllig



ausgeartet aber ist er nie. Wie dieß freundliche Verhältniß theils durch die Natur der Dinge, theils durch den zu freymüthigen Callisthenes, den Freund des Aristoteles, der als Geschichtschreiber, und gewissermaßen als Aufseher den König auf seinem Zuge begleitete, einigermaßen sich trübte, aber keineswegs, wie man behauptet hat, gänzlich sich auflöste, ist von dem Verf. auseinander gesetzt.

Seit 335 eröffnete Aristoteles seine Schule in dem Lyceum zu Athen, und stand ihr während des Persischen Feldzugs seines Zöglings bis 323 vor. Wie er hier, der erste Lehrer seiner Zeit, in den Schattengängen seiner Gärten auf und abgehend, zweymal des Tages in den Morgen- und Abendstunden seinen Unterricht ertheilte, ist vortrefflich gezeigt. Wahrscheinlich war auch dieß der Zeitraum, wo er den größten Theil seiner unsterblichen Werke schrieb oder doch vollendete, wie es von denen, die sich auf die Naturgeschichte beziehen, gewiß ist.

Nach dem frühzeitigen Tode seines Zöglings und Herrn 323, als die Macedonische Partey in Athen sich der Verfolgung ausgesetzt sah, entwich er von da nach dem friedlichen Chalcis auf Eubda, und endete hier schon im nächsten Jahre, nicht durch einen freywilligen (wie man ohne Grund behauptet hat) sondern natürlichen Tod, an dem aber der Gram seinen Antheil haben mochte, im 63sten Jahre seine Laufbahn.

Auf den zweyten Aufsatz über die verlorenen Briefe des Aristoteles, besonders an seinen Freund Antipater, den Statthalter Macedoniens, müssen wir uns begnügen im Allgemeinen aufmerksam zu machen. Wir bemerken nur, daß es zu den Sitten des Zeitalters gehörte (Alexander selber zeichnete sich darin aus)

viele Briefe zu schreiben, was freylich die politischen Verhältnisse schon mit sich brachten. — Daß wir der Fortsetzung dieser Untersuchungen mit Verlangen entgegen sehen, brauchen wir nicht erst zu sagen. Sn.

### L e i p z i g.

Von zwey Wörterbüchern des N. Testaments sind neue Auflagen erschienen:

Bey Barth: Clavis Novi testamenti philologica, usibus scholarum et juvenum theologiae studiosorum accommodata; auctore Christ. Abrahamo Wahl, Th. et Ph. D., verbi divini apud Ossitinenses ministro etc. Vol. I. 874. Vol. II. 682 S. 1831.

Bey demselben: Lexicon manuale Graecolatium in libros Novi Testamenti, auctore Carolo Gottlieb Bretschneider, Ph. et Th. D., Consistorii supr. Gothani antistite primario. T. I. VIII und 708 S. T. II. 662 S. in 8. 1831.

Da beide Werke bereits bey ihrer ersten Erscheinung in diesen Blättern beurtheilt sind, daß erste 1823 St. 30., daß andere 1824 St. 56., so haben wir hier nur hinzuzusetzen, daß beide in diesen zweyten Ausgaben verbessert und vermehrt erscheinen. Sn.

### M t e n b u r g.

Von dem im dortigen Literatur-Comptoir erscheinenden Encyclopädischen Wörterbuch ist uns des XV. Bandes erste Abtheilung, ausgegeben December 1830, zugesandt worden. Sie reicht von Niemcewicz bis Dkens Pflanzen system; und beginnt und schließt also mit bekannten Namen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. Stück.

Den 17. Februar 1831.

---

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Actenmäßige Würdigung einer Schmähchrift, welche unter dem Titel: 'Anklage des Ministeriums Münzster vor der öffentlichen Meinung' in dem Königreiche Hannover verbreitet worden ist. 59 S. in 8. 1831.

Wenn gleich diese Blätter es sich zur Regel machen, von den politischen Angelegenheiten des Tages sich entfernt zu halten, so glauben wir doch bey dieser Schrift insofern eine Ausnahme machen zu müssen, als wir durch ihre Anzeige zu der Bekanntmachung derselben, hauptsächlich im Auslande, etwas beytragen können; um so mehr, da auch die Urheber der Schmähchrift, auf die sie antwortet, kein Mittel zu diesem Zweck unbenutzt gelassen haben. Die Schrift ist von einem, mit der Verwaltung des Landes genau vertrauten Manne, dem die officiellen Acten überall zugänglich waren, verfaßt. Sie beleucht

tet, berichtet und widerlegt, nach der Reihenfolge in 17 Numern alle Punkte der sogenannten Anklageschrift. Sie gibt besonders über die Finanzverwaltung die wichtigsten Aufschlüsse, namentlich über die Verwaltung der verfassungsmäßig von der Landes- oder Steuer-Casse getrennten landesherrlichen oder Cammer-Casse; woraus sich ergibt daß die Steuern — bis auf die Summe von etwa 400,000 Thalern — für den Militäretat und das Landesschuldenwesen verwandt, die gesammten übrigen Kosten aber der Landesadministration aus der landesherrlichen Casse bestritten werden; auf welcher außerdem ein Zuschuß jährlich von 381000 Thalern für den Militäretat, nebst vielen Pensionen in Osnabrück und Hildesheim, ruht.

Der heftige Ton der Angriffschrift würde ohne Zweifel auch einen ähnlichen der Antwortschrift gerechtfertigt haben. Ihr Verfasser hat sich aber dessen gänzlich enthalten; denn nicht zu den Gefühlen und den Leidenschaften, sondern zu der Vernunft und Ueberzeugung der Leser wollte er sprechen; sie sollten in den Stand gesetzt werden selber zu urtheilen. Dieser Zweck konnte nur auf diesem Wege erreicht werden, und so wird man das Urtheil ihnen jetzt auch ruhig überlassen können.

### L o n d o n.

For H. Colburn, 1829: Travels in Turkey, Egypt, Nubia and Palestine, in 1824, 25, 26 and 1827; by R. Madden, esq. 2 Thle. 401 und 398 S. in 8.

Die Zahl der Beschreibungen von Reisen durch die Türkei, Griechenland, Kleinasien und Ae-

gypten hat in den letzten Jahren im umgekehrten Verhältniß mit ihrem inneren Werth zugenommen, und wir müssen uns gefaßt machen, diese Länder zu einer eben so unerschöpflichen Quelle von Gemeinplätzen, Declamationen, falschen, halbwahren, aus Unkenntniß der Sprache, der Sitten, aus eignem Dünkel und Vorurtheil entspringender Urtheile, stereotyper, poetisch seynsollender Schilderungen werden zu sehen, wie Italien es bisher gewesen ist. Dieß gilt besonders von Englischen Touristen — wenigstens ist zu hoffen, daß unsere eigenen Landsleute fürs erste sich mit Uebersetzen, und dem Detailhandel dieser britischen Fabricate in Journalen aller Art begnügen werden, um so mehr da wir noch aus den Zeiten des Philhellenismus manche Sünden der Art abzubüßen haben. — Das vorliegende Werk nun verdient gerade deshalb eine besondere Aufmerksamkeit und ist für die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes jener Länder und Völker von größerer Wichtigkeit, weil der Verf. nicht zu jener Gattung von Reisebeschreibern gehört, sondern bey seinem mehrjährigen Aufenthalt im Orient durch seine Verhältnisse als Arzt vielfache und andern Reisenden gänzlich abgehende Gelegenheit hatte, den Character und die Sitten seiner Umgebungen zu beobachten, während es ihm zugleich keinesweges an den Gaben fehlt, diese Gelegenheit aufs beste zu benutzen. Daß übrigens der Verf. keine gelehrte und überhaupt höhere Bildung besitzt, möchten wir schon aus der absprechenden verächtlichen Art schließen, wie er bey mehreren Gelegenheiten sich über Herodot äußert. Doch können wir andererseits seine ärztliche Bildung nicht gering anschlagen, da er seinen Landsleuten zu beweisen sucht, wir

Deutsche seyen nicht geradezu und unbedingt toll zu nennen, weil wir an die Existenz und die Wirkungen des thierischen Magnetismus glauben. Wie schwer es übrigens ist, auch unter noch so günstigen Umständen über die wichtigsten und dem ersten Anschein nach einfachsten und zugänglichsten Verhältnissen eines Volkes klar zu werden, das in jeder Hinsicht einen solchen Gegensatz bildet wie die Türken zu uns, das beweist der Verf. unter andern indem er selbst gesteht: 'es habe immer sein Erstaunen erregt, wie die Regierung allen Schwierigkeiten und Kosten ihrer Lage begegnet ohne Anleihen zu machen, und wie die Masse der türkischen Nation ohne Handel, ohne Ackerbau, ohne Manufacturen es anfängt, um nicht nur ihr Daseyn zu fristen, sondern sogar den äußern Anschein des Wohlstandes zu bewahren. Kein Volk in Europa kleidet sich besser, kostbarer als die Türken. Es ist kaum einer unter meinen türkischen Bekannten, der nicht ein wahres Schlaraffenleben führte, den ganzen Tag seine Pfeife rauchte, sich von Caffehaus zu Caffehaus schleppte, sich zu jedem Bairamfest eine kostbare Kleidung anschaffte, und zu Hause drey bis vier Weiber und noch einmal so viele Slavinnen in gleichem Wohlleben unterhielte; und Alles dieß ohne einen in die Augen fallenden Erwerb, ohne bestimmtes Einkommen oder Besizthum. Dieß ist die Lage und Lebensart von zwey Dritteln der Bevölkerung von Constantinopel.' Aus einem solchen Geständniß geht hervor (was freylich unter andern auch die pünctliche Abtragung der Russischen Contribution andeuten könnte), daß es auch in der Türkey zwischen Himmel und Erde Dinge geben müsse, von denen unsere Philosophen sich nichts träumen las-

fen — daß der Staat und der Einzelne Hülfsmittel besitzen die wir nach unsern Europäischen Ansichten weder entdecken noch beurtheilen können. Gerade deshalb aber dürfen die Reisenden nicht unbedingten Glauben für ihre Urtheile und Zusammenstellungen und noch weniger für ihre Vorhersagungen in Bezug auf die künftigen oder auch nur nächsten Schicksal der Türkei verlangen, wenn wir auch ihren Berichten über die Einzelheiten, die sie selbst beobachtet und erlebt haben, so viel Glauben schenken als wir aufreiben können, und als uns die oft nur gar zu sichtbare Sucht zu glänzen, etwas Wichtiges, Geistreiches, statt der einfachen Wahrheit zu geben, übrig läßt. — Diese Bemerkung scheint uns um so nöthiger da es neuerlich fast zu sehr Mode geworden ist die flüchtigen Urtheile von Reisenden als historische Autoritäten anzuführen, und da dieß namentlich am Schlusse des letzten Krieges mit unserm Verf. in Bezug auf die Reformen des Sultan Mahmud der Fall war. Wir glauben z. B. daß schon jetzt zu viele Thatsachen der Behauptung des Verfs. widersprechen: 'daß dem Sultan alle Eigenschaften, sogar für einen Türkischen Helden fehlen, außer Grausamkeit — daß er jedem guten Rath unzugänglich, mit Verachtung auf alle Europäer herabsieht, und nicht genug Vorsicht hat seinen Abscheu zu verbergen u. s. w.' Außerdem ist auf dieser besten Welt Alles nur vergleichsweise zu beurtheilen, und wenn wir weit entfernt sind das Türkische Wesen oder Unwesen gegen irgend eine der zahllosen Anklagen zu rechtfertigen, die der Verf. so wie fast alle Reisende dagegen erheben, so ist es uns doch nicht entgangen, daß der Verf. selbst gesteht, der größte Theil der Bevölkerung von

Irland sey schlimmer daran als die elendesten Fellahs in Oberegyp ten, und es wäre vielleicht der Mühe werth das Urtheil eines Türken zu hören, der Augenzeuge der Mordbrennerereyen wäre die England und Frankreich verwüsten und in Schrecken setzen.

Wie in fast allen Fällen wo der Verf. über das nächste ihm vorliegende hinausgeht und allgemeine Urtheile oder Folgerungen macht, so möchte auch das was er über den Character der Griechen sagt nicht als ein entscheidendes Urtheil anzunehmen seyn, oder doch wenigstens nur von dem Theil dieses Volkes gelten, den er näher kennen gelernt, den Griechen in Constantinopel, Smyrna und andern großen Städten; dann aber trifft ihn mit Recht der Vorwurf, dieses Urtheil auch auf die, in jeder Hinsicht so auffallend verschiedenen Bewohner der Gebirge und der Inseln ausgedehnt zu haben, und ohne seiner Beschreibung von der Kriegführung zwischen Türken und Griechen allen Witz abzusprechen, bedarf es des einzigen Wortes *Missolunghi* um die Folgerung die er daraus für die Feigheit der Griechen zieht, als höchst lächerlich zu bezeichnen. Auch die Behauptung, daß die Türken durchaus untauglich zu guten Soldaten nach europäischen Begriffen seyen, ist durch den letzten Krieg widerlegt worden; denn obgleich die neuen Türkischen regulären Truppen, wie nicht anders zu erwarten stand, den Russen nicht zu widerstehen vermochten, so haben sie doch (selbst nach Russischen Berichten) so viel geleistet als die Soldaten irgend eines andern Volks unter gleichen Umständen, leisten würden, und ist überhaupt an dem unglücklichen Ausgang die Unfähigkeit der Führer und manche andere Umstände, nicht



aber die Untauglichkeit der Soldaten schuld. — Wenn der Verf. aber sagt, bey einem Vergleich zwischen Türken und Griechen komme es nicht darauf an welches Volk das bessere, sondern welches das schlechteste sey, so müssen wir gestehen, daß abgesehen von allen andern Zeugnissen, die sich gegen ein so wegwerfendes Urtheil anführen ließen, des Verfassers eigene Beobachtungen und Erfahrungen, so weit sie in seinem Werke enthalten sind, dasselbe keinesweges bestätigen, sondern uns nur von neuem das Räthsel vorlegen, wie es möglich ist, daß bey einer solchen Religion, solchen bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, ein Volk so viele gute Eigenschaften bewahren konnte. Ja, es ließe sich ohne große Mühe darthun, daß (mit wenig Ausnahmen) es eigentlich nicht die Laster und bösen Neigungen der Türken sind, die sie von civilisierteren Völkern unterscheiden, sondern die Art ihrer Aeußerung; und, daß unsere Gesetze und Sitten in sehr vielen Fällen nur dadurch die Roheit und Gewaltthätigkeit ihrer Aeußerung mildern, daß sie ihnen eine sicherere und bequemere Bahn vorschreiben oder einräumen. — Wir können diese allgemeinen Bemerkungen nicht schließen ohne noch ein Beyspiel anzuführen, wie wenig man sich auf das Zeugniß der meisten sogenannten Augenzeugen verlassen kann, in allen Dingen die nicht unmittelbar unter ihren Augen vorgehen. Der Verfasser schreibt nämlich aus Candia im April 1827 von der gänzlichen Ausrottung der Griechen auf der Insel, und wird also wahrscheinlich jetzt die Proclamationen des Paschas von Egypten an die Candiotischen Griechen für ein großes Possenspiel halten, worin wir ihm freylich, wenn

auch aus anderen Gründen, beystimmen möchten. Auffallend ist es übrigens, daß der Verfasser, der über die Treulosigkeit der Griechen und Türken nicht genug zu sagen weiß, einen christlichen Consul zu Ibrahim Pascha begleitet, um ihm zu den Kosten einer Reise zu verhelfen, die er nach Retino gethan, um die Griechen zu überreden die Waffen niederzulegen, und die angebotene Amnestie anzunehmen, ohne uns zu sagen ob unter diesen Reisekosten auch das Blutgeld für diese Griechen begriffen war, die niedergehauen wurden, so bald sie den Versprechungen des Consuls getraut und ihre Waffen niedergelegt hatten. Wir haben uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen über dieß Werk begnügen müssen, weil es wirklich an lehrreichen und anziehenden Einzelheiten zu reich ist, als daß eine Auswahl für unsern beschränkten Raum möglich wäre, und wir empfehlen dasselbe um so dringender Jedem der Sitten und Character der verschiedenen Stämme und Religionssecten in der Türkei, Aegypten, Palästina und Syrien kennen lernen will, da der Verfasser sie als Arzt auch im Innern ihrer Häuser, im Harem, bey Gastmahlen u. s. w. beobachtet hat, die sonst jedem Europäer unzugänglich sind. — Die Bemerkungen über die Krankheiten in Egypten, und insbesondere über die Pest im 24sten Briefe sind auch in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig und müssen auf das hier versprochene größere Werk über diesen Gegenstand aufmerksam machen.

B. A. S.

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

27. Stück.

Den 19. Februar 1831.

---

St. Petersburg.

Journal des voies de communication 1826..1830. XVI Hefte in 8.

Von welcher Wichtigkeit für das Innere des Russischen Reichs der Canal- und Straßenbau ist, welcher unter der Leitung S. K. H. des Herzogs Alexander von Württemberg einen eigenen Zweig der Verwaltung, abgesondert von den Ministerien, bildet, ist allgemein bekannt. Schmerzlich aber empfand man es im Auslande, daß sowohl wegen der Entfernung, als aus dem Mangel zuverlässiger Nachrichten, es so schwer war sich über die gemachten Fortschritte in diesem Fache zu unterrichten. Diesem Mangel abzuhelfen ist das vorliegende Journal bestimmt, dessen Bedürfniß wohl Niemand verkennen kann. Von der General-Regie des ganzen Verwaltungszweiges ward ein Comité, unter dem Vorsitz des Herrn General-Lieutenants von Bazaine, Directors des Ingenieur-Instituts niedergesetzt, mit dem Auftrage ein

wissenschaftliches Journal zu diesem Zweck zu redigieren. Der Plan ward sehr umfassend genommen (wie er auch genommen werden mußte); er begreift Geschichte, Theorie und Praxis des Fachs. Jedes Heft enthält mehrere Aufsätze; deren Verfasser größtentheils Russische Ingenieurs und Artillerie Officiere sind; sie geben erfreuliche Beweise von der wissenschaftlichen Ausbildung, welche in diesen Corps verbreitet ist. Sie sind sämmtlich in Französischer Sprache verfaßt; auch die Russisch eingelieferten Aufsätze sind in diese übersetzt, und dadurch ein Gemeingut für Europa geworden.

Bey der bedeutenden Reihe von Heften, welche bereits erschienen ist, erlaubt es der Umfang dieser Blätter nicht, auch nur ein Verzeichniß aller der einzelnen Aufsätze zu geben, deren Zahl sich bereits gegen hundert erstreckt. Wir müssen uns daher begnügen, nur einige derselben anzuführen, welche zu den oben erwähnten drey Classen gehören. Nach einer Einleitung, welche die Wichtigkeit der inneren Wassercommunication für Rußland aus seinen speciellen Verhältnissen darthut, folgt für den historischen Theil sofort in *N<sup>o</sup>. I, 1.* Précis historique sur la navigation intérieure de l'Empire de Russie depuis le regne de Pierre le grand; welches in dem folgenden Stück beendigt wird. In *N<sup>o</sup>. VI, 1.* Sur les anciennes voies de communication en Russie, par le G. Major Kozen; fortgesetzt in dem folgenden. Mit *N<sup>o</sup>. VIII, 1.* beginnt die Notice sur les travaux executés ou entrepris de 1823 à 1827 par des ingenieurs des voies de communication; gleichfalls durch mehrere Stücke. — Für die Theorie: *N<sup>o</sup>. IV, 1.* Sur les travaux des Ingenieurs: partie theorique, in drey

Fortsetzungen, und mehrere andere, zum Theil mathematischen Inhalts. Die meisten Aufsätze haben indeß, wie billig, eine practische Tendenz; welche sich nicht bloß auf den Canal= sondern auch auf den Brückenbau bezieht. Nicht bloß von den ausgeführten, sondern auch von den noch auszuführenden Wasserverbindungen ist die Rede; wohin wir besonders die wiederaufgenommene Idee Peters des Großen, von einer Canalverbindung zwischen dem Don und der Wolga rechnen.

Diese wenigen Proben werden hinreichen auf die Wichtigkeit dieses Journals aufmerksam zu machen. Indem es wissenschaftliche Zwecke verschiedener Art sich vorsetzt, erhalten auch mehrere Wissenschaften durch dasselbe ihre Bereicherung; auch die Statistik geht keinesweges leer aus; über die Resultate der Binnenschifffahrth werden lehrreiche Nachrichten mitgetheilt. Erfreulich ist es, aus den uns mitgetheilten Berichten zu ersehen, daß dasselbe auch forthin seinen ungestörten Fortgang haben werde.

Hn.

## C e l l e.

Bei Schulze: Neueste vaterländische Literatur. Eine Fortsetzung der ältern, die vaterländische Bücherkenntniß betreffenden Arbeiten von Baring, Crath, v. Praun und v. Dimpfeda, bis zu Ende des Jahrs 1829. Von Ernst Wilhelm Gustav Schlüter, Dr. und Königlich Großbr. Hannov. Justizrathe zu Stade. 1830. XVI und 318 Seiten in Octav, nebst acht unbezeichneten Blättern, ein Namen= und Sachregister enthaltend.

Den ersten Versuch der Ausarbeitung einer die hiesigen Lande betreffenden Bücherkunde, machte 1729 Baring in s. Succincta notitia scriptorum rerum Brunsvicensium ac Luneburgensium, vermehrt als Anhang seiner Beschreibung der Lauensteinschen Saale (Lemgo 1744). Gleichzeitig mit diesem Anhange erschien v. Praun's Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis, scriptores rerum Brunsvico-Luneburgensium justo materiarum ordine dispositos exhibens, zu Wolfenbüttel 1744. (Schon 1741 kam eine unvollständigere Arbeit von ihm heraus, von der aber nur 24 Exemplare abgezogen wurden.) Im folgenden Jahre trat Erath mit einer, unabhängig von v. Praun ausgearbeiteten bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis, welche seinem Conspectus historiae B. L. in tabulas chronologicas et genealogicas divisus (1745) vorgelegt war, hervor. Beide letzteren Werke erstreckten sich auch auf das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel. Seit dem Erscheinen derselben verstrichen einige sechzig Jahre, ohne, daß man an eine Fortsetzung derselben dachte; wiewohl v. Praun die Absicht einer solchen hegte, wie dessen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrte Handschrift bezeugt. Erst im Jahre 1810 gab der verstorbene Kammerherr v. Dympteda, jedoch unter Beschränkung seines Plans auf die jetzt königlichen Lande, seine: Neue vaterländische Literatur; eine Fortsetzung älterer historisch-statistischer Bibliotheken der Hannoverschen Lande bis 1807, heraus (s. diese Blätter 1810. St. 60. S. 592 u. 596). An dieses Werk schließt sich das vorliegende an, und führt neben mehreren Ergänzungen desselben, die Literatur bis zu dem Schlusse

des vorigen Jahrs. Wie sehr ein solches Werk nothwendig und nützlich war, ergibt der reiche Inhalt desselben; gewiß wird sich jeder Vaterlandsfreund dem Verf. verpflichtet fühlen, und ihm für den Fleiß und die Beharrlichkeit, mit welcher er dasselbe ausgearbeitet hat, Dank wissen! Die Literatur der neueren Erwerbungen hat der Verf. als Anhang mitgetheilt, dagegen aber sich nur auf eine Angabe der sie betreffenden Bücher und Abhandlungen beschränken zu müssen geglaubt, insofern dieselben erst nach der Einverleibung jener Landschaften in den hiesigen Staat, herausgekommen sind.

### H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:  
Lehrbuch der practischen Veterinär-Geburts-hülfe  
nebst einem Anhang über die Wahl der Zucht-  
pferde, von Joh. G. F. Günther, zweytem  
Lehrer der Königl. Veterinär-Schule zu Hannover.  
Mit 3 Kupfstaf. 1830. XXXII u. 176 S. in 8.

Ein zwar nicht ausführlicher, aber dennoch willkommener beachtungswerther Beytrag zu einer Lehre, die aus leicht begreiflichen Gründen sich noch nicht zu der Entwicklung als die übrigen Zweige der Thierheilkunde hervorgearbeitet hat. Der Vf. zeigt sich in der vorliegenden Schrift nicht allein als guter Anatom, sondern auch als geschickter Geburtshelfer bey Thieren; weniger befriedigend ist seine Arbeit in Bezug auf die bey trächtigen Thieren vorkommenden Krankheiten sowohl in pathologischer als therapeutischer Rücksicht, und dürfte manchen gerechten Widerspruch finden. Zur Herausgabe dieses Lehrbuchs fand sich Hr. G. sowohl durch den Mangel eines seinem Vortrage über Veterinär-Geburts-hülfe entsprechenden Hand-

buchs, als auch durch vielseitige Aufforderungen bewogen, zugleich soll dasselbe für Anfänger und Thierzüchter einen Leitfaden abgeben. Dieser doppelte Zweck möchte indessen nicht ganz erreicht werden, dazu sind manche Gegenstände zu kurz abgefertigt, und gegen fast alle bey trächtigen Thieren sich ereignende Gebrechen nur allgemeine Vorschriften ertheilt, mit denen Anfänger und Thierzüchter schwerlich ausreichen werden, zumal die angerathenen Mittel von der Art sind, daß nur die Hand eines erfahrenen Arztes sie mit Sicherheit reichen kann. Das Ganze zerfällt in neun Abschnitte. Voran die Erklärung der Kupfertafeln. Der 1. Abschn. enthält in 4 Kapiteln die anatomische Betrachtung der bey der Schwangerschaft und Geburt hauptsächlich interessirten Theile der weiblichen Thiere. Der Ovarien hat der Vf. nicht gedacht. Der 2. Abschn. handelt in sechs Kapiteln von der Schwangerschaft (wobey die erste Entwicklungsperiode des Eies als außer dem Plane liegend übergangen ist) von den Eyhäuten, vom Fruchtwasser, Nabelstrang, von der Fruchtbarkeit der Hausthiere, Dauer der Schwangerschaft, Kennzeichen derselben, und den Vorbereitungen zur Geburt. Daß Schaaf 27 Wochen und einige Tage tragen sollen, ist wohl ein Irrthum. Im 3. Abschn. spricht der Verf. von den Wehen, von der Blase und dem Wassersprunge, von dem normalen Eintreten des Jungen in die Geburt und Verlauf derselben, von der Behandlung der Nabelschnur, von der Nachgeburt. Der 4. Abschn. ist den Hülfleistungen bey der Geburt im Allgemeinen, der geburtshülflichen Untersuchung, und dem allgemeinen Verfahren, wenn bey richtiger oder berichtigter Lage des Jungen die Geburt desselben durch die Mutter nicht beschafft werden kann, gewidmet. Der 5. Abschn. handelt



von fehlerhaften Geburten und von fehlerhaften Geburten in speciellen Fällen, die keinen Auszug gestatten, dann vom Werwerfen. Zur Verhütung desselben bey zeitiger Kenntniß und lebenden Jungen räth Hr. G. Ueberlaß, Abführungen, Narcotica, Klystiere, Ableitungen auf Lenden und Kreuz, mäßige Bewegung und Hochstellen des Hintertheils nebst Entfernung der Ursachen an. Ref. möchte diese Behandlung nicht in allen Theilen unterschreiben und eben so wenig hat er sich mit der im 6. Abschn. vom Vf. ausgesprochenen Ansicht und Behandlung der sitzengebliebenen Nachgeburt befreunden können. Die künstliche Ablösung der Nachgeburt sey laut Erfahrung die beste und gründlichste Behandlung bey Stuten und Kühen. Um bey letzteren ihr Abziehen von den Cotyledonen mit weniger Beschwerlichkeit in den Hörnern vornehmen zu können, soll man den Bauch der Mutter durch einen untergeschobenen Baum dem Operateur entgegen in die Höhe heben lassen. Nicht zu gedenken, daß aus der allgemeinen Befolgung dieses gewaltsamen Verfahrens, von ungeübten Geburtshelfern, deren doch gewiß die Mehrzahl ist, bey weitem öfter Unheil als Heil für die Kranken erwachsen würde, so hat Ref. während einer 24jährigen Praxis die künstliche Ablösung der Nachgeburt nur in seltenen Fällen, namentlich bey Umstülpung der Gebärmutter nöthig und zweckmäßig gefunden. Stets kam er mit einer auf den allgemeinen Organismus gerichteten Behandlung aus, die nicht allein hinsichtlich des baldigsten freywilligen Abgangs der Nachgeburt, sondern auch rücksichtlich der Beförderung der Milchsecretion alle Erwartung befriedigte. Der 7. Abschn. hat den Vorfall und die Verletzungen der Scheide und Gebärmutter zum Gegenstand. Gegen das fortdauernde Drängen

nach der Reposition der Gebärmutter empfiehlt der Vf. neben der örtlichen Behandlung innerlich Datura, Pilsenkraut (statt Bilsenkraut), Belladonna-Extract oder Opium. Der 8. Abschn. ist der Behandlung des Jungen und der Mutter nach der Geburt gewidmet. Der 9. und letzte Abschn. beschreibt in 4 Kap. einige krankhafte Zustände, welche die Gebärenden nach der Geburt befallen.

1. Kap. Von dem nervösen Entzündungs- oder dem sogenannten Milch- oder Kalbefieber der Kühe.

1. mit besonderer Gehirnaffection. Die mitgetheilte Krankheitsgeschichte einer Kuh, welcher der Vf. zwey auf einander folgende Aderlässe bis zum Umfallen, innerlich Natr. sulphuric. ꝥj Extr. Datur. ꝥj, auf Genit und Lenden Einreibungen von Ungt. Cantharid. mit Hydrargyr. muriatic. oxydat. verordnete, wodurch sie nach einigen Tagen hergestellt wurde, ist lehrreich und bezeugt des Vfs. energisches und heroisches Einschreiten.

2. Mit besonderer Rückenmarksaffection. Dieser Krankheit liege ebenfalls Entzündung zum Grunde, sie verlange die antiphlogistische Methode mit Ableitungen auf den Darmcanal, Lenden und Kreuz, sey aber schwer zu heilen. Ref. hat das in Frage stehende Uebel, dessen nächster Grund ihm in einer Beschränkung oder Aufhebung der Vegetation des Rückenmarks zu liegen scheint, durch eine der empfohlenen ganz entgegengesetzte Behandlung meist gegen den fünften oder sechsten Tag gehoben.

3. Das nervöse Entzündungsfieber als allgemeines Nervenleiden mit besonderer Affection der Verdauungswege.

2. Kap. Von den Milchversetzungen bey Pferden.

3. Kap. Vom Einschuß.

4. Kap. Von der Entzündung der Zitzenmündung. Der Anhang enthält nützliche Belehrungen über die Wahl der Zuchtpferde.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

28. Stück.

Den 19. Februar 1831.

---

K ö n i g s b e r g.

Bevornträger: Ueber Entwicklungsgeschichte der Thiere. Beobachtung und Reflexion von Dr. Karl Ernst v. Bär. Erster Theil. 1828. XXII und 271 S. nebst 3 color. Kupfertafeln in Quart.

Im vorliegenden Bande ist nur die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ey der Gegenstand der Untersuchung. Diese Entwicklungsgeschichte ist ein Theil der Zoophysologie, zu dem bereits Aristoteles den Grundstein legte, auf welchem dann Fabricius ab Aquapendente, Malpighi und Haller, vorzüglich aber C. F. Wolf fortbaueten. Das Gebäude wollte, wie es schien, durch Vander (und Döllinger) vollendet werden; aber es blieb noch manches zu berichtigen. Und konnte es wohl anders seyn? da der Gegenstand für die Untersuchung so zart ist, als er, mit Scharfsinn, Fleiß und Übung belauscht, einen Schlüssel zu den geheimsten Phänomenen in der thierischen Natur überhaupt abgibt.

Vander machte Epoche; man glaubte Alles erfaßt zu haben, — aber wie müssen wir erstauen über das, was jener genaue Naturforscher seinen Nachfolgern zu entdecken und zu berichtigen übrig ließ, wenn wir das vorliegende Werk mit Vander's vergleichen. Indes auch v. Bär's bisherige Forschungen dürften wohl nicht von der Art seyn, daß durch sie die Acten über den vorliegenden Gegenstand als geschlossen zu betrachten wären: wenigstens ist ein berühmter Naturforscher vielleicht in diesem Augenblick damit beschäftigt, manche der gegebenen Resultate von neuem auf den Probierstein zu legen.

Auf die interessant zu lesende, 22 Seiten lange, Dedication an Vander, worin der Verf. unter andern auch die Gründe auseinandersetzt, welche ihn bestimmten dieses Werk herauszugeben, da doch ein großer Theil desselben bereits in Burdach's Physiologie abgedruckt war, — worin er ferner auf die Schwierigkeit der Namenbestimmung der sich bildenden Theile aufmerksam macht, und worin unter andern auch angeführt wird, daß er zur Bearbeitung des Gegenstandes wohl ein paar tausend Eyer verbraucht habe, folgt die Vorrede, welche sich über das Bebrüten im Allgemeinen ausspricht. Wenn nach Vander's und Anderer Angaben die nothwendige Brutwärme auf  $28^{\circ}$  bis  $32^{\circ}$  R. sich beläuft, so fand der Verf. daß dieselbe unbeschadet der Entwicklung auf  $35^{\circ}$  steigen konnte, wenn nur die Eyer nicht unmittelbar mit dem Eisen der Brütmaschine in Verbindung kamen; auch entwickelten sich die Eyer, wenn die Wärme um ein paar Grade niedriger als  $28^{\circ}$  sank, in welchem Falle aber die Entwicklung überhaupt langsamer vorschritt. Tritt ein noch niedriger Grad der Temperatur ein, so vermag das bereits begonnene Leben im Ey,

welches jetzt in seiner Entwicklung stehen bleibt, dennoch kürzere oder längere Zeit sich zu behaupten: der Verf. fand bey einem Ey, welches er im Julius öffnete, nachdem es 30 Stunden lang in der Stube gelegen hatte, daß das Herz, ohne Anwendung neuer künstlicher Wärme, noch (sehr langsam) pulsierte; sodann fand er nach Versuchen, daß die Eyer aus den ersten 5 Tagen des Bebrütens, auch wenn sie 24 Stunden der Brutwärme entzogen worden, im warmen Sommer nicht abgestorben waren. Wenn der Verf. aber meint es sey nicht zu bezweifeln, daß die ältern und selbstständigern Embryonen mit noch mehr Recht (im Wechsel der Temperatur) ihr Leben erhalten könnten, so kann Ref. ihm aus Erfahrung nicht beystimmen, so wie wir auch sehen, daß die brütenden Vögel wohl im Anfange, aber niemals im ferneren Verlauf oder gegen das Ende der Bebrütung, ohne Beeinträchtigung der Entwicklung des Embryos das Nest verlassen; auch sind wir der Meinung, daß bey einem schon weiter entwickelten Embryo das Leben nicht weiter im Stande sey, auf eine solche *Vita minor* herabzusinken, worin, wie der Vf. beobachtete, alle fünf Minuten nur ein Herzschlag erfolgte. — Welchen Einfluß übrigens die Wärme auf die raschere oder langsamere Entwicklung habe, hat der Verf. durch die Beobachtung nachgewiesen, daß diejenigen Eyer, welche unter der Brust der Henne liegen, rascher sich entwickeln als diejenigen, die am Rande des Nestes unter den Flügeln gelegen sind. Aus diesem (aber gewiß auch noch aus einem andern) Grunde hat auch wohl die Jahreszeit Einfluß auf das bessere oder mißlichere Gelingen des Bebrütens. Nicht aber allein hiervon, sondern auch von der Lage der Eyer im Neste oder in der Brütema-

schine, und davon, ob die Eyer frisch sind oder schon längere Zeit vor dem Bebrüten gelegt waren, hängt das Gelingen und der Fortgang des Bebrütens ab, so daß, was jenen Fall anbetrifft, diejenigen Eyer bald abzusterben pflegen, welche senkrecht stehen, und daß, in diesem Falle, die schon früher gelegten Eyer hinter den frischen um 1 bis 2 Tage in der Entwicklung zurückbleiben können. Der Verf. vermuthet mit Recht, daß dieselbe Metamorphose, welche der Dotter während der Bebrütung unter dem Einflusse des Keimblatts erfährt, auch ohne Bebrütung, jedoch überaus langsam in ihm eintrete, und daß nun, als in Folge hiervon, wenn das Ey der Bebrütung unterworfen wird, ein Mißverhältniß zwischen Keimblatt und Dotter Statt findet, welches die Entwicklung entweder gänzlich hindert, oder, wenn es noch nicht so weit vorgeschritten ist, sie verzögert, indem das Mißverhältniß nur langsam überwunden wird. — Zur bessern Uebersicht des Ganzen hat der Verf. die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens in drey Hauptperioden eingetheilt und dieselbe nach der Verschiedenheit des vorherrschenden Kreislaufes bestimmt. Die erste Periode reicht bis zur völligen Ausbildung des ersten Kreislaufes und währt ungefähr zwey Tage. Die zweyte Periode umfaßt die Zeit des Kreislaufes durch die Dottergefäße und währt drey Tage. Die dritte Periode wird durch den Kreislauf durch die Harnsackgefäße bestimmt und reicht bis zur Geburt, d. h. bis zum Lungenkreislauf. Da aber der Verf. von S. 9 bis 140 nur den Abdruck seiner in Burdach's Physiologie von S. 239 bis 370 schon gelieferten Abhandlung gegeben, und demselben weiter nichts Neues als die sehr kurzen §§. 8 (den allgemeinen Character der zweyten

Periode darstellend), 15 (vom Auskriechen des Hühnchens handelnd) und 16 (den allgemeinen Character der dritten Periode hervorhebend) hinzugefügt hat, so dürfen wir hier wohl füglich den eigentlichen genauen Vorgang der Entwicklung des Hühnchens mit Stillschweigen übergehen. Nur über das Auskriechen wollen wir noch kurz berichten, daß, wenn das Hühnchen im Ey seine gewöhnliche Lage hat, d. h. mit dem Vorderende an den Lustraum (im stumpfen Ende des Eyes) stößt, den Hals zurückgekrümmt und den Kopf unter dem rechten Flügel liegen hat, die Schnabelspitze nach vorn gerichtet ist und ganz nahe an der Gegend des den Lustraum begränzenden Chorions steht, bey dem geringsten Versuch den Kopf aus dieser Lage zu entfernen das Chorion von der Schnabelspitze durchstoßen wird; diese dringt in den Lustraum hinein, wodurch das Hühnchen in den Stand gesetzt wird etwas Luft einzuathmen und eine Stimme von sich zu geben, die der Verf. nicht selten schon zwey Tage vor dem Auskriechen, und ohne daß das Ey an irgend einer Stelle einen Riß hatte, hören konnte. Ein solches Piepen vernahm der Verf. aber niemals, wenn, wie es in seltenen Fällen wohl zu geschehen pflegt, das Hühnchen mit dem Kopfe und Schnabel nach dem spitzen Ende des Eyes hin lag. Verstärkte Bewegung mit dem Kopfe lassen endlich die Schnabelspitze an die Eyserschale gelangen, welche am Ende Risse bekommt, wobey wohl ein Stückchen Schale, nicht selten bey noch unversehrter (äußerer Lamelle der) Schalenhaut, abspringt. Die Oeffnung wird allmählich vergrößert, das Hühnchen steckt Kopf und Schnabel durch dieselbe nach außen hinaus, und bleibt in dieser Stellung noch einige Zeit, damit die Lungenathmung sich gehörig ausbil-

den könne; ist dieses geschehen, so sind auch die Gefäße des Chorions allmählich abgestorben, der Nabel löset sich und das Hühnchen verläßt das Ey.

Von S. 141 bis 246 folgen Scholien und Corollarien zu der Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ey, die wir, da eigentlich nur sie das Wesentliche und Eigenthümliche dieses Werkes ausmachen, etwas genauer durchgehen zu müssen glauben. — Scholion I. Ueber die Sicherheit in der Beobachtung der Embryonen. Der Verf. weist nach, daß die Untersuchung der Embryonen nicht eine so schwierige Sache ist, als man gemeiniglich glaubt und zwar nach dem richtigen Grundsatz: 'daß der Embryo, je jünger er ist, desto weniger (ins Einzelne) fein gebauet sey.' Es haben sich nämlich die Theile bis dahin nur als Ganze gebildet und gestaltet, und erst mit fortschreitender Entwicklung differenzieren sie sich in ihrem Innern in feinere und feinste, so z. B. die Muskeln, welche beym Embryo nur als ganze Bündel ihrem Umfange nach erscheinen, das Gehirn, welches Anfangs ohne Faserung ist u. s. w. Der Verf. untersuchte in einem mit Wasser angefüllten Uhrglase unter einer Linse von fünf Linien Brennweite, bey welcher nur schwachen Vergrößerung die Schatten, nach denen man die Theile oft nur zu bestimmen im Stande ist, sich nicht verloren. Scholion II. Die Ausbildung des Individuums im Verhältniß zu seiner Umgebung. Obgleich jeder Fortschritt in der Entwicklung nur möglich wird durch den jedesmal vorhergehenden Zustand, so ist dennoch ein solcher Zustand nicht als das allein und absolut Bedingende für die Zukunft anzusehen, sondern vielmehr wird die ganze Entwicklung von



der gesammten Wesenheit (Idee) des Thieres, welches werden soll, beherrscht und geleitet. So z. B. walten im Anfange des Bebrütens, wenn man eine größere Reihe von Eiern beobachtet, nicht selten große Verschiedenheiten in Bezug auf die erste Gestalt und allmähliche Entwicklung der Primitivtheile des Embryos ob, und dennoch finden wir, daß, am Ende der Bebrütung, noch mehr aber bey schon ausgewachsenen Hühnern, nur noch ganz unbedeutende Verschiedenheiten, und im Innern wohl kaum dergleichen, sich erkennen lassen. Und dieses geschieht dadurch, daß durch eine allmähliche Ausgleichung des Ganzen solche Verschiedenheiten verschwinden, und jede Abweichung, so viel möglich zur Norm zurückgeführt wird. Hieraus geht dann klar hervor, daß nicht die Materie, wie sie gerade angeordnet ist, sondern die Wesenheit der zeugenden Thierform die Entwicklung der Frucht beherrscht. Die Dotterkugel betrachtet der Verf. vor der Befruchtung als niedrigste Form des Thiers, aber als eine so niedrige Form, daß das Thier noch gar keine Selbstständigkeit hat, sondern nur Theil des mütterlichen Körpers ist. Aus der Dottermasse bildet sich die Keimschicht, aus dieser der Keim. Der Embryo ist Anfangs nur Bucherung des Keims; später erst finden wir eine Abgränzung vom übrigen Keime, zu welchem er aber noch in einem sehr untergeordneten Verhältnisse, von ihm sein Blut zur Ernährung erhaltend, steht; beide bilden ein zusammen gehöriges Ganze. Kaum hat jedoch der Embryo seine Gränze gefunden, so fängt er an sich noch mehr zu scheiden. Einen Theil des Keimes wandelt er in einen Leib um (Rücken-, Bauch-, Gefäß-, und Darmplatten), durch Abschneidung vom übrigen Keime. Mit einem

andern Theile umhüllt er sich (Amnion). Was früher Theil war, will ein Selbstständiges werden, bedarf aber noch der Keimhaut, und hört nicht auf mit ihr ein Ganzes zu bilden. Endlich wird seine Herrschaft über die Keimhaut entschieden, und er nimmt sie mit dem ganzen Dotter als Theil in sich auf. Keimhaut und Embryo sind also vom Anfange an ein Ganzes, welches sich im Vogel nie trennt, mit Ausnahme eines Theils vom serösen Blatte. Nur die übrigen Eytheile werden bey dem Auskriechen als unnütz verlassen. Da der Embryo sie nicht in sich aufnehmen kann, so sondert er sich von ihnen, und zeigt hierdurch den letzten Grad seiner wachsenden Selbstständigkeit. Jetzt steht er nur noch im Verkehr mit der gesammten Natur, welche früher nur durch das Ey auf ihn wirkte. Diesem Scholion ist ein Corollarium über die Paarung angehängt, die der Verf. in zwey Momente, in die Begattung und in die Befruchtung, von denen jene dazu bestimmt seyn soll die Frucht der Herrschaft des weiblichen Eyerstocks zu entziehen, von dem diese aber der Frucht ein selbstständiges individuelles Leben gewähren soll, eintheilt. — Scholion III. Innere Ausbildung des Individuums. Es wird hier der allgemein anerkannte Satz durchgeführt, daß aus einem Homogenen, Gemeinsamen allmählich das Heterogene, Specielle sich hervorbildet. Der Verf. nimmt drey Formen einer solchen Differenzierung an, und zwar a. die primäre Sonderung, worunter er die Sonderung des Keimblatts in die verschiedenen Schichten, nämlich in die Haut-, die Knochen-, Faserhaut-, Muskel- und Nerven-, die Gefäß- und die Schleimhautschicht versteht; b. die histologische Sonderung, worunter er die fernere Differenzierung

der genannten Blätter in Knorpel-, Muskel- und Nervenmasse, so wie in Blut begreift; und c. die morphologische Sonderung, d. h. die eigentliche Organenbildung. Hier wird dann auch noch trefflich auseinander gesetzt, daß nirgends Neubildung, sondern überall nur Umbildung (Differenzierung eines Indifferenten) vorkomme, daß diese Umbildung der Anfang des organischen Wachsthumes sey, und daß dieses Wachsthum in der Richtung vom Centrum gegen die Peripherie hin Statt habe, bey welcher Gelegenheit die schon zu oft widerlegte Lehre von Serres, nach der das organische Wachsen auf Vereinigung von lauter isoliert und neu entstandenen Einzelheiten, und zwar dem gemäß auch von der Peripherie gegen das Centrum hin, beruht, in ihrer Blöße hingestellt wird. — Scholion IV. Ueber das Schema, das die Entwicklung der Wirbelthiere befolgt. Zuerst wird hier nachgewiesen, daß im Keime und werdenden Embryo in allen Dimensionen, nämlich in der Tiefe, in der Fläche und in der Länge dieselbe Reihenfolge von Differenzen sich zeigt, und daß, so zusammengesetzt auch und scheinbar verworren der Bau eines ausgewachsenen Wirbelthiers ist, so einfach und nach allen Richtungen gleichmäßig der Fortgang der Ausbildung dieser Form in der ersten Zeit sey. Sodann wird dargethan, daß in den Wirbelthieren durch eine doppelt symmetrische Entwicklung, von einer Achse ausgehend, die Schichten der primären Sonderung in Röhren verwandelt werden. Diese doppelt symmetrische Entwicklung beruht darauf, daß der Embryo zuvörderst aus zwey Hauptröhren besteht, nämlich einer obern für die Rückenhälfte und einer untern für die Bauchhälfte. Die Röhren kommen aber nur da-

durch zu Stande, daß jedesmal zwey seitliche Hälften vom Centrum aus einander sich näher rücken und mit ihren peripherischen Theilen sich berühren oder schließen. Diese Röhren entsprechen den zwey ersten Lagen des Keimes, nämlich der animalischen und der plastischen. Da aber theils gleich nach dem Schlusse nach oben, theils während des Schlusses nach unten im Embryo die Sonderung in Schichten, nämlich der plastischen Lage in eine Gefäßschicht und in eine Schleimschicht, der animalischen Lage aber in eine seröse (Nerven-) Schicht und in eine Fleischschicht, eintritt, so müssen alle diese Schichten durch ein Fortrücken vom Centrum gegen die Peripherie hin bald Röhren bilden, die der Verf. Fundamentalorgane nennt, da aus ihnen die speciellen Organe sich allmählich entwickeln. Diese speciellen Organe sind dann a. die Schleimhautröhre, als Entwicklung des Schleimblattes und die innerste Röhre in der Bauchhälfte des Thieres vorstellend; b. die Gefäßhautröhre als Entwicklung des Gefäßblattes, und eigentlich eine gedoppelte Röhre vorstellend, von denen die eine jene Schleimhautröhre umgibt; c. die Rückenröhre und die Bauchröhre, welche der Fleischschicht entsprechen, von denen diese die vorhergehende, jene aber die Nervenröhre (Rückenmark) umgibt; und d. die Nervenröhre und die Haut als der serösen Platte entsprechend; — hier weist der Verf. die ursprüngliche Identität des Rückenmarks und der Haut nach, welche beide erst durch den Schluß des Rückenmarkscanals mittelst der Fleischschicht von einander getrennt werden. Endlich folgt dann die weitere Umbildung aus der einfachen Röhrenform. — Diesem Scholion sind zwey Corollarien angehängt: 1. über den Bau

und die Entwicklung der Extremitäten der Wirbelthiere, und 2. über eine consequentere Eintheilung und Bearbeitung der Anatomie. — Das V. Scholion, über das Verhältniß der Formen, die das Individuum in den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung annimmt, stellt zunächst die Lehre, daß der Embryo höherer Thiere die bleibenden Formen der niederen Thiere durchlaufe, kurz dar, und erhebt dann Zweifel und Einwürfe über und gegen diese Annahme, welche letztere doch im Ganzen genommen nicht so ganz schwierig zu beseitigen seyn möchten. Es folgen Betrachtungen über das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen bleibenden Thierformen. Die Stufe der organischen Ausbildung, die der Verf. in der größern histologischen und morphologischen Sondernung, nicht allein der allgemeinen Gebilde, sondern auch der einzelnen Apparate und Abschnitte derselben bestehen läßt, bezeichnet, zugleich mit dem Typus, worunter er das Lagerungsverhältniß der Theile, der organischen Elemente und der Organe versteht, die einzelnen größeren Gruppen von Thieren, die man Klassen genannt hat. Der Typen nimmt er dann vier an, nämlich den peripherischen, der repräsentiert wird durch einige tellerförmige Infusorien, die Rhizostomen, Medusen, Asterien, — den Längentypus, herrschend in Vibrionen, in Filarien, im Gordius, in den Naiden und in der ganzen Reihe der gegliederten Thiere, — den massigen Typus, die Mollusken, Räderthiere und einige Infusorien umfassend, und — den Typus der Wirbelthiere, der gleichsam aus den drey früheren zusammengesetzt erscheint. — Der Längentypus spricht sich in den Wirbel-

thieren vorzüglich in den animalischen Gebilden (Nerven, Muskeln, Knochen) aus. Der massige Typus herrscht aber mehr in den plastischen Theilen des Leibes der Wirbelthiere. Wie nun in den Mollusken als Repräsentanten des massigen Typus fast immer Mangel an Symmetrie ist, so liegt auch fast immer, der ausscheidende Pol seitlich vom aufnehmenden, und zwar rechts. — Es wird nun nachgewiesen, daß bey Wirbelthieren der animale Typus den plastischen sehr beherrsche und bestimme, daß aber demungeachtet noch immer jener massige Typus unverkennbar sey, und zwar daß die lebendige organische Strömung (oder Bewegung) nach rechts hin tendire. Jetzt beweiset der Verf. diese Behauptung durch die nach rechts hin fortgehende Strömung des Blutes, durch das nach rechts gerichtete Einstromen der Luft in die Athmungsorgane, durch die von links nach rechts fortgehende Bewegung des Darmcanals (noch in den Larven der Frösche liegt der After rechts von der Mittelebene des Schwanzes), durch die von links nach rechts fortgehende Bewegung in den Geschlechtsorganen (wofür Ref. auch noch einen Beweis in dem Umstande findet, daß bey Menschen der Mutterkuchen mehr nach rechts aufsitzt, und daß, wie derselbe zuerst nachgewiesen hat, die Chalazen der Vögel constant von links nach rechts gewunden erscheinen). Nur der Weg des Harns scheint vorherrschend nach links zu gehen, was seinen Grund darin haben möchte, daß die vorherrschende Thätigkeit der Nieren vielleicht darin besteht Venenblut anzuziehen, während sie den Harn bloß abfließen lassen. — Diesem Scholion sind vier, zum Theil sehr ausführlich behandelte Corollarien angehängt, von denen das erste die Anwendung dieses Schol-

lions auf die Lehre von den Hemmungsbildungen, das zweyte die Anwendung der gegebenen Darstellung auf die Bestimmung der einzelnen Organe in den verschiedenen Thierformen, das dritte die Anwendung jener Darstellung auf die Erkenntniß der thierischen Verwandtschaften, und das vierte endlich die Eintheilung der Thiere nach der Entwicklungsweise, umfaßt. — Das sechste Scholion endlich liefert in größter Gedrängtheit nur das allgemeinste Resultat des bis dahin Betrachteten; dieses allgemeinste Resultat aber wird so ausgesprochen: 'die Entwicklungsgeschichte des Individuums ist die Geschichte der wachsenden Individualität in jeglicher Beziehung.'

So viel hielten wir für hinlänglich, um die Wichtigkeit vorliegenden die Wissenschaft fördernden Werkes angedeutet und nachgewiesen zu haben. — Zu tadeln fanden wir wenig oder nichts. Nur scheint uns der Verf. zu großes Gewicht auf den Nachtheil der Betrachtung der Naturwesen als einreihige Kette gelegt zu haben, indem wir davon überzeugt sind, daß in gegenwärtiger Zeit kaum der eine oder der andere Naturforscher so einreihig sich die ewigen unmerklichen Uebergänge in der Natur vorstellen wird. Was aber den Umstand anbetrifft, daß die höhern Wesen bey ihrer Entwicklung die niedern nicht durchlaufen sollen, so können wir darin dem Verf. nicht beystimmen; zumal er selbst die entgegengesetzte Ansicht an mehreren Stellen seines Werkes deutlich an den Tag leget, z. B. da, wo er trefflich auseinandersetzt, daß der Typus der niederen Thiere in dem der höhern sich wiederhole. Tief greift die Lehre von

dem Durchlaufen des menschlichen Organismus bey seiner Entwicklung durch die verschiedenen Thierreihen in die Theorie der Hemmungsbildungen; der Verf. erklärt letztere als ein Stehenbleiben auf einer niederen Stufe der eigenen Entwicklung, was gewiß keiner bezweifeln wird. Aber diese eigene niedere Stufe hat die größte Aehnlichkeit mit der vollkommenen Ausbildung gewisser Thiere oder Thierreihen, eine Thatsache, die der Verf. an mehreren Stellen seines classischen Werkes selbst zugibt, und worin eigentlich der Ref. ein solches Durchlaufen erkennen zu müssen glaubt. — Druckfehler sind trotz des großen Verzeichnisses noch mehrere stehen geblieben: ganz unverständlich ist z. B. folgender Satz S. 61: 'Schon nach der Mitte des dritten Tages sieht man in der Gefäßschicht, welche den Speisecanal hinter der Rachenhöhle, die, wie ich bemerkt habe, schon ihre Selbstständigkeit hat und auffallend groß und auf jeder Seite von vier Spalten durchbohrt ist, stark aufgeschwollen.' — Die beiden ersten Tafeln sind die zweyte und dritte Tafel des 2. Bandes der Burdach'schen Physiologie; die dritte aber ist ganz neu. Jene ersteren beiden Tafeln stimmen aber nicht gänzlich mit denen unsers Exemplars der genannten Physiologie überein, und namentlich scheint uns Taf. I. richtiger, Taf. II. aber nachlässiger ausgeführt als bey Burdach.

Bd.

## Berlin und Stettin.

Ben Nicolai: Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik, von Eduard Henke. Dritter Theil. 1830. VI und 743 Seiten gr. Octav.



Die beiden ersten Theile dieses geschätzten Werks sind mit gebührender Anerkennung der Verdienste seines Hn. Verfassers in diesen Blättern bereits angezeigt, so wie denn auch über den Plan und die Ausführung desselben das Nöthige bemerkt worden ist. Der vorliegende dritte Band desselben behandelt in Gemäßheit des von dem Hn. Verf. aufgestellten Systems, von den Privatverbrechen die dritte Unterabtheilung, nämlich die Verbrechen an der Person und dem Eigenthum eines Andern (Betrug, Treulosigkeit in privatrechtlichen Verhältnissen, Brandstiftung und Gewaltthätigkeit mit Ausdehnung auf Raub und Erpressung), sodann die Staatsverbrechen nach zwey Unterabtheilungen, von denen die erstere die Verbrechen an der Persönlichkeit des Staats (Verbrechen der Untergebenen des Staats überhaupt und jener Persönlichkeit, wie die Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, Aufruhr, Landfriedensbruch, Störung des Haus- und Burgfriedens, Selbsthülfe, Privatrache, Erschleichung und Anmaßung eines Staatsamts, Bestechung der Staatsbeamten; Verbrechen des Staats an dessen Persönlichkeit, wie Majestätsverbrechen, Hochverrath, Verletzung der Ehrfurcht gegen den Staat; endlich Verbrechen der Beamten des Staats an dessen Persönlichkeit, und Verletzung und Mißbrauch der Amtspflichten, Dienstvergehen u. s. w.), die letztere dagegen die Verbrechen an dem Eigenthume des Staats (Verbrechen an dem Vermögen des Staats und Verbrechen der Bürger gegen sich, wie Selbstmord und Selbstverstümmelung, Duell, Selbstbefleckung und Bestialität, Verschwendung des eigenen Vermögens in Glücksspielen) umfaßt. Den Schluß machen die Verbrechen gegen das Gemeinwesen, gleichfalls in zwey Unterabtheilungen. Die erste der

selben enthält die Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit, nämlich die gemeinschädlichen oder gemeingefährlichen Unternehmungen gegen Leben, Gesundheit und Eigenthum der Menschen, wie gemeingefährliche Brand- und Ueberschwemmungsstiftung, gemeingefährliche Vergiftung, Landzwang und Anlegung von Pulverminen, so wie die gemeinschädlichen oder gemeingefährlichen Angriffe auf die öffentliche Ordnung im Staate, wohin der Hr. Verf. die Uebertretungen in Beziehung auf Religion und Kirchenthum, wie Gotteslästerung, strafbarer Aberglaube, Ketzerey und Sectenstiftung, Störung des Gottesdienstes, Sepulcri violatio, dann die Vergehungen gegen die guten Sitten, wie übermäßiges Trinken und Zutrinken, Unzucht in ihren Abarten, als stuprum, incestus und Sodomia ratione sexus, Kuppeley; hierauf die Gefährdung des ökonomischen Wohlstandes der Staatsglieder durch Dardanariat und Auf- und Vorkauf, Zinswucher, Kauf der Früchte auf dem Halme; endlich die Gefährdung der öffentlichen Ruhe und der Sicherheit der Personen und des Eigenthums rechnet. Die letztern dagegen, die Verbrechen gegen die öffentliche Treue und den öffentlichen Glauben, wohin die Münzverfälschung, Grenzverfälschung, die Calumnie, der betriegerische und muthwillige Bankerott, so wie Meineid und Eidesbruch gestellt sind. — Die Lehren des Strafrechts in Bezug auf Verbrechen und Strafen sind also nunmehr beendigt; rückständig ist noch der Criminalproceß, mit welchem sich der vierte und letzte Band beschäftigen wird.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

29. Stück.

Den 21. Februar 1831.

---

H a n n o v e r.

Bey Hahn: De Historia Homeri maxime-  
que de scriptorum carminum aetate me-  
temata. Scripsit Greg. Guil. Nitzsch, an-  
tiqu. liter. in Acad. Kiliensi Professor. Fasci-  
culus prior. 170 Seiten in 4.

Raum läßt uns irgend etwas Einzelnes den  
Gang unserer neuern deutschen Bildung so deut-  
lich erkennen, als die Aufnahme, welche Fr. A.  
Wolfs Gedanken über die Entstehung der Ho-  
merischen Gedichte zuerst und bis auf den heuti-  
gen Tag gefunden haben. Man weiß, mit wel-  
chem Eifer besonders die jüngern Zeitgenossen  
von Wolf sie auffaßten, wie diese Gedanken  
von Manchen bis zu einem Grade ausgedehnt  
wurden, der Wolf selbst höchst bedenklich machte.  
Man hielt die Entstehung jener großen Ganzen  
für begreiflicher, wenn man sie in Stücke theilte,  
deren einzelne Abfassung der rudis antiquitas,  
die kluge Zusammenkittung aber einem schon raf-  
finierteren Zeitalter zugeschrieben wurde; man

ging so weit, die Bestandtheile von Ilias und Odyssee gleichsam wie Atome in einem wilden Chaos mannigfacher Poesien umherschwimmen zu lassen, bis ein ordnender Geist sich ihrer bemächtigt und sie so schön verbunden habe. Seit der Zeit hat unsere Auffassungsweise der Kunst wie der Geschichte des menschlichen Geistes, wir dürfen wohl sagen, ähnliche Fortschritte gemacht, wie die philosophische Betrachtung der Natur. Man begreift, daß was wahrhaft als ein Ganzes in sich zusammenhängt, nur von einem innern Lebenskeime, welcher das Ganze schon dynamisch in sich trägt, ausgehen kann; und man erkennt zugleich, nicht durch Anlegung des Richtscheits einer einseitigen Theorie, sondern durch ein lebendiges Eindringen in jene ältesten Kunstwerke der Griechenwelt, in ihnen einen organischen Zusammenhang, der alle Theile wie Glieder eines Körpers beherrscht. Solche Ansichten sind wohl Vielen gemein; obgleich nur Wenige sie sich zu einem klaren Bewußtseyn gebracht, und sie vernehmlich ausgesprochen haben. Unter denen, welche in Schriftwerken den Ansichten Wolfs entgegen getreten sind, zeichnet sich der Verf. des vorliegenden Werks eben so durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch die prüfende Umsicht und Sorgfalt seiner Untersuchungen aus, welche, zuerst von der Wolffschen Hypothese ausgehend und sich an sie anschließend, ihn immer mehr zu entgegengesetzten Ansichten und allmählich zu dem Resultate geführt haben, daß die beiden Homerischen Epopöen jede als ein Ganzes von einem Dichter schriftlich verfaßt worden seyen, und ihre Gestalt später nur durch Interpolation, nicht durch eine gänzliche Umarbeitung, verändert hätten. Wenn der Unterz. nun nach dem Gesagten nicht anstehen kann, eine zeitge-

mäße Tendenz in diesen Untersuchungen zu erkennen: so wird es vielleicht befremden, daß er es doch für seine Pflicht hält, mehreren Hauptsätzen des Verfassers zu widersprechen: aber gerade die Critik eines solchen Werkes, welches so weit auf einer der früheren entgegen gesetzten Bahn fortschreitet, muß noch sorgfältiger im Abdingen des Unerwiesenen, als bereitwillig im Anerkennen des Geleisteten seyn, zumal wenn die Aussicht vorhanden, daß man sich von vielen Seiten dem Unternehmen anschließen, und wohl Mancher die Sache schon für entschieden ansehen werde.

Nicht um einen Auszug des vorliegenden Werkes zu geben, sondern nur um gleichsam die Untersuchung bey ihren Spitzen fassen zu können, drängen wir den Zusammenhang des Ganzen in diese Worte zusammen: Die Schrift, sagt Herr Prof. Nitsch, habe einen doppelten Zweck und Nutzen, indem sie erstens bestimmt sey, den in Raum oder Zeit Entfernten, was wir denken, zu überliefern; zweytens aber auch für uns selbst zum Festhalten des Gedachten und zum Erneuern der Erinnerung daran diene, uns gleichsam zu einem andern Gedächtnisse werde: wozu dann noch als ein dritter Gebrauch, der die andern beiden gewissermaßen vereinigt, das Niederschreiben zum Zwecke des Vorlesens trete. Nun möge immerhin das Schreiben für die Entfernten und Spätern in Griechenland ziemlich spät aufgekommen seyn: so dürfe und müsse doch der Gebrauch der Schrift für das Ausarbeiten, die *commentatio*, als viel älter gesetzt werden; und eben so schließe auch das Uebertragen und Einüben der Poesien durch mündliches Vorfagen, das *διδάσκειν* der Griechen, den Gebrauch der Schrift nicht aus, sondern fordere ihn vielmehr. Aus einem Mißver-

ständnisse dieses Lehrens *de scripto* seyen auch die Erzählungen von Homer und Tyrtäos als Lehrern im Lesen und Schreiben hervorgegangen. Der alte Dichter Archilochos erwähne schon den Gebrauch der Skytala, des Briefstabes, und bald hernach seyen Leseschulen in ganz Griechenland zu finden. Aber auch für den Zweck, Etwas für ferne Zeiten festzuhalten, sey die Schrift früher gebraucht worden als man in neuern Zeiten angenommen, namentlich für die Aufzeichnung von Gesetzen. Daß Gesetze durch Gesang der Jugend eingeübt worden seyen, sey eine unzuverlässige Ueberlieferung einiger Schriftsteller; Clemens von Alexandria, welcher angibt, Terpander habe die Lakëdämonischen Gesetze in Musik gesetzt, verwechsle die musischen Nomen, alt-herkömmliche Gesangsweisen, mit den politischen, und wenn Strabon den Thaletas einen Nomothetischen Mann nennt, gehe dieß auch nur auf die Anordnung musicalischer Weisen. Da die Lykurgischen Verfassungsgesetze, *νόμοι*, Vertragsurkunden zwischen Volk und Obrigkeit gewesen, sey es auch vorauszusetzen, daß man ihnen durch Schrift Festigkeit zu geben gesucht habe; und der Lykurgische Ausspruch, *νόμοις μὴ χρῆσθαι ἑγγράφοις*, zeuge nicht für das Gegentheil, indem er sich nur auf die Gesetze, welche von den Gerichten angewandt wurden, beziehe, da das Nichten nach ungeschriebenem Rechte immer als ein unterscheidendes Merkmal der Spartanischen Rechtspflege angeführt werde. So werde nun auch Strabos Angabe: 'die Lokrische Gesetzgebung des Zaleukos sey die erste geschriebene gewesen' näher bestimmt und bedingt durch die speciellere desselben Schriftstellers: Zaleukos habe zuerst eine Menge genauer Strafbestimmungen aufgezeichnet, während diese früher dem

Ermeſſen der Richter überlaſſen geweſen ſeyen. Auch am Material des Schreibens habe es jenen Zeiten nicht gefehlt; die Felle, *διφδέραι*, das noch ſpäter in Perſien gewöhnliche Schreibmaterial, habe den weitläufigſten Aufzeichnungen Raum gegeben; eben ſo hölzerne Tafeln, welche auch unter dem Namen der Skytalen begriffen worden ſeyen. Aber auch den Papyrushandel dürfe man in Zeiten lange vor Amafiſ hinauffehen, in welchen die Griechen durch die Phönicier dieſe Aegyptiſche Waare erhalten konnten. Indeffen ſey allerdings die größere Verbreitung des Papyrus in Amafiſ Zeit die Veranlaſſung geworden, daß man von nun an die früher nur von Einzelnen gebrauchte Schrift für das größere Publicum in Anwendung gebracht habe, und das damit zuſammenfallende Zeitalter des *Peiſiſtratoſ* ſey: *non ſcriptorum librorum, ſed vulgo lectorum, ſed editorum, divulgatorum, in bibliothecas congeſtorum prima aetas*. Während man früher nur Verſe für den Vortrag niedergeſchrieben habe: erhebe ſich jetzt die Proſa, und reiße ſich auch in den Gegenſtänden gleich von Anfange ſehr von dem mythiſchen Inhalte der Pöſie loſ. Damals ſeyen aber die Homeriſchen Gedichte ſchon in vielen Städten Griechenlands verbreitet geweſen, namentlich in denen, wo Sagen von der Anweſenheit des Dichters ſelbſt vorkommen, wie in Samos, Chioſ, Smyrna, Joſ und Kolophon. — Immer denke man bey Homer in früherer Zeit nur an Iliad und Odysſee, wenn auch das Verhältniß des Dichters zu dieſen beiden Gedichten verſchieden geweſen zu ſeyn ſcheine. Denn die Iliad ſey von Homer aus einem früheren Gedichte *'de ſola Joviſ βουλή'* in die große Epopöe von Achilleſ Zorn und Beruhigung um:

gebildet, die Odyssee dagegen vielleicht von demselben Dichter, aber freyer von früheren Vorbildern, gedichtet worden. In den kyklischen Gedichten sey größtentheils das Bestreben wahrzunehmen, die Ilias in dem Zusammenhange des Plans nachzubilden; allein der Macreiser dieser Dichter beweise durchaus nichts für eine secta Homericæ, welche eben so wenig, wie eine Böotische secta Hesiodi, etwa aus dem Vorkommen angeblicher Gräber des Homer und Hesiod an verschiedenen Orten gefolgert werden könne. Ein Geschlecht von Chios habe, weil viele Rhapfoden der Homerischen Gedichte daraus hervorgegangen, die zugleich Hymnen zur Kithar gesungen hätten, den Namen der Homeriden und gewisse Vorrechte erhalten. Da aber Kynäthos, welcher Olymp. 69 kurz vor dem Perserkriege lebte, zu diesen Homeriden gerechnet werde: so sey nicht daran zu denken, daß diese die Homerischen Gedichte erst ausgebildet hätten (wobey auch vom Ursprunge und der Art des Vortrags der Homerischen Hymnen gehandelt wird). So wenig zu leugnen sey, daß die Homerischen Gedichte manche Interpolationen erfahren haben: so ungerecht sey es doch, gerade diese Homeriden, von denen die treueste Ueberlieferung derselben erwartet wurde, ohne nähern Beweis als willkürliche Umbildner der Homerischen Gedichte anzusehen. Dagegen sey mit Recht aus der Art, wie die Kykliker sich in ihren Epopöen rings umher an Ilias und Odyssee anschließen, gefolgert worden; daß diese beiden Gedichte damals schon ungefähr in ihrem jetzigen Umfange bestanden hätten. Zugleich beweise die bedeutende Abweichung dieser Kykliker von Homer in der Auffassung der Troischen Mythen, daß, wenn die Ilias bedeutende Veränderungen erfahren, dieß



lange vor den Kyklikern und der Olympiaden-  
 Aera geschehen seyn müsse. Wenn man dieß Al-  
 les zusammenfasse, und bedenke, wie eifrig Ho-  
 mer lange vor Peisistratos in Argos gehört,  
 wie er in der Zeit der Peisistratiden schon von  
 dem Rheginer Theagenes commentiert wurde:  
 so könne man unmöglich dem Peisistratos die  
 erste Anordnung der Homerischen Gedichte zu-  
 schreiben: sondern müsse das Verdienst dieses  
 Tyrannen darauf beschränken, daß er nach Ver-  
 einigung verschiedener Exemplare, welche natür-  
 lich manche bedeutende Discrepanz darboten, ei-  
 nen zusammenhängenden Text dieser Gedichte ab-  
 schreiben ließ, von dem dann wieder Abschriften  
 verbreitet wurden, und nach welchem, der An-  
 ordnung des Peisistratos oder Hipparchos zusol-  
 ge, die Rhapsoden an den Panathenäen die Ho-  
 merischen Gesänge richtig und vollständig vor-  
 tragen mußten.

Nachdem wir auf diese Weise die Gedanken-  
 reihe, welche uns das Ganze zusammenzuhalten  
 scheint, wiederzugeben gesucht haben — wobey  
 freylich manche schöne Auseinandersetzung, welche  
 das gedrängt geschriebene Buch enthält, kaum  
 durch ein Wort angedeutet werden konnte —:  
 wollen wir versuchen, einige Bedenken gegen  
 diese Sätze in derselben Ordnung, in welcher sie  
 hier aufgestellt sind, vorzutragen.

Zuerst können wir es nicht anders als schön  
 finden, daß der Verf. die Forschung über den  
 Punct, ob Homer geschrieben habe, mit Ausein-  
 andersetzungen über den Zweck der Schrift  
 im Allgemeinen beginnt: nur wünschten wir,  
 der Verf. hätte hier seinen Standpunct noch hö-  
 her genommen, und die Bedeutung der Schrift  
 für das Leben des Menschengeschlechts noch schär-  
 fer aufgefaßt. Die Schrift, die wir nun frey-

lich mit eben solcher Geläufigkeit und demselben Vergessen ihrer Schwierigkeit handhaben wie die Sprache, ist denn doch eigentlich, und ganz besonders in ihren Anfängen, ein höchst unvollkommenes und durch zahlreiche Schwierigkeiten gehemmtes Mittel, den lebendigen Laut, der damit verglichen als eine Sprache des Geistes zum Geiste erscheint, einigermaßen auszudrücken. Dieß arme Surrogat anzuwenden, kann, besonders ein so hörlustiges und feinhöriges Volk, als die Griechen waren, zuerst nur die äußerste Noth, der dringendste Zweck bewogen haben, also das Streben, Einzelnes, wie Namen, Zahlen, als ein Unwandelbares den fernen Enkeln zu überliefern. Der Gebrauch für die Meditation ist dagegen, wie uns dünkt, durchaus ein Zweites, Nachfolgendes, wozu schon eine große Reichtigkeit und Geläufigkeit im Hinwerfen und Auffassen der Schrift gehört, zu deren Erwerbung wieder das Vorhandenseyn einer Masse von fremder Schrift nöthig ist; wo diese nicht Statt findet, ist doch gewiß das empfindungsvolle Aussprechen des Worts, zumal wenn dieß durch den poetischen Rhythmus getragen wird, und das Wiederholen in nicht zu entlegenen Zeiträumen, eine weit näher liegende Weise des Einprägens, als das Nachlesen des Geschriebenen. Daß das menschliche Gedächtniß die dazu nöthige Stärke erreichen könne, ist ja durch Beyspiele von viel weniger begabten Völkern, als die Griechen waren, hinlänglich bekannt; und gewiß hat Platon im Phädrus Recht zu behaupten, daß es eben die Schrift war, welche durch Mangel an Uebung im Erinnern (*μνήμης ἀμελετησία*) Schwächung des Gedächtnisses herbeiführte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. 31. Stück.

Den 24. Februar 1831.

---

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: De Historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate meletemata. etc. etc.

Wie wenig aber Niederschreiben im Alterthum als ein nothwendiges Stück der Meditation gegolten, zeigt genugsam die Geschichte der Beredsamkeit (*pleraeque enim scribuntur orationes habitae jam, non ut habeantur*); und doch kam es gewiß manchem Redner des Alterthums, wie wir von Perikles wissen, sehr darauf an, daß ihm auch im Einzelnen kein unangemessenes Wort entschlüpfe. Eben so wie von der Melete, möchten wir nun auch von der Didaskalie in ihrem Verhältnisse zur Schrift urtheilen. Wir mögen einräumen, was keinem Zweifel unterliegt, daß in spätern literarischen Zeiten die Lehrer von Chören häufig die einzuzübenden Gesänge geschrieben vor sich hatten: aber können doch den durch die gesammte ältere Poesie der Griechen verbreiteten Gebrauch, des

Einübens der Gesänge durch persönliche und mündliche Ueberlieferung des Dichters an die zum Darstellen derselben bestimmten Personen, uns nur dann recht erklären, wenn wir eine Zeit annehmen, in welcher die Mittheilung durch Schrift mühsam und ungewöhnlich war. Obgleich Pindar ohne Zweifel durch die Umstände häufig gezwungen war, seine Lieder bloß geschrieben zu übersenden: so ergriff er es doch mit augenscheinlicher Befriedigung, wenn er einen musenkundigen Mann als 'den echten Boten, als eine Skytala der Musen (einen Briefstab, ohne welchen der Brief unlesbar ist), als einen süßen Mischkessel der herrlichen Gesänge' mitsenden, und den darstellenden Chor durch ein persönliches Mittelglied ganz nach seinem Wunsche einüben konnte (Ol. VI, 91 welche Stelle der Verf. S. 13 nicht ganz recht zu benutzen scheint). Daraus, daß Archilochos um Olymp. 25 einen Herold eine Skytala nannte, möchte allerdings mit den alten Grammatikern geschlossen werden dürfen, daß der Spartanische Gebrauch des mit dem ledernen Riemen umwundenen Stabes — auf welchen einige Worte quer über die Windungen des Riemens so geschrieben waren, daß man sie nur, wenn der Riemen auf einem völlig gleichen Stabe aufgerollt war, lesen konnte — schon in Archilochos Zeit Statt gefunden habe. Dabey wollen wir aber gleich bemerken, daß uns eine andere Bedeutung der Skytala als einer Schrifftafel in einer Lederkapsel durch ein *ἄλλοι δὲ* bey den Scholien zu Pind. Ol. VI, 156 zu wenig begründet scheint; diese *ἄλλοι* scheinen dem Unterz. bloß einer Etymologie zu Gefallen (*σχυτάλη* von *σχύτινον ἀγγεῖον*) das Ganze erdacht zu haben. Gene Erzählungen von alten Sängern als *γραμμά-*

των διδασκάλους bedeuten natürlich für sich nichts, und die erste einigermaßen sichere Nachricht von Leseschulen fällt in das Zeitalter der Sieben Weisen.

Wir kommen auf das interessante und von dem Verf. mit Recht ausführlich behandelte Kapitel von den Gesetzen, aber müssen auch hier erklären, daß wir, auch nach den scharfsinnigen Erörterungen des Verfs., an den Zaleukischen als den ersten geschriebenen festhalten. Πήτρα, dem Worte nach ein Spruch, hieß in Sparta dasselbe wie lex, ein Gesetz, auch eine Bill. Der Begriff eines Vertrags wird, so viel wir wissen, gerade nicht dabey hervorgehoben; öfter aber der des göttlichen Befehls, denn daß die Lykurgischen Rhetren als Orakel des Delphischen Gottes angesehen wurden, darf doch gegen Τυρταῖος Zeugniß (Φοίβου ἀκούσαντες Πυθωνόθεν οἴκαδ' ἔνεικον Μαρτείας τε θεοῦ καὶ τελέεντ' ἔπεα u. s. w.) nicht geläugnet werden. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist nicht abzusehen, warum wir uns die Constitution Sparta's geschrieben, und auch schon als eine papierne Charte dem Volke gegeben denken sollen, zumal einem Volke, das noch viel später größtentheils des Lesens unkundig war. Wie wir die Spartaner kennen, wissen wir ja auch, daß die Gerusie, die Volksversammlung mit ihren bestimmten Formen politischer Thätigkeit nur einmal in Gang zu seyn brauchten, um Jahrhunderte in demselben Gleise zu bleiben; hätte man bey Dingen, die sich spätestens alle Monate wiederholten, über den richtigen Hergang zweifelhaft seyn können: so waren ja die Geronten, die Väter der Stadt, in deren Herzen alles alte Recht tiefer geschrieben war als auf Holz oder Leder, zur Belehrung des Volkes bereit. Wenn eine einzelne Formel,

wie die von Plutarch überlieferte *Rhetra*: 'Baue dem Zeus *Syllanios* und der *Athena Syllania* ein Heiligthum, theile die Stämme und die *Obâ*' u. s. w. aufgezeichnet wurde: so geschah es nur um eine ehrfürchtige Verehrung gegen diesen Befehl des Gottes auszudrücken (denn dieser spricht hier deutlich zum Gesetzgeber); eine frühe Aufzeichnung ist allerdings hier wegen der prosaischen Fassung der Stelle wahrscheinlich, indem der Versuch sie metrisch anzuordnen (*Herzmes XXV, 1. S. 130*) mit einem andern Zeugnisse des Plutarch im Streit liegt, und in der Ausführung zu kühn ist. Aber können wir dies eine Aufzeichnung der *Lycurgischen* Gesetzgebung nennen? Daß die *Disciplin* der Jugend und des Alters, die in *Sparta* so sehr die Hauptsache des gesammten Staatslebens war, sich ungeschrieben durch die strenge öffentliche Zucht und Sitte erhielt, darüber ist der Verf. mit uns und Andern einverstanden. Eben so ist es sicher, daß das *Criminalrecht* und *Privatrecht*, nach welchem die Richter Recht sprachen, ungeschrieben, oder vielmehr nichts anders als die Ueberzeugung der Richter selbst war. Daß aber der alte Grundsatz *Sparta's*, der mehr ein *Symbolum* der Verfassung überhaupt als ein Gesetz genannt werden kann: *νόμοις μὴ χρῆσθαι ἑγγράφοις*, vorzugsweise auf diese letzten Theile des Rechts gehe, ist eine durchaus willkürliche Annahme des Verfassers; bey *νόμοι* dachte wohl kein Grieche, besonders kein *Spartaner*, ausschließlich oder auch nur zuerst an *Criminal- und Privatrecht*. Als aber hernach die sich mehr verbreitende Schrift auch für diese Zwecke angewandt wurde, war es am natürlichsten, nicht daß der Hergang der Regierung und Volkserziehung, sondern daß Strafbestimmungen und vielleicht einige Anfänge von

Privatrecht aufgezeichnet wurden, überhaupt Dinge, die bey seltnerem Vorkommen leichter aus der Erinnerung kommen konnten, und doch mit völliger Gleichmäßigkeit behandelt werden sollten. Damit stimmt Strabon vollkommen, welcher von den Lokrern in Italien angibt, daß man es für sicher halte, daß sie zuerst geschriebene Gesetze (*νόμους ἐγγράπτους*) hatten, und eine Seite weiter sagt, daß in den von Zaleukos entworfenen Gesetzen dieser Lokrer zuerst bestimmte Strafbestimmungen vorkamen; woraus man doch nur höchstens so viel schließen darf, daß in dieser ersten schriftlichen Gesetzgebung die Strafsätze einen wichtigen Abschnitt bildeten, nicht aber, daß es abgesehen von diesen Strafbestimmungen schon früher geschriebene Gesetze gegeben habe. Auch in der etwas später eintretenden Drakontischen Gesetzgebung, welche ebenfalls schriftlich aufgezeichnet wurde, nahm das Strafrecht den Hauptplatz ein; und erst Solons Legislation scheint mit einer Aufzeichnung der gesammten Verfassung, wie des *jus sacrum* und *privatum*, verbunden gewesen zu seyn, wozu das Mißtrauen der Volkspartey gegen die Obrigkeiten besonders hindrängte. — Aber wir haben hier noch eine Frage bey Seite gelassen, welche der Verf. mit Recht mit der eben erörterten in Verbindung bringt, die Frage, ob den Ueberlieferungen zu trauen, welche von einer poetisch-musicalischen Ueberlieferung der Gesetze, namentlich in Dorischen Staaten, reden. Der Unterz. gesteht aufrichtig, keinen Grund zu sehen, warum das Zeugniß des Clemens, welcher an der Stelle so viel, freylich nicht immer gehörig aufgefaßte Gelehrsamkeit zusammenträgt, zu verworfen sey, vorausgesetzt, daß man es nicht zu

wörtlich und äußerlich nehme. Unter dem *μελοποιεῖν* der Lakédaimonischen Gesetze, was dem Terpander zugeschrieben wird, denken wir uns das Verfassen kurzer singbarer Lieder, in welchen der Hergang der Volksversammlung und der Rathsitzungen, dann das Leben in Gymnasien, bey Mahlen und sonst nach den Grundsätzen Spartanischer Disciplin, eben so der Gang des kriegerischen Lebens und manches Andere in einem nachdrücklichen und spruchartigen Vortrage dargestellt war. Der Ton dieser Lieder möchte mit der politischen Elegie und der gnomischen Poesie der Griechen große Verwandtschaft gehabt haben; nur denken wir uns Alles darin noch enger an die einzelnen Institute des politischen und geselligen Lebens angeknüpft, als es bey Kallinos, Tyrtaos und Theognis der Fall ist. Setzen wir voraus, daß Alles in diesen Liedern in strenger Beziehung auf die besondern Verhältnisse und Localitäten Sparta's stand: so wäre auch damit erklärt, warum sich so viel weniger von diesen Terpandrischen Liedern als von Tyrtaos Elegien erhalten hat. Auch Plutarch's Angabe im Agis, daß Terpander und Chaletas mit Enkurgos Gesetzen übereinstimmend gesungen hätten, wären wir geneigt, etwas strenger zu nehmen als es Herr Nitzsch S. 41 thut; und entschieden behaupten wir, daß Chaletas bey Strabon ein *μελοποιὸς ἀνὴρ καὶ νομοθετικὸς* nicht deswegen heißt, weil er die Musik auf eine bestimmte Weise angeordnet (Nitzsch S. 46), sondern weil seine Poesie und Musik einen ethischen und politischen Inhalt hatte, und zur Beschwichtigung innerer Unruhen und Beförderung der Geselligkeit wirkte. Kurz, wir halten auch jetzt noch den Begriff einer politischen und die



disciplina morum, den Haupttheil jener alten Gesetzgebungen, unterstützenden Poesie (verwandl mit der religiösen Poesie der *καθάρται*) bey den Doriern fest.

Wie wir angefangen haben, dem Verf. gleichsam jeden Fuß breit Landes streitig zu machen und die von Fr. A. Wolf so weit vorgeschobenen Truppenmassen nur gerade so weit zurückzuziehen als uns der Verf. nöthigt: so wollen wir auch bey der Untersuchung über die alten Schreibmaterialien verfahren. Wir geben Steinpfeiler, Erztafeln, Bleypplatten, angeweißte Holztafeln, auch Thonscherben, als den Stoff zu, auf welchen in Griechenland zeitig, wohl manches Jahrhundert vor Solon, geschrieben werden konnte. Aber aller dieser Stoff hat etwas Beschränkendes in seiner Art, und scheint im Ganzen sich wenig zu literarischem Gebrauche zu eignen. Weit mehr, gestehen wir, scheinen dazu die *διφδέραι* zu passen, welche schon in dieser Periode das spätere Pergament, aber gewiß in einer viel unvollkommneren Art, vorbereiten. Dagegen scheint dem Unterz. der Gebrauch dieser Diphtheren in Griechenland immer sehr beschränkt und im Ganzen wenig bekannt gewesen zu seyn, wovon doch das Gegentheil zu erwarten wäre, wenn die Homerischen Rhapsoden überall ihre ledernen Bücher mit herumgeführt hätten. Herodot gibt nur von den Joniern an, daß sie die Buchstaben *Φοινικία*, und die Bücher *διφδέρας* nannten, weil sie sich in Ermangelung des Papyrus früher solcher bedient hätten. Und daß z. B. den Spartanern beschriebene Diphtheren etwas sehr Ungewohntes waren, lassen uns selbst jene seltsamen Traditionen abnehmen, die der Verf. zuerst auf eine so überaus sinnreiche Weise

aufgelöst hat. Wir meinen die Erzählungen von den Häuten des Epimenides, Pherekydes und Anthes, welche mit Buchstaben beschrieben in Sparta bewahrt wurden, und welche gewiß nichts anders als Diphtheren waren, in der Spartanischen Volksfage aber lächerlicher Weise für die Häute jener Männer selbst gehalten wurden (s. Nisch S. 161). Wir sehen übrigens daraus, daß man sich der Diphtheren noch nach Olymp. 50, in der Zeit der beginnenden Prosa, in Griechenland bediente; da nun nach Herodot dieß *ἐν σπάρτι βιβλῶν*, in Ermangelung des Papyrus, geschah, so muß dieß damals noch fast ganz gefehlt haben; und wir sehen keinen Grund, warum wir den Papyrus-Handel über die Zeit eines festen Handelsverkehrs zwischen Griechenland und Aegypten, also über die des Amasis, hinausschieben sollten.

Wenn wir bis hierher defensiv verfahren sind, und die Argumente des Verfs. für einen ausgedehnten Gebrauch der Schreibkunst nach Kräften abgewehrt haben: so dürfen wir uns nun wohl erlauben, hier in die Offensive überzugehen, und selbst einige Gründe für die Kargheit und Beschränktheit aller schriftlichen Aufzeichnungen vor dem Zeitalter der Sieben Weisen, und für eine von der Schrift unabhängige Entstehung der Homerischen Gedichte aufzustellen. Der Unterz. hat schon anderwärts (Dorier I. S. 130) seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß einzelne Aufzeichnungen von Namen und Formeln (wie der des Olympischen Gottesfriedens) bis zur ersten Olympiade des Korbboß, ja bis zu der des Iphitos (884 vor Chr.) hinaufsteigen möchten; er glaubt mit Aristoteles und Eratosthenes, Monumente, wie den Diskos des Iphi-

toß und die Anagraphe der Lakëdämonischen Könige, für echt halten zu müssen. Aber wie wortkarg diese Listen gewesen, dafür ist dem Unterz. das ein Hauptbeweis, daß, während in der Folge der Spartanischen Könige bey den alten Schriftstellern nur geringe Abweichungen vorkommen, Lykurg dagegen fast in jedem älteren Zeugnisse einem anderen Könige parallel gesetzt wird. Da wir nun nicht gemeint sind, den Lykurg überhaupt der Historie zu entreißen, sondern vielmehr glauben, daß er wirklich einmal als Prodikos oder Vormund eines Spartanischen Königs die Verfassung geordnet (nur daß auf ihn als einen gefeyerten Namen das Alterthum nach seiner Art alles Gleichartige concentrirt hat): so folgt, daß in jenen Anagraphen nur gerade die Namen der Könige und nichts weiter standen, weil Lykurgs Zeitalter sonst eben so übereinstimmend angegeben werden mußte, wie das eines Soos und Labotas. In welchen Griechischen Städten und von welcher Zeit an annalistische Aufzeichnungen, *ἱστορίαι* genannt, etwa den *Annales maximi* der Römer vergleichbar, existiert haben mögen, ist eine schwierige Untersuchung; so viel lehrt aber nach der Ueberzeugung des Unterz. die ganze Gestalt der Griechischen Geschichte, daß vor dem Zeitalter der Sieben Weisen nur sehr wenig von solchen Annalen vorhanden war. Auch die Münzen, deren der Verf. einmal zur Unterstützung seiner Ansichten gedenkt, liefern Beweise für den Satz, daß die Schrift sich erst langsam ihren Weg gebahnt habe, und lange mit einer großen Sparsamkeit angewandt worden sey. Man erkennt jetzt ziemlich allgemein an, daß Aegina die älteste Münzstätte in Griechenland gewesen, und Pheidon, um Olympias 8, die

ersten Silberstücke hier habe schlagen lassen. Nun sind die ältesten von Aegina und andern Prägeorten stammenden, in unsern Museen erhaltenen Münzen, die wir doch nicht gerade bis zu Pheidon selbst hinaufschieben dürfen, sämmtlich schriftlos, und es gehen mit den Münzen in Form und Gepräge erst mancherley andere Verbesserungen vor, ehe allmählich die Schrift eintritt. Und wie sparsam zuerst, ein Koppa auf den Korinthischen, ein Θ auf Thebanischen, ein K auf andern Böotischen, ein Φ auf Phliasischen, ΕΦ auf Ephesischen, ΑΘ auf Athenischen, ΣΤ auf Sybaritischen, ΣΙ auf Siritischen Münzen (um Olymp. 50) u. s. w. Auch in der ganzen Art, wie die Schrift angebracht und ausgeführt ist, erkennt man ein illiterates Zeitalter, welches Buchstaben nicht, wie wir thun, leicht in Menge hinwirft, sondern einzeln wie kleine Bilder mühsam zu Stande bringt. Dasselbe gilt von andern Monumenten der alten Schrift; man sieht deutlich an den ältesten der erhaltenen Inschriften, wie die Schrift, von der Phöniciſchen ausgehend, Jahrhunderte lang ohne Gewandtheit und mit großem Schwanken in den Formen der Buchstaben geübt wird, bis endlich ein mehr literates Zeitalter ihr ein allgemeines und dem Hellenischen Kunstſinn entsprechendes festes Gepräge gibt. Spricht nicht endlich auch die ganze Einrichtung des öffentlichen Lebens für die späte Gewöhnung der Griechen an Schriftgebrauch, nicht bloß wenn man Griechenland mit der neuen Zeit, sondern auch wenn man es mit dem spätern Rom zusammenhält — das viele Ausrufen durch den Herold, wo Anschläge gebraucht werden konnten; die Wahlen der Magistrate durch Bohnen; das Abstimmen der Richter durch weiße

und schwarze Steine oder durch lange und kurze Striche auf den Wachstäfelchen, u. dgl. m.? Und würde sich wohl für eine Kunst, die das gesellige und geistige Leben in allen seinen Zweigen durchdrungen hätte, wie bey uns die Schreibkunst thut, so lange ein Name habe halten können, wie *Φοινικῆα*, Phönicische Zeichen, womit doch die Jonier noch in Herodots Zeit die Buchstaben benannten, und ein Zeugniß ihres fremden Ursprungs ablegten, den man gewiß eher in dem Handelsverkehr der Jonier mit Phönicien, als in der so räthselhaften Kadmos-Sage zu suchen hat.

Aber sollte es nicht am Ende auch möglich seyn, aus Homer selbst, aus der Gestalt seines Textes heraus, die Frage zu beantworten, ob unser Text durch eine fortlaufende Reihe von Abschriften von einem schriftlichen Urtexte des alten Sängers herstamme, oder zwischen der ursprünglichen Abfassung und dem Niederschreiben eine längere Zeit bloß mündlicher Ueberlieferung verfließen sey? Uns bedünkt, daß hier eine größere Evidenz zu erreichen sey, als durch jene äußeren Zeugnisse; wobey sich von selbst versteht, daß hier kein Anspruch darauf, eine solche zu gewähren, gemacht wird. Aber hat uns nicht schon die Geschichte des Digamma's unvermerkt zu dem Resultate hingeführt, daß die Homerischen Gesänge viel später aufgeschrieben, als gedichtet worden sind? Homer sprach — wie ausgemacht scheint — diese Lippen-Aspirata in vielen Fällen so gut wie andere Buchstaben, und würde sie also, wenn er schrieb, eben so wie andere geschrieben haben; auch noch ein Böotischer Rhapsod, der natürlich vor Leuten, welche *φαξ* und nicht *αφαξ* sprachen, nicht absichtlich

ἀναξ fingen konnte, bloß um den Vers durch einen Hiatus zu verunstalten, würde eine speciell für Böoter aufgeschriebene Ilias auch in der Schrift digammirt haben (was natürlich auf Hesiod und Pindar keine Anwendung leidet). Daß nun aber der schriftliche Text der Homerischen Gesänge nirgends ein Digamma aufwies, kann sich wenigstens der Unterz. nicht anders erklären, als daß die Aufzeichnung desselben unter den Hiatus=liebenden Joniern, und in einem Zeitraume anfang, wo bey diesem Volkstamme wenigstens das Digamma schon ganz aus dem Munde des Volks verschwunden war. Ein ähnliches Verhältniß möchte sich bey genauer Betrachtung auch noch in andern Punkten zwischen Laut und Schrift bey den Homerischen Gesängen herausstellen. So darf es z. B. als ein Grundgesetz der Homerischen Sprache gelten, daß nur die Liquidā und σ eine Gemination zum Zwecke der Verlängerung der vorigen Sylbe dulden; es liegt in der Natur der Mutā, daß sie sich dazu nicht hergeben. In den wenigen Fällen aber, wo Mutā verdoppelt werden, bey ἔδδισεν, ὄπποτε und ὄρρι, ist offenbar die Verdoppelung nur ein Surrogat, um eine ganz andere Verstärkung des Lautes auszudrücken, die bey dem ersten Worte schon von andern in einem früher vorhandenen Digamma nachgewiesen worden ist, bey den andern aber erst dann klar werden kann, wenn durch Sprachvergleichung nachgewiesen wird, daß in diesem π und τ ein rauherer Doppellaut (QV im Latein, HWV im Gothischen), steckt, von welchem in der Homerischen Sprache noch so viel übrig gewesen seyn muß, um Position zu bewirken. Wenn man hier auf der einen Seite die Treue der Rhapsos

den bewundern muß, welche die Verse in ihrer ursprünglichen Gestalt und Fügung erhielten, während die einzelnen Laute darin sich änderten: so muß man zugleich, bedünkt uns, anerkennen, daß die ersten Niederschreiber dieser Gesänge eine Sprache, so gut es eben gehen wollte, in Schrift darzustellen suchten, welche im Munde der Rhapsoden nicht mehr in ihrer primitiven Gestalt vorhanden war. Ein Umstand, woraus vielleicht auch das Schwankende in der Homerischen Orthographie, namentlich in Betreff der Anwendung von Contraction oder Synizese, hergeleitet werden kann.

Und nun dürfen wir vielleicht auch noch den letzten Schritt wagen, und unsere Argumentation mit der Behauptung schließen, daß selbst die Homerische Sprache, wie sie ist, für ein illiterates Zeitalter zeugt. Wir können es nur eine Behauptung nennen, für welche allein eine eindringende Erörterung des allgemeinen und nothwendigen Einflusses der Schrift auf die Sprache den Beweis liefern könnte; aber die Ueberzeugung des Unterz. ist es, daß diese Weichheit, metrische Fügbarkeit, ja man kann sagen Flüssigkeit der Sprache, wie sie das altgriechische Epos, namentlich in den Zerdehnungen der contrahierten Vocale, darlegt, bey einem die poetische Thätigkeit, wie unser Verf. meint, begleitenden Schriftgebrauche nicht hätte bestehen können. Was im Munde des Menschen leicht in einander übergleitet und durch zarte Nüancen des Tons verbunden wird, erscheint in der Schrift als schroff von einander abgesondert, und der mannigfaltige Wechsel der Formen, welcher dort durch das Einfügen des Worts in den Rhythmus von selbst entsteht, und nur als die natür-

liche Flexibilität der Grundform erscheint, muß das Auge als eine baare Willkühr frappieren.

Wir müssen es hier mit der bloßen Andeutung dieses Gedankens bewenden lassen, und — da wir schon nahe daran sind alle billigen Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten — die Besprechung einiger andern Punkte, wie des ursprünglichen Plans der Ilias, der alten Sängerschulen, des Verhältnisses der Kyklier zu Homer, bis zur Anzeige eines fasciculus secundus dieser so gedankenreichen und anregenden Untersuchungen verschieben.

R. D. M.

### E m b e n.

Bey Voortman: Beyträge zur Geschichte und Verfassung des ehemaligen Niederstifts Münster, als der früheren Ämter Meppen, Cloppenburg und Bechte, mit Urkunden. Von Cl. A. Behnes zu Lathen, Dr. und Notar, auch Assessor bey dem Pupillencollegio der Mediat-Justizkanzley zu Haselünne. 1830. XVII und 970 Seiten in Octav.

Das vormalige Niederstift Münster hat nach der Säkularisation sehr wechselnde Schicksale gehabt. Vermöge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1802, wurde das Amt Meppen dem Herzogl. Arenbergischen, die Ämter Bechte und Cloppenburg dagegen dem Herzoglich Oldenburgischen Hause überwiesen, 1811 dagegen alle drey dem Französischen Kaiserreiche einverleibt; im Jahre 1813 zwar den gedachten Herzögen zurückgegeben, Meppen aber unter die Souveränität der Krone Hannover gestellt, und



aus dieser Landschaft, ein eigenes standesherrliches Herzogthum Arenberg = Meppen gebildet. Vorzüglich schwierig ist hierdurch die Beurtheilung der, in jeder dieser Epochen durch die Verfügungen der jedesmaligen Landesherren modifizierten, privatrechtlichen Verhältnisse der dortigen Unterthanen geworden, und so war für die Beamten und Geschäftsmänner jener Provinzen, ein Leitfaden zu deren Entwicklung ein sehr bringendes und oft gefühltes Bedürfniß. Einen solchen erhalten wir gegenwärtig aus der Hand des kundigen Verfassers und zwar auf eine sehr dankenswerthe Weise. Sein Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste gibt eine Skizze der Geschichte und Verfassung jener Landestheile, nach sechs Epochen, nämlich bis zur Fränkischen Herrschaft, unter Fränkischer Herrschaft bis zum Mittelalter, vom Mittelalter bis zur Auflösung des Bisthums Münster (hier besonders eine sehr interessante Episode über Geschichte und Verfassung der durch ihre Flagge in den neuesten Zeiten so berühmt gewordenen Herrlichkeit Papenburg), unter Herzoglich Arenbergischer und Herzoglich Oldenburgischer Hoheit, unter Französischer Landeshoheit, und endlich unter Königlich Hannoverscher und Herzoglich Oldenburgischer Hoheit. Die letztere und umfassendere (S. 189 — 970) liefert eine reiche Urkundensammlung, die auch dem Geschichtsforscher manches Treffliche darbietet, wenn sie gleich zunächst nur in Bezug auf die Verfassung und Verwaltung jener Landestheile angelegt ist. Nur mit sehr wenigen Ausnahmen sind alle jene Urkunden aus Archiven und Registraturen entnommen, mithin jetzt zum ersten Male öffentlich bekannt gemacht.

## W i e n.

Von des Herrn Professor Kammstein in Prag Cours théorique et pratique de langue et de littérature française in drey Theilen in Octav. 1831. ist uns eine edition nouvelle, refondue et considérablement augmentée zugesandt. Wenn gleich eine ausführliche Beurtheilung eines solchen Werks außerhalb dem Kreise dieser Blätter liegt, so bezeugen wir doch gern, daß wir dasselbe als das umfassendste, und als eins der vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand anerkennen. Das Bedürfniß einer neuen, zugleich vermehrten und verbesserten Ausgabe, wird ihm am besten zur Empfehlung dienen.

Eine einzelne Abtheilung, die erste des zweyten Bandes, ist unter dem Titel Idéologie noch besonders abgedruckt. Der Verfasser versteht darunter: Philosophie der Sprache, welche nach den einzelnen Redetheilen durchgeführt, und durch Exempel erläutert wird. Insofern hier von der Französischen Sprache die Rede ist, leidet dieser Abschnitt auch zugleich die Anwendung auf die verwandten Romanischen Sprachen, als Töchter derselben Mutter, der Lateinischen, und erhält dadurch eine allgemeinere practische Wichtigkeit. Sehr wahr ist die Behauptung, daß man die Grammatik der Muttersprache nur durch die Erlernung einer fremden verstehen lernt, wozu daher der Verfasser mit Recht die lateinische als die zweckmäßigste vorschlägt.

Sn.

---

# Ö s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

32. Stück.

Den 26. Februar 1831.

---

L e i p z i g.

Bei Cürling: Johannes Bugenhagen. Ein biographischer Versuch von J. H. Zieg. 1829. VI und 240 S. in 8.

Lübeck's 300jährige Jubelfeyer der Reformation hat den Verfasser zur Bearbeitung vorliegender Biographie veranlaßt, und in der That verdient Bugenhagen, als zweyter Apostel des Nordens, um Lübeck wohl jede Art der Anerkennung seines Bemühens. War er in Wittenberg selbst neben den Duumbirn der Reformation durch seine gelehrten Leistungen einer der Heroen seiner Zeit, so war er es noch weit mehr durch seine practische Tüchtigkeit in der Anordnung der kirchlichen Verhältnisse einzelner Staaten und Städte. Herr Zieg erklärt in der Vorrede, durch äußere, nicht weiter angegebene, Verhältnisse jetzt schon zur Bekanntmachung seines Versuches bestimmt zu seyn; sehr bedauern müssen wir deßhalb, wenn er durch eine übereilte Herausgabe verhindert wäre, der Schrift

die Vollendung zu geben, die ihr jetzt durchaus fehlt. Ist es nämlich die Aufgabe des Biographen, die Individualität seines Mannes so bestimmt aufgefaßt und von jeder Seite scharf begrenzt zu zeichnen, daß daraus ein durchaus fertiges und abgeschlossenes Bild desselben erwächst, wozu natürlich die äußern Lebensumstände bey weitem nicht genügen, sondern vor Allem eine sorgfältige Entwicklung des geistigen Lebens erforderlich ist: so hat Herr B. nur die Hälfte seiner Aufgabe gelöst. Wir erblicken hier nur den äußern Bugenhagen in seinen verschiedenen gelehrten und practischen Beschäftigungen; aber in die Tiefe seines Characters, an den eigentlichen Heerd seiner Individualität leitet der Biograph uns nicht. Mit den sorgfältigsten chronologischen Bestimmungen, mit dem größten Aufwande von Citaten und Noten ist es nicht gethan; Bugenhagen bildet ein bedeutendes Glied in der Reformatorenkette, ist in so fern der Repräsentant einer eigenen Richtung des damals neu erwachten christlichen Bewußtseyns, als er mehr Sinn und Geschick für practische Anordnung kirchlicher Verhältnisse zeigte, als selbst Luther und Melancthon. So oft unser Verfasser deßhalb auf Punkte kommt, die nur aus dem ganzen geistigen Leben des Mannes ihre Erledigung finden können, muß die Darstellung nothwendig ungenügend bleiben: dieß gilt namentlich von mancherley Vorwürfen, die dem großen Manne von Gegnern gemacht wurden, er habe sein Amt in Wittenberg vernachlässigt, um in den großen nordischen Städten als Reformator eine bedeutende Rolle zu spielen, u. dgl. Der Verfasser kann seinem äußeren Standpuncte gemäß dieß nur durch die lange Weigerung entkräften, womit B. anfangs dergleichen Einla-

dungen ablehnte. Eine bestimmte Auffassung des Bugenhagischen Characters als gleichmäßig auf gelehrte wie auf practische Entwicklung des christlichen Sinnes gerichtet, würde jene Verläumdungen weit bündiger abgewiesen haben. Was die eigentliche Aufgabe des Biographen kirchlicher Männer sey, hat uns ja Herr Dr. Hofsbach in seinen Musterbiographien gezeigt: hier finden wir aber von Bugenhagen statt eines warmen, lebenathmenden Bildes nur — einen Schattenriß! Gestehe wir darum dem Verfasser, auch gern sein Verdienst um klare Darlegung der äußern Schicksale und Thätigkeiten Bugenhagens zu: das eigentliche Verständniß der durch ihn geförderten religiösen Entwicklung während der Reformationsperiode wird dadurch nicht gehoben. In der Einleitung werden von S. 9.—20 die Quellen der Lebensbeschreibung angegeben, und zwar mit einer übertriebenen Vollständigkeit; übertrieben muß sie heißen, da fast die ganze ältere und neuere Reformationsliteratur hieher bezogen wird; wenn unter den Quellen, die freylich nur gelegentlich auf B. Rücksicht nehmen sollen, Luthers und Melancthons Werke nach den verschiedenen Editionen, wenn die symbolischen Bücher, wenn sogar ganz allgemeine Bearbeitungen der Reformationsgeschichte genannt werden: wird damit nicht eigentlich ausgesprochen, was sich ganz von selbst versteht, und wiederholt, was jeder Leser von selbst weiß? höchstens hat der Verfasser damit ein specimen diligentiae gegeben; denn rühmlicher Fleiß in Zusammentragung der Angaben durch weitläufige Noten ist ihm allerdings zuzugestehen, und damit einer künftigen umfassendern Biographie recht gut vorgearbeitet. Die Darstellung zerfällt in drey Abschnitte, 1. die Geschichte der Bil-

dung von 1485...1521 bis zur Ankunft B.'s in Wittenberg (S. 21..52); 2. seine Thätigkeit bis zum Tode Luthers von 1521..1546 (S. 53..220); 3. sein Wirken nach Luthers Tode, 1546..1558 (S. 221..240). Wenn auch gegen die Gleichförmigkeit der jedem Abschnitt zugetheilten Jahre nicht viel einzuwenden ist, so zeigt doch die bedeutend größere Ausführlichkeit des Verfassers im zweyten Abschnitt, wie hier wohl des Stoffes zu viel zusammen gedrängt ist; er sucht deshalb einen abermaligen Ruhepunkt im Jahre 1528, als Beginn der Reisen B.'s zur auswärtigen Thätigkeit. Gerade dieser Punkt scheint uns aber eine Hauptepoche im Leben des Mannes zu fixieren; sein ganzes weiteres Wirken bekam ja hierdurch die practische Wendung. Die Ankunft in Wittenberg war ebenfalls zwar bedeutend, aber doch mehr äußerlich. Schon das Lesen der Lutherischen Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft hatte ja B. für die Zwecke der Reformatoren gewonnen, und von hieraus muß das in ihm neu erwachte christliche Leben datiert werden; die Reise nach Wittenberg war erst die Folge davon. Doch wir wollen mit dem Verf. hierüber nicht weiter rechten, hat er ja den mehr äußerlichen Gesichtspunct einmal für den seinigen erklärt; wir heben die Hauptereignisse des Lebens selbst heraus.

Johannes Bugenhagen, geb. den 24. Junius 1485 zu Wollin auf der Pommerschen Insel gleiches Namens, aus einer rathsherrlichen Familie, erhielt auf der Schule seiner Vaterstadt die nothdürftige scholastische Bildung damaliger Zeit: schon jetzt zeigte er aber Vorliebe für Musik, die ihn später eng an Luther kettete, zugleich aber auch auf deren liturgische Bedeutung achten ließ. 1502 bezog er die Univerfi-

tät Greifswald, wo ihn das neu erwachte classische Studium sehr anzog. Sein Aufenthalt daselbst dauerte nicht lange; vielleicht schon nach einem, gewiß aber nach drey Jahren begab er sich von der Universitätsstadt nach Treptow, wo er 1505 den Rectorat der Stadtschule übernahm. Seine Thätigkeit hob das verfallene Institut bedeutend; durch seinen Ruf angezogen bildete sich um ihn bald ein Kreis junger Edelleute, deren Vermittlung ihm von dem Kanzler Stoientin den Auftrag zur Abfassung einer zusammenhängenden Pommerschen Geschichte erwirkte. Gleichzeitig mit seinen Vorbereitungen hiezu waren Spalatin's Sammlungen zu einer Geschichte Sachsens. Die Genealogie der benachbarten fürstlichen Häuser war hiezu nöthig, und so bekam B. 1517 die Erlaubniß, die Archive Pommerns einzusehen; 1518 war das Werk zur großen Zufriedenheit des Kanzlers vollendet. Theologische, besonders exegetische Studien beschäftigten ihn diese Zeit über schon vorzugsweise: zu populärer Schrifterklärung sammelte sich bald um ihn ein Kreis von Bürgern, Mönchen, Priestern; er bereitete sich dadurch trefflich auf seinen spätern großen Beruf vor. Luthers Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft hatte das Licht des Evangeliums auch in Pommern entzündet; Bugenhagen wurde nach sorgfältiger Prüfung ganz für die neue Lehre gewonnen: er verließ Treptow zu Anfang 1521 und begab sich nach Wittenberg zu Luther noch vor dessen Abreise nach Worms den 4ten April. Nicht die in Pommern ausgebrochene Verfolgung gegen die Martinisten (Lutheraner) konnte ihn hiezu bestimmen; sie begann erst, wie Herr Z. nachweist, mit der Geslangung des Erasmus Mandüwel zum Episcopat, am 26. November 1521; schon im April

war B. aber in Wittenberg; allein Drohungen müssen doch wohl schon früher erlassen seyn, wie könnten sonst die Nachrichten so einstimmig aus-  
sagen, B. sey der Verfolgung wegen geflohen? Vergl. das seitdem erschienene Greifswalder Fest-  
programm zur Jubelfeyer der Augsb. Conf. von  
Kosgarten de lucis evangelicae in Pomera-  
nia exorientis adversariis. p. 6.

Mit der Ankunft B.'s in Wittenberg beginnt der zweyte Abschnitt seines Lebens: in dem ersten Kapitel führt der Verf. die Thätigkeit des Mannes bis zum Beginn seiner reformato-  
rischen Reisen durch, 1528; B. begann seine  
academische Thätigkeit mit Vorlesungen über die  
Psalme; Melanchthon ermunterte ihn zur Her-  
ausgabe seiner Erklärungen, die bald den un-  
getheilten Beyfall aller Kenner erhielten; andere  
exegetische Arbeiten folgten bald; 1522 den 13.  
October vermählte sich B. nach dem kühnen Vor-  
gange des Bartholomäus Bernhardi aus Feld-  
kirchen, nahm jetzt an dem Streite Luthers ge-  
gen Carlstadt Theil, und wurde auf Luthers  
Empfehlung in das erledigte Pfarramt der Stadt-  
kirche 1523 eingeführt. Trotz seines Pommer-  
schen Dialects erwarb er sich bald großen Bey-  
fall, und kam der von Luther in der Schloß-  
kirche eingeführten neuen Ordnung des Gottes-  
dienstes bey seiner Gemeinde kräftig entgegen.  
Als Beichtvater Luthers segnete er dessen Ehe-  
bund ein, und wußte überhaupt seine Hestig-  
keit bedeutend zu zügeln. In den Kämpfen ge-  
gen Carlstadt und die Schweizer war er dessen  
treuer Beystand, suchte aber stets die Hitze des  
Streits möglichst zu mildern. Bey der 1527  
in Wittenberg ausgebrochenen Epidemie blieb er  
mit Luther zurück, während die meisten Profes-  
soren die Stadt verließen. In einem zweyten



Kapitel folgt Bugenhagens auswärtige Thätigkeit für Anordnung der kirchlichen Verhältnisse seit 1528. Schon frühere Berufungen nach Erfurt, Danzig (1524), Hamburg (1525) hatte er auf Luthers Wunsch ausgeschlagen, weil seine Wirksamkeit in Wittenberg nöthiger war. Den wiederholten Aufforderungen, die so verwirrten Verhältnisse in Braunschweig zu ordnen, konnte er endlich nicht widerstehen. Sein Augenmerk war hierbey nicht allein auf die Kirchen sondern auch auf die Schulen gerichtet. Durch eine Kirchenvisitation von dem Zustande der Stadt belehrt, begann er sofort das Reformationswerk. Durch Einführung neuer Prediger, wie durch eigene Vorträge, durch Bestimmung einer neuen Kirchenordnung, wie durch Gründung dreyer Knabenschulen sicherte er dem Evangelio dort eine feste Grundlage in den Instituten der Stadt. Von Luther jetzt nach Wittenberg zurückberufen, konnte B. doch den Bitten Hamburgs nicht widerstehen, auf ähnliche Weise auch hier sich des verwirrten geistlichen Regiments anzunehmen. Am 9. October 1528 hielt er seinen ehrenvollen Einzug in Hamburg; freylich war hier wegen des Domcapitels der Widerstand der Catholischen heftiger, doch B.'s Eifer überwand alle Schwierigkeiten; auch hier richtete er am 24sten May 1529 die Johannischule ein. Vor seiner Rückreise nach Wittenberg wurde B. von Christian 3. Statthalter in Schleswig und Holstein zu einer Disputation mit Melchior Hoffmann und seinen Anhängern nach Flensburg berufen; mit Bewilligung Luthers folgte er dem Rufe, leitete die Disputation, deren Resultat die Verbannung Hoffmanns war; über Hamburg kehrte B. jetzt nach Wittenberg zurück. Schon nach einem Jahre wurden die Bitten Lübecks um Bugenhagens

Gegenwart zur Entwirrung ihrer Verhältnisse so dringend, daß Luther nicht länger widerstehen konnte, ihn abermals von sich zu lassen, und dessen Predigten am Sonntag, Mittwoch und Sonnabend zu seinen vielen übrigen Geschäften zu übernehmen. Der Einfluß eines einsichtsvollen Mannes war übrigens in Lübeck auch nöthig, da der Rath durch Drohungen des Kaisers eingeschüchtert der Bürgerschaft die reine Lehre noch vorenthielt, während nahe liegende Städte derselben schon länger sich erfreuten; vielfache Reibungen waren dadurch veranlaßt. Schon B.'s erste Predigt am 30. October in der Marienkirche beruhigte die Gemüther; ein Vergleich zwischen Rath und Bürgerschaft kam zu Stande, und auf dieselbe Art wie früher begann er auch hier das große Werk; besonderes Verdienst erwarb er sich hier aber noch durch die Begründung dreier Mädchenschulen, an denen es überall noch fehlte. Unser Verfasser ist bey Erwähnung dieser Institute der Vaterstadt natürlich ausführlicher als früher, ohne das wir ihm ins Einzelne folgen können. Schon nach Wittenberg zurückgekehrt mußte B. doch auf dringendes Ersuchen einiger Protestantischer Fürsten beym Churfürsten Johann, wieder auf ein Jahr dem Lübeck'schen Kirchen- und Schulwesen vorstehen. Während dieser Zeit vollendete er sein Reformationswerk durch eine plattdeutsche Bibelübersetzung, zu der sich unter seiner Leitung mehrere Patrioten vereinigten. Später wurde 1536 zum dritten Male seine Anwesenheit in Lübeck nöthig, über deren Erfolg die Berichte fehlen. Für Bremen geschah jetzt Aehnliches durch Verfassung einer Kirchenordnung von B. mit einer Vorrede begleitet. Sehr ehrenvoll war für den Mann der Ruf ins Vaterland, Pommern, auch dort

das begonnene Reformationswerk den Wittenbergischen Grundsätzen gemäß zu leiten. Georg von Pommern im Einverständnisse mit seinem Oheim Barnim berief ihn zum Landtage 1534, wo die evangelische Sache trotz mancher Kämpfe endlich siegte, und auch im Lande stets größern Anhang erhielt. Die höchste Anerkennung seines Werthes erhielt B. aber im Jahre 1537, wo er vom König Christian von Dänemark zu gleichen reformatorischen Zwecken berufen, denselben nebst seiner Gemahlin am 2ten September in der Marienkirche zu Kopenhagen feyerlich krönte. Die Organisation der Kirche ging ganz nach Wunsch; die schon von Christian 1. gestiftete Universität zu Kopenhagen erhielt durch B. größern Glanz, doch schlug er selbst das ihm angetragene sehr einträgliche Bisthum in Schleswig standhaft aus. Nach fünfjährigem Aufenthalt in Dänemark kehrte er nach Wittenberg zurück. Doch hier wurde ihm nicht lange Ruhe gewährt; 1542 war Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel durch den Schmalkaldischen Bund aus seinen Erbländern verjagt, und B.'s Thätigkeit für Organisation der dortigen Kirchen abermals in Anspruch genommen. Zwar bestand die neue Ordnung nicht lange, indem schon 1547 Heinrich sein Land wieder erhielt, allein später ward sie doch die Grundlage der 1568 von Chemnitz verfaßten Braunschweigischen Kirchenordnung. Auch auf die Hildesheimische Kirche erstreckte sich seine Thätigkeit, wo das Evangelium freylich gegen die Domherren einen schweren Stand hatte.

Hiermit schließt B.'s auswärtige Thätigkeit, wir haben nachzuholen, was er in Wittenberg und für die allgemeine Sache des Evangeliums leistete. Die 1527 begonnene und 1532 erneute Kirchenvisitation der Churlande bewies aufs Neue

B.'s Tüchtigkeit zu solchen Geschäften; der Churfürst belohnte ihn mit der Würde des Generalsuperintendenten des Churkreises; als academischer Lehrer wirkte er auch jetzt hauptsächlich durch exegetische Vorlesungen und Schriften, nahm dabey an den vielen Verhandlungen der Zeit durch Bedenken und Responsa Antheil; 1530 wurde er mit zu den Vorarbeiten der Augsb. Confession gezogen, woraus die 17 Torgauer Artikel entstanden. Dem Reichstage selbst wohnte er nicht bey, wohl aber der 1537 zu Schmalcalden gehaltenen Versammlung der evangelischen Stände. Groß war auch sein Verdienst um die lutherische Bibelübersetzung zu deren Vervollkommnung sich regelmäßig der Kreis der Wittenberger Theologen vereinigte. Im Jahre 1533 nahm B. auf den Wunsch des Churfürsten die theologische Doctorwürde; Luther präsidirte am 15. Junius der Disputation, Melanchthon nebst zwey Andern opponierten; am 17ten war die feyerliche Promotion in der Schloßkirche. Sein stets wachsender Ruhm verschaffte ihm fortwährend Anträge zu auswärtigen Bisthümern, namentlich zu dem vaterländischen in Camin; wie früher lehnte er auch jetzt Alles ab, um bey seinen Wittenberger Freunden bleiben zu können; der Tod Luthers 1546 trennte die Bande der Freundschaft, die ihn mit Bugenhagen und Melanchthon vereinigt hatten. Einzelne Züge aus dem geselligen Leben der großen Männer hebt der Verfasser aus. Der dritte Abschnitt von Luthers bis Bugenhagens Tode enthält nun im Leben B.'s die ärgerlichen Auftritte, die theils durch die jetzt entstandenen lutherischen Zeloten, theils durch den unglücklichen Schmalcaldischen Krieg hervorgerufen wurden. Bugenhagen hatte mit den übrigen Theologen stets vom Angriff

gegen den Kaiser abgerathen; jetzt waren die Churlande vom Feinde überschwemmt; Wittenberg hatte von der Wuth der Spanier das Ueberste zu fürchten. Selbst Melanchthon entfloß; B. aber entschloß sich, bey seiner Gemeinde zu verbleiben, obgleich gerade er wegen erlassener Aufforderungen an die Kirchen Böhmens und Schlesiens zum Krieg gegen die Papisten, in großer Gefahr schwebte. Auf Befehl des gefangenen Churfürsten mußte die Stadt am 23sten May dem Kaiser die Thore öffnen, erhielt aber eine sehr milde Behandlung. Moriz, jetzt mit der Churwürde bekleidet, ließ 1547 dem 24sten October die Universität wieder eröffnen, und B. war eine ihrer Hauptstützen. Kurz berührt der Verfasser nur noch die Schmähungen, die B. und Melanchthon von der Zelotenpartey während der unglücklichen sich jetzt entspinrenden Interimistischen, Osiandrischen und andern Streitigkeiten erlitt. Der eigentliche Standpunct, den B. hier einnahm, wird freylich nicht angegeben; die wenigen Notizen erscheinen deßhalb abermals etwas dürftig, und bestätigen nur unsere oben ausgesprochene Ansicht. B. starb 1558 in der Nacht auf den 20sten April.

Dr. R.

## L o n d o n.

For John Murray: An Account of some of the most important diseases peculiar to women. By Robert Gooch. 1829. XVII und 432 Seiten in 8.

Dieses Buch enthält keine systematische Behandlung der Frauenzimmerkrankheiten, sondern vermischte Bemerkungen und Erfahrungen darüber von einem bejahrten Practiker, der aber mit

der Wissenschaft fortgeschritten und ebenso bestimmt denkt als klar schreibt. Der Verfasser war früher Arzt an zwey Gebäranstalten und Lehrer der Geburtshülfe; allein er benutzte, wie er selbst klagt, etwas spät diese Gelegenheiten, um daraus für die Förderung der Wissenschaft einen Gewinn zu ziehen. Er wendet sich auch deshalb mit einer Anrede an jüngere Kunstverwandte, worin er sie auffordert ihre günstige Lage früh zu benutzen und durch das Studium ausgezeichneten Schriften zu erweitern. In jeder Wissenschaft gebe es nur wenige Werke, die wahrhaft wissenschaftlich seyen und zu allen Zeiten Befriedigung gewährten. Habe man solche gefunden, so kehre man immer zu ihnen zurück, um so mehr, je älter man würde, nicht nur des Wissens wegen, das sie enthielten, sondern um die Art ihres Wirkens und Leistens zu beobachten. Solche zwey Gewaltgeister (master-minds) seyen in England für die Physiologie Harvey, für die practische Medicin Sydenham. Wer der deutschen Sprache mächtig sey, dem empfehle er, der gedrungenen Beurtheilungen wegen, Richters chirurgische Bibliothek (if you read German, read Richter's Bibliothek Chirurgische, for he is the greatest master of the art of condensed analysis). In 6 Kapiteln handelt er von dem Kindbetterinfieber; von den Gemüthskrankheiten der Wöchnerinnen, nebst Gedanken über Verkehrtheit als Gegenstand der Sittenlehre; von der Art der Unterscheidung der Schwangerschaft von Krankheiten, die diesem Zustande gleichen; vom Mutterpolypen, und besonders wenn von ungewöhnlichen Umständen begleitet; von Auswüchsen der Gebärmutter, die für Polypen gehalten werden können; von der krankhaften Reizbarkeit der Gebärmutter; von

einigen Symptomen bey Kindern, die fälschlich der Gehirn-Congestion zugeschrieben werden. Das Kindbettfieber sey stets eine acute Bauchfellentzündung. Die Mortalität dieser Krankheit, wenn sie epidemisch erscheine, habe zur Hälfte ihren Grund in der verspäteten Anwendung einer kräftigen Behandlungsweise. In den ersten Stunden der Krankheit müsse die Hülfe kommen; allein die Wärterinnen und Ammen (a most intractable race) schickten meistens dann zum Arzte, wenn die Zeit des entscheidenden Eingreifens fast vorüber sey. Er halte für die Hauptmittel: Blutentziehung und Purganzen, brechen-erregende Dosen von *Specacuanha*, *Opiate* innerlich und Umschläge äußerlich auf den Unterleib, so wie *Mercur*, alle zwey Stunden zwey Gran *Calomel*. Das *Terpentinöl* habe ihm keine Dienste geleistet.

Das Kapitel über die Gemüthskrankheiten der Wöchnerinnen enthält Erläuterungen und bestätigende Zusätze zu einem früheren Aufsatz des Verfassers über denselben Gegenstand, im 6ten Bande der *Transactions* des *College of Physicians*.

Verkehrtheit werde gewöhnlich als eine Krankheit unserer moralischen und nicht unserer physischen Constitution angesehen; allein es gebe viele Krankheiten, in denen einige Thätigkeiten des Geistes in einem gewissen Grade von ihrem natürlichen Zustande abweichen, wie der *Alp*, habituelle *Indigestion*, *Leberleiden*, *Hysterie*, und Fieber mit *Delirium*. In gerichtlicher Hinsicht müsse man ja *Verkehrtheit* von *Excentricität* unterscheiden.

Unter verschiedenen interessanten Geschichten zum Beweise der häufigen Verwechslung ange-

licher Schwangerschaft mit wirklicher theilt er auch die der berühmten Johanna Southcott mit (S. 231..237). Diese erklärte sich in ihrem 64sten Lebensjahre, nachdem ihre Menstruation schon 15 Jahre aufgehört, durch überfinnliche Einwirkungen für schwanger, und ihr äußeres Ansehen, die genauere Untersuchung hatte sie sich verbeten, schien diese Meinung, welche mehrere ausgezeichnete Aerzte theilten, zu bestätigen. Bekanntlich ward sie das Haupt einer fanatischen Secte, die von ihr die Geburt des Heilandes erwartete. Allein, da sie bald starb und man sie secierte, fand man keinen Embryo (neither the promised Shiloh nor any other foetus was found). Die außerordentliche Anschwellung des Leibes rührte von Fettmassen an den Bauchdecken her, und die auffallende Erhabenheit war die Folge der Ausdehnung der Blase von Urin; wahrscheinlich hatte sie diesen zurück zu halten gelernt, um das Anschwellen zu verursachen. — Ein interessanter Fall ist auch S. 227 erzählt, wo ein Frauenzimmer mit einem jungen Manne, mit dem ihre Eltern, seines schlechten Lebenswandels wegen, die Verbindung nicht erlauben wollten, sich vergaß und durch Zunahme des Leibes sich bald die Folgen davon zeigten. Nachdem die Mutter von der Sache Kenntniß erhalten, wurde sofort der Liebhaber geröthigt (as the young lady had brothers who understood the use of pistol) die Ehe einzugehen. Der Verf., herbeygerufen, glaubte die Entbindung sehr nahe; als aber nach einigen Monaten gar keine Veränderung im äußeren Ansehen sich zeigte, ergab eine genauere Untersuchung, daß gar keine Schwangerschaft vorhanden sey. Ihre Menstruation war ausgeblieben,



weil sie solche nie gehabt hatte. Diese Mittheilung erregte großen Verdruß in der Familie; aber bey keinem so wie bey dem jungen Ehe- manne, dessen Wuth gränzenlos war, als er entdeckte, daß er durch eine falsche Voraussetzung zur Ehe gezwungen worden sey.

Seine Bemerkungen über die Mutterpolypen, welche er durch Abbildungen erläutert, sind äußerst beachtungswerth. Die Instrumente, deren er sich in der Regel mit Glück bediente, theilt er gleichfalls mit. Von nicht geringerem practischen Werthe sind seine Angaben über die krankhafte Reizbarkeit der Gebärmutter (on the irritable uterus), so wie über die Zufälle, welche bey Kindern irrigerweise für Gehirncongestion gehalten worden.

In einem großen Anhange (S. 378 — 432) ist der Wiederabdruck einer früheren Abhandlung des Verfassers enthalten über die Frage: ob die Pest ansteckend sey. Sie gehöre zwar nicht zum Werke selbst, aber da dieses wohl sein letztes sey \*), so wollte er sie hiermit der Vergessenheit entreißen, zumal da sie in der wichtigen Parlamentsverhandlung im Jahre 1825 über die Beybehaltung oder Aufhebung der Quarantaine nicht ohne bestimmenden Einfluß gewesen sey. Der Verfasser erklärt sich durchaus für die Ansteckungsfähigkeit der Pest und für die Aufrechthaltung aller Maßregeln, welche ihre Verbreitung aufhalten können. Seine Gründe gegen die Nichtcontagionisten, namentlich gegen M'Lean, denen noch weit überzeugendere hätten beygefügt

\*) Nach den neuesten Nachrichten ist dieser würdige Mann den 16ten Februar 1830 zu London gestorben.

werden können, sind gewichtig. Schon Russell sagte, daß der Wahn, die Pest sey nicht ansteckend und die Quarantaine unnöthig; eine periodische Manie sey, die von Zeit zu Zeit wiederkehre. Der Verfasser schließt mit folgender Geschichte, die vielleicht auch jetzt, wo eine weit nähere Pest als die orientalische auch uns bedroht, ihre Anwendung finden mag. Vor einigen Jahren erschien ein Mensch (an odd fellow, a chemist) vor dem Lordmayor mit der Bitte, einen Versuch zeigen zu dürfen, daß detonierende Kugeln ganz unschädlich seyen, und zog ein halbes Pfund Schießpulver aus seiner Tasche, um sie darin explodieren zu lassen. Der Lordmayor protestierte laut dagegen; doch auf die inständigsten Bitten und Versicherungen des Chemikers erlaubte er ihm endlich es mit ein wenig Pulver zu versuchen. Zu dem größten Verdruße des letzteren entzündete sich das Pulver, trotz dem, daß er sich auf das feyerlichste verwahrte, daß dieses nicht hätte geschehen sollen. Wenn das Parlament eben so nachgiebig seyn sollte, wie der Lordmayor, so würde die Pest bald in den Straßen von London wüthen, trotz der Protestation des Dr. M. Bean, daß sie es nicht hätte thun dürfen; vielleicht freylich würde er die Erkrankten mit der tröstenden Reflexion aufrichten, daß sie nicht an einer contagiösen, sondern an einer contaminativen Krankheit starben.

M . . r.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

33. Stück.

Den 28. Februar 1831.

---

G e t t i n g e n.

Herr Prof. Gerling in Marburg hat der Königl. Societät eine Notiz über seine Wahrnehmung des am 7. Januar d. J. gesehenen Nordlichts vorgelegt, welche zwar im Allgemeinen mit dem, was von andern Orten her bereits bekannt geworden ist, übereinstimmt, aber daneben noch einen, besonderer Aufmerksamkeit werthen, und wie es scheint bisher noch nicht hinlänglich gewürdigten Umstand berührt, daher wir hier einen Auszug aus derselben mittheilen.

Das Phänomen war in Marburg schon von 6 Uhr an gesehen. Herr G. erhielt aber erst um 8 Uhr eine Benachrichtigung davon, und damals war am ganzen nordlichen Himmel, so tief herab wie die Aussicht aus den Fenstern seiner Wohnung reichte, gar nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Allein gegen 9 Uhr zeigten sich wieder auffallende rothe Streifen am nordlichen Himmel, und Herr G. begab sich sogleich auf den

eine freye Aussicht beherrschenden Schloßberg, um noch so viel thunlich von der Erscheinung wahrzunehmen.

Zuerst wurden in einer Ausdehnung von etwa 50 — 60 Grad zwischen N.O. und N.W. bloß rothe Streifen und Flecken am Himmel bemerklich, welche sich ohne vollständige Continuität in dem angegebenen Bogen im Azimuth und im Mittel etwa bis zu 45 Grad Höhe erstreckten. In der Mitte jenes Azimuthalbogens um den Meridian herum und nach einer Schätzung etwa in 30 — 40 Grad Azimuthalausdehnung zeigten sich schwarze Flecke am sonst heitern Himmel, dem Ansehn nach mit nichts anderm als schwarzen Wölkchen zu vergleichen. Diese Flecke vermehrten sich allmählich, und bildeten endlich zusammenlaufend das dunkle Segment, welches nach allen Beschreibungen bey dem Nordlicht charakteristisch zu seyn scheint, indem zu gleicher Zeit die ersterwähnten rothen Flecken an Intensität zunahmen, und sich strahlenförmig gegen das schwarze Segment gruppierten, von welchem aus zwischen den rothen Strahlen dann auch weiße und gelbliche erschienen, die ohne auffallend plözliches Fortschießen sich auf etwa 50 Grad in der Höhe erstrecken mochten.

‘So weit, fährt Herr G. fort, scheint diese Beobachtung mit dem, was andere Beobachter zu gleicher Zeit und bey früheren Nordlichtern gesehen haben, ganz übereinzustimmen, und würde also kaum eine Erwähnung verdienen, wenn nicht ein Umstand dabey mir aufgefallen wäre, welcher meines Wissens weder bey Gelegenheit dieses jekigen Nordlichts, noch, so viel ich habe auffinden können, sonst zur Sprache gekommen ist. Nämlich, nicht bloß die Sterne des Schwans,

über welchen die weißen und rothen Strahlen mit ihrer großen Intensität hinweggingen, sondern auch der Stern  $\alpha$  in der Leyer, welcher tief im schwarzen Segment stand, verloren an Sichtbarkeit und scheinbarer Helligkeit augenfällig gar nichts. Diese Thatsache scheint über die räthselhafte Frage, welche Bewandniß es mit dem dunkeln Segment eigentlich habe, wenigstens das negative Resultat zu geben, daß es keine gewöhnliche Wolke ist, weil solche für das Sternlicht nicht permeabel seyn könnte.'

Schon bey dem Nordlicht vom 22. October 1804 bemerkte Brede, allein ohne diesen Grund beyzufügen, daß man das dunkle Segment unrichtig eine Wolke nenne, während Gilbert den Ausdruck in Schutz nimmt, und hinzusetzt, er habe im dunkeln Segment nichts bemerkt, was ihn hätte auf den Gedanken bringen können, daß er dort etwas anderes als eine dunkle Wolke sähe. Auch die Meinung Mayers im Handbuch der physischen Astronomie, daß die dichtere mit Dünsten erfüllte Luft des Horizonts hinlänglich sey, das dunkle Segment zu erklären, scheint sich mit der von Hn. G. bemerkten Thatsache nicht vereinigen zu lassen.

Herr G. fügt noch bey, daß in den frühern Stunden, wo das in seiner Ausdehnung veränderliche Segment sich sehr hoch erstreckte, ein glaubwürdiger Zeuge den Stern  $\alpha$  Leyer in dem Segmente so hell wie zu irgend einer andern Zeit glänzen gesehen, und ein anderer, zu einer Zeit, wo das dunkle Segment sich noch nicht bis zu jenem Sterne erstreckte, andere Sterne in dem Segment erblickt habe.

Herr G. hat noch einen Auszug aus seinem

meteorologischen Journal vom 5 — 9 Januar beygefügt, welcher jedoch außer einem dreyviertel Zoll betragenden Steigen des Barometers vom 6. Januar Nachmittags bis 7. Januar Abends nichts Auffallendes darbietet. Der Wind ging am 7. Januar aus Norden.

Die hier in Göttingen von Herrn Prof. Harding an diesem Nordlichte gemachten Wahrnehmungen stimmen im Wesentlichen mit den von andern Orten bekannt gewordenen überein, doch verdient der Umstand erwähnt zu werden, daß während der Dauer des Phänomens die Magnetnadel um etwa dreyviertel Grad von ihrer gewöhnlichen Stellung nach Norden ging, und am andern Morgen wieder auf dieselbe zurückgekommen war.

### P a r i s.

Bey Dondoy-Dupré, de Bure, Treuttel und Würz: Mémoire sur le préambule d'un Edit de l'Empereur Dioclétien, relatif aux prix des denrées dans les provinces de l'Empire Romain; par M. Marcellin de Fonscolombe, Membre de la Société académique d'Aix, département des Bouches-du-Rhône. 1829. 114 Seiten in Octav. Nebst zwey lithographierten Tafeln, ein Facsimile einzelner Zeilen der Steinschrift enthaltend.

Ein in mehrfacher Hinsicht äußerst schätzbarer Rest des Alterthums ist das im Jahre 303 erlassene Edict des Kaisers Diocletianus, durch welches ein Maximum des Preises der Lebensbedürfnisse und des Arbeitslohns, mit Ausnahme des Getreides, für welches nach dem Zeug-

niß des Aurelius Victor, im Jahre zuvor ein ähnliches Edict erlassen war, festgesetzt worden ist. Entdeckt wurde diese Steinschrift zuerst von dem Britischen Consul zu Smyrna, William Sherard, auf einer Reise in Carien, bey Eskihissar, dem alten Stratonice; jedoch fehlte der Anfang derselben, der den Namen des Kaisers enthielt. Sherard, welcher im Jahre 1718 nach London zurückkehrte, übergab die Abschrift dieser Inschrift nebst denen einer Menge anderer, die er gleichfalls in Kleinasien gesammelt hatte, dem Grafen von Orford, von welchem dieselben in das Britische Museum gelangten, und unter den Harleianischen Handschriften unter №. 7509 noch gegenwärtig aufbewahrt werden. Edmund Chishull, welcher früher gleichfalls zu Smyrna als Caplan bey dem dortigen Consulat sich aufgehalten hatte, erhielt von Sherard eine große Anzahl dieser Abschriften, und gab dieselben, nebst andern von ihm selbst gesammelten Inschriften unter dem Titel: *Antiquitates Asiaticae* 1728 heraus. Diese Sammlung enthält jenes Edict nicht, wiewohl er dessen S. 165 gedenkt; er hatte es nebst mehreren andern für einen zweyten Band, von dem jedoch nur zwölf Seiten abgedruckt waren, als sein Tod die Herausgabe verhinderte, zurückgelegt. Dieser zweyte Band, dessen Materialien der Professor am Gresham College, John Ward im Jahre 1736 in Ordnung brachte, befindet sich gleichfalls handschriftlich im Britischen Museum (*Additional Manuscripts*. №. 5106). In ihm ist das Edict nach Sherard's Abschrift enthalten. Aus dieser Abschrift gab William Martin Leake in seinem *Journal of a Tour in Asia minor*. London 1824. S. 329..338, den zweyten Theil des Edicts

— es zerfällt in die Verordnung selbst und in die Preistaxe — nämlich die mangelhafte Preistaxe heraus. Im J. 1817 hatte ein anderer Reisender, William Bankes dieselbe Inschrift bey Strattonice entdeckt, und weit vollständiger abgeschrieben, als Sherard. Er ließ sie lithographieren und sandte ein Exemplar dem Britischen Museum ein. Durch seine Bemühungen war die Preistaxe um zwey Drittel vermehrt; indessen war auch ihm es nicht gelungen, den Namen des Kaisers zu entdecken. Im Jahre 1825 hielt sich G. Vescovali aus Rom in London auf, und bemerkte gegen Leake, daß er in dem Besitze der Abschrift einer jetzt zu Aix befindlichen Inschrift sey, welche offenbar den Anfang jener von Bankes lithographierten Steinschrift enthalte. Eine Vergleichung derselben mit der letztern bestätigte diese Entdeckung, und so wurde hierdurch Leake veranlaßt am 1. März 1826 in der Royal Society of Literature of the united Kingdom eine Vorlesung über diesen Gegenstand zu halten, welche in den Transactions dieser Gesellschaft Vol. I. S. 181..204 (1829) enthalten ist. Die dort befindliche Abhandlung enthält den Text der Steinschrift nach der Copie des Bankes, aus der Vescovalischen Abschrift des Steins zu Aix ergänzt, und mit einigen Sacherläuterungen begleitet. Leake nahm hier seine frühere in dem Journal geäußerte, durch den Stein zu Aix aber widerlegte Vermuthung, daß Edict sey von Theodosius abgelaßen, zurück. Ref. kehrt nun zu dem Stein, der sich zu Aix befindet, zurück. Mit diesem beschäftigt sich die Abhandlung des Herrn Foscolombe. Dieser Stein ist im Jahre 1807 aus Aegypten nach Marseille gebracht; sein jetziger Besizer ist der



Districtsnehmer Gallier zu Aix. Er ist 4 Fuß lang und 17 Zoll breit, und enthält 17 Zeilen, in sechs Abtheilungen oder Paragraphen. An beiden Seiten ist ein Stück abgebrochen, so daß der Anfang und das Ende jeder Zeile verstümmelt ist. Mit den Worten der vierten Zeile *Fortunam reipublicae* fällt er in die Inschrift von *Stratonice* ein, und schließt in der siebenzehnten Zeile mit den Worten der letztern: *quaestibus diripientium cedere vi*. Solchergehalt sind durch ihn die ersten verloren gegangenen Zeilen jener Inschrift, und namentlich der Name des Kaisers *Diocletianus* erhalten. Uebrigens ist er natürlich kein Theil des bey *Stratonice* aufgestellten Steins, sondern ein selbstständiges zweytes Exemplar des Edicts. Bevor der Stein nach Aix kam, fand ihn der jüngere *Carnevali* zu Marseille und brachte ihn einstweilen nach Rom; hier untersuchte ihn *Marrini*, in Aix dagegen *Foscolombe*; letzterer lieferte eine Abhandlung über denselben in den *Mémoires de l'académie d'Aix* (1827. 8.) Tom. III. Beide kannten aber den Zusammenhang desselben mit der Inschrift von *Stratonice* nicht, sondern suchten nur die Bedeutung und den Inhalt desselben durch Vermuthungen zu erläutern. Um diese Zeit erhielt *Foscolombe* eine Abhandlung über die *Bankesche* Entdeckung, nämlich *Aloysii Cardinali prodromus ad illustrationem lapidis Stratonicensis nuper inventi*, in den *Dissertazioni dell' academia Romana di Archeologia*. (Roma 1825. 4.) Tomo II. p. 681..732. (S. auch noch *Giornale arcadico*. 1827. Jan. und daraus *Biblioteca Italiana*. 1827. August. p. 298..301) und, wie es scheint, einen besondern Abdruck

der in den Transactions enthaltenen Abhandlung von Leake, dessen Titel Foscolombe: An edict of Diocletien. London. 1826. 8. angibt. Nun erst wurde ihm jener Zusammenhang klar, und so gab ihm dieses die Veranlassung zu derjenigen Uebersetzung seiner früheren Abhandlung, womit sich die gegenwärtige Anzeige beschäftigt. Das vorliegende Werkchen liefert nun zuerst einen genauen Abdruck der Inschrift auf dem Steine zu Aix, mit Ergänzungen der verstümmelten Zeilen, die zum Theil aus der Steinschrift von Stratonice entnommen, zum Theil aber, wo diese nicht ausheilen konnte, nach Vermuthungen geliefert sind; dann eine, mehr den Sinn als die Worte bezielende Französische Uebersetzung, und endlich eine Erläuterung der Inschrift im Allgemeinen, zu denen dann zwölf Eclaircissemens über einzelne in derselben erwähnte Gegenstände kommen. Letztere sind mit vielem Fleiße und großer Belesenheit, in deren Hinsicht das, den Franzosen sonst eben nicht gewöhnliche, genaue Allegieren gelobt werden muß, ausgearbeitet. — Schließlich bemerkt Ref. noch, daß Moreau de Jonnés, in dem Pariser Institut eine Vorlesung über die ganze Inschrift gehalten hat, in welchem er die Tafel des Edicts mit dem römischen höchsten Preis der Artikel und dem mittlern Preis in neuerer Münze gegeben hat. Diese kennt jedoch Ref. nur aus dem Auszuge, welche das Tübinger Morgenblatt 1827. №. 99. 100. aus jener Vorlesung liefert.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

34. Stück.

Den 3. März 1831.

---

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:  
Rechtsgutachten über die Verhältnisse der St.  
Petri Domgemeinde der freyen Hansestadt Bre-  
men zum Bremischen Staate, abgegeben vom  
Herrn Hofrath Carl Friedrich Eichhorn,  
und zum Druck befördert durch die Diaconie der  
St. Petri Domkirche zu Bremen. 1831. VI u.  
162 S. in 8.

Wenn gleich dieses Rechtsgutachten nur ein  
sehr particuläres Verhältniß betrifft, so ist es  
doch theils gerade wegen der Eigenthümlichkeit  
dieses Verhältnisses, theils wegen der Berühmt-  
heit seines Verfassers von allgemeinem Interesse.  
Ref. würde indessen sich damit begnügen, hier  
im Allgemeinen auf dasselbe aufmerksam zu ma-  
chen, wenn er bey dem größeren Theil der Le-  
ser eine Bekanntschaft mit den Verhältnissen der  
Domgemeinde in Bremen voraussetzen dürfte;  
da er hierzu aber wohl nicht berechtigt ist, so

sieht er sich genöthigt, bey der Anzeige des vorliegenden Werks ausführlicher zu seyn, als man es bey dem geringen Umfang desselben wohl erwarten möchte. In der freyen Stadt Bremen besteht nämlich der Senat zum bey weitem größeren Theil aus Reformierten, wenigstens die Hälfte der Bevölkerung hingegen aus Lutheranern. Dabey gibt es in Bremen nur Eine Lutherische Kirche, die St. Petri Domkirche. Auch haben die bey dieser Kirche angestellten Geistlichen keineswegs ein jus parochiale über die Lutherischen Bürger und Einwohner. Vielmehr stand diesen früher nur das Recht zu, wenn sie den Predigern der Parochialkirchen die Gebühren entrichteten, ihre Kinder von den Dompredigern taufen zu lassen, und in neueren Zeiten ist den Dompredigern auch erlaubt, die Lutherischen Bürger und Einwohner, welche sich zur Domkirche halten, aufzubieten und zu copulieren. Dieses eigenthümliche Verhältniß ist auf folgende Art entstanden. Schon seit dem dreyzehnten Jahrhundert war die Seelsorge allmählich ganz von dem Amte der bey dem Dom angestellten Geistlichen getrennt worden, und die Domkirche ausschließlich für das officium divinum, wie es der Römische Ritus für die Cathedralkirchen eingeführt hat, bestimmt. Daher wurde auch die Domkirche bey dem Beginn der Reformation nicht mit zu den Pfarrkirchen der Stadt gezählt. Wenn auch noch nicht im unbestrittenen Besiz der Reichsunmittelbarkeit, so war die Stadt doch damals schon mächtig genug, die Reformation wider den Willen des Erzbischofs in ihren Kirchen einzuführen. In der Domkirche hingegen dauerte der catholische Cultus noch eine Zeit lang fort, bis im Jahre 1532 die catholischen Geist-

lichen auf Verlangen der Bürgerschaft durch den Rath aus derselben vertrieben wurden. Nachdem die Domkirche darauf 14 Jahre lang geschlossen gewesen war, gelang es zwar der evangelischen Parthey im Domcapitel, auch bey ihr einen evangelischen Geistlichen anzustellen; allein dieser mußte, nachdem er mehrere Jahre hindurch ungestört gewirkt hatte, wieder entlassen werden, weil er von den übrigen Geistlichen in Bremen beschuldigt wurde in der Lehre vom Abendmahl zu den Sacramentierern zu gehören, und nun blieb die Domkirche wieder 77 Jahre hindurch geschlossen. Innerhalb dieser Zeit unterschied sich die Geistlichkeit in Bremen, nachdem in Deutschland eine wirkliche Trennung zwischen der Lutherischen und der reformirten Kirche entstanden war, für die letztere, ein sehr beträchtlicher Theil der Bevölkerung hingegen blieb Lutherisch. Dieser hatte aber in der Stadt selbst jetzt keine Religionsübung, sondern mußte, um einem Lutherischen Gottesdienste beyzuwohnen und die Sacramente zu genießen, außerhalb der Stadt belegene Lutherische Kirchen besuchen. Dieß veranlaßte den letzten Bremischen Erzbischof, den Prinzen Friedrich von Dänemark, den Lutherischen Gottesdienst in der Domkirche, des Widerstrebens des Rathes ungeachtet, im Jahre 1638 wieder herzustellen. Durch den Westphälischen Frieden wurde das Erzstift Bremen säcularisirt und als weltliches Herzogthum an die Krone Schweden abgetreten. Diese hob das Domcapitel auf, und bildete aus den sämtlichen Gütern und Einkünften, welche das Mensalgut, Capitelgut und die fabrica der Domkirche ausgemacht hatten, zwey Fonds, von welchen der eine Domanalgut, der andere hingegen, unter

der Benennung Structurgüter, zur Unterhaltung der Domkirche, der dabey angestellten Geistlichen und der übrigen mit jener verbundenen Anstalten verwendet wurde. Seitdem im Stockholmer Frieden 1719 die Rechte der Krone Schweden an Hannover gekommen waren, wurde die bis dahin noch nicht entschiedene Reichsunmittelbarkeit der Stadt nicht mehr bestritten; nur der Dom mit den dazu gehörigen Gebäuden und Grundstücken blieb ein Besizthum, über welches der Kurfürst von Braunschweig Lüneburg als Herzog von Bremen die völlige Landeshoheit ausübte. Die Geistlichen und Lehrer, welche bey der Domkirche und den damit verbundenen Schulanstalten angestellt waren, so wie das Personal der Beamten, welchen die Ausübung der landesherrlichen und Eigenthumsrechte über jenes Besizthum anvertraut war, waren daher von der Gewalt des Rathes eximiert. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Domkirche war aber in den Händen des Consistorii zu Stade; die bey der Domkirche angestellten Geistlichen hatten die Rechte eines jenem untergeordneten Ministerii und wurden von dem Kirchenoberen ernannt. Die Lutheraner, welche sich zur Domkirche hielten, wurden als eine kirchliche Gemeinde behandelt, und erhielten als solche eine Organisation. Zwar überließ ihr der Kirchenobere die Verwaltung der Structurgüter nicht, sondern ließ diese durch von ihm bestellte Beamte administrirten; er gab ihr aber Vorsteher, welche in allen Fällen, wo das kirchliche Interesse der Gemeinde in Betracht kam, von ihm befragt, und, wo sie Namens der Gemeinde auftraten, von ihm als deren Repräsentanten und Wortführer anerkannt wurden. Diese Vor-

stehender wurden und werden noch jetzt aus der Mitte der Lutherischen Bürgerschaft gewählt und führen den Namen Diaconen. Sie sind es, welche das gegenwärtige Rechtsgutachten eingeholt und zum Druck befördert haben. In dem Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 wurden bekanntlich alle vom Herzogthum und Domcapitel Bremen und überhaupt von dem Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg in der Stadt Bremen und deren Gebiet abhängige Rechte, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte der Stadt überlassen. Seitdem faßte der Rath von seinen durch diese Veränderung erlangten Rechten die Ansicht, 'daß die Lutheraner in Bremen bisher keine zum Dom gehörende kirchliche Gemeinde im rechtlichen Sinne des Wortes gebildet hätten, daß die Domkirche keinen wahren Kirchenfonds habe, sondern eine Anstalt sey, welche aus Gütern unterhalten worden, über welche der Hannoverschen Regierung die freye Disposition zugestanden habe, daß diese Güter, die oben bezeichneten Structurgüter, so wie die übrigen von Hannover abgetretenen Gegenstände, Bremisches Staats-eigenthum geworden, daß zwar die Verbindlichkeit auf Bremen übergegangen sey, durch Verwendung von Einkünften dieser Güter, den Lutheranern wie bisher eine Gelegenheit zur freyen Ausübung ihres Gottesdienstes zu verschaffen, aber das Genauere der hierzu nothwendigen Einrichtungen von dem Ermessen des Raths abhängen, und den Lutheranern ein wohlverordnetes Recht auf das Fortbestehen derjenigen, welche bisher dazu getroffen gewesen, keineswegs zustehen.' Diese Ansicht gab die Veranlassung zu einer Reihe von Streitigkeiten, welche

mit größeren und geringeren Unterbrechungen bis auf die neueste Zeit fortgedauert und auch die Einholung des vorliegenden Gutachtens veranlaßt haben. Dieses ist im Allgemeinen der Domgemeinde günstig und hat die Wirkung gehabt, daß vor Kurzem die streitigen Verhältnisse derselben geordnet und die nach des Verfassers Ansicht ihr zustehenden Rechte jetzt auch als solche vom Senat anerkannt sind. Wir wünschen dem Verfasser stets einen so glücklichen Erfolg seiner Gutachten und glauben den Wunsch einer großen Anzahl unserer Leser auszusprechen, wenn wir ihn bitten, recht bald eine Sammlung der so vielen von ihm abgegebenen höchst interessanten Gutachten dem Publicum mitzutheilen. Als Anhang ist hinter dem vorliegenden Werke eine Reihe von Urkunden, welche sich auf die Verhältnisse der Domgemeinde beziehen, abgedruckt.

Kraut.

Wir benutzen diese Gelegenheit um auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches die hierher gehörigen historischen Nachrichten ausführlich gibt: Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen, und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule, von ihrem Ursprunge und mancherley Schicksalen bis zum Jahr 1828 von H. W. Kotermond, Pastor Primarius, der Theologie und Philosophie Doctor. XXVIII und 308 S. in 8. 1829. Mit großer Sorgfalt sind hier die Nachrichten über die Geschichte der Bremischen Domkirche gesammelt, so daß sie sowohl das Mittelalter als die neuere Zeit umfassen. Sie beginnen



mit der Stiftung des Bremischen Bisthums durch Karl dem Großen, und gehen bis auf die jetzige Zeit. Indem der Verfasser der chronologischen Ordnung folgt, ist die mittlere und die neuere Zeit jede wieder in vier Abschnitte getheilt, von denen der letzte die oben erwähnten streitigen Verhältnisse ausführlich erzählt. Die Geschichte des Lutherischen Waisenhauses und der Schulen ist dann besonders behandelt, und mehrere schätzbare Notizen, die Verzeichnisse der Prediger, der Lehrer der Kirchen und Schulen, und auch der Wohlthäter des Waisenhauses sind beygefügt. Zwey Abbildungen stellen die Domkirche mit ihren Thürmen 1532, und nach ihrer jetzigen Ansicht 1829 dar.

Sn.

### E b e n d a s e l b s t.

In Commission der Hahnschen Hofbuchhandlung: Der Birmanenkrieg, von dem Major J. J. Snodgrass, Militär-Secretär bey dem commandierenden General der Britischen Armee und politischen Agenten in Ava. Aus dem Englischen. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gustav Nagel, vormahls Lieutenant in Königlich Großbritannischen Diensten. Mit zwey Kupfern und mehreren Original-Documenten des Königs der Birmanen und seiner Heerführer, nebst dem Friedenstractate. 1830, VIII und 300 S. in Octav.

Der von den Engländern vom Jahre 1824 bis zu Anfang des Jahres 1826 gegen die Birmanen geführte Krieg, nahm zu seiner Zeit die

Aufmerksamkeit in Europa in einem um so bedeutenderen Grade in Anspruch, je übertriebener die Vorstellungen gewesen waren, die man sich bis dahin von der Macht und den kriegerischen Eigenschaften der Birmanen zu machen gewohnt war. Der Ausgang dieses Krieges hat denn nun freylich jene Unrichtigkeiten und Uebertreibungen in ein helles Licht gestellt, so wie zugleich durch denselben und in Folge des Friedens von Yandabu das Birmanenreich in jeder Hinsicht besser bekannt geworden ist. Auch das vorliegende Werk ist als eine Bereicherung unserer Kenntniß von demselben keinesweges zu übersehen. Wenn es gleich zunächst nur ein Tagebuch der kriegerischen Operationen enthält, so gibt es denn doch auch manche dankenswerthe Bemerkung über die Sitten, die Gebräuche, die Verfassung und den ganzen bürgerlichen und politischen Zustand der Birmanen. Die Uebersetzung ist lesbar und fließend; die Anmerkungen jedoch, die der Titel verspricht, beschränken sich fast ausschließlich auf Auszüge und Anführungen aus der Gesandtschaftsreise des Capitän Symes nach Ava. — Der Anhang enthält: 1. verschiedene Birmanische Tagsbefehle, welche in dem Hause des Gouverneurs zu Syriam gefunden wurden; 2. einen Brief der Siamesischen Chefs an Sir Archibald Campbell; 3. Thado Menghi Maha Mengabu's (des Kee Wungie's) Bericht an den Prinzen Memiabu; 4. eine Copie der Ordre des Königs von Ava; 5. einen Brief Goru's an die Minister zu Melalune und 6. den Friedenstractat von Yandabu.

F. S.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

35. Stück.

Den 5. März 1831.

---

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Die höhere Gewerbeschule in Hannover. Erläuterungen über Zweck, Einrichtung und Nutzen derselben. Von Karl Karmarsch, Director der Lehranstalt. 1831. 50 Octavseiten.

Mit besonderer Theilnahme zeigen wir die vorliegende Schrift an, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, richtige Ansichten über die höhere Gewerbeschule, welche gegenwärtig zu Hannover errichtet wird, in der Classe zu verbreiten, von welcher diese Anstalt vorzüglich benutzt werden soll. Die Einleitung zeigt eben so faßlich als eindringend, wie hoch wichtig ein wissenschaftlicher Unterricht für die Gewerbetreibenden ist und von welcher Art die Bildung derselben seyn muß, um auf die Bervollkommnung der Gewerbe vorthelhaft einzuwirken. Die technische Central-Bildungsanstalt in Hannover wird den Unterricht in allen Wissenschaften umfassen, welche den Gewerbetreibenden der verschiedensten Classen, dem

Handwerker, dem mechanischen Künstler, dem Fabricanten, zur vollständigen Ausbildung erwünscht seyn können. Sie wird dabey zugleich auf die Anwendungen Rücksicht nehmen, welche für den Betrieb der Landwirthschaft von Bedeutung sind. Sie wird — was vorzüglich wichtig erscheinen muß — zur vollständigen Ausbildung in allen Zweigen der Bauwissenschaft sich eignen und auch dem angehenden Forstmann, dem practischen Geometer, dem Pharmaceuten und Kaufmanne Belehrung darbieten. Zur Erreichung dieser Zwecke wird der Unterricht folgende Lehrgegenstände umfassen: reine und angewandte Mathematik, practische Geometrie, Baukunst, Maschinenlehre, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Zeichnen, Modellieren, Bossieren, Buchhalten. Es wird die gewiß sehr zweckmäßige Einrichtung Statt finden, daß der Unterricht nicht classenweise, sondern nach einzelnen Fächern ertheilt wird, von welchen nach Umständen mehrere oder weniger zusammen genommen, die wissenschaftliche Ausbildung des Schülers für einen bestimmten Zweck vollenden. Da die Anstalt Schülern von sehr ungleichen Vorkenntnissen offen stehen muß und die Zwecke, für welche sich dieselben zu bilden gedenken, ungemein verschieden sind, so wird die Benutzung des Unterrichts sehr erleichtert werden, wenn dem Schüler, unter der Leitung der Direction, die Wahl der Lehrfächer frey gelassen ist. Der Unterricht eines jeden Jahrs beginnt im October und dauert bis zum Ende des Junius. Nur Mineralogie und angewandte Mathematik werden in halbjährigen Cursen, vom October bis zum März, vorgetragen. Im Anfange des Julius beginnt ein öffentliches Examen. Die Monate August

und September bleiben zur Erholung für die Lehrer und Schüler frey. Diejenigen, welche an dem Unterrichte der Gewerbeschule Theil nehmen, werden in Schüler und Zuhörer unterschieden. Erstere müssen sich vor der Aufnahme einer Prüfung unterwerfen, welche bey letzteren nicht Statt findet. Hierdurch wird der Zutritt zum Unterrichte auch erwachsenen Gewerbetreibenden und solchen Personen, welche an einzelnen Fächern, aus allgemeinem, wissenschaftlichen Interesse Theil zu nehmen wünschen, nicht verschlossen. Da indessen der nächste Zweck der Anstalt, Ausbildung der Jugend für den Gewerbestand ist, so können Zuhörer nur in so fern zugelassen werden, als die Zahl der sich meldenden Schüler einen Theil des Raums in den Lehrzimmern unbesezt läßt. Schüler und Zuhörer müssen in der Regel das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben, um aufgenommen werden zu können. Für die Theilnahme am Unterrichte wird eine sehr mäßige Summe für jeden Cours eines Lehrgegenstandes entrichtet. Als Hülfsmittel für den Unterricht und die Ausbildung der Zöglinge wird die Gewerbeschule fortwährend zu vermehrende Sammlungen erhalten; namentlich Sammlungen von Modellen für Maschinenlehre und Technologie; von technischen Werkzeugen, Materialien und Producten; von Modellen in Beziehung auf Baukunst; von mathematischen, physikalischen und chemischen Instrumenten, Geräthschaften und Apparaten; von naturhistorischen Gegenständen; von Vorlegeblättern und Gypsabgüssen; so wie eine Bibliothek. Eine von einem Werkmeister unter der Aufsicht der Direction geleitete, mechanische Werkstätte wird dazu bestimmt seyn, sowohl nach und nach den Bedarf an Modellen für die Modellsamm-

lung herzustellen, als auch fortwährend einer bestimmten Anzahl von Schülern regelmäßige Anleitung in practisch-mechanischen Arbeiten zu verschaffen. Um den wohlthätigen Einfluß der Gewerbeschule allgemeiner zu machen, sollen aus den verschiedenen Theilen des Königreichs jährlich zwey Schüler gewählt werden, welche zur Ausbildung in der practischen Mechanik die zweckdienlichen Fächer der Anstalt studieren und darauf sich mit practischen Arbeiten in der mechanischen Werkstätte beschäftigen, wobey sie nicht allein den Unterricht unentgeltlich genießen, sondern noch außerdem, sofern sie nicht in der Residenzstadt Hannover einheimisch sind, jeder ein Stipendium von hundert Thalern jährlich, vier Jahre hindurch erhalten. — Die vorläufige Eröffnung der Anstalt geschieht durch einen vorbereitenden Curß in Mathematik, Zeichnen und Modellieren, der am 2ten May d. J. anfängt und mit Ende Augusts schließt. Der Anfang des ersten, vollständigen Lehrurses ist auf den 3. October 1831 bestimmt.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht der in obiger Schrift ausführlich dargelegten und erläuterten Einrichtung der höheren Gewerbeschule in Hannover wird es einleuchten, wie viel man sich von dieser so wohlmeinend begründeten, so zweckmäßig angeordneten und so reich ausgestatteten Anstalt für die Belebung des Kunstfleißes und die Vervollkommnung der technischen Gewerbe im Vaterlande versprechen darf. Freylich wird sie nur dann den erwünschten Erfolg haben können, wenn die gleichzeitig in den vorzüglichsten Städten des Königreichs zu errichtenden Realschulen oder Elementar-Gewerbeschulen durch Vorbereitung auf den höheren Unterricht, der Central-Schule zu Hülfe kommen und wenn

daß gewerbetreibende Publicum mit dankbarer Anerkennung und reger Theilnahme das annimmt, benützt und befördert, was demselben von der Regierung, zur Verbesserung des Zustandes der Gewerbe, großmüthig dargeboten wird.

### B e r l i n .

Bey J. A. Vist: Uebungen aus der angewandten Mathematik für Techniker, und besonders für Architekten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte zc. Erster Band. Auch unter dem besonderen Titel: Uebungen aus der reinen und angewandten Stereometrie für Techniker zc., bearbeitet von Dr. Ephraim Salomon Unger. Mit fünf Kupfertafeln. 1830. 668 S. in 8.

Es ist eine sehr bekannte Erscheinung, daß nicht selten Leute, die selbst mit sehr guten theoretischen Kenntnissen ausgerüstet sind, in Verlegenheit gerathen, wenn sie dieselben auf wirklich im Leben vorkommende Fragen anwenden sollen. Dennoch aber, wiewohl wir eine ziemliche Anzahl von Werken besitzen, die Sammlungen von Aufgaben aus verschiedenen Theilen der reinen Mathematik enthalten, ist fast kein einziges Buch in deutscher Sprache vorhanden, welches dasselbe für die angewandte Mathematik leistete. Man hat dieß wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die deutschen Techniker früher so sehr alles Theoretische vernachlässigten; je mehr sie aber in unseren Tagen das Bedürfniß der Theorie fühlen, desto fühlbarer muß ihnen auch der Mangel eines Buches von der erwähnten Art werden. Herr Dr. Unger, der schon durch mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Schriften rühmlichst bekannt ist, hat in vorliegendem Werke den Anfang gemacht dieß

sem Mangel abzuhelfen, wozu er, wie in der Vorrede bemerkt ist, seit mehr als funfzehn Jahren Materialien gesammelt hat. Das Werk ist um so mehr zu empfehlen, da es, wenn man von dem ersten Bande auf das Ganze schließen darf, äußerst reichhaltig und gründlich seyn wird. Die Bearbeitung ist von ähnlichen Sammlungen dadurch unterschieden, daß nicht bloß Aufgaben, sondern zugleich die wichtigsten Lehrsätze der behandelten Wissenschaften mit aufgenommen sind, wodurch das Werk eine gewisse Selbstständigkeit erlangt hat. Der erste Band ist eigentlich mehr eine Einleitung als ein Theil des ganzen Werkes, da die Stereometrie nicht zur angewandten Mathematik gehört, indessen spielt sie in manchen Theilen derselben, wie z. B. in der Statik und Mechanik, eine bedeutende Rolle, und da es überdies an gesammelten Uebungen aus der Stereometrie fehlt, so war eine solche Sammlung schon an und für sich wünschenswerth. Dieser Band zerfällt in drey Abtheilungen, von welchen der erste die Elementarlehren der Stereometrie, der zweyte die Anfangsgründe der höheren Stereometrie, der dritte Anwendungen der Stereometrie enthält. In der ersten Abtheilung behandelt der Verfasser, nach einer Einleitung über die Lage der Ebenen, die Lehre von der körperlichen Ecke, und weil alle Eigenschaften, welche der drekantigen Ecke zukommen, auch bey dem dazu gehörigen sphärischen Dreiecke vorkommen, so wird zugleich die sphärische Trigonometrie behandelt, hierauf folgt die Betrachtung der Körper überhaupt und besonders des Parallelepipedums, des Prisma und Cylinders, der Pyramide und des Kegels, der abgestumpften Körper und der Kugel; manche dieser Abschnitte sind so reichhaltig wie man sie selbst in sehr guten Lehrbüchern der Geometrie nicht antrifft. Den Beschluß dieser Abtheilung macht die Behandlung der regulären Körper. Als Probe der Uebungen aus dieser Abtheilung will ich einige hersehen. \*Zieht man von dem Quadrate der Summe der drey Kanten eines rechtwinkligen Parallelepipedon die ganze Oberfläche desselben ab, so ist der Rest der Summe der Quadrate der drey Kanten gleich. — Die Grundfläche einer Pyramide ist ein regelmäßiges  $n$  Eck dessen Seite  $= a$ , die Kanten desselben sind sämmtlich von gleicher Größe und es ist jede derselben  $= k$ , man soll hieraus die Formeln für den Kubikinhalt und für die Oberfläche der Pyramide angeben, und es soll ermittelt werden, wie die Kante  $k$  und der Cubikinhalt  $P$  gefunden werden



können, wenn  $a$ ,  $n$  und die ganze Oberfläche  $= F$  gegeben sind. — Wenn in einer und derselben Kugel ein Dodecaeder und ein Icosaeder beschrieben werden, so sind die Radien der Kreise, welche um das den ersteren Körper begränzende Fünfeck und um das den letzteren begränzende Dreyeck beschrieben werden können gleich groß.

Es wäre zu wünschen daß die auch hier, wie in den meisten Lehrbüchern der Geometrie gegebene Definition der Ebene: 'sie sey eine Fläche, in welcher jede zwey beliebig in derselben gewählte Punkte durch eine gerade Linie verbunden werden können, die ganz in der Fläche liegt' wieder allmählich verschwände, da sie um nichts schärfer ist, als die bekannte Definition der geraden Linie, daß sie eine Linie sey die durch zwey Punkte völlig bestimmt wird.

In der Einleitung zur zweyten Abtheilung bemerkt der Verfasser, daß er sich des Begriffs des Unendlichkleinen bedient habe, weil dieser auf dem kürzesten Wege zum Ziele führt, wiewohl er, wie der Verfasser bekennt, bey Begründung der Theorie Manches zu wünschen übrig läßt. Es ist dieß ein Uebelstand, der sich bey vielen Schriftstellern findet, daß sie die Lagrange'sche Methode und die des Unendlichkleinen gleichsam wie zwey Kleider gebrauchen, deren eines man zur Parade, das andere zum Arbeiten gebraucht. Entweder der Lehrer ist von der Richtigkeit der letzteren Methode überzeugt und dann hat er alles Recht sie anzuwenden, im entgegengesetzten Falle aber sollte er, der Kürze halber, dem Schüler nichts für gewiß geben, was er selbst noch bezweifelt. Es ließe sich außerdem leicht nachweisen daß man die, im Buche vorkommenden Betrachtungen eben so schnell durch die Lagrange'sche Methode finden kann. Die zweyte Abtheilung beginnt mit der Betrachtung der Regelschnitte, deren Gleichungen aus dem Durchschnitte eines Kegels mit einer Ebene durch geometrisch-trigonometrische Betrachtungen abgeleitet werden; es ist störend daß hier wie in dem ganzen Buche, Ellipse, elliptisch, Ellipsoid, statt Ellipse, elliptisch, Ellipsoid geschrieben ist. Hierauf gibt der Verfasser die allgemeine Formel für Quadraturen, und wendet sie auf die Quadraturen der Regelschnitte an, es folgen dann Näherungsformeln für Quadraturen die man nicht genau finden kann, allgemeine Formel der Rectification und Anwendung derselben auf die Regelschnitte, Rectification durch Näherung, Berechnung des Inhalts und der Oberfläche der Prismen mit beliebiger

Grundfläche; sehr vollständig sind die Abschnitte von den durch Umdrehung erzeugten Körpern, und von den symmetrischen Körpern; den Beschluß dieser Abtheilung macht der Abschnitt von den Durchschnitten zweyer Flächen, welche zugleich auf die Betrachtung der doppelt gekrümmten Curven, und der Projectionen der Curven führen; besonders bemerkenswerth ist was über den Flächeninhalt der Figuren auf krummen Oberflächen gesagt ist. Der dritte Abschnitt beginnt mit Bemerkungen über die Körpermaasse überhaupt, und über die practischen Methoden den Inhalt eines Körpers zu finden. Hierauf folgt die Theorie der Berechnung der Gewölbe, von welchen namentlich die Kuppelgewölbe, die Sonnengewölbe, die gothischen Sonnengewölbe, die Klostersgewölbe und Kreuzgewölbe betrachtet werden, die statische Theorie dieser Gewölbe wird erst im folgenden Bande behandelt werden, hier werden nur die Fragen beantwortet: wie groß ist der hohle Raum des Gewölbes, wie groß ist der massive Theil desselben, und welchen Raum trägt die innere Fläche? Das Ganze schließt mit practischen Aufgaben welche sich auf Berechnung des Inhalts gewisser, durch bestimmte Figuren eingeschlossener Räume beziehen. Bemerkenswerth ist die einfache Auflösung der Aufgabe: den Inhalt eines hohlen, oben offenen Körpers, dessen untere, so wie die fehlende Fläche, parallel laufende Rechtecke sind die eine solche Lage haben, daß auch die Seiten des einen zu denen des anderen parallel sind, oder eines Pontons, zu finden. In

der Auflösung muß es übrigens heißen:  $K = \frac{h}{b}$

( $2AB + 2ab + Ab + aB$ ). Bey Berechnung der Kugelhaufen die in §. 179 vorkommt, hätte noch Manches aus Vega's Algebra §. 240 flg. benutzt werden können; es wäre besonders zu wünschen gewesen, daß der Verfasser die dort gegebene allgemeine Regel zur Berechnung der Kugelhaufen angegeben hätte, da das Buch auch für Artilleristen bestimmt ist. — Der zweyte Band wird die Uebungen aus der Statik und Mechanik der festen Körper enthalten.

Dr. Stern.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

36. Stück.

Den 5. März 1831.

---

L e i p z i g.

1. Bey J. Ambr. Barth: Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiße, Prof. an der Univers. zu Leipzig. Erste Abtheilung, die Uebersetzung enthaltend. 1829. 238 S. in 8. Zweyte Abtheilung, die Anmerkungen enthaltend. 690 S.

2. Aristoteles von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiße etc. 1829. 424 S. 8.

Es ist die Zeit längst vorüber, wo man die Uebersetzung alter, besonders prosaischer Schriftsteller, für einen Verrath an der classischen Literatur hielt. Selbst die Ansicht ist fast verschwunden, daß eine solche Uebersetzung nur um der Schwächeren willen, denen die alte Literatur nicht leicht zugänglich ist, zu gestatten sey. Man hat dagegen einsehen gelernt, daß der Versuch, die Gedanken classischer Schriftsteller in die Muttersprache zu übertragen, uns deren Geist erst recht nahe bringt, während diese geistige Aneignung

nung zugleich die Gewandtheit des eignen Denkens und der Muttersprache erhöht. Auch in dieser Beziehung also gilt das Wort des Dichters:

— ‘es ist vortheilhaft den Genius bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk so läßt er dir ein schöneres zurück.’

Wie sehr nun dieses von den sogenannten Fürsten unter den Philosophen Griechenlands gelte, das hat sich schon an dem vielfachen Gebrauche und Erfolge der Schleiermacherischen Uebersetzung des Plato bewährt. Man wird kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß die Deutschen durch diese treffliche Arbeit tiefer in das Verständniß dieses großen Denkers eingedrungen sind. Nachdem dieses geleistet worden und die Arbeiten der Philologen sich am Plato fast erschöpft haben, erwartet der gehaltreiche Scharfsinn des Stagiriten, auf welchen auch von Seiten der Philosophie aus die Aufmerksamkeit aufs Neue, und im erhöhten Grade gerichtet worden ist, dieselbe Aufnahme und Behandlung. Daß sich hier noch größere Schwierigkeiten entgegenstellen, welche theils in dem gegenwärtigen Zustande der aristotelischen Schriften, theils in der Denk- und Darstellungsweise jenes Philosophen selbst, namentlich in seiner prägnanten Kürze, in seiner oft skizzierenden Behandlung speculativer Gegenstände liegen, — wobey der Uebersetzer minder durch Glanz der Darstellung, als durch eine Schärfe und Genauigkeit wieder-gegebener Bestimmungen, die mit Leichtigkeit schwer zu vereinigen ist, sich Dank verdienen kann, ist fast allgemein bekannt. Daher verdienen die seit Hengstenberg's Uebersetzung der Metaphysik (Bonn 1824), (zu welcher wir noch die versprochenen Anmerkungen und erläuternden

Abhandlungen von Brandis begierig erwarten,) unternommenen Versuche unsere Anerkennung, auch wenn wir einen Meister, wie Schleiermacher, für Aristoteles noch vermissen. Hierher gehören nun die oben genannten Arbeiten des Hrn. Prof. Weiße. Ausgerüstet mit manchen Erfordernissen, deren der Uebersetzer und Erklärer des A. bedarf, vornehmlich einer schätzbaren Kenntniß der Griechischen Sprache und Philosophie, besonders der Platonischen, wovon auch sein Programm: *de Platonis et Aristotelis in constituendis summis philos. principiis differentia*. Lips. 1828. 8. zeugt, und mit einem Talent zum speculativen Denken, welches sich durch den Scharfsinn des Aristoteles und die Bedeutung seiner Schriften für die Geschichte der Philosophie angezogen fand, schritt er an sein schweres Werk. Was wir darum recht sehr bedauern müssen, ist dieses, daß der Uebersetzer, allzu schnell im Herausgeben, die Selbstbeherrschung nicht gewann, seiner Arbeit durch längeres und öfteres Prüfen einen noch höheren Werth zu geben, und ihr durch besonnenes Feilen den Stempel der Gediegenheit zu verschaffen. Denn wenn überhaupt das Uebersetzen die Reflexion auf die Gedankenform und auf den sprachlichen Ausdruck, weit mehr, als das eigene Hervorbringen der Gedanken, aufruft, und dort das rechte Wort, die feine Gliederung der Rede, die richtigen Verhältnisse der Sätze, oft erst nach mehrmaligem Durchlesen in das volle Bewußtseyn treten; so war bey einem so schweren Schriftsteller, wie Aristoteles es anerkannt ist, eine solche Sorgfalt und Selbstverläugnung um so nöthiger, da der Verf. hier, und besonders bey der Physik, deren Durcharbeitung einen Uebersetzer und Erklärer allein schon auf längere Zeit beschäf-

tigen konnte, durch keinen Vorgänger die Bahn gebrochen fand, und da ein reinerer Text dieser Schriften, welchen der Uebersetzer sehr gut hätte abwarten können, noch nicht erschienen war. Herr Prof. W. sagt zwar in der Vorrede zur ersten Uebersetzung, sie trage weniger einen philologischen als philosophischen Character, und wolle von diesem Standpuncte aus beurtheilt seyn; allein er hätte sich darüber erst zu rechtfertigen, wie eine solche Uebersetzung überhaupt mehr einen philosophischen, als philologischen Character haben könne; zumal da er selbst auf den Gewinn, welchen die deutsche Literatur aus einer Uebersetzung des A. ziehen müßte, und auf die Unterscheidung des Echten und Unechten des Aristotelischen Textes in einer solchen Uebersetzung Rücksicht nehmen wollte. Wir wollen mit Obigem nicht sagen, daß Herr W. die Sache absichtlich leicht genommen und nicht den gehörigen Ernst angewendet hätte; allein es scheint eine jugendliche Ungebuld die erforderliche Feile seiner Uebersetzung verhindert und ihm den Unterschied aus den Augen gerückt zu haben, der zwischen eigenen, wenn auch gehaltvollen, Studien und einer für das wissenschaftliche Publicum bestimmten Ausarbeitung statt finden soll. Dieses ist um so mehr zu bedauern, da Herr W. nicht leicht zu einer Uebersetzung dieser Uebersetzung Gelegenheit finden, und eine neue Uebersetzung dieser Schriften so bald nicht erscheinen dürfte. So vieles Treffliche daher auch Herr Prof. W. mit den ihm dargebotenen Mitteln geleistet hat, so durften wir doch von demselben noch mehr erwarten, besonders da er für seine Arbeit, laut der Vorrede, keinen geringen Maaßstab aufgestellt hat. Ein solches Urtheil läßt sich in einer Anzeige dieser Art nicht eigentlich erweisen; — so

bleibt nur übrig, es durch einige Proben bedeutender Stellen, von welchen die Aufmerksamkeit eines Lesers der aristotelischen Schriften vorzüglich angezogen wird, zu bestätigen.

Gleich den Anfang der Physik übersetzt Herr W. so: 'Da das Wissen (*ειδεναι*) und das Erkennen (*επιστασθαι*) hinsichtlich aller Gegenstände (*περι πασας τους μετοδους*), die ihre Anfänge (*αρχαι*), Ursachen und Gründe (*στοιχεια*) haben, auf der Erforschung dieser beruht (denn dann glauben wir etwas zu kennen, wenn wir seine ersten Ursachen erforscht haben) und seine ersten Anfänge und bis zu dem Grundwesen (*στοιχεια*), so ist klar ic.' Wir übergehen hierbey, was Nebensache ist, und bemerken nur 1) daß Herr W. was wir Principien zu nennen pflegen durch Anfänge übersetzt. Er sucht sich darüber zwar S. 242 zu rechtfertigen mit der Bemerkung, daß das Wort Princip, als ein gestempelter Kunstausdruck, den Mißverstand veranlaßt haben würde, als sey der Begriff der *αρχη* oder des Principis ein schon vor Aristoteles deutlich gedachter gewesen. Allein dadurch, daß Herr W. nun in der Uebersetzung dieses Wortes wechselt, und es durch Anfang, Ursprung und Ursprüngliches wiedergibt, entsteht nun ein viel schlimmeres Schwanken, das den Leser, welcher weiß, was Aristoteles mit dem Ausdrucke *αρχη* bezeichnen wollte, unsicher macht, und zu einer genauern Vergleichung mit dem Texte nöthigt. So finden wir denn, daß gleich am Anfange des zweyten Kapitels: 'nothwendig ist entweder Einer der Anfang oder mehre' die Uebersetzung durch 'Anfang' nicht recht passen will, und einen Widerspruch in sich schließt. So auch in der Stelle (S. 2) 'denn es gibt keinen Anfang mehr, wenn nur Eines ist — da jeder An-

fang entweder etwas beginnt, oder das erste unter mehreren ist.' — Hr. W. erkennt überdies selbst nicht nur an, daß Aristoteles unter *αρχη* sich ein Princip gedacht, sondern hält auch diesen Begriff für einen ihm eigenthümlichen, und seine Lehre von der des Plato unterscheidenden. Nur scheint er uns dieß zu unbestimmt auszudrücken, wenn er S. 242 sagt: in dem Begriffe des 'Principis' erscheint als das Wesentliche die Beziehung auf das gesammte Reich aller Gegenstände der unmittelbaren Wahrnehmung, welches Reich von dem platonischen Begriffe der Idee ausgeschlossen blieb.' Denn diese Beziehung auf das Reich der Wahrnehmung haben auch noch die platonischen Ideen; aber das ist dem Princip des Aristoteles wesentlich, daß es einen in dem Wirklichen wirklichen Grund bezeichnet, während die wirklichen Dinge mit den Ideen des Plato nur überhaupt in einer Gemeinschaft (*μεθεξις*) stehen. — Ferner begreift Rec. nicht wie Herr W. in der obigen Stelle *στοιχεια* (Grundbestandtheile, Elemente) durch das unbestimmte 'Gründe' und gleich darauf wieder zweymal durch 'Grundwesen' übersetzen konnte, was eben so wenig dem Original und den Bestimmungen des Aristoteles über den Begriff des *στοιχειου* angemessen ist. Im zweyten Kapitel stoßen wir sogleich auf eine fast unbegreifliche Auslassung; die ausgelassene Stelle nämlich enthält den Nachsatz der Alternative: und wenn unbegranzte (Principien angenommen werden) entweder so wie Democrit, der Gattung nach eins, in Gestalt und Form verschieden, oder auch entgegengesetzt. — Gleich darauf heißt es: 'Es ist dieselbe Untersuchung, wie wenn nach dem Wiewiel des Seyenden gefragt wird' (noch genauer: auf ähnliche Weise untersuchen die, welche das Seyende



untersuchen, auch das Wieviel); ‘denn auch hier untersucht man zuvörderst, woraus das Seyende ist, und nach diesen handelt es sich, ob es eins oder viele ic. Vielmehr: denn sie untersuchen zuerst ob das, woraus das Seyende ist, eins oder vieles sey.’ — Weiterhin wird der kurze Satz  $\eta\ \gamma\alpha\rho\ \alpha\rho\chi\eta\ \tau\iota\nu\omicron\varsigma,\ \eta\ \tau\iota\nu\omega\upsilon\nu$  übersetzt: da jeder Anfang etwas beginnt, oder das erste unter mehreren ist. Hier sieht man wie das Wort Anfang dem Uebersetzer im Wege gestanden hat, wo er kürzer und richtiger also hätte übersetzen können: denn das Princip ist Princip von Einem oder Einigen. Sogleich darauf wird  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  ganz unangemessen durch Begriff übersetzt, in der Stelle wo von einem Satze gesprochen wird, der nur der Rede wegen (des Disputierens halber) aufgestellt wird; aber der Uebersetzer nimmt laut seiner Anmerkung S. 256 Begriffe in der Bedeutung einer formellen subjectiven Erkenntniß, was ohne diese Bemerkung wohl kaum verstanden werden konnte. Die Worte  $\kappa\alpha\iota\ \gamma\alpha\rho\ \psi\epsilon\upsilon\delta\eta\ \lambda\alpha\mu\beta\acute{\alpha}\nu\omicron\upsilon\sigma\iota,\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\sigma\upsilon\lambda\lambda\omicron\gamma\iota\sigma\tau\omicron\iota\ \epsilon\iota\sigma\iota$  sind wohl zu nachlässig übersetzt: sie beginnen von falschen Voraussetzungen und fahren nicht in eigentlicher Schlußform fort (sie setzen Falsches voraus und sind ohne Schlußform). Ferner: des Melissus Lehre ist schroff ( $\phi\omicron\rho\rho\tau\iota\kappa\omicron\varsigma$  — besser plump, wie in der Metaphysik M. und Xenophanes  $\alpha\gamma\rho\iota\kappa\omicron\tau\epsilon\rho\omicron\iota$  genannt werden) und einseitig ( $\omicron\upsilon\kappa\ \acute{\epsilon}\chi\omega\nu\ \acute{\alpha}\pi\omicron\rho\rho\rho\iota\alpha\nu$ ). Weiterhin ist die Uebersetzung der Worte  $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\ \delta\epsilon\ \chi\alpha\lambda\epsilon\pi\omicron\nu$  ausgelassen worden. Dann  $\delta\eta\lambda\omicron\nu\ \delta\epsilon\ \acute{\epsilon}\kappa\ \tau\eta\varsigma\ \acute{\epsilon}\pi\alpha\gamma\omega\gamma\eta\varsigma$ : ‘dieß aber ergibt sich aus der allmählichen Betrachtung der hierunter enthaltenen Gegenstände.’ Wie weitschweifig! Wir übergehen noch manches andere aus diesem Kapitel und bemerken nur, daß gegen den Schluß desselben die Uebersetzung des:

ὡς μοναχῶς λεγομένου τοῦ ἑνὸς ἢ τοῦ ὄντος, 'als bezeichne etwas ausschließendes das Eine und das Seyende', oder wie es in den Verbesserungen corrigiert wird: 'habe nur eine Bedeutung', zweydeutig ist; besser: als ob das Eine und das Seyende nur einfach ausgesagt werde.

Im dritten Kapitel übersetzt der Verf. αλωσις durch Umbildung; Verwandlung wäre besser gewesen; im vierten den Gegensatz ἐπεροχή und ελλειψις durch Ueberwiegen und Zurückbleiben; besser Uebergewicht, oder Uebermaaß, und Mangel. Am Anfange dieses Kapitels übersetzt Hr. W.: die Lehre der Naturforscher hat zweyerley Gestaltungen (warum nicht Gestalten, Formen). Die einen nehmen als einig Seyendes (als das Eine Seyende) einen zum Grunde liegenden Körper an.' Aber nun tritt in der Uebersetzung die zweyte Lehrart nicht hervor; welche Aristoteles durch das οἱ δὲ ἐκ τοῦ ἑνὸς ἐνούσας u. s. w. bezeichnet, was Hr. W. aber als eine untergeordnete Lehrmeinung durch die Worte: 'noch andere aus dem Einem' u. (S. 9) angibt. Kap. VIII und an andern Orten würde das κατα συμβεβηκός wohl am besten durch: zufälliger Weise zu übersetzen seyn.

Im II. Buch 1. Kap. stoßen wir uns wieder an die Uebersetzung (S. 26) der ἀρχή durch Ursprung (so ist also die Natur ein Ursprung und Ursache des Bewegens); und eben so unpassend klingt es III, 4 (S. 58) 'und alle setzen es (das Unbegrenzte) als einen Ursprung des Seyenden'. In der hierauf folgenden Stelle heißt es: 'die einen, wie die Pythagoreer und Platon (setzen es) an und für sich, nicht als anhängend irgend einem andern, sondern als sey es selbst ein Wesen das Unbegrenzte. Nur die Pythagoreer unter dem Empfindbaren; denn sie

lassen nicht selbstständig seyn die Zahl.' Hier weicht der Uebersetzer unnöthiger Weise von dem eigenthümlichen, an mehreren Stellen wiederkehrenden Ausdruck des Aristoteles ab: *ου γαρ χοριστον ποιουσι τον αριθμον*, denn sie machen die Zahl nicht zu etwas Abtrennbarem, Abgesonderten. — Gleich darauf *εναπολαμβανομενον* 'in die Mitte genommen', warum nicht kürzer: umschlossen? — In der ausführlichen Erklärung über die pythagoreische Lehre in dem Commentare, behauptet der Verfasser, nur sie hätten eine in sich geschlossene und gegliederte Wissenschaft besessen, ohne dafür ein sicheres Zeugniß zu haben. — In der Stelle des Hesiod im IV. B. 1. Kap. (S. 77) ist die Uebersetzung des Chaos durch das Weite um so unangemessener, da die *γαι' ευρυστερος* im folgenden Verse durch 'Erde mit weitem Busen' übersetzt wird. — VI. B. 6. Kap. wird übersetzt: 'daß es ein Leeres gebe behaupteten auch die Pythagoreer, und daß dieses hereinkomme in den Himmel mittelst des unbegrenzten Athems, wie einer der da athmet', ganz mißlungen; da das *απειρον πνευμα* außerhalb des Himmels gesetzt wird und der Himmel, d. i. der Kosmos ihn einathmet. Es müßte wenigstens heißen: wie einem der athmet, d. i. als ob der Himmel ihn einathme, denn der *ουρανος* wird hier mit einem Thiere verglichen, welches durch Einathmen lebt. S. m. Bearbeitung von Tennemanns Geschichte der Philos. B. I. S. 109. Der Commentar S. 497 macht diese Stelle nicht klarer. Herr W. zweifelt ohne Grund, daß der Ausdruck *το κενον* in der pythagoreischen Lehre vorgekommen sey; dann nimmt er es als einerley mit dem Unbegrenzten selbst (was aus der Stelle nicht folgt) und zwar wohl darum, weil die

Pythagoreer das  $\alpha\epsilon\iota\rho\omicron\nu$  für einen Körper nehmen (anderer Meinung ist Ritter, Gesch. der Philos. B. I. S. 394), endlich hält er gar den Ausdruck  $\epsilon\kappa\ \tau\omicron\nu\ \alpha\epsilon\iota\rho\omicron\nu\ \pi\nu\epsilon\nu\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$  für einen Mißverstand, und vermuthet, daß diese Stelle aus einer unvollständigen und unreinen Kenntniß des von spätern Bearbeitern desselben getrübtten Systems geflossen sey und bey der Beurtheilung desselben kaum in Anschlag gebracht werden dürfe. Aber könnte denn nicht die Schuld an den noch spätern Erklärern dieser Stelle liegen? — Herr W. übersetzt weiter: ‘Und das Leere sey es, welches bestimme die Naturen. Denn das Leere sey eine Trennung des der Reihe nach auf einander Folgenden, wie auch die Bestimmung. Und dieß sey das Erste in den Zahlen. Das Leere nämlich bestimme ihre Natur.’ Im Commentar sagt Herr W. (S. 498): ‘Nur kann man freylich nicht sagen, daß das Leere das Bestimmende sey; denn das Bestimmende, oder das  $\pi\epsilon\rho\alpha\varsigma$  wurde vielmehr ausdrücklich dem Unbegrenzten entgegengesetzt.’ Allein es ist die Schuld des Uebersetzers, daß er das Leere zu dem Bestimmenden macht, indem er ihm dieselbe Uebersetzung wie dem  $\pi\epsilon\rho\alpha\varsigma$  gibt. Besser wäre daher ohne Zweifel gewesen hier ein anderes Wort zu wählen, z. B. das Leere sey es, welches die Naturen trenne, oder unterscheide. Dann aber darf es nicht befremden, daß das Unbegrenzte, insofern es in die Welt eingeht, auch zugleich die Dinge trenne, wenn man die Relativität des Entgegengesetzten in der Welt in Erwägung zieht; indem ja das Eine zugleich durch und in Beziehung auf das andere ist. Sonach würden wir übersetzen: und das Leere sey es, was die Naturen unterscheidet; indem das Leere eine Trennung des Aufeinanderfolgenden und Unter-

scheidung sey. Und dieses (das Leere) sey zuerst in den Zahlen; denn das Leere unterscheide ihre Natur. — Die zu VII, 4. bemerkte Verbesserung (S. XII) enthält selbst ein erratum, und die S. 186 Z. 6 u. 7 v. u. befindlichen Worte: 'sondern neben diesen vieles sich verbirgt', müssen ganz gestrichen werden.

Was den Commentar des Herrn W. anbelangt, welcher den zweyten Band ausmacht und von S. 141 bis 690 fortläuft, so können wir in demselben Fleiß und Ernst nicht verkennen. Aber schwerlich möchte er den Zweck eines Commentars bey einem Leser erreichen, des Schriftstellers Lehre deutlicher zu machen und den Aristoteles 'aus sich selbst zu erläutern'. Denn statt daß der Commentator den Gang, welchen die Untersuchung des A. nimmt, verfolgen und seine Methode in dem Einzelnen bestimmter nachweisen sollte (was das Erste betrifft, so wagt der Commentator es für wahrscheinlich auszugeben, S. 364, daß A. bey der Abfassung keines seiner Werke zuvor sorgfältig einen genauen und vollständigen Plan entworfen habe, sondern daß er vielmehr bey der Ausarbeitung jedes einzelnen Theils oft noch nicht wußte, welcher der nächstfolgende seyn würde'; und auf den gegenwärtigen Zustand der Aristotelischen Bücher wird hierbey nicht weiter Rücksicht genommen), so hat Herr W. vielmehr an gewisse Hauptpunkte der aristotelischen Lehre, welche seine Speculation erregten und für ihn von Interesse waren, weitläufige Untersuchungen angeknüpft, weshalb auch dieser Commentar so höchst ungleichmäßig geworden ist. Hier theilt nun Herr W. seine Studien ausführlich mit, und redet, ohne durch Absätze den Fortgang seiner Untersuchung gehörig zu bezeichnen, und dadurch dem Leser be-

stimmte Ruhepunkte zu gewähren, oft mit einer solchen Breite und Weitschweifigkeit hintereinander fort, daß wohl eben so viele Geduld zur Durchlesung dieser Anmerkungen gehört, als um die ältern Commentare des Aristoteles zu durchlesen. Indessen müssen wir doch eingestehen, daß viele einzelne Punkte der Aristotelischen Lehre mit großer Genauigkeit durchgearbeitet und erläutert worden sind. Hierher gehört die Exposition über *δυναμικ* und *επιτελεχεια* S. 372; vergl. 262; über die Platonische Lehre vom Unbegrenzten S. 437..448; ferner die oben angeführte über den Begriff des Principis bey A., über die doppelte Bedeutung des *απειρον* bey den Pythagoreern S. 394. Durch Letzteres erklärt sich erst, warum eines Theils Philolaos zwar sagen konnte, die Zahl nehme kein Falsch auf; dieß gehöre dem *απειρον* an (Böckh Philol. S. 145) und doch andern Theils die Pythagoreer, nach einer Stelle des Theon von Smyrna (bey Böckh S. 146) von der *δεξας* sagen konnten, sie fasse Gerade und Ungerade, Bewegtes und Unbewegtes, Gutes und Böses in sich. — Daß der Verf. ungeachtet des äußern Umfangs seiner Anmerkungen außer Simplicius keinen der alten Commentatoren des A., und jenen nur selten, in Betracht zieht, tadeln wir nicht; daß er aber auf die Berichte anderer älterer Schriftsteller über philosophische Lehren keinen Blick wirft (so wäre z. B. bey Gelegenheit der Argumente gegen die Bewegung, welche Aristoteles widerlegt VI, 3..9, besonders aber 4 an Diodorus Krosnus und die Stellen des Sext. Emp. X. adv. math. 85 und 112 zu erinnern gewesen) und die Arbeiten Neuerer gar nicht berücksichtigt, wodurch manche weitläufige Exposition hätte erspart werden können, das können wir nicht bil-

ligen. Ein anderer Recensent hat den durchgreifenden Nachtheil dargethan, welcher diesem Commentar durch die unbedingte Verwerfung der Aristotelischen Metaphysik erwachsen ist; auf letztere stützt sich nun zum Theil wieder auch die innere, divinatorische Kritik, welche Herr Professor W. in seinem Commentar über die Physik ausübt, z. B. wenn er das zweyte und dritte Kapitel des zweyten Buchs der Physik als unaristotelisch ausmerzt. Wir wundern uns, wie, noch abgesehen von dem Zustande der Aristotelischen Bücher, Herr W. das Argument von dem Zusammenhange hergenommen, gegen die Echtheit gewisser Theile der Physik geltend machen kann, da nach seiner Vermuthung ja Aristoteles bey keinem seiner Bücher einen genauen Plan verfolgt haben soll. Wir können uns dabey jedoch nicht aufhalten, sondern glauben vielmehr, daß wie der Uebersetzer in diesen Anmerkungen schon hier und da manchen Ausdruck corrigiert, auch bey genauer Prüfung von der Grundansicht nachlassen werde, mit welcher er die Kritik des Echten und Unechten übt.

In der Uebersetzung der Bücher von der Seele bemerkt man schon größere Gewandtheit des Uebersetzers. Warum er aber auch hier *αρχη* bald durch Ursprung (der Satz S. 3, denn sie — die Seele — ist gleichsam der Ursprung der Thiere, ist für sich ganz unverständlich) bald durch das Ursprüngliche (S. 9), was schon vorzuziehen ist, und S. 4 auch wieder durch Anfang übersetzt, begreifen wir nicht. — Oft bedient sich der Uebersetzer auch der Umschreibung, z. B. S. 7 'als ungewiß durchsprechend dasjenige, worüber wir im Fortgange zur Gewisheit kommen sollen' für das prägnante: *ἀμα διαπορούντας περὶ ὧν εὐπορεῖν δεῖ*, vielleicht kürzer: zugleich

bezweifelnd das, worüber man gewiß seyn soll. — Die Uebersetzung des περιεχον durch das Moderne: 'Umgebung' macht ganz zweifelhaft über den Sinn; warum nicht 'Umgebendes'? — Die Uebersetzung von νοῦς durch Geist (wobey der Verf. die Uebersetzung durch 'Gedanke' in der Physik zurücknimmt), billigen wir. — Am Schlusse des dritten Buchs (S. 94) ist το εὖ durch Irrthum mit Bierge übersezt worden, da es das Wohlseyn bezeichnet.

Der Commentar zu diesen Büchern scheint uns zweckmäßiger eingerichtet, als jener zu den Büchern der Physik, indem er sich genauer an den Gang des Originals anschließt. Auch müssen wir die Zweifel, welche gegen das dritte Buch erhoben werden, in Rücksicht mehrerer Bestandtheile desselben theilen. In der ἀκριβεια, welche der Wissenschaft von der Seele als Prädicat zugeeignet wird, erblicken wir auch die Subtilität des Gegenstandes, den Scharfsinn, welchen dieser fordert, was mit der Schwierigkeit von welcher A. spricht, wohl zu vereinigen ist; aber darum ist wohl die Uebersetzung jenes Ausdrucks durch Schärfe, Genauigkeit (vergl. S. 99) nicht ganz angemessen. Die episodische Ausführung über die sogenannte esoterische Lehre des Plato über die Seele S. 123..142 verdient gelesen zu werden.

Was den sogenannten Brief des A. über die Welt anlangt, dessen Uebersetzung und Commentar Herr W. hier beygefügt hat, weil durch diese Zugabe, wie er sich ausdrückt, seine Arbeiten über jene beiden größern Werke einigermaßen abgeschlossen und abgerundet werden; so hat er mit Recht erwartet, daß seine Vertheidigung der Echtheit dieser Schrift, an dessen Verfasser schon Proklus zweifelte, eben so auffallen



werde, als seine Versuche in jenen beiden Werken Unehthes zu finden; zumal da man seit Meiners und Buhle von der Unehtheit dieser Schrift überzeugt war. Er versucht die Eigenthümlichkeit der Schrift durch den Zweck einer erotischen Darstellung zu erklären und findet in ihr 'den Aristotelischen Typus wieder.' Die Einwürfe welche Meiners von einzelnen mit andern Stellen des Aristoteles in Widerspruch stehenden Stellen hergenommen hat, sucht Hr. W. zum Theil aus der Beschaffenheit jener populären und rednerischen Darstellungsweise, theils durch entgegengesetzte Gründe zu heben. Wir dürfen hier nicht in eine ausführlichere Untersuchung eingehen, und bemerken nur daß Herr W. die gewöhnlichen Gründe gegen die Echtheit dieser Schrift mit Glück bekämpft hat. Vor Allem ist in dieser Schrift merkwürdig das sechste Kapitel, welches von Gott ausführlicher, als irgend eine andere Stelle des Aristoteles handelt, ohne im Widerspruche mit den bekannten Stellen der Metaphysik über diesen Gegenstand zu stehen, welche Uebereinstimmung Herr W. bey seiner Geringschätzung des letztern Buchs nicht einmal in Anspruch nimmt. (Beyläufig bemerken wir, daß in der Uebersetzung S. 362 Z. 13 v. o. dem Sinne nach statt 'diese' jene zu verbessern ist; so wie S. 368 Z. 2 v. u. statt Als, Alles zu lesen ist). Gleichwohl hat uns diese Schrift, und dieser Abschnitt derselben insbesondere, immer als eine Darstellung späteren Ursprungs angesprochen, weshalb wir die Untersuchung für noch nicht geschlossen halten.

Wendt.

### E d i n b u r g.

Bey William Tait, und Bell und Bradfute: Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. XL Part. 1. 1828. 233 S. in 4.

Dieser Band enthält meistens Abhandlungen mineralogischen und chemischen Inhalts, bey denen es zu weitläufig seyn würde, wenn wir alle einzelnen Resultate anführen wollten. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Angabe des Gegenstandes den der Verf. behandelt. Von Haidinger haben wir die Beschreibung eines neuen Minerals, des Sternbergit, welches derselbe im Rothgiltigerz vorzüglich antraf und ihm diesen Namen zu Ehren des Grafen Sternberg beylegte. Es crySTALLISIRT in sechsseitigen Blättchen, besitzt einen metallischen Glanz von Farbe etwas dunkler als Magnetstein, und ist so wenig hart, daß es wie Reißbley, Streifen auf dem Papier zurückläßt. Ferner eine Abhandlung über die parasitische Formation der Mineralien, die von allmählichen Ueänderungen der Form abhängt, welche im Innern der Mineralien Statt finden, während die äußere Form ungeändert bleibt; und endlich eine mineralogische Untersuchung über die Manganerze. Thomson beschreibt in einer Abhandlung mehrere Versuche über die Verbindungen von Gold mit verschiedenen Säuren, in einer zweyten Abhandlung ein neues brennbares Gas. Graham gibt eine Untersuchung über den Einfluß der Luft auf die CrySTALLISATION von Salzaufösungen, und eine Uebersicht über die Bildung der Alcoate, Verbindungen von Salzen und Alcohol, die den Hydraten analog sind. Von Johnston erhalten wir Untersuchungen über die Verbindung der Chlorine mit blausaurem Kali, so wie von Turner chemische Analysen der Manganoxyde. Geologischen Inhalts sind die Berichte von Duncan über die Spuren der Fußstapfen von Thieren, die man im Sandstein in einem Steinbruch in Dumfriesshire gefunden hat, und von Allan über die Masse von gebiegenem Eisen, die sich in der Wüste Atacama in Peru befindet. Außerdem bemerken wir noch von Hamilton die Beobachtungen über die Structur der Frucht der Cucurbitaceen, von Scoreßby eine Beschreibung sonderbarer Wirkungen der ungleichen irdischen Strahlenbrechung die im Sommer 1826 zu Bridlington beobachtet wurden, und von Brewster eine Abhandlung über die Construction der polyzonalen Linsen und ihrer Verbindung mit ebenen Spiegeln, um dieselben zur Erleuchtung auf Leuchtthürmen anzuwenden.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

37. Stück.

Den 7. März 1831.

---

Halle und Leipzig.

Bey Reinicke und Comp.: Geschichte der Macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale von Dr. Fr. W. Genthe. 1829. XVI u. 350 S. in 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Verfasser hat sich um die Geschichte der Poesie und Sprache durch dieses Buch ein Verdienst erworben; zugleich aber auch theoretisch und geschichtlich über den Begriff der macaronischen Poesie, welche man bisher auf die Auctorität, nicht immer wohl unterrichteter, Literatoren fast immer nur mit Geringschätzung beyläufig erwähnte, ein helleres Licht verbreitet. Letzteres Verdienst ist um so größer, da die Auctorität in einem solchen Falle, wo die Untersuchung nur auf ein literarisches Curiosum hinauszugehen scheint, auch den Unbefangenen häufig zu bestricken pflegt, und da von der andern Seite die Kenntniß der macaronischen Poesie als einer, wenn schon untergeordneten Art der komischen Poesie, doch auch die Kenntniß der ganzen Gattung fördern muß.

Mit Recht beginnt der Verf. mit Voltaire's Ausspruch: keine Dichtungsart ist verwerflich, als nur die langweilige, und glaubt sich mehr wegen der Unvollkommenheit der Ausführung, als wegen des Unternehmens selbst entschuldigen zu müssen. Allein eine Vollständigkeit der macaronischen Literatur, wenn sie selbst zu erlangen wäre, würde doch weit weniger zweckmäßig seyn, als eine wohlgeordnete Uebersicht ihrer ausgezeichnetsten Denkmale, welche Herr G. gegeben hat, um so mehr, da letztere in der neueren Zeit selten geworden sind, und des Verfs. Versuch der erste in seiner Art ist.

Die Untersuchung des Verfs. beginnt in der ersten Abtheilung mit Betrachtung dessen, was dem wahrhaft Macaronischen zum Grunde liegt, nämlich mit der Betrachtung der Vermischung der Sprachen, und unterscheidet diese von der Vermischung der Mundarten, welche eine minder komische Wirkung hervorbringt. Eine solche Vermischung der Sprachen trat in Italien vornehmlich im 16ten Jahrhundert hervor und erzeugte, nach dem Verfasser, die zwey Arten der burlesken Poesie, nämlich die Pedanteska oder Fidenzische und die Macharonische. Um hier auch gründlich zu Werke zu gehen, stellt der Vf. in einem besondern Paragraphen die Begriffe des Lächerlichen, Burlesken und Parodischen auf. Er sucht dann Bavaffor's Meinung zu widerlegen, daß den Alten die burleske Poesie ganz fremd gewesen sey. Ist dieß auch nicht dem Begriffe nach wahr, welchen dieser Gelehrte vom Burlesken aufgestellt hat, so möchte Ref. dieses wohl in einer andern Beziehung, die auch unser Verf. (laut S. 8) anerkennt, behaupten, nämlich aus dem Grunde, weil man Fremdwörter immer nach ihrer charakteristischen Bez

zeichnung festzuhalten verpflichtet ist. Sonach sollte man, meint Rec., keinesweges ein charakteristisches Wort so späterer Zeit und Nationalität auf frühere Erscheinungen übertragen wollen, für die sich leicht ein mehr charakteristisches wird finden lassen. Die Definition vom Burlesken ist übrigens sehr unbestimmt: 'durch dasselbe trete das Lächerliche in die Sprache selbst, womit verschiedene Formierungen derselben sich hervorthun, deren Wesen das Uebergehen der Sprachen in einander sey.' Wir bemerken hier nur, daß der Ausdruck 'Burlesk' auf die Sprache nicht eingeschränkt ist, sondern auch im Gebiete der Malerey und Mimik vorkommt, auf deren Darstellungen der Verf. das Wort Grottesk beschränken will. Ferner hält der Verf. Travestie und Parodie für Formen des Burlesken und spricht daher auch dieses Verhältnisses wegen in einem besondern Paragraph von der parodischen Dichtung der Griechen, den man wohl als eine angenehme Zugabe betrachten kann. — Um dann des Vavassor's ungünstiges Urtheil über die sogenannte burleske Schreibart zu erklären, berichtet ein anderer von der burlesken Poesie in Frankreich im 17. Jahrhundert. Hierauf kommt der Verf. auf den Ursprung der macaronischen Poesie in Italien, welche als Tochter der Pedantesken oder Fidenzianischen (nach Crescimbeni) dargestellt wird. Letzteres erklärt der Verf. sehr treffend, als die mit Bewußtseyn angewandte pedantische, die durch diesen Rückblick eben lächerlich, die Ironie jener pedantischen Schreibart wurde, welche durch Einmischung des Lateinischen in das Italiänische Gelehrsamkeit affectierte. Die macaronische hingegen ging dadurch noch über die pedanteske hinaus, daß sie nicht Lateinische Wörter in die

Muttersprache mischte, sondern sich der Gelehrtensprache, des Lateinischen bedienend, Wörter aus der Muttersprache einmischte und indem sie dieselben völlig als Lateinische behandelt, sich zur Parodie der Pedantesken erhebt. Sehr fein wird sie auch von dem Küchenlatein S. 62 f. unterschieden. Diesen Ursprung, als Parodie der pedantesken Sprache, hat die macaronische Schreibart im 15. Jahrhundert, wo die Sucht, die Muttersprache mit fremden zu vermischen, den höchsten Gipfel erreicht hatte (S. 72). Der Vf. bemerkt noch, wie jene Sprachmischung auch derbe und unzüchtige Späße begünstigt, indem sie dieselben nicht so grell, wie in einer reinen Sprache hervortreten läßt. Es folgt darauf ein Abschnitt zur Literatur der Macharonea, fleißig zusammen getragen; dann die versprochene Geschichte der Fidenzianischen und Macaronischen Poesie, welche jedoch eigentlich nur eine chronologische Aufführung der wichtigsten Erscheinungen derselben enthält, obgleich es wohl möglich wäre eine solche Geschichte an den festen Faden der Sprach- und Culturentwicklung der Völker anzuknüpfen, und sie mit der Entzweyung und Verwirrung derjenigen Völker, die sich in ihr geübt, in Verbindung zu bringen. Aber wir sind dem Verf. dieses ersten Versuches schon für die Zusammenstellung der vielfältig zerstreuten Materialien Dank schuldig. Der Verf. handelt hier 1) von den Fidenzianischen Dichtern, 2) von den Macaronischen Dichtern in Italien, und beichtigt hier den sehr verbreiteten Irrthum, daß der Mantuaner Teofilo Folengo (geb. 1491 gest. 1544) der Erfinder dieser Dichtungsart sey; aber mit Recht verweilt er bey diesem, als dem Schriftsteller, der (unter dem Namen Merlino Cocajo) dieser Gattung zuerst eine poetische Be-

deutung und Namen gegeben, am längsten (S. 99 — 130). Seine Macaronica verdanken der jugendlichen Ausgelassenheit eines abenteuerlichen Geistes, der die heterogenste Seite des Lebens mit der Willkür spielender Laune zu verknüpfen strebt, ihren Ursprung. Dann handelt der Verf. von der Macaronischen Poesie der Franzosen, Deutschen, Engländer und Spanier.

Die zweyte Abtheilung enthält mehrere Macaronische Stücke dieser Dichter, und zwar 1) zur pedanteskischen oder Fidenzischen Poesie die Sonetten und Terzinen des Grafen Camillo Scrofa, von dessen angenommenem Namen Fidenzio Glottocrisio die ganze Gattung den Namen der Fidenzianischen erhielt — und eine Canzonette des Stefano Bai. 2) Zur Macaronischen Poesie von Italiänern — a) den Anfang des *carmen Macaronicum de Patavinis quibusdem arte magica delusis*, welches den Paduaner Fifi degli Odasi (Odaxius), einem Vorgänger des Folengo, zum Verfasser hat; b) von Folengo: *phantasiae Macaronicae*, ferner die *Moschea*, wovon man auch schon eine alte deutsche Uebersetzung (Schmalkalden 1580) hat und ein Bruchstück aus dem *Chaos del Triperuno* (die Erklärung dieses oft mißverstandenen Titels ist S. 132 f. zu finden); c) einige Bruchstücke anderer Italiänischen Dichter. Aus der Französischen Poesie theilt der Herausgeber mit: Macaronische Gedichte und Bruchstücke von Antonius del Arena; Cäcilius Frey (einem Deutschen); Remy Belleau und Hugbaldus (obwohl das letztere, wie der Verf. selbst bemerkt (S. 160), ungeachtet seines Titels, nicht wahrhaft Macaronisch ist). Aus der deutschen Macaronischen Poesie theilt er mit a) die *pugna porcorum per P. Porcium Poetam*, welches, wie ebenfalls

von dem Verf. bemerkt wird (S. 163) nicht hieher gehört. Aber warum hat der Verf. nicht früher den Mißbrauch des Namens Macaronisch bemerkt? b) die *deliñeatio summorum capitum Lustitudinis Studenticae in nonnullis Academiis usitatae*, und c) die oft herausgegebene und auch übersetzte *Floia cortum versicale de Floiis*, welche man für das älteste deutsche Macaronische Gedicht hält, vielleicht eine Nachahmung der Fischart'schen Flohhaß. Von der Macaronischen Poesie der Engländer und Spanier gibt der Herausgeber zuletzt nur einige kleine Bruchstücke.

Der Herausgeber hat die Absicht eine Geschichte der burlesken Poesie überhaupt zu verfassen, wozu wir ihn sehr ermuntern müssen, da Flögel's Werk jetzt nicht mehr genügt, welches nur eine chaotische Sammlung ist. Hier würde der Ursprung des Burlesken bey den römischen Völkern tiefer zu erforschen, und das Eigenthümliche dieser Gattung des Komischen in der modernen Literatur hervorzuheben seyn. — Das Außere dieses Buchs, dessen literare Brauch auch durch ein Register gewonnen hat, ist sehr empfehlend, obwohl es nicht an Druckfehlern mangelt. W.

## H a l l e.

Ben Kümmerl: Versuch einer Statistik des Preussischen Staats für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten von Dr. T. G. Voigtel, Prof. der Geschichte. 1830. XVI und 252 S. in 8.

Schon vor zehen Jahren erschien die erste Ausgabe dieses Werks; wäre sie aber auch nicht da-



malß in diesen Blättern übersehen, so würde, da bey den großen Fortschritten dieses Staats in der Verwaltung, und die dadurch herbegeführten Veränderungen eine umgearbeitete Ausgabe nöthig ward, ihre Anzeige sich rechtfertigen. Wir bemerken zuvörderst daß dem Verfasser nicht nur die gewöhnlichen Quellen zu Gebote standen, sondern er auch von den höheren Behörden alle die Aufschlüsse erhielt, die er wünschte. Wenn dadurch die Zuverlässigkeit der Angaben sich bestimmt, so bemerken wir ferner, daß bey den einzelnen Behörden nicht bloß ihre Organisation, sondern auch ihr Wirkungskreis angegeben wird; so daß also durch beides zusammen der ganze Mechanismus der Monarchie auf eine glaubwürdige Weise dargelegt ist.

Da Niemand einen Auszug aus einer solchen Schrift erwarten wird, so bleibt uns nur übrig den Plan derselben nach den einzelnen Abtheilungen anzuzeigen. Nach einer Einleitung über die Quellen und Literatur der Preussischen Statistik folgt I. Bestandtheile des Staates. 1. Land oder Boden. 2. Bewohner (Volk). a. Nach ihren Stämmen. b. Nach den Ständen. c. Nach den kirchlichen Lehrbegriffen. d. Nach ihrer Anzahl. II. Cultur des Staats. A. Physische. 1. Production. 2. Fabrication. 3. Handel. 4. Gewerbe. 5. Nationaleinkommen. 6. Körperliche Bildung. B. Geistige Cultur. 1. Religion. 2. Wissenschaften. 3. Künste. 4. Sitten. Bey jedem dieser Gegenstände werden die sich darauf beziehenden Institute, ihre Organisation, zum Theil auch ihre Kosten, angegeben. So die Stats der einzelnen Universitäten: Berlin 87692 Rthlr. und die dazu gehörigen wissenschaftlichen Institute 36934 Rthlr. (also überhaupt 124626 Rthlr.), Bonn 94876 Rthlr., Breslau 70144 Rthlr.,

Halle 68598 Rthlr., Königsberg 60095 Rthlr., Greifswalde 55486 Rthlr. III. Regierung des Staats. A. Regierungsverfassung. a. Staatsform. b. Regent. c. Landstände. B. Regierungsverwaltung. 1. Im Allgemeinen. Die höheren Regierungsbehörden und ihr Wirkungskreis. 2. Im Besondern. a. Civilverwaltung. b. Militärverwaltung; beide nach ihren einzelnen Zweigen. IV. Verhältnisse des Staats zu andern Staaten. — Ein Register, und eine Uebersichtscarte sind beygefügt.

Wir können daher dieses Handbuch, das der Verf. sehr bescheiden einen Versuch nennt, als das brauchbarste in seiner Art empfehlen, und zweifeln nicht, daß der Verf. dadurch besonders vielen Geschäftsmännern so wie den Statistkern einen wesentlichen Dienst geleistet hat.

Gn.

### S t r a l f u n d.

Ein daselbst im September des vor. Jahres erschienenenes Schulprogramm enthält eine Abhandlung über des Stralsundischen Poeten Zacharias Orthus Leben und Schriften von Dr. Ernst Heinrich Zober. Die Nachrichten, welche sich über diesen zu seiner Zeit berühmten Gelehrten, einen Lieblingschüler Melanchthons, in unsern literarischen Werken finden, sind unvollständig und fehlerhaft. Herr Dr. Zober hat sie mit höchst sorgfältigem Fleiße ergänzt und berichtigt, und er verdient um so mehr dafür Dank, da Orthus Schriften insgesammt äußerst selten sind.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. 39. Stück.

Den 10. März 1831.

---

## G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben geruht den Unterbibliothecar Herrn Doctor Wilhelm Grimm zugleich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät zu ernennen.

## T ü b i n g e n.

Ben C. F. Oslander: Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen, von Dr. F. G. Gmelin, ord. öffentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. 1830. X und 330 Seiten in Octav.

Die Vorlesungen über Materia medica, welche der Verf. seit vier und zwanzig Jahren zu halten verpflichtet war, ließen ihn (Vorrede S. III) immer mehr und mehr das Bedürfniß einer allgemeinen Therapie empfinden, auf die er sich bey der Angabe der Wirkungen der Arzneikörper beziehen könnte. Er suchte diesem Bedürfnisse dadurch abzuhelfen, daß er den allgemeinen Theil

der *Materia medica* mehr ausdehnte, als dieß gewöhnlich geschieht, und darin die therapeutischen Beziehungen der Arzneykörper vortrug. Da aber durch die ihm neuerlich übertragene Klinik ein bedeutender Theil seiner Zeit in Anspruch genommen wurde, sah er sich genöthigt, die für die Vorlesungen über *Materia medica* bestimmte Zeit, und namentlich den allgemeinen Theil derselben zu beschränken, und glaubte seinen Zuhörern einen Ersatz durch diesen Leitfaden geben zu müssen, auf den er sich künftig bey seinen Vorlesungen beziehen konnte.

So wie ihm hiernach die bisherigen Lehrbücher über allgemeine Therapie in ihrem Verhältnisse zur *Materia medica* nicht genügten, so schien es ihm auch in anderer Hinsicht (S. IV. V), daß wir von einer vollendeten Begründung dieser Wissenschaft noch weit entfernt seyen und ein neuer Beytrag zu derselben nicht unwillkommen seyn dürfte. Es müsse die Therapie mehr wie jede andere medicinische Wissenschaft wahrhaft practisch seyn, aber auch ein auf Physiologie und Pathologie gegründetes wissenschaftliches Gebäude darstellen. Er verkannte indessen (S. V. VI) nicht die hier bey allen Fortschritten der Physiologie und Pathologie eintretenden Schwierigkeiten, und glaubte auch, wo es ihm nicht möglich war, die Lücke zwischen Theorie und Erfahrung auszufüllen, eher darauf verzichten zu müssen, gewisse Thatsachen physiologisch und pathologisch zu begründen, als gehaltvolle und bewährte Erfahrungen ignorieren, abläugnen oder gar entstellen zu dürfen. — Wenn man auch, wie Rec., es anerkennt, daß schon in den Schriften des Hippokrates und anderer alten Aerzte so viele herrliche, ewig geltende Grundsätze der allgemeinen Therapie (wovon Hebenstreit in

seiner *Palaeologia therapiae* eine so vortreffliche Darstellung gegeben hat) mitgetheilt worden sind, und daß dieser wichtige Theil der Medicin besonders auch seit Boerhaave, Fr. Hoffmann, Stahl u. A. durch manche treffliche neuere Bearbeiter weiter ausgebildet worden ist, so wird man es doch nicht läugnen wollen, daß derselbe noch sehr der Vervollkommnung bedürfe, so wie daß insbesondere auch in Ansehung der Kenntniß der Wirkung der Mittel noch Vieles dunkel und unbestimmt sey, und wird deshalb gern bereit seyn, einen neuen Beytrag zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft mit Dank anzunehmen. Auch wird Jeder, der den geschätzten Verf. auch nur aus seiner Schrift über allgemeine Pathologie kennt, es nicht anders von ihm erwarten, als daß es ihm mit seiner obigen Erklärung in Bezug auf die physiologische Begründung therapeutischer Sätze Ernst sey, und daß er von verwegener Anwendung nicht gehörig begründeter physiologischer Ansichten auf die Therapie (die, wie die Geschichte der Medicin lehrt, so oft geschadet hat) entfernt seyn werde.

In wie fern aber dem Verf. die bisherigen Lehrbücher der allgemeinen Therapie, besonders in ihrem Verhältnisse zur *Materia medica*, nicht genügten, darüber hat er sich nicht näher erklärt. Sieht man auf die Form der Darstellung, so haben (abgesehen von dem Plane, wie ihn z. B. Joh. Funcker befolgte, wornach mit der allgemeinen Therapie die *Materia medica* verbunden wird) manche Schriftsteller die zu den einzelnen Methoden gehörigen Mittel nur kurz angeführt, manche den Unterschied und die eigenthümlichen Wirkungen der Mittel, so weit dieß ihnen in die allgemeine Therapie zu gehören schien, schon etwas näher zu bestimmen ge-

sucht. In des verewigten Hensler's allgemeiner Therapie, welche nach dessen Tode von dem würdigen Kühn herausgegeben worden und an höchst schätzbaren Bemerkungen über die Wirkung und Anwendung der Mittel reich ist, kommt selbst viel Speciell'es über einzelne Mittel wie über einzelne Krankheiten vor, was sonst in der *Materia medica* und der speciellen Therapie abgehandelt zu werden pflegt. Wenn nun unser Verf. die Mittel bey den einzelnen Methoden nur kurz (auch meistens ohne die Lateinischen Benennungen, deren Wahl wohl zweckmäßiger seyn möchte) anführt, selbst die Blutaussleerungen, Electricität und andere Mittel, welche gewöhnlich umständlicher in den Schriften über allgemeine Therapie abgehandelt werden, nur kurz berührt, auch die allgemeine Betrachtung der Wirkung und Anwendung der Mittel, welche in manchen Schriften über allgemeine Therapie enthalten ist, ganz übergeht, so kann dieß zwar zum Theil mit dem Plane, wornach seine besonderen Vorlesungen über *Materia medica* mit dieser Schrift in Verbindung stehen sollen, entschuldigt werden. Sonst aber möchte Rec. eine genauere Betrachtung der Wirkungen der Mittel (wenn auch nur in dem Maße, wie sie z. B. in Ackermann's noch immer sehr schätzbaren inst. therap. gen. gegeben ist) auch in einem Handbuche der allgemeinen Therapie für sehr zweckmäßig halten.

Sieht man aber auf die Beurtheilung der Wirkung und Anwendung der Mittel, so hat der Verf. bey den einzelnen Methoden im Ganzen wenigstens dieselben Mittel, welche bisher als temperierende, besänftigende, excitierende, tonische, ausleerende u. erkannt worden sind, angeführt, die nähere Entwicklung seiner Ansch-

ten von der Wirkung einzelner Mittel sich aber wohl für den Vortrag der *Materia medica* vorbehalten.

Daß der Verf. übrigens die pathologisch-therapeutischen Gegenstände mit Einsicht und nach guten Grundsätzen abgehandelt hat, gesteht ihm Rec. mit Vergnügen zu, und wenn er im Folgenden Einzelnes zu erinnern hat, so wünscht er, daß der Verf. dieß auch als einen Beweis der seiner Schrift gewidmeten Aufmerksamkeit ansehen möge.

Was die Anordnung und Abhandlung der einzelnen Gegenstände betrifft, so werden in dem ersten Abschnitte, welcher allgemeiner Theil überschrieben ist, Bemerkungen über Leben, Krankheit und Heilung vorausgeschickt, besonders über die Selbständigkeit des lebenden Körpers, wie auch die Abhängigkeit desselben von der Einwirkung des Aeußeren, den Einfluß des Aeußeren auf die Erzeugung der Krankheit, wie die Entstehung der Krankheit aus inneren Ursachen, und die Bedingungen der Heilung, in so fern sie von der Heilkraft der Natur abhängt, aber auch durch Einwirkung der äußeren Dinge befördert werden kann.

In so fern aber von dem Verf. nicht schon in der Pathologie eine nähere Darstellung der Wirkungsarten der Heilkraft der Natur (wie es z. B. von Gaub geschehen ist) gegeben wird, auf welche er sich in der Therapie beziehen kann, möchte hier eine ähnliche umständlichere Betrachtung derselben (wie sie Hufeland, Hensler u. A. in ihren therapeutischen Schriften angenommen haben) um so mehr zu wünschen seyn, je wichtiger die genauere Berücksichtigung jener Wirkungsarten der Heilkraft der Natur für den Arzt ist, je mehr die Medicin nicht nur der

Beobachtung derselben vorzüglich ihren Ursprung verdankt, sondern auch darauf so sehr beruhet, daß die Kunst ohne jene nichts vermag, und daß es auch in denen Fällen, wo die Natur nicht für sich zur Heilung hinreicht, sondern der Unterstützung von Seiten der Kunst bedarf, vorzüglich auf die kluge Benutzung, Nachahmung und Lenkung der Kräfte der Natur ankommt.

Bey der hierauf folgenden Lehre von den Anzeigen will der Verf. die auf die entfernten Ursachen sich beziehende Anzeige allein *Indicatio causalis*, die auf die nächste Ursache oder das Wesen der Krankheit sich beziehende aber *Indicatio essentialis* genannt wissen. In wie fern man aber angenommen hat, daß die nächste Ursache der Krankheit das Wesen derselben in sich begreife, konnte man auch die darauf sich beziehende Anzeige *Indicatio causalis* nennen, und in so fern man bey der Causalanzeige überhaupt auf die entfernten Ursachen wie auf die nächste gehörige Rücksicht nimmt, wird auch bey jener Benennung wenigstens in Ansehung der Sache nichts verloren.

Zu den wesentlichen Anzeigen, die in jeder Krankheit zur Sprache kommen müssen, wird von dem Verf. (S. 13 flg.) außer der Causalanzeige und der Anzeige nach dem Wesen, die Lebensanzeige gerechnet, dagegen als untergeordnete, nur unter besonderen Umständen eintretende betrachtet werden die palliative (von der die expectative eine besondere Modification seyn soll?), die Anzeige nach den Symptomen und die Anzeige vom Erfolg (*Indicatio ex juvantibus et nocentibus*). Die Lebensanzeige ist hier in einem weiteren Sinne genommen worden. Daß aber die symptomatische damit zusammenfallen kann, ist von dem Verf. (S. 65)



selbst bemerkt worden. Für eine besondere Modification der symptomatischen Anzeige wird (S. 15) die Anzeige das Sterben zu erleichtern erklärt, dagegen diese auf die Euthanasie sich beziehende Anzeige hernach (S. 75) bey dem expectativen Verfahren näher abgehandelt wird. Letzteres möchte aber nicht dem eigentlichen Begriffe der *Indicatio exspectandi s. cunctandi* entsprechen und um so weniger für passend zu halten seyn, da es bey dieser Anzeige auch besonders auf Sinderungsmittel, die der Verf. selbst zum Theil anführt, manchmal auch auf analeptische, expectorierende zc. ankommt (was, beyläufig gesagt, schon vor Keil u. A. mehrere von jenen in ihren Abhandlungen über die Euthanasie nicht genannte Aerzte, unter denen Rec. hier nur Berends und Paradisii *Oratio de Eὐθανασία naturali et quid ad eam conciliandam medicina valeat* anführt, so vortrefflich auseinandergesetzt haben).

Hierauf werden die einzelnen Anzeigen näher betrachtet und bey der Anzeige nach den Ursachen selbst einzelne Anlagen, als die entzündliche, rheumatische, catarrhalische, gallichte, gastrische (die auf vermehrte Absonderung von Schleim und anderen Stoffen beschränkt wird), faulichte und nervöse abgehandelt, welche Gegenstände aber nach des Rec. Meinung schicklicher theils bey den einzelnen Fundamentalmethoden, theils auch in der speciellen Therapie abgehandelt werden möchten.

Bey der auf das Wesen der Krankheit sich beziehenden Anzeige sagt der Verfasser (S. 54): 'Der Grundsatz, auf welchem jede Heilung des Wesens der Krankheit beruht, kann daher kein anderer seyn, als der: diejenigen inneren Bedingungen des Lebens, die in der Krankheit ge-

steigert hervortreten, durch entsprechende äußere Einwirkungen zu beschränken, und eben so diejenigen, welche sich beschränkt oder unter ihr Normal gesunken darstellen, zu steigern. Es ist dieß der alte durch die Erfahrung bewährte Grundsatz: *Contraria contrariis.* Wenn aber der Verf. hierauf gegen den entgegengesetzten Grundsatz, *Similia similibus*, den man in neuerer Zeit in die Medicin habe einführen wollen, sich erklärt, so stimmt Rec. ihm zwar in Bezug auf die von Hahnemann davon gemachte Anwendung und das gegen diese Gesagte vollkommen bey (wie er sich denn auch schon in der ersten im Jahre 1811 erschienenen Ausgabe seines Handbuchs der allgemeinen Pathologie u. dagegen erklärt hat), muß aber übrigens bemerken, daß nicht nur der Satz *Similia similibus* (*ὁμοια ὁμοιοῖς*) curari auch schon von den Alten aufgestellt worden ist (vergl. Hippocratis de locis in homine L. I. L. II., Galeni meth. med. Lib. III. c. 8 u. a. and. Orten, und Hebenstreit de similibus similibus deficientium medicina in Aetiolog. chem. p. 145 sqq.), sondern daß auch wirklich in manchen Fällen, besonders wo es auf die Erhaltung oder den Ersatz gewisser Dinge ankommt, das Gleiche angezeigt ist (*Similibus conservanda similia*. Boerhaave inst. med. §. 1086. 51.).

Der Betrachtung der symptomatischen Anzeige wird (S. 68 flg.) die zer ableitenden oder revulsorischen Curmethode angeschlossen, weil diese, wenn sie gleich oft als wesentlich betrachtet werden müsse, doch vorzugsweise in das Gebiet der symptomatischen Behandlung falle (?), auch sich im Folgenden, bey der Aufzählung der speciellen Anzeigen keine schickliche Stelle finde (?), und ihr allgemeine Verhältnisse zum Grunde lägen,

welche bey mehreren speciellen Anzeigen wiederkehren. Ohne über die dieser Methode zukommende Stelle weiter streiten zu wollen, bemerkt Rec. in Bezug auf die Darstellung derselben selbst nur, daß sie nicht bloß, wie S. 69. 70 behauptet wird, auf positive Erhöhung der Thätigkeit sich beschränke, sondern daß Ableitung auch durch Erschlaffung und Schwächung eines Theiles bewirkt werden kann, und daß die Aderlaß nicht bloß durch Herabstimmung der allgemeinen Reizung und Spannung nützt, sondern auch außerdem nach häufigen und sicheren Erfahrungen eine ableitende Wirkung haben kann.

Im zweyten oder speciellen Theile werden abgehandelt A. unter der Ueberschrift: Einfache Krankheitszustände und die ihnen entsprechenden Anzeigen und Methoden die Gefäßreizung und die ihr entsprechende temperierende Methode, die Nervenreizung und die ihr entsprechende besänftigende Methode, die Spannung und die ihr entsprechende erschlaffende Methode, der Torpor des Gefäßsystems und die ihm entsprechende irritierende Methode, der Torpor des Nervensystems und die ihm entsprechende excitierende Methode, die Atonie der Fasern und die ihr entsprechende tonische (stärkende) Methode, die übermäßige Absonderung und die ihr entsprechende anhaltende Methode, die verminderte Absonderung und die ihr entsprechenden ausleerenden Methoden, die verminderte Secretion im Darmcanale und die ihr entsprechenden Methoden, die Brechcur, die Laxiurcur, die verminderte Absonderung des Urins und die ihr entsprechende harntreibende Methode, die verminderte Secretion der Haut und die ihr entsprechende schweißtreibende Methode, die gehemmte Absonderung des Schleims in dem Bron-

chialsystem und die ihr entsprechende expectorie-  
rende Methode, die Hemmung der monatlichen  
Reinigung und die ihr entsprechende zeitflußbe-  
fördernde Methode, der Krampf und die ihm  
entsprechende krampfstillende Methode, die ge-  
störte Geistessthätigkeit und die ihr entsprechende  
(vornehmlich psychische) Methode, die Geistes-  
zerrüttung, Grundsätze der somatischen und der  
psychischen Cur, der Blödsinn, die Lähmung  
und die ihr entsprechende Methode; B. unter  
der Ueberschrift: Zusammengesetzte Krank-  
heitszustände und die ihnen entspre-  
chenden Curen die Cur des Fiebers, der Entz-  
zündung, der Congestion und des Blutflusses,  
der Dyscrasien und zwar 1) der Dyscrasie von  
äußeren Stoffen, 2) der Ansteckung a) der acu-  
ten, b) der chronischen, 3) der Dyscrasien von  
veränderten Lebensprocessen, die Cur der Con-  
sumtion, der Hydropsie, der Degeneration, Des-  
organisation und Afterorganisation, und die Cur  
der Parasiten.

Manche hier abgehandelte Gegenstände, als  
einzelne Seelenkrankheiten, die Lähmung, Fie-  
ber (wovon hier auch die einzelnen Arten und  
dabey selbst die Rose und der Friesel betrachtet  
werden), specielle Kacherien etc. gehören nach des  
Rec. Ueberzeugung nicht hierher, sondern in die  
specielle Therapie. Die übermäßigen Absonde-  
rungen hängen von so verschiedenen Umständen  
ab, und erfordern auch so sehr verschiedene Me-  
thoden zu ihrer Heilung, daß sie ebenfalls besser  
in der speciellen Therapie betrachtet werden.  
Wenn aber als der verminderten Absonderung  
entsprechend die ausleerende Methode angegeben  
wird, so ist dabey zu bemerken, daß die ausleeren-  
de Methode noch manche andere und höchst wich-  
tige Wirkungen und Anzeigen (die der Verf.,

wie nicht anders zu erwarten ist, selbst anerkennt (S. 118 flg.) hat und nicht schicklich bloß jenem Zwecke untergeordnet werden kann.

Bey der so wichtigen temperierenden Methode möchte eine nähere Angabe des Grades und der Art der Wirkung der einzelnen Mittel, besonders auch der Salze, zweckmäßig seyn. Von den Mineralsäuren wird (S. 81) gesagt, daß sie unter den Säuren überhaupt am stärksten wirken. Daß sie aber nicht so wie die vegetabilischen Säuren bey echt entzündlicher Gefäßreizung passen, möchte der Anfänger aus dem hier Gesagten nicht abnehmen können. In Ansehung der Antimonialien, besonders des Brechweinsteins zc., glaubt Rec., daß sie nicht etwa bloß durch Abstumpfung der Gefäßreizbarkeit oder Abspannung der Fasern, sondern durch Beförderung mehrerer Sec- und Excretionen, Unterstützung der Coction und Krise in entzündlichen Krankheiten oft vortreffliche Dienste leisten.

Bey der besänftigenden Methode möchte es zweckmäßig seyn, den bedeutenden Unterschied der einzelnen narcotischen Mittel, der hypnotischen, zugleich scharfen zc. hervorzuheben.

Daß die dem Torpor des Gefäßsystems entsprechende Methode (S. 95) die irritierende, die dem Torpor des Nervensystems entsprechende (S. 101) die excitierende genannt wird, davon sieht Rec. den Grund nicht ein. Gar manche Mittel, die die Gefäßthätigkeit steigern sollen, als Phosphor, Ammoniak, Aether, Campher, Alcohol, Moschus, ätherische Oele zc., gehören sicher auch zu den das Nervensystem excitierenden und werden auch von dem Verf. (S. 105) wieder bey der excitierenden Methode angeführt. Was die Behauptung (S. 95), daß der Torpor des Gefäßsystems sich seltener durch einen

langsamen und trägen, gewöhnlich durch einen frequenten, kleinen, leicht zusammendrückbaren, in seinen höheren Graden durch einen ungleichen und aussehenden Puls zu erkennen gebe, betrifft, so kann sie Rec. nicht für gegründet halten, indem ein torpider Zustand keine lebhafteren oder häufigeren Bewegungen veranlassen kann, und der frequente, kleine und schwache Puls vielmehr bey der sogenannten irritablen d. h. mit erhöhter Reizempfänglichkeit verbundenen Schwäche bemerkt wird. Und wenn es S. 104 heißt, daß die der Nervenschwäche entgegenwirkenden Reize keine starke Erregung bewirken dürften, weil diese den kleinen Rest von Erregbarkeit vollends verzehren würden, und daß sie deswegen in sehr kleinen Gaben gegeben werden müßten, so ist zu bemerken, daß wenigstens bey torpidem Zustande des Nervensystems sehr kleine Gaben der Reizmittel keine gehörige Wirkung äußern können, und daß übrigens diejenigen Reize, welche eine Erhöhung der Lebensthätigkeit bewirken, gehörig angewendet nicht bloß die Erregbarkeit verzehren, sondern auch durch Vermehrung der Erregung die Restauration des Organismus und den Ersatz der Erregbarkeit befördern können.

Bey der tonischen Methode (S. 110) würde Rec. eine ausführlichere Angabe der einzelnen bitteren und adstringierenden Mittel und der verschiedenen Verbindung derselben mit anderen Stoffen, wovon die besondere Wirkung und Anwendung der einzelnen so sehr abhängt, für vortheilhaft halten.

Unter den Brechmitteln werden (S. 121) auch der Fingerhut und Taback genannt, welche zwar unter gewissen Umständen Erbrechen erregen können, aber doch nicht so leicht und sicher diese

Wirkung äußern und daher nicht zu den gewöhnlichen Brechmitteln gehören. Für Anfänger wäre hier wenigstens eine nähere Bestimmung der besonderen Wirkung der einzelnen Mittel nöthig. Eben so würde bey dieser wichtigen Methode eine genauere Bestimmung der Gegenanzeigen, eine nähere Angabe der Vorbereitung zum Brechen, der Anwendung derselben in getheilten Dosen u., des Verfahrens um das Erbrechen zu befördern und zu erleichtern, und des Benehmens nach dem Erbrechen zu wünschen seyn, falls man nicht alles dieß in die Arzneymittellehre verweisen zu können glaubt.

Wenn bey der abführenden Methode (S. 125) die Gratiola zu den laxantibus, das versüßte Quecksilber aber zu den stärksten Purgier- oder drastischen Mitteln gerechnet wird, so möchte von den Meisten eher das Gegentheil angenommen werden, obgleich die Gratiola gleich der Aloe in sehr kleinen Gaben auch als *eccoprocticum* im eigentlichen Sinne (wo das Mittel nur die Ausleerung des Kothes und der sonst in den Gedärmen enthaltenen Dinge befördert, nicht auch weitere Ausleerung von Säften bewirkt) benutzt werden kann.

Uebrigens bemerkt Rec. (da der Raum unserer Blätter es nicht erlaubt weiter zu gehen) nur noch, daß der Verf. zwar bey der Cur der organischen Fehler (S. 320. 321) die resolvierenden Mittel kurz angegeben hat, daß aber die gegen Stockung der Säfte und Verstopfung gerichtete so wichtige auflösende Methode wohl vor manchen hier abgehandelten speciellen Gegenständen eine nähere Betrachtung verdient hätte.

G. W. H. Conradi.

## V e r d e n .

Bey Bauer: Die ältere Geschichte des vormaligen Bisthums Verden, dargestellt von Ch. G. Pfannkuche, Senator und Camerarius zu Verden. 1830. XXIV u. 326 S. gr. 8.

An einer genauen und urkundlichen Geschichte des ehemaligen Bisthums, jetzt Herzogthums Verden hat es bisher gemangelt; auch sind die Grundlagen einer solchen, so weit sie bisher gedruckt waren nur dürftig. Die nächste Bestimmung des bey Leibnitz abgedruckten *Chronicon episcoporum Verdensium*, wahrscheinlich eine Arbeit des Rectors Gregorius Hyrte um 1430, war nur die eines *Chronicon picturatum*; dem Verf. scheint ein bestimmter Raum bey der Abbildung eines jeden Bischofs angewiesen gewesen zu seyn, welchen er möglichst ausfüllen mußte, aber auch nicht überschreiten durfte; daher das Herbeziehen fremdartigen Stoffs in den ältern Zeiten, und die Dürftigkeit der Nachrichten aus spätern mit der Bemerkung, daß der Raum eine größere Ausführlichkeit verbiete. Eine Umarbeitung dieser Chronik (abgedruckt in Pratzje Altem und Neuem aus den Herzogthümern Bremen und Verden Bd. X. S. 179..196), deren Verfasser unbekannt ist, unterscheidet sich dadurch, daß sie die fremdartigen Nachrichten seit den Zeiten des Bischofs Johann I. fast gänzlich ausläßt, dagegen die Regierungsgeschichte Johann's II. und Johann's III. in eigenthümlicher Erzählung ausführlich behandelt. Den wesentlichen Inhalt dieser Bearbeitung hat Kranz in seine *Metropolis* aufgenommen; ebenso wie Glard von der Hude (+ 1606), dessen *Chronicum episcoporum Verdensium* noch ungedruckt ist; es ist bis zum Tode des Bischofs Georg (1566) fortgesetzt, und hat



nur über das Leben dieses Bischofs etwas Eigenthümliches. Das neueste Werk über die Verdensche Geschichte, ist das dem Cyriacus Spangenberg zugeschriebene, und angeblich von einem nahen Anverwandten desselben herausgegebene 'Chronicon oder Lebensbeschreibung — aller Bischöfe des Stiffts Verden'; gedruckt zu Hamburg 1720. Fol. Die Angabe des Verfassers (Spangenberg † 1604 in Strasburg) und des Herausgebers ist entschieden falsch und aufgenommen, um Käufer anzulocken. Der ältere Theil derselben, welcher S. 219 mit dem Tode des Bischofs Christoph (1558) endet, rührt von dem Domdechanten Andreas von Mandelsloh († 1585) her. Ihm liegt die ältere Chronik zu Grunde, welche sich auch bey Krank befindet; Andreas von M. erweiterte dieselbe durch Notizen über die wichtigern Urkunden in dem Archive des Domcapitels, welche jedoch durch ihre Dunkelheit und Kürze fast werthlos sind. Nur in den neuern Zeiten werden sie umständlicher, die Begebenheiten seiner Zeit erzählt er unbeschreiblich weitschweifig. Der neuere Theil der Chronik besteht aus fragmentarischen Notizen, welche höchst wahrscheinlich von einem Nachkommen des Glard von der Hude, nämlich Just Johann Kelp zusammengetragen sind (dieser starb 1720 30. Julius), und dieser Kelp ist ebenso wahrscheinlich der Herausgeber des unter Spangenberg's Namen gedruckten Werks; indem alle Umstände die Chronik als ein durch den Tod ihres Herausgebers ins Stocken gerathenes Werk bezeichnen. Daraus würde sich wenigstens der Mangel einer Vorrede, die in dem ganzen Werke nicht enthaltene Angabe der Zeit der Erscheinung, die dem Buchhändler anheimgestellte Wahl eines lockenden, aber unpassenden Titels u. s. w. erklären

lassen. — Unter diesen Umständen hat sich der Verf. des vorliegenden Werks ein großes und dauerndes Verdienst erworben, wenn er sich einer neuen Bearbeitung der Verdenschen Geschichte unterzog; und es ist nur zu beklagen, daß er aus Gründen, welche in der Vorrede auf eine in der That betrübende Weise angedeutet sind, sich nur auf die ältere Geschichte bis 1470 beschränkt hat. Sein Hauptverdienst besteht in der gewissenhaften Benützung der Quellschriftsteller und der ihm zugänglich gewesenen Archive, vorzüglich einiger ihm aus denselben mitgetheilten handschriftlichen Sammlungen des Andreas v. M., welche an Reichhaltigkeit dessen Chronik bey weitem übertreffen. Der Vf. hat, wie Ref. weiß, über zwanzig Jahre auf die Sammlung der auf sein Werk bezüglichen Materialien, verwendet; und es ist gewiß anzunehmen, daß falls nicht etwa die Archive in Stockholm, was aber auch unwahrscheinlich ist, da wenigstens ein Theil des dorthin geschafften Domarchivs durch Schiffbruch verunglückt seyn soll, neue Ausbeute geben, keine Notiz von demselben übersehen worden ist. In das Detail des Werks kann Ref. wegen der engen Grenzen dieser Blätter natürlich nicht hineingehen; er bemerkt daher nur noch, daß demselben drey Anhänge beygegeben sind, von denen der erste eine Uebersicht der neuern Geschichte des Bisthums und Herzogthums, der zweyte eine Geschichte des Hoyaischen Amts Westen (eines ehemaligen Bestandtheils des Stifts), und der dritte, Nachrichten von den in der Stadt hingerrichteten Hexen u. s. w., enthält.

---

# G e s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

40. Stück.

Den 12. März 1831.

---

G e s t t i n g e n.

Unsere Bibliothek ist durch das Geschenk eines wissenschaftlichen Prachtwerks bereichert worden, welches zugleich einen sprechenden Beweis gibt, wie der Geist der tiefen historischen Forschung auch in den höheren diplomatischen Kreisen lebt: *Tableaux généalogiques et historiques de l'Empire Britannique, accompagnés de notes critiques, et de quatre dissertations historiques critiques par F. Baron de Reden, Ministre d'état de S. M. Britannique Roi d'Hannovre, et son Envoyé extraordinaire, et ministre plénipotentiaire près de Leurs Majestés, les Rois de Prusse, et de Saxe.* (Hanovre chez Hahn et fils, 1830. gr. Fol. XXIX tableaux et 150 p.). Schon der Titel wird zeigen, daß die Leser hier nicht etwa eine Revision und einzelne Verbesserungen Hübnerscher Tabellen zu erwarten haben. Das ganze Werk ist die Frucht vieljähriger eigener Forschung, und der Umfang der demselben gegeben ist geht weit über den unse-

rer gewöhnlichen historischen Tabellen hinaus. Der Vf. wollte ein genealogisches Hauptwerk, begleitet mit den nöthigen Beweisen, für die Britische Geschichte geben, und wenn daher auch die Genealogie der regierenden Häuser einen Haupttheil ausmacht, so hat er sich doch darauf nicht beschränkt; das Ganze zerfällt vielmehr in zwey Theile. Der erste enthält die Genealogien aller regierenden Häuser, die in den verschiedenen Theilen des Britischen Reichs seit der Räumung Albions durch die Römer, bis auf unsere Zeit, geherrscht haben; der zweyte die Genealogie des hohen Britischen Adels, der Peers des Reichs. Der erste Theil umfaßt XVII, der andere XII Tabellen. Tab. I. geht von den ersten mythischen Zeiten König Arthurs bis auf die Vereinigung der Heptarchie unter König Egbert. Tab. II. Die Angelsächsische Königsfamilie bis auf Harald; und das Dänische Eodbrogische Haus, das England vier Könige gab. Tab. III. Das Normännische Haus; Tab. IV. dessen Nebenlinien auf Man, in den Hebriden u. a. Tab. V. Das Haus Plantagenet bis auf Richard II. Tab. VI. Die apanagierte Linie von Bretherton, eines Sohns Edwards I., jetzt das Haus Howard. Tab. VII und VIII. Die Häuser Lancaster und York. Tab. IX. Die Dynastie Tudor. Tab. X. XI. Die Dynastien des vereinten Englands und Schottlands, Stuart und Hannover. Tab. XII. Die vollständige Dynastie des Hauses Este, sowohl die deutsche als die Italiänische Linie, nebst andern erloschenen Häusern, die Theile der Gebiete des Hauses Este besaßen. Tab. XIII. Die natürlichen Kinder von Carl II. und Jacob II., und ihrer Descendenz, die für die Geschichte wichtig wurden. Tab. XIV. Die Fürsten von

Wales, und Herzöge von Bretagne. Tab. XV. Die ältesten Schottischen Könige aus der Fergussischen Dynastie, und die gleichzeitigen Fürsten von Irland. Tab. XVI. Fortsetzung der Schottischen Könige, besonders aus den Häusern Baliol und Bruce. Tab. XVII. Die Genealogie des Hauses Stuart, in allen seinen Zweigen. Bey allen diesen Tabellen ist nicht nur die möglichste Vollständigkeit in der Angabe der Personen, nebst ihrem Geburts-, Vermählungs- und Sterbejahr, zu erreichen gesucht, sondern auch die wichtigsten Thaten und Begebenheiten, wodurch sie für die Geschichte erheblich geworden sind, werden angegeben. Hinter jeder Tabelle aber sind dann die historisch-critischen Noten beygefügt, welche sich auf sie beziehen, mit Angabe der Quellen.

Der zweyte Theil umfaßt in XII Tabellen die Hauptfamilien der Britischen (Englischen und Schottischen) Peerage. Jede Tabelle enthält mindestens drey bis sechs oder acht Häuser. Die Genealogie eines jeden ist bis auf den Ursprung zurückgeführt; die Personen sind auch hier, so viel möglich, vollständig angegeben; bey den einzelnen wird bemerkt, wodurch sie hauptsächlich in der Geschichte sich ausgezeichnet; und über jedes Haus wird der volle Titel desselben angeführt. Wer aus der Britischen Geschichte weiß, wie tief die Aristocratie in dieselbe verflochten ist, und wie sehr zugleich durch den Wechsel der Titel und Namen die Uebersicht davon erschwert wird, wird auch die Wichtigkeit dieses Hülfsmittels für das Studium derselben zu schätzen wissen, und dem Verf. den lebhaftesten Dank dafür sagen. — Es wird aber nicht erst unserer Versicherung bedürfen, welche mühsame Studien dieser Theil des Werks erforderte;

die dabey gebrauchten Quellen hat der Verf. selber in der Vorrede aufgezählt.

Zu diesen kommen nun die vier Dissertations, sämmtlich die Früchte sorgfältig historischer Forschung. I. Sur l'origine de la Nation Ecos-saise, et de leur première dynastie Royale dite Fergussienne. Sie enthält also eine Untersuchung über die Herkunft und älteste Geschichte der Scots; in welcher die Meinung bewiesen wird, daß sie ursprünglich aus Spanien nach Irland, und von da in das nordwestliche Schottland eingewandert seyn. Ihre dortige Geschichte führt natürlich auf die Gedichte von Ossian, deren Echtheit und Uebereinstimmung mit den Irländischen Chroniken der Verf. zu beweisen sucht. II. Dissertation historique et critique de l'illustre maison de Stuarts, rois d'Ecosse. Der Ursprung dieses Hauses steigt bis in die Sagenzeit hinauf, wo ein Banco als Stifter genannt wird, und erhält ein erhöhtes Interesse durch die Untersuchung über König Macbeth, wo die Angaben von Shakespear der Prüfung unterworfen werden. III. Dissertation historique et critique sur la série et l'origine des filiations des premiers Guelfes; wovon IV. Dissertations pour éclaircir les doutes sur le tableau généalogique historique de la maison Este-Guelfe als eine Fortsetzung oder zweyter Theil angesehen werden muß. Wenn der Verfasser in der ersten dieser Abhandlungen die Angaben von Leibniz und seinen Nachfolgern über die Herkunft der Guelfen als die wahrscheinlichste gelten läßt, so ist dagegen der Zweck der zweyten Abhandlung, zu beweisen, daß das Haus Este, nicht wie Leibniz will, Lombardischer Herkunft, sondern ein ursprünglich in Italien einheimi-

sches, das der Herren von Canossa, gewesen sey.

Mit welchem Rechte wir zu Anfange das Werk ein Prachtwerk genannt haben, wird der Anblick desselben am besten lehren. Wir erinnern uns kaum ein zweytes aus einer deutschen Presse, von gleichem Format hervorgegangenes, gesehen zu haben, das an Schönheit des Drucks und des Papiers die Vergleichung mit dem vorliegenden anhalten könnte. Das Werk ist S. M. König Wilhelm IV. gewidmet.

Hn.

## B e r l i n.

In Commission bey F. Dümmler: Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1826. In Quart. 1829.

Versuche und Beobachtungen über den Einfluß der Düngungsmittel auf die Erzeugung der nähern Bestandtheile der Getreidearten von Hermbstädt. Der Verfasser untersucht hier die Bestandtheile des Roggens, der Gerste und des Hafers, welche Getreidearten er in Bodenarten erzeugte, die mit verschiedenen Düngungsmitteln vermischt wurden. Bey dem Roggen und der Gerste brachte die Düngung mit trockenem Rindsblut die größte Menge Körner hervor, bey dem Hafer hingegen die mit Kuhmist. Auch zeigte sich aus der Analysis der Körner, daß die Menge der rein vegetabilischen Bestandtheile, Amylon, Schleimzucker und Gummi vorwaltend erscheint, so wie die Düngungsmittel, mit denen die Gerste und der Roggen cultiviert wird, der vegetabilischen Grundmischung näher treten; daß

dagegen die Gemengtheile derselben von mehr animalischer Natur, der Kleber, das Eynweiß und der phosphorsaure Kalk, mit dem Gehalt an stickstoffhaltigen Materien, in denen zur Cultur gebrauchten Düngungsmitteln, in einem entsprechenden Verhältniß stehen. Bey dem Hafer findet dieser Umstand jedoch nicht so deutlich hervortretend statt. Versuche und Beobachtungen über die chemische Zergliederung des Kanonenmetalls von Hermsstädt. In dieser Abhandlung gibt der Verfasser die Methoden an, deren er sich bedient hat, um Legierungen von Kupfer, Zinn, Zink und Bley in bekannten Verhältnissen, wieder von einander zu scheiden. Ueber die Veränderungen, welche die Festigkeit des Eisens durch geringe Beymischungen erleidet, von Karsten. Es ist bekannt daß die Versuche, welche man über die Festigkeit der Metalle im Allgemeinen angestellt hat, sehr von einander abweichende Resultate geben, und zwar so daß man die Unterschiede keinesweges den etwanigen Mängeln der Vorrichtungen, vermittelt welcher die Versuche angestellt wurden, zuschreiben kann, sondern man ist bey denselben durchaus genöthigt, die verschiedenen Resultate über die Festigkeit, den bey den Versuchen gebrauchten individuellen Metallstücken selbst beyzulegen. Man weiß nämlich, daß öfters eine geringe Beymischung einer fremdartigen Materie die Cohäsion der Metalle bedeutend ändert, welches vorzüglich bey dem Eisen der Fall ist, und da dieses Metall wegen seines häufigen Gebrauchs eine besonders genaue Untersuchung erfordert, so hat der Verf. die am gewöhnlichsten vorkommenden Verbindungen des Eisens mit andern Stoffen, rücksichtlich ihrer



Festigkeit durch Versuche verglichen; deren Resultate wir hier mit kurzen Worten anführen wollen. Phosphor vermindert bekanntlich die Festigkeit des Eisen, allein 0,3 Procent sind in dieser Rücksicht kaum merklich; so bald aber 1 Procent in Stabeisen enthalten ist, läßt es sich nicht mehr bis zu einem rechten Winkel biegen ohne zu brechen. Schwefel macht das Eisen rothbrüchig, so bald nur 10 Theile Schwefel in 100000 Theilen Eisen vorhanden sind; befinden sich in 100000 Theilen Eisen, 34 Theile Schwefel, so büßt dasselbe seine Festigkeit und Schweißbarkeit fast gänzlich ein. Durch Zusatz von einem Procent Arsenikglas wurde der Frischproceß des Eisens ungemein verzögert, und es schien kaltbrüchig zu werden. Wismuth änderte die Festigkeit des Eisens nicht, sobald sich in 100000 Theilen Eisen nicht mehr als 81 Theile Wismuth befanden. Bley und Zink gingen keine Verbindung mit Eisen ein. Kupfer vermindert die Festigkeit nur wenig; sonderbar ist es aber, daß ein Zusatz von  $\frac{1}{4}$  Procent dieses Metalls die Auflösbarkeit der Mischung in Säuren so verminderte, daß dieselbe sechsmal mehr Zeit erforderte, als das reine Stabeisen. Von Zinn nahm das Eisen 0,19 Procent auf, hatte an Festigkeit bedeutend verloren, und war kaltbrüchig geworden. Eine Verbindung von 34 Theilen Silber mit 100000 Theilen Eisen, machte dasselbe rothbrüchig. Antimon macht das Eisen im höchsten Grad kaltbrüchig. Mangan hingegen ändert das Eisen, wenigstens bis zu einem Zusatz von 1,85 Procent fast gar nicht; eben so wenig Silicium und Aluminium. Zusätze von Calcium (wobey der Verf. carrarischen Marmor gebrauchte) schienen sogar die Festigkeit des Eisens erhöht zu haben; es zeigte sich aber

bey der Untersuchung daß das Eisen nicht nur kein Calcium aufgenommen hatte, sondern im Gegentheil der Phosphorgehalt des Eisens noch vermindert worden war, wodurch sich die Vergrößerung der Festigkeit des Eisens erklärt. Dasselbe fand bey der Mischung mit Kalium und Natrium statt. Magnesium fand der Verf. nur in Roheisen, nie aber in Stabeisen. Hieraus ergibt sich, daß unter allen Körpern, die hier genannt worden sind, kein einziger sey, von dem sich behaupten ließe, daß er die Festigkeit des Eisens vergrößere, selbst wenn er dem Eisen nur im Minimo beygemischt ist. Größere Beymischungen müßten daher noch einen nachtheiligern Einfluß auf die Festigkeit des Eisens hervorbringen. Es ergibt sich daraus, was von den vielen in neuern Zeiten in Vorschlag gebrachten Legierungen des Eisens und des Stahls zu halten ist. Die sogenannten Legierungen des Stahls mit Aluminium, Silber, Platin, Chrom, Nickel, sind nur mechanische Gemenge, welche nicht dazu beytragen, die Festigkeit des Stahls zu vermehren, obgleich sie unter besondern Umständen gestatten, daß dem Stahl auf Unkosten seiner Festigkeit, eine größere Härting gegeben werden kann. Merkwürdig bleibt es aber, daß die Kohle, welche im Maximo ihrer Verbindung mit Eisen, die Festigkeit desselben wenigstens um  $\frac{2}{3}$  vermindert, dem Eisen wirklich eine größere Festigkeit zu ertheilen scheint, wenn der Kohlengehalt nicht viel über  $\frac{1}{2}$  Procent beträgt. Wahrscheinlich ist dieser Erfolg nur der durch den Kohlengehalt verminderten Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit des Eisens zuzuschreiben, indem alle Versuche zur Ausmittelung der Festigkeit der Körper nur auf solche Weise angestellt werden können, daß der Körper dabey ausgedehnt oder zusammen-

gedrückt wird. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die relative Festigkeit des Roheisens in einem sehr hohen Grade größer ist, als die relative Festigkeit des Stahls, des grauen Roheisens und des Stabeisens, obgleich das weiße Roheisen von allen Eisenarten die geringste absolute Festigkeit besitzt. Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich, von Alex. v. Humboldt. Dieser berühmte Naturforscher gibt hier vereint mit den Herren Link, Lichtenstein, Rudolphi und Weiß im Auftrag der Academie der Wissenschaften einen Bericht über die Reise, welche von den Herren Ehrenberg und Hemprich auf Kosten des Staats durch die Syrische Wüste, Aegypten, Sennaar, Dongala, den Libanon, Cölesyrien, das westliche Arabien, und den östlichen Abfall des Habessinischen Hochlandes in den Jahren 1820 bis 1825 unternommen wurde. Was die Ausbeute betrifft, welche diese gelehrten Reisenden erlangt haben, so beträgt die Zahl der gesammelten Pflanzen über 46000 worunter 2900 Arten. Die Gesamtzahl der Thiere begreift 34000 Individuen worunter 135 verschiedene Species von Säugethieren, 430 Arten von Vögeln, 546 Fischarten und Amphibien, 600 Species von Anneliden und Crustaceen, und 2000 Insectenarten. Die Königliche Mineraliensammlung ist mit 300 Stücken Gebirgsarten bereichert worden, die nach ihrer Auf- und Anlagerung geordnet, über den Bau des Erdkörpers in fernen geognostisch unbekanntem Ländern ein hohes Licht verbreiten. Untersuchungen über die Länge des einfachen Secundenpendels von Bessel. Die Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels für die Königsberger Sternwarte

ist auf einen Apparat gegründet, bey dessen Einrichtung der Verfasser beabsichtigte, so wohl jede über den Mittelpunkt der Bewegung des Pendels mögliche Unsicherheit, als jeden Fehler in der Messung der Länge desselben zu vermeiden. Dieses erlangte derselbe dadurch, daß er nicht die Schwingungszeit, und Länge eines Pendels, sondern die Schwingungszeiten zweyer Pendel beobachtete, deren Längenunterschied der Peruanischen Toise gleich kam. Die Einrichtung ist im Wesentlichen folgende: An einer lothrechten eisernen Stange ist eine einige Linien große wagrechte Ebene unbeweglich befestigt, auf welche die Toise mit einem ihrer Enden lothrecht aufgestellt werden kann; ferner ist eine Vorrichtung vorhanden, von welcher das aus einer Kugel an einem Faden bestehende Pendel herabhängt, und welche entweder an der erwähnten festen Ebene, oder auf dem obern Ende der auf dieselbe gestellte Toise ihren Ruhepunkt hat, so daß der Anfangspunct des Pendels in beiden Fällen einen Höhenunterschied erhält, welcher der Länge der Toise genau gleich ist; endlich ist am untern Ende der eisernen Stange eine Micrometerschraube, durch welche kleine Unterschiede in der herabhängenden Kugel gemessen werden können. Die Bestimmung der Pendellänge wird daher dadurch erlangt, daß man die Schwingungszeiten der an zwey verschiedenen Fäden befestigten Kugel beobachtet; deren Länge so nahe um eine Toise verschieden ist, daß der Höhenunterschied der Kugel an beiden Pendelen, nämlich an dem kürzeren wenn es von der festen Ebene, und an dem längeren wenn es von der oberen Fläche der Toise herabhängt, durch die Micrometerschraube gemessen werden kann. Diese Schwingungszeiten zweyer Pendel, deren Län-

gen selbst unbekannt sind, deren Längenunterschied aber bekannt ist, sind zur Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels hinreichend. Der Apparat war von Reysold in Hamburg und die Toise von Fortin in Paris verfertigt. Die Länge des Secundenpendels für die Königsberger Sternwarte, wurde = 440,8147 Linien gefunden. Da sich die Höhe der Kugel 11,2 Toisen über dem mittlern Wasserstande des Pregels, der mit dem der Ostsee als übereinstimmend angesehen werden kann, so gibt dies auf das Niveau des Meeres reducirt, die Länge des Secundenpendels = 440,8179 Linien. Ueber die Bahn der Vesta von Encke. Außer der Bestimmung der Bahn der Vesta war es dem Verf. ein Hauptzweck einen Beytrag zur Prüfung des Newtonschen Gesetzes, das die Körper sich ihren Massen proportional anziehen, zu liefern. Daß die Data, welche Newton seiner Annahme zum Grunde legte, andere Systeme keinesweges ausschließen, läßt sich nicht läugnen, da Bessel in einer Abhandlung über den Theil der planetarischen Störungen, welcher aus der Bewegung der Sonne entsteht, eine Annahme dargestellt hat, welche den Erfahrungsfakten, auf die sich das Newtonsche Gesetz stützt, eben so Genüge leistet, ohne doch die Anziehung den Massen allein proportional zu setzen. Schon Mayer hatte im Jahre 1806 auf die Möglichkeit eines solchen Zweifels aufmerksam gemacht, indem aber zu der Zeit keine Erscheinung in unserm Planetensystem zu einer Aenderung der einfachen Newtonschen Annahme Anlaß gab, da die bis dahin berechneten Planetenbewegungen vollkommen dargestellt zu werden schienen, so blieb dieser Gegenstand unbeachtet. Die erste Veranlassung vielleicht die Möglichkeit einer Aenderung vermuthen

zu können, gab die Entdeckung der neuen Planeten. Vermöge der Lage ihrer Bahnen erleiden sie durch Jupiter so starke Störungen, daß die Anziehungskraft dieses Planeten aus ihrem Laufe sich mit demselben Erfolg ableiten lassen dürfte, als Laplace und Bouvard es aus den Saturnusstörungen gethan haben. Eine sehr streng durchgeführte Untersuchung über die Bahn der Pallas, gab dem Herrn Hofrath Gauß eine von der aus dem Saturn von Laplace abgeleitete, sehr verschiedene, im Verhältniß von etwa 81 zu 80 größere Jupitersmasse. Auch Nicolai fand bey der Untersuchung der Bahn der Juno eine bedeutendere Masse des Jupiters =  $\frac{1}{1053,924}$

während die von Bouvard angegebene nur  $\frac{1}{1070,5}$  beträgt. Später fand noch bey dem Uranus eine Erscheinung statt, die ebenfalls bis jetzt un- aufgeklärt geblieben ist. Seitdem Bode den Gedanken gehabt hatte, daß in ältern Stern- catalogen dieser Planet als Fixstern beobachtet vorkommen könnte, und eine Beobachtung desselben in Mayers Beobachtungsjournal vorfand, hatten Bessel und Burkhardt in Bradley's, Flamsteed's und Lemonnier's Papieren ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Uranusbeobachtungen vorgefunden. Bouvard benutzte diese; allein es wollte ihm nicht gelingen, diese ältern Beobachtungen mit den neuern in Uebereinstimmung zu bringen, und er sah sich genöthigt, zur Bestimmung der Elemente bloß die neueren Beobachtungen anzuwenden. Es läßt sich selbst nicht läugnen, daß die Uebereinstimmung der Jupiters- und Saturnsbeobachtungen, noch nicht in den neuern Tafeln den Grad von Genauigkeit

erreicht, den man wünschen könnte; indem theils die Größe der Fehler von 10 Secunden, theils die regelmäßige Abwechslung der Zeichen, auf eine noch unentdeckte Ursache der Fehler schließen läßt. Encke findet nun aus der Berechnung von 14 Oppositionen der *Vesta*, welche in den Jahren 1807 bis 1825 beobachtet wurden, daß denselben am besten Genüge geleistet werde, wenn man die von Nicolai bestimmte Jupitersmasse gebraucht, und annimmt daß die Anziehung des Jupiters auf die Sonne respectiv dieselbe sey als die auf die *Vesta*, und die bisherigen Oppositionen lassen daher schließen, daß *Vesta* für das Newtonsche Gesetz der einfachen Proportionalität der Massen spricht.

Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen begnügen wir uns der Kürze wegen, die bloßen Ueberschriften, die den Inhalt hinreichend angeben, anzuzeigen. Außer einer von Encke gelesenen Gedächtnißrede auf Johann Georg Tralles sind folgende Abhandlungen zu bemerken. Die Werke von Markgrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens, erläutert aus den Originalabbildungen von Lichtenstein. Ueber die ältere Geschichte der Getreidearten von Link. Ueber das Fehlen einzelner Theile in sonst ausgebildeten Organismen von Rudolphi. Weiterer Verfolg des Lehrsatzes über die Theilung des Dreiecks von Weiß. Ueber das Gleichgewicht eines freyen materiellen Punctes von Dirksen. Ueber den Begriff des Erlaubten von Schleiermacher. Ueber die Längen- und Flächenmaasse der Alten, dritter Theil; von den Wegmaassen der alten Geographie, zweyter Abschnitt; über die von d'Anville in die alte Geographie eingeführten Stadien von Ideler. Ueber die Entstehung der Sternbilder auf der Griechischen Sphäre

von Buttmann. Vergleichende Zergliederung des Sanscrits und der mit ihm verwandten Sprachen; dritte Abhandlung; über das Demonstrativum und den Gebrauch der Casuszeichen von Bopp. Ueber geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile von Ritter. Der Roman von Fierabras, Provenzalisch von Bekker. Dieß wichtige Ueberbleibsel der Provenzalischen epischen Poesie in 5084 gereimten Zeilen, welches Herr Prof. Lachmann dem Verfasser mittheilte, ist hier vollständig abgedruckt. Die Pergament-Handschrift findet sich in der fürstlichen Bibliothek zu Wallerstein. Den Forschern der Sprache und der Poesie des Mittelalters ist dadurch ein sehr angenehmes Geschenk gemacht.

### P a r i s.

Bey Compere d. j.: Des caractères physiologiques des Races humaines considérés dans leurs rapports avec l'histoire; lettre à M. Amédée Thierry, auteur de l'histoire des Gaulois. Par W. F. Edwards, D. M. 1829. 129 S. in 8.

Die durch den unsterblichen Blumenbach zuerst wissenschaftlich begründete Lehre von den Menschenrasen mußte in der neuesten Zeit, in dem Maße, wie die eigentlichen wissenschaftlichen Reisen in die entferntesten und verschiedensten Gegenden der Erde sich vermehrten, weiter ausgebildet werden, und wirklich müssen wir darüber erstauern, mit welchen Riesenschritten auch diese uns so nahe liegende Wissenschaft ihrem Ziele zueilt. Link, Desmoulins, Bory de St. Vincent u. A. gebührt in diesem Zweige der Naturgeschichte ein besonderes bleibendes Verdienst, und obgleich letz-



tere darin zu weit gehen, daß sie eine große Anzahl von verschiedenen Menschenarten (Species) aufstellten, da doch nur von Rassen die Rede seyn kann, so konnte dadurch wenigstens der Sache selbst nicht wesentlich geschadet werden. Denn die Aufstellung vieler Arten, die indeß der philosophische Naturforscher ohne viele Mühe gehörigen Ortes wieder unterzubringen und zu vereinigen weiß, deutet immer auf eine detaillirtere Unterscheidung und genauere Erforschung des Speciellen hin. Auch der Verf. vorliegenden Briefes hat sich die Menschenrassen als Ziel gesetzt, indeß doch in einem anderen Sinne als die meisten seiner Vorgänger; er bezieht sich eigentlich nur auf einen Theil der caucasischen Rasse und unter diesen auch vorzüglich nur auf die Franzosen, Engländer, Italiäner und Ungarn.

Allgemeine Betrachtungen über den Einfluß des Klimas auf Pflanzen, Thiere und Menschen, über die Vermischung und Kreuzung der Thierarten und Menschenstämme, über das Einwandern fremder Nationen, so wie über die Fortschritte in der Civilisation, lassen den Verf. zu der Ueberzeugung gelangen, daß trotz aller dieser Umstände der physische Character eines Volkes durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch sich selbständig erhalten könne. In Betreff des Klimas führt er die Juden an, welche, nach Abbildungen des Leonardo da Vinci zu schließen, vor drey Jahrhunderten ganz dieselbe Physionomie hatten, wodurch sie noch bis auf den heutigen Tag so sicher characterisirt werden, ja die sogar, nach den dargestellten Gruppen auf den ältesten Aegyptischen Grabmälern zu urtheilen, schon vor 2000 Jahren die heutige Gesichtsbildung zeigten; auch hat diese Nation, wie

richtig bemerkt wird, ihren ursprünglichen Character in den verschiedensten europäischen und außereuropäischen Ländern beybehalten. — Nach solchen Betrachtungen durchreiste der Vf. Frankreich, Italien und einen Theil der Schweiz, lernte auch während eines kurzen Aufenthalts im Lombardisch-Venetianischen Königreich Schlesien, Böhmen, Mähren, Polen und Ungarn (Völker, aus denen die Oesterreichische Besatzung daselbst besteht) kennen und studierte ihre Charactere, fand daselbst unter den Kanonieren auch Deutsche (eingeborne Oesterreicher) und entwarf nach allem diesen, so wie nach den geschichtlichen Daten, die Abstammung der heutigen Völker Europas von den alten nur noch geschichtlich bekannten. — Ref. kann nicht läugnen, daß er das Buch mit Vergnügen gelesen hat, muß aber auch zugleich gestehen, daß er eine ziemliche Oberflächlichkeit darin bemerkt zu haben vermeint. — Was der Vf. S. 55 von den Deutschen sagt: 'il est temps qu'on fasse connaître les chefs-d'oeuvre de l'érudition allemande', wünschten wir von ihm selbst genauer berücksichtigt zu sehen, denn alsdann würde er, so ganz unbekannt mit der Literatur derselben, das über Deutschland Erzählte nicht mit den Worten begonnen haben, er wolle das an den Oesterreichern, Polen, Ungarn u. s. w. Beobachtete benutzen, 'pour jeter quelque jour sur un point obscur de l'histoire'. Dieser Ausspruch paßt aber ganz zu des Vfs. Art deutsche Büchertitel anzuführen, welche er eben so wenig als die Namen der deutschen Schriftsteller richtig zu schreiben versteht, sonst würden wir nicht 'Niebuhr' u. s. w. lesen.

Bd.

G e t t i n g e n  
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

41. Stück.

Den 14. März 1831.

---

M a d r a s.

Printed at the Asylum Press: Report, on the *Epidemic Cholera* as it has appeared in the Territories subject to the Presidency of Fort St. George. Drawn up by order of the Government, under the Superintendence of the Medical Board. By William Scot, Surgeon, and Secretary to the Board. LXXII u. 292 S. Nebst einem Appendix: containing the Sick Returns of the Army of Fort St. George, from the year 1815 to 1821 inclusive, exhibited in a Series of 15 Tables; also, Diurnal Tables of the Progrëss of Cholera, in 6 Parts; Tables of the Movement of Troops; and Meteorological Tables in 7 Parts, from 1815 to 1821. Dabey eine Map shewing the principal places visited by the Epidemic Cholera in the Peninsula of India and the dates of its commencement. 1824. Quart.

L o n d o n.

Printed and sold for the author by Baker. A Treatise on the Epidemic *Cholera* of India. By James Boyle, Surgeon, of His Majesty's Ship Minden etc. 1821. V u. 75 Seiten in 8.

E d i n b u r g.

Maclachlan and Stewart: Observations on the Nature and Treatment of *Cholera*: and on the Pathology of mucous membranes. By Alex. Turnbull Christie, Madras Medical Establishment. 1828. 137 S. in 8.

L o n d o n.

Printed for John Wilson. *Cholera*, its nature, cause and treatment; with original views physiological, pathological, and therapeutical, in relation to Fever; the action of Poisons on the system etc. to which is added An Essay on vital Temperature and nervous energy; explanatory more particularly of the nature, source, and distribution of the latter; and of the connection between the mind and the body. By Charles Searle, Surgeon, of the Hon. East India Company's Madras Establishment. 1830. XII u. 255 S. 8.

Bey einer Krankheit, die seit dem Jahre 1817 verheerend über einen großen Theil der Erde zog und mit bald schwächerer, bald wieder steigender Gewalt immer näher gegen die Staaten des westlichen Europa heranrückt, läßt sich voraussetzen, daß in gleichem Maaße die Anstrengungen der

Ärzte sich gegen sie richteten. Auch kann man nicht in Abrede stellen, daß viele sich damit beschäftigten die bekannt gewordenen Beobachtungen und Thatsachen fleißig zu sammeln, das anscheinend Widersprechende darin abzuwägen, theoretische Untersuchungen daran anzuknüpfen und sicher leitende Resultate für die Erkenntniß, Verhütung und Heilung der Krankheit daraus abzuleiten. Die Literatur dieses Gegenstandes ist bereits zu einer bedeutenden Masse angeschwollen, da die Engländer, Franzosen und Holländer Gelegenheit genug hatten das furchtbare Uebel in ihren fernen Besitzungen, die Russen in ihrer eigenen Heimath kennen zu lernen, und da die Dringlichkeit der Umstände so wie die Aufforderung der Behörden viele Mittheilungen des Beobachteten veranlaßten. Wenn demungeachtet viele der neuesten Schriften den Anforderungen der Kritik nicht genügen, wenn man darin weder erschöpfende Untersuchungen über das Wesen und den Character der Krankheit, über ihre Ursache und Verbreitungsweise, noch zweckdienliche Maaßregeln zur Abwehruug und Bekämpfung derselben findet, so wird es zur Pflicht auf die Ursachen dieser Mangelhaftigkeit so wie auf die wahren Hülfquellen zum Studium dieser Krankheit hinzuweisen.

Geht man die große Reihe der bisher über sie laut gewordenen Schriftsteller durch, welche gestützt auf die Erfahrungen Anderer ihre Ansichten entwickelten, so ergibt sich, daß die wenigsten die Hauptwerke, nämlich die von den drey Präsidenschaften in Indien, von Madras, Bombay und Calcutta officiell bekannt gemachten Berichte aus eigener Anschauung benutzten, sondern daß sie sich größtentheils damit begnügten Auszüge und Beurtheilungen darüber zu lesen und die Gesichtspuncte, nach denen diese entworfen waren, zu

den ihrigen zu machen. Wie wenig jedoch die subjective Ueberzeugung einzelner Recensenten leiten dürfe und wie leicht diese irre führen können, geht schon daraus hervor, daß die fälschlich verbreitete Annahme der Nichtansteckungsfähigkeit dieser Krankheit ohne Zweifel vorzüglich mit daher rührt, daß der geistreiche und einen nicht unbedeutenden Einfluß auf seine Landsleute ausübende James Johnson in seinem Journale so sich erklärte, und der sonst so höchst verdienstvolle Julius, durch dessen treffliches Magazin die Deutschen und Russen am frühesten und ausführlichsten die auswärtigen Mittheilungen über die Cholera erhielten, unverkennbar dessen Ansicht sich unterordnete und sie vertheidigte.

Eine Entschuldigung für die Nichtbenutzung der angeführten unentbehrlichen Werke, wie auch der von Orton und Tytler liegt freylich mit darin, daß diese nur in sehr wenigen Exemplaren und meistens nur als Geschenke nach England kamen; andere ungemein theuer sind; wie denn z. B. die *Researches* von Annesley über hundert Thaler kosten, und die Schriften der ausländischen gelehrten Gesellschaften, die Journale und selbst die gelehrten Nachweisungen über die Topographien und Endemien der betreffenden Länder nur Wenigen zugänglich sind. Bey Mehreren jedoch, die im Bereiche aller möglichen Hülfquellen waren, entdeckt man Lücken und Mängel, die nicht zu entschuldigen sind und die nur bedauern lassen, daß so selten das Streben sich kund gibt Bücher zu schreiben, welche der Anforderung der Wissenschaft wie dem drängenden Bedürfnisse des Lebens zugleich entsprechen. Theils zeigt sich eine gewisse Gleichgültigkeit und Indolenz über die Gefahr eines fernen Uebels, theils ein vornehmes Absprechen ohne angestellte Vergleichung und Prüfung,

theils ein sich Beugen unter die Macht der Auctorität und ein bequemes Nachsprechen, theils ein leichtsinniges Zusammenschreiben von wahren, halb-wahren und unwahren Thatsachen und Vermuthungen, bloß um ein Buch zu Markte zu bringen; theils eine Unbehülflichkeit in dem Gebrauche des reichsten Materials, woraus dem Leser weder Klarheit noch Ueberzeugung hervorgeht.

In diesen Blättern hatten wir schon mehrere Male Gelegenheit auf Werke aufmerksam zu machen, welche für die nähere Kenntniß der Cholera von Wichtigkeit sind und interessante Erfahrungen und Betrachtungen darüber enthalten, wie z. B. bey der Anzeige von Marshall, on the medical Topography of Ceylon (1828. St. 41), von Annesley, sketches of the diseases of India 1829. St. 109) und von Macculloch, on Malaria (1830. St. 71). Andere haben bey andern Veranlassungen der Schriftsteller darüber Erwähnung gethan, so daß demjenigen, dem es um nähere Bekanntschaft mit dieser Krankheit Ernst war, die nennenswerthen Namen nicht wohl verborgen bleiben konnten.

Das wichtigste Werk über die Cholera, das in Deutschland wohl Wenigen zugänglich seyn möchte, und das durch die gnädige Verwendung Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Münster und des Herrn Geheimen Cabinetsrath von Münchhausen unserer Universitätsbibliothek zukam, ist der vorliegende Report von Scot.

Dieser officiële Bericht der Präsidentschaft von Madras, welchen der Secretär des Gesundheits-Raths Scot mit allen nur irgend wünschenswerthen amtlichen Nachrichten und tabellarischen Nachweisungen so wie mit einer trefflich geschriebenen allgemeinen Uebersicht und Beurtheilung der Krankheit herausgab, ist meisterhaft abgefaßt

und flößt einen hohen Begriff von den Talenten wie von der Wirkungsthätigkeit des obersten Medicinal- Personals von diesem Theile in Indien ein. So sehr wir uns deshalb versucht sehen sehr ausführlich aus diesem Musterwerke Mittheilungen zu machen, so müssen wir doch, dem Zwecke dieser Blätter getreu, auf das Wesentlichste und der Zusammenstellung Eigenthümliche uns beschränken. Der bescheidene Verfasser, der sich bloß als Herausgeber angesehen wissen will, bemerkt, daß ihm von den einzelnen Aerzten, an welche die Aufforderung ergangen war ihre Beobachtungen über die Cholera einzuschicken, eine solche Masse von wichtigen, äußerst belehrenden Bemerkungen und Angaben zugekommen wäre, daß ihm kaum mehr als die Arbeit der Auswahl und der Anordnung übrig geblieben sey.

Als die Krankheit zuerst ausbrach, hielten sie viele Aerzte nur für eine heftige Form der gewöhnlichen Brechrühr, Andere für eine neue Krankheit, gegen welche sie auch eine neue Heilmethode aufzufinden sich bemühten. Daher von vorn herein die vielen Widersprüche in der pathologischen Beurtheilung wie in der therapeutischen Behandlung. Der Herausgeber erklärt sich für die erstere Ansicht, und zeigt, daß sie bereits in den Schriften der Hindus erwähnt werde, daß eine ganz ähnliche und zwar epidemisch herrschende Krankheit von Paisley zu Madras 1774 beschrieben wurde; daß eine solche 1775 auf Mauritius, 1781 zu Ganjam herrschte. Curtis beobachtete dieses Uebel zu Madras im Jahre 1782 sowohl auf der Flotte als auf dem Lande und beschrieb es sehr gut. Ob die zu derselben Zeit im Schiffshospitale zu Madras vorgekommenen und von Girdleston (on spasmodic affections of India) erwähnten Krämpfe mit Erbrechen gleichfalls für



Cholera zu halten sind, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da wir leider die Schrift selbst nicht vergleichen konnten. Bey der Cholera zu Arcot 1787, über welche Duffin berichtete, fand mehr gallichtes Erbrechen Statt. Davis, der von Madras abgeschickt worden war, um die Natur dieser Krankheit zu untersuchen, fand drey verschiedene Formen; nämlich die Cholera Morbus, ein Entzündungsfieber mit allgemeinen Krämpfen, und eine idiopathische krampfhaft Affection des Nervensystems. Höchst beachtungswerth sind die Fälle von den verwandten Leiden mort de chien genannt, welche James Johnson in seinem ausgezeichneten Werke on tropical climates etwa um das J. 1804 aus der Nachbarschaft von Trincomalle mittheilte. Cruikshank hatte in einer Heeresabtheilung, welche von Saulnah im J. 1814 abmarschierte, die Cholera beobachtet und sie, wegen des Collapsus der Gefäße und des allgemeinen Verschwinden des Pulses Asphyxia genannt; er habe sich aus dem Grunde des sonst gebräuchlichen Ausdrucks Cholera spasmodica nicht bedient, weil in dieser die Ausleerungen als gallicht angegeben würden, die von ihm beobachteten aber wässericht oder schleimicht waren; und er habe darum die Krankheit im Allgemeinen unter der Bezeichnung: Unterleibsübel (bowel complaint) aufgeführt. Nach einem Schreiben von Hay im J. 1818 sey dieses Uebel in Travancore endemisch (perfectly familiar to all here); es verursache oft das größte Unglück und von Zeit zu Zeit veröde es das Land. Als die Krampfcholera vor 34 Jahren epidemisch wüthete und in den Familien viele starben, hätten die Bewohner in der Ueberzeugung, die Krankheit sey ansteckend (the Vythians fled from it as a plague!) die Flucht ergriffen.

Unter den verschiedenartigen Benennungen für diese Krankheit geschieht auch derjenigen von Mordixim, Mordoxi, oder Mordechi Erwähnung. Die Malayen hätten dieses Wort ursprünglich von den Portugiesen, während ihres Aufenthalts in ihrem Lande entlehnt; Mordixim bedeute eine Art Colik, oder Ekel mit plötzlichem und oft gefährlichem Erbrechen. Man könne nicht annehmen, daß es eine corrumpierte Ableitung von Mort de Chien sey.

Ähnlich wie Cruikshank schlägt Scot zur Bezeichnung dieser Krankheit, wegen des Sinkens oder des Unterdrücktseyns des Pulses, Cholera asphyxia vor.

Nach den zahlreichsten Angaben aus unzähligen einzelnen Beobachtungen entnommen überfällt die Krankheit den anscheinend Gesunden meistens plötzlich, ohne Vorboten, in der Nacht oder gegen Morgen. Der Kranke bekömmt die heftigsten ganz eigenthümlichen Ausleerungen nach Oben und Unten; die Haut wird kalt; die Kräfte zur Ortsbewegung werden rasch niedergeworfen; es stellen sich tonische, mehr aber klonische Krämpfe ein; der schwache und beschleunigte Puls sinkt nach dem Erbrechen oder nach dem Eintreten der Krämpfe so außerordentlich, daß er kaum mehr gefühlt werden kann. Die Haut wird kälter und kälter, meistens mit einem flebrigen kalten Schweiß bedeckt; die Füße und Hände erscheinen gerunzelt, wie in heißem Wasser gebrüht. Die Haut wird selbst für chemische Agentien unempfindlich. Die Augen liegen tief, die Bindehaut ist häufig mit Blut unterlaufen; der Ausdruck des Antlitzes wird leichenartig.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

D e n 17. M e r z 1 8 3 1.

Madras. London. Edinburg. London.

Fortsetzung der Anzeige der Abhandlungen über die Cholera.

Der Kranke, von Durst getrieben, äußert ein heftiges Verlangen nach kaltem Wasser; er klagt über ein brennendes Gefühl in der Herzgrube. Urin wird nur wenig oder gar nicht abgesondert, ebenso kein Speichel und keine Galle. Die Stimme verändert sich und wird hohl, das Athmen erschwert. Die Ausleerungen sind wässerig, meistens wie Reiskwasser, flockicht, farblos und ohne Geruch. Das heftige Erbrechen und Purgieren dauert nicht lange, denn der Körper verliert bald die Kraft zu diesen heftigen Bewegungen. Wird durch ein Aderlaß mühsam Blut gewonnen, so sieht es dunkel und klebrig aus. Gegen das Ende des Anfalls wirft sich der Kranke unruhig und von innerer Angst getrieben umher, und der Tod erfolgt in 10, meistens in 18 Stunden. Der Geist bleibt fast durchgehends bis zum letzten Augenblick klar und ungetrübt;

obgleich von der Heftigkeit der Krankheit überwältigt vermag der Kranke, so lange nur noch die Organe dem Willen gehorchen, zu denken und seine Gedanken auszudrücken.

Die Prognose sey günstig zu stellen, wenn der Puls sich wieder hebt, wenn die Haut warm wird, wenn Neigung zum Schlaf sich zeigt, wenn die Angst sich mindert, wenn die Ausleerungen und Krämpfe nachlassen, wenn die unterdrückten Absonderungen sich wieder einstellen und namentlich wenn in den Stühlen sich wieder Galle vorfindet. Ungünstig werde die Prognose, wenn es gar nicht zum Erbrechen oder Durchfall komme, oder diese aus Schwäche aufhören; wenn die Krämpfe kaum bemerkbar seyen, und gleich eine tödtliche Kälte sich einstelle.

Wir haben absichtlich diese nach dem Verf. entworfene Schilderung der Krankheit mitgetheilt, um für die verschiedenartigen Varietäten, welche durch Lebensweise, Krankheitsanlage, Dertlichkeit *ic.* bedingt werden können, ein Normalbild zu haben.

Das Erbrechen fehlt öfters gänzlich; zuweilen ist ein bloßes Würgen zugegen. Sehr oft wurde der *lumbricus teres* ausgebrochen, oder durch den Stuhlgang ausgeleert. Die Abgänge auf dem letzteren Wege seyen meistens so dünn und farblos, daß sie kaum eine Spur in der Bettwäsche zurücklassen. In den Fällen wirklicher Gefahr fehlen die Krämpfe, oder sie sind äußerst schwach. Schlucken ist kein bedenkliches Symptom. Merkwürdig schnell tritt zuweilen nach dem ersten Anfall Pulslosigkeit ein, und dauert unbegreiflich lang; in einem Falle sogar 3 Tage. Würde der Körper nur theilweise warm, so sey dieses kein gutes Zeichen. Die Circulation ist so gestört, das Blut so dick, daß als einmal

ein Wundarzt in der Verzweiflung die Bronchialarterie einschchnitt, kein Blut kam.

Erholt sich der Kranke, so geschieht dieses wunderbar rasch. Leider aber unterlagen die meisten Kranken dem furchtbaren Uebel. Von der Familie eines reichen Nair in Travancore, die aus 19 Gliedern bestand, wurden alle, bis auf einen einzigen, in wenigen Stunden hinweggerafft.

In Betreff der Diagnose, die nicht schwer ist, können in der Zeit, wenn die Cholera herrscht, manche Krankheiten mit ähnlichen Zufällen, wie z. B. Ohnmacht, Krämpfe, Hysterie, Colik, Dyspepsie, durch Salze hervorgerufene Diarrhoe eine falsche Vermuthung veranlassen.

Die Leichendöffnung war bey den Eingebornen theils wegen ihrer Vorurtheile, theils auch wegen der vorgeblichen Rechte ihrer Anverwandten und Freunde mit großen Schwierigkeiten verbunden, und fand deswegen fast nur bey Europäern Statt. Die Eile, mit der die Section wegen der starken Hitze bald nach dem Tode vorgenommen werden müsse, gestatte keine sehr genaue Untersuchung. Auch dürfe bey der Beurtheilung des Erfunds nicht übersehen werden, daß die Europäischen Soldaten dorten meistens an Unterleibsübeln aller Art litten. Die Schleimmembranen zeigten Zeichen von Krankheit. Die Lungen fand man mehr leber- und milzartig oder völlig zusammengesunken; die linken Herzhöhlen voll von dunklem oder schwarzem Blute. In den Gedärmen eine seröse Materie; der ductus thoracicus leer von Chylus; die Gallenblase meistens voller Galle. Die Harnblase ohne Harn; sehr zusammengezogen; die innere Schleimhaut so wie selbst die der Harnleiter mit einer weißlichen schleimichten Flüssigkeit überzogen. In

dem einzigen Falle, wo das Rückenmark untersucht wurde, erschien es sehr entzündet.

Es ergebe sich, daß die Schleimmembranen und die damit zusammenhängende Haut am meisten afficiert seyen. Viele hätten die Abgänge für Chylus gehalten. In Betreff der pathologischen Erklärung dieser Krankheit müsse man annehmen, daß die Energie des Nervensystems, welches den functionibus vitalibus et naturalibus vorstehe, verringert wäre. Bey dem großen Congestionszustande würde man an einen error loci des Blutes erinnert. Die nächste Ursache oder die Natur der Cholera sey uns bis jetzt verborgen; übrigens hänge sie mit keiner Verletzung eines Organs zusammen. Die Gewalt, welche die Krankheit erzeuge, sey sedativer Art, wie bey mehreren vegetabilischen Giften. Es werde die Fähigkeit zur Circulation und zur Wärmebildung aufgehoben. Galle fehle nicht; nur ihr Eintritt in die Gedärme wäre unterbrochen. Zeige sie sich wieder, so sey dieses aus dem Grunde ein gutes Zeichen, weil daraus hervorgehe, daß eine der natürlichen Functionen wieder hergestellt sey. In einer bloßen zu großen Vermehrung des Darmsaftes dürfe man den Grund der Krankheit nicht suchen, denn oft werde gar nichts ausgeleert. Ebenso wenig reiche die Erklärung aus, daß das Wesen beruhe in einem Krampfe der äußersten Gefäße oder in einem Krampfe der Arterien.

Unter den prädisponierenden Ursachen wird die Neigung zu Nervenleiden obenan gestellt; daher auch Schwäche aller Art. Die einmal überstandene Cholera prädisponiere leicht zum Wiedereintritt derselben.

Unter den entfernten oder erregenden Ursachen werden aufgeführt: Fehler der Diät; schneller

Wechsel in derselben; Erkältung; Ermüdung und niederdrückende Gemüthsaffecte; doch wird ihnen allein die Entstehung der Krankheit nicht zugeschrieben. Ob man gleich durch einige Umstände versucht würde einen atmosphärischen Einfluß anzunehmen, so ergebe es sich doch, daß die krankmachende Einwirkung aus dem Boden entstehe, ohne sich allgemein und gleichmäßig durch die Luft zu verbreiten. Die Mannschaft der Schiffe würden dann erst von der Cholera ergriffen, wenn sie in Communication mit dem Lande kämen, wo die Krankheit herrsche. Ein Wechsel in der Luft-electricität, namentlich eine Verminderung derselben sey gleichfalls, besonders von Orton, beschuldigt worden; allein die Krankheit wüthete bey dem entgegengesetztesten Luft- und Witterungszustande. Ebenso wenig machte sich nach den genauesten Beobachtungen (wie dieß auch aus der beygefügtten Kupfertafel: Diagram intended to illustrate the relations of Solar and lunar influence with Cholera hervorgeht) ein Einfluß des Mondes bemerklich weder auf Individuen noch auf eine epidemische Verbreitung. Ob und inwiefern der Boden einen Einfluß ausübe, konnte durch Versuche und Beobachtungen nicht ermittelt werden. Unter den Nahrungsmitteln habe man, nach Tytler, besonders dem Genuße des ungerathenen Reises (oose rice) die Cholera zugeschrieben (deswegen von diesem auch morbus oryzeus genannt); allein sie erschien und verbreitete sich an Orten, wo gar kein Reis genossen wird.

Bevor der Verf. seine Ansicht dahin ausspricht, daß bey der Cholera ein Contagium wirksam sey, schiebt er die Untersuchung der Fragen vorher: ob die Krankheit sich in Länder und Gegenden verbreitete, die den ursprünglichen rück-

sichtlich des Klimas, des Bodens, und der Bevölkerung völlig entgegen gesetzt waren? ob sich die Umstände der Länder, die nach und nach von dem Uebel durchzogen wurden, denjenigen, in welchen es zuerst erschien, allmählich assimilirten? ob die Krankheit in ihrem weiteren Verlaufe und bey Einwirkung neuer ursächlicher Momente, die jedoch mit den Bedingungen der ursprünglichen Erzeugung weder Aehnlichkeit noch Zusammenhang hatten, zunahm? ob die Cholera durch persönliche Dazwischenkunft oder wirkliche Berührung entstand?

Die Cholera verbreitete sich von Bengalen (von Zilla Jessore 100 Engl. Meilen nordwestlich von Calcutta) aus nach allen benachbarten in Klima und Jahreszeiten völlig verschiedenen Ländern. Der Fortgang in der Präsidentschaft von Norden nach Süden geschah überraschend regelmäßig, sowohl in geographischer als chronologischer Hinsicht. Sie wurde durch einzelne Menschen wie durch Truppenzüge verschleppt. An Orten, wo früher nie eine Spur der Krankheit war, brach sie aus, wenn verdächtige oder angesteckte Personen dahin kamen. Ganz gesunde Truppenabtheilungen wurden auf ihrem Marsche krank, wenn ihr Weg sie durch Plätze führte, wo die Krankheit herrschte. Erschien die Cholera in einer Straße, so durchlief sie häufig die sämtlichen Wohnungen in ihr; erschien sie in einer Familie, so erkrankten die einzelnen Glieder successiv. Meistens ging die Krankheit auf den Hauptstraßen weiter, indem sie wohl die nahen, nicht aber die entfernt liegenden Orte heimsuchte. Während rings um ein Gefängniß, das mit einer Mauer umschlossen war, die Cholera wüthete, blieben die isolirten Gefangenen vollkommen frey davon. Die Annäherung der Krank-



heit an eine Stadt konnte man von Dorf zu Dorf verfolgen, und der Ausbruch in der Stadt selbst geschah in dem Quartier zuerst, welches der Bahn der Verbreitung am nächsten war. Unverwandte, Bediente, Wärter, welche den Kranken Hülfe leisteten, wurden häufig sogleich oder bald darauf von der Krankheit ergriffen. Hospitalranke, welche in der Nähe von Cholera-patienten lagen, wurden gleichfalls von diesem Uebel befallen. Die Anzahl der an der Cholera gestorbenen Medicinalbeamten konnte mit Genauigkeit nicht ermittelt werden; aber so viel weiß man mit Bestimmtheit, daß nicht weniger als 13 daran starben und etwa 12 sich wieder erholten. Sie alle hatten zuvor Cholera-kranke behandelt.

Die Therapie dieses Uebels hat viele Versuche und vieles Nachdenken veranlaßt. Millionen Menschen sind bey der entgegengesetztesten Behandlungsweise gestorben und gerettet worden. Oft wurde an der Kunsthülfe verzweifelt, oft von ihr allein, wie kaum bey einer anderen Krankheit, die Fortdauer des Lebens erwartet. Der verschiedene Character, in dem die Krankheit auftrat, die verschiedene Höhe, bey welcher die Aerzte gerufen, die vielen Modificationen, welche durch die äußeren Einflüsse und durch die Beschaffenheit der Individuen bedingt wurden, erschwerten die Entwerfung eines festen Heilplans und verrückten den kaum gebildeten. Da die Aerzte in ihren Ansichten sich nicht vereinigen konnten und die schroffsten Gegensätze der Behandlung auffielen, so war es kein Wunder, daß die Empirie sich breit machte, und daß Laien specifische Mittel und ganze Heilmethoden anzupreisen sich erlaubten.

Nach unserem Verf. waren folgende Curregeln

die herrschenden. Um die Reizbarkeit des Magens und der Gedärme zu beruhigen und den Krampf zu entfernen, reichte man Opium in fester oder flüssiger Form. Keine Arznei hat sich so bewährt, als diese. Die erste Dose war meistens 80 . . 100 Tropfen der Tinctur oder 2 . . 4 Gran in Substanz. Man that wohl mit der flüssigen Form anzufangen. Reicht man es aber als herzkärkendes oder stimulierendes Mittel, nachdem die unordentlichen Bewegungen beseitigt sind, so ist die Pillen- oder Pastenmasse vorzuziehen. Reizmittel, sowohl die flüchtigen als die mehr anhaltenden, hatten sich nur im ersten Zeitraume der Krankheit nützlich bewiesen. Calomel gab man theils um die Reizbarkeit des Magens zu beruhigen, theils um die Gallengefäße auszuleeren, theils um das Gleichgewicht der Circulation wieder herzustellen (wie beym congestive typhus), theils um Entzündung zu beseitigen. Allein unbefangene Beobachter fanden nicht, daß es beruhigte; eher wohl das Gegentheil. Anfänglich ließen Viele 20 Gran auf die Zunge legen und mit 100 Tropfen Opiumtinctur nehmen (washed down by 100 drops of T. Opii). Zur Wiederherstellung der unterdrückten Circulation wäre der Aderlaß bey den mehr kräftigen Europäern ein äußerst wichtiges, oft unentbehrliches Hülfsmittel gewesen; doch dürfe man der Blutentziehung keineswegs eine specifische Heilkraft in dieser Krankheit zuschreiben. Bey wirklicher Indication dürfe eintretender Collapsus von der Wiederholung nicht abschrecken. Der Vf. rath zum Ansetzen von Blutegeln oder Schröpfköpfen an das Rückgrath. Gegen die Kälte der Haut und die Häufigkeit der Krämpfe wandte man das warme Bad mit zweckdienlichen Zusätzen und das Dampfbad (Dalton's

spirituous vapor bath) an; theils war jedoch die Zurichtung sehr umständlich und mit Schwierigkeiten verbunden, theils leisteten sie die erwarteten Wirkungen nicht. Zuträglicher bewies sich die Anwendung der trocknen Wärme vermittelt warmen Sandes oder warmen Flanells. Hautreize, namentlich Senfpflaster, frühe gebraucht, waren von Nutzen; so zuweilen Blasenpflaster mit Terpentinöl, Mineralsäuren und kochendes Wasser äußerlich in der Gegend des Herzens, Magens und der Eingeweide appliciert. Einige Practiker entschlossen sich zu Brechmitteln, sowohl zur Ausleerung als zur Vermehrung der Hautthätigkeit. Nach dem Verf. verdienen schweißtreibende Mittel, besonders das Antimonialpulver in Verbindung mit Opium, versucht zu werden. Um fäculente Stühle hervorzurufen, gaben Einige Purgiermittel; Andere, welche einsahen, daß das Fäculente nicht zurückgehalten würde, sondern daß es durch den ersten oder zweyten Stuhlgang ausgeleert, später aber nicht wieder ersetzt werde, hofften von den Purgiermitteln die Wiederherstellung der normalen Function des Darmcanals. Zu dem Ende wurde vorzüglich Ricinusöl ( $\frac{1}{2}$  Unze pro dosi mit 15..20 Tropfen Laudanum) gepriesen. Der Versuch, zur Wiederbelebung der Gallenabsonderung thierische Galle innerlich zu reichen, ist früh wieder aufgegeben worden. Für das Einathmen von Schwefeläther erklärt sich der Verfasser.

Der den Kranken quälende Durst und dessen reichliche wässerichte Ausleerungen müssen den Arzt bestimmen ein zweckmäßiges Getränk zu erlauben. Milde, diluierende, lauwarme, selbst säuerliche Flüssigkeiten eigneten sich am besten; jedoch müsse man die Menge beachten, damit

der Magen sich nicht dagegen auslehne. Die Empfindung des Hungers dürfe in der Cholera nicht leiten; denn oft sey es eine krankhafte; allein ganz unberücksichtigt dürfe man sie auch nicht lassen. Man reiche etwas leichte Nahrung; beobachte, ob jene Empfindung erleichtert wird, und wenn dieses, dann fahre man mit Umsicht fort, d. h. man gebe nicht allzu wenig und in nicht allzu kurzen Zwischenräumen, indem eine beständige Wiederholung kleiner Quantitäten den Magen ermüde und störe. Eine der wichtigsten Regeln in der Behandlung überhaupt sey: mit den Kräften des Kranken Haus zu halten, darunt Vermeidung jeder unnöthigen Bewegung, möglichste Ruhe.

Zur leichteren Bekanntschaft mit den im Report vorkommenden und in andern ähnlichen Englischen Schriften darauf Bezug habenden Vorschriften diene Folgendes: Ein gewöhnlicher Theelöffel enthält eine Drachme Flüssigkeit; ein Desertlöffel 3 Dr.; ein Eßlöffel 4 Dr. oder eine halbe Unze; ein Madera Weinglas 2 Unzen; ein Claretglas 3 Unzen. Eine Drachme Laudanum oder 60 Minims enthält  $3\frac{1}{2}$  Gr. reines Opium. Das Senfpflaster wurde bereitet aus einem halben Pfunde pulverisirten Senfсаamens, Spanischem Pfeffer und Ingwer, von jedem 2 Dr.; 2 Unzen Terpentindöl und Weinessig.

Es geschieht zweyer Linimente Erwähnung: das eine aus 2 Dr. Cantharidentinctur; 3 Dr. Campher und 4 Unzen Seifenliniment mit Opium; das andere aus 2 Dr. pulverisirtem Senfсаamen,  $1\frac{1}{2}$  Unze Terpentindöl und  $\frac{1}{2}$  Unze Olivenöl. Die krampfstillend reizende Tinctur besteht aus Opium, Ingwer, Campher, von jedem 3 Dr.; 2 Dr. Span. Pfeffer, und 2 Pfund Weingeist. Dieses Mittel wurde unter die Ein-

geborenen vertheilt. Die Dosis davon war  $\frac{1}{2}$  Unze, die etwa  $\frac{1}{2}$  Dr. Laudanum enthält. Die reizende Tinctur besteht aus den gleichen Ingredienzien ohne Opium. Die Nelkentinctur aus 2 Unzen zerstoßener Nelken und  $1\frac{1}{2}$  Pfund Weingeist. Die Nelkenmirtur aus 12 Unzen Nelkentinctur, 16 Unzen Brantwein, 32 Unzen Wasser, 3 Dr. Salpetersäure. Die kramppstillende Mirtur aus 1 Pfunde Campher mirtur, 6 Dr. Laudanum, 3 Dr. spiritus aromat. ammoniacalis. Zwey Unzen davon sind eine volle Dosis. Der kramppstillende Trank aus 2 Unzen Campher mirtur, Opium- und Castoreumtinctur von jeder  $\frac{1}{2}$  Dr. und 20 Minims spir. arom. ammoniac. Der kramppstillende herztstärkende Trank aus 1 Unze Brantwein,  $1\frac{1}{2}$  Unzen Wasser, 50 Minims Opiumtinctur, 2 Dr. Capsicum-Tinctur.

Zur Erläuterung dieser gedrängten Zusammenstellung folgen die genauesten und ausführlichsten Beweise aus lauter authentischen Quellen, den amtlichen Berichten gezogen. Es versteht sich, daß diese nach der Individualität und dem Grade der Bildung der Berichterstatter verschieden an Darstellungsgabe und Inhalt ausfallen mußten; allein beachtungswerth sind sie ohne Ausnahme. Gerade dadurch, daß man aus einem und demselben Lande über die gleiche Krankheit von dem verschiedensten Standpuncte geistiger Bildung und der Kenntniß der Beobachtung aus eine Masse von Berichten vor sich hat, wird es möglich das Uebel in allen seinen Nuancierungen sich zu vergegenwärtigen und eine Ueberzeugung über die Natur wie über die Behandlungsweise der Krankheit sich zu bilden. Die Verbreitung der Krankheit durch die Präsidentschaft ist auf das sorgfältigste angegeben und durch

eine illuminierte Karte versinnlicht. Ihre Wanderung in den Jahren 1818 — 19 ist bezeichnet durch rothe Linien längs der Hauptstraßen. Die gelben Linien deuten die Kreuzwege und die anderen an, welche zwischen durch in der Erzählung erwähnt worden. Dann sind noch beygefügt tabellarische Uebersichten über die überhaupt vorgekommenen Krankheits- und Todesfälle der Armee vom Fort St. George innerhalb der Jahre 1815. . 1821, um das Verhältniß der Cholerafranken daraus entnehmen zu können. Uebrigens sind darin die verschiedenen Formen der Cholera nicht von einander gesondert aufgeführt. Die Uebersichten über den Fortgang der Krankheit so wie über die Truppenbewegungen erscheinen sehr allgemein gehalten. Dafür aber sind die meteorologischen Beobachtungen, zwar bloß von Madras, aber äußerst genau vom Astronomen der Gesellschaft mitgetheilt. Die Resultate über die Winde und das Wetter in Indien überhaupt und diese Präsidentschaft insbesondere sind äußerst interessant. Die Höhenangaben stützen sich auf die Barometermessungen des Capitäns Cullen von der Madras- Artillerie.

Von weit geringerem Belange sind die drey folgenden, wenn gleich zum Theil später erschienenen Schriften von Boyle, Christie und Scarle.

Boyle erweckt kein besonderes Vertrauen zu seiner gelehrten Bildung, denn er schreibt (vielleicht sind es bloße Druckfehler) *ptyalism, syn-copae, sine opii*; doch ertheilt er einige berücksichtigungswerthe Bemerkungen. So würde, bevor nicht die Arzney beruhigend wirke, die krampfhafte Beschaffenheit des Magens durch jede Substanz, welche mit ihm in Berührung komme, mehr oder weniger gesteigert. Bey einem Kranken auf dem Schiffe hätten 130 Minims

Calomel und 250 Tropfen Opiumtinctur in einer Stunde genommen den Reizzustand des Magens nicht besänftigt, während zwey Drachmen Opiumtinctur in einem Klystiere gegeben, alle schlimmen Zufälle entfernten. Die Hauptaufgabe der Behandlung sey das Gleichgewicht der Circulation herzustellen. Um die Absonderung der Galle wieder hervorzurufen, rath er Brechmittel an. Uebrigens lasse keine Krankheit eine solche Mannigfaltigkeit der Symptome zu und verlange einen so häufigen Wechsel der Behandlung als die Cholera. Die Ursache sucht er in einer giftigen Atmosphäre, die mit Personen, welche zur Krankheit prädisponiert seyen, in Contact komme. Vorhergegangene Leibesverstopfung disponiere ganz besonders dazu.

Die Abhandlung von Christie war ursprünglich vom Verfasser vor der medicinischen Gesellschaft in Madras vorgelesen worden und sollte in deren Schriften niedergelegt werden; da ihn jedoch eine gestörte Gesundheit zur Rückkehr nach England bewog, so zog er es vor sie als besonderes Buch erscheinen zu lassen. Die Werke von Annesley so wie die neueren Beobachtungen einiger Französischen Pathologen über die Schleimmembranen konnte er zwar nach seiner Rückkehr benutzen, allein zu dem Hauptresultate, daß es nämlich Entzündung der Schleimhäute gebe ohne vermehrte Absonderung, Catarrh ohne Entzündung, und daß die Cholera ein Catarrh der Schleimhaut der ersten Wege sey, wäre er durch eigene Beobachtungen in seiner Abgeschiedenheit in Indien gelangt. Der unveränderliche Erfund in den Leichen der an Cholera Verstorbenen beschränkte sich auf die Schleimhaut. Eine weiße, schillernde, klebrige Substanz fände sich an der Oberfläche, an einigen Stellen in sehr geringer,

ändern in erstaunlicher Menge. Die orientalische Cholera würde man seiner Ansicht nach am zweckmäßigsten durch Cholera catarrhalis bezeichnen, hingegen die Ch. biliosa, welche in einem entzündlichen Zustande der Schleimhaut begründet sey, Ch. Pyretica. Die Entziehung des Blutes sey angezeigt, weil dieses eine Reizung zeige in den inneren Organen sich anzuhäufen; die vermehrte Thätigkeit werde dadurch herabgestimmt und die Circulation an der Oberfläche wieder hergestellt. Zu gleichem Zwecke dienten auch Sinapismen und blasenziehende Mittel. Der große Werth des Calomels in der Cur der Krankheiten bestehe erstens darin, daß es eine reichliche und heilsame Absonderung der Schleimhaut bewirke, ohne zu gleicher Zeit eine entzündliche Reizung zu verursachen; zweytens darin, daß es die Absonderung aller Drüsen vermehre und deswegen als allgemein ausleerendes Mittel wirke, und drittens durch seine andauernde reizende Kraft auf das ganze System, wodurch es die Circulation in ein Gleichgewicht bringe und so die Reizung von der afficierten Stelle entferne.

Obgleich Searle (der in dem Madras Report oft erwähnt wird) viele Cholerafranke behandelte und selbst an diesem furchtbaren Leiden darniederlag, so sind doch seine Mittheilungen mehr aus fremden als aus eigenen Beobachtungen gezogen. Das Interessanteste der Schrift ist die Beschreibung der eigenen Krankheit, in der er sich selbst nach der Ansicht, als bestehe sie in einem Congestionszustande des Magens und der Gedärme, so wie nach der Erfahrung, daß Reizmittel ihm keine Erleichterung verschafften, behandelte. Er ist überzeugt, daß er die große Reizbarkeit des Magens, die brennende Hitze, die Unruhe, die Krämpfe, überhaupt die Sympto-



me von Entzündung und Gehirncongestion hervorgerufen haben würde, wenn er nach der gewöhnlichen Curmethode stimulierende Mittel und Opium genommen hätte. Kurz ehe er erkrankte, herrschte ein Sterben unter dem Federvieh, und einen Tag zuvor hatte man ihm eine von den gefallenen Enten zur Untersuchung gebracht, in der er die ganze innere Wand der Eingeweide höchst entzündet und mit Schleim ausgefüllt fand, und worauf er gegen seine Diener bemerkte, daß das Thier an der Cholera gestorben sey und daß sie sich in Acht nehmen sollten. An Ansteckung denkt er jedoch nicht, sondern er findet den Grund des Erkrankens überhaupt in der Einwirkung der Malaria oder eines mephitischen Dunstes, einer gasartigen Production organischer Substanzen im Zustande der Zersetzung. Dadurch werde das Blut verunreinigt und durch die gestörte chemische Umwandlung im Capillarsysteme die Entwicklung der Wärme und Electricität verhindert und so Schwäche aller Verrichtungen bedingt. Das venöse System werde vorherrschend, die Respiration, die Herz- und Gehirnthatigkeit unterdrückt, es bilde sich bey der Abnahme der Thatigkeit auf der Oberfläche Abdominalplethora und durch sie seröse Exhalation. Die Uebelkeit und das Erbrechen entstehe dadurch, daß dem Magen plötzlich die Nervenbelebung entzogen würde; darin sey auch die Ursache der raschen Erschöpfung zu suchen. Aus demselben Mangel des Reizes für das Herz und Gehirn ließen sich die andern Symptome und die Verminderung oder Unterdrückung der Secretion der Galle und des Urins aus dem aufgehobenen Nerveneinflusse auf das Drüsensystem erklären. Die Krämpfe rührten von Congestion des Bluts zum Rückenmarke her. Nach der Heftigkeit der Zufälle glaubt er drey Varietäten

annehmen zu dürfen. Die gelindeste Form nennt er mit Scot Cholera Asphyxia; die zweyte und gewöhnlichste Ch. congestiva; die dritte, wobey allgemeine Erregung Statt finde, Ch. Morbus.

Der Verfasser hat sich das Gesetz: möglichst gedrängt zu schreiben, nicht gemacht; schon die großen Ueberschriften vor den einzelnen Kapiteln laden zum Gegenbeweis ein, die Kapitel selbst liefern die Gründe dafür. Seine Belesenheit, die übrigens nur mäßig genannt werden kann, weiß er geltend zu machen, ohne jedoch den Leser von der Richtigkeit seiner Ansichten und Behauptungen überzeugen zu können. Bey der Erwähnung der bössartigen Cholera unter den Schulknaben zu Clapham (aus der London med. Gazette. 1829) werden die Erscheinungen in der Leiche mit der in und um Göttingen im J. 1762 von Rödderer und Wagler beobachteten Schleimkrankheit verglichen; allein dort heißt es (p. 68) delineated by Roideur . . . which raged in Vienna.

Es sey erlaubt dem Schlusse dieser Anzeige noch einige allgemeine Bemerkungen beyzufügen, deren Anführung die hohe Bedeutsamkeit des Gegenstandes entschuldigen mag.

Die Cholera, obgleich nicht mehr in der mörderischen Form, wie früher in Indien, aber darum doch noch immer gefährlich genug, bedroht unsere Nachbarländer und das eigene Vaterland. Die Geißel des Krieges, in dessen Gefolge so leicht zerstörende Krankheiten sich efinden, um so mehr, wenn verschiedene Völkerschaften in Conflict gerathen, kann uns sehr leicht diese furchtbarste Seuche der neueren Zeit bringen. Das Vordringen der Russischen Armee bedroht damit Polen, Oesterreich und Preußen; aber auch die Seestädte müssen auf ihrer Hut seyn.

(Der Beschluß in der nächsten Woche).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 19. März 1831.

## G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden unfehlbar in der mit dem 25. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, die im vorigen Januar unterbrochenen Vorlesungen aber vom 11. April an nachgeholt werden.

### Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr Prof. Reiche um 3 Uhr vor.

Eine historisch = kritische Einleitung in die Schriften des Alten Testaments gibt Herr Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr Prof. Ewald um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr Hofr. Tychsen erklärt die Psalmen um 9 Uhr, das Buch der Richter in einer öffentlichen Vorlesung; Hr Prof. Ewald, das Buch Hiob um 10 Uhr, die noch rückständigen Psalmen, vom 11. Apr. an um zehn und zwey Uhr; Hr M. Holzhausen, das Buch Hiob, nebst den Propheten Joel, Micha, Nahum und Habakuk, um 10 Uhr.

Eine historisch = kritische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr Consist. R. Pott erklärt die drey ersten Evangelien, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr, und beendigt vom 11. Apr. an die unterbrochenen exegetischen Vorlesungen. Hr Prof. Planck erklärt die drey ersten Evangelien, nach seinem 1809 bey Römer herausgegebeneu 'Entwurfe' 6 St. wöch. um 9 Uhr, den Brief an die Hebräer Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr öffentlich, Hr Prof. Lücke erläutert die Geschichte der Apostel und gibt zugleich ausführliche Darstellungen aus der ersten Periode der Kirchengeschichte Mont., Dinst., Mittw. u. Donnerst. um 9 Uhr; die Vorlesung über das Evangel. und die Briefe des Johannes wird er vom 11. Apr. an beendigen. Hr Prof. Reiche erklärt die Briefe an die Römer und Corinther um 4 Uhr, und holt vom 11. Apr. an den Rest seiner exeget. Vorl. nach. Hr M. Klose erläutert die Briefe an die Thessal. u. an die Galater um 7 Uhr unentgeltlich.

Die christliche Apologetik verbunden mit der Polemik, oder die philosophische Theologie trägt Hr Prof. Lücke 4 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Die biblische Theologie, Hr M. Klose um 4 Uhr;  
Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Reiche um 8 Uhr;  
Hr M. Holzhausen um 5 Uhr; Hr M. Klose um 7 Uhr.  
Die Vorlesung über die vorzüglichsten Systeme

der christlichen Theologie wird Hr. Consist. R. Planck, nach der 3. Ausg. seines 'Abrisses' vom 25. Apr. an um 11 Uhr abermahl's vollständig halten.

Zu Examinatorien über die Dogmatik, bey welchen Bretschneiders 'Entwicklung der in der Dogmatik vorkommenden Begriffe' zu Grunde gelegt werden soll, erbietet sich Hr. Rep. Köllner.

Die Vorlesung über die christliche Ethik vollendet Hr. Prof. Lücke vom 11 Apr. an.

Den zweyten Theil der Kirchengeschichte (vom 8. Jahrh. bis in die Mitte des 16.) trägt Hr. M. Holzhausen um 8 Uhr vor. Hr. Rep. M. Rettberg handelt den ersten Theil der Kirchengeschichte um 7 Uhr, den zweyten um 8 Uhr ab; Hr. M. Klose den ersten unentgeltlich, um 8 Uhr.

Die Homiletik lehrt Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr, für die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars bestimmt er die Stunde von 11 bis 12 Uhr Sonnabends.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird der Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Tresfurt, 4 St. wöchentlich um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden; die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. fortgesetzt werden;

Die Pastoral-Theologie, verbunden mit einem Abrisse des allgemeinen protestant. Kirchenrechts handelt derselbe 5 St. wöch. um 5 Uhr ab, und legt bey beiden Vorlesungen seinen 1825 herausgegebenen 'Labelarischen Leitfaden' zu Grunde.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die theol. Wissensch. erbietet sich Hr. Pastor Bunnemann, Hr. Pastor Fraaß, Hr. Rep. M. Rettberg, Hr. Rep. Köllner.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die lateinische theologische Gesellschaft unter der Aufsicht des Herrn Prof. Lücke versammelt sich Donnerst. um 7 Uhr;

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn. Prof. Ewald, Freyt. Ab. um 6 Uhr.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät wird Hr. Pastor Fraaß zu leiten fortfahren.

Zu ähnlichen Uebungen bestimmt Hr. Rep. M. Rettberg die Abendst. von 8 bis 10 Uhr der Mittwoche.

Das lateinische Disputatorium über Gegenstände aus der Theologie oder Philosophie, nach lateinischen Abhandlungen, wird von Hn Rep. Köllner fortgesetzt werden.

In dem Repetenten-Collegium wird Mont. und Donnerst. um 4 Uhr Hr Rep. M. Rettberg die Messianischen Stellen des N. T., Hr Rep. Köllner den Brief an die Römer, mit stäter Erörterung der dogmatischen Beziehungen, erklären.

## R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Prof. Blume 5 St. wöch. um 11 Uhr vor; Juristische Encyclopädie und Methodologie, Hr Assess. Dr Desterley 5 St. wöch. um 10 Uhr; Encyclopädie, Einleitung, Begründung, und Uebersicht der gesammten Rechtswissenschaft, Hr Dr Schumacher 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechts, vorzüglich des Privatrechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der vierten Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr; Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes und Staates, Hr Dr Schumacher, 4 St. wöch. um 7 Uhr M.;

Das positive Europäische Völkerrecht, Herr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundriss, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten Hr Prof. Kraut um 8 Uhr; Hr Dr Valett um 5 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr Dr Quentin 6 St. wöch. um 8 Uhr M.;

Die Strafrechtswissenschaft, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 Uhr; Criminal-Recht nach Feuerbach (Ausfl. 10), Hr Dr Zachariä 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr von Dehn-Rotsfeler um 9 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der zehnten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr.

Die Vorlesung über die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes vollendet Hr Hofr. Goeschel um 3 Uhr. Hr Prof. Ribbentrop trägt die Geschichte und die Alterthümer des Röm. R. um 10 Uhr vor; Hr Dr Zachariä 6 St. wöch. um 2 Uhr;

Das heutige Römische Recht (Institutionen und Pandecten), Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes, Hr Hofr. Bauer, nach Waldeck, um 8 Uhr; Hr Hofr. Götschen um 8 Uhr. Hr Prof. Ribbentrop beendigt seine Vorles. vom 11. April an um 9 und 11 Uhr, vom 25. April an in einer passenden Stunde. Hr Dr Möbius trägt die Institutionen, nach Dictaten, um 10 Uhr vor; Hr Dr Benfey, mit Vorweisungen auf Mackelbey, um 10 Uhr; Hr Dr Zachariä, nach s. Grundr. um 9 Uhr; Hr Dr Seidensticker, um 11 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Röm. Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meißter, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundriss, um 9 u. 11 Uhr. Hr Hofr. Götschen beendigt s. Winter-Vorles. zuerst um 7 u. 9, dann um 7 Uhr. Hr Prof. Ribbentrop trägt die Pandecten um 9 und 11 Uhr vor; Hr Dr Balett, nach seinem 'Lehrbuch', mit Einschluß des Erbrechtes, um 9 u. 11 Uhr; Hr Dr Gerbode, nach Heise, um 8 u. 10 Uhr.

Das Röm. Obligationen- und Familien-Recht wird Hr Dr Northoff, nach einer mit Hn. D. U. G. R. Francke genommenen Rücksprache, als Fortsetz. der Vorlesung des letztern, 6 St. wöch. um 9 Uhr abhandeln.

Das Erbrecht trägt Hr Hofr. Goetschen, nach s. Grundriss, um 10 Uhr vor; Hr Dr Balett, um 10 Uhr; Hr Dr Benfey um 11 Uhr; Hr Dr Seidensticker um 10 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Ass. Dr Desterley 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr Dr Rothamel, Hr Dr. Balett, Hr Assessor Dr Desterley, Hr Dr von Dehn-Rotselher, Hr Dr Seidensticker, Hr Dr Thöl.

Das Kirchenrecht trägt Hr Prof. Blume, nach der Ausg. s. Lehrb. 6 St wöch. um 10 Uhr vor; Hr Prof. Kraut, nach der fünften von ihm besorgten Ausg. des Wieseschen Lehrbuches, um 7 Uhr (für frühere Zuhörer unentgeltl.); Hr Dr Rothamel, nach Wiese, um 9 Uhr; Hr Dr Möbius, nebst der Kirchengesch. um 11 Uhr; Hr Dr Duncker um 2 Uhr.

Ueber die Quellen und Alterthümer des deutschen Rechtes hält Hr Prof. Jac. Grimm Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr eine Vorlesung.

Das deutsche Privat-Recht, und das Lehnrrecht trägt Hr Prof. Albrecht, um 8 und 11 Uhr vor; Hr Prof. Kraut den rückständigen Theil in einer passenden St.; Hr Dr Duncker, nach Eichhorn (Ausg. 3), um 8 u. 11 Uhr; Hr Dr Thöl privatissime. Hr Dr Northoff wird s. unterbrochene Vorl. in passenden St. beendigen.

Die Vorl. über das Hannoversche Privatrecht  
setzt Hr Hofr. Bergmann vom 11. Apr. an fort. Hr Dr  
Quentin handelt es (zugleich mit dem Staatsrechte), 6 St.  
wöch. um 8 Uhr ab; Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Ueber die Verfassung und Verwaltung und das Pro-  
vincial-Recht des Herzogth. Nassau hält Hr Hofr. Bauer  
für die hier studierenden Nassauer eine Vorles. um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht, und die Theorie  
des Processus trägt Hr Dr Quentin 6 St. wöch. um  
9 Uhr vor; Hr Dr Gerbode in gelegenen Stunden.

Das Handelsrecht, Hr Dr Thol 4 St. wöch. um  
7 Uhr oder in einer zu verabredenden Stunde.

Den Criminal-Proceß handelt Hr Hofr. Bauer,  
mit pract. Uebungen, um 11 Uhr ab; Hr Dr Zacharia  
Mittw. u. Sonnab. unentgelt., Hr Dr von Dehn-Rotfeller  
Mont., Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr, unentgeltlich;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Pro-  
cesses, Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 4 Uhr;  
Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Grefe  
6 St. wöch. um 11 Uhr;

Den Hannoverschen Civil-Proceß, Hr Dr  
Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr unentgeltlich;

Die Lehre von Klagen und Einreden, Hr Dr  
Gerbode 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Concurß-Recht nebst dem Concurß-Pro-  
ceß, Hr Assess. Dr Desterley 2 St. wöch. um 7 Uhr M.

Ein practisches Collegium über den Proceß  
hält Hr. Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein  
Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr; die unterbro-  
chenen pract. Uebungen werden vom 11. Apr. an fort-  
gesetzt.

Zu Privatissimis über den Civil-Proceß und  
die Referier-Kunst erbietet sich Hr Assess. Dr Desterley;  
Hr Dd Zimmermann.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz, oder die  
Lehre von der freiwilligen Gerichtsbarkeit, dem Notariats-  
Wesen, und der vorsichtigen Abschließung der Rechtsges-  
chäfte, handelt Hr Ass. Dr Desterley, nach s. in den Buch-  
handlungen unentgeltlich zu erhaltenden 'Grundriss', Mont.,  
Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 2 u. Mittw. um 1 Uhr ab.

Zu General- sowohl als Special-Examinato-  
rien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder  
lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien er-  
bietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Valett, Hr Dr Benz-  
fen, Hr Dr Gerbode, Hr Dr von Dehn-Rotfeller, Hr  
Dr Seidensticker, Hr Dr Thöl, Hr Dd Zimmermann.



## H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Neurologie trägt Hr Hofr. Langenbeck Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends u. Sonnab. um 6 Uhr Morgens mit Verweisung auf seine anatomischen Abbildungen vor;

Allgemeine Anatomie, Osteologie und Syn-desmologie, Hr Prof. Hempel, nach der fünften Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr;

Die vergleichende Anatomie, Hr Dr Berthold, 5 St. wöch. um 1 Uhr;

Die Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Hempel mit Hinsicht auf Pathologie, nach der 3. Ausg. seiner 'Einleitung in die Physiologie', 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, nach Blumenbach's Handbuch der Physiologie, Hr Dr Herbst 6 Stunden wöch. um 8 Uhr;

Physiologie, Hr Dr Berthold, nach seinem 'Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere, Gött. 1829', 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Physiologie des Menschen, mit Rücksicht auf die Physiologie der Thiere, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und lebenden Thieren, Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die pathologische Anatomie handelt Hr Dr Himly in Verbindung mit der medicinischen Chirurgie ab.

Allgemeine Therapie und Heilmittel-Lehre, trägt Hr Hofr. Himly Mont., Dinst., u. Mittw. um 3 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach der 4. Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, Hr Prof. Marx 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, unentgeltlich;

Practische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorlegung

vergleichender Pflanzenabbildungen, derselbe, nach seinem 'Handbuche', 6 St. wöch um 11 oder 3 Uhr; Hr Dr Herbst, 4 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Conradi unentgeltlich um 8 Uhr.

Die Vorlesung über Toxicologie wird Hr Prof. Marx Mont., Dinst. und Mittw. um 3 Uhr fortsetzen.

Die Pharmacie lehrt Hr Hofr. Stromeyer 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens;

Receptierkunde, Hr Dr Kraus, nach Beendigung der allgem. Heilmittellehre, unentgeltlich.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab; die Krankheiten der Respiration= Werkzeuge, der Haut, und der Geschlechtstheile Donnerst., Freyt. und Sonnab. um 3 Uhr;

Die specielle Pathologie und Therapie, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Handbuchs, um 5 Uhr;

Die Augenkrankheiten, Hr Hofr. Langenbeck um 7 Uhr.

Anleitung zu den Operationen bey Krankheiten der Augen und der Ohren gibt Hr Hofr. Himly privatissime.

Uebungen in den bey Augenkrankheiten erforderlichen Operationen stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Krankheiten der Schwangern, der Wöchnerinnen, und der neugebornen Kinder handelt Hr Prof. Mende 4 St. wöch. um 7 Uhr M. ab, verbunden mit Demonstrationen und clinischen Uebungen im Königl. Entbindungshause.

Das therapeutische Casuisticum des Hn Dr Kraus wird fortgesetzt, für frühere Zuhörer unentgeltlich.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr vor.

Die Manual= Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Die medicinische Chirurgie in Verbindung mit pathologischer Anatomie, Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr.

Practischen Unterricht im chirurgischen Verbande gibt Hr Dr Pauli um 7 Uhr Abends;

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, derselbe in einer geeigneten Stunde.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; dieselbe Stunde Sonnab. bestimmt er zu practischen Uebungen, wozu er außerdem auch alle im Entbindungshause vorkommenden Fälle benutzt; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst um 2 Uhr.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die verschiedenen medicinischen Wissenschaften erbiethet sich Hr Dr Herbst, Hr Dr Berthold.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde, welcher die Beurtheilung des Neußern des Pferdes betrifft, hält Hr Stallmeister Uxer eine Vorlesung.

Der Director der Königl. Thierarzney-Schule, Hr Dr Lappe, handelt die Pathologie der Hausthiere 4 St. wöch. um 2 Uhr ab, die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 St. wöch. um 11 Uhr, die gerichtliche Thier-Heilkunde 4 St. wöch. um 3 Uhr; die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

## Philosophische Wissenschaften.

Ueber die Methode der speculativen Wissenschaft hält Hr M. Brockhausen, nach Hegel's Encyclop. der philos. Wissensch. eine Vorlesung Mont., Mittw. und Freyt. um 3 Uhr.

Logik und Encyclopädie der Philosophie trägt Hr. Hofr. Schulze 5 St. wöch. um 7 Uhr vor, jene nach der fünften, diese nach der dritten Ausg. seiner Lehrbücher;

Logik und Metaphysik, Hr. Hofr. Wendt, nach Sätzen die er den Zuhörern mittheilen wird, 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Hofr. Schulze, nach der dritten Ausg. seiner 'Psychischen Anthropologie' um 5 Uhr, nebst einer der Erläuterung der in dem Anhang jenes Buches enthaltenen Lehre von dem regelwibrigen Zustande des psychischen Lebens, und den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr;

Naturrecht, oder reine und angewandte Rechtslehre, Hr. Hofr. Wendt, nach seinen 'Grundzügen der philos. Rechtslehre. Leipz. 1811' 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Religions-Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Kant's, Jacobi's, und Schelling's Lehren, Hr. M. Bohß Dinst. u. Donnerst. um 7 Uhr;

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr;

Die Staatswirtschaft nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr; Hr. M. Lex 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Ueber Staatsschulden und Staatspapiere hält Hr. M. Lex, nach seiner 'Lehre der Staatsschulden und Staatspapiere. Leipz. 1830' Mont., Mittw. und Freyt. um 2 Uhr eine Vorlesung.

Die land- und forstwirtschaftliche Bodenkunde trägt Hr. Hofr. Hausmann Mittw. u. Sonnab. um 7 Uhr vor.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die nahegelegenen Fabriken u. Werkstätten.

## Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Hofr. Thibaut, nach der 5. Ausg. seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr; Hr. M. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr; Hr. M. Focke;

Analysis des Endlichen und analytische Geometrie, Hr Hofr. Thibaut um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr M. Stern, um 8 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr M. Stern um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. M. Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Rechenkunst, Hr M. Schrader.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Prof. Ulrich um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr M. Focke in bequemen Stunden; Hr M. Köhler Mittw. und Sonnab. von 4 bis 6 Uhr.

Die in der höhern Geodäsie anzuwendenden Werkzeuge, Beobachtungen und Berechnungen wird Hr Hofr. Gauß privatissime erläutern.

Die Mühlenbau-Kunst lehrt Hr M. Schrader.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr Prof. Harding um 10 Uhr vor;

Die Theorie der Bewegung der Planeten und der Cometen, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Populäre Astronomie wird Hr M. Schmidt um 10 Uhr vortragen;

Die mathematische und physische Geographie, Hr Prof. Harding um 3 Uhr.

Die bürgerliche Baukunst lehrt Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr; Hr M. Schrader, verbunden mit der Ausarbeitung der nöthigen Risse, in bequemen Stunden; Hr M. Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

In der Kunst Stadt- und Landgebäude zu erfinden, und die Risse gehörig auszuarbeiten, so wie in der Anfertigung richtiger Bauanschlätze unterrichtet Hr M. Schrader.

Die Brückenbau-Kunst lehrt derselbe.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr M. Schrader.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr M. Schrader, Hr M. Focke, Hr M. Köhler erbötig.

## N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont, Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr Ab. privatiss.; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr M. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 5 St. wöch. um 8 Uhr; Anatomie und Physiologie der Gewächse, 4 St. wöch. um 11 Uhr. Auch ist er zu Privatissimis über alle Theile der Botanik erbötig. Botanische Excursionen und Demonstrationen werden zu der gewöhnlichen Zeit statt haben.

Die specielle Mineralogie trägt Hr Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt um 7 Uhr M. vor.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt außerdem Excursionen an.

Die theoretische Physik lehrt Hr M. Schmidt um 9 Uhr;

Die Theorie der Lichterscheinungen und die Farbenlehre, nebst erläuternden Versuchen, Hr M. Stern Mont. und Dinst. um 11 Uhr.

Die Experimental-Physik trägt Hr M. Schmidt, nach Mayer's Lehrbuche, um 4 Uhr vor.

Die physische Geographie lehrt Hr Prof. Harding, in Verbindung mit der mathematischen, um 3 Uhr; Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöchentlich um 9 Uhr.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

## Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten.

Diplomatik und lateinische Paläographie handelt Hr. Hofr. Tychsen um 1 Uhr ab;

Die Geschichte der alten Welt, Hr. Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr. Ass. M. Bode 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Die Vorlesung über die ältere Griechische Geschichte wird Hr. Prof. Hoeck Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr beendigen.

Die Römische Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Röm. Alterthümer, trägt Hr. Prof. Hoeck 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Den rückständigen Theil der Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien wird Hr. Hofr. Heeren in den Stunden von 4 bis 5 nachholen.

Die Geschichte der Europäischen Staaten trägt Hr. Hofr. Dahlmann 5 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Eine histor. und polit. Entwicklung des Zustandes von Europa seit dem Anfange des 16. Jahrh. bis auf unsere Zeiten gibt Hr. M. Thospann, nach 'Tableau des révolutions de l'Europe par Koch', in Französischer Sprache Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr.

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franzöf. Revolution, trägt Hr. Prof. Saalfeld um 5 Uhr vor.

Die statistische Vorlesung des Hn Hofr. Heeren wird von 4 bis 5 Uhr fortgesetzt werden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

## Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reuß 4 St. wöch. vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

## Schöne Künste.

Aesthetik oder Philosophie der Kunst, nebst der Geschichte dieser Wissenschaft von Plato bis auf Solger, trägt Hr M. Bohß 4 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Grundzüge einer Geschichte der deutschen Poesie, besonders neuerer Zeit, mit Vorausschickung der Grundbegriffe der Kunst, und der Poesie insbesondere, Hr Hofr. Wendt 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Geschichte der neuern deutschen Poesie wird Hr M. Bohß vom 11. April an in 2 Stunden wöch. fortsetzen.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöchentlich um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der zeichnenden Künste wird Hr M. Desterley mit Benutzung der hiesigen Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vortragen; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen erbötig.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein;

Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und dem Generalbass, Hr Musik-Director M. Heinroth privatissime. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt.

## Alterthumskunde.

Die Griechischen Alterthümer, d. h. eine geschichtliche Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen wird Hr Prof. Müller abermahls so wohl für frühere als neu hinzukommende Zuhörer 5 St. wöch. um 10 Uhr vortragen.

Für die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten bestimmt Hr Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.



## Orientalische und alte Sprachen.

Die Arabische Sprache lehrt Hr Hofr. Tychsen um 2 Uhr, Hr Prof. Ewald, nach seiner Grammatik (Leipzig 1831) um 6 Uhr;

Die Sanscrit-Sprache, Hr Prof. Ewald um 6 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der griech. und latein. Dichter und die Beschaffenheit der alten Musik hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung um 3 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Prof. Müller übt die Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr in der Erklärung der Homerischen Hymnen; 4 Stunden wöch. um 4 Uhr entwickelt er die tragische Kunst der Griechen, und erklärt die Eumeniden des Aeschylus. Hr. Assessor M. Bode erläutert Homers Iliade, und gibt eine Einleitung über die epische Kunst der Griechen 4 St. wöch. um 2 Uhr. Hr Assessor M. Beutler trägt um 8 Uhr die Griechische Grammatik vor, und erklärt um 2 Uhr Homers Odyssee. Hr M. Lion erläutert den Dionysius Periegetes um 11 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr Assess. M. Bode, Hr Assess. M. Beutler, Hr M. Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache und lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr Lucans Pharsalia, und erklärt um 2 Uhr die didactischen Gedichte des Horaz. Hr Prof. Dissen übt Sonnab. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Disputieren. Hr Prof. Müller erklärt im April, öffentlich, ausgewählte Satiren des Juvenals 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr Assessor M. Bode, im April, ausgewählte Oden des Horaz 4 St. wöch. um 3 Uhr. Hr. Assess. M. Beutler, erläutert die Oden des Horaz um 3 Uhr; Hr M. Lion auserwählte Briefe des Cicero um 1 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen er bietet sich Hr Assessor M. Bode, Hr Assess. M. Beutler, Hr M. Lion, Hr M. Thospann.

Eine Anleitung zur Kenntniß der Alt- und Mittel-Hochdeutschen Sprache gibt Hr. Hofr. Benecke privatissime.

Das Gedicht von den Nibelungen erklärt Hr Prof. Wilh. Grimm, nach Lachmann's Ausgabe, 4 Stunden wöch. um 6 Uhr.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Zum Unterricht in der deutschen Sprache besonders für Ausländer erbiethet sich Hr M. Thospann.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Zu gleichem Zwecke erbiethet sich Hr M. Lion, Hr M. Thospann, Hr M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr M. Lion ist zum Privat-Unterricht im Englischen erbötig — Hr Lector Banfield wird 4 Stun- wöch. um 8 Uhr einige Trauerspiele von Shackspeare erklä- ren, und damit Stil-Uebungen verbinden; 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. wird er die Anfangsgründe der Englischen Sprache vortragen.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spa- nischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Privat-Un- terricht im Italiänischen ertheilt Hr M. Lion.

Die Reitbahn ist dem Hn Stallmeister Myrer un- tergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Gastrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pedell Schäfer, können die- jenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

45. Stück.

Den 21. März 1831.

---

Madras. London. Edinburg. London.

Beschluß der Anzeige der Abhandlungen über die Cholera.

Es ist hohe Zeit, daß man der völlig un begründeten Ansicht vieler Stimmführer, als sey die Cholera nicht ansteckend, auf das bestimmteste entgegentrete und mit allem Nachdrucke auf die strengsten, gegen ansteckende Krankheiten überhaupt erprobten Sicherheitsmaßregeln bringe und dabey verharre. Die zum Theil lächerlichen Vorurtheile der Schule, die ängstlichen Rücksichten auf Handel und Gewerbe, so wie die Furcht vor Beschränkung des bürgerlichen Verkehrs dürfen unmöglich länger die zeugendsten Beweise für die Ansteckungsfähigkeit verdunkeln und verdrängen. Wenn man auch zugeben darf, daß die Krankheit ursprünglich aus localen Einflüssen entstand, als eine miasmatische sich verhielt und unter begünstigenden Umständen wieder so sich verhalten kann, so hieße es doch die sprechendsten mannig-

fachsten Thatsachen ableugnen, wenn man ihre im Verlaufe der Zeit vielseitig entwickelte Contagiosität in Abrede stellen wollte.

Die Cholera verhält sich durchaus als eine ansteckende Krankheit, sie befällt, gleichviel ob bey hohem oder niedrigem Temperaturgrade, diejenigen, welche mit dem Contagium in Berührung kommen und dafür eine Receptivität haben. Daß die Natur dieses Contagiums noch nicht näher erforscht, die Art der Mittheilung und Aufnahme in wissenschaftlicher Auseinandersetzung noch nicht ermittelt ist, wird diesen Ausspruch einer besonnenen Beobachtung nicht entkräften, denn von wie vielen unbestreitbaren Contagien wissen wir ihre näheren Vorgänge und Beziehungen?

Der Verlauf wie die Form der Krankheit kann durch die verschiedenartigsten Einwirkungen der Zeit wie des Orts und durch die entgegengesetztesten Umstände modificiert werden. Dem klaren Blicke vorurtheilsfrey beobachtender Aerzte ist es nicht verborgen geblieben und wird es noch viel weniger in den Ländern, wo an wahrhaft gebildeten Aerzten kein Mangel ist, verborgen bleiben, von welchen Ursachen der verschiedene Character abhängt, und wie ihm am sichersten und schnellsten entgegen gewirkt werden muß.

Die Symptomatologie wie der Verlauf stimmen, so auffallend diese Behauptung auch Manchem erscheinen mag, in den wesentlichsten Erscheinungen mit der früher bekannten, unzählige Mal beobachteten und beschriebenen Cholera überein. Das Eigenthümliche dieser unter Einwirkung ungewöhnlicher Umstände als ansteckend aufgetretenen neuen Form kommt besonders mit auf Rechnung der großen Höhe der Krankheit, ihrer

langen Dauer, ihrer Verbreitung über die entgegengesetztesten Klimate und Völkerschaften, so wie auch der angewandten Behandlungsart. Die gleichen Gründe sind auch Schuld, daß die Angaben und Schilderungen der Beobachter so verschiedenartig, ja so widersprechend erfunden werden. Manche Aerzte sahen nur neue und ganz ungewöhnliche Erscheinungen, für welche, ihrer Ansicht nach, die gewöhnliche Beurtheilungsweise der allgemeinen Pathologie nicht ausreiche, gegen welche die gewöhnlichen Anzeigen der allgemeinen Therapie nichts leisteten, und die Hülfsmittel der *Materia medica* nicht stark genug angewandt werden könnten. Ihr Erstaunen, das bey den Nichtärzten zum Schreck wurde, ließ selten eine ruhige, von Vorurtheilen völlig freye Betrachtung zu; die wesentlichen Erscheinungen wurden mit zufälligen verwechselt; hypothetische Voraussetzungen, durch Lieblingsmeinungen und befangenes Wesen zu Glaubensartikeln ausgebildet, wurden wie ausgemachte Thatsachen angenommen und Andern als solche hingestellt. Mit Bedauern vermißt man unter den vielen aufgezzeichneten Krankheitsfällen einfache Erzählungen des Gesehenen so wie von Schulansichten freye Erklärungen. Es ist mehr ein instinctartiges Streben ein Wunder von Krankheit zu zeigen, an deren Abenteuerlichkeit man glauben, deren Macht man sich unterordnen müsse, als ein Eifer zur klaren wissenschaftlichen Einsicht zu verhelfen so wie zu der Angabe der Mittel, um zur Ehre der Heilkunst dieses Uebel zu bewältigen.

Ob auch bey uns die beliebte Behandlungsweise mit ungeheuern Gaben Calomel und Opium so wie die unmäßigen Blutentziehungen Ein-

gang finden werden, muß die Zeit lehren. Wir glauben es bezweifeln zu dürfen, indem einseitige theoretische Voraussetzungen und die Aussprüche einiger einflußreichen Practiker nicht im Stande seyn werden der freyen Beobachtung und Beurtheilung selbstprüfender Aerzte Fesseln anzulegen. Ebenso hoffen wir auch, daß die Anwendung der verschiedenartigsten Mittel zu einer und derselben Zeit und das Herüber- und Hinüberschwancken von einer Heilindication zur andern nicht viele Anhänger und Nachahmer finden werde.

Noch sey erlaubt als Vorhersagung hinzustellen was Noth thut, wenn die Zeit der Prüfung kömmt. Die höheren Behörden und die Aerzte werden gemeinsam handeln und es wird nur ein Streit für die Sache, nicht um die Meinungen erlaubt seyn; sie werden die Rechthaberey, die Systemsucht und die Geheimnißkrämerey von der Behandlung ausschließen; sie werden in einer schweren Zeit sich groß zeigen durch collegialisches Berathen und Handeln, durch Muth und Vertrauen und durch einen Heroismus in der Ergründung und Behauptung der Wahrheit wie in der Hingebung und Aufopferung für die Leidenden.

M . . r.

L e i p z i g.

Sumptibus L. Vossii: Ernesti Meyer de Plantis Labradoricis Libri tres. 1831. XXII und 218 Seiten in Octav.

Eine Pflanzensammlung, welche ein aus Göttingen gebürtiger Herrenhuter-Missionär, Namens Herzberg, bey den drey Niederlassungen

seiner Gemeinde an der Küste Labrador, bey Nain, Oka, und Hoffenthal machte, und dem Verfasser zusandte, veranlaßte diese Schrift, welche aus einem botanischen, einem geographischen, und einem geographisch-botanischen Theil besteht.

Liber I. Botanicus, seu Florula Labradorica. Eine Aufzählung aller in Labrador bis jetzt gefundenen Pflanzen, von denen die meisten freylich schon von Pursh und Schrank als Bürger jener Flora bezeichnet wurden. Es sind im Ganzen 193 Arten, darunter nur eine einzige neue, *Solidago thyrsoidea*. Doch würden manche Botaniker bey gleichem Material vermuthlich mehrere Arten unterscheiden, und einige ausgezeichnete Varietäten, z. B. eine *Achillea Millefolium*  $\beta$ . *nigrescens*, für neue Arten erklärt haben. Beschreibungen und selbst Diagnosen sind bey den bekanntern Arten ganz weggelassen. Statt dessen ist ihre Verbreitung, erst im ganzen Norden, sodann auch gegen Süden zu, mit Angabe der Auctoritäten für jeden Fundort ausführlich bezeichnet. Auf jene Auctoritäten beziehen sich auch die wenigen angeführten Synonyme, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise. Hie und da finden sich eingestreute Observationen, meist zur Bestätigung wirklich vorgenommener oder vermuthlich vorzunehmender Reductionen älterer Arten; selten zum entgegengesetzten Zweck, wie z. B. bey *Ledum latifolium*, dessen spezifische Verschiedenheit von *Ledum palustre* der Verf. zu beweisen sucht.

Liber II. Geographicus, seu Terrae Arcticae. Eine vergleichende Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten über das Klima der arctischen Länder und dessen Einfluß auf die Bes

getation im Allgemeinen. Die isothermischen Eisnien durch das nördliche Asien und nordwestliche America durchzuführen, konnte ihm freylich noch nicht gelingen; doch als Annäherung dazu läßt sich die Bestimmung der Nordgrenze des Getreidebaus, des Holzwuchses und des ewigen Schnees an möglichst vielen Puncten aller arctischen Länder betrachten, mit deren Uebersicht das zweyte Buch schließt. Die hier gemeinte Schneegrenze in der Fläche um den Nordpol ist aber die vordere, welche der untern Schneegrenze an Bergen entspricht. Der Verfasser unterscheidet Seite 103 ff. außer jener idealen Schneegrenze, welche man sich als regelmäßige Curve durch die Luft gezogen zu denken pflegt, drey andere: die vordere oder untere, je nachdem sie auf der Fläche oder an Bergen liegt, die hintere oder obere, und die mittlere der beiden vorigen. Nur die vordere Schneegrenze, sucht er zu beweisen, lasse sich gegen die Pole zu mit einiger Genauigkeit bestimmen.

Liber III. Geographico - botanicus. In zwey Haupttheile, meint der Verfasser, zerfalle die ganze Pflanzen-Geographie. Quemadmodum enim ex duarum disciplinarum quasi connubio orta est, ita duplice tanquam facie respicit aut de plantis ad areas, quibus crescant, eorumque et extensionem et qualitatem, aut de areis ad plantas, quibus ornatae sint, earumque et numerum et varietatem. In zwey Kapitel ist daher auch dieses Buch getheilt. Im ersten, de numero et varietate plantarum Labradoricarum, de distributione earum geographica, werden die Arten, Gattungen, Familien und Klassen der Labradorpflanzen mit den Arten, Gattungen u. s. w.



anderer Floren auß andern Zonen auf die gewöhnliche Weise verglichen. Sodann werden die Hölzer, Stauden und Kräuter auf gleiche Art behandelt, woraus sich folgendes Resultat ergibt. Mit Ausschluß zweifelhafter Pflanzen beträgt nach Steudels Nomenclator die Zahl der Hölzer (*arbores et frutices* 14727, die Zahl der Stauden 11157, und die Zahl der Kräuter (*biennes* 780, *annuae* 4324, zusammen) 5104. Davon hat die heiße Zone sowohl absolut, als auch im Vergleich mit den beiden andern Zonen, die größte Menge der Holzpflanzen. In der gemäßigten Zone dagegen bilden die Hölzer den kleinsten Theil der Flora; der Menge nach herrschen die Stauden vor, doch im Verhältniß zu den übrigen Zonen die Kräuter, welche auf der ganzen Erde nur den sechsten, in Frankreich allein fast den sechsten Theil der phanerogamischen Flora ausmachen. In der kalten Zone endlich haben die Stauden sowohl absolut als relativ das Uebergewicht. Nun folgt die Untersuchung des Vorkommens der Pflanzen mit wahrhaft oder falsch gefiederten, mit lederartigen und mit fleischigen Blättern u. s. w. in den verschiedenen Zonen, und, wie sich von selbst versteht, mit beständiger Rücksicht auf Labrador.

Im zweyten Kapitel, *de areis plantarum Labradoricarum, seu de earum extensione*, beschäftigt sich der Verfasser vorzugsweise mit der verschiedenen Ausdehnung der Verbreitungskreise nach der geographischen Länge. Es ergibt sich darin eine große Verschiedenheit bey verschiedenen Arten. Einige nehmen den vollen Kreis um den Pol ein, andere einen größern oder geringern, zusammenhängenden oder un-

terbrochenen Theil desselben. Um nun der Ursache dieser wenig beachteten Erscheinung näher zu kommen, unterscheidet der Verfasser 1. *plantae vere arcticae*, welche, den Polarländern vornehmlich eigen, ursprünglich in denselben heimisch zu seyn scheinen; 2. *plantae spurie arcticae*, welche, vorzüglich der gemäßigten Zone eigen, in die Polarländer wahrscheinlich nur hie und da eingewandert sind; 3. *plantae ambiguae*, in beiden Zonen häufig, und deshalb zwischen den *indigenis* und *advenis* schwebend; und endlich 4. *diversigenae*, welche, da sie sich theils in den Polarländern, theils weit davon entfernt auf hohen Gebirgen finden, offenbar mehrfachen Ursprungs sind. So sucht der Verfasser die beiden Theorien der Pflanzenwanderung und der mehrfachen Entstehung derselben Art zu verbinden; doch stets besorgt das Hypothetische von dem Thatsächlichen zu unterscheiden.

Den Schluß des Ganzen hätte eine Untersuchung über die *stationes plantarum Labradoricarum* oder über die physische Beschaffenheit ihrer Verbreitungsbezirke machen sollen; doch dazu wäre die eigene Untersuchung des Landes erforderlich gewesen. Daher der Verfasser selbst sein Buch als Bruchstück beschließt.

Papier und Druck sind, wie bey allen Bossischen Verlagsartikeln, sauber und gefällig.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. Stück.

Den 24. März 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Nach den hier entstandenen öffentlichen Unruhen wandte sich die Universität sofort mit einer unterthänigen Adresse an S. M. den König, um Allerhöchstdemselben die Gesinnungen der unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit der sämtlichen bey derselben angestellten öffentlichen Lehrer zu bezeugen. Seine Majestät haben geruht, darauf die folgende gnädige Antwort zu ertheilen:

Wilhelm IV. rc. So sehr Uns die Ereignisse zu Göttingen in den Tagen vom 8. bis 16. Januar mit Schmerz erfüllen müssen, so angenehm ist es Uns gewesen zu vernehmen, daß keiner der angestellten öffentlichen Lehrer der Universität an jener strafwürdigen Störung der öffentlichen Ruhe Theil genommen hat. Wir werden daher der Universität Unsere besondere Sorgfalt ferner widmen, und hoffen mit dem Beystande des Prorectors, Senats, und der ange-

stellten öffentlichen Lehrer den Gefahren mit Erfolg zu begegnen, welche die letzten beklagenswürdigen Vorgänge dem langjährigen wohlverworbeneu Ruhm der Georgia Augusta drohen. Wir verbleiben Euch mit gnädigstem Willen beygethan. St. James den 22. Febr. 1831.

### Philadelphia.

Bey Abraham Small: Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. II. New Series. 503 S. in Quart. 1825.

Beschreibung der in Nordamerika einheimischen Insecten der Carabici und Hydrocanthari des Latreille, von Thomas Say. Beschreibung und chemische Analyse des Retinasphalt, der am Cap Sable am Magothylfluß in der Grafschaft Ann Arundel in Maryland entdeckt wurde, von G. Troost. Analysen des Chrysoberylls von Haddam und Brasilien von Henry Seybert. Geologische Beschreibung des Stromthals des Ohio, in einem Briefe von Daniel Drake an Joseph Correa de Serra. Hierbey befindet sich eine Zeichnung des Durchschnitts des Ohiothals in der Gegend von Cincinnati. Tabellen von Beobachtungen der Winde, der Meeresströmungen, des Golfstroms, und der Temperatur der Luft und des Wassers im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans, während sechs und zwanzig Reisen von und nach Europa, besonders zwischen Philadelphia

und Liverpool, von 1799 bis 1817, von John Hamilton. Aus diesen Tabellen ergibt sich, daß rücksichtlich des Windes, der westliche mehr als die Hälfte der Zeit in dem angegebenen Theile des atlantischen Oceans herrscht. Was die Strömungen anbetrißt, welche vorzüglich zwischen den Europäischen Küsten und der großen Bank von Newfoundland statt haben, so gehen dieselben meistens nach Süden, ausgenommen im Februar und October, wo ihre Richtung veränderlich, und im May wo sie unveränderlich nordwärts beobachtet wurde, welches letztere auch einigen wenigen Beobachtungen zufolge im December statt fand; für November und Januar fehlen die Beobachtungen gänzlich. Im Golfstrome sind sehr viele Beobachtungen der Temperatur vom 32 bis 42 Grad nördlicher Breite angestellt, und sie zeigen daß die Temperatur des Wassers immer höher als die der Luft ist, und daß zugleich dieser Unterschied mit der Breite selbst wächst. Eine andere Tabelle, welche die mittlere Temperatur des Wassers und der Luft im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans für alle Monate des Jahres von 38 bis 50 Grad nördlicher Breite enthält, scheint nicht aus einer hinreichenden Anzahl von Beobachtungen abgeleitet zu seyn, denn man sieht aus der Unregelmäßigkeit, welche die Fortschreitung der Zahlen der Thermometergrade enthält, daß die zufälligen störenden Einwirkungen nicht eliminiert wurden. Die beygefügte Tafel der mittlern Temperatur des Wassers, die aus des Generals Jonathan William Treatise on Thermometrical Navigation entnommen ist, zeigt eine viel größere Regelmäßigkeit. Beobachtungen über die Trappfelsen der Con-

newago-Berge bey Middletown, und über den Felsenkamm bey Carlisle in Pensylvanien, von John B. Gibson. Die Trappfelsen auf den Connewagobergen zwischen Elisabethtown und Middletown, liegen auf einer Schicht von älterm Sandstein, die sich von Newyork bis Falmouth in Virginien ausdehnt, und an der besagten Stelle zehn Englische Meilen breit ist. Sie zeigen durchaus keine schichtenförmige Lagerung, und bestehen aus basaltförmigem Grünstein, mit ähnlichen zu den Trapparten gehörigen Felsen, als Mandelstein, Wacke u. s. w. vermischt. Der Basalt besteht aus zwey Gattungen; die eine ist von einer dunkeln eisengrauen Farbe, bald mehr ins Blaue, bald ins Schwarze übergehend; fester körniger Structur, und besteht hauptsächlich aus Feldspath und Hornblende; die zweyte Gattung ist weicher und läßt sich zuweilen sogar in einen groben Sand zwischen den Fingern zerreiben; die Farbe derselben ist aschgrau; beide Arten überziehen sich in der Feuchtigkeith mit einer rothbraunen Kruste. Aus allen bey diesen Trappfelsen stattfindenden Umständen scheint es dem Verfasser nicht, daß dieselben vulcanischen Ursprungs wären, um so mehr da sie keinesweges die bey dem Basalt meistens vorkommende säulenförmige Bildung zeigen. Der Felsenkamm bey Carlisle deutet jedoch mehr auf eine vulcanische Bildung hin, wo die Trappfelsen auf dem Uebergangskalkstein liegen, und das Gestein selbst härter, dunkler und von feinerem Korn ist. Beschreibung zweyer Nordamericanischen Arten des Cyperus in Georgien, und von vier Arten der Rillingia, die an der Brasilianischen Küste und dem la. Platafluß gefunden wur-

den, von William Baldwin. Verzeichniß der Pflanzen, welche auf einer Reise in den Rocky Mountains gesammelt wurden, von James. Bemerkungen über die Bildungen des Sandstein, und des Flößtrapp in dem westlichen Theil des Mississippithals von James. Die große Landstrecke, welche zum Theil das Bett des Mississippi und seiner Nebenflüsse enthält, und westlich von der großen Gebirgskette der Rocky Mountains (auch Schneegebirge, Sandgebirge, Chippewan, Massouri, Caous und Mexicanische Gebirge genannt) begrenzt wird, ist bis jetzt noch wenig in geologischer Hinsicht bekannt, und es ist um so angenehmer, hier eine Uebersicht der dasigen Gebirgsformationen zu erhalten, da mehrere Geologen die aus der gegenseitigen Vergleichung hervorgegangene Ansicht aufgestellt haben, daß die Gebirgsformationen des nördlichen America, viel weniger gestört erscheinen, als die ähnlichen in Europa. Die erwähnte Gebirgskette hat im Allgemeinen die Richtung von Südost nach Nordwest, und erstreckt sich vom Mexicanischen Meerbusen bis an die Mündung des Mackenziefusses. Im Mississippithal, welches bey dem Alleghanygebirge anfängt, und sich westlich an den Fuß der nördlichen Andeskette erstreckt, findet der Beobachter fast gar keine Spur der furchtbaren Revolutionen, die so oft die Oberfläche des übrigen Theils des neuen Continents erschüttert haben. Bis innerhalb einiger Meilen von den Rocky Mountains, befinden sich alle Lagerungen in so regelmäßigen Schichten, daß man nicht umhin kann, eine frühere Bedeckung dieser Gegend vom Ocean anzunehmen, um so mehr da sehr viele Ueber-

reste von Seethieren sich sowohl in dem Felsen selbst, als in dem darüber aufgeschwemmten Erdreich befinden. Zwischen dem Mississippi und der Mündung des Plattflusses durchschneidet der Missouri einige bedeutende Lager von festem Kalkstein, Sandstein und andern horizontal geschichteten Gebirgsarten, während längs des Plattflusses bis auf 400 Meilen von seiner Einmündung in den Missouri, sich durchaus keine Steinlager zeigen, wo man dann Hügel von grobem und leicht zerreiblichen Sandstein antrifft, der derjenigen Art nicht unähnlich ist, welche gewöhnlich bey Steinkohlen vorkommt. Weiter nach Westen wird die Gegend wieder eben und der Boden unfruchtbar, und man sieht von hier aus zuerst in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen die mit Schnee bedeckten glänzenden Gipfel der Rocky Mountains. Man sollte glauben, daß schon bey der Annäherung zu so beträchtlichen Gebirgen eine bedeutende Veränderung in der Structur und der Beschaffenheit der Steinarten an der Oberfläche statt finden würde; allein dieß ist keinesweges der Fall; bis ganz nahe an die Granitfelsen der Rocky Mountains, dehnt sich die horizontale und regelmäßige Schichtung des Sandsteins aus, und erst an der Grenze dieses Sandsteinlagers erheben sich nackte senkrecht abgeschnittene Felsen, mit Granitblöcken vermischt; die die sonderbarsten Formen zeigen, und bey denen die Schichten des Sandsteins, aus welchem sie bestehen, eine beträchtliche Neigung gegen den Horizont haben, ja an manchen Stellen fast senkrecht auf dem Horizont sind. Sonderbar ist es, daß dieser Sandstein von neuerer Bildung, wie die vielen in ihm befindlichen Ueberreste organischer



Wesen zeigen, unmittelbar mit den Urgebirgsarten in Berührung steht, ohne daß man die in ähnlichen Fällen vorkommenden Uebergangsgebirgsarten vorfindet. Dieselbe Beschaffenheit der Erdrinde fand der Verfasser in dem ganzen weitläufigen District, indem der Sandstein von allen Arten immer vorherrschend war, und nur an einigen wenigen Stellen zeigten sich auf dem Sandstein basaltartige Formationen. Die Quellen welche sich in den besagten Gegenden vorfanden, waren fast alle von mineralischer Beschaffenheit, jedoch übertraf ihre Temperatur nicht die mittlere Temperatur der Erdoberfläche. Da der Verfasser bey den Eingebornen auch große Stücke Steinsalz vorfand, so ist wohl anzunehmen daß in diesen Gegenden auch dieses Fossil vorhanden sey, und den eingezogenen Nachrichten zufolge, wollten es die Indianer aus der Gegend der Quellen des rothen Flusses erhalten haben. Einige Bemerkungen über die Anatomie und Physiologie des nordamerikanischen Alligators von N. M. Seng. Chemische Untersuchung des Kalksteins, der bey dem Bau des Erie Canals angewandt wurde von Henry Seybert. Schriften über verschiedene Gegenstände, die mit der Aufnahme der Küsten der Vereinigten Staaten zusammenhängen, von Hassler. Diese Abhandlung enthält ein Circular vom Secretär der Schatzkammer; einen Brief von Hassler an ersterem; den vorgelegten Plan zur Ausführung der Aufnahme der Küsten der vereinigten Staaten; ein Verzeichniß der hierzu gesammelten Instrumente und Bücher; die Vergleichung der Französischen und Englischen Fun-

damentalmaaßstäbe; Beschreibung des Apparats um die Basis zu messen; Beschreibung eines zweyfüßigen Theodoliten nebst der Methode der Beobachtung mit demselben; Einrichtung der Signale und der Fäden im Fernrohr; Verbesserungen des Repetitionskreises mit zwey Fernröhren; Methoden die Verticalwinkel und die Zeit mit dem Repetitionskreis zu messen; Beschreibung des Repetitionstheodoliten von einem Fuß Durchmesser; Methode die horizontalen und verticalen Winkel mit selbigem zu messen; Beschreibung der Meßtische und Magnetnadeln. Meteorologische Beobachtungen, ange stellt in Washington vom 17. April 1823 bis dahin 1824, von Julius v. Wallenstein. Drückt man die Temperatur in Graden der Centesimalscale, und die Barometerhöhe in Meter aus, so ergibt sich die mittlere Temperatur  $14^{\circ}7$ , die höchste am 16. Julius Mittags =  $35,5$ , die niedrigste am 2. Februar =  $-11^{\circ},5$ ; der mittlere Barometerstand =  $0,76$ , der höchste am 29. November =  $0,7773$ , der niedrigste am 25sten Januar =  $0,7421$ . Ueber die Sprache, Sitten und Gebräuche der Berbern in Africa, von William Chaler, Consul der vereinigten Staaten in Algier. Enthält zugleich ein Verzeichniß von Wörtern und Redensarten. Auflösung eines allgemeinen Falles des einfachen Pendels von G. Nulty. Der Verfasser betrachtet hier den Fall, wo das Pendel nicht in einer verticalen Ebene schwingt. Nachricht von einer neuen Krystallform des Yenit von Rhode Island von G. Troost.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

47. Stück.

Den 26. März 1831.

---

G ö t t i n g e n.

S. K. H. der Herzog von Suffer haben geruht die K. Gesellschaft der Wissenschaften allhier davon zu benachrichtigen, daß Höchstse die Präsidentschaft der London Royal Society übernommen haben, mit dem hinzugefügten Wunsch, daß beide Königliche Gesellschaften gemeinschaftlich zu der Beförderung der Wissenschaften beitragen mögen. Wenn wir hierin einen neuen Beweis des Schutzes sehen, den unser erhabnes Regentenhaus den Wissenschaften angebeihen läßt, so fühlen wir uns um so mehr verpflichtet, jenem Wunsch möglichst zu entsprechen, da auch unsere Gesellschaft das Glück hat, in der Person unsers durchlauchtigen Vicekönigs K. H. ihren Präsidenten zu verehren.

Philadelphia.

Bey William Brown: Transactions of the American Philosophical Society, held at

[41]

Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. III. part. I. New Series. May 1826. 63 S. in Quart.

Dieser Theil enthält nur Eine Abhandlung: Experiments to determine etc. 'Versuche um die Wärmemengen zu bestimmen, welche bey der Verbrennung der Hauptarten von Holz und Kohlen, die in den vereinigten Staaten gewöhnlich als Brennmaterial dienen, erzeugt werden, nebst Versuchen über die Quantität der Wärme, die bey den gewöhnlichen Feuerungsapparaten bey ihrer Verbrennung verloren geht, von Marcus Bull.' Es ist bekannt, daß über diesen Gegenstand schon mancherley Versuche angestellt worden sind, die aber im Allgemeinen keine genauere Resultate geliefert haben, da fast bey keiner andern Art von Beobachtungen, so viel Ursachen störend einwirken können, als bey denen über die Entwicklung und das Entweichen der Wärmematerie. Es war daher sehr wünschenswerth, über diesen Gegenstand, der vorzüglich für das practische Leben von großer Wichtigkeit ist, von Neuem Untersuchungen anzustellen. Meistens wurde von den Vorgängern des Verfassers der Versuch so gemacht, daß eine bestimmte Menge Wasser um eine gewisse Anzahl Grade erwärmt wurde, und aus dem Gewicht des hierbey angewandten Brennmaterials die Quantität der Wärme geschlossen, die das Brennmaterial entwickelte. Der Verf. wählte aber bey seinen Versuchen statt des Wassers eine andere Materie, deren Wärmecapacität sich weniger mit der Temperatur ändert, als die des Wassers, nämlich die Luft. Die Einrichtung, deren er sich bey seinen Versuchen bediente, bestand kurz in Folgendem: In einem großen Zimmer wurde ein

Kleiner Verschlag von 512 Cubikfuß Inhalt angebracht (vom Verf. das innere Zimmer genannt), der durch einen kleinen Ofen, in welchem das dem Versuch zu unterwerfende Feuerungsmaterial verbrannt wurde, zu erwärmen war, und welchen man an der innern Seite, um der Wärme des Zimmers beym Entweichen eine überall möglichst gleichförmige Oberfläche entgegen zu setzen, mit Kalk weiß angestrichen hatte. Da sich mit dem hygrometrischen Zustand der Luft, wegen ihrer Berührung mit den Wänden des Verschlags, auch die Leitungsfähigkeit der letztern ändern mußte, so wurde auch Sorge getragen, durch Verdunstung von Wasser die Feuchtigkeit der Luft, nach der Angabe eines aus dem Hart des wilden Hafers gefertigten Hygrometers in einerley Zustand zu erhalten. Die etwaige Veränderung der specifischen Wärme der Luft, die aus dem verschiedenen Druck derselben entsteht, wurde als zu geringfügig mit Recht vernachlässigt, da den Versuchen von Element und Desormes zufolge, sich die specifische Wärme der Luft, bey einer Veränderung des Barometerstandes von  $29\frac{1}{2}$  bis 30 Englischen Zoll, welches die äußersten Abwechselungen während der Zeit der Versuche waren, nur um 0,02 ändert. Von jeder Art des Brennmaterials, mit welchem der Verf. die Versuche anstellte, wurde dem Gewicht nach eine gleiche Quantität genommen, und zwar in möglichst vollkommen trockenem Zustande, d. h. so daß wenn das Brennmaterial einer Wärme von  $250^{\circ}$  Fahrenheit eine Zeitlang ausgesetzt wurde, selbiges durch die Verdunstung der in ihm befindlichen Feuchtigkeit, keinen Verlust an Gewicht mehr erlitt. Um nun die verschiedenen Wärmemengen zu finden,

welche die gleichen Gewichte verschiedener Brennmaterialien entwickelten, wurde die Zeit beobachtet, während welcher die Temperatur des inneren Zimmers zehn Grad höher blieb als die des äußeren, welcher Temperaturunterschied durch ein genaues Vesliesches Differentialthermometer gemessen wurde, und dann die Wärmemenge, welche jedes Brennmaterial entwickelte, dieser Zeit proportional angenommen. Der Kürze wegen übergehen wir die übrigen vom Verfasser angewandten mancherley Vorsichtsmaaßregeln, um die Resultate so rein als möglich von fremden Einwirkungen zu erhalten, so wie das Detail der Versuche selbst, und bemerken nur daß 46 Holzarten, 4 Arten von Holzkohlen, und 15 Arten von Steinkohlen, den Versuchen unterworfen wurden, wobey sich das Resultat ergab, daß die Wärmemengen, welche von gleichen Gewichten verschiedener Holzarten entwickelt wurden, nur um etwa elf Procent verschieden ausfielen, also ein viel geringerer Unterschied Statt findet, als man aus den früheren von andern Beobachtern angestellten Versuchen hätte schließen sollen. Auch die Holzkohlen geben gleich große Wärmemengen, allein ungefähr drittheilsmahl so viel als das Holz selbst. Die Steinkohlenarten sind hingegen unter einander in Rücksicht der Wärmemengen die sie entwickeln sehr verschieden, je nachdem sie in dieser oder jener Mine gegraben worden waren.

U l t o n a.

Bey J. F. Hammerich: J. Gurlitt's, vor-  
maligen Professors in Hamburg, archäologi-

sche Schriften; gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Cornelius Müller, Prof. am Hamburgischen Johanneum etc. 1831. III und 422 S. in 8.

Der verewigte Gurlitt gehörte zu den Männern die zugleich durch vielseitige Studien und practische Thätigkeit sich auszeichneten. Wie viel besonders die Hamburgischen Lehranstalten ihm verdankten, ist dort anerkannt. So hatte er auch, während er noch Vorsteher vom Kloster Bergen war, die Archäologie in den Kreis seiner Studien gezogen, wovon eine Reihe Abhandlungen, die als Gelegenheitschriften erschienen, die Früchte waren. Sein dankbarer Schüler und Colleague, Prof. Cornelius Müller, hat diese nicht nur gesammelt (welches schon an sich ein Verdienst wäre), sondern auch mit seinen eigenen Anmerkungen ausgestattet. Es sind nach einer allgemeinen Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Alterthums fünf Aufsätze, welche hier gesammelt erscheinen. Um sie gehörig zu beurtheilen muß man den Zeitraum wo sie geschrieben wurden, und den Gesichtspunct des Verfs. vor Augen haben. Sie erschienen in den Jahren 1798..1800; also in einer Zeit, wo noch viele der großen Entdeckungen nicht gemacht waren, wodurch seitdem unsere Kunde der alten Kunst so sehr erweitert worden ist. Der Verfasser hatte ferner weder im Kloster Bergen, noch nachmals in Hamburg, Gelegenheit aus der eigenen Betrachtung von Kunstwerken seinen Stoff zu sammeln; er mußte aus Büchern schöpfen. So war es also mehr der literarische Gesichtspunct, aus dem er seine Gegenstände behandelte. Man wird diesen schon in der Einleitung vorherrschend

finden, in der von dem Begriff, dem Zweck, und den Hülfsmitteln bey dem Studium der Archäologie gehandelt wird. Die erste Abhandlung über die Gemmenkunde, gibt gleichfalls, nachdem von den Steinen, in die man schnitt, und der Verfahrungsart dabey gehandelt worden, eine kurze Geschichte der Kunst und Nachrichten von den berühmtesten Gemmen, und den Sammlungen derselben. Die zweyte Abhandlung über das Mosaik handelt in derselben Ordnung von diesen Kunstwerken. Die ausführlichste ist die dritte über die Büstenkunde. Ihr ist nämlich ein alphabetisches Verzeichniß der Büsten angehängt, und zwar auch derjenigen, die sich auf Münzen und Gemmen finden, so weit der Verfasser aus den ihm zum Gebrauch stehenden Werken diese sammeln konnte. Daß sie jetzt eines großen Zuwachses fähig wären, brauchen wir nicht zu erinnern. Der vierte Aufsatz ist ein Fragment einer archäologischen Abhandlung über den Hercules. Es werden in demselben die verschiedenartigen Vorstellungen des Hercules auf den alten Kunstwerken, mit den nöthigen literarischen Nachweisungen, aufgezählt. Endlich der fünfte Aufsatz gibt biographische und literarische Notizen von Joh. Winkelmann. Wenn sie gleich nicht neu seyn konnten, wird man sie doch mit Interesse lesen. Bey allen diesen Aufsätzen müssen wir der hinzugekommenen Anmerkungen des Herrn Prof. C. Müller ehrenvoll gedenken, in denen oft das mit Fleiß supplirt worden ist, was Gurlitt selbst nicht geben konnte. Ueber Eine derselben, die den Verfasser dieser Anzeige betrifft, S. 44, muß es ihm erlaubt seyn ein Wort zu sagen.



In seiner Biographie von Heyne hatte er von diesem gesagt, daß er die alte Kunstgeschichte zuerst in den Kreis des Academischen Unterrichts gezogen habe. Herr Müller erklärt dieß für einen Irrthum; da dieß schon vor ihm von Christ in Leipzig geschehen sey. Freylich hatte Christ ein Collegium über Archäologie gelesen (was auch in der Biographie bemerkt worden ist). Aber diese Archäologie war keine Kunstgeschichte, sondern ein Collegium literarium, wie es der Verfasser selber S. 41 nennt. Es kommt hier aber nicht auf den Namen, sondern auf die Sache an. Die Archäologie als Geschichte der Kunst ist allerdings zuerst auf der hiesigen Universität, wo sie noch blüht, durch Heyne in den Kreis des Unterrichts gezogen worden. Der Unterzeichnete glaubte diese Berichtigung der Glaubwürdigkeit der erwähnten Biographie schuldig zu seyn; bey der er gern, wenn es verlangt wird, auf jedes andere Lob verzichtet; nur das einzige ausgenommen, daß sie keine unwahre Zeile enthält.

Hn.

## B e r l i n .

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte, sechste Ausgabe, neu bearbeitet von Joh. Wilh. Eöbell, mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 7. bis 11. Theil. 1830. Octav. (bey Duncker und Humblot).

Wir haben bereits, bey Anzeige der mittlern Geschichte (Gött. gel. Anz. 1829. St. 93),

der Verdienste gedacht, welche sich Herr Prof. Ebbell, jetzt in Bonn, um dieses Werk erworben hat, und den Gesichtspunct festgesetzt, aus dem dasselbe, als zum historischen Selbstunterricht für das gebildete Publicum bestimmt, betrachtet werden muß. Die vorliegenden fünf Theile enthalten die neue Geschichte, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis auf den Anfang der Französischen Staatsumwälzung. Sie erschienen in ihrer jetzigen Gestalt bereits in der fünften Ausgabe 1826, so daß bey der jetzigen sechsten nur einzelne Verbesserungen nöthig waren. Der schnelle Absatz der fünften Ausgabe, und das baldige Bedürfniß der vorliegenden sechsten, geben zugleich den doppelten Beweis von der Zweckmäßigkeit der Einrichtung und der Bearbeitung, und von dem so allgemein verbreiteten Geschmaç an historischer Lectüre unter dem deutschen Publicum. Was wir bey der Anzeige der mittlern Geschichte zum Lobe des Werks gesagt haben, finden wir auch hier bestätigt; der oben angeführte Gesichtspunct ist auch hier nicht aus dem Auge verloren, und wir erkennen es für die Zwecke die es erreichen soll, als das brauchbarste an. Einer weiteren Beurtheilung bedarf es bey einem Werke nicht, welches nicht sowohl für die Erweiterung als für die Verbreitung historischer Kenntnisse bestimmt ist, und dieses Verdienst sich bereits in einem so ausgezeichneten Grade erworben hat.

Hn.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

48. Stück.

Den 26. März 1831.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben geruhet, den bisherigen Professor der Rechte in Halle Herrn Dr. Fr. Blume zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät, und zum außerordentlichen Beysitzer des Spruch-Collegii zu ernennen. Derselbe wird bereits zu Ostern seine Stelle allhier antreten.

Auch haben S. M. geruhet, den bisherigen außerordentlichen Professor der Medicin allhier Herrn Dr. C. F. H. Marx zum ordentlichen Professor in derselben Facultät zu ernennen.

D u b l i n.

Bey N. Graißbercy: The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XIV. 1825. In Quart.

Bestimmung der Größe der Solarnutation aus Beobachtungen, nebst Anwendung dieser Bestimmung zur Bestä-

tigung der Folgerungen rüchſichtlich der Parallaxe der Fixſterne, von Brinkley. In dieſer Abhandlung ſucht der Verfaſſer aus einer großen Menge beobachteter Zenithdiſtanzen der Sterne  $\alpha$  in der Leyer,  $\gamma$  des Dra- chen,  $\eta$  im großen Bär,  $\alpha$  im Schwan,  $\alpha$  im Bootes, und  $\alpha$  im Adler, vermöge der Methode der kleinſten Quadrate, die Größe der Solar- nutation =  $z$ , der halben jährlichen Parallaxe =  $p$ , der Correction der Conſtante der Aberration =  $x$ , und der Correction der auf den erſten Januar 1819 reducierten mittlern Zenithdiſtanz =  $-e$ , wobey die Aberrationsconſtante  $20''25$  ſelbſt zum Grunde gelegt iſt. Er findet aus  $\alpha$  in der Leyer,  $z = +0''5055$ ,  $p = +1,1380$ ,  $x = +0,1011$ ,  $e = -0,0110$ ; aus  $\gamma$  im Dra- chen  $z = +0''4246$ ,  $p = +0,0704$ ,  $x = -0,5058$ ,  $e = +0,1681$ ; aus  $\eta$  im großen Bär  $z = +0''5782$ ,  $p = +0,0950$ ,  $x = +0,4295$ ,  $e = -0,1688$ ; aus  $\alpha$  im Schwan  $z = +0,5572$ ,  $p = +0,5003$ ,  $x = +0,0624$ ,  $e = +0,2587$ ; aus  $\alpha$  in Bootes  $z = +0,4430$ ,  $p = +0,6524$ ,  $x = -0,4123$ ,  $e = +0,1309$ ; aus  $\alpha$  im Adler  $z = +0''9643$ ,  $p = +1,7311$ ,  $x = 0,9438$ ,  $e = +0,1027$ . Die bedeutende Abweichung der aus  $\alpha$  im Adler erhaltenen Reſultate, von den früheren, laſſen wohl glauben, daß hierbey eine nicht beſeitigte Einwir- kung geſtört hat; wahrſcheinlich die Ungleichheit der Strahlenbrechung, da gerade dieſer Stern die größere Zenithdiſtanz unter allen beobachte- ten hatte. Uebrigens ſcheint es dem für die Conſtante der Aberration aus dieſen Beobachtun- gen abgeleiteten Werthe zufolge, daß die Ge- ſchwindigkeit des Lichts nicht für alle Sterne dieſelbe ſey; es läßt ſich jedoch mit Beſtimm- heit nichts hierüber ſagen, da der Verf. unter- laſſen hat, die bey jedem Werthe zu befürchten-

den mittlern Fehler anzugeben, um hierdurch die Grenzen zu erhalten, zwischen denen die Fehler dieser Bestimmungen enthalten seyn konnten. Ueber die Anwendung der Geologie auf Gegenstände der practischen Schiffarth von Alexander Nimmo. Der Verf. schlägt hierin vor den Boden des Meeres, vorzüglich in der Gegend der Küsten in Hinsicht seiner geologischen Beschaffenheit zu untersuchen, um hierdurch dem Schiffer ein Mittel in die Hand zu geben, vermöge des Bleyloth's allein, eine Bestimmung seiner Lage auf dem Meere zu erhalten, wenn astronomische Beobachtungen nicht zu erhalten sind. Beygefügt ist eine Charte von der geologischen Beschaffenheit der Südküste Irlands. Ueber die allgemeinen Eigenschaften der algebraischen Oberflächen von Gardner. Enthält einige Aufgaben über die Anzahl der Punkte, durch welche eine algebraische Fläche gelegt werden kann, über die Schnitte der geraden Linien mit Oberflächen, und endlich eine Untersuchung über die Krümmungslinien des Ellipsoids, des Hyperboloids und Paraboloids, vorzüglich mit Rücksicht auf die Verbesserung der Theorie der Bauart und Verzierung der Gewölbe. Bemerkungen über eine Stelle in der Medea von Seneca, und über das von deistischen Schriftstellern aus derselben abgeleitete Argument gegen die Evidenz der Weissagungen, von George Hamilton. Ohne uns hier weiter in eine Auseinandersetzung der verschiedenen angeführten Meinungen der Kürze wegen einzulassen, setzen wir bloß die angeführte Stelle hierher: *Venient annis secula seris, quibus oceanus vincula rerum laxet, et ingens pateat tellus, Tiphysque novos delo-*

gat orbes, nec sit terris ultima Thule, welche als eine Weissagung der 1400 Jahr später geschenehen Entdeckung von America angesehen wurde. Beschreibung eines merkwürdigen Gebäudes, auf der Nordseite des Kenmareflusses, gewöhnlich Staigurfort genannt, von Bland. Dieses sonderbare Gebäude befindet sich an der westlichen Grenze der Grafschaft Kerry, am nördlichen Ufer des Kenmareflusses. Es ist in kreisförmiger Gestalt, aus einem in der dasigen Gegend befindlichen Kiefschiefer aufgeführt, und das Baumaterial zeigt nicht die geringste Spur von Bearbeitung, woraus man schließen kann, dasselbe sey zu einer Zeit aufgeführt worden, wo man in der Baukunst noch nicht sehr fortgeschritten war. Es steht auf einem niedrigen Hügel, welcher ungefähr 400 Fuß über dem Meerespiegel erhaben, und der in einer größern Entfernung mit einem Ring höherer Hügel umgeben ist, welcher sich nach der Seeseite zu öffnet. Der Durchmesser des Kreises, den das Gebäude bildet, beträgt in der einen Richtung 88, in der darauf senkrechten 89 Fuß, bey einer Dicke der Mauern von 13 Fuß 5 Zoll. Ueber den Zweck dieses Gebäudes sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden; man hat es für einen Vertheidigungsort, einen Sammelplatz zu Schauspielen oder religiösen Gebräuchen, ja sogar für eine Sternwarte gehalten; letzteres aus dem Grunde, weil die Thür sehr genau nach Süden gerichtet ist. Der Verf. glaubt, daß in sehr frühen Zeiten eine Colonie, vielleicht Phönicier zu der Zeit als sie zuerst Spanien besuchten, hier gelandet sey, um in den umliegenden Bergen nach Erz zu suchen, da man wirklich noch zwey Aushöhlungen in dem Felsen findet, wobey diese Fremdlinge

zur Sicherheit und Aufbewahrung der zu findenden Schätze dieses Gebäude aufgeführt hatten. Beschreibung des Barnaan Guilawn, nebst einigen Vermuthungen über den ursprünglichen Gebrauch desselben, so wie die Aufzählung der abergläubischen Zwecke, zu denen dasselbe neuerlich angewendet wurde. Zugleich eine Beschreibung der Ueberbleibsel einer alten Mühle, die neuerlich bey den Ruinen der Glankeenkirche in der Grafschaft Tipperary aufgefunden wurden. Diese Merkwürdigkeit, die gewöhnlich Barnaan Guilawn genannt wird, wurde vor einigen Jahrhunderten in einem hohlen Baume gefunden. Dasselbe gleicht einer Bischofsmütze, besteht aus Eisen, und ist ungefähr  $11\frac{1}{2}$  Zoll hoch. Die untere Oeffnung bildet ein Parallelogramm 8 Zoll lang und 4 Zoll breit; der Durchschnitt desselben nimmt aber nach oben zu immer ab. Der Verf. glaubt, dieser Gegenstand habe gedient, daß bey religiösen Ceremonien angezündete heilige Feuer zu bedecken, welche Meinung er aus der Bedeutung des Wortes Barnaan in der Irischen Sprache rechtfertigt. Den Beynamen Guilawn soll es erst durch den Umstand erhalten haben, daß dasselbe in einem hohlen Baume aufgefunden wurde; nach der Tradition der Einwohner hingegen soll dieser Name von einem Heiligen, Gulanus, der die Glankeenkirche erbaute, in deren Nähe es gefunden wurde, herühren.

Der Kürze wegen begnügen wir uns von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen nur den Titel anzugeben. Nachricht über eine trigonometrische Vermessung von Mayo, ei-

ner der an der Seeküste gelegenen Graffschaften von Irland, von Bald. Verzeichniß der in Irland einheimischen Pflanzen, von James Townsend Mackey. Ueber die Norwegischen Niederlassungen an der Ostküste Grönlands, von Gieseke. Verzeichniß von Karten und Plänen von Irland, die unter den Manuscripten der Bibliothek des Trinity College in Dublin aufbewahrt werden, von Hardiman. Abriß der Geschichte und der Alterthümer der an der Westküste gelegenen südlichen Araninseln; nebst Bemerkungen über die Religion der celtischen Nationen, über die heidnischen Monumente der ältesten Irländer, über druidische Ceremonien &c. von D'Flaherty. Aufsatz über die Natur und den Einfluß der alten Irischen Brehongefetze, nebst einigen Uebersetzungen der interessantesten Theile derselben von D'Keilly.

### Kopenhagen und Leipzig.

Bey Gylvendahl und Hinrichs: Allerunterthänigster Bericht an die Königliche Dänische Rentekammer über die Torfmoore Seelands nach einer im Herbst 1828 deshalb unternommenen Reise. Für Deutsche enthaltend: wichtige Zusätze, neue Aufklärungen und bestimmtere Beweise zu seinem Handbuche über den Torf. Von Joh. Heinrich Christfr. Dau. XXIV und 316 Seiten in Octav. 1829.

Wenn man gleich im Allgemeinen dem Torfe gegenwärtig größere Aufmerksamkeit als in früheren Zeiten widmet, so wird doch in manchen Ländern sein hoher Werth noch nicht genug erkannt und daher auch noch nicht die Sorgfalt



auf die Behandlung der Torfmoore gewandt, welche erforderlich ist, um daraus nachhaltig möglichsten Vortheil ziehen zu können. Die aus der zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Holzmangel entspringende Noth wird freylich in vielen Gegenden immer mehr zur Benutzung des Torfes Zuflucht nehmen lassen. Man wird es immer mehr erkennen müssen, wie wichtig dieß Brennmaterial nicht bloß für die gewöhnliche Feuerung, sondern auch für gar manche Industriezweige ist; aber je mehr sich dann die Benutzung des Torfes vergrößert, um so nothwendiger wird den Staatsverwaltungen eine regelmäßige und wo möglich auf Nachwuchs berechnete Bewirthschaftung der Moore erscheinen müssen. Um eine solche zweckmäßig einrichten und leiten zu können, ist eine genaue Bekanntschaft mit der Natur der Torfmoore unumgänglich erforderlich. Herr Dau hat sich daher ein großes Verdienst nicht allein um einen interessanten Theil der Naturkunde, sondern auch um einen bisher viel zu sehr vernachlässigten Zweig der Staatsöconomie erworben, indem er zuerst in seinem Handbuche über den Torf auf die wesentlichen Verschiedenheiten unter den Mooregebilden aufmerksam gemacht und gezeigt hat, wie die Behandlungsart derselben nach ihrer abweichenden Natur verschieden modificiert werden muß. Die vorliegende Schrift schließt sich jener unmittelbar an. Sie enthält eine Menge Belege für die in ersterer enthaltenen Lehrsätze und erweitert nicht allein im Allgemeinen die Kunde vom Torf und Torfwesen bedeutend, sondern gibt zugleich ein interessantes und für Dänemark überaus nützlich Bild von den Beschaffenheiten und Verhältnissen der man-

nigfaltigen Moorgebilde Seelands. Außerdem enthält diese Schrift noch einen besonderen Werth durch die darin enthaltene Anleitung für eine staatswirthschaftliche Würdigung des Torfwesens, die sich zwar zunächst auf Dänemark bezieht, doch aber auch für andere Staaten beachtungswerth ist.

Der Verf. erhielt von der Königlich Dänischen Rentkammer eine Unterstützung zur Bereisung der Torfmoore Seelands, die er im Herbst 1828 ausführte. Bey dem von ihm zu erstattenden Berichte beschränkte er sich nicht auf die unmittelbaren Ergebnisse seiner Untersuchungen, sondern arbeitete ihn zu vorliegendem, umfassenderen Werke aus. Der Inhalt desselben besteht aus zwey Abtheilungen, deren erste die naturhistorischen und deren zweyte die staatsöconomischen Resultate enthält. In der ersten Abtheilung liefern die drey ersten Abschnitte die nach den verschiedenen Hauptklassen geordneten Beschreibungen der Seeländischen Torfmoore, nachdem bey jeder Klasse vorher allgemeine Bemerkungen vorangeschickt worden. Der vierte Abschnitt ist dem Nachwuchse gewidmet.

Die Wiesen- oder Sumpfmoores sind auf der Insel Seeland überaus zahlreich, indem ein großer Theil der Vertiefungen zwischen den zahllosen Anhöhen und Hügeln des Landes aus solchen Mooren besteht, die ehemals Seen waren. Der Verf. glaubt in dem Kalk- und Kohlen säure-Gehalt der Seeländischen Gewässer einen Grund für die stärkere Ansiedelung von Vegetabilien, welche den Torf erzeugen, gefunden und dadurch einen Aufschluß darüber erhalten zu haben, daß in den dortigen Seen häufiger als in denen mancher anderer Länder, Torfmoore

entstehen. Für diese Erklärung scheint die auch vom Ref. an Gewässern die aus Kalkstein entspringen und in denen sich, indem sie Kalk absetzen, Kohlensäure entwickelt, wie dieses z. B. bey den in der Nähe von Göttingen aus dem Muschelkalk hervorkommenden Quellwassern der Fall ist, häufig gemachte Bemerkung, daß sie die Vegetation besonders begünstigen, zu reden. Auch dürfte in jener Beziehung das nicht seltene Vorkommen von Torf in Berührung mit Kalktuffablagerungen, wofür u. A. die Gegenden von Göttingen, Mühlhausen, Pyramont Beispiele darbieten, Beachtung verdienen. Der Verfasser ist der Meinung, daß die Entstehung der vielen Seen von Korallenriffen abzuleiten sey, aus denen das oberste Gerippe des Seeländischen Bodens — wie man aus der Beschaffenheit des dortigen Kalksteins schließen dürfe — sich gebildet habe und welches später durch aufgeschwemmte Massen bedeckt worden sey.

Die Anzahl der Holzmoore ist auf Seeland geringer als die der Wiesenmoore; doch kommen auch von jener Klasse mehrere ausgezeichnete vor. Im äußeren Ansehen sind die Holzmoore den Wiesenmooren ganz ähnlich; doch sind jene nie so groß und oft mit stärkeren Anhöhen umgeben als diese. Uebrigens finden zwischen beiden Klassen allmähliche Uebergänge Statt. Gewöhnlich haben die Holzmoore den Vorzug einer bedeutenderen Tiefe und der Natur ihrer Entstehung gemäß, richtet sich die Tiefe der Masse nicht nach der Größe der Oberfläche. Die größte von dem Verf. in Seeland gefundene Tiefe einer Torfmasse beträgt 13 bis 14 Fuß. Nach seiner Rechnung enthält

der dichteste Hochwald nicht mehr Holzmasse, als daß sie bey gleichmäßiger Ausbreitung den Grund nur etwa 2 Zoll hoch bedecken würde. Aus dieser Holzmasse wird etwa nur ein Zoll Modermasse, von welcher vielleicht nur ein Zehnthel in das Moor hinabgeführt wird. Wenn man nun für jede Baumgeneration im Durchschnitt 100 Jahre annimmt, so wird man den Zeitraum von mehreren Jahrtausenden nicht zu lange für die Ausfüllung jener Moore finden; wobey man freylich nicht vergessen darf, daß die Waldfläche, welche den Moder liefert, ungleich größer ist, als die Oberfläche der jetzigen Moore. Interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über das häufige Vorkommen vieler Birkenrinde in der Torfmasse. Ref. hat dasselbe bey deutschen Torfmooren, z. B. auf dem Harz, wahrgenommen. Man wird daraus auf eine weit allgemeinere Verbreitung der Birke in der Vorzeit schließen dürfen.

Unter den in Seeland befindlichen Hochmooren — die nach den Untersuchungen des Verfassers nicht im Wasser entstehen, sondern über der Oberfläche desselben aufwachsen — kommen häufig solche vor, die über vollendeten Sumpfmoo ren sich gebildet haben. Die Seeländischen Hochmoore sind weniger erhaben, als die zu dieser Klasse gehörigen Moore mancher anderer Gegenden. Im Grunde von mehreren derselben finden sich Kiefernstubben, die noch ihren ursprünglichen Stand haben. Am zahlreichsten sind sie im Söbjerg-Moor, wo sie so dicht neben einander, als die Stämme in einem völlig geschossenen Walde stehen. Die Anzahl der Hochmoore ist in Seeland zwar größer als die der Holzmoore, doch aber sehr gering im

Vergleich mit den Wiesenmooren. Dessen ungeachtet scheinen die Hochmoore die größte Masse von Torf zu enthalten.

Was den Nachwuchs der Moore betrifft, so kann bey den Holzmooren davon nicht eigentlich die Rede seyn. Indessen kann in ihnen, wenn sie ausgegraben sind, möglicherweise ein Nachwuchs nach Art der Sumpfoore Statt finden, wenn dazu genug Wasser vorhanden ist. Bey den Hochmooren geschieht der Nachwuchs auf die Weise, daß auf den abgegrabenen Flächen sich die ihnen eigenthümliche Vegetation wieder einfindet und darauf eben so emporwächst, wie es bey der ursprünglichen Entstehung des Moores der Fall war, vorausgesetzt, daß man die abgegrabenen Flächen völlig ruhig liegen läßt. Ein solcher Nachwuchs findet sich aber dennoch sehr selten, woran theils die unregelmäßige Begrabung, theils die Benutzung der Oberfläche als Wiesengrund, schuld zu seyn pflegen. Der Nachwuchs der Wiesen- oder Sumpfoore geht, wie ihre ursprüngliche Bildung, in und unter dem Wasser vor. Obgleich er nicht selten sich zeigt, so fehlt es doch noch sehr an genauen Angaben über die dazu erforderliche Zeit und andere den Nachwuchs betreffende Verhältnisse.

Im ersten Abschnitte der staatsöconomischen Abtheilung der vorliegenden Schrift gibt der Verf. eine Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande der Moore in Seeland, welche von einer Tabelle begleitet ist, die den Grad der Begrabung jener Moore nachweist. Der zweyte Abschnitt enthält Betrachtungen über das Feuerungswesen überhaupt, wobey drey Hauptgegenstände berücksichtigt worden: 1. das Ver-

hältniß der Heizkraft der verschiedenen Feuerungsmittel gegen einander; 2. der Verbrauch an Feuerung für ein Land wie Dänemark; 3. der wirkliche und der etwa mögliche Ertrag der Waldungen in einem Klima, wie das Dänische. Der Verf. zieht aus seinen Zusammenstellungen das Resultat, daß sich nach einem allgemeinen Durchschnitt an Wirkung gleich sind: 1 Maaß Steinkohlen,  $4\frac{1}{2}$  Maaß Buchenkohlen, 4 Maaß Buchenholz, 4 Maaß Kiefernholz, 6 Maaß fester, guter Mittelort. In Kopenhagen kommt auf den Kopf im Durchschnitt ein jährlicher Verbrauch von  $1\frac{1}{2}$  Faden (zu 72 Cubikfuß) Buchenholz, welches dem Verbrauche in Berlin sehr nahe zu kommen scheint; wogegen in Paris das Bedürfniß des Brennmaterials verhältnißmäßig etwas geringer, in London aber beynah noch einmal so groß als in Kopenhagen ist, welches ohne Zweifel hauptsächlich in den vielen Brennmaterial verbrauchenden Fabriken seinen Grund hat. Der jährliche Bedarf der Insel Seeland ist, auf Buchenholz reducirt, zu 203,000 Faden berechnet. Die jährliche Zufuhr beträgt etwa 80,000 Faden. Die Seeländischen Forsten können nach den Angaben des Verfassers jetzt nicht mehr als 72,000 Faden liefern; daher aus den Mooren fürs Erste jährlich der Brennwerth von 131,000 Faden Buchenholz entnommen werden muß. Wenn man nun einen Faden Buchenholz, 400 Cubikfuß roher Moormasse im Durchschnitt gleich setzt, so würden 52,400,000 Cubikfuß nasser Torfmasse jenem Brennwerthe entsprechen. Das Maximum der in Seeland noch vorhandenen, nassen Torfmasse nimmt der Verfasser zu 4372 Millionen Cubikfuß an, welchem gemäß die

bortigen Moore die jetzigen Leistungen nur 93 Jahre aushalten würden. Wenn nun gleich diese Berechnung auf Genauigkeit nicht wohl Anspruch machen darf, so dient sie doch dazu, den hohen Werth der Torfmoore für Seeland in ein helleres Licht zu stellen und zu zeigen, wie rathsam eine regelmäßige Bewirthschaftung derselben ist und wie sehr man in Seeland Ursache hat auf möglichste Sparsamkeit bey der Feuerung und Erweiterung der Holzzucht Bedacht zu nehmen. Nach der Ansicht des Verfassers möchte es für das Interesse des Landes sehr wichtig seyn, wenn die Regierung sich allmählich durch Kauf, Tausch, oder andere Mittel in den Besitz der größten Moore zu setzen suchte, weil fast nur allein eine Regierung im Stande ist, bey der Bewirthschaftung der Moore Maßregeln zu ergreifen und consequent durchzuführen, welche eine dauernde Nutzung derselben bezwecken.

### M i n n e r.

Hey Coppenrath: Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen, wie sie in Deutschland gelten, von Dr. C. A. von Droste-Hülshoff, öffentl. und ordentl. Prof. d. R. zu Bonn. Zweyter Band. Erste Abtheilung. 1830. XXIV und 346 S. in 8.

Der vorliegende Band dieses geschätzten Werks, in Betreff dessen Plans und Ausführung Ref. auf seine Anzeige des ersten Bandes verweisen darf, enthält den ersten Theil des sogenannten inneren Kirchenrechts, nämlich das

Kirchliche Verfassungsrecht, und handelt daher in drey Kapiteln, die Lehren vom Status ecclesiasticus, der Kirchengewalt, und dem Subjecte der Kirchengewalt, also unstreitig die interessantesten und angefochtensten Gegenstände des Kirchenrechts, ab. In welchem Geiste es geschehen ist, darüber spricht sich der Herr Verfasser in der Vorrede. dahin unumwunden aus: 'Was die in diesem Bande unverhohlen ausgesprochenen kirchlich- und weltlich-politischen Grundsätze betrifft: so weiß ich, daß die Ultras aller Farben mir ein schönes Loblied singen werden. Darauf bin ich gefaßt, und werde mich durch nichts in der Welt, von der jetzt nach langem Schwanken entschieden betretenen Bahn des gallicanischen Systems, so wie der schon früher stets gehaltenen Opposition gegen Absolutismus jeder Art wieder abbringen lassen. Denn nichts steht mir klarer vor der Seele, als daß nur dieser Weg zum dauernden Frieden in Staat und Kirche führe, daß die Ultras dem Scheine nach, ihre gemäßigten Gegner aber in der That die wahren Freunde der Monarchie und Hierarchie seyen, da diese etwas vertheidigen, was sich halten läßt, jene etwas, das früh oder spät nothwendig zusammenfallen muß, weil es auf Unwahrheit bauet und natürliche Knechtschaft.' Von allgemeinem, und nicht bloß juristischem Interesse ist vor allem die unbefangene Würdigung des priesterlichen Cölibats (§. 114..117); es ergibt sich aus derselben nicht nur, daß die Verwerflichkeit desselben keinesweges unbedingt aus den gewöhnlich und man darf es sagen, mit vielem Geschrey gegenwärtig gegen denselben, vorgebrachten Gründen, erwiesen werden kann;



sondern es erscheint auch das ganze Institut, selbst wenn man von der Nothwendigkeit seiner Aufhebung völlig überzeugt ist, in einem viel mildern Lichte, als man gewöhnlich dafür hält. — Mit vielem Verlangen sieht Ref. der Beendigung dieses, gewiß ein eifriges Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit bekundenden, und den positiven Stoff mit Gründlichkeit und Sachkenntniß verarbeitet, enthaltenden Werks entgegen; mögen auch einzelne Sätze desselben, namentlich von den Bekennern der evangelischen Confession, und vielleicht nicht ohne allen Grund, angefochten werden können.

### G o t h a.

Hey Becker: Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuern Geographie; von F. R. H. Bischoff und F. H. Möller. 1829. VIII und 1107 Seiten in Octav.

Wir glauben daß durch dieses Werk einem Bedürfniß abgeholfen ist. So viel wir uns erinnern, ist nur bey einigen Wörterbüchern ein dürftiges Verzeichniß alter und neuer Städtenamen beygefügt, das keinesweges ausreicht. Das vorliegende Werk, das diesem Mangel abzuhelfen soll, ward von dem Herrn Bischoff unternommen, der aber die Vollendung nicht erlebte; worauf Herr Möller, Custos der Gothaischen Bibliothek, das Werk seines Freundes fortsetzte und beendigte. Vollständigkeit und Kürze, sagt der erste Herausgeber, sind die beiden Ziele die er zu erreichen strebte. Die Vollständigkeit ist natürlich relativ, da man doch

nur die einigermaßen wichtigen Namen erwarten kann. Allerdings hat indeß Herr Bischoff sich hier sein Ziel weit hinausgesteckt. Herr Möller hat es in so fern beschränkt, daß er die ganz unbedeutenden Namen übergang; so daß daher, wenn die Arbeit des Herrn Bischoff bis Ende des Bogens M, bis S. 772, ging, und zwey Drittheile des Ganzen ausmacht; die des Herrn Möller, wenn sie gleich die zweyte Hälfte des Alphabets umfaßt, doch nur das letzte Drittheil einnimmt. Wir finden nicht, daß damit zu wenig gegeben sey; wenigstens in Beziehung auf die alte Geographie; denn daß er bey dem Mittelalter in der Auswahl streng gewesen sey, bemerkt Herr M. selber. Die Einrichtung ist so, daß nach alphabetischer Ordnung der alte Name, nach seiner verschiedenen Rechtschreibung voran steht, dann die Schriftsteller bey denen er vorkommt, und dann hierauf der neue Name mit kurzen Erörterungen. Angehängt aber ist ein vergleichendes Verzeichniß der neuen Namen mit den alten, jedoch nur der erheblichen; wo dann der neue Name voransteht. Auf diese Weise ist den Anforderungen, welche man an ein Werk dieser Art machen konnte, Genüge geleistet.

Hn.

---

### Verbesserung.

In dem Lektionscataloge S. 437 S. 17 ist statt Geschichte des neuern Europas und seiner Colonien zu lesen: Geschichte der Europäischen Staaten.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

49. Stück.

Den 28. März 1831.

---

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Kleine astronomische Ephemeriden für das Jahr 1831, herausgegeben von C. L. Harding und G. Wiesen. 1830. 126 S. in 8.

Dieser Jahrgang hat mit den vorigen verglichen einige Abänderungen erlitten, die für den Zweck, den diese Ephemeriden haben zulässig sind, indem von den Verfassern die Genauigkeit in den Angaben der Declination der Himmelskörper nicht so weit getrieben ist, als in den Ephemeriden des Jahres 1830, weswegen auch das Format derselben verkleinert werden konnte. Ganz weggefallen ist die Angabe der scheinbaren Declination der Hauptsterne, und die Entfernung der Planeten von der Erde. Das Verzeichniß der geographischen Lage derörter ist sehr vermehrt und verbessert worden, wobey jedoch der Mittagunterschied derselben von Paris, als überflüssig mit Recht vernachlässigt werden konnte. Unter den neu hinzugekommenen astronomischen

Hülftafeln ist zu bemerken, die Verwandlung der mittlern Zeit in Theile des Aequators, die Französischen Refractionstafeln statt der im vorigen Bande enthaltenen Besselschen, und die von Herrn Hofrath Gauß zuerst in bequeme Form gebrachten Aberrations- und Mutationstafeln. Außerdem befindet sich in demselben die genaue Angabe der Elemente aller Planetenbahnen, die scheinbaren und wahren Durchmesser der Planeten, ihre Rotation, Masse und Dichtigkeiten, so wie auch eine gleiche Tabelle für die Nebenplaneten, unter denen wir aber die Dimensionen des Saturnsrings, und die bey mehreren Planeten beobachtete Abplattung vermissen, welche der Vollständigkeit wegen mit hinzugefügt werden konnten. Hierauf folgt eine kleine Abhandlung über die Cometen von bekannter Umlaufszeit vom Verfasser, welcher hierzu den Halleyschen, den Olberschen, den Enkeschen und den Bielaschen Cometen rechnet, so wie eine Aufzählung der bis jetzt bekannt gewordenen veränderlichen Sterne, nebst Angabe der Perioden, die ihre Lichtabwechselung befolgt. Von Dr. Eduard Schmidt befindet sich darin eine Abhandlung über die Dimensionen des Erdkörpers, nach der in seinem Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie gegebenen Methode berechnet, wobey noch außer den in dem angegebenen Werke berücksichtigten Gradmessungen, die von Struve bey Dorpat ausgeführte hinzugezogen ist. Das Ganze beschließt eine Aufzählung der auf der Göttinger Sternwarte gemachten Beobachtungen des im Jahre 1830 erschienenen Cometen vom 26. April bis 25. Junius, nebst Nachrichten von einigen literarischen Neuigkeiten, die astronomischen Wissenschaften betreffend.

## Arabische Philologie.

1. Halle bey Schwetschke 1830: **Georgii Wilhelmi Freytagii lexicon arabico-latinum praesertim ex Djeuharii Firuzabadiique et aliorum Arabum operibus adhibitis Golii quoque et aliorum libris confectum. Accedit index vocum latinarum locupletissimus. Tomus primus.** | — خ  
XVI u. 544 S. in gr. 4.

2. Bonn typis regiis academicis 1828: **أشعار الحسانة Hamasae carmina cum Tebrizii scholiis integris primum edidit, indicibus instruxit, versione latina et commentariis illustravit Georg. Guil. Freytag Dr. professor linguarum orientalium in universitate Fridericia Guilielmia. Pars prior continens textum arabicum et quatuor indices.** XI und 932 S. in 4.

3. Ebendasselbst 1829: **Tarafae Moallaca cum Zuzenii scholiis. Textum ad fidem codicum Parisiensium diligenter emendatum latine vertit, vitam poetae accurate exposuit, selectas Reiskii annotationes suis subjunxit, indicem arabicum addidit Joannes Vullers.** 31 S. arab. I. u. 88 S. in 4.

4. Wien 1829 bey Anton Edlem von Schmid: **Der vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden von Abu Manssur Abdulmelik Ben Mohammed Ben Ismail Etssealebi aus Nisabur. Uebersetzt, berichtigt und mit Anmerkungen erläutert durch Gustav Flügel. Nebst einem Vorworte des Herrn Hofraths Joseph Ritter v. Hammer.** 291 S. mit XXXII u. 50 S. in 4.

5. Halle bey Schwetschke 1830: *Locmani fabulae quae circumferuntur, annotationibus criticis et glossario explanatae ab Aemilio Roedigero phil. doct. et prof. p. e. theol. lic. societ. as. par. socio. Addita Cod. ex Aegypto advecti collatio nova.* XII, 52 und 35 S. in 4.

6. Paris chez l'Editeur 1829: *Kitab Teqouym Al-Bouldan ou Géographie d'Aboul-Feda. Edition Autographiée d'après un manuscrit Arabe de la Bibliothèque du Roi. Par Hippolyte Jouy, revue et corrigée par M. Reinaud. Ire Livraison. 64 Seiten in gr. 4.*

Mit wahrer Freude folgt der Freund oder Kenner der arabischen Sprache und Literatur dem besonders durch de Sacy's Beyspiel und Belehrung neu angeregtem Eifer für arabische Philologie, aus welchem in den letzten Jahren außer andern Werken, von denen Ref. früher in diesen Blättern geredet hat, auch die Reihe der oben genannten hervorgegangen ist. Zwar bleibt noch immer kräftig der Wunsch, daß sich die öffentliche Thätigkeit der arabischen Philologen mehr auf die Herausgabe und Bearbeitung der auch für die Wissenschaften wichtigern Bücher, wie besonders der ausführlichen geschichtlichen Werke der Araber, richten möge: indeß kann doch auch die rein philologische Seite des arabischen Studiums, welcher obige Werke außer dem letzten angehören, wenn es nur auf die rechte Weise geschieht, noch mit großem Nutzen in neuen, dazu eigens bestimmten Schriften berücksichtigt werden; denn außerdem daß dem arabischen Studium die längst ersehnte Hülfe eines vollständigen neuen Wörterbuchs bey der Seltenheit der ältern fehlte, ist dieses rein philologische Stu-

dium seiner Natur nach der Ausgangspunct jedes gründlichern Studiums einer andern Seite, und strebt fortwährend zu höherer Sicherheit und Vollendung. Insofern nun ist uns die Herausgabe dieser Schriften willkommen, wenn nur bey den meisten die Art und Richtung echt-philologisch oder, was dasselbe sagen will, wissenschaftlich wäre. Und über diese Art hier etwas ausführlicher zu reden, scheint im Interesse des ganzen sich jetzt so thätig entwickelnden arabischen Studiums zu liegen.

Als de Sacy der arabischen Literatur ein allseitigeres Studium zuwandte und durch sein Beispiel zahlreiche Schüler in gleicher Richtung und Bestrebung bildete, wurde bald deutlich, wie großen und ungekannten Nutzen für das genauere und sichere Studium der Sprache die philologischen Werke der alten Araber gewährten; diese zahlreichen Werke der verschiedensten Art wurden nun eifrig gelesen und angewandt, wie unter andern de Sacy's Grammatik aus den reichen Quellen solcher Werke eingebornen Araber geflossen ist; die Ausgaben arabischer Bücher wurden jährlich correcter und critischer, und je tiefer man in den philologischen Schriften der Araber selbst forschte, desto höher stieg nicht mit Unrecht die Verehrung dieser früher nicht recht gewürdigten Schätze der arabischen Literatur. Aber leider! entsprang die Art dieser Verehrung nicht aus dem Bewußtseyn des wahren Wesens und der innern Bedeutung jener Werke; und so ward sie zur Ueberschätzung und falschen Anwendung. Die Ansichten und Grundsätze der arabischen National-Philologen werden jetzt als völlig sicher und gegründet vorausgesetzt, nach ihnen richten sich Grammatik und Wörterbuch, und selbst in der Erklärung der alten Gedichte gelten die Mei-

nungen dieser Scholiasten, auch wo sie selbst uneins sind, für das Höchste; und wenn man sich bisweilen von solchen Autoritäten entfernen zu müssen glaubt, kehrt man auch dann nicht zu den letzten Gründen zurück. So ist unsere ganze arabische Philologie, wie sie bis jetzt vorherrschend getrieben wurde, von der Auctorität der arabischen Schulgrammatiker abhängig, und kennt keine höhere Begründung und Sicherheit als die Aussprüche der arabischen Gelehrten seit dem neunten Jahrhundert. Selbst de Sacy hat sich bey seinen sonstigen hohen Verdiensten um die arabische Literatur über diese Art der Verehrung und des Gebrauchs der National-Philologen nicht erhoben.

Nun aber muß es an sich schon uncritisch und unsicher scheinen, den National-Grammatikern allein und unbedingt in Allem zu trauen; und zwar Grammatikern, die erst im zweyten Jahrhunderte nach Muhammed sich in Schulen ausbilden; die wieder unter sich über Hauptpuncte streiten und verschiedene Systeme haben; die mehr in den unterjochten und arabisierten Völkern, welche an die reine und alte arabische Sprache gewöhnt und in das Verständniß der alten Schriften eingeweiht werden sollten, als im alten Arabien selbst auftraten und daher die ungelehrten Söhne der Wüste in schwierigen Fällen zu Schiedsrichtern und Lehrern der Sprache nahmen. Daß solche Grammatiker nicht genügen, zeigt dann aber vollkommen die Erforschung ihres innern Werthes. Sie beschreiben nur die äußern Erscheinungen der Sprache, ohne auf deren innere Gründe und Zusammenhang zu achten. Nicht weil sie die Gründe und den Zusammenhang gar nicht suchen und ohne alle Abnung des Tiefen sind; noch weniger weil sie



eine schon bekannte bessere Methode bestritten und vermieden hätten, wie sich wohl heut zu Tage einige noch nicht in die wissenschaftliche Behandlung finden können; sondern weil sie nach den Beschränkungen ihrer Zeit nicht weiter bringen konnten. Auf die arabische Sprache beschränkt, die sie weder mit den übrigen Sprachen semitischen Stammes noch mit Sprachen verschiedenen Stammes verglichen, ohne Ideen über das Wesen der menschlichen Sprache, den Zusammenhang und die Unterschiede aller Sprachen, das Verhältniß und die Geschichte der Sprachen desselben Stammes — wie hätten sie die einzelne arabische Sprache in ihrem innern Wesen tiefer durchdringen und sicherer erkennen können? Der Sprachgeist muß, um auch eine einzelne Sprache aus ihm begreifen zu können, erst aus allen Sprachen oder, so lange dieß unmöglich ist, aus vielen Sprachen verschiedensten Stammes erfaßt werden, weil er in seiner innern Einheit und äußern Vielheit und Verschiedenheit erst aus Vergleichung klar und sicher erkannt wird; zugleich muß die Geschichte, so weit sie nur reicht, zur Erklärung der Sprachen eines einzelnen Stammes benutzt werden. Da jenen Arabern beides fehlte, konnte auch ihr großer Scharfsinn selten über die Außenseite blicken, und sowohl ihre einzelnen Ansichten als ihre Systeme treffen selten die wahren und innern Gründe, am wenigsten da wo das Arabische nur aus der Geschichte oder aus Vergleichung der stammverwandten Sprachen erklärt werden kann. Auf diesem Standpunct stehen die Grammatiker aller alten Völker, der Griechen und Lateiner wie der Sinesen, Inder und Araber (Vgl. die Recension der de Sacy'schen anthologie gr. arabe, Jahrg. 1830 St. 81).

Es folgt hieraus, daß unser Studium sich über

die arabischen Philologen zu einem höhern und sicherern Standpunct erheben muß. Nicht als sollte damit eine Geringschätzung und Vernachlässigung jener Philologen empfohlen seyn: vielmehr sind sie immer zunächst zu befragen und das Aeußere der Sprache lernt man von ihnen am leichtesten in seinem ganzen Umfange; sie haben mit dem größten Fleiße die Formen und Bedeutungen der Wörter gesammelt und auch manche ihrer Ansichten und Ausdrücke entsprechen dem innern Wesen der Dinge. Die Grammatik war den Arabern seit 150 d. H. eine eben so fleißig getriebene als geehrte Wissenschaft, welche genauer zu kennen schon an sich wichtig und lehrreich ist. Aber diese Achtung der arabischen Philologen soll nicht in blinde Verehrung übergehen; erst in einem freyern und höhern Standpunct kann, indem die innern Gründe der Sprache zum Bewußtseyn kommen, auch das Wahre und Sichere und das minder Sichere und Taugliche in den arabischen Philologen erkannt werden; und dazu ist das Studium der übrigen stammverwandten Sprachen viel nothwendiger und ersprießlicher als jetzt von den meisten geglaubt wird. Wie jetzt keiner so gründlich, als es in unserer Zeit möglich ist, die klassischen Sprachen verstehen kann wenn er die Hülfe des Sanskrit verschmäht, so niemand das Arabische mit wissenschaftlicher Sicherheit, der sich nicht mit der älteren Gestaltung des semitischen Sprachstammes, sofern sie uns wenigstens im Hebräischen erhalten ist, befreundet hat.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

D e n 31. M e r z 1 8 3 1.

Arabische Philologie.  
(Beschluß.)

Diese Betrachtungen drangen sich dem Ref. besonders bey der Prüfung des ersten der oben genannten Werke auf, des großen arabischen Wörterbuchs, das man seit einigen Jahren nach vorläufiger Ankündigung vom Herrn Prof. Freitag erwartete, und welches in zwey folgenden Bänden ähnlichen Umfangs vollendet werden soll. Zeitgemäßer und vielen erwünschter konnte auch nichts in unserer arabischen Literatur seyn als die Herausgabe eines vollständigen Wörterbuchs; denn seit der Zeit der ersten Blüthe des arabischen Studiums, da Golius mit einer für jene Zeit großen Gelehrsamkeit, Castellus mit ungemeynem Fleiße, beide mit der höchsten Uneigennützigkeit und Aufopferung ihre großen Wörterbücher bearbeiteten, ist in Europa kein ähnliches Werk erschienen; selbst auf einen bloßen Neudruck dieser Werke, der dem Bedürfnisse so vie-

ler immer ziemlich genügt hätte, wartete man wegen der Besorgnisse und Schwierigkeiten der Buchhändler vergebens. Wer aber ein eigenes Wörterbuch herauszugeben übernimmt, den könnte leicht außer der Forderung einer bedeutenden Verbesserung der früheren Werke der große Umfang der Arbeit schrecken, da wohl keine Sprache eine solche Fülle von Wurzeln und Wörtern als die arabische hat. Daß Herr F. diesen Schwierigkeiten sich nicht beugen und ein höchst nöthiges und längst vermistes Werk vollenden will, muß jedem Freunde dieser Studien lieb seyn. Aber je wichtiger das Unternehmen, desto offener glaubt Ref. seine Ansichten über die Ausföhrung hier kurz niederlegen zu müssen; vielleicht daß diese Bemerkungen für die noch folgenden Theile Berücksichtigung finden. Denn das, was man in diesem Werke verändert wünschen möchte, greift freylich durch das Ganze. Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß der Verf. der rein empirischen Methode folgt, welche sich nicht kümmert um die wahren und innern Gründe, und so auch keine wissenschaftliche Schärfe und Sicherheit erstrebt und erreicht. In der Art der Forschung ist so gar kein Fortschritt von Golius und Castellus bis auf den Verf. sichtbar, und das Werk würde seinem Character nach mehr in die Vergangenheit als in die Gegenwart gehören. Fleiß und Beharrlichkeit in der nicht geringen Arbeit zeigt unläugbar das Werk. Die großen Originalwörterbücher Gauhari's und Firuzabadi's, welche zum großen Nutzen unsers arabischen Studiums die beste und sicherste Grundlage unserer Wörterbücher werden können und bisher geworden sind, hat der Verf. oft mit mehr Genauigkeit als Golius und Ca-

stellus benutzt oder vielmehr nur übersetzt, wobei es denn nicht ohne einige Verbesserungen des Calcuttaer Textes Firuzabadi's abgehen konnte; auch manche andere gedruckte und ungedruckte Werke sind mit Vortheil verglichen. Aber indem der Verf. diesen Arabern allein folgt ohne sich der Gründe bewußt zu werden oder sie so viel als möglich vor dem Leser zu entwickeln, ist er auch ganz von der bloß empirischen und atomistischen Methode dieser guten Araber abhängig und gibt keine höhere Sicherheit als den geschriebenen Buchstaben der Grammatiker, so daß denn auch die Benutzung dieser an sich höchst nützlichen und wichtigen arabischen Schriften nicht eine freye und critische geworden ist, oder eine Grundlage zu weiterm Forschen, sondern meist eine bloße Uebersetzung; wo die Meinung der arabischen Meister nicht kurz angedeutet oder übersetzt werden konnte, hat der Verf. sich oft begnügt sie in dem bloßem nicht vocalisirten Text wiederdrucken zu lassen, wodurch aber, so wie überhaupt durch das häufige Fehlen der Vocale da wo sie am nöthigsten waren, dem minder geübten wenig geholfen ist. Durch diese Methode sind die Bedeutungen der Wörter weder klar und sicher noch im Zusammenhange beschrieben; auch die Formen und Stämme sind nicht critisch unterschieden, und nicht selten ist Zusammengehöriges getrennt, und Ungleiches zusammengestellt; durch alles aber eine Verwirrung häufig entstanden, welche nur die der Sache schon kundigern leicht entwirren können. Um hier bey einem einzigen Artikel stehen zu bleiben: unter der Wur-

zel  $\text{أنا}$  führt der Vf. auf  $\text{أنا}$ ,  $\text{أنا}$ ,  $\text{أنا}$ ,  $\text{أنا}$ ,

<sup>ω̄</sup>أ, <sup>ω̄</sup>أ, <sup>ω̄</sup>أ verb. Also die disparatesten Wörter verbunden, und die zusammenhörigen getrennt. Was man für diese dem Sinn nach verkehrte Ordnung etwa als Grund anführen könnte, nämlich die äußere Form ohne alle weitere Rücksicht, auch das verschwindet wieder wenn man sich Rechenschaft geben soll, wie <sup>ω̄</sup>أ 'jetzt eigentl. die Zeit' in diese Reihe gehöre; denn dieses muß <sup>ω̄</sup>أ geschrieben und in eine ganz andere Wurzel verwiesen werden; aber auch die Rücksicht auf die bloße Form kann es nicht entschuldigen, daß <sup>ω̄</sup>أ und <sup>ω̄</sup>أ, Wörter die im Begriff sich völlig gleich sind und nur durch die Verbindung mit dem folgenden Worte verschieden werden, als zwey ganz verschiedene doppelt beschrieben sind, selbst ohne Andeutung ihres Zusammenhangs; Unklarheit und Weitschweifigkeit gehen so Hand in Hand. Bey den einzelnen erwartet man weiter mit dem größten Recht zunächst und am aller nöthigsten eine bündige Beschreibung ihres Begriffs, woraus dann die einzelnen Bedeutungen als bloß verschiedene Anwendungen von selbst fließen und sehr kurz beschrieben werden können; der Verf. aber gibt nie einen Grundbegriff oder überhaupt nur einen Begriff, indem er gleich ins Einzelne gehend sich begnügt zu sagen wie ein Wort verschieden übersetzt werden kann, und meist nur die abgerissenen Worte der arabischen Grammatiker übersetzt. Wenn z. B. der Artikel <sup>ω̄</sup>أ mit den Worten anfängt: <sup>ω̄</sup>أ pro <sup>ω̄</sup>أ Ego, Ut, quod,

wer als ein schon geübter, der die Originallexica selbst vergleichen kann, wird hierin Sinn finden? Ist nicht das häufige  $\overset{c}{\underset{f}{Q}}$  für quod (nicht eigentlich ut) wurzelhaft durchaus verschieden von der sehr seltenen und dichterischen Abkürzung des *U* ego in  $\overset{c}{\underset{f}{U}}$ ? - Letzteres mußte durchaus getrennt und als sehr selten bezeichnet werden. Derselbe Artikel  $\overset{c}{\underset{f}{Q}}$  zeigt auch, wie unfrey und oft unverständlich und schwer zu enträthselnd die Anführungen und Uebersetzungen aus den Originalwerken sind, und wie sich auch hierdurch kein lebendiger und belebender Hauch zieht; z. B. wenn gesagt wird, daß  $\overset{c}{\underset{f}{Q}}$  auch für  $\overset{c}{\underset{f}{U}}$  d. h. erklärend stehe, so ist hinzuzusetzen, daß es so nur vor einer anzuführenden Rede steht wie  $\overset{c}{\underset{f}{U}}$ ,  $\overset{c}{\underset{f}{U}}$  u. s. w., also auch hier seinen Begriff quod behält, welches der Verf. schon an einem verschiedenen Orte ausdrückte durch *interdum inservit introducendo sermoni.* — Die Schwierigkeit der Forschung ist freylich nicht zu verkennen: aber sie ganz scheuen und vermeiden (vgl. Borr. S. XV, wo der Verf. an das *incidit in Scyllam* erinnert) ist eben so gefährlich als sie mit zu geringer Vorsicht üben; denn die Vorsicht wird im Fortschritt von selbst geschärft; schreite der erste Forscher entweder selbst weiter oder reize andere dazu. Ref. wenigstens ist überzeugt, daß auch in der Sprachwissenschaft die Empirie nicht der Vernunft, und diese nicht jener wirklich widerstreite, und daß es die Aufgabe jedes auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machenden Werks ist, die Versöhnung beider schein-

bar streitenden Elemente zu befördern. — Was aber die aus einer andern Methode etwa zu befürchtende übergroße Länge der einzelnen Artikel betrifft, so ist Ref. immer der Ansicht gewesen, daß wo die Grundsätze der Forschung und Darstellung erst entschieden werden müssen, wie im Arabischen, das Allgemeine und Normative in einem einleitenden Abschnitt zusammengefaßt werden müsse, wonach die einzelnen Artikel ebenso an Klarheit und Sicherheit wie an Kürze gewinnen können. Schon die umsichtige Benutzung der übrigen semitischen Dialecte würde dem Werke große Vorzüge gegeben haben.

Mit der ganzen Art, wie der Herr Verf. das Arabische treibt, hängt auch die speciell grammatische Seite der Arbeit zusammen. Ein Wörterbuch setzt schon um die Formen der Wörter richtig angeben zu können (eine im Semitischen schwierige Sache), die vollkommenste Kenntniß und Anwendung der Grammatik voraus. In diesem Werke kommen aber Formen vor, welche ohne Analogie sind, wie S. 64  $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$ , welches wenn es überhaupt vorkommt, als rein poetisch bezeichnet werden sollte; der Kamus hat aber weder diese Form, noch  $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$ , dagegen vielmehr  $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$  mit der Bemerkung, daß bisweilen im Accusativ  $\text{أَنَاسِي}^{\text{س}}$  vorkomme; beides sehr richtig. Auch sind Formen verwechselt und zusammengeworfen, die zu unterscheiden der Anfänger nicht



früh genug lernen kann, z. B. <sup>٥٠'</sup> بعد post ohne in dem Worte Adverbium und Präposition zu unterscheiden; consequent müßte man also das folgende ohne Punkte gelassene <sup>٥٠'</sup> بعد نال wie der <sup>٥٠'</sup> بعد lesen statt <sup>١٠'</sup> بعد.

Noch etwas über das Äußere des Werks. In der Vollständigkeit der Artikel wird man nicht viel vermissen; denn die arabischen Originalliterica, diese feste und sichere Grundlage aller neuern, enthalten den Sprachschatz mit so großem Fleiße gesammelt, daß wol eine oder die andere Ableitung und Bedeutung, schwerlich aber eine Wurzel in ihnen fehlt; auch die in Schriften selten vorkommenden Dialectseigenthümlichkeiten sind in diese Oeane (Kamus) zusammen geleitet. Im Einzelnen ist aber manches noch genauer zu bestimmen oder hinzuzusetzen; das Verhältniß zwischen dem neuen Wörterbuch und den ältern von Golius und Castellus, deren Worte oft treu nur wiederholt werden, zeigt unter andern deutlich die Wurzel <sup>٥٠'</sup> حَرْفٌ, wobey hier nur bemerkt werden mag, daß <sup>٥٠'</sup> حَرْفٌ bestimmter, als von dem Verf., schon im Cast. und aus dem Kamus bey Frähn zu Ibn=Kozl. S. 90 erklärt war. Doch hat der Verf. die frühern Werke hie und da nicht unbedeutend vermehrt und berichtigt; daß er nicht alle gedruckten Werke, wie die medicinischen und philosophischen, zum Ausbau des Wörterbuchs durchgelesen und viele Kunstwörter nicht aufgenommen habe, erklärt er in der Vorrede selbst; und freylich muß ein arabisches Wörterbuch in diesem Sinne und Umfange ausgeführt, das Werk eines halben Ze-

bens seyn. Der Druck, nach der Vorrede unter Rüdiger's Fleiß in Halle vollendet, ist im Ganzen sehr correct und deutlich, wenn auch vielleicht mit einer glänzenden Ausführlichkeit, die vermieden werden konnte. Die baldige Vollendung eines immer unentbehrlichen Werks muß jeder wünschen.

Der Fleiß und der rege Eifer, womit Herr Prof. Freytag dem arabischen Studium unserer Tage zu nützen strebt, und den wir auch bey dem vorigen Werke nicht in Abrede stellten, zeigt sich noch deutlicher in dem zweyten der oben genannten Werke. Die unter dem Namen *Hamasa* bekannte Blumenlese älterer Poesien, die gleich den ältesten hebräischen Gesängen nicht weniger poetischen als historischen Werth haben und welche keine spätere Gedichte nach der Einführung des Muhammedanismus übertreffen konnten, war mit den lehrreichen Scholien Labrizi's schon durch die von Schultens und Reiske bekannt gemachten Proben in so allgemeiner Achtung, daß die vollständige Ausgabe des ganzen großen Werks in Deutschland, Frankreich und England mit Theilnahme und Beyfall aufgenommen wurde; in diesem Werke besitzen wir nun den reichsten Schatz von Belehrungen über die vormuhammedanischen Araber, um so schätzbarer, da diese Gedichte mit den Traditionen der spätern Erzähler und Scholiasten fast die einzige Quelle der ältern Geschichte der Araber sind. Der Druck folgt genau der schönen alten Handschrift zu Leyden; man dürfte indessen wünschen, daß Herr Fr. den abweichenden Schreibarten dieser Handschrift im Druck nicht zu treu gewesen wäre. Solche Abweichungen nach den verschiedenen Zeiten und Ländern der Schreiber sind

zwar an sich immer merkwürdig und mögen in einer Vorrede aufgezählt werden, aber in den Druck selbst sollten sie der Deutlichkeit wegen nicht dringen, zumal wenn sie aus später Neuerung hervorgegangen sind, wie hier die durchgängige Schreibart  $\text{H}$  für  $\text{h}$  d. h.  $\text{H}$ . In dem Drucke selbst trifft man nur selten auf falsche Lesarten, wie S. 96, 3 nach dem Metrum ohne Zweifel zu verbessern ist, wahrscheinlich  $\text{المضلل}$  für  $\text{المضلل}$ . Ref. versagt sich jetzt noch weiter über eine Arbeit zu reden, deren für den Herausgeber wichtigster Theil, Uebersetzung und Commentar, noch zu erwarten ist. Der vorliegende Band enthält außer einer kurzen Vorrede nur den Text.

N<sup>o</sup>. 3 ist die Arbeit eines Schülers Freytags, der sich später unter de Sacy ausgebildet hat. Die Moallaka Tarafa's, welche er zu bearbeiten übernommen, war schon früher von Reiske mit einem noch jetzt lesenswerthen Commentar herausgegeben, und an Gelehrsamkeit hat kein späterer Bearbeiter dieser alten Gedichte Reiske übertroffen. Indes für die Critik und genauere Erklärung hat Reiske, der erste Herausgeber einer Moallaka, nicht alles gethan; ein jetziger Sprachkenner wird durch die höheren Erfahrungen unserer Zeit leicht vieles verbessern. So hat auch Herr Dr. Bullers den Text nach zuvor nicht verglichenen Pariser Handschriften verbessert, die blündigen und lehrreichen Scholien Zuzeni's zum ersten Mal drucken lassen, und die richtigere Erklärung mancher Stellen mit Fleiß und Kenntniß gefördert. Die Art und Weise der Bearbeitung aber ist ganz der Methode ähnlich, welche

oben als sich vorzüglich in Freytag's Werken zeigend beschrieben wurde; wir treffen hier wieder die arabische Philologie, welche bey löblicher Gelehrsamkeit im Einzelnen sich doch ihres wahren Zwecks nicht genug bewußt ist, und einseitig von den Worten und Sätzen der eingebornen Grammatiker sich abhängig machend zu den inneren Gründen nicht gelangt. So vermißt man eine Entwicklung des Zusammenhangs der Gedanken, ohne welche das Gedicht weder im Ganzen noch im Einzelnen verstanden und gewürdigt werden kann; die langen Schilderungen und die kurzen Sentenzen stehen nicht so zerrissen und willkürlich, wie es zunächst scheint, und in dieser Moallaka einigen sich alle Einzelheiten zu Einem Ziel. Um einiges Einzelne von dem anzuführen, wo Ref. angestoßen ist, so können

die Worte B. 19 لها فخذان أكبر nicht be-

deuten femora illius sunt perfecta, da der Singular msc. des Verbums nicht mit dem vorigen Dual verbunden werden kann; jener ist mit dem folgenden Namen zu verbinden, so daß der Sinn des Ganzen sich ändert. B. 61 geben die Worte nubes enim placent hominibus schwerlich einen in den Zusammenhang passenden Sinn: der Satz mit و und vorgeseh'tem Subjecte ist aber ein das Vorige erklärender und beschreibender 'Wolken, und zwar Staunen erregende Wolken'. — In dem arabischen Texte stoßen nur wenige Fehler auf, wie S. 18 B. 53 وئلى, S. 19 Z. 11 عظم, S. 43 فخذى gelesen werden muß; im Ganzen ist der Druck sehr correct. In der Einleitung finden sich Auszüge

aus Meidani und Ibn-Nobata über das Leben des früh gestorbenen Dichters. Es mag nur noch erwähnt werden, daß die Verse S. 15 nicht dem Metrum *Wafir*, sondern dem seltenen, *سجدة* genannten, folgen.

N<sup>o</sup>. 4 ist ein anthologisches Werk, welches schöne Gedanken, spitze und schlagende Reden und kräftige Sentenzen, in Prosa oder Poesie, nach gewissen Fächern und Rubriken gesammelt enthält, wie dergleichen Werke in der arabischen Literatur seit dem vierten Jahrhundert der *Hegira* häufig geschrieben sind; obwohl bey dem Verlust so vieler alter Werke, aus denen diese ausgezogen wurden, und als Sammlung von historischen Zügen schätzbar, war diese Art von Schriften bis jetzt wenig bekannt, und jenes Buch des Herrn Flügel gibt uns davon die erste große Probe. Der Text dieses, nach des Ref. Ueberzeugung nicht vollständigen Werks ist aber nach einer einzigen Handschrift nicht correct, auch die Uebersetzung und grammatische Behandlung nicht sicher genug, um das Buch in dieser Gestalt den minder geübten mit gutem Gewissen empfehlen zu können, wie Ref. an einem andern Orte weiter gezeigt hat. Von der Thätigkeit des Herrn Flügel kann man sich indeß für die Zukunft noch Erfreuliches versprechen, und Ref. wünscht sehr, daß sein Vorhaben das den Literatoren schon rühmlichst bekannte bibliographische Werk *Hag'i Chalfa's* herauszugeben gelingen möge.

Desto angenehmer wird aber sowohl den Kennern als den Schülern arabischer Sprache und Literatur die kleine Schrift N<sup>o</sup>. 5 seyn. *Volman's* Fabeln sind zwar, als die gewohnten

ersten Uebungsstücke der Anfänger, häufiger als irgend etwas anderes in Europa gedruckt, aber eine Ausgabe, die mit Recht kritisch zu nennen war, lieferte nach Golius und Bernstein's Versuchen zuerst Freytag im J. 1823, obgleich auch in ihr noch mehrere Fehler sind. Bey dieser Masse von Vorarbeiten der verschiedensten Art hat der letzte Herausgeber, Herr Prof. Ködiger, zuerst das Verdienst, den Stoff der Critik vollständig zusammengeleitet und über die vielen Varianten ein kritisches Urtheil begründet zu haben; dazu wurden auch manche Quellen benutzt, deren Wichtigkeit man bis jetzt nicht beachtete, wie die erste noch nicht vocalisirte Ausgabe durch Erpen, und die griechischen Fabeln Syntipas', deren Uebereinstimmung mit manchen arabischen augenscheinlich ist. Nach dem Druck des Textes und des kritischen Theils kam noch ein ganz neues Hülfsmittel hinzu, die Vergleichung eines vor kurzem aus Aegypten nach Paris gebrachten Codex, dessen in mancher Rücksicht wichtige Varianten Ref. bey seinem Aufenthalte in Paris auszog und dem Herausgeber später mittheilte. Dadurch sind manche vorher noch bezweifelte oder bloß vermuthete bessere Lesarten als richtig erwiesen, in einigen Stellen sogar wider alles Erwarten eine noch von Niemand geahnete, und doch unstreitig einzig richtige Lesart gefunden; über diese und andere, mehr von Dialectsunterschied abhängige Varianten wird theils in der Vorrede theils im Wörterbuch geredet. Hätte dieses Hülfsmittel früher benutzt werden können, so würde sich gewiß eine ganz neue Recension des Textes gestaltet haben. Ref. findet sehr selten Raum von dem genauen und feinen kritischen Urtheil des gelehrten Herausg. abzuweichen;

Fab. 11 kann er aber noch immer nicht einsehen, wie in <sup>5' 2'</sup>  $\text{سبع}$  (oder nach der Variante  $\text{سبع}$  msc.) *Söwe*, eine Anspielung auf <sup>5' c'</sup>  $\text{سبع}$  sieben liegen kann; da hier kein Wortspiel zwischen diesen beiden Wörtern ist, so kann das Wort an seiner Stelle entweder nur das eine oder das andere bedeuten, und hier reicht, da die zweyte Bedeutung nicht einmal in den Zusammenhang der Rede paßt, die erste auch der Kraft und Farbe der Rede nach vollkommen hin. Entscheidend ist  $\alpha\lambda\lambda\alpha\ \lambda\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\alpha$  Aes. fab. 106. J. D. Michaelis, der zuerst diese Meinung aufstellte, mag hier einmal nicht bedacht haben, wohin sein witternder Scharfsinn führe. — Doch der wichtigste Theil dieser Arbeit ist gewiß das Glossar, mit der größten Sorgfalt und ausgezeichnetester Kenntniß ausgearbeitet. Wie großen Nutzen das vergleichende Studium aller semitischen Sprachen neben den übrigen wissenschaftlichen Grundsätzen auch dem arabischen Lexicon bringen kann, zeigt sich an dieser Probe deutlich, und es wäre zu wünschen, daß auf solche Art das ganze arabische Wörterbuch umgearbeitet würde; so wie daß endlich die sich vorzüglich mit Arabisch beschäftigenden Gelehrten auch die übrigen stammverwandten Sprachen nicht vernachlässigten. Ref. findet bey den Ansichten des Verfs. selten eine Einschränkung zu machen, z. B. bey der Vermuthung, daß  $\text{س}$  und  $\text{س}$  ursprünglich eins gewesen. Wenn man überhaupt einen allgemeinen Wunsch bey diesem Werke sich erlauben soll, so wäre es nur der, daß der Verf. seinen Fleiß auf ein anderes ara-

bisches Stück verwandt hätte; denn da der Grund der Sprache dieser Fabeln nicht in der classischen arabischen Sprache sondern in der entartenden Bulgarsprache ist, so wird man in der Anwendung dieser Fabeln zum ersten Unterricht und überhaupt in der redlichen Ausübung der Critik stets principienlos, wenigstens mit der bisherigen Critik nicht zufrieden seyn; denn obgleich man diese Sprache durch die Vocalisation und durch Verbesserung einzelner Formen zur classischen zu erheben suchte, wird man doch nie die ganze Sprache in allen Wörtern und Fügungen zur classischen umändern können, so daß denn wohl die Sprache des wahren Verfassers in den europäischen Bearbeitungen höchst bunt und unkenntlich geworden ist.

Nr. 6 ist zunächst nur der seltenen Erscheinung wegen hier angeschlossen. Wir sehen, wie die Kunst der Lithographie auch zur arabischen Literatur reicht und uns wohl eben so wohlfeile und doch den Handschriften getreuerer Ausgaben liefern kann als der Druck. Herr Jouy, der orientalischen Sprachen nur von fern etwas kundig, aber im Steinschreiben äußerst geübt und geduldig, hat schon mehrere orientalische Werke verschiedener Sprachen durch seine Kunst zu vervielfältigen unternommen, und es ist nur zu wünschen, daß die Vollendung dieser sinesischen, Zend- und arabischen Werke durch die veränderten Zeitumstände nicht aufgegeben werde. Lithographierte arabische Bücher haben noch den Vortheil, daß sie eben sowohl junge Europäer an das Lesen der Handschriften gewöhnen, als auch im Orient, wo man sich der Drucke als Verunstaltungen der Handschriften noch immer nicht gern bedient, gern gekauft werden; auf



letzten Umstand ist, wie in Paris verlautet, auch bey vorliegender Ausgabe der viel gelesenen Geographie Abulfeda's gesehen. Zum Grunde liegt der schon bekannte gute Codex in Paris, der hier durchaus treu copiert ist. Zu wünschen aber wäre, daß Herr Reinaud, dem die Bogen zur Correctur übergeben wurden, manche unrichtige Lesart wenigstens am Rande bemerkt hätte. Da von diesem Werke Abulfeda's bis jetzt nur einzelne Theile und diese meist mit wenig Critik gedruckt sind, so ist die Vollendung dieser neuen Ausgabe gewiß vielen erwünscht.

G. H. U. C.

## Neu York.

Bey G. C. und S. Carvill: Tabulae logarithmicæ et trigonometricæ notis septem decimalibus expressæ. In forma minima. Purgatæ ab erroribus præcedentium tabularum cura F. R. Hassler.

Diese transatlantische Ausgabe der Logarithmentafeln zeichnet sich durch eine ganz vorzügliche Nettigkeit des stereotypisch ausgeführten Drucks aus. Sie enthält, durchgehends auf sieben Decimalstellen, die Logarithmen der Zahlen bis 100000, die Logarithmen der Sinus, Tangenten, Cosinus und Cotangenten im ersten Grade durch alle Secunden, in den beiden folgenden von zehn zu zehn Secunden, und für alle übrigen Grade des Quadranten von dreyßig zu dreyßig Secunden. Außerdem die natürlichen Sinus und Tangenten durchgehends von dreyßig zu dreyßig Secunden. Und dieß alles in dem Raum von 312 Seiten in klein Octav oder groß Duodez. Eine solche Zusam-

mendrängung war freylich nur durch sehr kleine Typen zu erreichen, welche, bey aller Schönheit, doch wohl für die meisten nicht kurz-sichtigen Augen zum täglichen Gebrauch fast zu klein seyn möchten. Auf die Correctheit scheint eine ganz besondere Sorgfalt gewandt zu seyn, wenigstens ist uns bey dem eine Zeitlang versuchten häufigen Gebrauch gar kein Druckfehler aufgestoßen.

### L e i p z i g.

Die Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst, herausgegeben von R. H. E. Pölig, Königl. Sächsischem Hofrathe u. s. w. (Gött. gel. Anz. 1828 St. 12) gehen ihren regelmäßigen Gang fort, und haben durch die Auswahl und den Werth der darin enthaltenen Aufsätze sich schon hinreichend bewährt. Wir haben bereits das Märzstück dieses Jahrs vor uns, enthaltend die drey Aufsätze: 1. Ueber stehende Heere vom DCR. Dr. Littmann, in dem auch nicht militärische Beschäftigungen in Friedenszeiten vorgeschlagen werden, worüber wir die Urtheile der Männer vom Fach zu hören wünschen. 2. Ueber das Wesen und die Verbindlichkeit octroierter (von oben her gegebener) und pactierter Verfassungsurkunden vom Prof. Dr. Wollgraf in Marburg. 3. Geschichtlich-politische Andeutungen über die neue Verfassung des Churfürstentums Hessen, vom Herausgeber, welche wir dem weiteren Nachdenken nicht erst zu empfehlen brauchen. Der vierte Abschnitt enthält die Anzeige der neuesten Literatur der Geschichte und Staatskunst.

Hn.

---

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

52. Stück.

Den 2. April 1831.

---

London.

Bey Whi'adser: Narrative of an Expedition to the Source of St. Peter's River, Lake Winnepeek, Lake of the woods, performed in the Year 1823, by Order of the Hon. J. C. Calhoun, Secretary of War, under the Command of Stephen H. Long, U. S. T. E. Compiled from the notes of Major Long, Messrs. Say, Keating, and Colhoun, by William H. Keating, A. M. etc. 1825. Vol. I. XIII und 458 Seiten, Vol. II. 248 u. 156 S. in Octav.

Obgleich die Anzeige des vorliegenden Werks zufällig sehr verspätet worden, so glauben wir doch, daß der wichtige Inhalt desselben auch jetzt noch eine Erwähnung in unseren Blättern rechtfertigt. Die unter dem Befehle des Major Long im J. 1823 ausgeführte Expedition hat reiche Ausbeute, nicht allein für Geographie, Ethnographie und Handelskunde, sondern auch für die gesammte Naturkunde, zumal für Geologie ge-

geben und die Kenntniß der Gegenden des oberen Mississippi und der Nordamericanischen Seen bedeutend erweitert. Der gute Erfolg den die frühere Expedition zu den Rocky Mountains gehabt, bewog das Gouvernement der vereinigten Staaten die Untersuchungen der innerhalb ihrer Gränzen liegenden, unbekannteren Gegenden fortsetzen zu lassen. Es erschien besonders wichtig über die Gegenden am St. Peter's und Red River, über die Communication zwischen beiden Flüssen und über die Natur des Landes längs der nördlichen Gränze, worüber durch die entgegengesetzten Interessen der beiden rivalisierenden, Britischen Handels-Compagnien sehr widersprechende Nachrichten verbreitet waren, genauere Aufschlüsse zu erhalten. Zu diesem Zweck ging der von dem Kriegs-Departement der Expedition im Allgemeinen vorgezeichnete Weg, von Philadelphia aus über Wheeling in Virginien, Chicago am Lake Michigan, nach Fort Crawford am Mississippi; dann an diesem Strom hinauf bis zum Fort St. Anthony; von hier am St. Peter's River bis zum Ursprunge desselben; darauf längs des Red River bis zum Winnepeek Lake und von diesem über den Lake of the Woods, Raining Lake zum Lake Superior und auf demselben längs des nördlichen Randes zum Huron und über diesen und den Erie-See zurück. Diese Reise dauerte sechs Monate, in denen über 4500 Englische Meilen zurückgelegt wurden. Hauptaufgaben waren: eine allgemeine Aufnahme und topographische Beschreibung der Gegenden durch welche der Weg führte; Bestimmung der geographischen Länge und Breite aller merkwürdigen Punkte; Untersuchung und Beschreibung der Naturproducte in den durchreisten Gegenden, so wie

die Erforschung des Characters, der Sitten und Sprachen der sie bewohnenden, wilden Völkerstämme. Die Reisegesellschaft, welche am 30sten April Philadelphia verließ, bestand aus dem Ingenieur-Major Stephan H. Long, dem Zoologen und Antiquarier Thomas Say, dem Mineralogen und Geologen William H. Keating, und dem Zeichner und Landschaftsmahler Samuel Seymour. Die Herren Say und Keating waren besonders mit der Führung des Tagebuches und der Sammlung von Allem, was sich auf die Sprachen, Sitten u. s. w. der wilden Völkerstämme bezog, beauftragt. Die von Herrn Keating redigirte Beschreibung der Reise enthält in einer fortlaufenden, angenehmen Erzählung, einen ausführlichen Bericht über die zum Theil sehr beschwerliche, aber überaus glücklich ausgeführte Expedition. Außerdem hat das mit einigen Kupfern und einer Charte ausgestattete Werk, einen vierfachen Anhang. Die erste, naturhistorische Abtheilung desselben, liefert die von dem Herrn Say verfaßte Beschreibung der gesammelten und beobachteten Thiere und ein von Hn. von Schweinik aufgestelltes Verzeichniß der von Hn. Say gesammelten Pflanzen. In der zweyten Abtheilung sind die von Herrn Edward Colhoun redigirten, astronomischen Beobachtungen und Berechnungen enthalten; in der dritten theilt Herr Joseph Lovell die auf verschiedenen Militär-Stationen in den nördlichen Gegenden der vereinigten Staaten angestellten meteorologischen Beobachtungen mit. In der vierten Abtheilung liefert Herr W. Keating ein Wortverzeichniß von den Sprachen der Sauk's, Siour's, Chippewa's und Cree's. Da für einen Auszug aus dem reichhaltigen Werke

hier nicht der Raum ist, so beschränken wir uns darauf, einige besonders interessante Beobachtungen und Resultate herauszuheben und verschiedene eigene Bemerkungen, zu denen sie Veranlassung gaben, daran zu knüpfen.

Wenn gleich die Natur der vereinigten Staaten in dem nördlichen Innern ungleich einförmiger als in den der Ostküste mehr genähernten Gegenden erscheint, so gewährt doch auch jener Theil von Nordamerica ein sehr hohes geologisches Interesse. Die großen Binnenseen und die mit ihnen verbundenen Ströme bilden Wassercommunicationen von einer Erstreckung, wie sie wohl kein anderer Theil der Erde aufzuweisen hat. Dabey findet ein überaus merkwürdiges, wie es uns scheint noch nicht gehörig beachtetes Verhältniß zwischen den Seen und dem Stromgebiete des Mississippi Statt, welches zum Theil durch die Expedition des Major Long noch genauer aufgeklärt und durch die das vorliegende Werk begleitende Charte klarer als früher dargestellt worden. Es möchte nämlich die Verzweigung des Mississippi und Ohio gegen die Seen auf die Vermuthung führen, daß das Wasser der ersteren durch die letzteren zum Theil einen Abzug fände. Aber obgleich Manche von den zu jenen Strömen gehörigen Nebenflüssen in nicht großen Entfernungen von den Seen ihren Ursprung nehmen und keine scheidende Gebirgszüge — die man freylich auf manchen, selbst neuern Charten sieht — vorhanden sind, so finden sich doch nur an ein paar Stellen wahre Verbindungen zwischen dem Stromgebiete des Mississippi und den Seen. Die Flüsse welche letzteren zufallen, sind größtentheils im Vergleich mit den Nebenflüssen des Ohio und Mississippi, von geringer Länge und

Stärke und beynah nur der dem Winnepeek-See zufließende Red River macht davon eine Ausnahme. Auffallend ist dabey die große Annäherung, welche an manchen Stellen zwischen den in entgegengesetzten Richtungen abfließenden Gewässern Statt findet, welche die Communicationen mit den Seen schon jetzt hin und wieder erleichtert, aber ohne Zweifel in künftigen Zeiten eine ungleich größere Wichtigkeit erlangen wird. Besonders merkwürdig sind die Annäherungen zwischen dem Fox und Wisconsin River, welche Flüsse eine lange Zeit hindurch die gewöhnliche Communication zwischen dem vom Mississippi nach den Seen vermittelt haben und zwischen dem St. Peter's und Red River. Dort hat die Tragstrecke (Portage, wo die Canoes entladen und nebst der Ladung zu Lande fortgeschafft werden müssen, welches bey den Wassercommunicationen in den nördlichen Theilen von Nordamerica, besonders wegen der vielen Wasserfälle, sehr oft vorkommt und den Wassertransport natürlicher Weise sehr beschwerlich macht und verzögert) nur eine Länge von 2500 Yards und besteht in einer niedrigen und ebenen, zuweilen überschwemmten Prairie (die in jenen Gegenden von Nordamerica übliche Bezeichnung der oft sehr weit erstreckten, entweder sumpfigen und zu gewissen Zeiten überschwemmten, oder trockenen, begrastten Flächen). Die Scheidung zwischen dem St. Peter's und Red River, zwischen den Gewässern, die unter dem 57sten Breitengrade in die Hudson's Bay münden und denen, welche unter dem 29sten Breitengrade dem Mexicanischen Meerbusen zufließen, wird durch eine nur drey Englische Meilen lange Landstrecke zwischen Big stone Lake und Lake Travers gebildet, deren Erhebung so gering ist, daß bey

hohem Wasser beide Seen verbunden und die Möglichkeit vorhanden ist, aus dem einen in den anderen zu schiffen.

Das große, beynahе gleichseitige Dreyeck, welches die Gabelung des Ohio und Mississippi mit den Seen bildet, stellt ein Tafelland dar, auf welchem sich keine Gebirge von Bedeutung erheben und welches an seinen höchsten Stellen zwischen dem Winnepeek und dem Lake Superior nur etwa 1200 Fuß über dem Meere liegt. Red und St. Peter's River entspringen in einer Höhe von nur etwa 830 Fuß über dem Meere und die Zusammenmündung des Ohio mit dem Mississippi liegt bey einer, in gerader Linie über 100 geographische Meilen betragenden Entfernung von dem Meere, doch nur etwa 300 Fuß über dem Niveau desselben; mithin sogar niedriger, als der Zusammenfluß der Werra und Fulda bey Münden. Die Stellung der Seen in jenem Dreyeck beobachtet eine eigene Art von Symmetrie, indem Lake Michigan mit seiner Hauptausdehnung von Norden nach Süden gegen die Gabelung vom Ohio und Mississippi gerichtet ist, wogegen die zu beiden Seiten angränzenden Seen gegen den Ursprung dieser Ströme sich ausdehnen; mit welchem Verhältniß die Scheidung der zu den verschiedenen Gebieten jener Seen und Ströme gehörigen Gewässer im Zusammenhange steht.

Die geognostische Beschaffenheit des großen Tafellandes zeigt eine dreyfache Verschiedenheit, in dem Vorkommen von primären, secundären und Trapp-Gebirgsarten. Den größten Raum nehmen secundäre Gebilde, Kalk- und Sandstein, ein, deren horizontale Lagerung dort, wie in so manchen anderen Gegenden der Erde, einen Haupteinfluß auf die Ein-



förmigkeit der übrigen Natur geltend macht und eine der näheren Hauptbedingungen der Bildung des Tafellandes ist. Primäre Gebirgsarten kommen in den nordwestlichen Gegenden zum Vorschein. Die Reisenden fanden sie zuerst oberhalb der Einmündung des Redwood River in St. Peter's River. Am Red River gegen den See Winnepeek ist wieder Kalkstein. Dieser See macht die Scheide zwischen den primären Gebilden an der Ostseite, die sich von hier gegen den Lake Superior ziehen, und der secundären Kalkablagerung an der Westseite, deren weitere Verbreitung gegen Nordwest durch die erste Reise des Capitains Franklin zu den Küsten des Polar = Meeres bekannt geworden. Herr Keating bemerkt hinsichtlich jener Formationenscheidung (II. 80.) folgendes: 'It appears to us by no means improbable that the excavation of this lake was occasioned by the easier decomposition of the strata at the junction of the two formations. No where, perhaps, upon the surface of the earth, is a difference in the geological characters of the country attended by a more striking diversity in the superficial or topographical aspect. We observe here, that wherever the primitive rocks prevail, the country abounds in lakes, swamps, short streams filled with falls and rapids, as is the case with the whole country which extends from Lake Winnepeek to Lake Superior, and which reaches nearly to the Falls of St. Anthony on the Mississippi, while the secondary formation is covered with fine and dry prairies.' Unter den primären Gebirgsarten erscheinen die massigen vorherrschend, die schiefrigen mehr untergeordnet. Am häufigsten

wurden Gesteine beobachtet, die auf mannigfaltige Weise zwischen dem Granit- und Syenit-Gemenge schwanken. Besonders verbreitet zeigte sich Hornblende-Granit, ein körniges Gemenge aus Feldspath, Quarz und Hornblende, in welchem letztere den sonst im Granit gewöhnlichen Glimmer vertritt. Wo Parallel-Structur genauer beobachtet wurde, war ihr Streichen von N.N.D. . S.W. oder N.D. . S.W., also im Allgemeinen dem Hauptstreichen der Schichten des Schiefergebirges in den Alleghanyes conform.

Ueber die secundären Formationen liefert das vorliegende Werk leider nicht die erwünschten Aufschlüsse. Der Verlust eines Theils der Sammlungen machte die genauere Bestimmung der in den verschiedenen Kalksteinen gefundenen Petrefacten unmöglich und nur durch diese würde eine Vergleichung jener Nordamericanischen Formationen mit den Europäischen sicherer begründet worden seyn. Nach den beobachteten Satzungen wird es indessen sehr wahrscheinlich, daß ein großer Theil der Kalksteinmassen dem jüngeren Uebergangskalke, dem Mountain limestone der Engländer, angehört. Ein anderes Gebilde hat große Aehnlichkeit mit dem Raubkalk des älteren Flözgebirges, dem Magnesian limestone der Englischen Geognosten. Eine darauf ruhende Sandstein-Formation ist vielleicht dem bunten Sandstein Werner's gleich zu setzen, der wieder von einem Kalkstein gedeckt wird, welcher vielleicht mit dem Muschelkalke oder einem jüngeren Flözkalke übereinkommt. Diese Formationen und ihre Petrefacten eröffnen künftigen Reisenden ein weites Feld neuer Untersuchungen.

An der Nordseite des Lake Superior erscheint eine Trappformation in großer Ausdehnung. Die ausgezeichnetste Gebirgsart derselben ist ein Mandelstein mit röthlich gefärbter Grundmasse, welche Geoden von Quarz, Chalzedon, Carneol, Jaspis u. s. w. einschließt, sehr ähnlich dem bekannten Mandelstein von Oberstein. Nach den Beobachtungen von Schoolcraft ist am ganzen südlichen Ufer des Lake Superior, ein rother, auf primärem Gebirge ruhender Sandstein verbreitet, zu welchem jenes Trappgebilde sich vielleicht auf ähnliche Weise verhält, als der Mandelstein von Oberstein zum dortigen Rothliegenden.

Aus den von Hn. Keating zusammengestellten Beobachtungen geht als allgemeines Resultat hervor, daß der Theil von Nordamerica, in welchem sich die Seen befinden, früher ein Binnenmeer war; die Dämme welche das Wasser in einer das jetzige Niveau der Seen weit übertreffenden Höhe erhielten, brachen und das Wasser fand besonders durch das Thal des Mississippi einen Abfluß, wodurch zugleich Felsblöcke und Geschiebe aus den oberen Gegenden, tieferen Regionen zugeführt wurden. Ueber die Verbreitung dieser Zeugen der gewaltsamen Durchbrüche — zu denen u. A. die am Mississippi sich findenden Geschiebe von Carneol und Jaspis gehören, die von der Mandelstein-Formation am Lake Superior abstammen — enthält das vorliegende Reisewerk viele einzelne Beobachtungen. Aehnliche Wirkungen, wie die hier kurz angedeuteten, lassen sich nicht bloß in jenen Gegenden von Nordamerica nachweisen, wiewohl sie sich dort in besonderer Auszeichnung darstellen, sondern gewiß an sehr vielen Orten und es gehören die plögli-

den, nach dem Zurückzuge der allgemeiner verbreiteten Wassermassen erfolgten Durchbrüche von Binnenmeeren und Seen, ohne Zweifel zu den Catastrophen, welche die letzten großen Veränderungen der Erdoberfläche bewirkt haben. Sie ereigneten sich eben so häufig im Innern höherer Gebirge, als in niedrigeren Berggegenden; in den Alpen so gut, als an unserer Porta Westphalica. Documente derselben sind die Formen der vormalß vom Wasser erfüllten Behälter; die Gestalten der Oeffnungen, durch welche das eingeschlossene Wasser den Abfluß erzwang und vorzüglich die von ihm fortgeführten und in größeren oder geringeren Entfernungen angehäuft oder verbreiteten Schutt- und Trümmernassen. Escher von der Einth hat gezeigt, wie die Annahme solcher Durchbrüche über die Fortführung der großen Ufelsblöcke, die in den Vorbergen der Alpen und am Jura zerstreut liegen, Aufschluß gibt; und auf ähnliche Weise scheint das merkwürdige Phänomen der weiten Verbreitung nordischer Gebirgstrümmen in Dänemark, Holland und Norddeutschland, sich erklären zu lassen. Dabey dürfte freylich die nächste Veranlassung jener Durchbrüche für jetzt noch räthselhaft bleiben; denn ob sich gleich bey einigen derselben die Annahme vulcanischer Hebungen aufzudringen scheint, so ist doch diese bey vielen anderen nicht wohl zulässig. Herr Keating — der sich übrigens jeder bestimmten, hypothetischen Erklärung enthält — ist nicht abgeneigt, die Emporhebung der Trappmassen am Lake Superior, als Ursache des Durchbruches des vormaligen Binnenmeeres anzusehen. Dagegen scheint doch aber die vorhin erwähnte Verbreitung von Abkömmlingen jener Trappformation zu reden, weil

die Bildung der Geschiebe auf ein früheres Daseyn der Trappmassen hinweist.

Die Betrachtung der geologischen Eigenthümlichkeiten der in vorliegendem Werke beschriebenen Gegenden von Nordamerica, läßt eine Analogie zwischen ihnen und den Naturverhältnissen im mittleren Schweden nicht verkennen. Wenn gleich in diesem Lande Alles nach einem kleineren Maaßstabe gebildet erscheint, so stellt sich doch in den Seen, wie in den sie verknüpfenden Strömen, in ihren Cataracten und in dem ganzen Oberflächenanschen, zum Theil sogar in der Pflanzendecke, derselbe Grundtypus dar, der jenen Theil von Nordamerica characterisiert. Auch im mittleren Schweden bildet primäres Gebirgs-  
gestein die in vielen Gegenden sichtbare, aber nicht bedeutend sich erhebende Grundlage. Auch hier ist Hornblende ein sehr häufiger Gemengtheil und nur darin zeigt sich eine Verschiedenheit, daß in Schweden die Parallelstructur, in jenem Theil von Nordamerica die massige Bildung vorherrscht; wogegen aber hinsichtlich der Richtung des Streichens der Schichten, wieder Uebereinstimmung Statt findet. Hier wie dort liegen die kleineren Seen und ihre Verbindungscanäle ganz im Bereich des Grundgebirges; wogegen in der Nähe der größeren auch secundäre Gebirgsmassen, unter denen Sand- und Kalkstein vorherrschen, zum Theil in horizontaler Lagerung, aber frenlich verhältnißmäßig in ungleich geringerer Verbreitung als in den Gegenden der größeren nordamericanischen Seen, vorkommen. Die Trappformation in der Nähe des größten Schwedischen Sees, des Wenern, vollendet die angedeutete Analogie. Folgende, von Hn. Keating gegebene, schöne Schilderung des Winne-

peel-Flusses (II. 86), paßt vollkommen auch auf den Götthas- und Dal-Elf. 'The characters which we admire in the scenery of the Winnepeek, are the immense volume of waters, the extreme rapidity of the current, the great variety of form which the cascades and falls present, and the incomparable wildness of the rocky scenery which produces these falls, and which contrasts by its gloom, its immoveable and unchangeable features, with the bright dazzling effect of the silvery sheet of water, passing from a smooth and unruffled expanse, to a broken and foaming cataract. It is in the effect of the rocky bed of the Winnepeek, that its numerous falls surpass all others which we have seen; the cataract of Niagara, which far exceeds them in volume, is uniform and monotonous in comparison; the horizontal ledges of secondary rocks of the latter are as far inferior in picturesque effect to the dark water-worn granite and sienite of the former, as the height of the bluffs at Niagara exceeds that of the rocky banks of the Winnepeek.'

Diese Vergleichung der Cataracte des Winnepeek-Flusses mit dem Niagara-Falle veranlaßt uns eine Bemerkung über den Einfluß der Gebirgsmasse auf den verschiedenen Character der Wasserfälle hinzuzufügen. Abgesehen von der Größe des Stroms, liegen nicht bloß in der petrographischen Beschaffenheit des Gesteins, sondern auch in der Structur desselben, in der Lage oder Aufrichtung der Schichten und in ihrem Verhältniß zur Richtung des Bettes, Bedingungen für die verschiedene Breite und Höhe, so wie für den

ganzen Habitus der Wasserfälle. Je crystallinischer und fester das Gestein ist, um so mehr pflügt die Wassermasse eingeengt, um so wilder aber auch der Sturz zu erscheinen; wogegen nicht crystallinische, weichere Felsmassen größere Erweiterung und Einförmigkeit der Wasserfälle zu bewirken pflegen. Bey aufgerichteten Schichten ist mit geringerer Breite, oft größere Höhe, bey wagerechter Schichtung dagegen mit größerer Breite, geringere Höhe verbunden. Bey dem Niagara-Falle, dem Falle des Mississippi bey St. Anthony, dem Rheinfall bey Schaffhausen, wo der Strom über horizontale Kalkschichten herabstürzt, ist es hauptsächlich nur die Breite des Falles, welche einen großen Eindruck macht. Bey dem Falle von St. Anthony beträgt die Tiefe nicht mehr wie  $16\frac{1}{2}$  Fuß, wogegen die Breite des Mississippi an jener Stelle 627 Yards mißt. Ganz verschieden ist der Character der größeren Norwegischen und Schwedischen Wasserfälle, bey denen die Ströme durch crystallinisches Gestein mit aufgerichteten Schichten, sich den Weg gebahnt haben und zwar nicht in solcher Breite als die zuvor erwähnten Flüsse, aber dagegen weit höher herabstürzen. Im primären Gebirge pflegen den Längenthälern breitere, den Querthälern schmalere Wasserfälle eigen zu seyn; die letzteren übertreffen aber die ersteren oft an Höhe. In diesem Verhältnisse stehen die Cataracte des Glommen in Norwegen, des Götha-Elf's in Schweden, zu den Wasserfällen der Tosa, des Tessin, der Aar, der Reuß, in den Alpen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt theils darin, daß die Querthäler geringere Wasserströme zu führen pflegen als die Längenthäler; zum Theil aber auch in dem

Verhältnisse der Parallelstructur zur Richtung des Bettes, indem bey den Quertälern, welche die Schichten zu durchschneiden pflegen, das Wasser größeren Widerstand fand und daher mehr eingengt blieb, als in den der Parallelstructur gewöhnlich entsprechenden Längenthälern.

Von den zoologischen Bemerkungen, welche vorliegendes Werk enthält, heben wir hier nur die eine aus, daß die Klapperschlange im nordwestlichen Theil der durchreisten Gegenden bis zum Swan Lake, der an der linken Seite vom St. Peter'sfluß, zwischen dem 44sten und 45sten Breitengrade liegt, aber nicht nördlicher sich findet.

Unter den ethnographischen Nachrichten sind die welche die Sauk's und Chippewa's betreffen, besonders ausführlich und interessant. Sie erwecken zum Theil sehr gemischte Gefühle: Freude, über mancherley Beweise echter Moral, welche Gesinnung und Handlungsweise der wilden Völkerstämme an den Tag legen; Trauer dagegen über den verderblichen Einfluß, den Eigennutz und Habgier christlicher Handelsagenten, besonders durch die Verleitung zum Trunke, auf ihre Moralität ausüben. Der Verfasser äußert sich darüber (I. 238) mit folgenden Worten: 'The Indian appears to us to possess ideas of virtue and morality, which are fully as valuable as those that are supposed by some philosophers to be the exclusive appanage of civilization. True, they are, perhaps, but too frequently checked in their growth by the uncontrolled sway which his evil propensities exercise over him; propensities which, as we believe, have been unfor-



tunately increased, by an indiscriminate intercourse with the most worthless of white men, who, to serve their own selfish ends, have not been ashamed to stimulate the Indian to deeds which his own good sense would have prevented him from perpetrating.'

### W i e n.

Bei C. F. Beck: Darstellung des Ungarischen Privat-Rechts, nach dem als classisch anerkannten Werke des Herrn Rath's Emerich von Kelemen, Prof. in Pesth, bearbeitet von J. von Jung, Professor an der Wiener Universität. Zweyte Auflage. B. I. VIII und 460 Seiten; B. II. 598 Seiten in 8. 1827.

Wir können, aus leicht einzusehenden Ursachen, keine Critik, sondern nur eine bloße literarische Anzeige dieses Werks geben; glauben jedoch daß auch diese den Freunden der juristischen Literatur angenehm seyn wird. Der Titel sagt auch schon aus, daß es nicht sowohl ein Original-Werk, als vielmehr eine Bearbeitung nach dem lateinischen Werk des Herrn von Kelemen, mit Berücksichtigung noch einiger andern geschätzten Werke, seyn soll. Der Zweck ist nämlich, wie es in der Vorrede heißt, 'die deutschen Bürger in Hinsicht der Ungarischen Gesetze aufzuklären'; also ein populäres Werk über die Ungarischen Gesetze dem Publicum in die Hände zu geben. Indem diesem zufolge Verständlichkeit und Brauchbarkeit die ersten Erfordernisse waren, mußten diese den Maßstab der Bearbeitung geben, und das Bedürfniß

einer zweyten Ausgabe scheint hinreichend zu beweisen, daß jener Zweck erreicht ist. Voran geht ein Aufsatz über die Quellen des Ungarischen Privatrechts. Diese sind, da das Römische Recht hier nicht herrschend geworden ist, von verschiedener Art: die Reichs-Decrete oder eigentlichen Gesetze; das Herkommen; die Privilegien; die Statuten; und die Entscheidungen der R. Curie; von welchen allen einzeln gehandelt wird. — Bis zum 16ten Jahrhundert hatten die Ungarn noch keine Sammlung ihrer Gesetze. Erst 1514 ward von Stephan Werböcz eine solche Sammlung in seinem Gesetzbuche veranstaltet, die jedoch erst über ein Jahrhundert später, 1622 gesetzliche Autorität erhielt. Es heißt Tripartitum Verböczianum, weil es aus drey Theilen besteht. Dies ist die noch jetzt im Gebrauch seyende Gesetzsammlung; eine Fortsetzung derselben wird von dem Verf. nicht angeführt. Auf diese Einleitung folgt das erste Buch: Personen-Recht, wo besonders das Kapitel von den Rechten der Grundherren über ihre Bauern (*misera plebs*) unsere Aufmerksamkeit erregte; das zweyte das Sachen-Recht (beide nebst dem Anfange des dritten Buchs, von dem persönlichen Sachenrechte, noch in dem ersten Theile); dessen Fortsetzung der zweyte Theil gibt, dem noch ein allgemeines, in alphabetischer Ordnung verfaßtes Verzeichniß aller Gerichtsgegenstände beygefügt ist; wodurch die Brauchbarkeit desselben für das nicht juristische Publicum allerdings sehr erhöht wird.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

53. Stück.

Den 4. April 1831.

---

L e i p z i g.

1. De necessitate ac ratione studium medicinae amplificandi et moderandi dissertatio etc. q. ad munus Assessoris ordinarii in gratioso Medicorum Ordine Lipsiensi ritu antiquo suscipiendum p. d. D. Joann. Christ. Godofr. Joerg, Prof. p. ord. etc. d. XXIII Aug. 1830 socio adsumto filio Ed. Joerg Med. Bacc. IX u. 61 S. gr. 8.

2. De mortis propria manu sibi paratae indagazione, ad suspicionem culpae alienae removendam maxime necessaria. Commentatio med. forens. q. pro loco in grat. Med. Ord. Lips. rite obtinendo die XXIX. Oct. 1830 p. d. D. Christ. Adolph. Wendler P. p.'o. etc. soc. ass. filio Ad. Clem. Wendler Jur. utr. Bacc. 48 S. gr. 8.

3. De facinore aperto ad medicorum judicium non deferendo diss. med. psychologica q. ad munus Assessoris ordinarii in grat. Med. Ordine Lips. r. a, suscipiendum

d. Nov. XI 1830 p. d. D. Joan. Christ. August Heinroth P. p. o. etc. ass. soc. C. A. Haynel Med. Bacc. II u. 51 S.

Obgleich unsere Blätter in der Regel keine Dissertationen zur Anzeige bringen, so glauben wir doch bey diesen, wegen der Berühmtheit ihrer Verfasser, der Gelegenheit, der sie ihre Entstehung verdankten, und ihrer ausgezeichneten Wichtigkeit halber, eine Ausnahme machen zu müssen. Alle drey erschienen in Folge der glücklichen Veränderung, deren die alte hochberühmte Universität Leipzig, ganz vor Kurzem erst, sich zu erfreuen hatte, durch die auch die medicinische Facultät daselbst eine zweckmäßigere Einrichtung bekam. Der alte nachtheilige Unterschied zwischen Professuren alter und neuer Stiftung hörte von jetzt an auf, und alle ordentliche Professoren wurden auch ordentliche Mitglieder der Facultät, und gelangen nun nach dem Alter ihrer Anstellung auch zu dem Rechte Decane und Procanzler werden zu können. Da es bisher in Leipzig Sitte war bey dem Eintritte in die Facultät eine Dissertation öffentlich zu vertheidigen, so verschmähten die Herren Jörg, Wendler, und Heinroth, obgleich ihre Verdienste und ihr Ruf sie dessen wohl hätten überheben können, es doch nicht, dieser alten Sitte auch ihrer Seite Folge zu leisten. Ein günstiger Zufall hatte es so gefügt, daß alle Drey zugleich das Erinnerungsfest der vor fünf und zwanzig Jahren empfangenen Doctorwürde begingen, und daß bey Zweyen schon ihrer Väter würdige Söhne die Stelle der Respondenten übernehmen konnten. Eine solche erfreuliche Feyer höchst schätzbarer Ereignisse, an einem Orte, der für die Förderung echter Gelehrsamkeit und wahrer Wissenschaft seit Jahrhunderten so Vieles und Großes

geleistet hat, muß nothwendig die Theilnahme aller Gelehrten erwecken, und in jedem den Wunsch erregen, sowohl der preiswürdigen medicinischen Facultät in Leipzig, als auch den hochverdienten Männern, die sie jetzt erst ganz besitzt, die herzlichsten Glückwünsche dazu abzustatten. Wir freuen uns hier eine Gelegenheit erhalten zu haben, unsern lebhaften Wünschen für den ferneren Flor dieser hochverehrten Facultät, und für das ungestörte Wohl ihrer uns so werthen älteren und neueren Mitglieder Worte geben zu können.

Was die einzelnen Schriften anbetrifft, so braucht es wohl kaum bemerkt zu werden, daß in N<sup>o</sup>. 1. eine hohe und würdige Ansicht der Medicin auf eine gleich würdige Weise ausgesprochen wird, und daß mit dieser auch die Anordnung des Studiums dieser Wissenschaft, die der berühmte Verf. empfiehlt, völlig übereinstimmt. Außer den Hülfswissenschaften, die gewöhnlich gefordert werden, wird hier auch auf das Studium der Dryctognosie, Geognosie, der angewandten Mathematik, und der populären Astronomie gedrungen, und der ganze Lehrkurs auf fünf volle Jahre ausgedehnt. Ref. gesteht es gerne zu, daß es wünschenswerth ist, daß die Aerzte überhaupt von allen diesen Fächern Kenntnisse besäßen, doch möchte er dagegen warnen, nicht von jedem Einzelnen zu verlangen, was nur unter allen zu gleicher Zeit Lebenden vertheilt vorkommen kann, indem außer dem was der Einzelne wissen muß, sich ja jeder das erwirbt, wozu ihn Talent und Neigung treiben, und zu dessen Erlangung sich ihm vielleicht eine besonders günstige Gelegenheit darbietet. Zu hoch gespannte Forderungen an junge wissenschaftlich gebildete Aerzte begünstigen in der That den Unfug, der jetzt mit den sogenannten

medicinisch = chirurgischen Specialschulen getrieben wird, zum größten Nachtheil für die Wissenschaft, und sollten daher ja sorgfältig vermieden werden.

N<sup>o</sup>. 2. gibt eine lehrreiche Uebersicht der neueren Verhandlungen über den Selbstmord, und über seine verschiedenen Arten, um die Nothwendigkeit der genauen gerichtlichen Untersuchung jedes solchen Falles, unter welchen Umständen er auch vorkommt, und der stets dabey anzustellenden Bergliederung der Leiche des angeblichen Selbstmörders zu beweisen. Ref. möchte diese durch Sprache und Darstellung ihres Gegenstandes ausgezeichnete kleine Schrift, besonders Rechtsgelehrten zum Lesen empfehlen.

Der berühmte Verfasser von N<sup>o</sup>. 3 erweist durch diese eben so klar als schön geschriebene Dissertation, seinen Gegnern nicht weniger als seinen Anhängern, in der That einen großen Dienst, indem er sie darin über seine Ansicht des bearbeiteten, so wichtigen, und so viel besprochenen Gegenstandes außer allen Zweifel setzt, und es ihnen dadurch leicht macht, die Gründe dafür und dawider ohne große Schwierigkeit aufzufinden. — Unser Zweck kann es hier nicht seyn diese Ansicht, von ihrem eigentlichen Standpuncte aus, einer Critik zu unterwerfen, doch glauben wir bemerken zu müssen, daß die ganze Dissertation, in der sie völlig folgerecht entwickelt ist, wohl bloß psychologica, nicht aber medico-psychologica heißen sollte. Der Arzt der immer Physiolog und Psycholog zugleich seyn muß, kann, wenn vom Menschen, in welcher Beziehung es seyn mag, die Rede ist, auf die beständige Wechselwirkung zwischen Seele und Leib nirgendswo und niemals verzichten, und er muß, wenn er beurtheilen soll, was ein Mensch ist, thut, und

gethan hat, immer auf beide Rücksicht nehmen. Dieser Wechselwirkung geschieht aber in der ganzen Schrift so gut als gar nicht Erwähnung. Die Beispiele von (fälschlich vorgegebener) sogenannter verborgener Manie, die der Herr Verf. anführt, sprechen freylich ganz für seine Meinung, sehr leicht ließen sich aber andere ihnen gegenüberstellen, die ihr geradezu entgegenstehen. Wir erinnern nur an die vielen Fälle von religiöser Manie, in denen Väter ihre angebeteten Gattinnen, und Väter ihre theuren Kinder, aus reiner Liebe, um ihnen die ewige Seligkeit zu sichern, mit kaltem Blute ermordeten. Auch die von Referenten anderswo mitgetheilten Beispiele von krankhafter Wuth ohne Wahnsinn, lassen über das Daseyn solcher Zustände, als unschuldiger Ursachen höchst gefährlicher Handlungen, keinen Zweifel. Ereignisse dieser Art dürften zugleich zur Genüge beweisen, daß Ueberführung und Bekenntniß (*convictio et confessio*), die dabey in der Regel nicht fehlen, nicht zureichen, um gewaltsame, ja Anderen tödtlich gewordene Handlungen, zu *facinoribus apertis*, im Sinne des Herrn Verfassers, zu stempeln.

Mde.

### P a r i s.

De l'imprimerie royal 1831: Description du Tibet, traduite partiellement du chinois en russe par le P. Hyacinthe Bitchourin, et du russe en français par M. \* \* \*; soigneusement revue et corrigée sur l'original chinois, complétée et accompagnée de notes par M. Klaproth, membre des

sociétés asiatiques de Paris, de Londres et de Bombay. 280 S. in 8. mit zwey Charten.

Lu-hua-tschu, der sinesische Verfasser dieser Schrift, ward während des sinesischen Kriegs gegen die Ghorfa's in Süd-Tibet vom Kaiser K'hian-lung im J. 1786 nach Tibet gesandt und durchreiste den größten Theil des so schwer zu durchreisenden und so wenig bekannten Alpenlandes; aus den Erinnerungen dieser Reise und aus Auszügen früherer sinesischen Schriften entstand dieses Werk, welches im April 1792 in Sina herausgegeben wurde. Es enthält manches Wissenswerthe, welches man durch europäische Reisende oder aus andern Quellen noch nicht weiß. Vorzüglich jedoch bezieht es sich nur auf die sinesischen Provinzen Li in der Mitte des Landes mit H'assa, der Hauptstadt von ganz Tibet, und Zjang westlich davon mit der Hauptstadt Dschaschilumbo; über das südliche Bhutan, welches später durch Engländer bekannter geworden, und über die westlichsten Theile gibt es nur spärliche Nachrichten. Die beiden Hauptstädte sind auch die heiligen ihres Landes, in reizenden Berggegenden und an Flüssen sehr klaren Wassers gelegen; H'assa 'der Mittelpunkt der Erde' ist jedoch größer und reicher. Die beiden geistlichen Oberhäupter des Landes, in deren weltliche Herrschaft der sinesische Kaiser wenig eingreift, der Dalai-Lama in H'assa und der Bokhdha-Bandschin in Dschaschilumbo bestreiten sich jetzt nicht, sondern unterstützen ihre Herrschaft wechselseitig: wenn der eine von beiden, als lebender Buddha verehrt, stirbt d. h. nach den Dogmen der Lamas sich aufs neue verkörpert, bestimmt der andere, in welchem Kinde er wiedergeboren sey (S. 254 flg.). Wie schäd-



lich die vielen Tausende von Mönchen und Nonnen so wie der das Land regierenden Geistlichen (S. 166 werden 87,000 gezählt) auf die Cultur und Bevölkerung des Landes wirken, bestätigt auch diese Schrift; wie tief die Hierarchie in alles eingreift, zeigt schon der eine Umstand genug, daß nach dem Tode eines Familienvaters die Hälfte seines Vermögens dem Tempel anheim fällt, die andere den Lamas, welche die Gebete für den Todten verrichtet haben (S. 92). Glänzend ist freylich der Schein der Hierarchie in den beiden heiligen Städten, wo man überall das Gemurmel der Gebete hört, wo die ausgesuchtesten Wohlgerüche Indiens bis zu den blauen Gipfeln der Berge einen köstlichen Geruch verbreiten, welches der Verf. S. 253 versichert ohne Uebertreibung so zu schildern: aber das übrige Land ist traurig und öde. Die bekannte Polyandrie in Tibet erklärt der Verfasser S. 90 aus der diesem Lande eigenthümlichen größern Stärke der weiblichen Natur und geringern der männlichen. Daß die Hierarchie dem von dem Verf. oft beschriebenen Aberglauben jeder Art günstig ist, liegt in ihrer Natur: manches der Art scheint aber aus uralter Zeit in Tibet geblieben und mit der lamaischen Religion vermischt zu seyn; dasselbe Schicksal hat der Buddhismus in Ceylon erfahren. Dahin gehört gewiß die für ehrenvoll gehaltene Zerfleischung des Todten, indem das Fleisch heiligen Hunden hingegeben, die Knochen aufbewahrt werden S. 92; ähnliches erzählen die Classiker von den Scythen und Parthern. Auch hat die Budhareligion in Tibet nicht das ganze Land sich unterworfen: in Südwest lebt noch ein freyes Jägervolk, genannt H'loka S. 272. Der Han-

del des Landes war zur Zeit des Verfassers auf Sina beschränkt. Aus den historischen Notizen, welche der Verfasser einschaltet, bemerken wir bloß, daß das Land, nachdem die sinesische Herrschaft lange zweifelhaft gewesen war, im Jahre 1751 nach Besiegung des letzten Königs den Lamas und dem Kaiser völlig unterworfen wurde. Unter den naturhistorischen Bemerkungen verdient die Beschreibung des lange bezweifelt, vor kurzem auch von Hodgson in Tibet gefundenen Einhorn's Auszeichnung. Ein Verzeichniß tibetischer Wörter, von dem Sinesen gesammelt, findet sich S. 142 . . 162. — Diese Schrift ist aus den letzten Heften des Journal asiat. abgedruckt; aus demselben erschien einzeln:

Rapport sur les ouvrages du P. H. Bitchuriuski, relatifs à l'histoire des Mongols, par M. J. Klaproth. 40 S. in Octav. Septembre 1830.

Der Uebersetzer des vorigen Werks über Tibet, früher Archimandrit des Klosters und Haupt der russischen Mission zu Peking, hat im Jahre 1828 Bemerkungen über die Mongoley, und 1829 eine Geschichte der vier ersten Chans vom Hause des Tschinghis, in russischer Sprache zu Petersburg herausgegeben. Herr Klaproth beweist, daß er das Sinesische in den Quellen ziemlich gut verstanden, aber ohne Critik gebraucht habe, besonders indem er den beschränkten Etymologien der Sinesen über Eigennamen fremder Sprachen ohne Vorsicht gefolgt sey. Es kommen darin Bemerkungen über den Namen der Türken, Mongolen und Tataren vor; auch vertheidigt der Verfasser seine bekannte Ansicht über die Uiguren.

G. H. A. C.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

54. Stück.

Den 7. April 1831.

---

F r e y b u r g.

Wir haben früher schon vorläufig St. 21 d. J. der großen Unternehmung der Herderschen Kunst- und Buchhandlung eines Atlas der Schlachten erwähnt, wovon die erste Lieferung vor uns liegt: Atlas der merkwürdigsten Schlachten und Treffen der alten, mittlern, und neuen Zeit in 200 Blättern von Fr. v. Kaußler, Major im K. Württembergischen G. Quartiermeister-Stab. 1830. Fol. Die erste Lieferung 14 Blätter; der Text Deutsch und Französisch. — Schon die Zahl der Blätter lehrt, daß wir diesen Atlas mit Recht eine große Unternehmung genannt haben; mag man sie von Seiten der dazu erforderlichen Studien, oder der Kosten betrachten. Wir glauben sie aber auch mit Recht eine nützliche Unternehmung nennen zu können, da sie gleich lehrreich für den denkenden Militär, und für den Forscher und selbst den bloßen Freund der Geschichte ist. Das Bild

tragischen Auftritten entworfen, die wir Schlachten nennen, bleibt immer ein dunkles Bild, wenn wir nicht dasselbe uns durch einen Plan vor die Augen gerückt sehen. Viele der wichtigsten Abschnitte in den Werken der Geschichtschreiber erhalten dadurch ihr Leben, und die Geschichte der Kriegskunst nach den Veränderungen, die sie als Kunst erfahren hat, kann ohne sie nicht bestehen. Freylich liegen in der Aufgabe selbst Schwierigkeiten, die nur in einem gewissen Grade besiegt werden können. Nur die Stellungen zunächst vor der Schlacht lassen sich darstellen, und wie viele Veränderungen erleiden diese nicht nothwendig schon mit dem Anfange der Schlacht? Aber der Plan des Heerführers läßt sich doch deutlich machen, und auch die Veränderungen die dieser vielleicht erlitt, lassen sich leichter auffassen. — Aus dem Titel erhellt schon welcher Umfang dem Unternehmen gegeben ist, indem es nicht etwa die neuere Geschichte, sondern das ganze Gebiet derselben umfassen soll. Und das ist sein erstes und großes Verdienst. Das Werk wird dadurch zu einem fortlaufenden militärischen Commentar für die Weltgeschichte; man kann hier die Geschichte der Kriegskunst in tactischer Rücksicht durch alle Zeiten verfolgen; ihre Veränderungen, ihre Fortschritte werden uns klar.

Diese erste Lieferung enthält 14 Blätter mit 34 Plänen. Die 14 ersten sind der alten, die 15 folgenden der mittlern, und die 5 letzten der neuern Geschichte gewidmet. Es ist sehr zweckmäßig daß der Unternehmung dieser Umfang gegeben ist, ohne den es keine universalhistorische Brauchbarkeit haben würde. Wir hoffen daher auch, daß man bey den folgenden Lieferungen damit fortfahren werde, da sowohl für das Alterthum (wie z. B. die Schlacht bey Zama) und

das Mittelalter noch manche wichtige Schlachten zurück sind, wenn gleich allerdings demnächst die neuere Zeit den Hauptstoff darbieten wird. Auch wünschten wir, daß die Darstellung wichtiger Belagerungen, insofern hinreichende Beschreibungen davon vorhanden sind, fortdauernd und selbst vermehrt hereingezogen werde, da gerade diese der versinnlichten Darstellung am meisten bedürfen. Die in diesem ersten Heft enthaltenen Schlachtpläne für das Alterthum sind die von Mantinea, Leuctra, am Berge Taurus, bey Agrigent, Adis, Tunis (beide in Africa) Panormus, an der Abda, am Thrasimener See, an der Trebia, bey Telamon in Etrurien (Römer und Gallier), bey Sellasia, bey Cannae; Belagerung von Numantia. Von den 14 Schlachten aus dem Mittelalter gehören 12 der Byzantinischen Geschichte an; außerdem die bey Hastings und auf dem Lechfelde gegen die Ungarn. Für die neuere Geschichte fünf Schlachten; bey Neerwinden (1693), Breitenfeld, Fleurus (1690), Zentha und Belgrad. Die Schlachtpläne enthalten die Stellungen vor dem Anfange der Schlachten, zuweilen auch noch den Angriff. In dem Text des Herrn Major Kaußler, der deutsch und französisch in gespaltenen Columnen gegeben ist, wird bey jeder Schlacht die Stärke der beiderseitigen Heere, ihre Aufstellung, der Angriffsplan, der Verlauf der Schlacht nach ihren Hauptmomenten, ihre Resultate, und endlich die Ursachen ihres Verlustes angegeben. — Wir haben einzelne derselben mit den Quellen verglichen, wie namentlich die von Cannae mit Polybius, die von Leuctra und Mantinea mit Diodor und Xenophon, und haben mit Vergnügen gesehen, mit welcher Treue die Quellen benutzt sind; so daß wir nicht zweifeln, daß dieses auch bey den übrigen geschehen seyn wird.

Diese Vergleichen gewähren einen großen Genuß, und Niemanden kann es entgehen in ein wie viel helleres Licht die Beschreibungen der Geschichtschreiber treten. Wer den Plan der Schlacht bey Cannae ansieht, wird es leicht erklärlich finden, wie der Carthagische Feldherr mit einer so viel geringern Macht die Römische fast vernichten konnte; so wie die Pläne der Schlachten von Leuctra und Mantinea eine deutliche Ansicht der von Epaminondas erfundenen neuen Schlachtordnung geben. In den folgenden Lieferungen erwarten wir für das Alterthum die Darstellungen der Macedonischen und Römischen Kriegskunst unter Scipio und Cäsar, und für das Mittelalter die aus den Englisch-Französischen Kriegen.

Ein anderes großes Verdienst dieser Unternehmung ist die Schönheit und Sauberkeit des Stiches der lithographierten Blätter, und die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Uebersicht. Diese letzte wird theils durch den großen Maaßstab, theils dadurch erreicht, daß man nicht zu viel, nicht die Bewegungen der einzelnen Abtheilungen der Heere während der Schlacht, wie es oft bey solchen Plänen versucht ist, hat darstellen wollen. Wir empfehlen indeß eine nochmalige strenge Revision der das Local bezeichnenden Buchstaben. So fehlt in der Schlacht von Zenta der wichtige Buchstab K. Mehr glauben wir nicht nöthig zu haben zu der Empfehlung dieser Unternehmung zu sagen, der wir den besten Fortgang wünschen.

Auch von dem lithographierten Atlas von Europa in 220 Blättern eben dieser Verlags- handlung, wovon wir bereits St. 21 d. Blätter gesprochen haben, ist uns die Fortsetzung in 6 Blättern zugekommen. Sie liefern gleichfalls Theile von Frankreich, nebst den Inseln Corsica und Elba. Alles was wir von den Vorzügen

dieser umfassenden Unternehmung an d. a. St. gesagt haben, können wir auch hier wiederholen, und zweifeln daher nicht, daß sie fortdauernd mit dem verdienten Beyfall aufgenommen werden wird. Hn.

## B e r l i n.

Bey Dümmler 1830: *Nalodaya sanscritum carmen Calidaso adscriptum una cum Pradschnacari Mithilensis scholiis edidit latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferdinandus Benary, Phil. Dr. II. orient. in academia Friderica-Guilelma privatim docens. XXII u. 130 S. in gr. 4.*

Die Episode des Mahabharata, welche des Königs Rala Schicksale besingt, ist durch die Ausgabe und Uebersetzung Bopp's, von welcher jetzt schon eine zweyte verbesserte Auflage mit dem ersten Hefte (Berlin\* 1830) erschienen ist, unter uns bekannt genug. Ein späterer Dichter hat die reizende Erzählung dieses alten Epos in dem vorliegenden Gedichte Nalodaja wiederholt, welches die indischen Scholiasten vielleicht nur der von ihnen bewunderten außerordentlichen Kunst und Schönheit wegen dem berühmtesten Dichter des zweyten Alters der Literatur, dem Kalidasa, zugeschrieben haben; wenigstens fehlt es bis jetzt an entscheidenden Zeugnissen für denselben. Die Sage geht aber von Kalidasa, daß er dieses in feiner Art schönste Gedicht von 220 Stanzan verfertigt habe, um ein kürzeres Gedicht eines andern Dichters, dessen schöne Reime bewundert wurden, in der Reimkunst zu übertreffen. Wirklich liegt die Haupttendenz so wie die Hauptschönheit dieses Gedichts in dem überaus künstlichen Reime, den man in Gedichten anderer Sprachen kaum entfernt nachahmen könnte, und dem selbst die an

Reimkünsten so reiche persische Poesie nichts gleiches entgegenstellen kann. Keine Sprache hat aber auch bey unerschöpflicher Fülle von Wörtern, Bildungen und Zusammensetzungen so viel Biegsamkeit und Flüssigkeit, so viele dem Laut nach gleiche, nach Sinn und Ursprung aber verschiedenes bedeutende Wörter als das Sanskrit; so daß man auch in dieser an sich unwichtigen Künstlichkeit, die nur dem spätern Geschmack gefallen konnte, wenigstens sieht, wessen diese Sprache fähig ist. Der innere Gehalt mußte freylich unter dieser Aufmerksamkeit auf die bloße Form zergehen; und obgleich dieses Kunstgedicht nicht ohne manche einzelne schöne Schilderung ist, und im zweyten Gesange auch die sonst treu befolgte alte Erzählung durch eine anziehende lyrische Beschreibung des Glücks Nalā's mit Damajanti vermehrt wird, ragt doch das alte Epos, dem wie allen Gedichten der frühern Zeit der Reiz des Reimes fehlt, an innerer Schönheit und Lieblichkeit weit über dieses künstliche Reimlied hervor. Dem Geübtern wird das Stück aber immer in vieler Rücksicht bemerkenswerth seyn: daher wir sehr billigen, daß Hr. D. Bernary, ein talentvoller Schüler Bopp's, dessen vortreffliche Kenntnisse im Sanskrit die Bearbeitung eines so schwierigen Stücks hinlänglich bewährt hat, dieses Gedicht nach der seltenen Calcuttaer Ausgabe mit manchen Verbesserungen und mit steter Wortabtheilung herausgegeben hat. Wenn man von dem Gesichtspuncte ausgeht, daß ein solches Gedicht nur von dem geübtern Sanskritkennner mit Nutzen gelesen werden kann, so wird man es leicht entschuldigen, daß die Anmerkungen des deutschen Herausgebers wenig ausführlich sind, da das meiste schon in den Sanskritscholien deutlich und umständlich erklärt ist: die Uebersetzung aber scheint nach diesem Zwecke zu wörtlich und in sich unverständlich, kurz, zu sehr wieder für



den Anfänger berechnet zu seyn. Ref. muß sich hier begnügen zu versichern, daß der Sinn eines so schweren und nicht selten schon von den indischen Gelehrten verschieden erklärten Gedichts im Ganzen richtig gefaßt ist. Ueber das Aeußere des Gedichts aber, welches bey ihm in der That das Wichtigste ist, mögen hier einige Bemerkungen folgen. Der Hr. Herausg. handelt in der Vorrede über die Metra und Reimarten des Gedichts mit großer Genauigkeit; die Hauptsache war zwar schon nach indischen Metrikern von Colebrooke in den As. Res. V. X. p. 400 ff. erklärt: aber der Fleiß und die Schärfe der Beobachtung des deutschen Herausg. hat alles umfassender und deutlicher dargestellt. Man dürfte indeß doch wünschen, daß die vielfachen Erscheinungen nicht in der Form bloßer Bemerkungen so einzeln und zerrissen aufgereiht, sondern das Ganze mehr in seinem Zusammenhange aufgefaßt und dargestellt wäre; denn auch das Künstliche ist der Geschichte nach nicht willkürlich oder zufällig so geworden, und in diesen künstlichen Versen ist doch noch so große Mannigfaltigkeit und Freyheit, daß man ohne auf den Ursprung und Zusammenhang zu achten, leicht auch die Form nicht klar genug erklären kann. So erklärt der Hr. Herausg. die drey verschiedenen Versarten, welche in dem Gedichte vorkommen, alle nur einzeln, ohne ihr Verhältniß und den Grund ihres Wechsels zu berühren. Das häufigste Metrum dieser drey, welches den Grund der Erzählung bildet, ist durch sehr große metrische Freyheit, die zwey seltenern durch die größte Gebundenheit und Festigkeit ausgezeichnet; jenes ist der ruhigen Erzählung, diese sind dem Pathos vorzugsweise eigen: das Verhältniß der drey ist also dasselbe wie das der freyern und gebundenern Verse im alten Epos, und nach dessen Vorbilde entstanden, obgleich im Malodaja ein anderer

Rythmus und höhere Kunst ist. Auch ist der Rythmus aller drey Versarten im Großen gleich, indem keine vom Dactylus oder Trochäus ausgeht, sondern alle vom Anapäst oder vom Jambus; in der ersten hält zwar Hr. B. den im sechsten Fuße stets nothwendigen Amphibrachys für den Grundrythmus: aber da aus ihm der sonst herrschende Anapäst oder Spondeus nicht hervorgehen kann, wird man ihn wohl besser für eine bloße Variation halten. Ref. berührt außerdem nur noch eine in critischer Hinsicht wichtige Einzelheit. Die letzte Sylbe des Verses ist, auch wenn eine kurze gesetzt ist, durch die absolute Pause nothwendig tonlang, eine Erscheinung welche nicht den indischen Gedichten eigenthümlich ist (S. VIII), sondern an sich nothwendig und daher allgemein geltend in allen Sprachen. Man könnte nun denken, daß diese Freyheit sich auch auf die Endsylbe der ersten Hälfte des Verses erstrecke, zumal der Reim beider Hälften derselbe ist. Hr. B. hat diese Frage nicht aufgeworfen: sie ist aber schon der Textcritik wegen nothwendig. Bey weiterer Untersuchung zeigt sich, daß die Dichter nur am Ende des vollen Verses diese Freyheit sich erlauben: auch begreift man, daß sie am Ende der ersten Hälfte unpassend wäre, weil hier keine absolute Pause ist. Dasselbe bestätigt die arabische und griechische Metrik. Daher wird man denn auch nicht zaudern, in der einzigen Stelle wo eine Kürze steht, I, 25, b. und gegen deren Richtigkeit Hr. B. keinen Zweifel erhebt, eine falsche Lesart zu erkennen. Diese ist auch in dieser Stelle leicht zu heben: statt jadi bhârjâ sjâh setze man in umgekehrter Folge sjâ jadi bhârjâ, wodurch die vorige Sylbe lang wird; die falsche Stellung der Worte konnte hier sehr leicht entstehen, wenn ein Abschreiber die Worte nach ihrer prosaischen Ordnung umstellte. G. H. A. C.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

55. Stück.

Den 9. April 1831.

---

Paris.

Chez Treuttel et Würtz 1829: Oeuvres diverses de M. le Baron Auguste de Stael, précédés d'une notice sur la vie et suivies de quelques lettres inédites sur l'Angleterre. Tome I. 294, II. 335 und III. 236 S. in 8.

Der ungenannte Herausgeber der Oeuvres diverses des August von Stael (Holstein) liefert in der vorgeschickten Lebensbeschreibung einige Notizen über den Gang seiner wissenschaftlichen Bildung. Seine Mutter, die in der gelehrten und politischen Welt Aufsehen erregte, Tochter Necker's, Mad. de Stael-Holstein, ertheilte ihm bis er 11 Jahr alt war selbst Unterricht, und zwar auf eine so seltsame Weise, daß sie während sie ihm Lehrstunden gab ihre eigene Correspondenz und andere Geschäfte besorgte. Eine ungemein lebhafte Wißbegierde, verbunden mit großem Ernst, der diesen ihren Sohn von seiner ersten Jugend an characterisierte, ließ ihn die nachtheiligen Folgen, die ein solcher spielender

weiblicher Unterricht besorgen ließ, nicht fühlen. Er kam dann in eine Pensions-Anstalt in Genf. In seinem 14ten Jahre begleitete er seine Mutter in ihrer Verbannung nach Deutschland, wo Herr A. W. von Schlegel sein Lehrer ward. Ein Jahr später ward er nach Paris in eine Pensions-Anstalt geschickt. Das Vertrauen, das Frau von Stael schon damals in diesen ihren Sohn setzte, war so groß, daß sie ihm nicht nur völlige Freyheit über seine Person und Zeit nach eigenem Gutdünken zu verfügen, während er in dieser Pension war, ertheilte, sondern ihm auch den für sie so wichtigen Auftrag gab, ihr bey dem damaligen Französischen Gouvernement die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erwirken. So geschah es daß August von Stael, kaum dem Knabenalter entronnen, sich mit dem Ernste und Anstande eines Mannes der Besorgung der finanziellen und politischen Angelegenheiten seiner Mutter unterzog, die ihn als ihren Freund und Rathgeber behandelte. Mr. Suard und die Marschallin de Beauveau verstatteten ihm Zutritt in ihren Circeln. Die Gesellschaft die er hier fand war gegen Napoleon nicht günstig gesinnt; August von Stael schloß sich ihr um so bereitwilliger an, als er einen Mann nicht lieben konnte, der seine Mutter aus Frankreich vertrieben hatte. In seinem 17ten Jahre, 1808, hatte er zu Chamberen mit Napoleon jene, in vielen Zeitschriften bereits abgedruckte, berühmte Unterredung, die hier vollständig mitgetheilt wird. Die Ungnade die Napoleon auf seine Mutter geworfen hatte, verhinderte ihn irgend eine Anstellung in Frankreich nachzusuchen, oder anzunehmen. Er nahm seinen Wohnsitz auf jenem, durch Necker's Aufenthalt so berühmt gewordenen Gute Coppet, sich ganz den Wissenschaften und

der Besorgung seines Haushalts hingebend. A. von Stael, obgleich in der ersten Blüthe des Jugendalters, fand sich in dieser ländlichen Einsamkeit glücklicher als er es zu Paris gewesen war. Aber seine Mutter, die damals in Schweden war, verlangte ihn zu sehen. Im J. 1813 begab er sich nach Schweden und begleitete seine Mutter nach England. Auf ihr Verlangen statete er von dort einen Besuch bey dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, in dessen Hauptquartier zu Lüttich, ab. Frau von Stael und ihr Sohn hatten die Catastrophe die Napoleon in Rußland betraf und seinen herannahenden Fall mit Vergnügen gesehen, aber die sich für Frankreich jetzt entwickelnde Zukunft erfüllte beide mit Kummer. A. von Stael schrieb seiner Mutter aus Lüttich: 'Faut-il que ce soit ainsi, que l'Europe soit delivrée, et qu'il n'existe pas une cause à laquelle on puisse se livrer avec enthousiasme? qu'on trouve de tous les côtes de machiavelisme, ou de l'ignorance? Nach diesem Glaubensbekenntnisse dürfen wir uns nicht wundern daß er, der unter Napoleon keine öffentliche Anstellung begehrte, keine unter den Bourbons suchte.

August von Stael setzte in Coppet wieder sein früheres isolirtes Leben fort. Im J. 1817 verlor er seine Mutter. Dieser für ihn unersehliche Verlust scheint die nächste Veranlassung, sich einer religiösen Schwärmerey zu überlassen, gewesen zu seyn. Die Schriftstelleren diente als Gegenmittel gegen den ihn verzehrenden Kummer. Von seiner frühen Jugend an durch den Unterricht seiner Mutter und durch das Beyspiel seines Großvaters Necker, das Frau von Stael ihm immer und immer mit den lebhaftesten Farben vorzeichnete, in das Feld der Staatswissenschaften

eingeweiht, widmete er ihnen seine ersten Versuche. Im J. 1819 erschienen kurz nach einander drey politische Druckschriften aus seiner Feder: de la responsabilité des Ministres; — de renouvellement intégral de la chambre des Deputés; — und: du nombre et de l'âge des députés. Diese letzte Broschüre war eine Schutzschrift für ihn selbst. Er brannete vor Begierde eine Stelle unter den Deputierten der Kammer in Frankreich einzunehmen, allein seine Jugend trat ihm in den Weg. — Zu der Herausgabe des *oeuvres complètes de Mad. la Baronne de Stael*, der er sich selbst unterzog, schrieb er ein *avertissement*. Merkwürdiger als diese Schrift ist die *Notice*, die er der neuen Ausgabe der Werke seines Großvaters Necker vorsezte. Wenn seine Mutter den Character und das öffentliche Leben Necker's der Welt mitgetheilt hatte, so bezweckte A. von Stael nun jene Darstellungen zu ergänzen, vorzüglich die Grundsätze der Administrationen seines Großvaters zu entwickeln. Die *Notice sur M. Necker* macht den 2ten Band dieser angezeigten Sammlung aus.

Im J. 1822 unternahm A. von Stael eine zweyte Reise nach England, die einen unverkennbar großen Einfluß auf seine Denkungs- und Handlungsweise hatte. Er lernte Wilberforce kennen. Was dieser für England war, wollte er für Frankreich werden. Zum *Secretair de la société biblique* ernannt, stattete er dieser Verbindung in den Jahren 1822, 23 und 25 ausführliche Berichte ab. Eine zweyte Ehrenstelle ward ihm zu Theil: *trésorier de la société des traités religieuses*. Er übersetzte für diese Gesellschaft eine Erzählung des Schiffbruchs des Schiffes *Kent*. Auch in der *Société des missions* ward er ein thätiges Mitglied. Außer

dieser Verbindung beschäftigten ihn das établissement de la Société de prevoyance pour les ouvriers protestans, die Société helvétique pour les Suisses pauvres éloignés de leur patrie, und die Société de la morale chrétienne, zu deren Präsidenten er 1826 ernannt ward, ungemein. In der Mitte dieser Beschäftigungen, die durch häufige Reisen nach Paris unterbrochen wurden, suchte er die Kenntnisse, die er sich über den Ackerbau und die Fabriken in England erworben hatte, zu Hause in Anwendung zu bringen. Er war der Stifter einer Union agricole. Im J. 1824 ließ er in dem Journal des archives du christianisme mehrere Memoirs über die Verfolgung, welche eine religiöse Secte im Pays de Vaud erfuhr, einzurücken. Im folgenden Jahre erschien dasjenige Werk, das ihm einen Ruf in der gelehrten Welt verschafft hat, nämlich: les lettres sur l'Angleterre, von welchem sich in dem 70. u. 71. St. vom J. 1826 dieser Blätter eine ausführliche Anzeige befindet. Wenn A. v. Stael in dieser Schrift durch eine Vergleichung Englands mit dem damaligen Frankreich zeigen wollte, was ersteres ist, und letzteres nicht war, aber nach seiner Ansicht werden könnte, so ahndete er damals wohl nicht, daß der Zeitpunkt nahe sey, da die liberale Parthey in Frankreich und mit ihr viele der Grundsätze, denen er in diesen Briefen über England das Wort redete, so bald und so unbedingt die Oberhand erhalten würden, als in unsern Tagen geschehen ist. A. von Stael gehört zu denjenigen die die Freyheit Englands unbedingt auf Frankreichs Boden verpflanzen wollen, ohne die Aristocratie Englands mitzunehmen. Wenn die Haupttendenz der Briefe über England dahin gerichtet war, den Beweis zu führen, daß um den Franzosen die Wohlthä-

ten der Carte Ludwig XVIII. zu sichern, dem Volke eine größere Theilnahme an der Staatsverwaltung eingeräumt werden müsse, und zwar um so mehr, weil die Elemente einer Aristocratie in Frankreich nicht vorhanden wären, so treffen diese Ansichten mit den Ideen des alten Lafayette von einer demokratischen Monarchie zusammen, so wie denn aus den Briefen über England, die Sprache der Assemblée constituante, als sie die Königliche Macht in Frankreich ausschließlich von republicanischen Einrichtungen umgeben wissen wollte, unverkennbar widerhallet. Die Erfahrungen der Französischen Revolution, so wie sie bis jetzt vor uns liegen, reden dem Uebergewichte der Volkspartei nicht das Wort; sie bestätigen vielmehr was Englands Beyspiel vor Augen stellt: daß eine repräsentative Verfassung nur dann im geregelten Gange erhalten werden kann, wenn der Einfluß der Aristocratie und Democratie richtig abgewogen, und in seinen Schranken gehalten wird.

Im nämlichen Jahre, als die lettres sur l'Angleterre erschienen, unternahm A. von Stael eine Reise nach dem südlichen Frankreich, in der Absicht, das Interesse der dort befindlichen Protestanten zu befördern, und ihre verschiedenen Etablissements durch seinen Rath und Beystand zu unterstützen. Er stiftete in mehreren großen Städten Associationen der Arbeits- und Bibel-Gesellschaften. Zu Nantes zog der Schladenhandel seine Aufmerksamkeit auf sich. Nachdem er sich dort von der Art, wie dieser schändliche Handel in allen seinen Verzweigungen in Frankreich noch fortdauernd getrieben ward, genaue Kenntnisse verschafft hatte, begab er sich nach Paris. Hier bestürmte er gleichsam alle Autoritäten, der Menschheit ihre Rechte wieder zu



geben, einem Handel ein Ende zu machen, der Frankreich mit Schande bedeckte. Der in dieser Sammlung abgedruckte Lettre à M. le Président de la Société de la morale chrétienne schildert das Schicksal der Schwarzen die den Slavenhändlern in die Hände fallen, mit Schauern erregenden Farben. — Mit gleichem Eifer nahm er sich der Griechen an; er veranlaßte zu ihrem Besten Sammlungen, zu denen er aus eigenem Vermögen reichliche Beyträge leistete, und reifete um sich für sie zu verwenden im Jahre 1826 nach England. Wieder nach Coppet zurück gefehrt, beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung des zweyten Theils seiner Briefe über England (von welchem der Herausgeber einige Bruchstücke mittheilt); auch ein religiöses Werk, das gleichfalls unvollendet geblieben ist, war unter seiner Feder, als ihn der Tod der Welt entriß. August von Stael liefert den Beweis, daß ein Mann von Talenten, Geburt und Reichthum, ohne eine öffentliche Stelle zu bekleiden, auch auf dem Festlande sich selbst einen nützlichen und ausgebreiteten Wirkungskreis verschaffen kann. Nur kurz war sein Leben, und groß waren seine Leistungen. Seine Devise war: alles für Gott und die Menschheit!

### E b e n d a s e l b s t.

Bey Gebrüder de Bure: *Astronomie Solaire d'Hipparque, soumise à une critique rigoureuse et ensuite rendue à sa verité primordiale* par J. B. P. Marcoz. 1828. LXII und 352 S. in 8.

Der Verfasser geht bey seinen Untersuchungen und Beurtheilungen über die Beobachtungen der

Himmelskörper und den aus selbigen gezogenen Resultaten, welche uns die alten Astronomen hinterlassen haben, von dem Grundsatz aus, daß diese Angaben von den Alten mit Fleiß verfälscht worden seyen, vorzüglich von den im Besitz der damaligen astronomischen als Geheimniß behandelten Kenntnisse sich befindenden ägyptischen Priestern, und daher der Sinn der von der Astronomie handelnden ältern uns übergebliebenen Schriften nicht wörtlich zu nehmen sey. Hierdurch sucht er die Vorwürfe, die dem Ptolomäus über die in seinem Werke enthaltenen Unrichtigkeiten, vorzüglich von Seiten Delambres gemacht worden sind, zu entkräften; und da Ptolomäus vorzüglich aus Hipparch's Beobachtungen und Schriften geschöpft hat, so wendet der Verfasser hauptsächlich sein Augenmerk auf Hipparch, um aus dessen Angaben seinem Grundsatz gemäß die Wahrheit zu schöpfen, und zu zeigen, daß das von diesem Astronomen aufgestellte geheimnißvolle System, uns eine eben so vollkommene Astronomie darbietet, als die der Neuern nach der Erfindung der optischen Instrumente ist. Daß hierbey die ältern numerischen Angaben gehörig behandelt werden, um die gesuchte Wahrheit herauszudrehen, versteht sich von selbst. Uebrigens verspricht der Verfasser uns künftig noch mit mehr Untersuchungen dieser Art zu beschenken, unter andern über den Phönix und das Zurückgehen der Aequinoctialpuncte, welche beide Gegenstände in genauem Zusammenhange stehen.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 9. April 1831.

---

L e y d e n.

Bey G. und J. Euchtmanß: *Lettres à M. Letronne, sur les Papyrus bilingues et Grecs, et sur quelques autres Monumens Gréco-Egyptiens du Musée d'Antiquités de l'Université de Leide, par C. J. Reuvens, Professeur d'Archéologie et directeur du Musée, membre de l'Institut-Royal des Pays-Bas etc. 1830. Première Lettre. 89 Seiten. Deuxième L. 57 S. Troisième 164 S. in Quarto. Nebst einem Atlas, bestehend aus 4 Druckblättern und 6 lithographierten Tafeln in Folio.*

Dieses Werk gibt ein neues Zeugniß, mit welchem Eifer und welcher gründlichen Sorgfalt Hr. Prof. Reuvens das Studium der Archäologie in Holland zu beleben, und das antiquarische Museum der Universität Leyden, welches die niederländische Regierung mit ungemeiner Liberalität gegründet und durch sehr bedeutende Erwerbungen bereichert hat, zur Erweiterung der Wissen-

schaft zu benutzen sich angelegen seyn läßt. Ein besonderes Interesse hat aber der Verfasser seinem Werke dadurch gegeben, daß er aus den Schätzen der ihm anvertrauten Sammlung zunächst die Aegyptischen und Aegyptisirenden Urkunden und Denkmäler zur Bekanntmachung ausliest, und über den Inhalt derselben in der Weise eines Mannes berichtet, der die neuern Systeme über die Aegyptische Schrift sorgfältig studiert hat, aber, wie überall, so besonders hier mit Vorsicht und Behutsamkeit zu verfahren gewohnt ist. Wenn es auch natürlich ist, daß wir noch mehr erfreut worden wären, wenn der Director des Leydner Museums sogleich vollständige lithographierte Copien aller dort befindlichen mit hieratischer, demotischer und Griechischer Schrift beschriebenen Papyrus, in der Art der von Thomas Young besorgten Hieroglyphics, ins Publicum geschickt hätte, so begreifen wir auf der andern Seite sehr wohl, welche Mühe und Zeit eine solche Publication, zumal bey der großen Anzahl der Gegenstände (das Leydner Museum besitzt 147 Aegyptische und Griechisch = Aegyptische Papyrus-Rollen) nothwendig dann erfordert, wenn sie nicht handwerksmäßig, sondern mit derjenigen Akribie, welche wissenschaftliche Zwecke verlangen, besorgt werden soll; und wir können uns der gegebenen Berichte und Mittheilungen, auch ohne in den Stand gesetzt zu seyn sie selbst zu prüfen, um so sicherer erfreuen, da die Weise des Verfassers überall den Eindruck der größten Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit macht. Doch zum Einzelnen.

In dem ersten dieser Briefe, welche der Vf. Niemandem mit mehr Grund zuschreiben konnte als dem trefflichen Petronne, behandelt der Vf. zwey höchst interessante Papyrus, welche mit der

ganzen Sammlung des Schwedischen Viceconsul in Alexandria, Anastasy, nach Leyden gekommen sind. Beides sind magische Rituale, wie der Inhalt klar ausweist; das eine in Aegyptischer und zwar größtentheils hieratischer Schrift abgefaßt, doch mit einigen Griechischen Texten und, was das merkwürdigste ist, mit interlinearen Uebersetzungen mehrerer demotisch geschriebenen Worte ins Griechische versehen; das andere auf der einen Seite mit hieratischer, auf der andern beynah ganz mit Griechischer Schrift beschrieben. Von diesem letzteren Papyrus ist die zweyte Hälfte, welche Anastasy der bereits verkauften Sammlung als eine Zugabe nachgeschickt hat, erst später nach Leyden gekommen; und hat daher nur in einem Anhang zu diesem Werke berücksichtigt werden können. Man sieht, daß diese Papyrus eben so wichtig sind, um dem nur zu rasch in die Lüfte emporgeführten Gebäude der Aegyptischen Schriftkunde eine neue solide Basis zu gewähren, wie sie für die Geschichte der Religion und des Aberglaubens im Alterthum lehrreich werden müssen. Es gibt wohl keine Urkunde, die es so deutlich machte, wie die Magie, diese Seuche der Geister, vor allen in Aegypten sich entwickelt, und von dem alten Religionssystem dieses Volkes ausgehend, mit Hülfe metaphysischer Speculationen und verworrener Naturkenntnisse, sich zu einem Schrecken erregenden Umfange ausgebildet habe. Magische Anrufungen und Ceremonien, welche verschiedene Aegyptische und Griechische, aber durchaus im Geiste eines spätern Pantheismus ausgebildete Gottheiten betreffen, Vorschriften wie man sich Träume verschaffen und sie deuten, wie man dämonisch auf andere Menschen wirken, Ehegatten entzweyen, Leute durch Schlaflosigkeit tödten könne,

Lehren einer abergläubischen Medicin, alchymistische Regeln stehen auf diesen Rollen bunt durch einander, welche auch durch die stark abgeriebene Außenfläche zeigen, daß sie wirklich einmal sehr viel gebraucht worden sind. Die unter Sambilchos Namen auf uns gekommene Schrift über die Aegyptischen Mysterien, besonders der siebente Abschnitt derselben, erhält hier manche überraschende Erläuterung; es sind dieselben theurgischen Gebräuche, wodurch die Geisterwelt dem menschlichen Willen unterthan werden soll, von denen dort und hier die Rede ist.

Um einen Begriff von dem Ton und Character dieser Rituale zu geben, wollen wir eine Stelle aus der Anrufung des mystischen Gros, welche der auf einer Seite fast ganz Griechisch beschriebene Papyrus enthält, nach der Lesung des Herausg. in deutscher Sprache mittheilen. 'Ich rufe zu Dir, der Du auf dem schönen Lager, in dem ersehnten Hause bist. Du sollst mir dienen, und jederzeit ausrichten, was ich Dir immer auftrage, und wohin ich Dich sende, indem Du in Gestalt eines Gottes oder einer Göttin erscheinst, wie sie gerade von den Männern und Frauen (zu denen ich Dich sende) verehrt werden, und Alles aussprichst, was Dir schriftlich oder mündlich mitgetheilt und aufgetragen wird. Schnell! Das Feuer ereilte die größten Götter (eigentlich Idole), und verschlungen ward der Himmel, weil er den Kreis des heiligen Scarabäus nicht erkannte, der da heißet Phorei. Der Scarabäus, der besittigte, der Herrscher in Himmels Mitten, wurde geköpft oder zerrissen. Sein Größtes und Ruhmvollstes vertilgte man, und ließ den Herrn des Himmels eingekerkert sterben. So wirst Du mir dienend folgen müssen, zu welchen Männern und Frauen ich Dich senden will. Es kam

zu mir der Herr des Himmels, der über den Erdbreis leuchtet. Folge mir dienend zu Männern und Frauen, großen und kleinen, und zwing sie stets zu thun nach meiner Vorschrift.' Unter den traurigen Götterschicksalen, mit welchen der Beschwörer die Weigerung des angerufenen Gottes zu strafen droht — denn darauf gehen die sonderbar abgebrochenen Sätze deutlich hinaus — ist besonders merkwürdig, was dem Scarabäus, dem bekannten Symbole aller erzeugenden und schaffenden Kraft in Aegyptischer Religion, widerfahren seyn soll, so wie der Name dieses Scarabäus, Phorei. Es ist in der That sehr merkwürdig, daß Champollion eine Modification des großen Gottes Phthas oder Ptah mit dem Benamen Tore aufgefunden hat, welche Modification durch einen großen Scarabäus characterisirt wird, der bisweilen auch die Stelle des Kopfes an der Gestalt des Gottes vertritt (s. diese Anz. 1825 S. 1111). Es ist wohl klar, daß jener Tore und dieser Phorei einerley ist, es sey nun daß der erste Buchstabe von Champollion falsch gelesen worden ist, oder daß ein Wandel des männlichen Artikels (P oder Ph) mit dem weiblichen (T) statt findet, was aber dem Ref. schon deswegen nicht recht wahrscheinlich ist, weil der Scarabäus immer als das eigentlich männliche Princip dargestellt wird. Dabey erwähnen wir, daß auch das Instrument, welches der Gott Phthas in Aegyptischen Reliefs und Mahlereyen fast immer vor sich oder hinter sich hat, oft auch mit beiden Händen umfaßt, und welches bisher die Meisten, aber frenlich ohne hinlänglichen Grund, für einen Nilmesser gehalten haben, eine Erklärung aus dieser Inschrift erhält. Hier wird nämlich mehrmals 'der, welcher die vier Basen (τὰ τέτταρα δεμέλια) hält' erwähnt; je-

nes Instrument besteht aber aus vier übereinandergelegten Stufen oder Basen, und man kann kaum zweifeln, daß es hierdurch bezeichnet wird. Der Verf., welcher dabey die Heiligkeit der Zahl Vier bey den Aegyptiern nachweist, vermuthet mit Grund darunter eine Darstellung der vier Elemente. — Auch von dem andern Papyrus (dem mit den Interlinear-Glossen) wollen wir eine Griechische Stelle übersetzt mittheilen, welche den Zusammenhang der Dämonologie jener Zeit mit dem Aegyptischen Glauben besonders deutlich macht (wobey wir aber etwas mehr wie bey dem vorigen von der Erklärung des Herausgebers abgehen zu müssen glauben): ‘Ich rufe dich an, der du im Leeren bist, ein Wind, ein schreckliches Unsichtbares, den allgewaltigen Gott der Götter, verderbend und veröddend. Der du jedes Haus im Wohlstand habest, du wurdest, als man dich aus Aegypten und dem Auslande verdrängte, der Alles Erschütternde und Unbesiegbare genannt. Ich rufe dich an, Typhon-Seth (ein auch aus andern Quellen wohlbekanntes Name dieses Dämon); ich vollführe deine Verkündigungen, indem ich dich mit deinem eigensten (wörtlich: authentischen) Namen anrufe, wo du dein Gehör nicht versagen kannst. (Hier folgen vierzehn barbarische Beynamen.) Nun komm ganz und gar, schreite her und wirf nieder den . . oder die . . (*τὸν θεῖον ἢ τὴν θεῖαν*, man sieht aus dem Fehlen der Namen recht deutlich, daß man es mit allgemeinen Formularen zu thun hat) durch Frost und durch Feuer. Er, oder sie, hat mich verletzt und hat das Blut des Phyon bey sich vergossen (eine sehr dunkle Stelle).’ Wenn man hier durch Alles an den positiven Glauben Aegyptens erinnert wird: so sieht man dagegen aus andern Stücken der Rituale noch deutlicher,



daß sie dem Zeitalter des Gnosticismus und jenes buntgemischten Alexandrinischen Aberglaubens angehören, aus welchem auch die magischen Gemmen, welche man unter dem Namen der Abraxas zusammenfaßt, hervorgegangen sind. Die deutungsvolle Spielerey mit den sieben Vocalen, von der wir neulich zu sprechen Gelegenheit hatten (s. diese Anz. 1830 St. 144), und von der wir wissen, daß sie besonders in Aegypten zu Hause war, findet sich sehr viel auf diesen Papyren, besonders in dem später angekommenen Theile des Papyrus ohne Transcriptionen; man liest häufig die Namen des Urgeistes Abraxas, Iao u. dgl., und die Formeln: Ablanathanalba, Akrammachamarei. Für die Gemmenkunde des spätern Alterthums ist die Vorschrift sehr wichtig, welche für die Verfertigung eines Talisman hier gegeben wird. 'Schneide in einen Jaspis, heißt es, der in einem Goldring getragen werden soll, die Figur einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, mit zwey Sternen und der Sonne darüber und den Worten Abrasar, Iao und Sabaoth.' Merkwürdig und ganz im Geiste mancher von den gnostischen Systemen ist auch die Vorschrift, zu gewissen abergläubischen Zwecken im Schlaf ein Brustbild Jesu bey sich zu haben. Wir müssen hiermit den Inhalt dieser merkwürdigen Urkunden beseitigen, um noch ein paar Worte über die paläographischen Resultate, die dem Verf. aus denselben zu ziehen geglückt ist, hinzuzufügen. Es ist aber hier durchaus nicht von der Aegyptischen Sprache, sondern nur von der Schrift die Rede, obgleich auch jene vielleicht ein neues Licht erhält, wenn sich die Ansicht des Vfs. bestätigt, daß der Aegyptische Text des Rituals mit Griechischen Interlinearglossen dem Griechischen des andern im Ganzen entspricht

(Append. p. 149). Die bisher gewonnenen Resultate betreffen besonders das sogenannte demotische Alphabet, die im gemeinen Leben gebräuchliche Schrift der Aegyptier, und bereichern wesentlich die von Young, Champollion und Andern gegebenen Alphabete. Hr. Prof. Neuvens findet in den demotisch und griechisch geschriebenen Namen nicht bloß die einfachen, sondern auch die doppelten Consonanten der Griechischen Sprache, und eben so nicht bloß alle einfachen Vocale sondern auch die meisten Diphthongen auf eine constante Weise durch einzelne oder gruppirte Zeichen der Aegyptischen Schrift ausgedrückt. Man sieht daraus, daß, ob zwar die Aegyptischen Buchstaben den Griechischen von Haus aus wenig genau entsprachen, und namentlich die kurzen Vocale im Aegyptischen sehr in einander flossen, denn dieß lehren alle ältern Schriftdenkmäler Aegyptens, sich doch allmählich für die correspondierende Anwendung beider Schriftarten ein festes System der Uebersetzung bildete, wozu nach des Vfs. Meinung besonders die religiösen und philosophischen Secten Alexandrias einen Antrieb gaben. Man kann mit Grund darin den ersten Schritt zur Entstehung der neu-Aegyptischen oder Koptischen Schrift erblicken, in welcher die Aegyptischen Buchstaben ganz den Griechischen weichen, und nur sechs ursprünglich hieratische Zeichen für Laute bleiben, welche man mit dem Griechischen Alphabet nicht bezeichnen konnte. Hr. Prof. Neuvens gibt auf der Taf. A eine sehr zweckmäßig eingerichtete Uebersicht seines so gebildeten Alphabets nebst einer Explication derselben; wer, wie der Unterz., sich die früheren Bestimmungen demotischer Zeichen durch Young, Champollion, Salt und Rosgarten notiert hat, kann diese Supplemente leicht hinzufügen. Es versteht sich, daß dabey, wie

bisher, immer noch eine Masse demotischer Zeichen bleibt, die man nie Griechischen Buchstaben correspondierend findet; und noch immer darf Niemand behaupten, demotische Schrift, wie sie ihm vorkömmt, durchweg lesen zu können. Während nun aber auf diese Weise die Geschichte der Aegyptischen Schrift neue Basen gewinnt, fallen auch nebenbey neue Lichtstrahlen auf die Griechische Sprache hinsichtlich ihrer Laute und Zeichen. Wir wollen nicht von dem hier besonders sichtbaren Fortschritte in der Aussprache der Vocale zum Itacismus reden (obgleich es bemerkenswerth ist, daß dieselben Vocale hier homophon sind, wie in dem ältesten historisch zu documentierenden Texte des Neuen Testaments), aber dagegen den Umstand ein wenig ins Auge fassen, daß, wie der Verf. nachweist, der Buchstabe  $\gamma$  in der demotischen Schrift oft durch ein  $\kappa$  mit darüber gesetztem  $\nu$ , daß  $\delta$  durch ein  $\tau$  mit  $\nu$ , daß  $\zeta$  endlich durch ein  $\sigma$  mit einem  $\nu$  bezeichnet wird. Man sieht deutlich, daß die Liquida  $\nu$  durch ihren weichen Ton den Laut der tenuis mildern und zur Stufe der mediae herabstimmen sollte, gerade wie die Neugriechen den Laut  $b$  durch  $\mu\pi$  ausdrücken, weil ihr  $\beta$  ein vau ist. In die Reihe dieser mediae tritt nun auch  $\zeta$ , indem dieser echt Griechische Buchstabe ursprünglich zwar ein eigenthümlich geschärfter und aspirierter D-Laut gewesen, allmählich aber immer mehr zu einem weichen S geworden war, das sich zu dem Z ungefähr wie der buzzing sound zu dem hissing sound im Englischen verhielt: Daraus erklärt sich auch die im spätern Alterthum übliche Schreibung  $\zeta\beta\epsilon\nu\nu\mu\iota$ ,  $\kappa\acute{o}\zeta\mu\omicron\varsigma$ ,  $\zeta\mu\acute{\upsilon}\rho\upsilon\alpha$ , indem  $\mu$  wie  $\beta$  nach den Gesetzen Griechischer Euphonie den Laut einer media vor sich zu haben verlangt,  $\zeta$  aber zu  $\sigma$  sich wie media zu tenuis verhielt.

Zugleich ist bekannt, daß gerade dieselben Buchstaben,  $\gamma$   $\delta$  und  $\zeta$ , nebst den zusammengesetzten Consonanten  $\xi$  und  $\psi$ , auch im Koptischen Alphabete eigentlich keine Stelle haben, sondern nur bey der Uebertragung Griechischer Worte vorkommen; auch in dieser Hinsicht bauen die hier mitgetheilten Urkunden uns gleichsam die Brücke vom Altägyptischen zum Koptischen hinüber.

Wir wenden uns zu dem zweyten Brief, welcher aus zwey Abschnitten besteht. Der erste beschäftigt sich mit einem Denkmale aus Marmor, welches eine Gule darstellt, die unter der einen Kralle ein Mäuschen hält, mit einer Griechischen Inschrift an der Basis. Das Stück befand sich früher in der Sammlung des Prälaten Bianchini, aus welcher es A. Fr. Gori theils in den Inscr. ant. Etruriae, theils in einer besonderen Abhandlung (*Archatis bubonis vatis Assoriorum statua marmorea*) herausgab, die ziemlich selten zu seyn scheint, aber, beyläufig bemerkt, sich auf der hiesigen Bibliothek vorfindet. Gori's Erklärung war sehr wenig treffend; er bezieht das Ganze auf die Sicilische Stadt der Assorier, indem er diesen Namen zu lesen glaubte, wo auf dem Monumente selbst doch nur von *ἄσσοριος*, d. h. Affen, die Rede ist. Hernach ist das Monument durch allerley Hände in die des Grafen de Thoms und mit dessen Cabinet in die Sammlung des Stadhouder Wilhelm IV. und so nach Leyden gekommen. Hr. Prof. Neuvens liest nun die Inschrift wie folgt: *ΑΡΧΑΤΗ ΠΕΤΡΙΟΚ ΗΟ ΜΑΝΤΙΚ ΜΑΝΤΕΟΑΕΤ. Δ. ΑCΑΠΙΩΝ.* *Ἀρχάτης Πέτριος ὁ μάντις μαντεοαετὸν τεσσάρων ἄσσοριων (ἀνέθηκε)*, und erklärt: *Archates Petrios, der Weissager, hat diesen Weissagevogel für vier Affe geweiht. Er nimmt nämlich an, daß die Gule der Pallas hier in der Weise*

eines spätern Synkretismus mit dem heiligen Sperber Aegyptens identificiert, und dieser wieder *μαντεοαετός*, ein mantischer und mystischer Adler, genannt worden sey. Die vier Asse werden für die Summe des Werths genommen: da aber das marmorne Denkmal schwerlich um diesen auf jeden Fall sehr geringen Preis feil seyn konnte, so wird dieß auf den Kaufwerth des Vogels selbst bezogen, und zugleich an die hohe Bedeutung der Zahl vier im Aegyptischen Religionsystem erinnert. Wir gestehen offen, daß diese Erklärung, so gelehrt sie ausgeführt ist, uns nicht ansprechen will. Die sonderbare Abkürzung *μαντεοαετ.*, die auffallende Zusammensetzung des Wortes, die sonst gar nicht nachzuweisende Verwechslung so verschiedener Thiere sind uns eben so viele Steine des Anstoßes und Hindernisses. Allerdings ist der Kopf der Gule auf eine ägyptisierende Weise behandelt, und wie mit einer Art von Haube bedeckt, aber dadurch verliert doch die Gule nicht ihre besondere Bedeutung und Natur. Auch können wir uns darein nicht recht finden, daß durch den Preis von vier Pfennigen ein Wesen, in dem etwa eine elementarische Vierheit zur mystischen Einheit verbunden ist, angezeigt werden soll. — Der Unterz. sagt dieß aber nicht etwa, um dadurch seine eigene Erklärung zu heben und anzupreisen, die er vielmehr selbst nur mit großem Bedenken vorträgt, um so mehr, da sie, vor der Herausgabe dieses Werks, einzig und allein nach dem von Gori darüber Mitgetheilten gebildet war. Es hat sich nämlich sonderbar getroffen, daß dieß seit Gori von Niemandem erwähnte Denkmal in derselben Zeit, in der sich Herr Prof. Reuvens damit beschäftigte, auch von dem Unterz. hervorgesucht worden ist, der sich freute, darin eine Parallele zu der von Hn. Hofr.

Böttiger kürzlich in der Amalthea Bd. III. herausgegebenen und mit so viel Heiterkeit und Phantasie erklärten Gule als Mäusefängerin zu finden. Er las, wie er in dem Handb. der Archäol. S. 489 angibt, indem er bey der Gorischen Abbildung einige Ungenauigkeit voraussetzte, und eine solche Vorstellung bey diesem Denkmale später Zeit nicht sonderlich vermeiden zu müssen glaubte: Ἀρχάτης πέτρινος ὁ μάντις μαντεύεται δ' ἄσσοριων; 'Dieser steinerne Prophet Archates (so würde dann der Uhu selbst mit einem pomposen Namen genannt) prophezeit für vier Pfennige'. Wer sich aus Persius, Lucian, Athenagoras und Andern erinnert, daß im spätern Alterthum oft Statuen sehr seltsam dazu kamen, vom vornehmen und geringen Pöbel als wunderthätig, prophetisch, Träume verleihend verehrt zu werden, wird es nicht undenkbar finden, daß auch diesem Bilde des Minervenvogels eine solche Kraft beygelegt worden sey, und die Gewinnsucht von der Leichtgläubigkeit dabey Nutzen zu ziehen versucht habe. Steht nun aber auf dem Stein MANTEO AET, so darf man freylich nicht MANTETETAI lesen; aber es fragt sich ob nicht bey erneuerter Betrachtung sich eine ähnliche Form, etwa MANTETCEI, herauslesen lassen wird; einige Incorrectheit in Sprache und Orthographie wird man sich dabey gern gefallen lassen. Wir bemerken nur noch, daß der Vf. die Gelegenheit benutzt, um einige andere kleinere Denkmäler eines religiösen Synkretismus bekannt zu machen und zu erklären, die wir der Kürze wegen übergehen müssen.

Dagegen wenden wir uns zur Mumie der Senfaos, von der der zweyte Theil dieses Briefes handelt. Diese Mumie gehört zu den von dem Piemonteser Reisenden Lebolo in einer

Grabhöhle bey Theben entdeckten, von denen diese Anzeigen im Jahrgange 1827 S. 1554 nach San Quintino berichtet haben. Sie gehörten alle einer Familie an, deren Haupt nach den Auseinandersetzungen des Kfs. Soter Cornelius Pollius, seine Kinder aber Herakleios Soter, dann Petemenoph auch Ammonios genannt, und unsre Sensaos waren, welche unter Trajan lebten. Bey der Leydner Mumie findet sich, wie bey mehreren andern, eine Griechische Inschrift, die wir übersetzt geben: 'Sensaos, Tochter des Soter Cornelius von der Mutter Kleopatra, auch Kandake geheißen, einer Tochter des Ammonios, eine Jungfrau, alt 16 Jahr, 2 Monate, 9 Tage, starb im 12 Jahre des Herrscher Trajanus, am 21 Epiphi (d. i. 109 p. C. den 15ten Julius).' In dem wir die Beschreibung der Mumie und ihres Kastens, in deren Ausschmückung ein gemischter Griechisch-Aegyptischer Styl herrscht, der öfter an Byzantinische Kunstart erinnert, hier übergehen, wenden wir uns zu dem Wichtigsten, dem Gemälde im Deckel des Mumienkastens, welches die Sensaos von einem Zodiacus umgeben darstellt. Dieß Gemälde erhält eine große Bedeutung für die historische Wissenschaft dadurch, daß man es mit dem entsprechenden im Deckel der Mumie des Petemenoph, des schon erwähnten Bruders der Sensaos, vergleicht. Auf dieß letztere gründet sich nämlich eine, auch in diesen Anzeigen (1825 S. 80. 1827 S. 1554) mit gebührendem Preise anerkannte, Entdeckung Petronnes, welche für die Erklärung aller ähnlichen Aegyptischen Monumente die Bahn gebrochen hat. Petronne ging davon aus, daß auf diesem Mumiendeckel der Zodiacus so abgetheilt erscheint, daß auf der einen Seite die Bilder des Löwen, der Jungfrau, der Wage, des Scorpions, des Schützen, auf der andern der

Wassermann, die Fische, der Widder, der Stier, die Zwillinge und der Krebs angebracht sind, der hier ausgelassene Steinbock aber aus der Reihe der übrigen gerückt, und in isolirter Stellung am Kopfe der Figur gefunden wird. Diese isolirte Stellung führte sehr natürlich auf den Gedanken, daß der Steinbock eine besondere Beziehung zur abgebildeten Person haben müsse, und nichts lag näher, als ihn für das Horoscop des Verstorbenen zu halten. Dieß wurde nun auffallend dadurch bestätigt, daß Petemenoph wirklich, wie man aus der am Mumienkasten angegebenen Todeszeit und Lebensdauer leicht berechnen kann, am 17. Tybi oder 12. Januar des J. 93 n. Chr., also unter dem Zeichen des Steinbocks, geboren war. Wenn man nun aber an unsere Mumie der Senfaos mit der Erwartung geht, hier eine Bestätigung dieses Resultats zu finden: so wird man allerdings, wie der Vf. bemerkt, unangenehm getäuscht. Wir finden hier nämlich die Zeichen des Zodiacus gerade eben so, wie bey Petemenoph, abgetheilt, und nach beiden Seiten der Figur angebracht, aber ohne daß eins davon ausgelassen und am Kopfe der Figur angebracht wäre. Dagegen sieht man an dieser Stelle vier Scarabäen, wofür wir die etwas seltsam gezeichneten Thiere noch am liebsten nehmen möchten, obgleich sie auch mit dem Krebs im Zodiacus einige Aehnlichkeit haben. Auf keinen Fall können sie das Gestirn der Geburt anzeigen, welche, wie leicht zu berechnen ist, am 12. Pachon oder 7. May des J. 93 erfolgt seyn muß, während die Sonne sich im Zeichen des Stiers befand. Der Vf. meint nun, daß auch auf dem Mumienkasten des Petemenoph der Steinbock nur deswegen bey dem Haupte der Figur angebracht worden sey, weil der Mahler sich den Raum für



die erste mit dem Löwen beginnende Reihe der Zodiacalgestirne nicht gehörig eingetheilt hatte, und deswegen den Steinbock am Ende derselben nicht mehr anbringen konnte; er sucht wahrscheinlich zu machen, daß man durch diese, auf eine herkömmliche Weise vertheilten Zodiacalzeichen kein *thema genethliacum*, sondern bloß eine Darstellung des Himmels bezweckt habe, der auch, als weibliche Gottheit personificiert, den Todten umfassend dargestellt werde. Der Unterz. muß allerdings gestehen, daß die Mumie der Sensaos die von dem Sarge ihres Bruders hergeleiteten Schlußfolgen nichts weniger als begünstigt (denn daß die Zeit ihres Todes in das Zeichen des Krebses fällt, und jene vier Figuren diesem Thiere ähnlich sehen, kann schwerlich irgend einer neuen Hypothese zur Grundlage dienen); aber immer behält für ihn das Zusammentreffen der beiden Umstände, daß der Steinbock bey der Mumie des Petemenoph durch seinen Platz so merklich hervorgehoben wird, und Petemenoph wirklich unter dem Zeichen des Steinbockes geboren war, noch eine große Ueberzeugungskraft. Der Unterz. kann zugeben, daß die Abbildung des Zodiacus bey andern Mumien, wie bey der Sensaos, eine allgemeinere symbolische Bedeutung hatte, aber er sieht nicht ein, warum diese herkömmliche Darstellung nicht auch hätte zu einem Horoskope benutzt werden dürfen, wenn sie durch eine leichte Modification dazu gemacht werden konnte. In dieser Stimmung erwartet er mit Verlangen, was von Seiten Petronne's, dessen System in diesem Briefe an ihn so ernstlich angegriffen wird, zur Vertheidigung oder Berichtigung desselben geschehen wird.

Der dritte Brief ist vielleicht von allen der lehrreichste, aber duldet am wenigsten einen Auszug, indem er von einer großen Anzahl Griechi-

scher Papyrus der Leydner Sammlung Nachricht gibt und einzelne Stellen aus ihnen mittheilt. Gleich der erste in der Reihe ist der Verkaufscontract des Rechutes und Pamonthes, dessen benahe vollständige Entzifferung durch Böckh diesen Studien die Bahn gebrochen hat, obgleich man jetzt, nach Bekanntmachung so vieler ähnlicher Urkunden, natürlich manche Stelle noch genauer zu bestimmen im Stande ist; dann folgen allerley Urkunden, die sich auf die Thebäische Cholchytenfamilie beziehen, von welcher besonders Turin so wichtige Actenstücke besitzt; hernach eine Beschwerbeschriфт eines gewissen Petesis, welcher der feyerlichen Bestattung der Osiristiere Apis und Mnevis vorstand (er nennt sich Archentaphiastr der sehr großen Götter Osor-Apis und Osor-Mnevis), nebst den darauf erfolgten königlichen Rescripten; weiter eine Liste chemischer oder vielmehr alchymistischer Proceffe; eine fabelhafte Erzählung, welche den in der Geschichte der Astrologie berühmten König Nektanebo betrifft; dann allerley Urkunden, welche sich auf zwey Zwillingsschwestern, Hierodulen in dem Serapistempel bey Memphis, beziehen, und theils Suppliken derselben, theils Aufzeichnungen von divinatorischen Träumen, theils Rechnungen über Einnahme und Ausgabe enthalten, und einiges Andere minder Bedeutende. Sehr schätzbar ist das auf den Druckbogen des Atlas gegebene Tableau des principaux papyrus Grecs et démotiques, in welchem die Leydner Papyrus mit den zu Paris, Berlin, Turin und London befindlichen zusammengestellt und, so viel bis jetzt möglich ist, nach ihrem Ort, Inhalt und Datum classificiert werden.

R. D. M.

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

57. Stück.

Den 11. April 1831.

---

M ü n c h e n .

Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt, verfaßt von J. P. Falmerayer, Prof. der allgemeinen Geschichte am K. B. Lyceum zu Landshut. Eine von der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. 1827. Verlag von Anton Weber (354 S. außer den XV S. der Borr., in 4. mit latein. Lettern schön gedruckt).

Der Verf., nun auch durch seine Aufschlüsse über die Geschichte von Morea rühmlichst bekannt, hat in dieser schön geschriebenen und aus den besten Quellen geschöpften Abhandlung gezeigt, wie fruchtbar für Länder- und Völkerkunde und für die Culturgeschichte des Menschengeschlechts eine detaillirte Geschichte auch des kleinsten Staates und Erdenwinkels werden kann. Wir wünschen noch einigen ausgezeichneteren Handelsstädten des Alterthums am Pontus Eurinus (z. B. Dioscurias) und im ganzen Nachbarland

von Trapezunt, insbesondere aber dem ganzen Armenien eine ähnliche Beleuchtung. In der Vorrede, welche als Resultat vorurtheilsloser tiefer Forschung in den Geschichten der Menschheit auch ein historisches Glaubensbekenntniß über die Verderblichkeit der Priestermacht und jeder unnatürlichen Verwandlung weltlicher in geistliche Macht enthält, rühmt der Verf. die literarische Unterstützung, welche ihm von den Vorstehern der Bibliotheken und Handschriftensammlungen zu München, Paris, Wien und Venedig zu Theil geworden. Dadurch wurden ihm bisher wenig benutzte (und ein anderes mal zu charakterisierende) Quellen, die Reisebeschreibung des Constantinopolitanischen Nomophylax Eugenicus, der Persische Geschichtschreiber Scherefeddin Ali, die Griechischen Handschriften des Cardinal Besfarion (eines Trapezuntiners, der es aber nicht einmal wagte, sein Vaterland bey den Lateinern zu repräsentieren), die Handschriften des Venezianischen Senators Recanati, und vor Allen die ausführliche besonders in der Geschichte des 14. Jahrhunderts brauchbare Chronik des Trapezuntischen Geschichtschreibers Michael Panaretos eröffnet. Letztere hat ihn besonders in den Stand gesetzt Du Gange und Gibbon zu überflügeln, und das Dunkel der Genealogie der letzten Komnenen aufzuhellen. (Es bleibt jedoch noch Manches über die allerletzten Abkömmlinge zu ergänzen übrig, wenn gleich der Verf. die in neuerer Zeit von dem Dragoner = Capitain Demetrius Komnenus aufgestellte Prätension, daß er der letzte legitime Sprosse der alten Beherrscher von Trapezunt sey, für eitle Erdichtung erklärt). Außerdem sind Orientaler (Abulfeda, Abulpharag u. s. w.), Byzantiner (Procop, Agathias, Zosimus, Nicetas, Chalcondylas) und die ganze

Reihe der alten Reisebeschreiber gehörig benutzt; denn der Verf. brachte außer den besten Sprachkenntnissen jene Liebe zum Gegenstand mit, die immer zum Ziel führt. Die Einleitung führt das alte, leider durch Denkmäler, Münzen &c. bis jetzt nicht erläuterte Trapezunt, eine altgriechische Colonie am Pontus (man vergl. die vom Verf. übergangene Schrift Rambach's de Mileto ejusque coloniis), bis zur Einwanderung der Komnenen, welche vermöge ihrer Byzantinischen Würde und Geburtsrechte ein König- oder Kaiserthum zu Trapezunt gründeten. Hierauf folgen zwey Bücher der Geschichte der Komnenischen Kaiser-Dynastie bis zu ihrem Sturz, und eins der Geographie und Statistik von Trapezunt. Offenbar hat den Verf. die Rücksicht für eine fortlaufende Historie abgehalten dieß zur klaren Anschauung des Ganzen nachgelieferte Gemählde vorauszuschicken. Die reizende Lage der Stadt und der Erdzunge, worauf sie liegt, das paradiesische Klima, Sitten, Lebensweise, Handel, Gelehrsamkeit, Kriegs- und Kirchenwesen der Trapezuntier, selbst die zu mannigfachen Sagen und Romanen benutzte Schönheit der Trapezuntierinnen, Alles ist hier in trefflicher Ordnung zum erstenmal ans Licht gestellt. Dunkel bleibt nur die Abgränzung zwischen dem eigentlichen von den Komnenen wirklich behaupteten kleinen Gebiet von Trapezunt, und der Ausdehnung, welche die Präension derselben dem neuen Reiche gab. Die Oberlehnsherrlichkeit über die benachbarten Caucasischen Staaten des alten Colchis (welches unser Verfasser in einem so weiten Sinne nimmt, daß er auch Trapezunt darunter zu begreifen scheint), wenigstens über Mingrelien und Imereti (das hier nach einem besonders durch Reineggs verbreiteten falschen Sprachgebrauch

meistens Iberien genannt wird, da doch das alte Iberien mit Grusien, dem früher sogenannten Persischen Georgien zusammenfällt), der pomphafte Titel der Könige am Phasis ward außerhalb Trapezunts unseres Wissens nirgends anerkannt. Auch scheint uns der Verf. überall zu viel Gewicht auf die Präensionen seiner Komnenen zu legen. Die von Klaproth unvollständig übersetzte Geschichte von Georgien (von Wachtang) gibt hin und wieder Aufklärung. Aber die Ergänzung der Georgischen, Armenischen und anderer benachbarten Geschichten, mit denen die alte Trapezuntische zusammenhängt, werden wir erst noch von der Ausbeute der Russen in Persien und von der Aufklärung der Armenischen Handschriften erwarten müssen, welche Herr Prof. Neumann versprochen hat; über die auf Trapezunt stark einwirkenden Zeiten des Dschingis Chan und Timur und über den Sturz des Trapezuntischen Reiches unter Muhammed II. hat schon Herr von Hammer in seiner Osmanischen Geschichte so vortreffliche neue Notizen geliefert, daß sie unser Verf. bey einer zweyten Auflage seiner Preisschrift nicht wird unberücksichtigt lassen. Ein gleiches wünschen wir in Hinsicht auf Schloßers Weltgeschichte, in den Berührungspuncten der Byzantinischen Geschichte, namentlich in Beziehung auf Andronicus I. oder den Tyrannen, welchen unser Verf. nicht nur einen der größten und talentvollsten unter den Byzantinischen Imperatoren nennt, sondern auch in den Handlungen einer selbst in den Annalen von Byzanz unerhörten Grausamkeit zu rechtfertigen versucht. Folgende Stelle klingt wenigstens sehr machiavellistisch (S. 32): 'Um dieses (die Wiederherstellung des alten Byzantinischen Raub- und Empörungssystems) zu verhüten, gab es

aber leider nur ein einziges Mittel, vor welchem kleine Seelen zurückschauern, welches aber die berühmtesten Schöpfer und Bildner bürgerlicher Glückseligkeit unter barbarischen oder gesunkenen Völkern in ähnlichen Fällen für das einzig wirksame erkannt haben, nämlich gewaltsame Trennung der unheilbar verpesteten Glieder des Staatskörpers. Andronicus nahm es auf sich, diese traurige Bürgerschaft für die künftige Wohlfahrt seiner Unterthanen durch Vernichtung der meisten vornehmen Geschlechter der Byzantinischen Welt zu stellen.' u. s. w. (Freylich hat selbst Schloffer in seiner Weltgeschichte Th. I. Band 3. S. 574 — 600 durch eine Anmerkung über die Regententugenden des Andronicus und über dessen große Bestrebungen zur Wohlfahrt des Reiches es zweifelhaft gemacht, welches Urtheil man überhaupt über Andronicus fällen soll). Auffallend war uns auch folgender Ausspruch des Vf. (S. 142): 'Damals, wie zu allen Zeiten, galt die Vertheidigung der Religion als Deckmantel für jede noch so selbstsüchtige und ehrgeizige Absicht.' Aber sie hängt sehr mit einer tragischen Ansicht aller menschlichen Dinge zusammen, welche dem Verf. dieses Meisterstücks historischer Forschung eigen zu seyn scheint.

Al.

### Paris.

Bey Eugen Verbeul: Cours d'Archéologie, professé par M. Raoul-Rochette à la bibliothèque du Roi tous les mardis. Publié par la sténographie, avec l'autorisation et la révision du Professeur. 374 S. in 8.

Die zwölf Vorlesungen, welche dieser Band enthält, obgleich ursprünglich nicht für Bekannt-

machung durch den Druck bestimmt, werden doch gewiß manchen Lesern auch in Deutschland willkommen seyn, da gerade die Bestimmung derselben für ein nicht eben Alterthumskundiges Publicum und die ausführliche Erörterung der Hauptsätze, mit Beseitigung aller die Aufmerksamkeit zu sehr verwirrenden Nebenpunkte, sie sehr geeignet macht, zu einer Einleitung in diese Studien zu dienen. Dabey herrscht überall die lebendige und genaue Kunde der Gegenstände, die man von dem Vf. erwarten kann, und das Bestreben, die Mannigfaltigkeit des Historischen auf wenige klar gefasste Principe zurückzuführen; einzelne gewagte Schlüsse oder Ungenauigkeiten wollen wir um so weniger zum Gegenstand einer speciellen Critik machen, da es die Bestimmung des Ganzen nicht war, einer strengen literarischen Critik Rede zu stehen. Der Vf. geht, nachdem er sich erst über die Herkunft der Griechischen Kunst von der Aegyptischen verneinend ausgesprochen, von Aegypten aus, und gibt in drey Vorlesungen eine klare Vorstellung von der Aegyptischen Kunst im Allgemeinen; er hebt dabey besonders das als das Wesen der Kunst dieses Volks hervor, daß die Imitation, die Nachbildung des menschlichen Körpers, in ihr nur gerade so weit geht, als erforderlich ist um die auszudrückenden Begriffe anschaulich zu machen, woraus sich dann die mathematische Einförmigkeit und architectonische Strenge der Formen als die natürliche Folge von selbst ergebe. Hierauf folgt in der vierten und fünften Vorlesung eine Uebersicht der Etruskischen Kunst, deren Character der Vf. hauptsächlich in dem Gewaltfamen und Uebertriebenen der Zeichnung findet; der Vf. benutz dabey die Anschauungen, die ihm von den Tarquinischen Wandgemälden und andern neuentdeckten Denkmälern



Etruriens zu Theil geworden, und parallelisiert, wie er an vielen andern Stellen verfährt, auf eine interessante Weise die Entwicklung der Kunst der Florentiner im Mittelalter mit der ihrer Vorfahren im Alterthum. Die darauf folgende Darstellung der Griechischen Kunstgeschichte reicht, so weit wir diesen Cours d'Archéologie besitzen, nur bis Phidias; Herr Raoul-Rochette schildert mit besonderer Sorgfalt die alten puppenartigen Holzbilder des Griechischen Tempeldienstes, wie man sie in alt-Dädalische Zeit hinauffetzen kann; dann die aus mannigfachen Stoffen und Farben reich und glänzend zusammengesetzten Götter-Colosse, welche sich allmählich aus jenen entwickelten; darauf folgen allgemeine Auseinandersetzungen über das Wesen der Nachahmung in der Griechischen Kunst, die Schönheit und das Characteristische, welches sie erstrebte, wobey man einen bedeutenden Einfluß Lessings auf die neuere Französische Kunstlehre gewahr wird. Die letzten Vorlesungen verweilen bey den Aeginetischen Statuengruppen, und den auch hier dem Phidias ohne Bedenken zugeschriebenen Sculpturen vom Parthenon.

R. D. M.

## B e r l i n .

Im Verlage der Enslinschen Buchhandlung:  
Neueste medicinisch-chirurgische Journalistik  
des Auslandes in vollständigen, kurzgefaßten  
Auszügen herausgegeben von F. J. Behrendt  
und K. F. W. Moldenhawer. Erster Jahrgang  
(aus 12 Monatsheften). 1830. Octav.

Der Behauptung der Herausgeber gemäß müsse es jedem wissenschaftlich gebildeten Arzte darauf ankommen, schnell und in der Kürze das Neueste kennen zu lernen, was das In- und Ausland in seinem Fache leisten. Da nun diesem Bedürfnisse,

ihrer Ansicht nach, durch das treffliche Magazin von Julius und Gerson so wie durch die Notizen von Froriep nicht abgeholfen würde, so beabsichtigten sie den wesentlichen Inhalt der gelesesten medicinisch-chirurgischen Journale der gebildetsten Nationen so wie überhaupt interessante Nachrichten aus der Ferne zur unverzüglichen Kunde des ärztlichen Publicums zu bringen. Der hier vorliegende erste Jahrgang ist in dem Plane verfaßt Nichts der subjectiven Ansicht der Herausgeber zu überlassen, sondern Alles, Gutes und Schlechtes, ohne Auswahl, in gedrängtem Auszuge in deutscher Sprache wiederzugeben. Glücklicherweise verließen sie jedoch diesen Plan mit dem zweyten Jahrgange, indem sie einsahen, wie breit sich das Untaugliche und Schlechte macht, wie es dem Guten den Platz nicht gönnt, und wie es hart sey außer der Sündfluth unserer vaterländischen Literatur auch noch mit den mittelmäßigen und schlechten Productionen des Auslandes vertraut werden zu müssen. Darum haben sie sich entschlossen aus der sorgfältigen Durchsicht der benutzten Zeitschriften nur das Neue und Wissenswerthe hervorzuheben, gleichsam einen Esprit des Journaux darzustellen und damit in jedem Hefte die Resultate der von den Instituten und gelehrten Gesellschaften des Auslandes gehaltenen Sitzungen, so wie eine monatliche Liste der auswärtig neu erschienenen Werke zu verbinden. Wir wünschen, daß durch dieses verdienstliche Unternehmen ein allgemeiner wissenschaftlicher Sinn geweckt, die Gelegenheit zur Auswahl eines eigenen gründlichen Studiums ausgezeichnete fremder Schriften unterhalten, keineswegs aber das oberflächliche Mit- und Absprechen genährt und die als Prunksucht erscheinende Vorliebe für die ausländischen Bestrebungen gestärkt werde.

M . . r.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

58. 59. Stück.

Den 14. April 1831.

---

L e i p z i g.

Bei Barth: Der Fall des Heidenthums von Dr. H. Tschirner, Professor der Theologie zu Leipzig, herausgegeben von M. C. Wilh. Niedner, Privatdocent an der Universität Leipzig. Erster Band. 1829. 618 S. in gr. 8.

Ein Bericht über vorliegende Schrift dem Plane dieses Instituts gemäß ist in mehrfacher Hinsicht schwierig; nicht allein haben wir hier die letzte Arbeit von der Hand des verewigten Tschirner, also eine verlassene Waise, der zur Einführung ins Publicum ein Freund die hilfreiche Hand reichen mußte; unmöglich ist es deshalb, sich mit dem Verf. über sein Werk vor dem Publico zu unterhalten; sondern eben diese Waise ist nur eine halberwachsene; nur die Hälfte des bezeichneten Plans hat der Verf. vollenden können, und auch an dieser Hälfte hat die Hand des Herausgebers gegen das Ende einiges Material einflechten müssen. Zwar liegt der Plan des Ganzen so einfach und klar vor, zwar läßt die

Manier, womit der Vordergrund des großen Gemäldes schon vollständig ausgeführt ist, leicht auf die Art schließen, wie die schon im Umriss gezeichneten Figuren des Hintergrundes ausfallen, und welchen Eindruck das vollendete Gemälde machen würde; allein es bleibt doch immer Unrecht gegen den Verf., sein Werk auch in den einzelnen Theilen für abgeschlossen zu erklären, und darnach zu beurtheilen, wenn er bey längerem Verweilen dabey durch einzelne Züge noch mehr Ausdruck, oder durch das Zusammenziehen ganzer Partien noch mehr Klarheit hätte hineinbringen können. Daß die stets bessernde Hand des verewigten Verfassers solches nicht unterlassen haben würde, schließen wir aus dessen regem Streben nach vollendeter Darstellung. Bey einer nochmaligen Uebearbeitung nämlich glauben wir, würde der Verf. leicht die so fleißig gesammelten, und schon so sorgfältig geordneten Massen noch etwas bestimmter unter deutlicher verzeichnete Gesichtspuncte gebracht haben. Es fehlt zwar dem Ganzen keineswegs an innerer Ordnung, wodurch sich Eins ins Andere fügt, und aus einander ableitet; allein da der Verf. sich nicht begnügt, den eigentlichen Kampf selbst zu erzählen, den die neue Zeit mit der alten begann, sondern zugleich die Reihen und Glieder der Streitenden, ihre physische und moralische Kraft genau berichtet und gegen einander abwägt: so meinen wir, er führe uns in ein großes Feldlager, wo zwar die Heere im Großen abgetheilt sind, auch jede kleine Parthey den angewiesenen Ort schon eingenommen, aber noch nicht Zeit gehabt hat, die Feldzeichen aufzustocken, die dem Erfahrenen zwar überflüssig, doch den Besucher sofort auch das Einzelne übersehen lassen. Zwar findet sich bey dem Beginn einer neuen Materie

mit ein Paar eingeklammerten Worten der Inhalt der nächst folgenden Seiten angegeben; allein wir müssen darin fast eher Merkmale erblicken, wornach der Verf. beym Arbeiten sich richtete, mehr die Stangen und Zeichen, wornach er sein Lager absteckte, als daß sie dem Zuschauer hinreichend leitende Gesichtspuncte abgeben sollten; dazu stehen sie zu vereinzelt da. Daher kommt es denn, daß man dieselbe Sache an getrennten Orten suchen muß; z. B. das Verhältnis der Philosophie zur Religion in der Griechischen Welt, S. 143 und schon früher S. 81; kleine Wiederholungen werden dadurch herbeigeführt. Doch diese Ausstellung trifft nur die Form und Anordnung; der dem Ganzen inwohnende Geist gibt sich kund, wäre dafür auch noch weniger geschehen; vielleicht hilft der Herausgeber durch ein tüchtiges Register am Ende des Werks diesem Umstande ab.

Der Gesichtspunct, den der Verf. als den seinen bezeichnet, ist der rein geschichtliche: nicht der Theolog sondern der Historiker löset die Frage, wie gelang der Sieg über das Heidenthum? 'Auf dem Standpuncte, wo ich stehe, erklärt sich der Verf., freut es mich zwar, wenn ich das Christenthum aus der vorbereitenden Entwicklung der Jahrhunderte hervorgehen, durch die ihm selbst inwohnende Kraft sich geltend machen, und den Grund zu der höhern Bildung und mildern Sitte, durch welche die christliche Zeit von der vorchristlichen sich unterscheidet, legen sehe; allein es befremdet mich auch nicht, wenn ich wahrnehme, wie der neue Glaube auch in irrigen Meinungen seine Stützpunkte findet, mit heidnischem Aberglauben und jüdischer Hierarchie sich mischet und eben deshalb die Ursache neuer Verirrungen und Uebel wird.' Es ist also nicht

die göttliche Kraft des Evangelii, nicht seine innere Würde die den siegreichen Kampf beginnt, sondern der Kampf wie der endliche Sieg ist ganz das Resultat der Zeitverhältnisse. Der Vf. gibt freiwillig den Standpunct innerhalb des Christenthums auf, sucht sich gegen dessen Einwirkung zu neutralisieren, will unparteyischer Beobachter beider kämpfenden Parteyen seyn. In wie weit es nun aber Unparteylichkeit genannt werden kann, das Christenthum völlig dem Heidenthum zu parallelisieren, in beiden nur Entwicklungen der Religionsform, also Ergebnisse der Zeit, zu erblicken, muß der religiösen Ueberzeugung eines Jeden überlassen bleiben. Um so bedeutender für den theologischen Character unserer Zeit ist übrigens diese Entwicklung, weil der Verf. das directeste Extrem ausmacht zu einem großen Kirchenhistoriker unserer Zeit; kann wohl ein größerer Gegensatz gedacht werden, als zwischen dieser gegen das specifisch Christliche völlig indifferenten Auffassung, und der durchaus vom Mittelpunct des Christenthums ausgehenden Darstellung, wie sie in den Schriften des Herrn Dr. Neander sich mit solcher Wärme ausspricht? Bey diesem überall die Entwicklung des Reiches Gottes festgehalten, und das allmähliche Zurücktreten des Heidenthums als die fortschreitende Durchdringung der ganzen Masse von der wirkenden Kraft des Sauerteigs dargestellt, dem das Christenthum verglichen ist, — dort aber der Fortschritt des Evangelii nur aus dem Gange der Zeit und den für dasselbe günstigen Verhältnissen erklärt; hier überall das Erfassen und Festhalten des Göttlichen im Christenthum, — dort hingegen der bestimmte Vorsatz, weder Begründung und Bertheidigung, noch Anklage und Bestreitung desselben geben zu wollen; hier der

Standpunct innerhalb des christlichen Kirchenbaues, dessen Ausdehnung nach allen Seiten mit dem Auge der Erhebung verfolgt wird, dort der Standpunct zwischen der christlichen Kirche und den heidnischen Tempeln und Altären genommen, und nachgewiesen, wie allmählich von dem zertrümmerten Material dieser der Weiterbau jener fortschreitet. Die Gegensätze, worin sich die theologische Ansicht unserer Zeiterspaltung, können sich nicht bestimmter aussprechen.

Der Plan des Ganzen, wie er in der Einleitung gegeben wird, soll die fünf ersten Jahrhunderte umfassen bis auf Justinians Zeit, wo die letzten Spuren des Heidenthums im Römischen Reiche verschwinden; da nun die Erzählung, wie der Verf. sich ausdrückt, nicht dem Strome, der die Schiffe schnellen Laufs bey den Gestaden vorüberführt, sondern dem ruhigen Gange des Wanderers, welcher langsam und umschauend fortschreitet, und auf alles Merkwürdige die begleitenden Freunde achten heißt, gleichen soll: so mußte daraus, da nicht leicht etwas Merkwürdiges dieser Zeit ohne Wirkung auf den großen Kampf blieb, eine Geschichte dieser Jahrhunderte sich entwickeln. Das Ganze ist außerdem eine nach einem erweiterten Plane gelieferte Bearbeitung desselben Stoffes, den der Verf. in seiner ersten schriftstellerischen Leistung, der Geschichte der Apologetik, behandelte; er selbst gesteht, von diesem Stoffe so ergriffen gewesen zu seyn, daß der gereifte Mann zu eben dem Gegenstande zurückkehrte, der zuerst die Seele des Jünglings bewegt hatte: die Masse des Gegebenen, die Sorgfalt der Sammlung erklärt sich aber auch nur aus einer vieljährigen Beschäftigung mit der Sache.

Hier große Wendepuncte haben sich für die

Reihe der 5 Jahrhunderte dargeboten, nämlich der Eintritt des neuen Glaubens in die Römerwelt und der Anfang seines Kampfes mit dem alten im Zeitalter der Antonine, also die Pflanzung des Christenthums und seine Stellung zum Heidenthume bis zum Jahre 180. Dann der unentschiedene Kampf zwischen einer in Christen und Heiden getheilten Welt, also der Wachsthum und die Befestigung des Christenthums, die Trennung der Welt in Heiden und Christen, die Gegenwirkung des Heidenthums, namentlich des Neuplatonismus, und die mitten im Kampfe erfolgte Annäherung bis zur Diocletianischen Verfolgung, 303. Ferner der theilweise Sieg des Christenthums unter Constantin und seinen Söhnen, tiefer Verfall, aber nicht völliger Untergang des Heidenthums, das sich unter Julian noch einmahl hebt, bis zum Regierungsantritt des Theodosius, 370. Endlich der Untergang des Heidenthums, der im Theodosianischen Zeitalter begann, aber erst unter Justinian vollendet wurde, wo alle Reste des Heidenthums verschwinden, 600. Von diesem so einfach als klar angelegten Plane hat der Vf. aber nur die zwey ersten Bücher, also bis zum Diocletianischen Zeitalter ausführen können; die schwierigere aber auch die erfreulichere Hälfte des Werks ist damit vollendet; denn schon den Historiker, auch auf dem nichttheologischen Standpuncte muß das rege geistige Leben während dieser Jahrhunderte mehr ansprechen, als die bald darauf beginnenden gewaltsamen Vereinigungsversuche der Dekumene durch die Synoden, die oft so eigenmächtig als unbefugt eingreifenden Rescripte der Kaiser, oder endlich die Gewaltthatigkeiten der Mönchshorden, die unter kaiserlicher Autorität zuletzt die Spuren des Heidenthums vertilgten.



Das erste Buch gibt also die Uebersicht der Streitkräfte die den Kampf beginnen sollen, wie den Beginn desselben, und zwar das erste Kapitel S. 1. . 164 beschäftigt sich mit dem Heidenthume und dem Religionszustande der Welt in den Römerzeiten, wie das zweyte S. 165. . 346 von dem Christenthume und seiner Stellung zur heidnischen Welt bis zur Diocletianischen Verfolgung handelt. Recht scharf wird das Eigenthümliche des Heidenthums darin gefunden, 'daß es das Göttliche in die Welt setzte und mit ihr vermischte, in ein Mannigfaltiges theilte, das Sichtbare anbeten lehrte, eine materielle Verbindung zwischen der Menschenwelt und der Götterwelt vermittelte, irdischen Segen mehr als himmlische Güter verhieß, und aller Orten ein nationaler Glaube und Gottesdienst war.' Die so angegebenen Grundzüge des Heidenthums werden nun im einzelnen weiter ausgeführt, und nachgewiesen, wie die Naturvergötterung bey dem Denker sich sofort zum Pantheismus umformte, der keinen Grund hatte, das Göttliche auf einzelne Theile der Natur zu beschränken, während der Volksglaube bey der Mannigfaltigkeit stehen blieb, und so Polytheismus wurde, — wie daraus sofort Belebung des Sichtbaren erwuchs, indem entweder die äußern Objecte, namentlich Himmelskörper, beseelt, und als Götter betrachtet, oder die das Göttliche darstellenden Symbole und Bilder bald mit der vorgestellten Sache verwechselt, und so ebenfalls Gegenstand der Anbetung wurden; materiell ist die Verbindung zwischen der Götter- und Menschenwelt, indem sowohl jene nicht durch Offenbarung dem Geiste, sondern durch Erscheinung den Sinnen wahrnehmbar werden, von dieser aber durch Gebet und Opfer auf den Willen derselben eingewirkt wer-

den kann; auf dieses Leben und seine Beherrschung beschränkt sich das Heidenthum allein, indem ihm der Hinblick auf ein künftiges fehlt, das mehr wäre als Seelenwanderung oder ein träumerischer schattenähnlicher Zustand. Für die Sittlichkeit sind allerdings einige Motive da; die Götter schützen das Recht, strafen den Meicid und Blutschuld; doch Erhebung des Menschen über die Welt durch die Kraft sittlicher Gefühle wird vergebens gesucht. Die Götter konnten den Menschen nicht über die Welt erheben, weil sie selbst darin standen. Bey dieser letzten Ansicht hat der Verf. aber einen Punct übersehen, der zwar wohl nicht ins Volksleben überdringen konnte, allein doch ein Erzeugniß des Heidenthums ist, die sittliche Bedeutung des Fatums in der Griechischen Tragödie: man kann doch nicht läugnen, daß die freylich dunkle Gewalt, die sich da thätig zeigt, über der Welt stehe, nicht etwa so in ihr enthalten sey, wie die übrigen mehr persönlich ausgebildeten Olympusgötter; und so ist doch ein sittliches Element mehr darin zu entdecken, als der Verfasser angibt: schlimm ist es dann freylich immer, daß jene ethische Gewalten stets mystisch in Dunkel gehüllt erschienen, während das Volk sich mehr an die mythischen vielbewegten Gestalten hielt; es blieb also eine Verehrung von Wesen, denen der Character des Heiligen fehlte; daß dieser sich nun abgesondert von ihnen ebenfalls auch irgendwo auffinden läßt, kann den Mangel dort nicht ersetzen. Außerdem ist nicht zu verkennen, daß die vom Verf. gegebene Analyse des Heidenthums nur auf Griechenland und Rom paßt; der Orient mit seinen enthusiastischen aus Trauer und Jubel gemischten Culten hätte wohl noch einer besondern Berücksichtigung verdient; freylich ist

zunächst der Griechische und Römische Paganismus, dessen Fall hier vorgeführt werden soll; allein die Ausbreitung des Christenthums dem Osten zu, war doch in dem ersten Jahrhundert bedeutend genug, um mehr als eine beyläufige Erwähnung zu verdienen.

Die Untersuchung geht nun ins Einzelne über, und erörtert den religiösen Zustand Griechenlands, dem das Talent seiner Dichter und Künstler aus den anfänglichen Naturwesen idealische Gestalten gebildet hatte; seit dem Zuge Alexanders war im Osten Griechische Religion und Sitte stets mehr herrschend geworden. Roms ärmere, aber auch ernstere und würdigere Mythologie griff tief in alle Verhältnisse des Staates ein, und konnte, wenn auch nicht eigentliche Moralität, doch wenigstens strenge Legalität hervorbringen. Auf Unterdrückung der nationalen Culte konnte Rom bey Selangung zur Weltherrschaft gar nicht denken, theils vom polytheistischen Standpunct, der ja den fremden Gott neben dem eignen ehren muß, theils aus politischer Rücksicht; sie wollten die unterjochten Nationen nicht aufs äußerste bringen, indem sie ihnen mit Vernichtung der einheimischen Culte die ganze Nationalität raubten; nur wo religiöse Institute zugleich politische Bedeutung hatten, wurden sie vernichtet, wie der Orden der Druiden in Gallien; dieß Land wurde auch mehr, als jedes andere romanisirt. Sonst blieben in Griechenland und Sicilien, in Syrien und Aegypten die alten Culte in Ehren; zwar galt dort der Olympische Zeus nicht mehr als Schirmherr des Staatenbundes, allein die 12 olympischen Götter hatten doch überall ihre Statuen; der Baals- und Molochdienst war freylich verschwunden, doch der Astarte diente man noch zu Griechen- und R.

merzeiten; Griechische Tempel erhoben sich zwar seit der Ptoiomäer Zeiten am Nil, allein der Apisdienst währte doch bis ins 4te Jahrhundert; in Carthago nennt Tertullian noch die Astarte als *coelestis virgo*, bis ins dritte Jahrhundert fielen ihr Menschenopfer. In Rom durfte freylich nur der Staat einen neuen Gottesdienst stiften, wie den der idäischen Mutter aus Pessimus; allein die Aufstellung der den überwundenen Völkern genommenen Götterbilder gestattete doch stillschweigend auch deren Verehrung. So wurden bald die Griechischen Götter in Italien einheimisch, die Isis zog mit ihren leinengekleideten Priestern, die Cybele mit ihren entmaunten Galtern ein; der Jude errichtete seine Synagoge, der Chaldäer weissagte bey Niedern und Hohen, die Apotheosen der Kaiser vermehrten bald die Zahl der zu Verehrenden. Wenn so auch nicht absichtlich von den weltherrschenden Römern, wurde doch der Sturz der alten Culte nothwendig durch mehrere Umstände herbengeführt; die alte Bedeutung des Priesterthums, das ursprünglich auch bürgerliche Gewalt und jede Art der Wissenschaft in sich schloß, war längst vorüber; eine von ihm unabhängige Wissenschaft hatte sich gebildet; die Philosophie von Griechenland ausgegangen mußte schon durch ihre schärfere Verstandesbildung das Gerüst der Mythologie stürzen. Die Socratische Moral und die Platonische Theologie, selbst der stoische Pantheismus hob sich weit über die Nationalculte hinaus, wie die atheïstischen und antimoralistischen Systeme der Sophisten, Aristippus und der Epicuräer, und die alle Wahrheit aufhebende Skepsis von der andern Seite auf dieselben verderblich einwirkten. Der Götterdienst stand zwar noch fest; allein allgemeiner Unglaube beherrschte die Gemüther. Die Römerwelt

hatte bisher an ihren alten Instituten und Culten mit frommem Glauben gehangen; mit der Griechischen Philosophie ging auch zu ihr der Unglaube über, nur die Politik stützte die bestehenden Institute und — ihr eignes Alter; das Bestehen selbst wird ein Grund des Fortbestehens; das Volk hängt an denselben, fühlt sich durch ihr Alter imponiert, und außer den Priestern fand auch noch eine Menge anderer Menschen, Handwerker, Kaufleute, ihr Interesse an ihrem Bestehen. Der Uebergang des Unglaubens von Rom in die Provinzen war schnell geschehen; ihrer Selbstständigkeit beraubt, durch Römische Verwaltung auf das Entsetzlichste ausgezogen hatten sie ja nichts der mächtigen Einwirkung der Hauptstadt entgegenzusetzen. Eine Quelle des Fortbestehens der alten Cultusformen hätte vom Verf. auch noch gerade in diesem Unglauben und seiner engen Verwandtschaft mit dem Aberglauben gefunden werden können; die Philosophie war in gewissem Maasse auch auf das Volk wirksam gewesen; es fühlte sich so den Glauben der Väter entrisßen, ohne doch auf eine andere Weise die Leere im Gemüthe ausfüllen zu können, um so fester klammerte es sich darum an die noch bestehende todte Form an, um doch wenigstens etwas zu besitzen; gerade das Fremdartige machte jetzt das meiste Glück; aus Aegypten, aus dem Orient, möglichst fern her mußten die Culte seyn, um Eingang zu finden, ein sicheres Zeichen daß das nichtbefriedigte religiöse Gefühl das menschliche Herz suchend umhertrieb. Eine weitere Stütze der alten Formen waren ferner die Mysterien, die in esoterischer Form wahrscheinlich pantheistische Lehren von einer ewig belebten Natur mittheilten, doch aber auch den Volksgöttern einen Platz in ihrem System an-

zuweisen wußten. Dahin strebten dann auch die schon im ersten Jahrhundert n. Chr. sich wieder hebenden Platoniker, die freylich mit ihrer Theologie über dem Volksglauben standen, doch aber die Offenbarung des Göttlichen auch in der Geschichte nachweisen wollten, deßhalb die alten Culte aufnahmen und dadurch sich den sichersten Eingang zu den Gemüthern des Volks verschafften; Plutarch ist Repräsentant dieser Sinnesart; er vertheidigte die bestehenden Culte mit allen ihren Instituten, Mantik, Orakeln, indem er gerade hierin das einzige Mittel zu Erhaltung der Religiosität unter dem Volke erblickte. Mit den Platonikern theilten die Stoiker wohl die würdigere Götter- und Sittenlehre, allein da sie in der Erfahrung und Geschichte keine Stütze für die religiöse Gesinnung nöthig zu haben glaubten, so waren sie gegen den bestehenden Gottesdienst indifferent; die Epicuräer endlich, mit ihrer antireligiösen Richtung, z. B. ein Lucian, traten als schroffer Gegensatz des Haltens an den Formen auf; während dieses Gegensatzes trat aber von der ewigen Weisheit geleitet die Lehre hervor, die eine völlige Umwandlung des alten Glaubens verursachen sollte.

Auf gleiche Weise wie das Heidenthum wird nun im zweyten Kapitel die Entwicklung des Christenthums bis auf diese Zeit verfolgt, und gerade hier ist zu erkennen, wie der Verf. den schlechthin historischen Standpunct einnimmt. Auf Christus und seine Wirksamkeit wird gar nicht Rücksicht genommen; davon lassen sich ja die Folgen nicht als augenblicklich bedeutend nachweisen. Das Auftreten der Apostel vielmehr wird als der merkwürdige Punct angegeben, wo die Verkündigung der neuen Lehre begann; sie stammt aus dem Glauben der Väter, ist aber

davon doch wesentlich verschieden; ganz dieser Ansicht gemäß ist der S. 175 angegebene Hauptinhalt dieser Lehre. Um nun den Gegensatz des Christenthums gegen das Heidenthum recht zu verdeutlichen, wird an den oben als Merkmal des Heidenthums angegebenen Zügen sehr vollständig gezeigt, wie das Christenthum von allem gerade das Gegentheil enthalte. Während jenes die Natur vergöttert, unterscheidet dieses bestimmt Gott von der Welt; während jenes sich sofort polytheistisch spaltet, hält dieses streng an der Einheit des Göttlichen; während jenes das Sichtbare, betet dieses nur das Unsichtbare an; statt einer dort überall geglaubten materiellen Verbindung der Welt mit Gott, ist hier nur eine spirituelle Wirkung; während das Heidenthum sich auf Verherrlichung des irdischen Lebens beschränkt, verheißt das Christenthum den Himmel; statt der nationalen Grenzen, worin jenes sich bewegt, findet sich hier der vollkommenste Universalismus. Trotz dieser so entschiedenen Gegensätze blieb die neue Lehre doch über ein Jahrhundert im Stillen, ohne von dem Heidenthum beunruhigt zu werden. Christen zeigten ihren Widerwillen gegen dieses bald genug durch strenges Enthaltens Alles dessen, was irgendwie mit der Idololatrie zusammenhing, sprachen ihn noch bitterer in der Apocalypse aus, die vom Verf. unter Domitian, 81. . 90 gesetzt wird. Die unter Nero und Domitian erlittene Verfolgung brachte diese Schärfe der Gesinnung hervor; so wie sich unter Hadrian die Verfolgung erneuerte, traten sofort wieder christliche Dichter und Propheten auf, die nach Art des Apocalypstikers Rom den Untergang weissagten: so die Dichter der sibyllinischen Orakel, die der Verf. der jetzt doch ziemlich allgemein recipierten Ansicht gemäß, größtentheils

dem Zeitalter Hadrians und der Antoninen zuschreibt. Dichteten jedoch die Sibyllisten wohl mehr zur eigenen Herzenserhebung, so begannen dagegen den offenen Kampf mit dem Heidenthume die Apologeten; die äußere Geschichte derselben von Quadratus und Aristides an bis auf Minucius Felix herab wird erzählt, aber wohlverstanden, letzterer wird nicht nach der gewöhnlichen Annahme dem Zeitalter Tertullians, sondern nach einer schon oft aufgestellten Ansicht der Antoninischen Zeit zugesprochen; uns haben die vom Verf. angegebenen Gründe jedoch nicht davon überzeugen können. Rüstete sich so das Christenthum zum Kampfe, so unterließ das Heidenthum nicht, seine Angriffe sofort auf dasselbe zu richten; die Collisionsfälle im Privat- und öffentlichen Leben waren zu häufig, die auf das unangenehmste die Familien durchdringenden Spaltungen regten sofort alle Privatleidenschaften auf, und daher erklären sich denn die oft lächerlichen Vorwürfe Thyestischer Gelage und Oedipodischer Vermischungen, womit die Apologeten so viel zu kämpfen haben. Nicht mit Ablehnung solcher Anklagen zufrieden suchten sie ihre Lehre auch den Heiden selbst zu empfehlen, und deßhalb in ihrer Mythologie und Philosophie Anknüpfungspuncte für dieselbe zu suchen. Vornehmlich suchten die Apologeten aber der Sache der Christen den Schutz der Gesetze zu verschaffen; den Kaisern suchten sie deßhalb die Ueberzeugung von der moralischen Reinheit des Christenthums beizubringen, ja sie verschmähten auch Ueberredungskünste nicht, suchten aber vor Allem das Christenthum als eine Philosophie darzustellen, die also wie jede andere Secte auf den gesetzlichen Schutz Anspruch machen könne. Vollständig wird nun die Lehre der Apologeten ent-



wickelt, und zwar sowohl thetisch das eigentlich Christliche (248), also Lehre von Gott, von Christo, von der Ordnung des Heils; als antitheatisch (273) Bestreitung des Heidenthums, Widerspruch gegen Anbetung des Sichtbaren, Mißbilligung der Opfer. Dieß war der Kampf des Christenthums; es folgt die Gegenwirkung des Heidenthums; freylich ist schon vorher (S. 225) etwas hierüber erörtert, wo es mitten zwischen der Darstellung der christlichen Anstrengung zum Kampfe etwas störend erscheint: wir rechnen dieß zu der schon anfangs bemerkten mangelhaften Anordnung, die sich ja so leicht erklären läßt. Konnte das Christenthum nur mit Waffen des Geistes kämpfen, so hatte das Heidenthum einen doppelten Weg, Verfolgung und Polemik. Die Verfolgungen bis auf Trajan sind ziemlich zufällig und planlos; bedeutender wurden sie zu Trajans Zeit, wo die Gemeinden sich schon hoben; von dem Edelmuthe wie von der Gerechtigkeit der Antoninen hätte das Evangelium Schutz erwarten können; doch die Ansicht, Marc Aurel sey ein Freund und Beschützer der Christen gewesen, wird gründlich widerlegt. Unter den Heiden, die das Evangelium schriftlich bekämpften, wird der Spötter Lucian sehr vollständig behandelt; den Dialog Philopatris setzt der Verf. mit Gesner in ein weit späteres Zeitalter herab: darüber kann schwerlich noch Streit seyn, da die Einwirkungen des Mönchsthums in der Schrift doch unmöglich zu verkennen sind. Crescens, Fronto, Celsus werden eben so vorgeführt, die Gründe entwickelt, womit sie den alten Glauben zu stützen, und den christlichen verdächtig zu machen suchten. In der Anordnung dieser Partien würden wir auf jeden Fall vorgezogen haben, zuerst die Bemühungen dieser heidnischen Schriftsteller zu ent-

wickeln, weil ja die christlichen Apologeten erst durch ihre und ähnliche Beschuldigungen zur Vertheidigung bewogen wurden; auch die Reihe der Verfolgungen stände besser voraus, weil durch sie ja die Lage der Christen erst bestimmt wird, und sich so erst das Bemühen der Apologeten verstehen läßt.

Das zweite Buch (S. 347..618) vom Ende des Antoninischen Zeitalters bis auf die Diocletianische Verfolgung, 180..303, enthält den unentschiedenen Kampf und die gegenseitige Annäherung der Heiden und Christen an einander. Das erste Kapitel bis S. 474 läßt wieder den Zustand der einander befehdenden Kräfte übersehen, zeigt wie beide um diese Zeit erstarkt waren, wie die christliche Parthey zwar bedeutend wuchs, wie sich aber auch die religiöse Stimmung der Heidenwelt sehr verändert hatte, und besonders durch den Neuplatonismus von dem früheren indifferenten, oder gar antireligiösen Streben zurück und zum neuen Festhalten an den Nationalculten hingeleitet wurde. Am Ende des Antoninischen Zeitalters war die Stellung der Christenparthey nicht die günstigste; weder von der Gnade noch von der Gerechtigkeit der Kaiser hatten die Apologeten für sie den mindesten Schutz erlangen können; im Gegentheil mußte der jetzt immer deutlicher sich aussprechende, auf Sturz des Bestehenden abgezwecte Plan, den die christlichen Schriftsteller selbst nicht mehr abläugnen konnten, den Heiden alle Vorsichtsmaßregeln anempfehlen.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften;

---

60. Stück.

Den 16. April 1831.

---

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Der Fall des Heidenthums von Dr. H. G. Tzschirner u. u.

Sicher hätte so die kleine Partey unterliegen müssen, wenn ihr nicht einige Stützpunkte Kraft verschafft hätten, zuerst nämlich der Enthusiasmus der Christen, der sich im Märtyrerkthume und im Bekehrungseifer aussprach. War dieser Eifer bey einigen auch Schwärmererey, so namentlich bey denen, die absichtlich die Märtyrerkrone suchten, wogegen sich freylich die Kirche stets kräftig erklärt hat, so war die moralische Wirkung davon auf die Heiden doch unberechlich groß. Ein weiterer Stützpunkt war die Verbindung der Christen unter einander; nicht allein Gemeinden zogen sich überall zusammen, sondern diese traten auch wieder mit der Metropolis der Provinz in einen größeren Verband, und die so organisierten Provinzialkirchen wußten mit entferntern Ländern in Verbindung zu kommen. So dämmerte nicht allein, wie der Verf. sich auß-

brückt, seit der Mitte des 3. Jahrhunderts der Gedanke auf, daß die Gemeinden der ganzen Welt eine sichtbare Communität bilden, sondern in der Seele einzelner Männer war dieser Gedanke längst zur größten Klarheit gekommen. Wir vermiffen hier bey dem Verf. ein tieferes Eingehen in die innere Organisation der kirchlichen Verhältnisse; so ist doch gewiß ein nicht unbedeutender Grund des kräftigeren Erblühens der Gemeinden in dem allmählichen Ausscheiden des geistlichen Standes aus der Masse der Layen zu suchen; ganz allein mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt konnte dieser denselben um so größere Sorgfalt widmen. Mag darin freylich ein Zurückkommen von der anfänglichen evangelischen Gleichheit zu beklagen seyn, der Einfluß davon auf die äußere Kräftigung der Gemeinden ist nicht zu verkennen. Vermehrt wurde derselbe, als um die Mitte des 3. Jahrhunderts durch den entschiedenen Sieg des Episcopats über die Presbyterialgewalt der Clerus monarchisch geordnet wurde; der Bischof an die Spitze der Gemeinde gestellt, konnte auf deren Hebung und Stärkung seine ganze Kraft verwenden. Diese kirchlichen Verhältnisse hat jedoch der Verf. weniger beachtet als den inneren Geist, von dem die Kirche bewegt war, und doch werden gerade durch sie manche sehr auffallende Erscheinungen am sichersten erklärt. Ein wichtiger Stützpunkt ist dann dem Verf. das lehrende Wort und die Verfassung der Gemeinde; durch jene hatte sie einen entschiedenen Vorzug vor den Tempeln, wo nur der Priester opfert, und vor den Schulen, wo der Philosoph disputiert; diese aber wird nur in so weit ausgeführt, als die Mitglieder sich zur Kirche vereinigt und von den Heiden abge sondert fühlten. Bedeutend war endlich der Einfluß

der christlichen Wissenschaft, die sich um diese Zeit immer weiter verbreitete. Apologeten traten freylich weder so zahlreich, noch so entschieden auf als im Antoninischen Zeitalter, doch nahmen besonders die Alexandriner auch als Philosophen einen recht würdigen Platz ein, und verdrängten immer mehr alles Ubergläubische. Es folgt jetzt eine Uebersicht der wichtigsten Kirchenlehrer von Clemens dem Alexandriner bis auf Cyprian; der Verfasser der Clementinen ist ihm ein asiatischer Christ zu Ende des zweyten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts, der in der Absicht, den Gnosticismus und Hellenismus zu stürzen, unter dem fingierten Namen des Clemens ebionitische Grundsätze vorträgt. Zu diesen aus dem Innern des Christenthums hervorgehenden Stützen kommen noch manche günstige äußere Umstände, namentlich das Unglück der Zeiten. Seit dem Ende der Antoninischen Herrschaft war der Despotismus ärger als je erwacht. Bedrückungen römischer Beamten führten allgemeine Verarmung herbey, die Einfälle der Barbaren erschütterten immer mehr das Reich; auch der großen Pest unter Philippus hätte Erwähnung geschehen können. Die Trauer, die so die Nichtigkeit der irdischen Dinge erkennen lehrte, mußte der übersinnlichen Welt den Blick zuwenden, die Herzen den Tröstungen der Religion eröffnen. Bemerkt hat der Verf., auch dem Neuplatonismus und den Altären der väterlichen Götter seyen die Herzen dadurch wieder zugewandt; allein bemerkt hätte auch noch werden können, daß bey dem großen Haufen die Galamitäten oft nur Abwendung vom Christenthume wirkten; sie sahen darin nur Strafe der Götter, die über Vernachlässigung ihres Cultus zürnten; *non pluit Deus, duc ad Christianos*. Sehr

scharffinnig ist aber die Bemerkung, daß manches edle Gemüth jetzt in der Kirche Ersatz für das allgemein mangelnde öffentliche Leben fand, ein neues Gemeinleben, eine neue Wissenschaft; der Heldenmuth, dem der Tod fürs Vaterland nicht mehr erwünscht war, konnte ja mit mehr Ruhm nach der Märtyrerkrone streben. Selbst die Meinung der Heidenwelt hatte sich so im Allgemeinen zu Gunsten der Christen gewandt, deren Lage mit Ausnahme der eben so planmäßig angelegten als consequent durchgeführten Verfolgung unter Decius, schon sehr erträglich war. Dieselbe Aufregung der Gemüther, die Viele so der Kirche zuwandte, mußte aber auch dem religiösen Bedürfniß andere Wege eröffnen, durch Erneuerung der alten Culte, und vorzüglich durch den Neuplatonismus. Gegen frühere Zeiten hatte sich der religiöse Zustand der Römerwelt sehr wieder gehoben; in der Masse des Volks war der Glaube an die Götter noch nie erloschen; jetzt bekam die Philosophie eine weit religiösere Richtung. Gegen den Epicureismus traten entschiedene Gegner auf, ein Claudius Helianus; Philostratus konnte bey seiner Biographie des Apollonius von Tyana nur die Absicht haben, den väterlichen Glauben in veredelter Gestalt dem wieder ernster und frömmer gewordenen Zeitalter zu empfehlen. Mehr als sie wirkte der Neuplatonismus; er trat entschieden gegen die bisher geltenden antireligiösen Schulen auf, indem er ihrem Materialismus, der nur in der sinnlichen Wahrnehmung Wahrheit fand, die intellectuelle Anschauung, *θεωπια*, entgegenstellte. Um den Angriffen der Sceptiker wie auch der Christen zu entgehen, die aus den Widersprüchen der verschiedenen philosophischen Systeme die Nichtigkeit der ganzen Philosophie zu folgern suchten,

mußte der Versuch gemacht werden, eine eclectische Vereinigung der großen Wortführer, Platon und Aristoteles zu Stande zu bringen; so wurde nachgewiesen, wie sämtliche philosophische Systeme nur unter veränderter Form dasselbe gewollt haben. In die specielle Entwicklung des Neuplatonismus, die mit vieler Sorgfalt geschieht, können wir dem Verf. hier nicht folgen, meinen aber, es sey nichts so klar als das endliche Resultat der Untersuchung, gerade durch diese philosophische Ansicht ist dem Volksglauben sehr wieder aufgeholfen, und dem Christenthum der Sieg erschwert. Die religiöse Denkart des Volks erhielt nicht allein wieder Etwas, was sein Bedürfniß befriedigte; sondern der Anhaltungspunct dieser Denkart war um so fester, da sie sich sofort mit den noch bestehenden nationalen Instituten befreundete, Götter- und Dämonenlehre stützte, Mantik und Drakel rechtfertigte, dazu durch Schilderung weiser und begnadigter Götterfreunde, wofür ein Pythagoras, ein Apollonius von Tyana galt, die Herzen des Volks zu gewinnen wußte; die entschiedenste Reform des Heidenthums wurde dadurch veranlaßt. Von Plotin als philosophisches System aufgestellt gab der Neuplatonismus dem Denker einige Befriedigung; von Porphyrius und Iamblichus auf bestehende Institute bezogen, wurde er allgemein verständlich und regte zugleich den sittlichen Ernst auf. So wurde er allerdings eine Stütze am zerfallenen Gebäude des Heidenthums; mehr darf man ihm aber auch nicht zuschreiben, denn wenn einer religiösen Form erst von Außen Deutung eingelegt werden soll, die nicht das Gemüth des Volks darin findet, so kann sie unmöglich den innigen Glauben, das Wesen der Religion, erwecken.

Im zweyten Kapitel, S. 474.. 618 folgt nun der Kampf beider Parteyen, und ihre Annäherung an einander. Die Stellung der Parteyen ist seit dem Antoninischen Zeitalter eine andere geworden. Die Christen hatten sich durch die angegebenen Umstände schon so gestärkt, daß eine gewaltsame Unterdrückung nicht mehr möglich war; ihre Stellung im Römischen Reiche wurde durch Weiterbildung der innern Verhältnisse stets mehr gesichert. Die Polemik gegen alles Heidnische ist deßhalb nicht mehr so bitter, die Stimmen erheben sich schon einzelner. Bey den Heiden hingegen war es jetzt nur Politik, die noch Verfolgungen hervorrief, wie unter Decius, oder die Philosophie wollte den Hellenismus retten; nicht aus Interesse der Nation ging der Haß hervor. Die Heiden waren duldsamer, die Christen weniger abstoßend geworden. Nur Tertullian und Cyprian erhoben sich noch zur Vertheidigung und zum Angriff; Origenes Schrift wider den Celsus ist weit ruhiger gehalten. Auch die politische Vertheidigung wird minder eifrig geführt, da ja unter den meisten Kaisern das Christenthum eines factischen Friedens genoß, und bey den wirklich verfolgenden auch keine Gegenvorstellungen würden geholfen haben. Daß dabey die Christen jedes Mittel, die Gunst und den Beystand der Großen sich zu erwerben, nicht versäumten, läßt sich mehr errathen, als nachweisen; doch ähnliche Gelegenheiten, wie die Unterredung des Origenes mit der Mutter des Kaisers Alexander Severus, der einflußreichen Julia Mammäa mögen beredte Christen wohl öfter zur Hebung ihrer Sache gebraucht haben. Bedeutender war aber wohl noch die wissenschaftliche Begründung der Lehre, um die Zustimmung der Weisen der Zeit zu erlangen. Viel geschah hierfür von den Alexandrinern,



die das Christenthum als Philosophie gestalteten; ein früherer ähnlicher Versuch im Gnosticismus enthalten hatte weniger Fortgang, weil er aus dem Orient stammend dem hellenischen Geiste nicht zusagte. Erst Clemens und Origenes führten es durch, wie zwar in allen griechischen Systemen Spuren des Logos enthalten sind, wie aber erst in dem christlichen Glauben die völlig befriedigende Philosophie gefunden werde; so wurde aus christlichen und platonischen Elementen das System gemischt, das jetzt als Gnosis oder Ansicht der Denker, neben der Pöpselweisheit, dem Glauben der Menge, herging. Um aber die philosophisch gültigen Sätze auch in der Schrift nachzuweisen, wurde die seit Philo's Zeiten in Alexandrien geltende allegorische Schriftauslegung angewandt, durch die sich freylich aus Allem Alles machen ließ. Außer dieser Uebertragung und Nachahmung hellenischer Philosopheme unternahm zwar Origenes auch schon, das Christenthum selbst philosophisch zu begründen, die Nothwendigkeit der Offenbarung aus dem Unvermögen der menschlichen Vernunft zu beweisen; weit sorgfältiger hierin ist aber der Verfasser der Clementinen, der an seinem eigenen Beyspiel lehrt, wie die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntniß ihn zum Erfassen der göttlichen Offenbarung getrieben habe. Von diesem Standpunct aus wurde dann der göttliche Ursprung der Schrift von der Mittheilung des Logos abgeleitet; freylich ließ sich ein Origenes dadurch nicht abhalten, critische Untersuchungen über den Canon selbst anzustellen, oder ein Julius Africanus, die Glaubwürdigkeit der heil. Geschichte aus anderweitigen historischen Nachrichten darzuthun. Alles lief dann darauf hinaus, die göttliche Sendung Jesu zu erhärten, wozu noch Wunder, Weissagungen und Typen, wie die

schnelle Ausbreitung seiner Lehre benützt wurden. Von diesem Standpunct aus ließen sich dann die christlichen Dogmen von der Einheit Gottes, von der Welterschöpfung, Auferstehung des Fleisches, Zeugung des Sohnes beweisen, und gegen die Einwürfe heidnischer Denker vertheidigen. Allein auch gegen das Heidenthum selbst wurde der wissenschaftliche Kampf wenn gleich mit weniger Erbitterung fortgesetzt, sein Polytheismus als widersinnig, seine Mythen als lügenhafte unsittliche Erfindungen dargestellt. Auch die Gegenwirkung der heidnischen Parthey war minder heftig; die Staatsgewalt verfügte nur vorübergehende Befolgungen; bedeutender war freylich die Einwirkung des Neuplatonismus, der ja recht eigentlich für die sinkenden Tempel und Altäre kämpfte. Plotin stritt gegen den durch die Gnostiker eingeführten Dualismus, also nur ein Kampf metaphysischer Systeme, ohne das Ganze der christlichen Lehre und Institute, oder die vom Christenthume ausgehende Geistesrichtung zu befehden. Weiter ging Porphyry in seinen verlorren 15 Büchern gegen die Christen. Zwar günstig für Christum gestimmt, den er den Weisen der Vorzeit gleich stellte, erkannte er sogar den Gott der Juden an, erklärte sich aber doch heftig gegen die allegorische Interpretationsmanier, wies in der Lehre der Apostel Widersprüche, wie zwischen Petrus und Paulus nach, suchte in der heil. Geschichte Ungereimtheiten aufzudecken, vorzüglich aber den Zusammenhang mit dem N. T. zu untergraben. Gegen ihn erhob sich zwar Methodius, und später Apollinaris und Eusebius; allein er hatte doch die Gesellschaft der Christen nicht mehr als schädlich und verbrecherisch angeklagt, und so den Widerwillen gegen sich minder gereizt. Im Gegentheil hatte Neuplatonismus und Christen-

thum jetzt schon gegenseitigen Einfluß auf einander gewonnen, und trotz des Streitens manche Ideen ausgetauscht. Durch Berührung mit dem Christenthum war der Pantheismus des Plotin bey Porphyrius zum Theismus, die Seelenwanderungs- zur Unsterblichkeitslehre umgeformt, besonders aber das moralische Princip der Religion stark hervorgetreten. Auffallend zeigt sich diese Annäherung in der Dämonenlehre, die zwar älter als der Neuplatonismus bey Porphyr schon ganz in der jüdisch-christlichen Form erscheint; Iamblichus mischt dann Engel und Erzengel der Christen unter die Dämonen und Herven der heidnischen Welt. Ebenso groß war aber auch von der andern Seite der Einfluß des Platonismus auf das Christenthum gewesen. Wenn auch neuere Gelehrte Platon zu viel Einwirkung auf Gestaltung der christlichen Dogmen zuschreiben, und namentlich die Lehre vom Logos aus anderer Quelle entsprungen höchstens eine platonisierende Fortbildung erhalten hat, so zeigt sich doch die Einwirkung dieser Philosophie in vielen andern Stücken, in der Unterscheidung einer doppelten Seele, einer sinnlichen und einer vernünftigen, in der Annahme von deren Präexistenz u. dgl. Wenn der Vf. hierher auch die Lehre von den Engeln rechnet, insofern sie unter einem höchsten Gott den einzelnen Ländern und Provinzen vorstehen, so dürfte diese Ansicht doch wohl eher orientalischen Ursprungs seyn, und Chaldäa richtiger als deren Vaterland angenommen werden. Durch diese gegenseitige Annäherung wurde die heidnische Welt mehr auf das Uebersinnliche und Göttliche hingeleitet, ganz von der Zeit verschieden, wo Epicurs Lehre geltend war; das Verlangen nach einer moralischen Religion erwachte, indem den oft schlüpfrigen Mythen mehr Würde und sittlicher Ernst

untergelegt ward; die Idee eines Gottes entwickelte sich aus dem Pantheismus immer mehr. Einen weiteren Anknüpfungspunct gab die Idee vom Falle und der Verschuldung der Menschheit, insofern das ganze irdische Daseyn als ein Zustand der Entfernung und des Abfalls von Gott galt, und so den Mystereien und Sühnungsanstalten neue Bedeutung gab. Annäherung war endlich auch in der Ansicht vom Zwecke des Lebens und dem Wesen der Tugend; die neuplatonische Sittenlehre ging ja ganz auf Reinigung der gefallenen Seelen und Losmachung derselben von dem materiellen Körper aus. War es nun auch nicht gerade Lehre des Christenthums, daß die Seele in den Körper eingeschlossen die Schuld eines frühern Daseyn büßen müsse, so gab doch der von Christen stets angepriesene Kampf des Geistes wider das Fleisch ziemlich dieselben Resultate, nicht allein in der Ansicht einiger Schwärmer, die in der Ascetik das Aeußerste verlangten, sondern auch in dem Dringen der bedeutendsten Kirchenlehrer auf Ertödtung des Fleisches. Wer an dem Bilde einer Philosophenstadt, wie Plotin den Plan dazu hegte, oder an des Iamblichus Erhebung des auf Ascetik gegründeten Pythagoreischen Bundes Gefallen fand, durfte sich auch gegen die Uebertreibung der Anachoreten nicht erklären, die um eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu erklimmen, in die Thebaische Wüste flohen. Wirkte so das Christenthum auf die heidnische Welt ein, so erlitt es nicht minder auch den Einfluß derselben. Griechisch-römische Wissenschaft ging ja in dasselbe über; wie verschieden ist doch der einfach herzliche Vortrag der Apostel von der Weisheit eines Alexandrinischen Lehrers! Die nächste Folge davon war die Entfernung vom Judaismus, und dessen chiliaistischen Träume-

reyn. So tief diese Erwartungen den zwey ersten Jahrhunderten eingewebt waren, so bald mußten sie der Alexandrinischen Wissenschaftlichkeit weichen, und nichts so sehr als Entfernung dieser der römischen Welt wenig zusagenden Hoffnungen erleichterte Tausenden von Heiden den Uebergang in die Kirche. Aus der heidnischen Welt stammt ferner die Meinung von der magischen Kraft und reellen Wirkung heiliger Gebräuche; der Ritus, der bisher nur zur Nahrung der Andacht gedient hatte, erhielt jetzt die Kraft, eine reelle Verbindung mit Gott zu bewirken. Besonders im Nachtmahl trat der Begriff eines Opfers stets schärfer hervor. Wenn nun aber auch der Verf. das Entstehen eines christlichen Priesterthums, wie es die apostolische Zeit nicht gekannt hatte, aus dem Heidenthum ableitet, so können wir hierin seiner Ansicht nicht beitreten; nicht allein liegt der Ursprung desselben aus der alttestamentlichen Deconomie weit näher, sondern läßt sich auch historisch nachweisen. Bey Tertullian und Cyprian ist es ja gerade die Vermischung des alten und des neuen Bundes, woraus ihre Ansicht vom Priesterthume, wie die Uebertreibung von dessen Würde hervorgeht. Der Uebertritt in die Kirche wurde durch diese Annäherung dem Heiden bedeutend erleichtert; statt seiner Mythologie fand er ja dort den Kreis der Engel und Erzengel, der Märtyrer und Patriarchen, Tartarus und Elysium in Himmel und Hölle wieder, sogar für seine Festlichkeiten wurde er entschädigt, seitdem Gregor der Wunderthäter an den Märtyrertagen Lustbarkeiten gestattete. Der Christ dagegen scheute sich nicht mehr vor Soldatendienst und bürgerlichen Aemtern, sogar Ehen mit Heiden werden häufiger. So war das Christenthum nicht mehr

daßelbe, wie es die Apostel unter Tiber und Nero verkündigten, aber auch die heidnische Welt nicht mehr dieselbe, in die jene eingetreten waren. Annäherung war da; aber ausgeglichen der alte Widerstreit noch nicht; nahe stand der Kampf bevor, welcher der einen Partey den Sieg, der andern den Untergang bringen mußte.

So weit führte der verewigte Verfasser den so trefflich angelegten und so kunstgerecht verfolgten Faden; der Herr Herausgeber wünscht eine Entscheidung, ob eine Fortsetzung des angelegten Plans rathsam sey: dieselbe muß er mehr von dem Bewußtseyn der eigenen Kraft als von fremdem Urtheil abhängen lassen. Erwünscht ist die Vollendung eines solchen Werks auf jeden Fall, und er würde sich dadurch den Dank des Publicums erwerben.

Dr. R.

### E b e n d a s e l b e .

Topographisch-historische Charte von Palästina, mit 90 biblischen Bignetten, entworfen von F. F. Asheton, durchgesehen und verbessert vom Prof. Dr. E. F. K. Rosenmüller. (Baumgärtner's Buchhandlung). Fol. 4 Blätter, lithographiert.

Kein Land der alten Welt von gleichem Umfange ist so reich an historischen Ereignissen der verschiedensten Art, als Palästina; daher auch eine Special-Charte desselben nach einem größern Maasstabe entworfen, für die Exegese sowohl des alten als des neuen Testaments in gleichem Grade Bedürfniß ist. Diesem hilft die hier anzuzeigende Charte in vier Blättern, die jedoch zusammen passen, und an einander geheftet werden können, ab. Sie ist in Eng-

land entworfen, und erscheint dem Titel zufolge durchgesehen und verbessert von einem unserer berühmtesten Exegeten in Deutschland. Sie hat aber eine andere Einrichtung als unsere gewöhnlichen Landkarten, indem man nicht bloß die Namen der Dörfer und Städte, mit dem Ortszeichen darauf findet, sondern auch die neben denselben vorgefallenen Begebenheiten in kleinen Bignetten dargestellt erblickt. So die Heerzüge, Gefechte, Besuche, Erscheinungen, sowohl der Patriarchen-Zeit als der Periode der Richter und der Könige aus dem alten Testamente, als auch die Geschichten Christi und der Apostel, und zwar so, daß bey jeder Bignette auch die Stelle der Bibel bemerkt ist, worauf sie sich bezieht. Für die Richtigkeit der Angaben bürgt der Name des berühmten deutschen Exegeten, der die Charte revidiert hat; in wiefern das Englische Original, das wir nicht gesehen haben, der Verbesserung bedurfte, können wir nicht bestimmen. Wir können mit Wahrheit sagen daß diese Charte uns eben so belehrend als unterhaltend scheint. Die beygefügtten kleinen Bignetten könnten zwar zunächst für den Jugendunterricht bestimmt scheinen, aber sie sind gewiß für jeden Bibelleser interessant, da sie die Begebenheiten zugleich verständlich, und das Local derselben bestimmt angeben. Ja! wir glauben selbst daß auch die gelehrten Exegeten sie mit Dank annehmen werden, da die anschauliche Darstellung, wodurch die Charte gleichsam belebt wird, auch ihnen nicht zuwider seyn kann. Dazu kommt die Sauberkeit des Stichs; die Andeutung der Beschaffenheit des Terrains, und der Begrenzung nach den Stämmen, welche für das A. T. so wichtig ist. Wir können daher mit Ueberzeugung diese Charte den

verschiedenen Classen der Leser empfehlen; von einem Text, der auch überflüssig gewesen wäre, ist sie nicht begleitet.

Hn.

### B e r l i n.

Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte der von Schönning und dessen Gütern; gesammelt und geordnet von den Gebrüdern Hans und Curd von Schönning aus dem Hause Jahnsfelde. 213 S. in 4. 1830.!

Die Geschichten edler Familien haben theils einen historischen, theils einen diplomatischen Werth. Wir brauchen für jenen nur an die Geschichte der von Schlieffen, für diesen an die Geschichte der von Holzschuber zu erinnern, wodurch einer der größten Historiker des vorigen Jahrhunderts, und der Schöpfer der wissenschaftlichen Diplomatie, wodurch ein Gatterer sich zuerst zu dem bildete, was er nachmals ward. Auch in dem hier anzuzeigenden Werke erhalten wir einen Beytrag, der zwar mehr in historisch-genealogischer, als in diplomatischer Rücksicht von Wichtigkeit ist. Die beiden auf dem Titel genannten Sprößlinge der Familie haben mit großem Fleiß die sehr zerstreuten Nachrichten ihres Hauses gesammelt, wobey sie theils von den Vorstehern der Preussischen Archive und Bibliotheken, theils von Verwandten und Freunden unterstützt wurden; wovon das Genauere in den Vorerinnerungen angegeben wird. Die Herausgabe geschah aber auf Kosten der Familie, weshalb das Werk auch nicht in den Buchhandel gekommen ist. Die äußere Ausstattung



ist sehr anständig; auch ist es durch die Portraits einiger der ausgezeichnetsten Mitglieder der Familie geziert; gleich voran das Bildniß des General-Feldmarschalls von Schönig. Die Familie ist bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert in Pommern eingewandert; stammt jedoch ursprünglich aus dem Herzogthum Braunschweig, wo ihr Name sich noch in dem Ort Schönigen erhalten hat. Wenige Familien haben wohl dem Preussischen Staate so viele wackere Männer theils in der militärischen, theils in der bürgerlichen Laufbahn gegeben. Unter diesen ragt vor allen der schon erwähnte Feldmarschall, zuerst im Preussischen, demnächst im Sächsischen Dienste, sowohl durch seine persönlichen so sehr abwechselnden Schicksale, als auch durch seinen politischen Einfluß auf die Verhältnisse des Sächsischen und Oesterreichischen Hofes in dem letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts hervor, weshalb auch über ihn die ausführlichsten Berichte gegeben, und dadurch mehrere Nachrichten in dem Göttingischen historischen Magazin von Spittler und Meiners berichtigt werden. — Der Plan des Werks ist so gefaßt, daß in den ersten vier Abschnitten von dem Namen, Wappen, früherer Ansässigkeit in Braunschweig, und geschichtlichen Notizen über die Güter des Hauses gehandelt wird. Der fünfte Abschnitt handelt von den besondern Personen des Geschlechts, ehe noch eine bestimmtere Genealogie anfängt. Der zuerst erwähnte ist ein Dominus Jordanus de Schenige, der als Zeuge in einem alten Briefe vom Jahre 1140 im Braunschweigischen vorkommt; der letzte in der Reihe ein Thomas Erzbischof in Riga 1524. Mit dem sechsten Abschnitt be-

ginnt dann die Genealogie, und genealogische Geschichte, welche nach den vier Zweigen, in welche die Familie getheilt ist, zerfällt: 1. das Haus Lübtow Jahnsfelde; 2. Uckerhoff Sallentin; 3. Pumptow Tamsel, zu welchem der Feldmarschall gehörte; 4. Schönrade-Blumensfelde. Alle vier Linien blühen noch gegenwärtig. — Hierauf folgt noch ein Nachtrag, in welchem von vierzehn Gegenständen verschiedener Art Bericht gegeben wird. Wir finden unter diesen die, uns wenigstens, bisher unbekannte Veranlassung, weshalb Herzog Ferdinand 1766 mit Friedrich zerfiel und aus dem Preussischen Dienst trat. Als der Herzog als General-Inspecteur der Magdeburgischen Truppenabtheilung zu Magdeburg Revue hielt, und dem Commandeur des Regiments Lentulus wegen Nachlässigkeit zwey Stunden nachzuerexerciren befahl, gehorchte dieser nicht, und der Herzog gab ihm Arrest. Der Commandeur meldete es dem General Lentulus, der sich bey dem Könige zu Potsdam aufhielt, und dem König ward durch den General-Adjudanten von Anhalt die Sache so vorgetragen, daß er den Commandeur des Arrestes entließ, ohne es dem Herzog zu melden. So bald dieser es erfuhr gab er in einem hier eingerückten Briefe an den König seine Dimission, und verließ noch an demselben Tage Magdeburg. Bekanntlich dauerte seitdem das gespannte Verhältniß zwischen beiden fort.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

61. Stück.

Den 18. April 1831.

---

S t o c k h o l m .

Excud. P. A. Norstedt et filii. (In Commission zu Hamburg bey F. Neßler). Diplomatarium Suecanum collegit et edidit Joh. Gust Liljegren, regni Suec. Antiquarius et Archivarius, professor etc. Vol. I. 1829. 4 u. 92 S. in 4. nebst 5 Steindrucktafeln.

Unter den christlichen Staaten ist vielleicht keiner, welcher in seinen inneren Einrichtungen so viele Eigenheiten und Alterthümlichkeiten bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, als Schweden. Das lebendig gefühlte Interesse für die Geschichte der Nation lebt daher nicht nur in den Herzen treuer und gediegener Vaterlandsfreunde, sondern wird auch durch practische Bedürfnisse der Gegenwart dort häufiger hervorgerufen, als dieses in der Mehrzahl anderer durch und durch modernisierter Staaten geschehen kann. Die Bemerkung, daß daher in Schweden die leztvergangenen Jahrhunderte noch dem Leben angehören und nicht der Geschichte preis gegeben wurden, erklärt vielleicht die Thatsache, daß dort

die historischen Bestrebungen sich fast ausschließlich auf die Aufklärung der dunkelsten Epochen und der räthselhaftesten Erscheinungen der wirklichen, oder (wie häufig bey den Runen = Inschriften sich ereignet hat) vermeinten Urgeschichte wandten und die wichtige Uebergangszeit, wo schriftliche Documente beginnen und dem Forscher sich noch häufig darbieten, sehr vernachlässigt wurde. Die Stunde gründlicher historischer Forschungen hat jedoch auch in diesem Lande bereits geschlagen, wie die von Fant begonnene, jetzt von Mag. Schroder zu Upsala redigierte Ausgabe der Schwedischen Geschichtsquellen verhiess und die neuerlich von Schlyter und Collin unternommene Sammlung der Schwedischen Rechtsbücher, so wie diejenige der hier vorliegenden Urkunden bewähren. Unsern Lesern möge es nicht unwillkommen seyn, von jenem Lande, dessen gediegene, meisterhafte Forschungen in den Naturwissenschaften ihm den exotischen Lorbeerfranz beynahе vaterländisch gemacht haben, dessen Dichtungen in Tegner's und Atterbom's Liedern die Freude Europas geworden sind und dessen stilles Bürgerglück die innige Theilnahme und Verehrung der Zeitgenossen erquickend auf sich zieht, auch in jener Beziehung eine Kunde zu erhalten.

Herr Liljegren, durch Gesinnung, Kenntniß wie durch äußere Verhältnisse für ein solches Unternehmen sehr geeignet, hat seit Jahren, früher von dem verstorbenen Ritter Alexander Seton unterstützt, es unternommen, den bedeutenden größtentheils unbekanntem Schatz Schwedischer Urkunden, zu Tage zu fördern, sowohl diejenigen, welche die öffentlichen Verhältnisse zunächst angehen, als auch die von Privatpersonen herrührenden, mit Einschluß von Finnland, Schonen und andern nicht stets mit Schweden ver-

eint gewesenen Ländern, von dem ersten schriftlichen Denkmale, einer Bulle des Papst Paschalis I. (818.. 824) bis zur Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in diesem Lande. Wir erstaunen, daß in diesem Lande, von dem bekannt ist, daß manche Provinzen bey der langjährigen Oberherrlichkeit benachbarter Staaten und durch Kriege, ihre Urkunden verloren haben, dennoch das Königl. Antiquitäts-Archiv zu Stockholm über 16000 Autographe verzeichnet hat. Die reichhaltigen Sammlungen Schwedischer Privaten, des Grafen Brahe in Skokloster, die des Grafen de la Gardie u. a. sind auch fremden Gelehrten bekannt geworden. Hierzu kommen aber noch die zahlreichen registra oder alten Urkundenbücher, welche wie jeder Kenner weiß, so viele werthvolle Urkunden glaubwürdig gesammelt erhalten haben, deren Originale längst zerstreut und untergegangen sind; ferner umfassende Abschriftensammlungen neuerer Gelehrten, wie Vernhielm, Peringskiöld, Hadorph u. a. Mit dem Glücke, welches würdigen und aufopfernden Anstrengungen selten zu entgehen pflegt, sind zu rechter Zeit manche Urkunden, über welchen damals das Schwert des Damocles an zarten, jetzt bereits zerrissenen Fäden hing, aus dem Grabe der Vernichtung und Vergessenheit gerettet. So hatte der treffliche Seton die Abschrift einer reichhaltigen Urkundensammlung nach Stockholm gebracht, welche bald darauf das Opfer des großen Brandes zu Theil wurde. Da die nordische Geschichte so manche ihrer wichtigsten Quellen ähnlichen Begünstigungen verdankt, wie den Privatsammlungen sammelfleißiger Gelehrten, wie Lindenbrog, Staphorst u. a., welche Originale vor sich hatten, welche nicht wieder gesehen sind, so hat der Herausgeber zur großen Erleichterung des Studiums der Schwedischen Geschichte, alle bereits gedruckten Urkun-

den welche sich auf dieselbe beziehen, aufzunehmen beschlossen. Wie wichtig jene Werke sind, können wir aus dem Umstande abnehmen, daß die funfzehen ältesten Urkunden sämmtlich aus Staphorst Hamburgischer Kirchengeschichte haben entnommen werden müssen. Was die Bestrebungen des Hn. Fougner Lündh, von welchen früher in diesen Blättern die Rede war, aus den Archiven zu München nach Schweden zurückgebracht haben, wird erst in einem folgenden Bande benutzt werden können.

Der vorliegende erste Band ist bis zum Jahre 1285 fortgeführt und enthält 902 Urkunden. Die Quelle ist stets nachgewiesen; Schriftproben sind in lobenswerthen Steindrücken beygegeben, Abbildungen seltener Siegel sind verhiessen. Wir können mit dem Herausg. jedoch nicht darin einverstanden seyn, daß ein chronologischer Index jedem einzelnen Bande entbehrlich sey. Noch weniger glauben wir, daß die alphabetischen Register bis zur Beendigung des ganzen Werkes aufgeschoben werden dürfen. Die Bulle des Papstes Agapitus v. J. 954 über die Grenzscheidung der Schweden und Dänen zwischen Amund, König von Upsala und Suenotto von Dänemark ist auch in Runenschrift abgedruckt. Könnte man sie für gleichzeitig halten, so würde sie die älteste der Urkunden in der Landessprache seyn; diese finden sich jedoch erst häufiger in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Bietet nun die vorliegende Sammlung gleich den bedeuten. Ten Gewinn für die Geschichte Schwedens und der angrenzenden Länder: so wird der deutsche Leser zuerst nach derjenigen Belehrung spähen; welche die Geschichte seines Vaterlandes aufklärt. Es möge daher dem Ref. gestattet seyn, hier die interessantesten Bestätigungen und fernern Aufschlüsse hervorzuheben, welche die Geschichte

des deutschen oder hanseatischen Handels in Wisby auf Gothland und zu Lund in Schonen aus mehreren hier zum ersten Male bekannt gemachten Documenten erhält.

Ref. theilt diese neuen Aufklärungen desto erfreuter mit, da er noch vor einem Jahre, als er die Bearbeitung der urkundlichen Geschichte der deutschen Hanse abschloß, nicht ahnden konnte, daß für den wichtigsten, aber auch den dunkelsten Theil dieser Geschichte bereits ein bedeutender Gewinn in dem vorliegenden Werke zu Tage gefördert wurde. Die älteste Geschichte Wisby's (in diesen Urkunden Visby) bleibt freylich noch immer sehr dunkel und namentlich werden die Verhältnisse Kaisers Lothars, Herzog Heinrich des Löwen und der deutschen Kaufleute im 12. Jahrh. zu Gothland nicht deutlicher. Doch die Größe dieser Stadt, welche lange sich in der Tradition erhalten hat, wird hier durch eine bedeutende Anzahl von Documenten, welche sich auf seine dem bischöflichen Stuhle zu Vinköping untergebenen Kirchen und Klöster beziehen, urkundlich erweisbar. Zwey Urkunden v. J. 1225, deren eine bisher nur unvollständig bekannt war, bestätigen die Errichtung der St. Marienkirche durch Deutsche, bey welcher auch diese fremden Schiffer und Kaufleute die statutenmäßige Disposition über die milden Gaben und andere Rechte behielten. Eine dritte, leider etwas verstümmelte, Urkunde von demselben Jahre belehrt uns, daß der Bischof von Piesland in Wisby die Kirche St. Jacobi besaß, welche gleichfalls für die ankommenden Gäste bestimmt war, und daß bey derselben eine Schule errichtet werden durfte, um Schüler aller Nationen zu unterrichten, Fremde aufzunehmen u. s. w. Da diese Capelle jedoch von dem Erzbischofe von Riga vernachlässigt wurde, so vertraute sie im J. 1272 der Bischof der Diöcese dem Pfarrer der

Kirche z. h. Dreyeinigkeit an. Das Patronat der St. Marienkirche wurde jedoch noch im J. 1268 der deutschen Handelsgesellschaft zu Wisby vom Papste Clemens IV. bestätigt. Eine Bulle Gregor IX. an den Bischof von Linköping, den Abt von Gothland und den Probst von Wisby (in andern Ausfertigungen an die Geistlichen zu Lübeck und zu Riga gerichtet) untersagt den Handel dortiger Kaufleute zu den heidnischen Russen, welche die neubekehrten Finnländer feindlich überfallen hatten. Eine zweyte Bulle von demselben Jahre zeigt, wie schwer die Kaufleute von Gothland sich von diesem Handel zurückhalten ließen, welcher dem Feinde des christlichen Namens Waffen, Pferde, Schiffe und Lebensmittel zuführte. Beym J. 1276 wird uns ein merkwürdiger Freybrief des Königs Magnus von Schweden bekannt gemacht, in welchem er auf Bitten *consulum, seniorum et universitatis tam Theuthonicae quam Gutthenensis, Gutland inhabitantium*, denselben den freyesten Handel in seinem Lande und seinen Unterthanen den Besuch Gothlands gestattet. Ein Privilegium vom J. 1285 erlaubt den Gothländern den Handel zu den Karelen. Der Aufenthalt der Deutschen zu Lund erhält zu der vom Ref. in dem gedachten Werke mitgetheilten Urkunde vom J. 1310 über deren geistliche Verbindung mit der dortigen St. Lorenzkirche, ein neues Licht durch die hier zuerst abgedruckte vom J. 1264. Der gedachten Kirche werden in derselben vom König Erich von Dänemark ihre alten Rechte, welche sie auf den schonischen Markt in der Stadt Lund oder in der Straße der Sachsengilde besaßen, bestätigt und zum Schutze der desfallsigen Rechte der Kirche werden auch die Rechte jener Gilde sächsischer Kaufleute bestätigt. Daß fremde Kaufleute auch zu Linköping am Mälarsee in jenen Zeiten nicht selten zu überwintern pflegten und durch



leichte Abgaben begünstigt wurden und also hier das Handelsemporium nach Sigtuna's Zerstörung und vor Stockholm's Aufblühen war, erfahren wir aus einer Urkunde des Erzbischofs von Upsala vom J. 1250. Auf die zahlreichen Documente in Bezug auf die Beschützung der Neubekehrten in den nördlichen Ländern machen wir aufmerksam, theils wegen eines nicht zu verkennenden Zusammenhanges mit der Handels- und Culturgeschichte, theils um anzudeuten, wie wichtig manches derselben für die alte Geschichte Preußens und der Russischen Ostseeprovinzen ist.

Während die nicht geringe Ausbeute, welche diese Sammlung schon in den früheren Theilen, besonders durch die mitgetheilten Privat-Documente für die Schwedische Rechtsgeschichte verheißt, dortigen Forschern und gründlichen Kennern derselben überlassen bleibt, bemerken wir, daß die große Anzahl der kirchlichen Urkunden der Geschichte der im Norden schon früh eigenthümlich gestalteten Kirchenverfassung und des Kirchenrechtes viele Ausbeute gewähren wird. Wir bemerken zugleich für das Römische Recht eine in der vollständigen Form noch nicht bekannte, hier in der für die Schwedische Geistlichkeit erlassenen Abfassung vorhandene Bulle des Papstes Honorius III. d. d. Viterbii X Kal. Decembr. 1219 (anno IV. also nicht 1220), welche drey bisher nur in den Decretalen enthaltene Fragmente umfaßt [C. 10. X. ne clerici (3. 50) C. 5. X. de magistris (5. 5) und C. 28. X. de privilegiis (5. 33)] und sich zunächst auf das Verbot des Studiums des Röm. Rechtes zu Paris bezieht. Daß Schweden nicht selten dort studierten, erfahren wir durch manche für dieselben gestifteten Be-  
gate (1178. 1225. 1278. 1283). Daß die Schweden dort zur *natio Anglicana* gerechnet wurden, ergibt sich aus dem *Calendarium Mag. Petri de*

Dacia (gebr. in Langebek Script. rer. Danic. T. VI) welches auch manche Notizen über die dortigen Vorlesungen, Wahl der Rectoren — er selbst war zu solchem im J. 1326 erwählt — u. a. enthält. Canonische Rechtsbücher und Compendien fehlen nicht in den Testamenten; so 1205 u. 1285 *glosa decreti cum paleis et historiis, summa Ganfredi, Decretum, summa Regmundi etc.*; civilistische haben wir in diesem Bande nicht bemerkt. Anflänge aus den römischen Rechtsbüchern verrathen sich jedoch in einigen Urkunden. 1222 verzichtet der Erzbischof von Lund auf *auxilium iuris civilis et canonici* und die *exceptio deceptionis ultra dimidium pretii*. 1253 spricht der Bischof von Upsala von *bonae fidei possessores* und dem *iustus titulus conquisitionis*. 1277 beginnt eine Urkunde des Bengt, Bruder des Königs von Schweden mit Worten aus L. II. §. 14 u. 18. *Cod. de iure vet. enucleato: Omnium habere memoriam etc.* 1282 führt derselbe die *lex Julia majestatis* und ihre Verfügungen an. Der in Schweden abgefaßten Statute des päpstlichen Legaten v. J. 1248 u. a. kann hier nicht weiter gedacht werden.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hier genügen um darzuthun, welcher Gewinn aus diesem Werke für dessen eigentlichen Zweck, die Erläuterung der Landesgeschichte zu erwarten ist, für deren Bearbeitung eine neue Epoche beginnen muß. Eine Fortsetzung müssen wir diesem Unternehmen wünschen, welches, da es für die Geschichtsforschung kein Ausland gibt, von europäischer Wichtigkeit zu werden verheißt: wir müssen wünschen, daß sie baldigst geschehe, damit treffliche Historiker, wie Schweden sie an Geyer u. a. besitzt, den neuen Gewinn eines historischen Falun und Danemora verarbeitet und geläutert zu Tage fördern können.

J. M. L.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

62. Stück.

Den 21. April 1831.

---

L e i p z i g.

Bey Hinrichs, 1831: die Staatsschulden und Staatspapiere mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien, Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland. Eine Uebersicht für Staatsbeamte, Capitalisten und Kaufleute von Adolf L. v. 64 Seiten in 8.

Die Lehre über Staatsschulden und Staatspapiere hat in unserer Zeit eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt. Der Staatsmann erkennt, daß durch sie Bedürfnisse leicht gedeckt werden können, fühlt aber auch nur zu gut, wie drückend sie sind, indem auf eine ganze Reihe von Jahren der laufende Zins bezahlt und der Tilgungsfonds ausgestattet seyn will. Der Capitalist sieht hier die beste Gelegenheit sein Geld fruchtbar anzulegen, denn, wenn keine politischen Unruhen bevorstehen, wo hat er größere Sicherheit? Wo hat er bessere Bedingungen? Ist er nicht all der tausenderley Unannehmlichkeiten, mit dem das Leihen an Private verknüpft ist, überho-

ben? Zuletzt sind diese Schuldverschreibungen ein beliebter Gegenstand des Tausches geworden, und die Handelswelt interessiert sich für dieselben so sehr, daß die täglichen Schwankungen durch alle öffentlichen Blätter Europas bekannt gemacht werden.

Trotz dieser Wichtigkeit des Gegenstandes glaubte der Verfasser, der hier zugleich Referent ist, nachdem er sich gründlicher damit beschäftigt hatte, daß kein Werk sich fände, welches tauglich wäre eine klare und faßliche Uebersicht zu geben und Jedem Mittel an die Hand böte, sich in diesen Verhältnissen zurecht zu finden. Das treffliche Werk von Nebenius über den öffentlichen Credit nämlich ist für solche, die sich nicht schon früher in Untersuchungen der Art eingelassen haben, schwer zu verstehen, und die zweyte Auflage, von der jetzt die erste Hälfte erschienen ist, hat sich darin nicht geändert. Gönners System der Staatsschulden und deren Tilgung ist nicht vollendet. Nur der erste Band ist herausgekommen, und die interessantere Hälfte, in der die staatswirthschaftliche Seite des Gegenstandes hervorgehoben werden sollte, fehlt. Benders Staatspapiere fassen den Gegenstand rein juristisch auf, und Cohens compendium of finances ist nur eine Materialsammlung, wenn gleich eine zweckmäßige. Der Verf. glaubte also nach den vorhin angegebenen Grundsätzen eine Uebersicht aller auf Staatsschulden und Staatspapiere bezüglichen Verhältnisse versuchen zu dürfen.

Im allgemeinen Theile handelt das erste Kapitel von den außerordentlichen Staatsbedürfnissen überhaupt und von den verschiedenen Arten sie zu decken. Es zeigt die Vortheile und Nachtheile, die mit der Erhöhung der Steuern, dem Auffammeln eines Schazes, dem Ausgeben

von Papiergeld und mit den Anleihen selbst verbunden sind. Darauf folgt im zweyten der Begriff der Staatsschulden und der Staatspapiere, der letztern als Staatsschuldverschreibungen und als streng verschieden vom Papiergeld. Das dritte zählt die Arten der Staatsschulden auf. Es ist dabey ganz eigenthümlich, daß der Eintheilung in fundierte und nicht fundierte Schuld so große Wichtigkeit beygelegt wird. Die Namen großer Männer haben sie geheiligt, in die Finanzeinrichtungen aller Staaten der Welt ist sie versflochten, und dennoch ist es ziemlich gleichgültig, ob die Einkünfte zur Zinszahlung bestimmt angewiesen sind oder nicht. Dagegen ist immer scharf ins Auge zu fassen die Art der Zurückzahlung, denn diese gibt den Verschreibungen vorzüglich ihren wahren Character. Hier verspricht nämlich der Staat entweder in bestimmten Terminen zurückzuzahlen, und dieß ist denn das System des gewöhnlichen Capitals. Häufig werden dabey die abzutragenden Obligationen herausgelöst und manchmal mit Prämien verbunden, wodurch die Lotterieanlehen entstehen. Oder der Staat läßt sich gar nicht auf eine Rückzahlung nach Terminen ein, sondern verspricht bloß die Zinsen regelmäßig zu geben und zahlt den Hauptstock heim, wenn er gerade Lust hat. Dieß ist das System der ewigen Renten, in Frankreich und England vorherrschend. Das dritte System der Rückzahlung entsteht durch Anlegung von Zeitrenten. Eben so wichtig sind die Formen des Verkehrs, welche der Staat für den gegenseitigen Tausch der Obligationen festsetzt. Die erste ist die Form der gewöhnlichen Schuldverschreibungen, wo Alles, wie unter Privaten hergeht, und stets eine förmliche Cession nöthig ist. Die zweyte ist die Form der Inscription ins große Buch, und die dritte

die der ungebundenen Circulation oder die der au porteur lautenden. Alle übrigen Arten der Staatsschulden sind im Vergleich mit diesen höchst unwichtig. Das vierte Kapitel stellt das Aufnehmen der Staatsschulden dar, und das fünfte den Verkehr. Das Steigen und Fallen der Verschreibungen, welches sich nur durch die gediegensten Kenntnisse in Staats- und Handelswissenschaften einigermaßen vorausbestimmen läßt, hängt ab von dem Credit und von den Verhältnissen auf dem Capital und auf dem Geldmarkt. Noch wollen wir die Ansicht über die bestrittene Cursdifferenzklage hervorheben. Wenn keine Particulargesehe vorliegen, und der Kläger fordert geradezu die Cursdifferenz, so ist nach Analogie der Wetten zu entscheiden, der Vertrag mag bloß auf die Differenz lauten oder in ein Lieferungsgeschäft eingekleidet seyn. Fordert dagegen der Kläger die Erfüllung des ganzen Vertrags, der der Cursdifferenz zu Grunde liegt, so muß der unterliegende Theil den Contract buchstäblich erfüllen, er müßte denn beweisen können, daß trotz der Formen eines Lieferungsvertrags nur die bloße Differenz gemeint war. Das letzte Kapitel behandelt den Tilgungsfond, eine Anstalt, die in neuesten Zeiten sehr gemißhandelt worden ist. Während die einen behaupten: nur einen Tilgungsfonds angelegt, und der Staat kann unbeschadet Schulden machen nach Herzenslust; lachen die Andern über eine so thörichte Einrichtung, denn England und Frankreich verschuldeten trotz der solidesten Tilgungscassen immer tiefer und tiefer. Die Auflösung dieses Zwiespalts ist nicht ganz leicht; aber man bedenke, daß die Summe der Amortisationskasse stets aus reinem Ueberschuß bestehen müsse. Noch vor wenigen Jahren war der Englische Tilgungsfonds auf 5 Mill. Pf. festgesetzt, aber es fand

sich nur 3 Mill. Ueberschuß, so daß man stets 2 Mill. neu aufnehmen mußte um 5 Mill. abzutragen. Kann denn der Tilgungsfond etwas dazu, wenn so der Schulden nicht weniger werden wollen? Ferner muß man die Summen der Tilgungskasse nicht anderwärts verwenden. Dieß hat aber England nicht gethan und auch Frankreich nicht. Kann denn der Tilgungsfond etwas dazu, wenn so der Schulden nicht weniger werden wollen? Zuletzt muß für jede neue Anleihe auch eine verhältnißmäßige Summe zur Tilgung bestimmt werden. Dieß geschieht gewöhnlich nicht. Kann aber dann der Tilgungsfond etwas dazu, wenn so der Schulden nicht weniger werden wollen? Befolgt man diese Regeln so sind in 37..47 Jahren die Schulden gewiß abgetragen, aber die Staaten doch nicht schuldenfrey. Auf einen Frieden von solcher Dauer können wir nämlich nicht rechnen, und ehe daher die frühern Schulden auch nur zum Theil abgetragen sind, sind neue dazu gekommen und der Staat tiefer verschuldet als je vorher. Der Vorschlag von Casitte, zu berechnen auf wie viele Friedensjahre Europa zu zählen habe und nun die Tilgungskasse so auszustatten, daß in dieser Zeit alle frühern Rückstände gedeckt wären, ist gewiß ganz vorzüglich, aber schwer auszuführen, da dem Volke neue bedeutende Lasten aufgebürdet werden müßten.

So weit der allgemeine Theil. Der besondere legt in 5 Kapiteln kurz die Staatsschulden der 5 europäischen Hauptmächte, Englands, Frankreichs, Oestreichs, Preußens und Rußlands dar; allein da dieß nur die individuelle Darstellung der aufgestellten allgemeinen Grundsätze ist, und in den Angaben der Zahlen so schnell Aenderungen entstehen, so halten wir es für unzweckmäßig davon im Einzelnen Rechenschaft abzulegen.

Udolf Exr, Dr.

## B e r l i n.

Bey List 1830: Εζεκιηλου του των ιουδαικων τραγωδιων ποιητου εξαγωγή και Φιλωριος του πρεσβυτερου Ιεροσολυμα. Ezechiel des jüdischen Trauerspieldichters Auszug aus Aegypten und Philo des Älteren Jerusalem. Nach ihren Fragmenten herausgegeben, übersetzt und commentiert von E. M. Philippson. 68 S. in gr. Octav.

Der Verf. dieser kleinen Schrift, welcher aus rühmlicher Liebe zu seinem Volke die wenig bekannten Reste der Gedichte griechischer Juden gesammelt hat, wirft zuerst die Frage auf, warum dramatische Poesie den alten Hebräern fremd gewesen sey? und findet die Ursache in dem Mangel einer polytheistischen Mythologie. Das sinesische Drama zeigt aber, daß dieses nicht die einzige Ursache seyn konnte: die Ursache daß das Drama nicht zur Kunst ausgebildet ist wie bey den Indern und Sinesen, liegt tiefer in der Cultur und Religion des Volks. Die ersten kunstlosen Anfänge der dramatischen Poesie zeigt das vom Verf. nicht berücksichtigte Hohelied deutlich, welches in Reden verschiedener Personen eine Geschichte entwickelt und eine Idee durchführt; fragt man, wie ein solches Drama ohne Scene und Kunst vorgetragen seyn kann, so zeigt noch jetzt der Orient, wie ein einziger Sänger vor einem schau- und hörlustigen Haufen eine ganze Geschichte dramatisch vorträgt, indem er mit großer Geschicklichkeit die Reden der verschiedenen Personen nachahmt und mimisch alles darstellt, s. Buckingham travels in Persia. — Die Kunst aber lernten erst die ägyptischen Juden von den Griechen; und als bloße Kunstübungen sind die Dramen zu betrachten, in welchen die Juden in Aegypten Scenen ihrer heili-



gen Geschichte dramatisirten; daß sie dadurch ihre heilige Geschichte den Heiden bekannter und geachteter machen wollten, wie der Verf. glaubt, ist gewiß weniger in Anschlag zu bringen als das sich überall zeigende Durchdringen der griechischen Literatur und Kunst zu den gebildeten Juden in Aegypten. Den berühmtesten dieser Dramatiker, Ezechiel, von dessen Εξαγωγή sich bedeutende Fragmente, jedoch von geringem dichterischen Werth, erhalten haben, versetzt der Verf. in das zweyte Jahrh. vor Chr., weil er von der einen Seite der griechischen Uebersetzung der LXX deutlich folgt, von der andern schon von Alexander Polyhistor citirt wird. Von einem ähnlichen Juden, Philo mit dem Zunamen ὁ πρεσβύτερος, den der Verf. richtig von dem Alexandriner und von Philo Byblius unterscheidet, sind 24 Hexameter aus einem großen Gedicht über Jerusalem erhalten; in einer äußerst geschmückten Sprache, die gegen die schmucklose jenes Dramatikers stark absticht. Auf die Bearbeitung dieser dichterischen Reste hat der Vf. vielen Fleiß verwandt, der sich indeß auf die auch ohne Hülfe von Handschriften zu versuchende Hebung vieler metrischer oder grammatischer Fehler nicht immer erstreckt, wie Ezech. B. 2. 20. G. H. U. C.

### I n t e r e s s a n t e s

Einer Schulfeyerlichkeit, welche der Director Hr. Schulrath Brohm ankündigte, ist ein Programm des Hn. Collaborator Dr. Klippel daselbst vorgelegt: de Diogenis Laertii vita, scriptis atque in historia philosophiae Graecae scribenda auctoritate dissertatio. 23 S. in 4. 1831. Ueber den für die Geschichte der griechischen Philosophie so wichtigen Diogenes haben sich wenige Nachrichten aus dem Alterthum erhalten, so daß

die Meinungen über seine persönlichen Verhältnisse, und besonders sein Zeitalter sehr abweichend sind. Es war also ein passender Gegenstand den der Verf. für seine Abhandlung auswählte, die sich sowohl durch ihre Gelehrsamkeit als Schreibart auszeichnet. Er beginnt mit dem Beynamen Laertius, und leitet mit andern diesen mit Recht von seiner Vaterstadt Laerte in Cilicien ab. Die wichtigere Frage über sein Zeitalter wird nach Anführung der verschiedenen Meinungen dahin entschieden daß dasselbe in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu setzen sey; theils nach den von ihm angeführten Schriftstellern, unter denen Plutarch und Epictet die jüngsten sind; theils nach der Stelle in dem Prooemio daß die Eclectische Philosophie kurz vor ihm entstanden sey. Wo Diogenes lebte ist ungewiß, wahrscheinlich in Athen. Daß er, wie man geglaubt hat, sich zu der Philosophie Epicurs bekannt habe, weil er davon ausführlich handelt, läßt sich aus seinen eigenen Aeußerungen widerlegen. Vermuthlich bekannte er sich zu keiner Secte, sondern lebte als Historiker und Grammatiker. Außer dem vorhandenen Werke schrieb er schon früher ein anderes *παµµετρον* betitelt, eine Sammlung von Gedichten und Epigrammen auf berühmte Männer jeder Art. Hierauf wird von dem vorhandenen Werke der Plan kurz dargelegt, und zulezt die Frage über die Zuverlässigkeit desselben so beantwortet, daß sein Verfasser freylich nicht als tiefer Forscher und Critiker zu loben sey, sondern daß er nur die Geschichte und die Meinungen der Philosophen in einer Sammlung habe zusammenfassen wollen.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

63. Stück.

Den 23. April 1831.

---

H a n n o v e r.

Erklärung des Ministers Grafen von Münster über einige in der Schmähschrift: 'Anklage des Ministeriums Münster' ihm persönlich gemachten Vorwürfe, so wie über seinen Austritt aus dem Königlich Hannoverschen Staatsdienst. 1831. 32 S. in 8. (Hahnsche Hofbuchhandlung). Wir glauben diese, über die Verhältnisse ihres Verfassers so vieles Licht verbreitende, Schrift nicht unangezeigt lassen zu dürfen, um dadurch zu ihrer weitem Bekanntwerdung etwas beizutragen; wie es bereits früher St. 26 dieser Anzeigen mit der Actenmäßigen Würdigung u. s. w. geschehen ist, zu der sie ein so wichtiges und so würdiges Seitenstück bildet.

J e n a.

Bey Frommann 1830: Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten Handel treibenden Staa-

ten unserer Zeit, von Gustav von Gülich. Erster Band 466 S. und 9 Bogen Tabellen. Zweyter Band 673 S. u. 8½ B. Tabellen.

Hey dem Einflusse welchen Handel und Industrie von jeher auf das Schicksal der Völker gehabt, bey der zunehmenden ja vielleicht übermäßigen Wichtigkeit welche diese Zweige menschlicher und nationeller Entwicklung besonders in der neuesten Zeit erhalten haben, muß es seltsam scheinen, daß während in allen Theilen der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ein so reges Leben, bey uns und bey unsern Nachbarn herrscht, bisher die Geschichte des Handels und der Industrie, wenigstens seit dem Untergang des römischen Reichs, mit wenig Ausnahmen so gut wie ganz vernachlässigt blieb; und dieß muß um so mehr auffallen, da in Heeren's classischem Werke über Handel und Politik der Alten dieser Zweig der alten Geschichte so erschöpfend behandelt und uns ein Muster aufgestellt ist, welches freylich auch einen Maßstab gibt für die außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen oder ähnlichen Arbeit in dem noch ausgedehnteren, reicheren und mannigfaltigern Gebiete des Mittelalters und der neuern Zeit. In der That ist die Geschichte des Handels und der Industrie im weitesten Sinne wohl unstreitig der schwierigste Theil der Geschichtsforschung; denn um hier zu bedeutenden Resultaten zu gelangen bedarf es nicht nur einer eben so genauen als umfassenden Kenntniß aller übrigen Zweige der Geschichte und der dazu gehörigen Hülfswissenschaften, sondern es erscheinen diese gleichsam erst als vorbereitende Bedingungen und die eigentliche Arbeit erfordert außerdem noch Kenntnisse, welche der gewöhnliche Geschichtsforscher auch bey nicht gewöhnlicher Gewissenhaftigkeit doch entweder ganz entbehren oder doch

mit einer allgemeinen Kenntniß derselben sich begnügen zu können glaubt. Wollen wir auch Ehrenhalben annehmen, daß die politische Deconomie überhaupt nicht zu diesen vermeintlich entbehrlicheren Hülfsmitteln gehört, so erscheint sie doch in allen ihren Zweigen als ganz unentbehrlich in der Geschichte des Handels, der Industrie, und schließt hier als eben so nothwendige Hülfswissenschaft Technologie im weitesten Sinne mit ein; und wenn endlich eine genaue, nur durch eigene Anschauung zu erlangende Kenntniß der Localitäten für jeden Geschichtsschreiber wünschenswerth ist, so wird sie bey der Geschichte des Handels, der Industrie, besonders je mehr sie sich der Gegenwart nähert und zur Statistik wird, fast unentbehrlich. Aus allen diesem geht schon hervor, daß nur bey verhältnißmäßig wenigen Individuen die innern und äußern Bedingungen sich vereinigen können, die zu einem umfassenden tüchtigen Resultat auf diesem Gebiete erforderlich sind; und es entsteht die Frage in wiefern der Verfasser des vorliegenden Werkes berufen war die auffallende Lücke, die in dieser Hinsicht vorhanden ist zu füllen, dem immer fühlbarer werdenden Bedürfniß einer umfassenden und gründlichen Geschichte des Handels und der Industrie abzuhelpen. Aus der Vorrede des ersten Bandes geht hervor, daß der Verf. Deutschland, England, die Niederlande und Frankreich bereist hat, zu dem ausdrücklichen Zweck den Zustand des Handels und der Industrie dieser Länder kennen zu lernen; und aus dem (zur Vermeidung der heut zu Tage etwas verrufenen Citationen) hinten angehängten Verzeichniß der von ihm benutzten literarischen Hülfsmittel geht hervor, daß ihm mit wenigen Ausnahmen die bedeutendsten Werke über den gegenwärtigen Zu-

stand und die neuere Geschichte des Handels und der Industrie in eben diesen Ländern zu Gebote stunden. Dagegen aber finden wir unter den hier angegebenen Hülfsmitteln nur wenige welche als Quellen der ältern Handelsgeschichte angesehen werden können, und fast gar keine die sich auf die Geschichte des spanischen und portugiesischen, so wie des italiänischen und überhaupt des mittelmeerischen Handels beziehen. Der Schluß der sich aus dieser Uebersicht auf den ersten Anblick machen läßt wird denn auch durch eine nähere Bekanntschaft mit dem Werke selbst vollkommen bestätigt. Der Verf. hat damit über den gegenwärtigen Zustand und die neuere und neueste Geschichte des Handels und der Industrie der bedeutendsten Länder Europas, als Englands, Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands und allenfalls Rußlands, so wie auch und eigentlich mit inbegriffen der neuen americanischen Staaten, eine Arbeit geliefert, mit der sich an umfassender Gründlichkeit und practischer Brauchbarkeit (unseres Wissens) keine im In- oder Auslande bisher erschienene auch nur entfernt vergleichen ließe, und die wirklich fürs erste jeden billigen Anspruch vollkommen befriedigt; dagegen aber hat er in Hinsicht auf die ältere Geschichte überhaupt, und auf die Geschichte des Handels und der Industrie in Südeuropa insbesondere noch sehr viel zu wünschen und zu thun übrig gelassen. Wir können jedoch über das was er nicht geleistet hat dem Verf. um so weniger eigentlich einen Vorwurf machen, da er auch in den mangelhaftern Theilen seines Werkes mehr geleistet hat als vor ihm in Beziehung auf eine umfassende übersichtliche Darstellung der Geschichte des Handels irgend Jemand gegeben hat; von den ausführlichen Bearbeitungen einzelner Zweige,

so wie von eigentlichen Quellen ist hier billig nicht die Rede; wir möchten deshalb nur den Titel des vorliegenden Werkes tadeln, der dem Inhalte besser entsprochen hätte, wenn er die eigentliche Geschichte des Handels nur als einleitende Uebersicht, den gegenwärtigen Zustand aber als Hauptgegenstand des Werkes andeutete. Auch für eine solche Uebersicht aber scheint uns in der Darstellung des Verf. der Einfluß der historischen, politischen Ereignisse auf Handel und Industrie in den Hauptepochen nicht deutlich genug hervorgehoben zu seyn, wenn wir auch zugeben, daß es sehr schwer ist hier das rechte Maaß zu treffen und daß Grundsätze und Ansichten wie weit in einer Handelsgeschichte die allgemeine Geschichte eingeflochten werden muß, verschieden seyn können. Jedenfalls aber müßten solche Wechselwirkungen wie z. B. (um nur eins anzuführen) diejenige zwischen der Entdeckung von America und der Ausdehnung des Asiatischen Handels herausgehoben werden. Diese letztere wird gewiß keinesweges hinreichend erklärt durch die Entdeckung und Benutzung des Seeweges nach Ostindien; sondern es gehörte dazu nothwendig auch die, durch die Americanischen Bergwerke erhaltene Vermehrung der edelsten Metalle in Europa, namentlich des Silbers, womit von jeher der größte Theil der Asiatischen Waaren bezahlt wurde. — Einer klaren historischen Uebersicht scheint uns auch schon die Eintheilung hinderlich zu seyn welche der Verf. gewählt hat, indem er nach einander die Geschichte des Handels der einzelnen Völker von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten durchführt ohne auch nur den allgemeinen Hauptabschnitt am Ende des 15ten Jahrhunderts als solchen hervortreten zu lassen, obgleich er, wie sich von selbst

versteht, bey jedem einzelnen Bande berücksichtigt wird. — Den Schluß des Werkes macht die Geschichte des Handels und der Industrie in unserm Vaterlande; und wir können es nur billigen, daß der Verf. diesem Abschnitt mehr Raum zugemessen hat als irgend einem andern (fast noch einmal so viel als demjenigen der sich auf Großbritannien bezieht); da gerade dieser Gegenstand in diesem Augenblick für uns eine so große Wichtigkeit erhalten hat und die Nothwendigkeit durchgreifender politischer Maßregeln zur Begünstigung oder vielmehr zur Rettung des Handels und der Industrie in Deutschland immer allgemeiner, und auch von den Regierenden erkannt wird, und freylich leider vielleicht eben so sehr die Unmöglichkeit bey den bestehenden politischen Verhältnissen etwas Genügendes zu erlangen. Eben so sehr ist es zu loben, daß der Verf. hier sowohl als in andern Ländern, namentlich in England den Ackerbau ganz besonders berücksichtigt; denn es ist wohl kein Zweifel, daß der Druck, unter dem fast in ganz Europa der Ackerbau erliegt, die Verarmung und Demoralisation der ackerbauenden Bevölkerung das Hauptübel unserer Zeit ist, was durch alle Fortschritte und Verbesserungen, deren wir uns in so vieler Hinsicht im Vergleich mit früheren Epochen mit Recht rühmen, keinesweges aufgewogen wird. Wir haben Anzeigen des vorliegenden Werkes gesehen, worin dem Verf. der Vorwurf gemacht wird daß seine Untersuchungen zu keinem bestimmten theoretischen Resultat führen, daß er weder ein eignes System der Staatswirthschaft aufstellt, noch die vorhandenen bestätigend oder widerlegend berücksichtigt; wir gestehen aber, daß wir eben dieß als ein besonderes Verdienst des Verfs. herausheben zu müssen glauben, zu einer



Zeit wo von Neuem die Thorheit so sehr überhand nimmt: mit einigen Alles und eben deshalb Nichts sagenden sogenannten Grundsätzen überall durchfahren zu wollen, die Thatsachen, das Leben auf das Kreuz von Systemen zu nageln, die um so leichter consequent seyn können je weniger sie sich um Möglichkeit, Billigkeit, Wahrheit kümmern, und die von denen am meisten bewundert und gepredigt werden, die am wenigsten im Stande sind den Maßstab des Lebens an sie zu halten. — So weit es sich mit der Aufgabe geschichtlicher Darstellung verträgt spricht indessen der Verf. sein Urtheil über die einzelnen Erscheinungen die er berichtet aus, und dieß ist immer gesund und unbefangen; auch die herrschenden Systeme werden, in so fern sie als Thatsachen ins Leben getreten sind, mit voller Sachkenntniß berücksichtigt, namentlich dasjenige des freyen Handels (der freyen Korneinfuhr insbesondere), der Gewerbefreyheit u. s. w. Bey dem Wunsche unsere Leser recht bald auf dieses Werk, als eine der wichtigsten Erscheinungen in der historischen Literatur aufmerksam zu machen, hindert uns leider eben die große Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes an einer ins Einzelne gehenden Analyse, wobey wir vielleicht auch einige Zweifel und abweichende Ansichten dem Verf. zur Beurtheilung vorzulegen haben möchten. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dem Verf. bey dem Fortschreiten auf einer so rühmlich begonnenen Bahn ein größerer Reichthum literarischer Hülfsmittel zu Gebote stehen möge als bisher.

B. A. H.

L e i p z i g.

Bey Barth: Der Mensch auf seinen körperlichen, gemüthlichen und geistigen Entwicklungs-

stufen geschildert von Dr. J. C. G. Jörg Königl. Sächsischem Hofrathe, ord. Professor der Geburtshülfe an der Universität zu Leipzig 2c. XVI und 520 S. in 8. 1829. — Eine populäre Physiologie und zum Theil auch Psychologie, wie sie der Geschmack der Zeit verlangt, aber doch bestimmt auf jenen selbst läuternd zurückzuwirken. Die Absicht des Verf.: 'für den Menschenforscher überhaupt, insbesondere aber für den Religionslehrer, für den Gesetzgeber und für den Vertheidiger der Gesetze, ferner für den Arzt und für den Erzieher ein möglichst treues Gemälde von dem Menschen, wie er sich während der verschiedenen Lebensalter in der Verbindung und in der wechselseitigen Bestimmung seiner beiden Naturen, im Zusammenhange mit der großen Welt und im Conflict mit seines Gleichen zu benehmen pflegt, zu entwerfen' wird nicht unerfüllt bleiben, und mancher Leser wird dieses Buch nicht ohne mannigfache Belehrung und Anregung aus den Händen legen. In sechs Abschnitten wird der Mensch betrachtet: als Fötus, in der Periode der Kindheit, in der Pubertäts-Entwicklung, auf dem höchsten Standpuncte seiner körperlichen Ausbildung, im Greisenalter, im Sterben und in der Verwesung. Auf jeder Entwicklungsstufe wird seine körperliche, gemüthliche und geistige Seite dargestellt.

Mancherley curiose Ansichten kommen auch darin vor, z. B. S. 211 die, daß die Schamhaftigkeit der Jungfrau hauptsächlich daher rühre, weil sie sich bewußt sey 'daß ihr Geschlechtsapparat unvollkommen, unvollendet und ungeschlossen sey.' Der Vf. verweist auf S. 172, es ist aber S. 173, wo er dieses auseinander zu setzen sich bemüht.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

Den 23. April 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Eine am 15. April von dem Hofr. Gauß der Königl. Societät überreichte Vorlesung: *Theoria residuorum biquadraticorum, commentatio secunda*, ist die Fortsetzung der bereits im sechsten Bande der *Commentationes novae* abgedruckten Abhandlung, wovon auch in unsern Blättern zu seiner Zeit 1825 S. 59 eine Anzeige gemacht war. Auch diese Fortsetzung, obgleich mehr als doppelt stärker wie die erste Abhandlung, erschöpft den überaus reichhaltigen Gegenstand noch nicht, und erst einer künftigen dritten Abhandlung wird die Vollendung des Ganzen vorbehalten bleiben.

Obgleich die Grundbegriffe dieser Lehren und der Inhalt der ersten Abhandlung als allen, die aus der höhern Arithmetik ein Studium gemacht haben, bekannt vorausgesetzt werden können, wollen wir doch jene zur Bequemlichkeit solcher Freunde dieses Theils der Mathematik, welchen die erste Abhandlung nicht gleich zur Hand ist, hier

kurz in Erinnerung bringen. In Beziehung auf eine beliebige ganze Zahl  $p$  heißt eine andere  $k$  ein biquadratischer Rest, wenn es Zahlen der Form  $x^4 - k$  gibt, die durch  $p$  theilbar sind; im entgegengesetzten Fall heißt sie biquadratischer Nicht-Rest von  $p$ . Es ist zureichend, sich hiebey auf den Fall einzuschränken, wo  $p$  eine Primzahl der Form  $4n + 1$ , und  $k$  durch dieselbe nicht theilbar ist, da alle andere Fälle entweder für sich klar, oder auf diesen zurückzuführen sind.

Für einen solchen gegebenen Werth von  $p$  zerfallen sämtliche durch  $p$  nicht theilbare Zahlen in vier Klassen, wovon die eine die biquadratischen Reste, eine zweyte solche biquadratische Nicht-Reste, die quadratische Reste von  $p$  sind, enthält, und in die beiden übrigen die biquadratischen Nicht-Reste, welche zugleich quadratische Nicht-Reste sind, vertheilt werden. Das Princip dieser Vertheilung besteht darin, daß allemahl entweder  $k^n - 1$ , oder  $k^n + 1$ , oder  $k^n - f$ , oder  $k^n + f$  durch  $p$  theilbar seyn wird, wo  $f$  eine ganze Zahl bedeutet, die  $ff + 1$  durch  $p$  theilbar macht. Jeder, dem die elementarische Terminologie bekannt ist, sieht von selbst, wie diese Worterklärungen in dieselbe eingekleidet werden.

Die Theorie dieser Classificierung nicht nur für den an der Oberfläche liegenden Fall  $k = -1$ , sondern auch für die, subtile Hülfuntersuchungen erfordernden Fälle  $k = \pm 2$ , findet sich in der erster Abhandlung ganz vollendet. Im Anfang der gegenwärtigen Abhandlung wird nun zu größern Werthen von  $k$  fortgeschritten: man braucht aber dabey zunächst nur solche in Betracht zu ziehen, die selbst Primzahlen sind, und der Erfolg zeigt, daß die Resultate am einfachsten ausfallen, wenn man die Werthe positiv oder

negativ nimmt, je nachdem sie, absolut betrachtet, von der Form  $4m + 1$  oder  $4m + 3$  sind. Die Induction gibt hier sofort mit großer Leichtigkeit eine reiche Ernte von neuen Lehrensätzen, wovon wir hier nur ein Paar anführen. Die Numerierung der Classen mit 1, 2, 3, 4 wird auf die Fälle bezogen, wo  $h^n$  den Zahlen 1,  $f$ ,  $-1$ ,  $-f$  congruent wird; zugleich ist für die Zahl  $f$  immer derjenige Werth angenommen, welcher  $a + bf$  durch  $p$  theilbar macht, wenn  $aa + bb$  die Zerlegung von  $p$  in ein ungerades und ein gerades Quadrat vorstellt. So findet sich durch die Induction, daß die Zahl  $-3$  allemal zu der Classe 1, 2, 3, 4 gehört, je nachdem  $b$ ,  $a + b$ ,  $a$ ,  $a - b$  durch 3 theilbar ist; daß die Zahl  $+5$  der Reihe nach zu jenen Classen gehört, je nachdem  $b$ ,  $a - b$ ,  $a$ ,  $a + b$  durch 5 theilbar ist; daß die Zahl  $-7$  in die Classe 1 fällt, wenn  $a$  oder  $b$ ; in die Classe 1, wenn  $a - 2b$  oder  $a - 3b$ ; in die Classe 2, wenn  $a - b$  oder  $a + b$ ; in die Classe 3, wenn  $a + 2b$  oder  $a + 3b$  durch 7 theilbar ist. Ähnliche Theoreme ergeben sich in Beziehung auf die Zahlen  $-11$ ,  $+13$ ,  $+17$ ,  $-19$ ,  $-23$  u. s. f. So leicht sich aber alle dergleichen specielle Theoreme durch die Induction entdecken lassen, so schwer scheint es, auf diesem Wege ein allgemeines Gesetz für diese Formen aufzufinden, wenn auch manches Gemeinschaftliche bald in die Augen fällt, und noch viel schwerer ist es, für diese Lehrensätze die Beweise zu finden. Die für die Zahlen  $+2$  und  $-2$  in der ersten Abhandlung gebrauchten Methoden vertragen hier keine Anwendung mehr, und wenn gleich andere Methoden ebenfalls das, was sich auf die erste und dritte Classe bezieht, zu erledigen dienen können

ten, so zeigen sich doch solche zur Begründung von vollständigen Beweisen untauglich.

Man erkennt demnach bald, daß man in dieses reiche Gebiet der höhern Arithmetik nur auf ganz neuen Wegen eindringen kann. Der Verf. hatte schon in der ersten Abhandlung eine Andeutung gegeben, daß dazu eine eigenthümliche Erweiterung des ganzen Feldes der höhern Arithmetik wesentlich erforderlich ist, ohne damals sich näher darüber zu erklären, worin dieselbe bestehe: die gegenwärtige Abhandlung ist dazu bestimmt, diesen Gegenstand ins Licht zu setzen.

Es ist dieses nichts anders, als daß für die wahre Begründung der Theorie der biquadratischen Reste das Feld der höhern Arithmetik, welches man sonst nur auf die reellen ganzen Zahlen ausdehnte, auch über die imaginären erstreckt werden, und diesen das völlig gleiche Bürgerrecht mit jenen eingeräumt werden muß. So bald man dieß einmahl eingesehen hat, erscheint jene Theorie in einem ganz neuen Lichte, und ihre Resultate gewinnen eine höchst überraschende Einfachheit.

Ehe jedoch in diesem erweiterten Zahlengebiet die Theorie der biquadratischen Reste selbst entwickelt werden kann, müssen in jenem die dieser Theorie vorangehenden Lehren der höhern Arithmetik, die bisher nur in Beziehung auf reelle Zahlen bearbeitet sind, an dieser Erweiterung Theil nehmen. Von diesen vorgängigen Untersuchungen können wir hier nur Einiges anführen. Der Verf. nennt jede Größe  $a + bi$ , wo  $a$  und  $b$  reelle Größen bedeuten, und  $i$  der Kürze wegen anstatt  $\sqrt{-1}$  geschrieben ist, eine complexe ganze Zahl, wenn zugleich  $a$  und  $b$  ganze Zahlen sind. Die complexen Größen stehen also nicht den reellen entgegen, sondern enthalten diese

als einen speciellen Fall, wo  $b = 0$ , unter sich. Zur bequemen Handhabung war es erforderlich, mehrere auf die complexen Größen sich beziehende Begriffsbildungen mit besondern Benennungen zu belegen, welche wir aber in dieser Anzeige zu umgehen suchen werden.

So wie in der Arithmetik der reellen Zahlen nur von zwey Einheiten, der positiven und negativen, die Rede ist, so haben wir in der Arithmetik der complexen Zahlen vier Einheiten  $+1$ ,  $-1$ ,  $+i$ ,  $-i$ . Zusammengesetzt heißt eine complexe ganze Zahl, wenn sie das Product aus zwey von den Einheiten verschiedenen ganzen Factoren ist; eine complexe Zahl hingegen, die eine solche Zerlegung in Factoren nicht zuläßt, heißt eine complexe Primzahl. So ist z. B. die reelle Zahl 3, auch als complexe Zahl betrachtet eine Primzahl, während 5 als complexe Zahl zusammengesetzt ist  $= (1 + 2i)(1 - 2i)$ . Eben so wie in der höhern Arithmetik der reellen Zahlen spielen auch in dem erweiterten Felde dieser Wissenschaft die Primzahlen eine Hauptrolle.

Wird eine complexe ganze Zahl  $a + bi$  als Modulus angenommen, so lassen sich  $aa + bb$  unter sich nicht congruente, und nicht mehrere, complexe Zahlen aufstellen, von denen einer jede vorgegebene ganze complexe Zahl congruent seyn muß, und die man ein vollständiges System incongruenter Reste nennen kann. Die sogenannten kleinsten und absolut kleinsten Reste in der Arithmetik der reellen Zahlen haben auch hier ihr vollkommenes Analogon. So besteht z. B. für den Modulus  $1 + 2i$  das vollständige System der absolut kleinsten Reste aus den Zahlen  $1$ ,  $i$ ,  $-1$  und  $-i$ . Fast die sämtlichen Untersuchungen der vier ersten Abschnitte der *Disquisitiones Arithmeticae* fin-

den, mit einigen Modificationen, auch in der erweiterten Arithmetik ihren Platz. Das berühmte Fermatsche Theorem z. B. nimmt hier folgende Gestalt an: Wenn  $a + bi$  eine complexe Primzahl ist, und  $k$  eine durch jene nicht theilbare complexe Zahl, so ist immer  $k^{aa+bb} - 1 \equiv 1$  für den Modulus  $a + bi$ . Ganz besonders merkwürdig ist es aber, daß das Fundamentaltheorem für die quadratischen Reste in der Arithmetik der complexen Zahlen sein vollkommenes, nur hier noch einfacheres, Gegenstück hat; sind nämlich  $a + bi$ ,  $A + Bi$  complexe Primzahlen, so daß  $a$  und  $A$  ungerade,  $b$  und  $B$  gerade sind, so ist die erste quadratischer Rest der zweyten, wenn die zweyte quadratischer Rest der ersten ist, hingegen die erste quadratischer Nichtrest der zweyten, wenn die zweyte quadratischer Nichtrest der ersten ist.

Indem die Abhandlung nach diesen Voruntersuchungen zu der Lehre von den biquadratischen Resten selbst übergeht, wird zuvörderst anstatt der bloßen Unterscheidung zwischen biquadratischen Resten und Nichtresten eine Vertheilung der durch den Modulus nicht theilbaren Zahlen in vier Klassen festgesetzt. Ist nämlich der Modulus eine complexe Primzahl  $a + bi$ , wo immer  $a$  ungerade  $b$  gerade vorausgesetzt, und der Kürze wegen  $p$  statt  $aa + bb$  geschrieben wird, und  $k$  eine complexe durch  $a + bi$  nicht theilbare Zahl, so wird allemahl  $k^{\frac{1}{2}(p-1)}$  einer der Zahlen  $+1$ ,  $+i$ ,  $-1$ ,  $-i$  congruent seyn, und dadurch eine Vertheilung sämtlicher durch  $a + bi$  nicht theilbarer Zahlen in vier Classen begründet, denen der Reihe nach der biquadratische Character 0, 1, 2, 3 beygelegt wird. Offenbar bezieht sich der Character 0 auf die biquadratischen Reste, die übrigen auf die biquadratischen



Nichtreste, und zwar so, daß dem Character 2 zugleich quadratische Reste, den Charactern 1 und 3 hingegen quadratische Nichtreste entsprechen.

Man erkennt leicht, daß es hauptsächlich darauf ankommt, diesen Character bloß für solche Werthe von  $k$  bestimmen zu können, die selbst complexe Primzahlen sind, und hier führt sogleich die Induction zu höchst einfachen Resultaten.

Wird zuerst  $k = 1 + i$  gesetzt, so zeigt sich, daß der Character dieser Zahl allemahl  $\equiv \frac{1}{2}(-aa + 2ab - 3bb + 1) \pmod{4}$  wird, und ähnliche Ausdrücke finden sich für die Fälle  $k = 1 - i$ ,  $k = -1 + i$ ,  $k = -1 - i$ .

Ist hingegen  $k = a + bi$  eine solche Primzahl, wo  $a$  ungerade und  $b$  gerade ist, so ergibt sich durch die Induction sehr leicht ein dem Fundamentaltheorem für die quadratischen Reste ganz analoges Reciprocitätsgesetz, welches am einfachsten auf folgende Art ausgedrückt werden kann:

Wenn sowohl  $a + b - 1$  als  $a + b - 1$  durch 4 theilbar sind (auf welchen Fall alle übrigen leicht zurückgeführt werden können), und der Character der Zahl  $a + bi$  in Beziehung auf den Modulus  $a + bi$  durch  $\lambda$ , hingegen der Character von  $a + bi$  in Beziehung auf den Modulus  $a + b$  durch  $l$  bezeichnet wird: so ist  $\lambda = l$ , wenn zugleich eine der Zahlen  $b$ ,  $b$  (oder beide) durch 4 theilbar ist, hingegen  $\lambda = l \pm 2$ , wenn keine der Zahlen  $b$ ,  $b$  durch 4 theilbar ist.

Diese Theoreme enthalten im Grunde alles Wesentliche der Theorie der biquadratischen Reste in sich: so leicht es aber war, sie durch Induction zu entdecken, so schwer ist es, strenge Beweise für sie zu geben, besonders für das zweyte, das Fundamentaltheorem der biquadratischen Reste. Wegen des großen Umfanges, zu welchem schon die gegenwärtige Abhandlung an-

gewachsen ist, sah sich der Verfasser genöthigt, die Darstellung des Beweises für das letztere Theorem, in dessen Besiz er seit 20 Jahren ist, für eine künftige dritte Abhandlung zurückzulassen. Dagegen ist in vorliegender Abhandlung noch der vollständige Beweis für das erstere die Zahl  $1 + i$  betreffende Theorem (von welchem die anderen für  $1 - i$ ,  $-1 + i$ ,  $-1 - i$  abhängig sind) mitgetheilt, welcher schon einigen Begriff von der Verwicklung des Gegenstandes geben kann.

Wir haben nun noch einige allgemeine Anmerkungen beizufügen. Die Versetzung der Lehre von den biquadratischen Resten in das Gebiet der complexen Zahlen könnte vielleicht manchem, der mit der Natur der imaginären Größen weniger vertraut und in falschen Vorstellungen davon befangen ist, anstößig und unnatürlich scheinen, und die Meinung veranlassen, daß die Untersuchung dadurch gleichsam in die Luft gestellt sey, eine schwankende Haltung bekomme, und sich von der Anschaulichkeit ganz entferne. Nichts würde ungegründeter seyn, als eine solche Meinung. Im Gegentheil ist die Arithmetik der complexen Zahlen der anschaulichsten Versinnlichung fähig, und wenn gleich der Verf. in seiner dießmahligen Darstellung eine rein arithmetische Behandlung befolgt hat, so hat er doch auch für diese die Einsicht lebendiger machende und deshalb sehr zu empfehlende Versinnlichung die nöthigen Andeutungen gegeben, welche für selbstdenkende Leser zureichend seyn werden. So wie die absoluten ganzen Zahlen durch eine in einer geraden Linie unter gleichen Entfernungen geordnete Reihe von Puncten dargestellt werden, in der der Anfangspunct die Zahl 0, der nächste die Zahl 1 u. s. w. vertritt; und so wie dann

zur Darstellung der negativen Zahlen nur eine unbegrenzte Verlängerung dieser Reihe auf der entgegengesetzten Seite des Anfangspuncts erforderlich ist: so bedarf es zur Darstellung der complexen ganzen Zahlen nur des Zusatzes, daß jene Reihe als in einer bestimmten unbegrenzten Ebene befindlich angesehen, und parallel mit ihr auf beiden Seiten eine unbeschränkte Anzahl ähnlicher Reihen in gleichen Abständen von einander angenommen werde, so daß wir anstatt einer Reihe von Puncten ein System von Puncten vor uns haben, die sich auf eine zwiefache Art in Reihen von Reihen ordnen lassen, und zur Bildung einer Eintheilung der ganzen Ebene in lauter gleiche Quadrate dienen. Der nächste Punct bey 0 in der ersten Nebenreihe auf der einen Seite der Reihe welche die reellen Zahlen repräsentiert, bezieht sich dann auf die Zahl  $i$ , so wie der nächste Punct bey 0 in der ersten Nebenreihe auf der andern Seite auf  $-i$  u. s. f. Bey dieser Darstellung wird die Ausführung der arithmetischen Operationen in Beziehung auf die complexen Größen, die Congruenz, die Bildung eines vollständigen Systems incongruenter Zahlen für einen gegebenen Modulus u. s. f. einer Versinnlichung fähig, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Von der andern Seite wird hierdurch die wahre Metaphysik der imaginären Größen in ein neues helles Licht gestellt.

Unsere allgemeine Arithmetik, von deren Umfang die Geometrie der Alten so weit überflügelt wird, ist ganz die Schöpfung der neuern Zeit. Ursprünglich ausgehend von dem Begriff der absoluten ganzen Zahlen hat sie ihr Gebiet stufenweise erweitert; zu den ganzen Zahlen sind die gebrochenen, zu den rationalen die irratio-

nalien, zu den positiven die negativen, zu den reellen die imaginären hinzugekommen. Dieß Vorschreiten ist aber immer anfangs mit furchtsam zögerndem Schritt geschehen. Die ersten Algebraisten nannten noch die negativen Wurzeln der Gleichungen falsche Wurzeln, und sie sind es auch, wo die Aufgabe, auf welche sie sich beziehen, so eingekleidet vorgetragen ist, daß die Beschaffenheit der gesuchten Größe kein Entgegengesetztes zuläßt. Allein so wenig man in der Allgemeinen Arithmetik Bedenken hat, die gebrochenen Zahlen mit aufzunehmen, obgleich es so viele zählbare Dinge gibt, wobey eine Bruchzahl ohne Sinn ist, eben so wenig durften in jener den negativen Zahlen gleiche Rechte mit den positiven deshalb versagt werden, weil unzählige Dinge kein Entgegengesetztes zulassen: die Realität der negativen Zahlen ist hinreichend gerechtfertigt, da sie in unzähligen andern Fällen ein adäquates Substrat finden. Darüber ist man nun freylich seit langer Zeit im Klaren: Allein die den reellen Größen gegenübergestellten imaginären — ehemals, und hin und wieder noch jetzt, obwohl unschicklich, unmögliche genannt — sind noch immer weniger eingebürgert als nur geduldet, und erscheinen also mehr wie ein an sich inhaltleeres Zeichenspiel, dem man ein denkbareß Substrat unbedingt abspricht, ohne doch den reichen Tribut, welchen dieses Zeichenspiel zuletzt in den Schatz der Verhältnisse der reellen Größen steuert, verschmähen zu wollen.

Der Verf. hat diesen hochwichtigen Theil der Mathematik seit vielen Jahren aus einem verschiedenen Gesichtspunct betrachtet, wobey den imaginären Größen eben so gut ein Gegenstand untergelegt werden kann, wie den negativen: es hat aber bisher an einer Veranlassung gefehlt,

dieselbe öffentlich bestimmt auszusprechen, wenn gleich aufmerksame Leser die Spuren davon in der 1799 erschienenen Schrift über die Gleichungen, und in der Preisschrift über die Umbildung der Flächen leicht wiederfinden werden. In der gegenwärtigen Abhandlung sind die Grundzüge davon kurz angegeben; sie bestehen in Folgendem.

Positive und negative Zahlen können nur da eine Anwendung finden, wo das gezählte ein Entgegengesetztes hat, was mit ihm vereinigt gedacht der Vernichtung gleich zu stellen ist. Genau besehen findet diese Voraussetzung nur da Statt, wo nicht Substanzen (für sich denkbare Gegenstände) sondern Relationen zwischen je zweyen Gegenständen das gezählte sind. Postuliert wird dabey, daß diese Gegenstände auf eine bestimmte Art in eine Reihe geordnet sind z. B.  $A, B, C, D \dots$ , und daß die Relation des  $A$  zu  $B$  als der Relation des  $B$  zu  $C$  u. s. w. gleich betrachtet werden kann. Hier gehört nun zu dem Begriff der Entgegensetzung nichts weiter als der Umtausch der Glieder der Relation, so daß wenn die Relation (oder der Uebergang) von  $A$  zu  $B$  als  $+1$  gilt, die Relation von  $B$  zu  $A$  durch  $-1$  dargestellt werden muß. Insofern also eine solche Reihe auf beiden Seiten unbegrenzt ist, repräsentiert jede reelle ganze Zahl die Relation eines beliebig als Anfang gewählten Gliedes zu einem bestimmten Gliede der Reihe.

Sind aber die Gegenstände von solcher Art, daß sie nicht in Eine, wenn gleich unbegrenzte, Reihe geordnet werden können, sondern sich nur in Reihen von Reihen ordnen lassen, oder was dasselbe ist, bilden sie eine Mannigfaltigkeit von zwey Dimensionen; verhält es sich dann mit den

Relationen einer Reihe zu einer andern oder den Uebergängen aus einer in die andere auf eine ähnliche Weise wie vorhin mit den Uebergängen von einem Gliede einer Reihe zu einem andern Gliede derselben Reihe, so bedarf es offenbar zur Abmessung des Ueberganges von einem Gliede des Systems zu einem andern außer den vorigen Einheiten  $+ 1$  und  $- 1$  noch zweyer andern unter sich auch entgegengesetzten  $+ i$  und  $- i$ . Offenbar muß aber dabey noch postuliert werden, daß die Einheit  $i$  allemahl den Uebergang von einem gegebenen Gliede einer Reihe zu einem bestimmten Gliede der unmittelbar angrenzenden Reihe bezeichne. Auf diese Weise wird also das System auf eine doppelte Art in Reihen von Reihen geordnet werden können.

Der Mathematiker abstrahiert gänzlich von der Beschaffenheit der Gegenstände und dem Inhalt ihrer Relationen; er hat es bloß mit der Abzählung und Vergleichung der Relationen unter sich zu thun: insofern ist er eben so, wie er den durch  $+ 1$  und  $- 1$  bezeichneten Relationen, an sich betrachtet, Gleichartigkeit beylegt, solche auf alle vier Elemente  $+ 1$ ,  $- 1$ ,  $+ i$  und  $- i$  zu erstrecken befugt.

Zur Anschauung lassen sich diese Verhältnisse nur durch eine Darstellung im Raume bringen, und der einfachste Fall ist, wo kein Grund vorhanden ist, die Symbole der Gegenstände anders als quadratisch anzuordnen, indem man nämlich eine unbegrenzte Ebene durch zwey Systeme von Parallellinien, die einander rechtwinklich durchkreuzen, in Quadrate vertheilt, und die Durchschnittspuncte zu den Symbolen wählt. Jeder solche Punct  $A$  hat hier vier Nachbarn, und wenn man die Relation des  $A$  zu einem benachbarten Puncte durch  $+ 1$  bezeich-

net, so ist die durch  $-1$  zu bezeichnende von selbst bestimmt, während man, welche der beiden andern man will, für  $+i$  wählen, oder den sich auf  $+i$  beziehenden Punct nach Gefallen rechts oder links nehmen kann. Dieser Unterschied zwischen rechts und links ist, so bald man vorwärts und rückwärts in der Ebene, und oben und unten in Beziehung auf die beiden Seiten der Ebene einmahl (nach Gefallen) festgesetzt hat, in sich völlig bestimmt, wenn wir gleich unsere Anschauung dieses Unterschiedes andern nur durch Nachweisung an wirklich vorhandenen materiellen Dingen mittheilen können \*). Wenn man aber auch über letzteres sich entschlossen hat, sieht man, daß es doch von unserer Willkühr abhing, welche von den beiden in Einem Puncte sich durchkreuzenden Reihen wir als Hauptreihe, und welche Richtung in ihr man als auf positive Zahlen sich beziehend ansehen wollten; man sieht ferner, daß wenn wir die vorher als  $+i$  behandelte Relation für  $+1$  nehmen will, man nothwendig die vorher durch  $-1$  bezeichnete Relation für  $+i$  nehmen muß. Das heißt aber, in der Sprache der Mathematiker,  $+i$  ist mittlere Proportionalgröße zwischen  $+1$  und  $-1$  oder entspricht dem Zeichen  $\sqrt{-1}$ : wir sagen absichtlich nicht die mittlere Proportionalgröße, denn  $-i$  hat offenbar gleichen Anspruch. Hier ist

\* \*) Beide Bemerkungen hat schon Kant gemacht, aber man begreift nicht, wie dieser scharfsinnige Philosoph in der ersteren einen Beweis für seine Meinung, daß der Raum nur Form unserer äußern Anschauung sey, zu finden glauben konnte, da die zweyte so klar das Gegentheil, und daß der Raum unabhängig von unserer Anschauungsart eine reelle Bedeutung haben muß, beweiset.

also die Nachweisbarkeit einer anschaulichen Bedeutung von  $\sqrt{-1}$  vollkommen gerechtfertigt, und mehr bedarf es nicht, um diese Größe in das Gebiet der Gegenstände der Arithmetik zuzulassen.

Wir haben geglaubt, den Freunden der Mathematik durch diese kurze Darstellung der Hauptmomente einer neuen Theorie der sogenannten imaginären Größen einen Dienst zu erweisen. Hat man diesen Gegenstand bisher aus einem falschen Gesichtspunct betrachtet und eine geheimnißvolle Dunkelheit dabey gefunden, so ist dieß größtentheils den wenig schicklichen Benennungen zuzuschreiben. Hätte man  $+1$ ,  $-1$ ,  $\sqrt{-1}$  nicht positive, negative, imaginäre (oder gar unmögliche) Einheit, sondern etwa directe, inverse, laterale Einheit genannt, so hätte von einer solchen Dunkelheit kaum die Rede seyn können. Der Verf. hat sich vorbehalten, den Gegenstand, welcher in der vorliegenden Abhandlung eigentlich nur gelegentlich berührt ist, künftig vollständiger zu bearbeiten, wo dann auch die Frage, warum die Relationen zwischen Dingen, die eine Mannigfaltigkeit von mehr als zwey Dimensionen darbieten, nicht noch andere in der allgemeinen Arithmetik zulässige Arten von Größen liefern können, ihre Beantwortung finden wird.

### Leipzig und Darmstadt.

Bey Leske: ΙΩΑΝΝΟΤ ΛΑΥΡΕΝΤΙΟΤ ΦΙΛΑΔΕΛΦΕΩΣ ΑΤΔΟΤ ΠΕΡΙ ΜΗΝΩΝ. Ioannis Laurentii Philadelpheni Lydi de mensibus quae exstant excerpta. Textum recognovit atque emendavit, e Graeco in Latinum convertit et perpetua cum sua



et Nicolai Schowii, tum Car. Bened. Hassii et Frid. Creuzeri aliorumque annotatione instruxit indicemque copiosissimum adjecit Guilelmus Roether, Phil. Dr. A. A. L. L. M. Gymnasii Heidelbergensis nuper Professor, nunc Verbi Divini apud Mosbacenses Minister. Accedit Hermetis Trismegisti *περὶ βοτανῶν χυλώσεως* libellus et Vettii Valentis Antiocheni libri primi *ἀνθολογιῶν* fragmentum. XX und 364 S. in 8.

Da schon der Titel von der Thätigkeit des Herausgebers so vollständige Rechenschaft ablegt, und hier nur Raum für eine kurze Notiz ist, so bemerken wir nur im Allgemeinen, daß der von Schow ziemlich fehlervoll herausgegebene Text dieses Werkchens des Eydischen Joannes hier an vielen Stellen, theils durch die Lesarten eines früher nicht verglichenen Pariser Manuscripts, theils durch Conjecturen des Herausgebers und der ihn unterstützenden Gelehrten, berichtigt erscheint, und dabey zugleich eine Menge antiquarischer und mythologischer Einzelheiten durch Vergleichung anderer Schriftsteller erläutert worden sind, doch so, daß immer noch die Hoffnung bleibt, man werde durch ein tieferes Eingehen in die gesammte Kunde der Astrologie und des spätern Mysticismus noch einmal dahin gelangen auch dieß Büchlein noch vollständiger zu verstehen und zu verbessern. Die Masse der Hülfsmittel für diese Studien, welche nun auch durch Aegyptische Papyrus so bedeutend anwächst, macht eine solche durchgreifende und umfassende Arbeit immer rathsamer. Der Herr Herausgeber bezeichnet mit lobenswerther Offenheit zahlreiche Stellen des Textes, welche ihm nicht klar geworden, durch ein eingeschobenes

sic; wir verwunderten uns darunter II, 9 zu finden, wo von dem fünften Wochentage die Rede ist, welcher dem Planeten Phacthon (d. i. Jupiter) zugetheilt sey, und nun fortgefahren wird: *διὰ δὲ (sic) αὐτὸν Ἕλληνας ζωογόνου θεολογοῦσιν, ὅθεν καὶ ἐν Κρήτῃ τεχθῆναι μυθικῶς αὐτὸν βούλονται*, wo doch, wenn es keine Accente und keinen Unterschied großer und kleiner Buchstaben gäbe, Jedermann sogleich lesen müßte: *Δία δὲ αὐτὸν Ἕλληνας ζωογόνου θεολογοῦσιν*. Hernach fand der Unterz., daß diese Emendation, die man kaum so nennen kann, in der Vorrede nachgetragen wird; sie ist nebst mehreren andern schönen Verbesserungen des Joannes von Jacobs zur Anthologie mitgetheilt worden. Ein Excurs von Herrn Lewald über zwey Stellen des Lydus, welche Sätze des Aristoteles über das Princip der Ethik und die drey Seiten des intellectuellen Vermögens betreffen, ist eine schätzbare Zugabe. Das hinzugefügte Schriftchen, welches unter dem Namen des Hermes Trismegist von der astrologischen Beziehung der Gewächse zu den Gestirnen und ihren daraus erwachsenden wunderbaren Kräften handelt, wird aus einem Leydner und Münchner Codex neu herausgegeben; das Büchlein des Petrus Borsarius aber, eine Anleitung zu astrologischen Berechnungen enthaltend, aus einem Apographon von Jac. Gronow, welches Creuzer von Wittenbach erhalten, hier zuerst bekannt gemacht. Beide bedürfen eines erneuerten Studiums; das letztere Werk wird mit Hülfe weniger leichter Berechnungen im Ganzen sehr sicher herzustellen seyn.

K. D. M.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 25. April 1831.

---

M a i n z

Bey Kupferberg: Gedrängte historisch-chrestomatische Uebersicht der Literatur Frankreichs, für Gymnasien und andere obere Schulanstalten von Dr. P. J. Peloup. 161 S. in 8. 1829.

Der Titel dieses Buches kündigt streng genommen etwas Unmögliches an. Durch ausgewählte Stücke und Stellen kann man nur in so weit eine Uebersicht einer Nationalliteratur geben, als dieselben ohne Lücke die Hauptmomente ihrer Entwicklung zu erkennen geben; um aber die Auswahl zu rechtfertigen und das Ausgewählte, als bezeichnend eine ganze Epoche, darzustellen, bedarf es historischer Notizen und ästhetischer Urtheile in welchen das, was jene Einzelheiten zu einem Ganzen verbindet, und ihr Verhältniß zum Ganzen nachgewiesen wird. Gedrängt kann eine solche Uebersicht insofern nicht seyn, als sie auch Literaturwerke von größerem Umfang aufnehmen müßte, bey welchem das Ganze nicht aus dem Theile zu erkennen ist. Etwas anderes

ist es, wenn eine solche Uebersicht nur aus dem Gesichtspuncte der Sprache gemacht wird. Der kundige Verf. des vorliegenden Buchs hat nun zwar, was der Titel angibt, nicht geleistet — er gibt keine Uebersicht der Litteratur Frankreichs, sondern in diesem Hefte zuerst nur Fragmente der poetischen — und hier auch noch mit Ausschluß von Stellen aus Romanen und Erzählungen in prosaischer Form — mit historischen und andern Notizen begleitet und durchflochten. Aber Ref. ist überzeugt, daß auch die poetische Litteratur auf diese Weise nicht übersehen werden kann — weil man ja aus Stellen, oder selbst aus einer Scene eines Dramas (wie z. B. der hier aus Corneille u. a. ausgezogenen) ein ganzes Drama und was den dramatischen Geist eines Schriftstellers ausmacht, nicht zu erkennen im Stande ist. Indessen ist man bey Franzosen gewohnt, das Interesse der Sprache und des Styls über das der Poesie vorwalten zu sehen; und so kommt die Aufgabe auf eine Auswahl sogenannter schöner und ausgezeichneten Stellen, kleiner Gedichte, Scenen u. s. w. zurück, zwischen denen einige meist geschichtliche und ästhetische Bemerkungen des Verfs. fortlaufen. Die Auswahl selbst ist im Ganzen mit gesundem Sinn gemacht, obgleich wir nicht wie der Verf. in der Vorrede sagen möchten, daß dabey auf 'die Auszubildung der gesammten Seelenkräfte des Jünglings die möglichste Rücksicht genommen sey'; die ästhetischen und historischen Bemerkungen sind größtentheils richtig, wenn auch nicht neu, und verrathen einen in der französischen Litteratur bewanderten und mit der Zeit fortgegangenen Lehrer. Auch der deutsche Styl ist besser, als ihn sonst Franzosen haben. Den Gang, welchen der Vf. in dieser Uebersicht überhaupt nimmt, möch-

ten wir nicht tadeln. Er verfolgt nämlich die französische Poesie zuerst nach chronologischer Ordnung bis auf das siècle de Louis XIV., von da führt er die Fortschritte der französischen Poesie nach den einzelnen Dichtungsarten weiter und bis auf die neueste Zeit herab. Von jener Epoche an theilt der Verf. reichlicher Stellen der Dichter mit.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über das Einzelne bey. Was den Anfang der historischen Skizze anlangt, welche der Verf. gibt, so hat er die provenzalische und die nordfranzösische, vom Normännischen ausgehende Poesie nicht klar und bestimmt unterschieden. Der Verf. bemerkt nicht, daß letztere sich später entwickelte, und unterscheidet nicht Troubadours und Trouvères. Er führt S. 5 die Aubades, Serenades u. a. Lieder als 'lyrische Dichtungsarten' an, obwohl der Gegenstand hier keinen Unterschied der Dichtungsform macht. — Im folgenden § spricht er von der epischen Poesie, zu welcher man die fabliaux und poetischen Romans zählte — mithin von den nordfranzösischen Dichtungen und im folgenden § kommt er wieder auf die Hauptformen der provenzalischen Poesie, ohne auf jenen Unterschied hinzuweisen. So wird der Lehrling gewiß keinen klaren Begriff über das Verhältniß jener ersten Zweige der französischen Poesie bekommen haben. Beym Grafen Poitou wird, da es mehrere dieses Namens gab, § 2 hinzugefügt werden müssen Wilhelm IX.; das Todesjahr des Pierre Vidal ist 1229 nicht 1129. Die Académie des jeux floraux hat zu wenig Einfluß auf die französische Nationalpoesie geäußert, um ihr in einer gedrängten Uebersicht einen besondern § zu widmen. — In Betreff der neuesten dramatischen

Poesie hätte der Verf., der sonst mit rühmlicher Unbefangenenheit von den Ausländern spricht (z. B. am Schlusse S. 140) und auch öfters A. W. v. Schlegel's und anderer Deutschen Urtheile sich anschließt, in dem Paragraph, in welchem er des Schauspielers Talma Verdienste rühmt (S. 34), nicht vergessen sollen des unverkennbaren Einflusses zu gedenken, welchen, besonders durch Talma und Ducis, Shakespeare auf die dramatische Poesie der Franzosen gehabt hat. Auch vermischen wir überhaupt eine Andeutung des Ganges, welchen die neuere französische Poesie und die dramatische insbesondere in den letzten Jahren genommen, und der Ursachen, durch welche sie eine dem alten System entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat. Die Erwähnung der Romantiker und Victor Hugo's im 20sten §., ferner die Stelle S. 87 über Classisches und Romantisches — welche in dem 25sten an rechter Stelle gewesen wären — und die im letzten § aufgeführten Namen der neuesten Dramatiker füllen diese Lücke nicht aus. — Den meisten, und für diese Uebersicht unverhältnißmäßigen Raum nehmen einige Scenen aus Lustspielen Moliere's ein, von welchem der Verf. S. 37 — 64 spricht und mittheilt. Bey zwey poetischen Stücken Lafontaine's sind auch Uebersetzungen beygesetzt worden. Aus Delavigne's, Lamartine's und Victor Hugo's Poesien hat der Verfasser ausgezeichnete Stücke mitgetheilt. Den Schluß macht ein kleiner Anhang ausgewählter Stellen und Stücke französischer Poesie ohne Ordnung und weitere Angabe des Zwecks. Zu weiterer Erläuterung mag dieß Buch unter gewissen Verhältnissen einen zweckmäßigen Leitfaden abgeben.

## B e r l i n.

Bey Dümmler: Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechts-Pflege. Herausgegeben von dem Criminal-Director Hitzig in Berlin. Erster Band, 1828, 458 Seiten; Zweyter Band, 1828, 446 S.; Dritter Band, 1829, 398 S.; Vierter Band, 1829, 424 S.; Fünfter Band, 1829, 446 S. Dann: Jahrgang 1830. Erster Band, 426 S. Zweyter Band, 462 S. Dritter Band, 458 S. Jahrgang 1831. Erster Band, 452 S. Octav. (Jeder Band zerfällt in zwey Hefte, die von I bis XVIII bezeichnet sind).

Das erste Heft dieser mit des Hn. Herausgebers parallel laufenden 'Zeitschrift für Preussische Criminalrechtspflege' erscheinenden Annalen ist zwar beyläufig bey Gelegenheit der Anzeige der letztern in unsern Blättern Jahrg. 1828. Bd. I. S. 855 erwähnt worden; wir kommen jedoch um so lieber auf die erstern zurück, als nunmehr eine genügende Anzahl von Heften derselben vorliegt, um über die Ausführung des ihnen zum Grunde liegenden Plans (über welchen an dem angeführten Orte unserer Blätter das Nöthige bereits bemerkt worden ist), ein sicheres Urtheil fällen zu können. So sehr man es auch erwarten konnte, daß der, als ausgezeichnete Geschäftsman und vielseitiger Gelehrter rühmlichst bekannte Hr. Herausgeber, auch bey der Redaction dieser Annalen den Hoffnungen entsprechen würde, welche das juristische Publicum in ihrer Hinsicht hegte, eben so dreist darf man behaupten, daß jene Erwartungen in voller Maße erfüllt sind, und daß das Urtheil in Betreff der so trefflich und umsichtig erreichten Ausführung des bey der Herausgabe beabsichtigten Zwecks nur unbedingt

zu Gunsten des Hn. Herausgebers ausfallen kann. Wer es, sey es als Theoretiker, sey es als Practiker, nur irgend gefühlt hat, auf welchem unsichern Boden die Berufung auf eine, bey der Anwendung der veralteten und dem jetzigen Rechtszustande so wenig angemessenen gemeinrechtlichen Quellen des Criminalrechts so wesentlich nothwendig gewordene, Ansicht der dieselben modificierenden, abändernden und erläuternden, allgemeinen Praxis oder eines allgemeinen Gerichtsgebrauchs, beruht, dem muß nothwendig ein Werk äußerst willkommen seyn, welches, wie das vorliegende, zur Nachweisung und zur Erkenntniß dieser Praxis die reichhaltigsten Materialien enthält; auf der andern Seite aber wird auch dem Geschäftsmanne durch die Fülle der, wenn gleich gedrängt, aber dennoch in ihren wesentlichen Thatumständen mitgetheilten Rechtsfälle aus dem Auslande (England, Spanien, Portugal, Frankreich, den außereuropäischen Welttheilen) eine Gelegenheit zur Uebung seines practischen Blicks bey dem Inquirieren und bey der Beurtheilung der verbrecherischen Zustände dargeboten, die ihm bisher durchaus ermangelte, so daß auch in dieser Richtung das vorliegende Werk als einzig in seiner Art darsteht. Einer besondern Empfehlung dieses, so ganz und gar auf das Bedürfniß berechneten Werks bedarf es daher gewiß nicht, und dieses um so weniger, als der wachsende Beyfall, welcher eine Erweiterung desselben, in Bezug auf die Vermehrung der in jedem Jahre erscheinenden Bändezahl, nothwendig gemacht hat, zu erkennen gibt, wie sehr der Werth desselben von dem juristischen Publicum bereits anerkannt worden ist. In das reiche Detail desselben hinzugehen, erlauben die Grenzen dieser Blätter nicht; wir müssen die vollständige Verzeichnung



des Inhalts andern, den literarischen Erscheinungen in der Rechtswissenschaft besonders gewidmeten Zeitschriften überlassen; im allgemeinen dürfen wir uns auf eine Andeutung desselben beschränken. Um die gemeinrechtliche Praxis nachzuweisen, sind vorzugweise merkwürdige Rechtsfälle nebst ihrer Beurtheilung nach dem gemeinrechtlichen Criminalrechte, und nebst den Entscheidungen der Criminalgerichte und Rechtsfacultäten aus einem großen Theile der deutschen Länder, in welchen noch das gemeine Criminalrecht gilt und nicht durch eigene Strafgesetzbücher verdrängt worden ist, wiewohl auch solche nicht ausgeschlossen sind, die nach den einheimischen Strafgesetzbüchern entschieden wurden, mitgetheilt; fast alle zeichnen sich sowohl durch Inhalt, als durch die Bearbeitung in Bezug auf ihre Darstellung aus. Beyspielsweise soll nur an folgende, vorzüglich meisterhafte Darstellungen erinnert werden: Tartuffe als Mörder von v. Feuerbach (Hest III), nachmals auch in dessen Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, aufgenommen; Tödtung mit Einwilligung der Getödteten, von Morgenstern (S. VIII), Theros und Consorten, von Bischoff (S. X), von Tureck, von demselben (S. XI), Sand von Jarcke (S. IX ff.), der Mörder Dau von v. Schirach (S. IX), die Gräuelszenen zu Wildensprach, von Jarcke (S. XV) &c. — Gleichfalls zu diesem Zwecke dienen die trefflichen Uebersichten über die Criminalrechtspflege in einzelnen deutschen Ländern, wobey es nur zu wünschen ist, daß der Hr. Herausg. zu Mittheilungen solcher Art recht kräftig unterstützt werden möge. Auszuzeichnen sind in dieser Hinsicht die Uebersicht Schleswig-Holsteinischer Criminalrechtsquellen und der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten des jetzt geltenden Schleswig-Holsteinischen Criminalrechts, von v. Schirach (S. IV), die treffliche Uebersicht

über sämtliche Criminalrechtsprüche der Justizcancley zu Celle aus den Jahren 1815..1827, bearbeitet von v. Bothmer (S. VIII ff.), die von dem Hn. Herausg. gelieferte Uebersicht der Criminalerkenntnisse des Oberhofgerichts zu Mannheim, die Uebersicht über die Gerichtsverfassung und das Verfahren in Strassachen im Großherzogthum Hessen (S. XVIII) u. — Allgemeinerer Zwecke dagegen verfolgen einzelne schätzbare Abhandlungen über Imputation, Monomanie, einzelne Rechtsfragen u., so wie die in die Gefängnißkunde und Criminalstatistik einschlagenden Beyträge. Auch hier ist vorzüglich zu bemerken: der französische Comte général de l'administration de la justice criminelle pendant l'année 1827, dargestellt und verglichen mit den Nachrichten über den Zustand der Verbrechen in Nordamerica, England, der Schweiz, Baden, Würtemberg und Bayern, mit Untersuchung über die Ursache der Vermehrung der Verbrechen, von Mittermaier (S. V flg.), die Beyträge zur Criminalstatistik mit vergleichenden Bemerkungen über die Verhältnisse der Verbrechen und der Criminaljustiz in Frankreich, England, in den Niederlanden, der Schweiz, Bayern, Baden und Lippe-Detmold, von demselben (S. XIII), die Mittheilungen über ältere berühmte Criminalprocesse, wie z. B. gegen Karl I., Ludwig XVI., so wie über neuere, besonders zur Tagesgeschichte gehörende Straffälle, wie z. B. den Proceß gegen die Französischen Minister, über Caspar Hauser, die Angelegenheit des Oberjägermeisters von Sierstorpff, die Auszüge aus den wichtigsten neuern, die Criminalrechtspflege betreffenden Werken, und andere mehr.

---

§. 635 §. 1 st. dieselbe l. denselben. §. 637  
 §. 19 man l. wir. §. 21 wir l. man.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. Stück.

Den 28. April 1831.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben der Universität einen neuen Beweis Höchst-Ihrer gnädigen Fürsorge gegeben, indem Sie den Hn. Dr. J. N. E. Gieseler, bisherigen Professor in Bonn, zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät allhier ernannt haben. Derselbige ist bereits bey uns eingetroffen, und wird seine Vorlesungen sofort eröffnen.

M ü n c h e n.

Nova Genera et Species plantarum, quas in itinere per Brasiliam 1817..1820 jussu et auspiciis Maximiliani Josephi I. Bavariae Regis Augustissimi suscepto collegit et descripsit Dr. C. F. P. de Martius, Ord. Reg. Civ. Cor. Bavar. Eques etc. Vol. III. ultimum, Fasc. 1. p 88. cum Tab. 201..231. in 4 maj.

In Beziehung auf die Anzeigen der beiden ersten Theile (Jahrg. 1825. St. 114 und 1829

St. 17) wollen wir jetzt den wesentlichen Inhalt des vorliegenden neuen Hefes mittheilen. Der Gegenstand betrifft vorzüglich einige unter Einné's *Didynamia Angiospermia* begriffene Familien, welche sämmtlich einer genauern Bearbeitung bedürfen. Wir nehmen, was der Vf. auch in dieser Hinsicht darbietet, mit allem Dank an. Den Anfang machen die *Scrophularinen* mit der Gattung *Physocalyx* Pohl. (lc. et *Descript. plant. Brasil.*), ausgezeichnet durch den aufgeblasenen gefärbten Kelch, welche Herr v. M. mit zwey von ihm in Brasilien entdeckten Arten (*major et minor* Tab. 201. 202) vermehrt. Es sind Sträucher von mittlerer Höhe, deren Blätter bald gegenüber bald wechselseitig stehen, und die nur auf einer Höhe von 2500 . . 3000 Fuß vorkommen. *Virgularia* R. et Pav., von den Neuern nicht beachtet, von Mikán aber *Esterhazyia* genannt, steht, wie hier bewiesen wird, der *Gerardia* sehr nahe, unterscheidet sich aber durch eine fast holzartige Kapsel mit gespaltenen Klappen und einer aus zwey Lamellen bestehenden Scheidewand. Die echten *Gerardien* hingegen haben eine häutige Fruchtkapsel, ungetheilte Klappen und eine einfache Scheidewand; auch ist ihr Kelch gewöhnlich tiefer gespalten und die Blumenkrone von zarterer Substanz. Diesen, nicht zu übersehenden Merkmalen zufolge, rechnet der Verf. mehrere, von Schlechtendahl in der *Einnéa* (III. 1828) als *Gerardien* beschriebene Pflanzen zu *Virgularia*, und gibt zugleich von einigen derselben Tab. 3 . . 5 sehr schöne und mit Analysen begleitete Vorstellungen. Auch *Gerardia* erhält einen kleinen Zuwachs nebst sehr instructiven Abbildungen, besonders in Hinsicht ihrer *Fructificationstheile* (Tabb. 206. 207); beyläufig werden noch einige bereits bekannte Arten

derselben Kurz characterisirt. Eine andere, noch wenig bekannte Gattung der Flora Peruana, *Macardonia*, erhält durch die genaue und umständliche Beschreibung einer zweyten, in Brasilien entdeckten und Tab. 208 abgebildeten, Art mehr Festigkeit. Zugleich wird bewiesen, daß die ihr sehr ähnliche *Calytriplex* derselben Flora mit *Herpestes Monnieria* L. (*Bramia* Lamk.) zusammenfällt, aber von *Macardonia* sowohl als von *Herpestes* unterschieden zu werden verdient, wie sich auch aus den hier mitgetheilten generischen Characteren deutlich ergibt. Wir bemerken nur, daß *Bramia* oder *Calytriplex* (zu welcher übrigens noch andere *Herpestes*-Arten gehören) eine trichterförmige Blumenkrone mit einer niedergedrückten kopfförmigen oder eingeskerbten Narbe besitzt, während die wahren *Herpestes*-Arten mit einer zweylippigen rachenförmigen Blumenkrone und einer gespaltenen Narbe versehen sind.

Zu den *Acanthaceen* glaubt Herr v. Martius die allerdings etwas abweichende *Mendozia* Vand. rechnen zu können, wenigstens würde sie sich mit keiner andern Familie besser vereinigen lassen. Vielleicht betrachtet man diese Gattung nicht mit Unrecht als Typus einer besondern Familie, was manche eigenthümliche Merkmale derselben schon anzudeuten scheinen. Daß der Verf. die die Blume der *Mendozia* umhüllenden Blättchen, nicht, wie *Bandelli* u. andere, Kelch, sondern *Bracteen* nennt, das sogenannte *Nectarium* (ein schmaler häutiger, den Fruchtknoten umgebender Ring) hingegen als Kelch ansieht, scheint dem Rec. bey weitem natürlicher; richtiger wird daher auch der äußere Kelch der der *Mendozia* nahe stehenden *Thunbergia* *Bracteen* genannt; so wie ferner die ge-

genwärtige Bezeichnung der äußern Blumenumhüllung von *Gossypium* und andern Malvaceen dieser Ansicht vollkommen entspricht. Was die Mendozien selbst anlangt, von welchen wir hier drey in Brasilien wachsende Arten (*pilosa*, *Vellosiana* und *puberula*, wozu Tab. 209.. 211) kennen lernen, so sind es klimmende, nur in den wärmeren Gegenden vorkommende Sträucher, mit gegenüberstehenden Blättern und meistens schön gefärbten Blumen. Eine der *Mendoza* verwandte, sehr ausgezeichnete Gattung, mit Blumen einer *Justicia* und zu *Diandria Monogynia* gehörig, wird hier beyläufig unter *Clistax brasiliensis* beschrieben. Eine Vorstellung derselben, wenn auch nur ihrer Fructificationstheile, wäre sehr erwünscht gewesen.

Es folgen nun die *Gesnerieen*, welche den größeren und interessanteren Theil dieses Heftes ausmachen und durch 12 Kupfertafeln (T. 212. 226) erläutert sind. Nach des Verfs. Revision begreift diese Familie 15 Gattungen in sich, unter denen mehrere neue. Die generischen Merkmale, welche zum Grunde liegen, sind besonders der Kelch in Rücksicht seines Verhaltens zum Fruchtknoten, eben so der Blumenkrone und deren Form, die Zahl der Staubfäden (wovon, wenn ein fünfter zugegen, dieser, wie bey einigen *Scrophularinen*, stets als steriles Rudiment erscheint), die Gegenwart oder der Mangel des den Fruchtknoten umgebenden oder zu Drüsen anschwellenden apignuischen Ringes, so wie endlich die Beschaffenheit der Frucht, welche als Kapsel, beerenartige Kapsel oder als wirkliche Beere vorkommt. Wir erlauben uns einige der genaueren Bestimmungen und Berichtigungen, nach der Folge der Gattungen auszuheben. *Gesneria*, wie sie jetzt fast durchgehends genommen

wird, besteht aus Pflanzen, die den verschiedenen Blüthen- und Fruchttheilen nach, drey besondere, so unterschiedene Gattungen bilden: 1. *Gesnera* (nach der richtigeren Schreibart des Verfs.), mit fünftheiligem, dem Fruchtknoten und der Kapsel lose angehefteten Kelche, röhriger Blumenkrone, welche zur Hälfte überständig, fast zweylippigem Saum und meistens 5 Drüsen an der Basis des Fruchtknotens. Die Arten dieser Gattung sind, außer einigen neuen brasilischen (*tuberosa*, *rupicola*, *sceptrum* &c. &c.): *bulbosa*, *aggregata*, *prasinata* und mehrere andere der bekannteren. 2. *Conradia* (nach Gesner's Vornamen), unterscheidet sich von der vorigen durch einen vollkommen angewachsenen fünfspaltigen Kelch, eine ganz überständige Blumenkrone mit fast gleichspaltigem Saume, so wie auch durch den Mangel der Drüsen an der Basis des Fruchtknotens. Hierher gehören *G. humilis* Plum. und wahrscheinlich mehrere von Swartz beschriebene, z. B. *Craniolaria*, *scabra* &c. &c. 3. *Rytidophyllum*, das Verhalten des Kelchs zum Fruchtknoten ganz wie bey *Conradia*, auch ist die Blumenkrone überständig, aber glockenförmig mit einem fünfklappigem Saume, die Antheren sind weniger verbunden, und statt der auch hier fehlenden Drüsen ist ein dicker ringförmiger buchtiger *discus epigynus* zugegen. Zu dieser Gattung rechnet Herr v. M. die allgemeyn bekannte *tomentosa*, *grandis* Sw. und eine von Sprengel mit *scabra* verwechselte Art, welche nach ihrem Entdecker *Berteroana* genannt ist. — *Episcia* nennt der Verf. eine der *Besleria* zunächst stehende Gattung, zu welcher auch *Besl. melittifolia* gehört. Sie hat einen tiefer getheilten Kelch, eine trichterförmige Blumenkrone mit fünfklappigem Saume (nicht wie dort fast rachenförmige), eine Drüse am Frucht-

Knotten und eine häutige Kapsel, aber keine Beere (Tab. 216. 217). Zu *Besleria*, deren Analyse Tab. 218 vorstellt, scheint dem Verf. *B. pulchella* Don in Bot. Magaz. t. 1146 nicht wohl zu passen, auch nicht ganz zu *Episcia*, der sie übrigens näher verwandt ist. *Nematanthus* (aus d. Gött. Anz. 1821. S. 719 bekannt) bewährt sich nach der Tab. 220 von einer neuen Art mitgetheilten, sehr genauen Vorstellung der Fructificationstheile als eigenthümliche Gattung. Hieran schließen sich: *Hypocyrta*, mit einer beerenartigen Frucht; *Alloplectus*, mit gefärbtem Kelche und einer beerenartigen Kapsel, auf Tab. 223 sehr schön dargestellt. Nach Herrn v. M. sind hierher zu rechnen: *Besler. cristata* L., *hispida* Kunth. und *coccinea* Aubl. (*bicolor* Schott.?). Einige andere *Beslerien*, z. B. *serulata* Jacq., bilden die neue Gattung *Drymonia* des Verfs. (Tab. 224). Unter *Tapina* ist *Gesneria barbata* Nees et Mart. (Nov. Act. Nat. Cur. XI.) begriffen, wozu Beyrich noch eine zweyte Art (*pusilla* Tab. 225. f. 2) in der Serra D'Estrella entdeckte. *Sinningia* Nees. betrachtet Herr v. M. nur als eine Abtheilung der *Gloxinea*, da neuere Entdeckungen keine generische Absonderung gestatten. Von den 10 bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser gemeinschaftlichen Gattung wachsen 9 in Brasilien, haben alle, wie die *Gesnerien*, einen knolligen Wurzelstock, und lieben, gleich jenen, einen feuchten schattigen Standort. Von den gleichfalls zu dieser Familie zu rechnenden, aber nicht in Brasilien vorkommenden *Columnia*, *Trevirania*, *Sarmienta* und *Mitraria* Cav. werden, zur vollständigen Uebersicht, die berichtigten Charactere mitgetheilt, und von den drey ersteren auch durch beygefügte Analysen ihrer Fructificationstheile anschaulicher gemacht. Hieran schließt sich eine sy



noptische Uebersicht der Gattungen, nebst dem wesentlichen und natürlichen Character dieser Familie, worauf Hr. v. M. noch einige sehr scharfsinnige Bemerkungen über einzelne Fructifications-theile, so wie über das Verhältniß der Gesnereen zu den verwandten Familien folgen läßt, auf die wir aber, des beschränkten Raumes wegen, hier nur aufmerksam machen können. — Die letzteren Tafeln (27. .31) haben *Witheringia* und *Thryallis* zum Gegenstande, von welchen beiden mehrere neue Arten sehr genau und umständlich, wie man es von dem Vf. gewohnt ist, beschrieben werden.

Schrö.

### K ö n i g s b e r g.

Historische und literarische Abhandlungen der Kön. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben vom Professor Dr. Schubert, Director der Gesellschaft. Erste Sammlung. 1830. 228 S. in 8. (bey Gebrüder Bornträger).

Wir begrüßen theilnehmend diese Erstlinge einer, zwar nicht neu gestifteten, aber erneuerten, Gesellschaft, welche hauptsächlich der Geschichte gewidmet sind. Sie enthalten nach einer vorangeschickten kurzen Geschichte der Gesellschaft sieben Aufsätze. Die beiden ersten, vom Hn. Prof. Schubert, beziehen sich auf das Studium der vaterländischen Geschichte, welche an die Geschichte des regierenden Hauses zu knüpfen sey, und auf den zu befolgenden Plan bey dieser, nach welchem der Vf. selber eine sehr ausführliche aus den Quellen gearbeitete Geschichte zu liefern verspricht. — Die beiden folgenden des Hn. Prof. v. Bohlen beziehen sich auf Indien. Zuerst über Handel und Schiffahrt des alten Indiens. Es ist dieß ein sehr lehrreicher Versuch durch Hülfe des Sanscrits die Namen mehrerer Handelsartikel zu erklären, unter denen sie in dem Occident bekannt sind. Freylich

wird man immer mit großer Vorsicht dabey verfahren müssen, so daß Etymologie und Geschichte Hand in Hand gehen. So glauben wir, daß der Vf. irrt (S. 63), wenn es aus der Sprache schon erhellen soll, daß der Gebrauch und Handel des Opiums in Indien neu seyn solle. Denn die Nachricht bey Helian Hist. An. IV, 41 aus Ctesias, 'daß der König von Indien dem Persischen König ein schlafbringendes Mittel als Geschenk sende', kann doch schwerlich auf etwas anders als das Opium bezogen werden. Die Fragen von dem alten Geldwesen, und der eignen Schiffahrt der Indier liegen noch sehr im Dunkel, und werden wohl erst durch eine mehr ausgebreitete Bekannthschaft mit ihrer alten Literatur mit Sicherheit beantwortet werden können. Ueber den zweyten Aufsatz des Hn. v. Bohlen: über den Zusammenhang der Indischen Sprache mit der littauischen, steht nur beider Sprachen Kundigen das Urtheil zu. Der folgende fünfte Aufsatz von Hn. Prof. Schubert: Darstellung der ständischen Verhältnisse und des innern Zustandes im Lande Preußen vor 200 Jahren ist ein sprechender Beweis, daß 'die alte gute Zeit' nicht so gut war wie man sie nur zu oft sich denkt. Der sechste Aufsatz des Hn. Director Strube betrifft, als Beytrag für die Literatur, die Veranlassung und Absicht von Horaz Ode III, 3. Besonders lehrreich aber ist der letzte Aufsatz Hn. Geh. Archivar Faber: über die Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhle unter Markgraf Albrecht. Er betrifft diese Verhältnisse in der letzten Periode vor der Säkularisation, und ist ganz auf archivalische Berichte gegründet, woraus hervorgeht daß durch den innern Zustand des Ordens jener so folgenreiche Schritt schon länger vorbereitet war.

Hn.

G e t t i n g e n s e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

67. Stück.

D e n 30. April 1831.

---

B e r l i n .

Bey Reimer: *Novum Testamentum Graece. Ex recensione Caroli Lachmanni. Editio Stereotypa. 1831. 501 S. in 8.*

Wir eilen, ein Werk anzuzeigen, womit so eben einer unserer ausgezeichnetsten classischen Philologen der theologischen Literatur ein höchst erfreuliches Geschenk gemacht hat. Wenn einem, wie die Sachen einmahl stehen, auch sonst wohl dabey das *Timeo Danaos et dona ferentes* einfallen möchte, — in diesem Falle ist jede Furcht ohne Grund. Wer den Verfasser kennt, weiß, daß sein kirchliches Interesse eben so groß und rein ist, als sein wissenschaftlicher Ernst. Bürgschaft genug, daß das philologische Geschenk, wie neu es auch ist, und Ungewöhnliches enthaltend, doch kein Danaisches ist, sondern ein wahrhaft Christliches und echt Protestantisches. Das Werk selbst wird zu seiner Zeit den Meister loben. Aber wir halten es für Pflicht,

ausdrücklich zu sagen, daß ein Werk, welches mit so edler Freyheit des Geistes, mit so entschiedenem Beruf, nicht ohne Selbstverläugnung, und ausdrücklich in der Absicht gearbeitet ist, daß der christlichen Gemeinde bleibender Nutzen daraus erwachse, seine Rechtfertigung und segnende Kraft in sich selber hat, und sich seinen Dank selbst von Widerwilligen und Aengstlichen, die bey ungewöhnlichen Leistungen nicht ausbleiben, schon verdienen wird.

Während im 15ten und 16ten Jahrhunderte die classische Philologie auf Italischem Boden, wo sie geboren worden, freylich nicht ohne Schuld der Kirche, dem christlichen Leben und Interesse sich mehr oder weniger entfremdete, feindlich oder auch gleichgültig, knüpfte sich im deutschen Gemüthe und Vaterlande zwischen der Theologie und Philologie ein so inniges gegenseitiges Verhältniß, daß jede der andern fortan zu steter Gunst und wechselseitigem Schutze verpflichtet war. Reuchlin, Erasmus, Melanchthon lehren, wie solches geschah. Auf diesem Bündniß des theologischen und philologischen Studiums vornehmlich im deutschen Vaterlande beruhet die Reformation der Kirche einem wesentlichen Theile nach. In der That, was war die Reformation anderes, als die wahre, gesetzmäßige Befreyung der Geister aus den Banden der Barbarey, und die Zurückführung derselben zur Ursprünglichkeit und Lauterkeit der wahrhaft versöhnten classischen und christlichen Bildung? — Seit der Reformation und Kraft derselben kann die Theologie nur dann gedeihen, wenn sie die fortschreitende philologische Kunst und Wissenschaft sich fortwährend aneignet; und eben so hat die classische Philologie nur dann einen wahren Halt und Gehalt in der

neueren Bildung, kann auch nur dann mit wahrhaft welthistorischem Sinn die alte Welt durch den Gegensatz der neuen recht verstehen, wenn sie dem christlichen Interesse befreundet bleibt, und an dem Wachstume des christlichen Lebens aufrichtigen und fördernden Antheil nimmt. Diesen Typus haben die großen, epochemachenden Geister der Reformationszeit der gesammten neueren Europäischen Bildung, insbesondere aber der deutschen so tief eingepägt, daß keine menschliche Gewalt ihn je wieder vertilgen, oder das darin liegende Gesetz aufheben kann. Zwar sind seitdem mit dem Fortschritte der geselligen Bildung die theologische und philologische Berufsweise mehr auseinander getreten; die Arbeit hat getheilt werden müssen, und je größer und umfassender die Aufgaben werden, desto mehr fordert jetzt jede ihren Mann. Dieß ist eben so natürlich, als für beide Disciplinen ersprieflich. Jede gegenseitige Befeindung aber und Ausschließung in den Principien, sie heiße Frömmelley oder Frivolität, führt, wie christlich auch die eine und wie classisch die andere sich gebärden mag, unfehlbar immer zur Barbarey. Es fehlt leider nicht an warnenden Exempeln beiderley Art. Wir nannten oben das Werk des Herrn Prof. Lachmann ein echt Protestantisches. Dieß ist es eben deßhalb, weil es im Geiste der Reformation die lebendige gegenseitige Berührung der Theologie und Philologie auf eine eben so gewinnreiche, als ausgezeichnete Weise darstellt. Unbedenklich stellen wir es dem, was Casaubonus, Grotius, Ernesti in demselben Geiste gethan haben, zur Seite.

Um aber von dieser allgemeinen Betrachtung auf das zu kommen, was das Werk in dem be-

sondern theologischen Gebiete, wozu es gehört, zu leisten angefangen hat (denn Anfang will es selber nur seyn, theils in Beziehung auf eine größere Ausgabe des N. T., die der Verf. verspricht, theils sofern der neue Weg, den es anbahnt, nur wenn eifrige Nachfolger ihn weiter bahnen, zum Ziele führt), so müssen wir in die Geschichte der neutestamentlichen Critik etwas tiefer eingehen. Nur so wird es möglich seyn, den eigenthümlichen Character und das wahre Verdienst dieses Werkes rein und richtig aufzufassen. Der Verf. — nach seiner Art fast ein wenig zu schweigsam gegen die Unkundigen — hat ohne alle Vorrede seinem Werke nur eine kurze Nachrede mit auf den Weg gegeben, worin er freylich diejenigen, welche seine Art und Absicht anders und verständlicher als aus dem Buche selbst wollen kennen lernen, auf eine ausführliche Abhandlung darüber in den theologischen Studien und Critiken 1830 S. 817..845 verweist. Diese Abhandlung — eine wahre Perle jener Zeitschrift, erleichtert dem Referenten die Characteristik des Werkes sehr, ja sie macht es ihm allein möglich, so bald nach Empfang des freundschaftlichen Geschenks, Nachricht davon zu geben.

Der Verf. verläßt den unter den Theologen bisher üblichen Weg ganz und geht auf den fast vergessenen, einsamen Pfad des Fürsten unter den neueren Philologen, des großen R. Bentley zurück. Daß der Philolog sich zu dem Philologen hält, ist ein natürliches Recht. Aber wenn auch Bentley nicht eine so starke theologische Seite gehabt hätte, daß aus seinen apologetischen Schriften noch jetzt viel zu lernen ist, so wird doch die Wahrheit gewiß recht bald auch die Theologen zur Nachfolge verpflichten. Die Sache

ist diese: Bisher galt als ausgemachtes Recht, den *textus receptus*, wiewohl dessen uncritische Entstehungsweise und Unbewährtheit besonders seit Griesbach völlig am Tage lag, dennoch allen weiteren critischen Operationen zum Grunde zu legen, so, daß man bey der Constituierung des Textes vor allem danach fragte, ob Ursache sey, von der *recepta* abzuweichen. Widersprachen die ältesten oder auch die meisten Zeugen, so änderte man, wofern nicht etwa sogenannte innere Gründe davon abriethen. Der durch fortgesetzte Collationen immer stärker anschwellende Strom von Varianten, in welchem auch der beste Schwimmer unterzugehen in Gefahr kam, nöthigte am Ende, das immer mehr sich verwickelnde Verfahren zu simplificieren oder wenn man so will, zu rationalisieren. Man theilte die Zeugenmasse, zuerst ziemlich einfach, in Familien, darnach aber in sogenannte Recensionen, deren critischen Character und Werth man genauer zu bestimmen suchte. So wurden die Zahlen, mit denen man zu rechnen hatte, allerdings vereinfacht; aber die historische und diplomatische Grundlage der Recensionensysteme blieb problematisch, unsicher und schwankend. So konnten auch die critischen Kanones, die man darauf bauete, keine Sicherheit gewähren; um so weniger, da sie aus einer unklaren Vereinigung der urkundlichen und sogenannten höheren, oder, wenn man will, exegetischen Critik hervorgegangen, von allen denen, welche die Recensionensysteme nicht aus unmittelbarer Anschauung der Quellen nachzuconstruieren im Stande waren, zu keiner rechten Anschaulichkeit gebracht, und also auch nur mehr und weniger mechanisch gebraucht werden konnten. Das letzte Ziel war,

bis zur ursprünglichen apostolischen Lesart vorzubringen. Aber, wie selbst Griesbach und Hug eingestanden, so war das Höchste, was man erreichen konnte, nur ein approximativer Schluß von der bezeugten, aber oft nur wahrscheinlich ältesten Lesart auf die unbezeugte ursprüngliche. Der ganze Gewinn war, wie unser Verf. richtig bemerkt, am Ende kein anderer, als eine mehr und weniger zufällige und desultorische Nachbesserung des *textus receptus*, der als Ganzes genommen, von der apostolischen Authentie eben so weit entfernt blieb, als das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert, wo er entstanden, von dem ersten. Es fehlte nicht an Widersprüchen und Warnungen: aber sie waren weder in dem, was sie verneinten, durchgreifend genug, noch in dem, was man Besseres wollte, den rechten Punct treffend. Ja die Protestationen und entgegengesetzten Methoden von Matthäi und Scholz würden, wenn sie Eingang gefunden, eher zu noch größerem Verderben, als zur Heilung geführt haben. Nur, was Dr. Schulz in seiner neuen Ausgabe des Griesb. N. T. Praef. p. LI sqq. bemerkte, daß es jezt vor allen Dingen darauf ankomme, *vetustissimos aliquot ac satis probatos codices quam curiosissime examinare, exacte, religioseque describere, et posthabita gregariorum caterva hosce duces in crisi facienda solos eligere*, — schien zum Rechten hinzuführen. Daß aber der bisherige Umweg von der schlecht bezeugten oder völlig unbezeugten *recepta* aus, durch viele Jahrhunderte und den Troß zahlloser Handschriften bis zum dritten oder vierten und von da wieder zum ersten, im höchsten Grade uncritisch und ein Weg durch die Wüste sey, das hat bisher unter



den theologischen Critikern Niemand, so viel wir wissen, zur Sprache gebracht. — Alle ausgezeichneten Erscheinungen — wie denn das Griesbachsche N. T. eine ausgezeichnete, ruhmwürdige Arbeit immer bleiben wird — haben zu ihrer Zeit wie ihren Grund so auch ihr Recht und ihren Nutzen, und die Theologen brauchen sich in der That nicht zu schämen, dem bisher größten Critiker aus ihrer Genossenschaft Beyfall und Nachfolge geschenkt zu haben; Besseres und Richtigeres wußten damals selbst die Philologen nicht. Unser Verf. geht noch weiter; er sagt: 'man kann Griesbach entschuldigen, denn die ganze philologische Critik des achtzehnten Jahrhunderts, wenn man den einzigen unverstandenen Bentley abrechnet, war zufällig und desultorisch, ja sie ist es bey der Masse gewöhnlicher Critiker noch jetzt.' — Jetzt aber, da die gereifere philologische Critik den Theologen den gemachten Fehler aufdeckt, und die bessere Methode in dem, was Bentley freylich nur andeutete, unser Verf. aber in seinem Werke ausführt und rechtfertigt, klar vor Augen liegt, ist es Pflicht, dem Besseren vor dem zu seiner Zeit Guten oder Entschuldbaren, ungesäumt und ohne Neid den Vorzug zu geben.

Was Bentley wollte, ist kurz dieses: Er ging bestimmt davon aus, daß der *textus receptus* sowohl des Griesb. Originals, als der lateinischen Uebersetzung, aus ziemlich jungen Handschriften geflossen die schlechteste Grundlage der Critik sey, die es nur geben könne. Es schien dem großen und frommen Manne, daß, da durch Gottes Fürsorge, wie er sich ausdrückt, bereits damals mehrere an tausend Jahre alte Handschriften beider Texte entdeckt und zugänglich ge-

worden seyen (er hatte bekanntlich schon eine Vergleichung des Cod. Vatic.), es für die Wissenschaft eben so geziemend als für die allgemeine Christenheit ersprießlich sey, den Text des M. T. auf die ältesten und ehrwürdigsten Manuscripte unmittelbar zurückzuführen. Einige Aeußerungen des heil. Hieronymus berechtigten ihn zu glauben, daß, wenn er seinen Text auf die Uebereinstimmung der ältesten Handschriften mit der critisch berichtigten Vulgata des Hieronymus baue, er im Ganzen das Rechte werde getroffen haben, nämlich, mit Ausnahme weniger Stellen, den echten Text des Origenes, der in den 'Codicibus Adamantii et Pierii' dem Hieronymus vorgelegen habe. Von diesem Texte des Origenes aber behauptete er, daß er der gemeinsame Text der gelehrtesten Väter, the Standard to the most learned of the fathers, zur Zeit des Nicänischen Concils und zwey Jahrhunderte lang nachher gewesen sey.

Der Gedanke war für seine Zeit neu und auffallend; ja er ist beides noch jetzt; nichts desto weniger aber der Zeiger des allein richtigen Weges. Der *textus receptus* hat, so bald bessere Documente, als die, aus denen er geflossen ist, es möglich machen, auf einen relativ ältesten und bewährteren Text zurückzugehen, das Recht seiner Existenz und seines Gebrauchs verloren. Nur in dem erweislich ältesten streng historisch constituirten Text haben wir für alle weiteren und höheren Operationen der Critik eine klare und sichere Grundlage.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

68. Stück.

Den 30. April 1831.

---

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: *Novum Testamentum Graece. Ex recensione C. Lachmanni. etc.*

Es ist bekannt, daß Bentley's Ausgabe des N. T. gar nicht zu Stande gekommen ist. Der theologische Haß und Unverstand jener Zeit vergällten ihm die edle Arbeit. Nach Wetstein kamen andere Scherereyen dazu. B. beauftragte sterbend seinen Bruderzenkel, zu günstigerer Zeit das Werk herauszugeben. Aber auch dieß ist leider unterblieben. B. war so sehr auf dem rechten Wege, daß er, wie unser Verf. richtig bemerkt, wäre er tiefer in die Arbeit eingegangen, gewiß durch Hieronymus selbst, dem er so gerechtes Vertrauen schenkte, auf ein viel freyeres Verfahren geführt seyn würde. Das mit kräftiger Hand durchgeführte Werk würde schon durch das gebietende Ansehen seines Namens vielen Irrthümern und Mißgriffen der späteren Zeit kräftig gewehrt, und unseren der Wahrheit so offenen Griesbach auf den Punct gestellt haben,

auf den wir jetzt erst, fast 50 Jahre nach Griesbach, als auf den allein richtigen zurückgeführt werden. Aber so geht es auch dem Trefflichsten, wenn die Zeit nicht reif dafür ist. Nur der einzige Wetstein, der doch sonst auf Bentley's Gedanken gar nicht eingegangen ist, seufzt: *Utinam nobis contingat esse tam felicibus, ut Editionem Bentleyi, thesaurum desideratissimum, e tenebris in lucem productum conspiciamus!* Nach Wetstein aber vergaß man allmählich ganz, was B. gewollt und bereits gethan hatte. Am Ende schien man sich sogar Glück zu wünschen, daß die gefürchtete Hand des scharfen Mannes den heiligen Text — nämlich in der That nur den *textus receptus* — nicht weiter, als durch einige leicht zu widerlegende Conjecturen, entweiht habe. Es ist aber zu bedenken, daß, was ein großer Mann thut, auch wenn er fehlgreift, nie ganz ohne Nutzen ist, und daß selbst seine Irrthümer kräftiger zur Wahrheit führen, als das unanstößige Thun der Gewöhnlichen. Wir halten es für ein wahres Verdienst, daß Herr Prof. Lachmann die Vorurtheile über Bentley's Critik des N. T. so glücklich zerstreuet hat. Rec. wenigstens bekennt, daß er erst durch diese Rechtfertigung über B. klug geworden, und sich veranlaßt gesehen hat, die einschlagenden Schriften des großen Mannes mit Gewinn zu lesen. Das größere Verdienst des Verfs. aber ist, daß er den richtigen Gedanken Bentley's so klar und lebendig aufgefaßt, und auf eine so ausgezeichnete Weise theils weiter entwickelt und berichtigt, theils durch die vorliegende Ausgabe des N. T. ins Werk gerichtet hat. Wir lassen den Stolz gern gelten, womit er bescheiden genug es preist, daß ihm gegönnt worden sey, sich auf Bentley's Spur wieder

zurückzufinden, und die Ausführung seines Gedankens wenigstens anzufangen.

Die Ausführung selbst aber ist diese: Den *textus receptus* (der nur im Anhange als *varia lectio* mitgetheilt wird) ganz und gar verworfend, versucht Herr Prof. Lachmann in seiner Ausgabe den relativ ältesten Text, d. h. den Text, wie er am Ende des 4ten Jahrhunderts in der Kirche gelesen wurde, aus den Documenten herzustellen. Ist dieß gelungen, so haben wir fortan als wahrhaft kritische Grundlage der Critik, statt des bisherigen dreyhundertjährigen, einen vierzehnhundertjährigen Text, und stehen einem sechzehnhundertjährigen unmittelbar nahe. Warum aber nicht lieber gleich bis zum eigensten Text der Apostel zurück? Antwort: In der Ordnung des kritischen Verfahrens kömmt es zunächst darauf an, aus den vorhandenen kritischen Hülfsmitteln den ältesten beglaubigten Text zu gewinnen. Bis zur Hand der Apostel reicht keine sichere Ueberlieferung. Nur die höhere Critik kann so weit reichen, aber nur dann, wenn sie durch den ältesten, historisch beglaubigten Text jenem idealen Zielpuncte so nahe gerückt ist, daß sie mit einiger Sicherheit darnach greifen kann. Der Verf. fixiert als historischen Standpunct seiner Critik das Ende des 4ten Jahrhunderts. Es versteht sich, daß diese Bestimmung nur eine ungefähre ist. Aber warum gerade diesen Zeitpunkt? Die Antwort ist, einmahl, weil unsere besten Handschriften, wir meinen die vornehmsten Uncialen, etwa bis auf diesen Zeitpunkt herabreichen, aber nicht weiter; sodann aber, weil die von Hieronymus im 8ten Jahrzehend des 4ten Jahrhunderts verbesserte lateinische Uebersetzung, die in ihrer echten Gestalt freylich noch nicht wieder hergestellt,

aber auch nicht für uns verloren ist, da sie auf der 'emendata Codicum Graecorum collatio, sed veterum', beruht, für die Erkenntniß der Textesgestalt in dem bezeichneten Zeitraume die sicherste und vollständigste Grundlage darbietet. Dazu kommt, daß sich gerade um den angegebenen Standpunct aus den verschiedenen Gegenden der Kirche so viel ergänzende und helfende Zeugen, Uebersetzungen, und Ausführungen der Kirchenväter zusammensinden, und in mehr und weniger deutliche Beziehung dazu treten (man denke nur an die Beziehung des Hieronymus auf den früheren Origenes), daß der Critiker dadurch in den Stand gesetzt wird, durch vereinfachte Rechnung aus der Einstimmigkeit der Zeugen vor- und rückwärts nicht nur die wahrhaft alte, sondern auch die am meisten verbreitete Lesart zu erkennen. Dieß nämlich, was schon Grundsatz des Hieronymus war, 'nicht nur alt müsse die Lesart seyn, sondern auch verbreitet', hält Herr L. entschieden fest. Der Grundsatz wird den neueren Critikern fast etwas catholisch klingen, wenigstens höchst seltsam, um so mehr, da der Verf. gar nicht in Abrede stellt, daß die alte und verbreitete Lesart darum noch nicht die wahre ist, und diese sich gewiß oft nur in einer einzelnen Quelle erhalten haben, oder gar für den fixierten Zeitpunkt verloren gegangen seyn kann: aber es geht nicht anders, wenn einmahl die Aufgabe einer strenghistorischen Critik rein gelöst, und dabey das subjective Urtheil des Critikers ausgeschlossen, so wie jede mehr und weniger willkürliche und schädliche Beschränkung der traditionellen Grundlage auf eine einzelne Gewohnheit oder ein einzelnes Zeugniß entfernt werden soll. Weil nun doch das Alte und Verbreitete in dem Apparate nicht im-

mer in gleichem Verhältnisse und Werthe zu einander steht, und sich hierin nicht selten eine bedeutende Verschiedenheit zeigt, so stellt der Verf. in Beziehung hierauf als Hauptgesichtspunct seiner Critik dieß auf, daß es ihm vor allem auf die älteste Lesart unter den erweislich verbreiteten ankomme. Auch hierin wird ihm Niemand widersprechen. Der unläugbare, schon bey Trensäus und Origenes bemerkbare, durchgängige Gegensatz zwischen der orientalischen und occidentalischen Familie der kirchlichen Documente wird von dem Verf. berücksichtigt und festgehalten; aber der vorsichtige Critiker bleibt bey diesem einfachen Gegensatz stehen, und hütet sich vor jeder allgemeinen, immer doch schwankenden Characteristik der beiden bezeichneten Familien in critischer Hinsicht. Griesbach und Andere haben es versucht, der Verf. zeigt in seiner Abhandlung mit wie geringem Rechte und Glücke. Der Grundsatz nun, wonach der Verf. in Beziehung auf jene einfache Familiendifferenz der Documente seinen Text bestimmt, ist kurz dieser: 'Was beiden Familien gemeinschaftlich ist, sey es eins oder schwanken beide in gleicher Art, die eine oder die mehreren Lesarten zeigen sich als verbreitet und sind des Textes würdig: für gleich begründet gilt die Lesart der einen Classe und die ihr entgegengesetzte der andern; verwerflich ist (wenn auch vielleicht einzig wahr), für die nur ein Theil der einen von beiden Classen zeugt.'

Der Verf. behält sich vor, in der zu erwartenden größeren Ausgabe das von ihm beobachtete doppelte Schwanken, sowohl in dem, worin beide Familien verschieden sind, als worin sie zusammen stimmen, anschaulich darzustellen. In der vorliegenden Ausgabe hat er, weil die occi-

dentalischen Lesarten theils nur unvollständig bekannt, theils sehr oft nur Lateinisch überliefert sind, in welchem letzteren Falle die nothwendige Uebersetzung ins Griechische den Critiker in Gefahr bringt, sein eigenes Griechisch vorzubringen (wie weiland Erasmus in der Apocalypse), mit Recht vorgezogen, durchaus einen orientalischen Text zu geben, *consuetudinem*, wie es in der Nachschrift zur Ausgabe heißt, *antiquissimarum Orientis ecclesiarum*. Wo aber die orientalischen Quellen schwanken, hat er den Gebrauch des Occidentis entscheiden lassen. Er bemerkt aber vorsichtig in jener Nachschrift, *quantum fieri potuit, ea quae Italorum et Afrorum consensu comprobarentur, prae-tuli*. Ferner heißt es: *Ubi pervagatam omnium auctorum discrepantiam deprehendi, partim uncis partim in marginibus indicavi*. Dieß ist nach der Abhandlung so zu verstehen, 'ein Wort oder ein Satz, der in allen Theilen der Christenheit gelesen und nicht gelesen ward, steht in der Ausgabe als ungewiß zwischen Klammern: was allerorts gleichmäßig verschieden gelautet hat, ist so angezeigt, daß eine Lesart im Texte steht, die andere auf dem unteren-Rande und zwar diese, wo es mehrere sind, oder wo die Deutlichkeit Wiederholung der Textesart verlangte, mit dem Zeichen der Gleichheit.'

Während sich der Verf. auf die Weise, daß er die bloß occidentalischen Lesarten ausgeschlossen, beschränkt, hat er andererseits von seinem guten philologischen Rechte vollen Gebrauch gemacht, und alles, was in der Bestimmung des Textes nicht von Handschriften, sondern von der Auslegung abhängt, frey nach seinem Gewissen und seiner Kenntniß eingerichtet. Dahin gehört die Interpunction, welche in der alten Kirche



frey war, so wie die Abtheilung der Wörter, daß *i subscriptum*, und die Accente. Der Verfasser ist darin den bewährtesten philologischen Regeln gefolgt, und wir müssen ihm für diese Ausböhnung unseres neutestamentlichen Textes mit der neueren philologischen Forschung besondern Dank sagen. Dagegen hat der consequente und gewissenhafte Critiker alle nicht bloß in der Schrift bestehenden Abweichungen geachtet, weil, wie er sagt, 'nicht einzusehen sey, warum man die Orthographie ausnehmen solle, wenn einmahl der Text nach Auctorität bestimmt werde.' Wir enthalten uns der Kürze wegen, dieß und das andere mit Beyspielen zu belegen. Jeder findet sie, wenn er Knapp's Ausgabe genauer vergleicht. Nur dieß eine bemerken wir, mehr zweifelnd, als geradezu mißbilligend: der Verf. hat Joh. 1, 3 die Interpunction *καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν· ὃ γέγονεν, ἐν αὐτῷ ζωὴ ἦν* rel. aufgenommen. Sehr alt ist diese Interpunction allerdings; eben so verbreitet als alt, ja in den Handschriften gewissermaßen diplomatisch fixiert. Aber hierin ist ja doch Freyheit, zumahl da schon die Alten darüber stritten, und die jetzt gewöhnliche Interpunction, wonach *ὃ γέγονεν* den Schluß von V. 3 macht, in dem Grade in der Kirche herrschend wurde, in welchem genaue und sorgfältige Interpreten den Gedanken der Stelle klar zu machen suchten, der bey der von dem Verf. beliebten unklar und schielend bleibt. Doch wir wollen uns gern erinnern, daß der Verf. ausdrücklich sagt 'es habe in diesen Stücken jeder eben so viel Recht, als er, und einem Philologen werde man verzeihen, wenn ihm nicht eben von jeder Stelle die sämtlichen Verhandlungen der Ausleger gegenwärtig

waren, die ihn etwa zu einem andern Urtheile hätten bewegen können.'

Wir begnügen uns, hiermit die Haupteigen- thümlichkeiten der neuen Ausgabe angegeben zu haben; und deuten nur vorübergehend an, was der Verf. in seiner Abhandlung Beachtungswer- thes und Anregendes allerley Art über die Quel- len sagt, deren er sich bedient hat. Es sind nämlich was die orientalischen Quellen betrifft vornehmlich die Uncialen, A. B. C. H. P. O. T. Z., Origenes Citate, worin er nicht bloß Griesbach gefolgt ist, und die Vulgata, die er eine gemischte Quelle nennt; was aber die abend- ländische betrifft, Cod. Clar., den der Verf., um ihn von den Cantabrigiensis D in den Evangelisten besser unterscheiden zu können Δ bezeichnet wissen will, und G.; die lateinischen Uebersetzungen, die für rein gelten, in den Evan- gelien verc. veron. colb., in der Apostelgesch. Cantabr., in den Paulinischen Briefen Clar. mit den Ergänzungen aus Germ. und Boer. u. s. w., ferner die Citate des Iren. Cypr. Hilarius Pict., und unter den gemischten Quellen außer der Vulg. vornehmlich Cod. D. Dabey macht der Verf. überall aufmerksam auf die Schranken und Hindernisse, denen seine Arbeit unterworfen sey, und die Nothwendigkeit, daß andere weiter ar- beiten. Es ist natürlich und geziemt dem wahr- en Critiker, die Schwächen seiner Arbeit nicht zu verhehlen. Keiner kennt sie so gut, wie er. Dennoch ist es als ein besonderes Lob anzurech- nen, wenn es so aufrichtig und so im Dienste der Wahrheit geschieht, wie hier. — Die starke Seite und der wahre Gewinn der neuen Aus- gabe springt aber deutlich genug in die Augen, wer nur sehen will. Der Verfasser macht selbst darauf aufmerksam, wie oft dasjenige, was er

allein auf Auctorität gebilligt hat, wirklich auch das einzig richtige sey. Er führt nichts an; er wolle Niemandem die Freude des Findens verderben. Wir machen aber jetzt schon aufmerksam auf gerade Naheliegendes: 1. Tim. 3, 16. AG. 20, 28. Röm. 9, 5. Jac. 2, 18. 1 Joh. 2, 13. Der Verf. gibt zu, daß sein Text nicht nur fehlerhafte Lesarten mit den gewöhnlichen Ausgaben gemein hat, sondern sogar da Fehler hat, wo der receptus wenig oder gar keinen Anstoß gibt; aber einleuchtend ist, daß gerade die anstößigere, aber diplomatisch genaue Lesart den aufmerksamen Critiker auf das Richtige hinweist. Um nur einiges anzuführen, worauf der Verf. selbst aufmerksam macht, so steckt 1 Kor. 9, 15 in der von dem Verf. statt der willkürlichen vulgata recipierten, wohlbeglaubigten Lesart: *καλὸν γάρ μοι μᾶλλον ἀποθανεῖν, ἢ τὸ κἀχρημά μου· οὐδεὶς κενώσει*: die so allerdings keinen Sinn gibt, unstreitig die allein wahre, nämlich *ἀποθανεῖν, ἢ τὸ κἀχρημά μου*. Die Aenderung ist leicht und nahe, und wird durch 1 Kor. 15, 31 vollkommen gerechtfertigt, wo die Alexandrinische Handschrift denselben Fehler hat. Noch interessanter aber ist Matth. 21, 31. Der Verf. liest hier auffallend genug *λέγουσιν· ὁ ὕστερος*. Der diplomatische Grund dafür ist außer Zweifel. Aber, wie der Verf. selbst sagt, die Lesart ist, wiewohl nicht ohne Sinn, doch jedenfalls unschicklich und unerträglich. Absichtlich hat wohl Niemand das schicklichere *ὁ πρῶτος*, was die recepta hat, verstoßen. Die Antworten 29 und 30 umzustellen, ist eine schlechte Auskunft. Wie nun aber? Origenes scheint die Antwort der Juden gar nicht gelesen zu haben. Kurz, die Worte scheinen unecht, späterer Zusatz aus B. 41. Die Aposiopesis gibt der Stelle ei-

ne Schönheit die sie vorher nicht hatte. Wir gehen aber weiter und fragen: woher das seltsame ὁ ὕστερος? Die Correctur ὁ πρῶτος ist leicht erklärlich. Aber wie entstand jenes? Nicht vielleicht aus dem ursprünglichen: ὕστερον λέγει αὐτοῖς ὁ Ἰησοῦς;? Gerade dem Matth. und zwar in diesem Kapitel ist das ὕστερον sehr geläufig.

Höchst wichtig ist eine Bemerkung des Verf., welche das Evangelium des Marcus betrifft. Der Verf. sagt: 'Gerade das von ihm bemerkte Schwanken der Lesart sey oft, wo es massenweise komme, sehr belehrend und führe zur Entscheidung. So werde die Menge von schwankenden Lesarten im Evangelium des Marcus jedem die Ueberzeugung geben, daß es uns wenig sorgfältig überliefert und gewiß in manchen Stellen verdorben sey; dadurch werde dann wieder glaublicher, daß es unvollendet und am Schlusse ungebührlich vermehrt seyn möge.' Eine andere gleich wichtige Observation über die Apostelgeschichte, und die Zusätze darin, besonders Kap. 15, 34 vergl. B. 40, übergehen wir, und verweilen nur noch einen Augenblick bey dem, was der Verf. über den Anfang des Evangelium des Marcus Kap. 1, 2. 3 allerdings sehr Auffallendes bemerkt. Er hält das ganze alttestamentliche Citat für unecht, nicht aus äußeren Gründen, denn die Verse stehen in allen Auctoritäten, aber einmahl sey es nicht die Art des Marcus, sich Stellen des A. T. außer in Reden zu bedienen; sodann, wenn der Evangelist wider seine sonstige Art im Anfange seines Buches etwas besonderes hätte thun wollen, wäre ein Zeugniß der heil. Schrift von Christo wohl schicklicher, ja nothwendiger gewesen, als von seinem Vorläufer; endlich aber werde durch das

lästige Citat der Gang der Rede bis zur völligen Unverständlichkeit unterbrochen, die ohne dasselbe einfach und eben sey. — Der Gedanke ist glänzend; wer die Schwierigkeiten der Stelle kennt und gerade davon gequält wird, möchte wünschen, daß der Verfasser recht hätte. Aber wir fürchten gar sehr, daß dießmahl der von den Theologen bisher gefürchtete Geist Bentley's etwas zu stark über den Verf. gekommen ist. Daß man sich nicht auf 15, 28, wo auch ein Citat außer dem Contexte der Reden in reiner Erzählung vorkommt, berufe, dafür hat der Verfasser gesorgt; er erklärt auch dieß Citat für unecht, und zwar mit Fug und Recht. Aber dieß ist auch glücklicher Weise nicht der einzige Trost gegen den Verfasser. Da Marcus im Ganzen wenig aus dem N. T. citiert, und seine ganze Art überhaupt etwas sehr Schwankendes hat, so ist gewiß sehr gewagt, nach den wenigen übrigen Beispielen die Anführungsweise so absolut zu bestimmen. Der Verfasser construirt, gewiß sehr richtig, ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου — ἐγένετο Ἰωάννης, βαπτίζων. Aber eben deshalb ist ein Zeugniß des N. T., wir möchten nicht sagen von dem Täufer, sondern vielmehr dafür, daß das Evangelium Christi seinen Anfang mit Johannes und dessen Taufe genommen, weit eher zu erwarten und in der That nothwendiger, als ein Zeugniß von Christo selbst, von welchem erst B. 9 ausführlich die Rede ist. Endlich unterbricht freylich das Citat den sonst ebenen Gang der Rede auf eine etwas auffallende Weise. Aber den Vorwurf der völligen Unverständlichkeit hebt der Verfasser durch die von ihm vorgeschlagene Construction des Sazes selbst auf. Das Auffallendste bleibt doch immer die sonderbare Zusammenstellung

ἀρχὴ — ἐγένετο Ἰωάννης. Aber auch die kühnste Bentley'sche Hand wird diesen Anstoß nicht heben. Was die gewiß echte Lesart Ἡσαΐα τῷ προφῆτῃ betrifft, so erklären wir sie ähnlich, wie der Verfasser. Nur glauben wir, daß schon Marcus so schrieb aus Ungenauigkeit; das Citat aus Jesaias war ihm als das wichtigste und gewöhnlichste allein recht im Sinne und hatte das andere aus Maleachi gleichsam per attractionem in sich aufgenommen.

Wir schließen mit der festen Ueberzeugung, daß, wenn auch die neue Ausgabe nach ihrer ganzen Art und Einrichtung wenig geeignet scheint, Handausgabe der Studiosa juventus zu werden (schon die kleinen, undeutlichen Kapitelzahlen im oberen Rande und die versteckten Versbezeichnungen machen das Buch unbequem und die Theologen werden sich erst sehr nach und nach daran gewöhnen), das im vollsten Sinne höchst geistvolle Werk in der neutestamentlichen Critik Epoche machen, und je länger je mehr auch unter den Theologen Anerkennung finden wird. Der Verf. wünscht bescheiden durch seine Arbeit nur einen Anfang zu machen, der die Nachfolge fördert und zur Vollendung in gleichem Sinne reizt. Dieses schöne Ziel wird unfehlbar erreicht werden. Nur eins möchten wir bitten, daß der Verf. uns auf das versprochene größere Werk nicht zu lange möge warten lassen.

℞.

L e i p z i g.

Bey Enobloch: Christiani Gottlob Biener  
J. U. D. Seren. atque potent. Regi Saxon. a  
Consil. aulae et justitiae, Ordinarii et Prof.  
juris primarii in facultate juridica et uni-  
versitate studiorum Lipsiensi, ecclesiae ca-

thedralis Merseburgensis Capitularis, supremae curiae Saxonicae consiliarii, Ordinis Saxonici virtutis civicae Equitis Opuscula academica. Edidit et praefatus est Fredericus Augustus Biener, J. U. D. Seren. et potent. Regi Borussor. a consiliis intimis justitiae, juris in universitate litter. Berolinensi Prof. publ. ord. Volumen I. Dissertationes. 1830. XVIII u. 469 S. Vol. II. Programmata. 1830. 451 S. in gr. Quart.

Der hohe Werth der akademischen Abhandlungen des verewigten Verfassers ist allgemein anerkannt, und eine Sammlung derselben gewiß ein Bedürfniß für die Verehrer desselben, da mehrere von jenen kleinen Schriften durch den Buchhandel gar nicht mehr zu beziehen waren. Eine solche erhalten wir gegenwärtig durch Hn. Geh. J. Rath Biener, den gleich würdigen und berühmten Sohn eines berühmten und würdigen Vaters, besorgt nach dem eigenhändigen Verzeichnisse des letztern, und in einem, was Druck und Papier anbetrifft, geschmackvollen Gewande. Der erste Band enthält chronologisch geordnet die Dissertationes, sechs und zwanzig an der Zahl, von der jedoch funfzehn ausgeschlossen sind, welche, zwar unter dem Vorsig des Verewigten vertheidigt, aber allein von den Respondenten verfaßt sind. (Um literarische Irrthümer zu berichtigen, mögen diese hier verzeichnet werden: Prasse historia juris civilis de restitutione in integrum. 1779. F. Prasse de territorio subalterno superioritatis territorialis aemulo. 1779. Herrmann Specimen juris criminalis philosophici de sanctitate jurium civibus delictorum reis ex statu hominum connato adhaerentium. 1784. R. Hommel de fundo dotali ejusque ex jure Rom. Germ. et Saxon. alienatione. 1786. Leo de legum crimina-

lium Saxonicarum antiquarum et medii aevi ingenio. 1786. Fleck de jurisdictione feudali in praedia Saxonica et Lusatica extra territorium Saxoniae Lusataeque nexu clientelari obstricta non competente. 1788. Loehr de collatione feudorum. 1793. Weber juris publici Saxonici commentatio de justa Henrici Illustris in Thuringia successione. 1795. F. B. Weber de suprema principis in sylvas inspectione legibus patriis illustrata. 1796. Landsberger de norma poenam crimini constituendi. 1796. Hauschild variae juris civilis quaestiones. 1797. Hansen quaestio juris publici Saxonici, utrum possessorium summarium et ordinarium in jure coquendae et vendendae cerevisiae obtineat. 1800. F. A. Biener de differentiis itineris, actus et viae genuinis. 1804. Schmid historia aurifodinarum et quae circa earum investituram in territoriis Saxonice obvenere vicissitudines. 1804. Breuer de bonis avitis secundum leges Saxonicas. 1805.) Der zweyte Band umfaßt die Programmata, unter welchen denn auch die Observationes, Quaestiones und Interpretationes. Der Wiederabdruck selbst bietet keine neue Zusätze dar; indem der Hr. Herausg. bemerkt: Plane vero abstinuimus a novis legibus allegandis aut supplementis addendis ex recentiorum scriptorum laboribus, cum ad multiplex eruditionis genus, quod in his tractatibus manifestum est, (sehr viele Abhandlungen betreffen nämlich das Sächsische Particularrecht) emetiendum nostrae vires non sufficerent. Annus, quo singula capita prodierunt, in inscriptionibus sollerter notatus, doctos lectores facile admonebit, quarum legum tempore recentiorum auctoritatem habere non potuerit; hinzugekommen



ist jedoch aus des Vfs. handschriftlichem Nachlaß ein vorher inedites Interpretationum caput XXXVII. de correali obligatione masculi et feminae et recto usu regulae: Subducta femina mas solus tenetur. Beygegeben sind endlich ein Index scriptorum a Chr. Gottl. Biener Icto et antecessore Lipsiensi editorum (154 Nummern), ein Index Dissertationum praeside Chr. Gottl. Biener defensarum, quae respondentibus tribuendae sunt, ein Register über die erklärten Rechts- und Gesetzes-Stellen, und ein genaues Sachregister über beide Bände, welches Hr. Assessor Stieber, der sich auch um die Herausgabe der Hauboldtschen Opuscula so sehr verdient machte, ausgearbeitet hat, und welches namentlich die practische Brauchbarkeit des Werks ungemein erhöht.

### P a r i s.

Chez J. B. Ballière: Recherches anatomiques, pathologiques et thérapeutiques sur la maladie connue sous le noms de Gastro-Entérite, fièvre putride, adynamique, ataxique, typhoïde, etc., comparée avec les maladies aiguës les plus ordinaires. Par P. Ch. A. Louis. T. I. XII und 458 Seiten, T. II. 531 S. in 8. 1829.

Der Verf., den wir bey der Anzeige seiner anatomisch-pathologischen Untersuchungen als einen thätigen Schriftsteller schon einmal in diesen Blättern zu nennen Gelegenheit hatten, liefert in diesem Werke einen dankenswerthen Beytrag zur genaueren Kenntniß der typhösen Fieber. Ohne im mindesten ein Anhänger der Broussais'schen Lehre zu seyn, kann man ihm doch das Verdienst zugestehen die Aufmerksamkeit der Aerzte, beson-

ders durch die angeregten Widersprüche und durch die vorgenommenen Prüfungen, auf eine vielfach verkannte oder übersehene Quelle von Krankheiten, auf die schleichenden Entzündungen der Unterleibsorgane, namentlich der Schleimhaut des Darmcanals hingelenkt zu haben. Die pathologische Anatomie hat ihre Aussagen durch mancherley Nachweisungen unterstützt, und auch in Deutschland hat neulich in Beziehung auf den hier in Sprache seyenden Gegenstand das wackere Buch von Esser (m. vgl. damit Lebrecht in den Heidelb. clin. Annalen 1830. B. VI. S. 2. S. 267) verschiedene Beweise dafür geliefert. Auch das vorliegende Werk enthält dazu eine reiche Materialiensammlung. Der Verf. hatte in dem Hospital der Charité 138 Beobachtungen über die typhösen Fieber gesammelt und sie mit 43 Fällen anderer acuten Krankheiten verglichen. Von 50, die gestorben waren, hatte er einen genauen Sectionsbericht aufgenommen. Die Resultate dieser Arbeit legt er in vier Abschnitten nieder, wovon der erste 18 ausführliche Krankheitsgeschichten enthält; der zweyte die Beschreibung der Verletzungen und Veränderungen, welche durch die Krankheit hervorgerufen werden; der dritte die Geschichte der Symptome nach allen Organen, die dabey betheiligt sind; der vierte die Analyse der Facta hinsichtlich der Wirkung des Aderlasses, der tonischen Mittel, der Vesicatorien und der Anwendung des Eises auf den Kopf. Da man nicht versäumt hat, das Werk in seiner ganzen Breite ins Deutsche zu übersetzen, so ist es auch bey uns schon hinreichend bekannt geworden. Nach unserm Dafürhalten hätte der wesentliche Inhalt in einem mäßigen Octavbände hinlänglichen Raum gefunden. Die Therapie dieser Krankheitsklasse hat keinen nennenswerthen Gewinn daraus gezogen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweynte Band  
auf das Jahr 1831.



Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1831

by unknown author

Göttingen; 1831

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

# G e t t i n g e r s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

69. Stück.

Den 2. May 1831.

---

N a r a u.

Bey Sauerländer: Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von Albrecht Kengger. XXXII und 382 S. in Octav. 1830.

Unstreitig gehörte Zimmermann zu den merkwürdigen literarischen Characteren der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, und die hier bekannt gemachte Correspondenz mit ein paar seiner vertrautesten Freunde, dem Pfarrer Kengger in Bern, jedoch der bey weitem größere Theil mit seinem Vetter dem Rathsherrn Schmidt in seiner Vaterstadt, ist ein schätzbarer Beytrag zu der Kenntniß jener Zeit. Ob es den Wünschen Zimmermanns gemäß gewesen wäre, diese Briefe gedruckt zu sehen, zweifeln wir; dem Publicum ist es erwünscht, weil man den Mann mit allen seinen Eigenheiten, — Vorzügen sowohl als Schwächen — daraus kennen lernt; sie gehen durch drey Jahrzehende von 1765 bis an seinen

Tod 1795; vorgefetzt ist eine kurze Biographie. Zimmermann ward der Arzt der meisten Großen in Deutschland, selbst zuletzt noch von Friedrich II. und der vertraute Correspondent von der Kaiserin von Rußland. Wie er zu dieser großen Celebrität gelangte, geht am besten aus diesen Briefen hervor. Er war zwar von Geburt ein Schweizer, geboren 1724 in der kleinen Stadt Brugg in Bern (von der Friedrich in seiner Unterredung ganz unbefangen sagte: Je ne connais pas cette ville), aber doch nur ein halber Schweizer, denn seine Mutter war eine Französin. Dieser Umstand ist von hoher Wichtigkeit; nicht nur weil die Französische Sprache, damals die allgemeine Sprache der vornehmen Welt, gleichsam seine Muttersprache ward, sondern auch weil der Character halb schweizerisch und halb französisch blieb; denn wie ließe sich sonst bey einem Schweizer jene Eitelkeit auf Bekanntschaften und Verbindungen mit Großen erklären? Er studierte vier Jahre auf der hiesigen Universität unter Haller — neben der Medicin auch politische Wissenschaften und Englische Literatur — und zeichnete sich schon durch seine Probeschrift *de irritabilitate* aus; so daß er bereits 1760 den Ruf zu einer Professur hierher erhielt, den er aber ablehnte. Mehrere Jahre lebte er als practischer Arzt zuerst in Bern, demnächst in seiner Vaterstadt, für die er immer ein großes Interesse behielt, wie wenig auch das kleinstädtische Wesen derselben ihn ansprach. Indes zog er als Schriftsteller immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich; wie durch die Schrift vom Nationalstolze, von der Erfahrung in der Arzeneykunde u. a. und da er in Hannover nicht vergessen war, so erhielt er nach des berühmten Werlhofs Tode 1768 den Ruf dahin als erster Leibarzt, dem er folgte, und sein übrige

ges Leben hier zubrachte, da keine Anerbietungen ihn zu einem Wechsel bewegen konnten. Unstreitig trug die ihm übertragene Stelle als erster Leibarzt des Königs sofort viel dazu bey, seinen Ruhm zu erweitern; aber er besaß auch neben dem Scharfblick und richtigem Urtheil in seiner Kunst, in einem ausgezeichneten Grade alle die Eigenschaften, die dazu gehörten der Arzt der vornehmen Welt zu werden. Mit der Fertigkeit in der Französischen Sprache verband er den feinen Weltton, dem Witz und Complimente zu Gebote standen, und den richtigen Tact wie viel und wie wenig er im Umgange mit vornehmen Männern und Frauen sagen durfte. Ein sehr imponierendes Aeußere (der Verf. dieser Anzeige, der ihn nur ein einziges Mal sprach, hat den Ausdruck seiner Gestalt nie wieder vergessen können), trug nicht wenig dazu bey, ihn geachtet, und die Theilnahme und Sorgfalt, die er denen widmete die er zu behandeln übernahm, ihn beliebt zu machen und Zutrauen zu erwecken. Dazu kam ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft, das bis zum Enthusiasmus ging — er sprach meist im Superlativ — und leicht wieder Enthusiasmus erregte. Selbst seine Kränklichkeit vermehrte seinen Ruf, als er 1771 in Berlin sich einer Operation unterwerfen mußte, und Friedrich II. ihn zu sprechen verlangte. Seit dieser Zeit war sein großer Ruf gegründet; und sein jährlicher Aufenthalt in Pyrmont, damals dem besuchtesten Badeort in Deutschland, zog Scharen vornehmer Patienten dahin, um sich bey ihm Rath zu erholen. Nun kam seit 1785 — nach der Erscheinung seines Werks über die Einsamkeit — die Verbindung mit Catharina II. hinzu, die auch in Deutschland, wie in Frankreich, einen Schriftsteller für sich gewinnen wollte, und ihn

mit Briefen und Gnadenbezeugungen überhäufte, ohne jedoch ihn zu bewegen einer Einladung zu ihr zu folgen. Seit dieser Zeit bewarben sich die Großen, selbst die mächtigen, wie die Drulows und andere, mehr um seine Gunst, als daß er nöthig gehabt hätte sich um ihre zu bewerben. Wenn unter diesen Verhältnissen er nicht bloß ein Gefühl, sondern auch ein übertriebenes Gefühl seiner Wichtigkeit hatte, (denn daß die Großen mehr um ihrer selbst als um seinetwillen ihn aufsuchten, gestand er sich nie), mag es verzeihlich scheinen, und wenn dieses nun in diesen Briefen sich ausspricht, so muß man, um billig zu seyn, nicht vergessen daß sie nicht für das Publicum sondern für einen vertrauten Freund bestimmt waren. Merkwürdig ist es, wie bey diesem Leben und Wirken in der großen Welt, er doch nie ganz den Kleinstädter ablegte. 'Was man wohl in Brugg dazu sagen werde', wird bey den erhaltenen Ehrenbezeugungen gewöhnlich wiederholt; und daß man dort und überhaupt in der Schweiz seine Schriften so wenig lese und beachte, konnte er seinen Landsleuten nie verzeihen. Wie theils häusliche Leiden, theils die öffentlichen Vorfälle sein späteres Leben verbitterten, und ihn in eine Hypochondrie stürzten, die demselben im Jahr 1795 ein Ende machte, ist bekannt. Glücklich fühlte er überhaupt selbst in seinen glänzenden Zeiten sich fast nie; theils weil seine große Reizbarkeit, theils weil die drückende Last einer ausgebreiteten Praxis, und die dadurch entstandene Correspondenz, es verhinderten.

Die jetzige jüngere Generation, der die damaligen Verhältnisse bereits fremd geworden sind, wird diese Brieffammlung schwerlich sehr beachten; aber die ältere, welche hier so viele Erin-



nerungen 'der guten alten Zeit' aufgefrischt findet, wird sie nicht ohne viele Theilnahme lesen. Vorgesetzt ist das Bild des verstorbenen Pfarrers Kengger; wir hätten lieber das seinige davor gesehen; das Aeußere gehörte hier mit zu der Darstellung des Mannes.

Hn.

### K ö n i g s b e r g.

Im Verlage der Gebr. Bornträger, 1831. Krist. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfasste, hochdeutsche Gedicht, nach den drey gleichzeitigen, zu Wien, München, und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch heraus gegeben von E. G. Graff. Mit einem Facsimile aus jeder der drey Handschriften. Vorrede des Herausgebers XXVI S. Otfrides lateinisches Schreiben an Liutbert VI S. Otfrides Evangelium 446 S. in Großquart.

Durch diese, eben so sorgfältig als schön gedruckte Ausgabe des Hauptdenkmales althochdeutscher Sprache wird einem lange und allgemein anerkannten Bedürfnisse abgeholfen. Scherz hat viel für Otfrid gethan, aber die drey Folianten des Thesaurus antiquitatum teutonicarum werden je länger je mehr ein seltenes und theures Buch, und eine vollständige Vergleichung der Handschriften, die ein ausgezeichnet günstiges Glück vor dem Untergange bewahrt hat, so wie die Darstellung der in denselben befindlichen Accente fehlte bis jetzt gänzlich. Einen möglichst richtigen Otfrid zu haben, war für Hn. Reg. R. Graff selbst, zu der Ausarbeitung seines 'althochdeutschen Sprachschatzes', von der größten Wichtigkeit, und er widmete daher bey

der Reise, die er, unterstützt von dem königl. Preussischen Ministerium des Cultus und des Unterrichts, zur Auffindung und Benutzung althochdeutscher Sprachdenkmale in den Jahren 1825, 26, und 27 machte, den Handschriften von Otfrides Gedichte eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Wenn man bedenkt, welchen bedeutenden Theil jenes lexicographischen Werkes Otfridische Wörter und Wortformen einnehmen müssen, so kann man es nicht anders als zweckmäßig finden, daß für die Echtheit und Zuverlässigkeit derselben durch eine critische Ausgabe des alten Evangelienbuches im voraus gesorgt wurde. Nicht nur die Arbeit des Herausgebers, sondern auch der künftige Gebrauch des 'Sprachschazes' wird dadurch sehr erleichtert. Man wird daher, weit entfernt diese Ausgabe Otfrides als eine Verzögerung der Ausgabe des 'Sprachschazes' anzusehen, vielmehr berechtigt seyn, die gegenwärtige Arbeit als ein Unterpfand der baldigen Erscheinung des letzteren anzunehmen. Eben deshalb wird man auch noch weniger sich darüber beschweren, daß dieser Herausgeber nicht sogleich Hülfsmittel zum Verständnisse des alten Dichters beygefügt hat. Otfrid bedarf allerdings mannigfache Erläuterungen. Allein erstens ist ein zuverlässiger Text mit den Besarten der Handschriften die Hauptsache für den Leser, und jetzt erst werden öffentliche Vorlesungen über Otfrid möglich; zweitens schließt Hr. G. seine Vorrede mit der folgenden Versicherung 'Die vollständige Darlegung und Zusammenstellung der von jeder Handschrift eigenthümlich befolgten, und die Begründung aller einzelnen von mir aufgenommenen Schreibweisen, so wie die Rechtfertigung und Erklärung einiger Textberichtigungen, behalte ich mir für den Anhang zu diesem Werke vor, der außer dem Glossar, eine

Grammatik der Ostfridischen Sprache, und eine Darstellung der Ostfridischen Prosodie, Versification, und Accentuation enthalten, und, so bald ich den althochdeutschen Sprachschatz beendigt haben werde, von mir heraus gegeben werden wird.' Diese Versicherung wird jeder, der weiß was der Erforschung der althochdeutschen Sprache noth thut, mit Freude vernehmen, und nur auf diesem Wege können die hohen Erwartungen erfüllt werden, welche das Unternehmen des Hn. G. allenthalben erregt hat. Auch das, was für Ostfrid insbesondere noch geschehen muß, wird gerade auf diese Weise auf das gründlichste vorbereitet. Wir wiederholen daher abermahls den Wunsch, daß es dem Hn. G. vergönnt seyn möge, vor allem sein mit so ruhmvollem Eifer begonnenes Werk — den 'Sprachschatz' — und dann auch die Zugabe zu dieser Ausgabe Ostfrides glücklich zu vollenden.

In der Vorrede wird mit wenigen Worten angegeben was wir von Ostfrides Leben wissen, und die fridosamô zîti, die in der Zueignung an Ludwig den Deutschen gerühmt sind, werden mit vieler Wahrscheinlichkeit auf das J. 868 bezogen. Darauf folgen allgemeine Bemerkungen über die alte Sprache, die vorzüglich den Zweck haben, Lust und Liebe zur Erforschung derselben zu wecken, und zu zeigen, wie unerläßlich nothwendig es sey, bey der Grammatik des Neuhochdeutschen von den frühern Gestaltungen der Sprache auszugehen. Zuletzt werden die Grundsätze dargestellt, welche der Herausgeber bey der Einrichtung seiner Ausgabe befolgte. — Das Buch ist Sr Kön. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen gewidmet, und auf der Rückseite dieser Zuschrift steht ein Gedicht Walthers von der Vogelweide, dessen Wiederhall in unsern Tagen Wort für Wort aus allen Enden der Welt zu vernehmen ist.

## L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Found 1830: Memoirs of a Malayan family, written by themselves, and translated from the original by W. Marsden, F. R. S. IV und 84 S. in 8. — Ob dieses kleine Werk, wie der Uebersetzer glaubt, von der ganzen malayischen Familie, deren Geschichte es erzählt, nach und nach geschrieben ist, scheint sehr zweifelhaft; die Hauptsache ist nur die Geschichte eines einzigen Malayen, Nakhoda Muna, eines Kaufmanns auf Java, und es zeigt sich deutlich die Hand eines einzigen Verfassers, der nach S. 83 Lauddin, ein Sohn jenes Malayen, war. Obgleich nur die Geschichte einer Familie enthaltend, war das Werkchen doch wichtig genug um übersetzt zu werden. In den Schicksalen jenes Malayen so wie in der Art ihrer Darstellung zeigt sich der Character der Malayen deutlich, ihre Betriebsamkeit, die sie zu den besten Kaufleuten Asiens macht, und ihr füsamer Sinn gegen die Europäer des Handels wegen; aber auch ihre Eifersucht gegen jede Unterdrückung und ihr Trieb heimlich ernste Rache an Europäern zu nehmen. Von der andern Seite lernen wir durch das Werk auch die Verhältnisse und die Regierung der holländischen Compagnie in den ostindischen Inseln, so wie die zwischen ihr und der englischen hier herrschende Eifersucht kennen; so war es wenigstens in den Jahren 1750.. 1770, von denen dieses Werk besonders handelt. Durch den Umtausch der holländischen und englischen Besitzungen im Vertrage vom Jahre 1824 ist aber dieß Verhältniß wesentlich geändert.

G. H. A. C.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 5. May 1831.

Erlangen.

Bey Palm und Enke, 1830: Grundlegung zur wissenschaftlichen Konstruktion des gesammten Wörter- und Formenschatzes, zunächst der Semitischen, vorzugsweise und in Grundzügen auch der Indo-Germanischen Sprachen. Von Dr. Moriz Drechsler, Privatdocenten auf der Universität Erlangen. XXVI u. 308 S. in 8.

Wenn die Etymologie oder die Wissenschaft der Anfänge und letzten Gründe aller Sprache, befreit von der leeren gedankenlosen Empirie und dem Princip des Zufalls und der Willkühr, sich zu einer festern Begründung erheben und objective Wahrheit erstreben will, so muß sie, von dem Wesen und der innern Bedeutsamkeit der Sprachlaute ausgehend, zeigen, wie nach dem lebendigen Gefühl der Menschen der Urzeit die Sprachlaute eine in und durch sich verständliche Malheroy der Wahrnehmungen und Gedanken gaben, deren Bewußtseyn und Trieb noch immer, wenn auch nicht mehr so neu, so klar und

lebendig, fortbauert, und wie dieser Grund in allen Sprachstämmen wesentlich derselbe ist, in den einzelnen aber eine besonders nach dem Character und der Lage des Volkstammes höchst verschiedene Ausbildung erfahren hat. Eine Ahnung dieser Bedeutsamkeit der Sprachlaute und also auch dieser Würde der etymologischen Wissenschaft ist nicht erst in unsern Zeiten entstanden: sie ist schon bey Platon und Leibnitz, und einzelne, wenn auch in der Ausführung meist verfehlte Versuche zur Durchführung dieser Ansicht sind darauf in neuern Zeiten gefolgt. Ein neuer und beachtenswerther Versuch, diese Ansicht zu begründen, ist in der obigen Schrift gemacht, deren Verfasser eine genaue Kenntniß aller semitischen Sprachen, besitzt und von einer eben so starken als reinen Liebe zur wissenschaftlichen Forschung und Gewißheit durchdrungen ist. In dem er von allgemeinen Untersuchungen über die Sprache und die Sprachlaute ausgeht, und überall der Natur als der treuesten Führerin mit eindringendem Scharfblick folgend sich der Geseze und des Wesens der Laute bewußt zu werden strebt, gibt er ein Beyspiel und einen Beweis seiner ganzen etymologischen Ansicht an dem M-Laute und den aus ihm entstehenden Wurzeln und Formen der Sprache. Er zeigt die Bedeutung dieses und des verwandten B-Lauts am vollständigsten in den semitischen Sprachen, wo er fast alle in den Wörterbüchern aufgezählten Wurzeln und Bedeutungen im Zusammenhange erklärt; weniger vollständig und erschöpfend in den Indo-germanischen Sprachen, deren Gebiet auch viel größer ist als das der semitischen, und welche minder zu kennen der Verf. selbst gesteht. Auch über die Vocale in den Sprachen beider Stämme kommt manches zur

Sprache. Ref. kann es nicht über sich nehmen, jede einzelne Ansicht, Vermuthung und Zusammenstellung des Verf. zu vertheidigen; in der Ausführung des Einzelnen zeigen sich z. B. oft über dasselbe Wort zwey entgegengesetzte Ansichten, die beide zugleich nicht richtig seyn können, wie  $\overset{s}{\text{ל}}\overset{a}{\text{ל}}$  antistes S. 105 (nicht ei-

gentlich sacerdos) gewiß nicht von  $\overset{a}{\text{ל}}\overset{a}{\text{ל}}$  ante

S. 117. 121 zu trennen und aus einem ganz andern Gebiet zu erklären ist, da beide klar zusammen gehören und aus Einem Begriffe fließen. Aber im Ganzen findet man neben guten Grundsätzen auch vieles Einzelne treffend erklärt, und hört gern dem Verf. zu, wenn er das innere Leben und Wesen der Sprache zu enthüllen und den Lauten ihren Sinn und ihre Bedeutsamkeit abzulauschen strebt. Wem manches Einzelne nicht gefällt oder richtig scheint, der sinne auf eine andere Ansicht und strebe auf diesem die höchste Vorsicht fordernden Gebiete weiter, verwerfe aber nicht die Forschung und das bessere Princip überhaupt. Wir sind überzeugt, daß fortgesetzte Forschung und vermehrte Erfahrung auch dem Verfasser in vielen Ansichten größere Vorsicht und Umsicht erwerben und ihn vor manchen mehr schimmernden und so scheinenden als hellen und wahren Ableitungen und Combinationen sichern wird. Eine Hauptsache aber, welche auf die Forschung und Darstellung des Verfassers ungünstig eingewirkt zu haben scheint, kann Ref. nicht übergehen. Dieß ist die einseitige Vernachlässigung des historischen und individuellen Characters jeder einzelnen Sprache. Die Speculation hüte sich voreilig thätig zu

seyn und ohne festen Grund auch etwas erklä-  
ren zu wollen was genauer betrachtet in der  
That nicht ist: erst muß durch die Erfahrung  
der ganze Thatbestand ermittelt werden, bevor  
Vermuthung oder feste Bestimmung über die  
letzten Gründe und Anfänge eingreifen kann, ob-  
gleich dann zuletzt Speculation erst die innere  
Begründung auch der Thatsache gibt. Hätte so  
der Verf., um einige Beyspiele zu geben, zu-  
vor den Zusammenhang des schon erwähnten  
ῥῶσ und des damit zusammenhängenden Ver-

bum ῥῖ praefuit mit ῥῶσ ante als noth-  
wendig erkannt, so würde nicht die weitere For-  
schung so unstät und unsicher geworden seyn,  
daß sie auf eine sehr fern liegende und unwahr-  
scheinliche Ableitung dieses ῥῖ praefuit von  
ῥῖ mater gekommen wäre. Das über ῥῶσ

ῥ. 110 gesagte fällt weg, wenn es aus ῥῖ  
stammt, welches nach allen Spuren das Sichere  
ist. Und bey dem Suchen der Ursache, warum  
der Vocal vor dem lateinischen j lang sey, kann  
man nicht davon ausgehen, daß der Vocal ur-  
sprünglich nichts als kurz war (S. 287): son-  
dern in solchen Fällen war ursprünglich ein  
Diphthong, ai oder oi, dessen erster Laut sich im  
Lateinischen als langer Vocal an seiner Stelle er-  
hielt auch nachdem das i vor einem folgenden  
Vocal (wie in den meisten Sprachen) in den  
Halbvocal j übergegangen war; woraus von selbst  
erhellet, daß dieß alles nicht eintritt wenn j im  
Anfang des Worts steht. Eben dieselbe Uende-



rung erfährt ai im Sanskrit. Oft beweist auch eine nicht auf der Geschichte ruhende Speculation zu viel, so daß daraus nimmer das Specielle und das wahre Leben der Sprachen aufgeht. So zeigt der Verfasser zwar schön S. 57, wie  $\text{h}$  den Dativ ausdrücke; aber indem nun ferner behauptet wird daß es eben so nahe und mit demselben Rechte den Accusativ bezeichne, wird nicht deutlich genug, daß sein aramäischer Gebrauch für den Accusativ eine wenn gleich erklärbare Verarmung und Vermischung ist, vor der sich Hebräer und Araber nicht aus Zufall hüten; der Sprachsinn ging bey  $\text{h}$  vom Begriffe des Dativs aus. Bey den Vocalen, wo auch der historische Bildungsgang des Semitischen nicht genug berücksichtigt scheint, kann am meisten die Art auffallen, wie der Verfasser über das Verhältniß der semitischen und indo-germanischen Sprache redet. Im Semitischen bilden bekanntlich den Wurzelbegriff Consonanten, deren Vocale innerhalb der Wurzel nach der Modification des Wurzelbegriffs durchgängig wechseln. Auch im Indo-Germanischen, meint der Verfasser, gehöre zur Bildung einer Wurzel nothwendig ein Consonant, und der ursprünglich schöne Vocalwechsel innerhalb der Wurzel sey hier verloren gegangen. Wie aber kann man die Individualität des einen Sprachstammes nach der des andern meistern? Ist nicht vielmehr die Wurzel- und Stammbildung in beiden Sprachstämmen durchaus verschieden geworden, so daß das Wesen des Vocalwechsels des semitischen Sprachstammes nie in das Indo-germanische, oder doch nicht in der ihm eigenen Art, eindrang? Im Indischen, Griechischen und Lateinischen ist vielmehr Verschiedenheit des Wur-

zelvocalß immer der Wurzel wesentlich gewesen: labh (labi) ist verschieden von lubh (libet, lieben). Darum könnte auch im Indo-Germanischen ein Vocal ursprünglich eine Wurzel gebildet haben, und man brauchte nicht erst i (gehen) aus hi oder *xiw* abzuleiten.

G. H. U. E.

### P a r i s.

Roret Libraire: Voyage médical autour du Monde, exécuté sur la Corvette du Roi la Coquille, commandée par M. L. J. Duperrey, pendant les années 1822, 1823, 1824 et 1825; ou Rapport sur l'état sanitaire de l'équipage pendant la durée de la campagne, avec quelques renseignemens sur des pratiques empiriques locales en usage dans plusieurs des contrées visitées par l'expédition; suivi d'un Mémoire sur les Races humaines répandues dans L'Océanie, la Malaisie et L'Australie. Par R. P. Lesson. IV und 244 Seiten. 1829. Octav.

Dieser Gesundheitsbericht beginnt mit der Abfahrt von Toulon nach Teneriffa. Lebhaft Beschreibung der Seekrankheit. Außer einem Gurt um den Unterleib und einer horizontalen Lage gebe es kein Mittel dagegen. Eine andere schlimme Krankheit, welche oft einzeln die Schiffsbemannung ergreife, sey ein Heimweh nach dem festen Lande. — Die französischen Schiffe bewahrten all ihr Trinkwasser in eisernen Cassetten, worin es durchaus frisch und rein bliebe, aber allmählich eisenhaltig und mit Dryd vermengt würde, welches gerade der Gesundheit zur See heilsam sey.

Aufenthalt in Brasilien, dessen herrliche Vegetation geschildert wird; in den Malwinen, von deren Miasmen sie verschont blieben; in Chili, wo sie nur kurze Zeit verweilten: 'kaum hatten wir die Anker gelichtet, als 10 Matrosen an syphilitischen Beschwerden sich krank meldeten'; in Lima, von wo der öde Anblick der Umgegend von Callao sie bald wegtrieb. So wird von allen Orten, welche die Weltumsegler nach einander besuchten, irgend ein charakteristischer Zug von Land und Leuten, Gesteinen und Pflanzen, irgend ein Zufall oder Unfall, der sie betraf, und besonders der jedesmalige Gesundheitszustand der Mannschaft auf eine anziehende Weise erzählt. In Payta in Peru gebe es eine Menge Flöhe et une occupation habituelle des femmes est de les chercher et de les tuer. Von Taïti werden ausführlich die dort vorkommenden Nutz- und Heilpflanzen angegeben. Bougainville habe die Syphilis dahin nicht gebracht. Die Einwohner befreuten sich von diesem Uebel durch ein schweißtreibendes Mittel (S. 60). Bey Borabora im Gesellschafts-Archipel theilt er viel mit über die verschiedenartige Anwendung aller Theile der Cocus-Palme. Auf Ambocina herrschte die Cholera; die Aerzte behandelten sie wie eine heftige Unterleibsentzündung mit nervöser Complication. Auch von der Mannschaft wurden mehrere davon befallen. Ein Affe zeigte alle Symptome der Krankheit und starb vor ihren Augen. Von St. Helena und der öden Insel Ascension, wo nur Schildkröten hausten, freudige Rückkehr nach Frankreich. Dann folgt noch eine belehrende Zusammenstellung der Lebensweise und der physischen Eigenthümlichkeiten der drey Oceanischen Menschenrassen nebst ihren Zweigen; eine ana-

tomische vergleichende Uebersicht der Schädelverhältnisse der erwähnten verschiedenen Völkerschaften; die officielle Reiseinstruction von Keraudren, und ein Verzeichniß der mitgenommenen und wieder nach Hause gebrachten Heilmittel.

M . . r.

### L e i p z i g.

Ben Barth: Handbuch für juridische und staatswirthschaftliche Rechnungen zum Gebrauch für alle Classen von Staatsbeamten, Juristen, Cameralisten, Theilnehmer an Uffecuranz- und Banksgeschäften, so wie für jeden Liebhaber der Rechenkunst. Nebst dreyzehn Bogen Tabellen über die höhere Interessenberechnung, so wie den wahren Betrag der Zinsen im Laufe des Jahrs, oder zwischen zwey festgesetzten Zinszahlungsterminen, von Friedrich Löhmann, Lieutenant von der Armee, und Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden. LVI und 392 S. in Octav. 1829.

Wir haben den vollständigen Titel abgeschrieben, weil dadurch der Inhalt hinreichend bezeichnet wird, und die Natur des Buchs keine Recension, sondern nur eine Anzeige zu dessen Bekanntmachung gestattet, womit wir manchen Geschäftsmännern einen Gefallen zu erzeigen glauben. Das sehr zahlreiche Subscribentenverzeichniß gibt die beste Bürgschaft sowohl für das Bedürfniß als die Brauchbarkeit desselben.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

71. Stück.

Den 7. May 1831.

---

L o n d o n.

Bey J. Murray: The History and Antiquities of the Doric Race by C. O. Müller, Prof. in the Univ. of Göttingen. Translated from the German by Henry Tufnell Esqu. and George Cornewall Lewis Esqu. Student of Christ Church. Vol. I. XXXV u. 547 Seiten. Vol. II. XVI u. 551 Seiten.

Die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Uebersetzung macht es dem übersehten Autor zur besondern Pflicht, mit einigen Worten in diesen Blättern davon Meldung zu thun. Die Uebersetzer, zwey eifrige Alterthumsfreunde, welche der Meinung sind, daß den zu wenig umfassenden Studien des classischen Alterthums in ihrem Vaterlande durch Mittheilung mancher deutschen Arbeiten ein neuer Impuls gegeben werden könne, hatten dieß Werk über die Dorier schon zum großen Theil ins Englische übertragen, als sie sich brieflich an den Verfasser wandten, ihn von ihrem Unternehmen benachrichtigten, und den

Wunsch äußerten, daß er die Handschrift der Uebersetzung vor dem Drucke revidieren möge. Der Unterz., der dazu sehr gern erbötig war, vereinigte nun bey dieser Durchsicht theils seine Bemühungen mit denen der Uebersetzer, der äußern Darstellung mehr Faßlichkeit und Uebersichtlichkeit zu gewähren (zu welchem Zweck auch einige Abschweifungen hinweggenommen worden sind), theils bemerkte er, was erneuerte Uebersetzung und spätere Lectüre ihn an seinem Buche zu ändern und hinzuzufügen vermocht hatten, am Rande der Uebersetzung, in welche es hernach aufgenommen worden ist. Wo er Ansichten, welche Widerspruch gefunden haben, noch aus andern Gründen als den früher angegebenen festhalten zu müssen glaubte, nahm er die gegebene Gelegenheit wahr, diese Gründe zu erläutern: so begründet zum Beyspiel ein kurzer Abschnitt im Anhang (Appendix II) aufs neue die alte Ueberlieferung, daß schon in mythischer Zeit die Dorer einen der Hauptstämme auf Kreta gebildet hätten. Am angenehmsten war es dem Verf., wenn er auf diese Weise Bedenklichkeiten, welche die kundigen Uebersetzer selbst geäußert hatten, beseitigen und die Versicherung der Uebereinstimmung gewinnen konnte. Ueberhaupt verdankt er dem Briefwechsel mit einem der Uebersetzer, Herrn S. C. Lewis, manche erfreuliche Anregung, über die er die Mühe jener Revision leicht vergessen konnte, auch manche Hinweisung auf früher nicht beachtete Stellen. Auf diese Weise haben Uebersetzer und Verfasser zusammen aus Eustratios zu Aristoteles Nikomachischer Ethik III, 8, 5. die abweichende Nachricht entwickelt, welche bey Tyrtäos von der Schlacht am Graben, welche die Spartaner den Messeniern lieferten, vorkam; wovon die neueste

Bearbeitung der Fragmente des *Thyräos* in Deutschland noch keine Kunde hat. Dadurch erscheint nun das vorliegende Werk in dieser Bearbeitung, der Form und dem Inhalt nach, ohne Zweifel ungleich reifer, als da es der Verfasser vor nunmehr acht Jahren in den Druck gab, und wenn in Deutschland eine zweyte Ausgabe des Buchs nöthig werden sollte, ohne daß sie der Verfasser selbst anordnen könnte: so würde diese Englische Uebersetzung zum Grunde gelegt werden müssen. Auch haben die Uebersetzer in ihrer Bearbeitung Manches aus den Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie aufgenommen, auch außer den dort angehängten Zusätzen zu den Doriern, und zugleich der kleinen Schrift über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des Makedonischen Volks in dem Anhange (Appendix I) eine Stelle gegönnt, auch diese hat der Verf. nicht ohne Spuren der *δεντέραι φροντίδες* gelassen. Da nun die ebenfalls aufgenommene Karte bey dieser Schrift über die Makedonier wenigstens eine Skizze der nördlich an Griechenland gränzenden Landschaften, nach ihrem ethnographischen und politischen Zustande während der Zeit der Blüthe Griechenlands, liefert, und zugleich die den Doriern beygegebene Karte, welche zur Englischen Uebersetzung nachgestochen ist, den Peloponnes in der Lage der Stämme und Staaten, wie sie sich während des Peloponnesischen Krieges nachweisen läßt, darstellt: so entstand bey den Uebersetzern der Wunsch, zur Ergänzung dieser geographisch-historischen Uebersicht auch noch das übrige nördliche Griechenland in einer nach demselben Plan gearbeiteten Karte ihren Lesern vorlegen zu können. Der Verfasser, der eine solche Arbeit schon früher beabsichtigt hatte, zeigte sich

bereitwillig dazu, mit der Bedingung, daß eine Anzahl Exemplare dieser Karte in den deutschen Buchhandel käme. So erscheint nun theils die Englische Uebersetzung mit drey an äußerem Umfang sehr verschiedenen Karten ausgestattet, theils bietet der deutsche Buchhandel neben der Karte des Peloponnes, welche auch besonders erhalten werden kann, eine Karte des nördlichen Griechenlands unter dem Titel: *Tabula qua Graecia superior qualis tempore belli Peloponnesiaci ineuntis fuit, descripta est a C. O. M.* Es ziemt dem Verfasser nicht, seine Arbeit im Vergleich zu den bisher erschienenen Karten des alten Griechenlands geltend machen zu wollen; um so mehr darf er die eben so kräftige wie saubere Behandlung rühmen, welche die Karte unter den Händen der Kupferstecher, J. und C. Walker, erfahren hat. Wie die Karte des Peloponnes in den Doriern durch Darlegung der Quellen und Combinationen, auf denen sie beruht, begründet worden war: so hielt es der Verfasser für zweckmäßig, auch dieser Karte eine Rechtfertigung beizugeben, welche in der Uebersetzung Appendix VII erschienen ist. Diese wird nun in die Muttersprache zurückübersetzt auch in Deutschland mit der Karte ausgegeben; sie ist in

### B r e s l a u

verlegt und führt den Titel: Zur Karte des nördlichen Griechenlands von K. D. Müller. Beylage zu dem Werke desselben Verfassers die Doriern. Nebst der Karte im Verlage von Joseph Marx und Komp. 37 Seiten in Octav. Es versteht sich, daß diese



Beilage nicht so in das Einzelne eingehen konnte, wie die zum Peloponnes; die Untersuchungen über die Geographie Attika's und Böotiens, die einer Karte zum Grunde liegen müssen, würden, auch mit der größten Wortkargheit angedeutet, einen viel größern Raum erfordert haben. Aber gerade für diese cultiviertesten Gegenden des alten Griechenlands konnte der Verfasser am meisten auf schon vorliegende Arbeiten, zum Theil eigne, zum Theil anderer deutschen und Englischen Gelehrten, verweisen. Dagegen meinte er die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, für die sehr wenig bearbeitete und doch namentlich für die Mythengeschichte so wichtige Geographie Thessaliens, welche ein ganz von vorn beginnendes Studium fordert, einige Hauptpunkte ausführlich zu erörtern. Er ist begierig zu erfahren, ob es darnach auch Andern so wie ihm scheint, daß sowohl die Abtheilungen Thessaliens in historischer Zeit, als auch die mythisch berühmten Landschaften, namentlich das Thessalische Aeolis, bestimmter begränzt und klarer gesondert erscheinen, und dadurch zugleich für die specielle Ansetzung der einzelnen Ortschaften des alten Thessaliens ein sicherer Leitfaden gewonnen ist.

R. D. M.

### H a m b u r g.

In der Herold'schen Buchhandlung: Ueber die Vortheile des flachen Eineggens der Saat. Aus einem Briefe an den verstorbenen Professor Karsten in Rostock, vom Freyherrn von Boght. VI und 39 Octavseiten. Mit drey Steindrucktafeln. 1831.

Der berühmte Verfasser der vorliegenden, im Jahr 1828 geschriebenen und ihrem Hauptinhalte nach in Karsten's Mecklenburgischen Annalen abgedruckten Abhandlung entschloß sich zur abermaligen Herausgabe derselben, weil er durch fortgesetzte Versuche immer mehr von den großen Vortheilen sich überzeugete, welche die Befolgung der von ihm empfohlenen Methode gewährt und er daher wünschte, daß seine Schrift eine größere Publicität erhalten möchte, als ihr durch jene Zeitschrift zu Theil werden konnte. Die in Burger's Lehrbuch der Landwirthschaft mitgetheilten Erfahrungen über den Einfluß des tieferen und flacheren Unterbringens der Saat veranlaßten Herrn Freyherrn von Boght selbst Versuche über diesen wichtigen, aber bisher wenig beachteten Gegenstand, zuerst im Kleinen und darauf im Großen anzustellen; welche sämmtlich das Resultat ergeben haben, daß bey einem sorgfältig bearbeiteten Boden, das flache Säen große Vorzüge hat. Obige Abhandlung enthält nun nicht allein den Bericht über die zu Flotbeck gemachten Versuche (in einer Nachschrift die im Jahre 1829 gesammelten Erfahrungen); sondern auch eine Nachweisung, wie die Resultate derselben mit den Lehren der Pflanzenphysiologie im Einklange sind; wobey durch treffliche Zeichnungen der Einfluß des tieferen und flacheren Säens auf die Ausbildung der Pflanzen von Hafer und Roggen erläutert worden. Außerdem sind genaue Abbildungen von den Uckergeräthen beygefügt, die zu Flotbeck zur Auflockerung der Oberfläche und zum möglichst sicheren, flachen, gleichmäßigen, wohlfeilen und schnellen Unterbringen der Saat angewandt werden.

Indem wir dem würdigen Verfasser unseren Dank für diese eben so interessanten als nütz-

lichen Mittheilungen bezeugen, erlauben wir uns zugleich den Wunsch auszusprechen, daß einsichtsvolle Landwirthe verschiedener Gegenden Versuche über den Einfluß der Tiefe der Bedeckung der Saat auf die Ausbildung der Pflanzen und den Ertrag der Ernten, bey abweichenden Bodenarten und mit mannigfaltigen Fruchtarten anstellen und die Resultate derselben bekannt machen möchten, weil es einleuchtet, daß die vortheilhafteste Tiefe der Bedeckung nach der Verschiedenheit der Gewächse und den abweichenden Beschaffenheiten von Boden und Klima sehr abändern muß. Das Verfahren welches zu Flotbeck günstige Resultate gab, wird ohne Zweifel bey anderen Localverhältnissen keinen ganz gleichen Erfolg haben können. Es darf dabey nicht übersehen werden, daß bey einem stark gebundenen und weniger reinen Boden die Schwierigkeit der vollkommenen Auslockerung der Krume, dem seichten Unterbringen der Saat größere Hindernisse in den Weg stellt; daß sie in bergigen Gegenden, wegen mancher Verhältnisse, im Allgemeinen weniger anwendbar ist als in der Ebene; so wie auch die Ackergeräthe, welche in der Ebene mit großem Vortheile zur Pulverisirung der Oberfläche und zur Bedeckung des Saamens angewandt werden können, in bergigen Gegenden oft nicht brauchbar sind.

### B r e m e n.

Bremisches Magazin. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von Dr. Ferdinand Donandt. Erster Jahrgang, Erstes Heft. 1831. 32 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, dem wir die gelehrte Geschichte des Bremischen Stadtrechts ver-

danken (G. g. A. 1830. St. 122) eröffnet hier eine Zeitschrift, welche, seiner Vaterstadt gewidmet, das öffentliche und bürgerliche Leben derselben darstellen soll. Daß jede größere Stadt, vor allen aber freye Handelsstädte, eines solchen Organs bedürfen, bedarf keines großen Beweises, zumal wenn es, wie in Bremen, gänzlich daran mangelt. Der Ausdruck bürgerliches Leben, soll aber in seinem ganzen Umfange genommen werden, so daß nicht bloß von Verfassung und Verwaltung, sondern auch von Handel, Gewerbe und Sitten darin die Rede seyn wird. Es wird daher nur der Theilnahme der besseren Köpfe aus verschiedenen Ständen bedürfen um dieses Magazin, dem es an Stoff nicht fehlen kann, zu einem der nützlichsten für das dortige Publicum zu machen, und mit Recht wünschen wir ihm den besten Fortgang. Das erste Heft enthält außer einem Vorwort über Zweck und Plan der Zeitschrift, zwey Aufsätze: über landständische Vertretung der Bewohner des Stadtgebiets, welche mit Recht in Schutz genommen wird, und Bremische Criminalfälle, die Verurtheilung und Hinrichtung eines Mörders, Junge, 1787 betreffend, wo noch dem Stadtvogt, als Hannoverschem Beamten, das Recht des peinlichen Halsgerichts zustand; welches, da Hannover auf seine dortigen Rechte und Besizungen im Jahre 1803 verzichtete, jetzt wegfällt. Die Procedur in plattdeutscher Sprache ist hier aus den Acten vollständig eingerückt, ein interessanter Beytrag für die Geschichte des Criminalprocesses.

Hn.

---

# G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

72. Stück.

D e n 7. M a y 1 8 3 1.

---

L e i p z i g.

Bey Focke: Das Corpus juris ins Deutsche übersetzt von einem Vereine Rechtsgelehrter und herausgegeben von D. Carl Ed. Otto, D. Bruno Schilling, Professoren der R. an der Univ. Leipzig und D. C. Fr. Ferd. Sintenis, als Redactoren.

Von diesem heftweise erscheinenden Werke sind uns die acht ersten Hefte auf acht und funfzig Bogen zugekommen, welche den ersten Band ausmachen, und außer den Institutionen die zwey ersten partes der Digesten enthalten. Zur Erfüllung des Wunsches, unsere Anzeigen möchten nicht bloß das Unternehmen selbst bekannt machen, wozu sie wohl nicht erst nöthig sind, sondern es auch einigermaßen beurtheilen, durch den Unterz., gehören zwey Punkte, wie ihm der Gedanke überhaupt, und wie ihm die Ausführung erscheint. Uebersetzungen aller Arten von

Büchern, auch der heiligen, sind etwas, dessen Bedürfniß man schon beynahе so lange gefühlt hat, als es schriftliche Aufsätze in verschiedenen Sprachen, die von einander als gleichzeitig oder in verschiedenen Zeiten vorhanden wußten, gegeben hat. Was namentlich unsere alten oder gelehrten Sprachen betrifft, so hat man schon längst nicht nur das Hebräische und Griechische Lateinisch gemacht, sondern auch beides und selbst das ursprünglich Lateinische, in lebende Sprachen übertragen, damit auch Diejenigen, welchen die gelehrten Sprachen entweder ganz fremd oder doch weniger geläufig seyen, von dem Inhalte und auch wohl von der Form einen Begriff bekommen könnten, wie wenn keines von beiden bey ihnen der Fall wäre. Namentlich von dem Corpus juris hat schon Gobler, der an solchen Dingen eine eigene Freude hatte, die Institutionen übersezt, und seine Arbeit hat wenigstens mehrere Auflagen erlebt, was bey andern Büchern dieser Art, wovon noch französische Digesten von Gougis du Favril im J. 1804 S. 1062 angezeigt worden sind, schwerlich der Fall ist. An das Ganze hat sich, so viel der Unterz. weiß, noch niemand gewagt, und allerdings würde es ziemlich bändereich und ziemlich kostbar werden. Nicht-Juristen würden es schwerlich lesen, und den Leuten vom Fache muthet man doch immer zu, daß sie das Lateinische, auch wenn sie, wie die Vorrede es alsdann bezweifelt, schon seit 30 Jahren die hohe Schule verlassen haben, verstehen können. Mit dem Griechischen war es schon im sechzehnten Jahrhundert anders, da vermiste man bey Theophilus bald eine Uebersetzung, damals freylich noch nur ins Lateinische und selbst Cujacius gab ein Buch der Basiliken nur in

einer lateinischen Zurückübersetzung heraus. Seitdem sind nun freylich lateinische Vorträge auch bey den Juristen in Deutschland fast ganz abgekomen und neue lateinische Bücher werden so viel weniger geschrieben, daß wohl allerdings die Beyspiele selten seyn mögen, wo Leute unseres Fachs lieber, oder auch nur eben so gern, lateinisch als deutsch schreiben oder lesen, wenn nämlich bey Letzterem das Lateinische nicht wegen seiner besonderen Schönheit oder wegen seiner Echtheit den Vorzug verdient. Es gibt in unserem Corpus juris so viele Stellen, mit denen man sich auch bey Streitigkeiten beschäftigt hat, daß bey oder ohne Verschiedenheit der Lesarten gar oft der Sinn zweifelhaft ist, und da sollte man denn, wie freylich auch weder bey der vulgata noch bey Luther der Fall ist, gar oft, wenigstens zwey, auch wohl noch mehr Uebersetzungen derselben Stelle haben. Was man schon oft als einen Vortheil von Uebersetzungen gerühmt hat, daß man sie als einen beständigen (den Ausdruck einen 'fortlaufenden' hat man schon in einem spöttischen Sinne genommen) Commentar gebrauchen könne, hängt denn freylich gar sehr davon ab, wer der Uebersetzer sey, ob man es irgend der Mühe werth halte, zu wissen, welcher Bedeutung gerade er beytrete. Man könnte auch dabey immer den Abdruck des Textes in der Ursprache wünschen, was denn allerdings ein solches Unternehmen noch weitläuftiger machen würde. Aber auf jeden Fall ist es hier wie bey fast allen menschlichen Dingen, Alles kann gut seyn wenn die Leute gut sind, die sich damit beschäftigen. Wenn man dem Unterz. zu Gemüth geführt hat, er müsse für Uebersetzungen aus einer alten Sprache ins Deutsche, auch bey juristischen

Dingen seyn, denn einmahl habe er selbst (das Bruchstück von der lex Rubria und das in der zu Heraklea gefundenen Tafel) übersetzt und die deutsche Uebersetzung des Theophilus (von Hn. SConferenzR. von Wüstemann) gar sehr empfohlen; so treten dabey doch in jedem dieser Beispiele wieder besondere Umstände ein, die, auch ohne daß er bey seiner eigenen Arbeit sich ein vorzügliches Gewicht beyzulegen brauchte, so etwas doch weit eher rechtfertigen, als eine Uebersetzung des ganzen Corpus juris. Beides, vollends die Stücke, die er übersetzt hat, sind sehr viel kürzere Aufsätze und bey der lex Rubria war noch ein förmlicher Commentar neben der Uebersetzung zu dem in Deutschland damals zuerst gedruckten Texte hinzugekommen, Theophilus aber ist ja ein griechisches Buch und bey diesem wird eine deutsche Uebersetzung durch eine lateinische gewiß nicht überflüssig, vorausgesetzt, daß jene nicht aus dieser, sondern so gut wie diese aus dem griechischen Texte gemacht worden ist. Wer Griechisches in einem deutschen Buche lateinisch anführt, setzt sich doch gar zu leicht dem Verdacht aus, daß das Lateinische ihm für das Original gelte, ausgenommen, versteht sich, wo die lateinische Uebersetzung, wie bey der kirchlichen und bey unserer vulgata, noch ein besonderes Ansehen hat. Was die Ausführung anbetrifft, so hat denn auch wieder die Größe eines solchen Unternehmens den nachtheiligen Einfluß, daß, abgesehen von dem allerdings auch möglichen Falle, wo ein einziger Mann einen großen Theil seines Lebens darauf wendete und erst etwa nach einem Jahrzehende den Druck anfangen ließe, es kaum anders seyn kann, als daß mehrere sich dazu vereinigen, oder auch wohl



von einem Unternehmer, er sey der Verleger oder selbst einer der Uebersetzer, dazu vereinigt werden. So etwas nennt man denn eine Fabrikarbeit, ohne immer genug zu bedenken, daß doch auch viele geschätzte Werke, z. B. die sogenannten Encyclopädien nach alphabetischer Ordnung oder was einem Recensenten am nächsten liegt, alle allgemeinen Recensier-Anstalten nur auf diese Art zu Stande kommen. Dabey sind denn immer, wenn auch nicht genannte und ungenannte, doch wenigstens bekannte, wenn es gut geht von einer günstigen Seite bekannte, und unbekannt beyammen, wie denn auch auf dem Umschlage des uns zugekommenen Exemplars, der nur für die achtzehn (eigentlich wie es hier oft vorkommt nur siebenzehn und ein Blatt vom achtzehnten, worauf denn gleich das neunzehnte folgt, weswegen denn auch das Ganze auf 58 Bogen nur 906 S. enthält) ersten Bogen bestimmt war, welche Herr D. Sintenis ausgearbeitet hatte, nun hinter diesem Namen ein großes etc. steht, zu dessen Erläuterung hier noch angegeben seyn mag, das zweyte Buch mit einem neuen Titelblatte, worauf denn auch wiederholt ist, es gehöre zum ersten Theil (der ersten pars wäre weniger zweydeutig) sey von Hn. M. Heimbach, dessen Dissertation im vorigen Jahrg. S. 1685 rühmlich erwähnt ist, unter der Redaction, wie sie heißt, des Hn. Prof. Otto, das dritte Buch von Hn. M. Schneider, unter derselben Redaction, das vierte Buch von Hn. Prof. Otto selbst, das fünfte bis elfte Buch, wobey nur ein gemeinschaftliches Titelblatt den zweyten Theil bezeichnet ohne weder den Namen desselben, noch seinen davon bekanntlich sehr verschiedenen Inhalt irgend zu erwähnen, wieder von

Hr. D. Sintenis, welcher denn also nach dem bisherigen wohl der Hauptunternehmer scheint. Von der Fortsetzung ist noch nichts weiter bestimmt, als daß der Verleger verspricht, oder doch bey dem ersten Hefte versprach, jeden Monat wenigstens ein Hefte, acht Bogen stark, zu einem halben Thaler zu liefern, die Käufer seyen aber nicht gebunden die Fortsetzung anzunehmen. Der Unterz. würde nun nicht so leicht auf den Gedanken kommen, dieß sey vielleicht ein Vorspiel zu der von der andern Seite vorbehaltenen Freyheit des Verlegers, auch wo es ihm beliebt abzubrechen, wenn nicht neulich in der allg. jurist. Zeitung bey einer ähnlichen Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht worden wäre, man habe gar keine Sicherheit, daß ein Werk welches so heftweise erscheint, auch vollendet werde. Dieß war von Ausgaben des C. J. civilis und canonici in der Ursprache gesagt, wobey man denn freylich eher annehmen kann, wer eine kaufen wolle, verliere sein Geld, wenn er nur eine unvollständige Ausgabe bekomme, als dieß bey einer Uebersetzung der Fall ist, von welcher ja auch wohl jedes einzelne Stück seinen Werth hat.

Der Haupt-Uebersetzer bey dem bisherigen, daß man so ungefähr auf den vierten Theil der Institutionen und Digesten, nicht viel mehr als den achten Theil des Ganzen, und dem Preise nach also das Ganze zu 30 Thalern anschlagen könnte, ist also Hr. Dr. Sintenis, von welchem die Zuschrift an den Herzog von Dessau und die Vorrede den Leser belehren, daß er in Berlin lebt, also wahrscheinlich ein Verwandter des noch vor etwa 40 Jahren da gewesenen moralischen Schriftstellers ist. Bey den Institutionen trifft

Herr Dr. S., wohl nicht sehr erwünscht, mit der Rosbergerischen Uebersetzung zusammen, von welcher der Unterz. wohl eher gestehen darf, daß er sie nie gesehen hat, als Herr Dr. S. daß er sie nur aus flüchtiger Anschauung kenne, weil seine Handschrift zum Drucke abgegangen sey, ehe er sie zu vergleichen Gelegenheit gehabt habe. Ein hinreichender Grund, sie nicht zu beurtheilen, ist dieß für ihn wohl nicht, denn so unangenehm es auch seyn mag, Fehler in der Arbeit eines Andern aufzusuchen, so ist ein Schriftsteller, der etwas so eben Uebersetztes wieder übersetzt, doch fast dazu genöthigt, um zu zeigen, daß er nichts ganz Ueberflüssiges gethan habe. Um bey dieser Uebersetzung doch einiges einzelne auszuheben schränkt sich der Unterz. auf einige Bemerkungen ein, die ihm beym Nachschlagen nach einem Paar besonders bekannten Stellen aufgefallen sind. Also bey der Untereinanderstellung der Kinder unter die Eltern, um die Berechnung der Grade anschaulich zu machen, ist es sehr zu loben, daß sie hier nicht fehlt, wie dieß zwar gewöhnlich, aber doch eben so unbegreiflich geschieht, wie wenn in einem geometrischen Buche die Figur weggelassen würde, von welcher es im Texte hieße, sie sey zum bessern Verstehen hinzugefügt. Aber freylich heißt es bey dem Titel *de servili cognatione* nur, mehrere Ausgaben hätten ihn, da ihn doch leider fast alle haben, so daß ein nun verstorbener sehr beliebter Professor, welcher Jahr aus Jahr ein die Institutionen nach der Titelfolge las, an dem hiesigen Corpus Juris es nicht genug tabeln konnte, wie ein ganzer Titel darin fehle. Dann ist aber die neu entworfene Uebersicht auch in gar manchen Stücken nicht zu loben, ein Theil der Sei-

tenverwandten, z. B. die Brüder, stehen bey der aufsteigenden, und ihre Kinder bey der absteigenden Linie, da doch wohl die freylich nur in den letzten Rechtsgeschichten also mit lateinischen Namen, nicht aber in dem heutigen römischen Rechte, wo die deutschen Namen seyn sollten, versuchte Zusammenstellung bey weitem natürlicher scheint. Urenkel heißen hier nicht die Kinder der Enkel, sondern die Kinder der Enkel von den Enkeln, die *adnepotes*. Im § 1 Inst. 3. 9. (10) ist *remota honorum possessione* gegeben: wenn der Nachlaß-Besitz wegfällt, da es bey Theophilus viel besser heißt *καὶ μὴ αἰτησῶσι τὴν διακατοχὴν*. Am Ende dieses Titels ist 'Anzeige macht' wohl bestimmter als *indicium ostenderit* (zu erkennen gibt), aber auch wohl zu bestimmt. Die Ueberschrift des zwölften Titels 'de successione, . . . per honorum venditionem' ist gegeben . . . von der Erbfolge u. s. w. welches deutsche Wort doch sicher einen Todesfall voraussetzt. Der 13te Titel *de obligationibus* darf gewiß nicht gegeben werden 'von den Verbindlichkeiten' sondern das Wort *Obligationes* muß man ebensowohl beybehalten wie das Wort *Interdicte*, weit mehr als wie in der Vorrede C. XXI gesagt wird, daß *praeses* in *Präsident* verwandelt werden könne. Vor den *Digesten* steht die *Constitution* an die *Antecessoren*, welche allerdings in der ältesten Handschrift der *Digesten* auch da steht, und zwar zwischen den die *Digesten* allein betreffenden *Verordnungen*, die wir im *Constitutionen-Codex* 1, 17 *de veteri jure enucleando* haben, man nennt diese *Constitution* auch oft genug das *prooemium digestorum*, es ist aber leicht einzusehen, daß sie auch auf *Institutionen* und *Codex* geht, also eigentlich in

einer Ausgabe des ganzen Corpus Juris ganz vorn stehen soll. Hier ist nun die Ueberschrift *de conceptione digestorum*, welche zur Constitution *Deo auctore*, von welcher hier aber gar nichts gesagt ist, paßt, beybehalten, da diese hier allein gelieferte Constitution eben so gut zu der darauf folgenden Ueberschrift, *de confirmatione* u. s. w. oder eigentlich zu keiner von beiden gehört. Die Worte *'per semet ipsos recitare'* hält der Verfasser in einer eigenen Anmerkung für ganz einerley mit dem im §. 5 mehrmahls vorkommenden *legere*. Noch eine kleine Merkwürdigkeit ist die lange und mit einer Zeichnung erläuterte Anmerkung zu der letzten Stelle 8, 3. Uebrigens ist bey jeder Stelle in den Digesten die Angabe, woher sie genommen ist, bloß lateinisch, die Ueberschrift eines jeden Titels zwar im Columnentitel bey Institutionen und Digesten bloß lateinisch, im Texte selbst aber lateinisch und deutsch, wahrscheinlich weil vorausgesetzt wird die Citate würden immer nach den Rubriken bezeichnet. Daß die Angaben, woher jede Stelle in die Digesten gekommen sey, sehr viel kürzer seyn könnten, wenn sie sich bloß auf eine, natürlicher Weise mit abzudruckende, Tabelle der drey oder vier Blumischen Reihen bezöge; also z. B. gleich bey der ersten Stelle statt *Ulp. Lib. I. Inst.* bloß hieße *S. 14. c. 1* ist wohl einleuchtend, der Unterz. ist aber sehr weit entfernt zu tadeln, daß es gerade hier nicht geschehen ist, da er sehr wohl weiß, wie viele vortreffliche Schriftsteller ihn darüber tadeln, daß er auf diese Hypothese, wie sie es nennen; so viel Rücksicht nehme.

## P a r i s.

Bey Firmin Didot Gebrüder: Mémoires de l'Académie royale des Sciences de l'Institut de France. Tome IX. CCIX und 684 Seiten in 4.

Abhandlung über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, von Poisson. Der Verfasser sucht hier die Gleichungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten dadurch zu bilden, daß er dieselben als ein Aggregat von Moleculen betrachtet, die durch leere Räume, in denen sich keine ponderable Materie befindet, von einander getrennt sind. Auf dieselbe Weise hat derselbe schon früher die Bedingungen des Gleichgewichts und der Bewegung fester elastischer Körper untersucht. Die Grundsätze, auf welche sich die analytische Behandlung dieses Gegenstandes stützt, sind folgende: die Dimensionen der Moleculen und der leeren Räume zwischen ihnen, sind unsern Sinnen unmerklich, und zwar so klein, daß eine gerade Linie, die fast als verschwindend betrachtet werden kann, eine große Menge dieser Molecules enthalten kann. Die Molecules selbst ziehen einander an, werden aber zugleich vermöge der ihnen zugehörigen Wärmematerie von einander entfernt. Beide Kräfte, die Anziehung der Massentheilchen, und die Abstoßung der Wärmematerie nehmen sehr schnell ab, und äußern eine merkliche Wirkung nur auf unmerkliche Entfernungen. Jedenfalls muß man aber annehmen daß die Halbmesser der Wirkungssphären beider Kräfte gegen die gegenseitige Entfernung der Massentheilchen äußerst beträchtlich sind, und daß die schnelle Abnahme

dieser Kräfte erst in solchen Distanzen anfängt, die ein beträchtliches Multiplum der Zwischenräume der Massentheilchen ausmachen. Ohne diese Annahme könnte man bey allen denjenigen Körpern, welche nicht crystallisirt sind, bey denen also keine regelmäßige Anordnung der Massentheilchen Statt findet, den analytischen Calcul nicht anwenden, indem die Mittelkraft der Anziehungen und Abstoßungen auf ein bestimmtes Massentheilchen sich nicht als eine der Continuität unterworfenene Function der Coordinaten dieses Massentheilchen ausdrücken ließe. Unter dem Ausdruck Molecularwirkung versteht der Verfasser den Ueberschuß der Abstoßung gegen die Anziehung zweyer Molecüle, welche Kraft für alle einzelne Punkte eines solchen Molecüls (denn obgleich die Molecüle als die Elemente des Körpers in physischer Rücksicht untheilbar sind, so kann man dieselben doch in mathematischer Rücksicht, wo es nicht auf die absoluten Dimensionen eines Körpers ankommt, immer wieder in unendlich viele Theile zerlegen) nicht eine und dieselbe zu seyn braucht. Man kann dieselbe also in zwey Theile zerlegen, wovon der eine ihren Mittelwerth enthält, und für alle Punkte des Massentheilchens gleich ist, der andere hingegen von einem Punkte zum andern, sowohl der Intensität als der Richtung nach sich ändert. Die erstere, die Hauptkraft, wird allein in diesen Untersuchungen berücksichtigt; die andere, die secundäre Kraft, bringt die chemischen Verbindungen, die Form und gegenseitige Lage der Massentheilchen, und daher die regelmäßige Vertheilung derselben in crystallisierbaren Körper hervor. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß die Wirkungssphäre der Haupt-

Kraft ausgedehnter ist, als die der secundären. Man denke sich nun durch irgend einen Punct im Innern der Flüssigkeit, den wir durch *M* bezeichnen wollen, eine gerade Linie gezogen, deren Länge zwar unmerklich aber doch beträchtlich genug ist, um eine sehr große Anzahl von Massentheilchen zu treffen. Der zwischen zwey auf einander folgenden Massentheilchen befindliche Zwischenraum kann zufällig sich längs dieser Linie auf eine sehr unregelmäßige Art ändern; allein theilt man die ganze Länge dieser Linie, durch die Anzahl der auf ihr befindlichen Massentheilchen, so erhält man einen mittlern Zwischenraum, welcher für jede Lage der Linie gleichen Werth hat, und bey Flüssigkeiten von homogener Dichtigkeit, wird auch die verschiedene Lage des Punctes in der Flüssigkeit keinen Einfluß auf diesen mittlern Werth haben. Die charakteristische Eigenschaft der vollkommenen Flüssigkeiten besteht nun darin, daß wenn auf ihre Oberfläche irgend ein Druck ausgeübt wird, hierdurch eine gleichförmige Näherung der Molecules hervorgebracht wird, und daher der mittlere Zwischenraum derselben immer noch nach jeder Richtung der Linie, die durch den Punct *M* gezogen wird, einerley Werth behalten muß. Man sieht leicht daß dieser letztere Umstand bey festen Körpern nicht Statt findet, indem wenn an der Oberfläche eines festen, jedoch zusammendrückbaren Körpers, eine Kraft angebracht wird, der mittlere Zwischenraum von einem Punct im Innern des Körpers aus gerechnet, nach verschiedenen Richtungen auch verschiedene Werthe besitzen muß. Nach diesen angeführten Principien berechnet nun der Verfasser die Gleichungen des Gleichgewichts im Innern irgend einer Flüssig-



keit, den im Innern Statt findenden Druck, die Bedingungen des Gleichgewichts, die an der Trennungsfläche zweyer auf einander liegenden Flüssigkeiten Statt haben, und endlich die Gleichung des Gleichgewichts an der freyen Oberfläche einer nicht zusammendrückbaren Flüssigkeit. Auf die Darstellung des bey diesen Untersuchungen geführten Calculs können wir uns nicht einzulassen, müssen aber bemerken, daß derselbe nicht überall die Klarheit besitzt, die man wohl verlangen dürfte. — Bemerkung über die Wurzeln der transcendente Gleichungen von Poisson. Hier zeigt der Verfasser, daß Fourier ein sich auf algebraische Gleichungen beziehendes Gesetz, rücksichtlich der Realität ihrer Wurzeln mit Unrecht im Allgemeinen auch auf transcendente Gleichungen ausgedehnt hat, indem derselbe eine Gleichung aufstellt, in welcher dieses Gesetz nicht Statt findet, das sich folgendermaßen kurz aussprechen läßt: Ist  $X = 0$  eine algebraische Gleichung,  $X' = 0$ ,  $X'' = 0$  u. s. w. ihre Differentialcoefficienten, und gibt eine Wurzel irgend einer der Gleichungen  $X = 0$ ,  $X' = 0$ ,  $X'' = 0$  u. s. w. wenn dieselbe in die nächst vorhergehende und in die nächst folgende substituiert wird, Werthe mit entgegengesetzten Zeichen, so wird die Gleichung  $X = 0$ , lauter reelle Wurzeln haben. — Auszug aus einer Abhandlung über die Integration der partiellen Differentialgleichungen von Cauchy. Auszug aus einer Abhandlung über einige Reihen die der von Lagrange ähnlich sind, über die symmetrischen Functionen, und über die directe Bildung der Gleichungen, die aus der Elimination der unbekanntten

Größen aus gegebenen algebraischen Gleichungen entstehen, von Cauchy. Abhandlung über die Bewegung eines Systems von Moleculen, die sich auf sehr kleine Entfernungen anziehen und abstoßen, so wie über die Theorie des Lichts, von Cauchy. Der Verfasser gibt in dieser drey Seiten langen Abhandlung nur folgende Resultate an, ohne den Calcul auseinander zu setzen, der ihn zu diesen Behauptungen geführt hat: Ist ein System von Moleculen so beschaffen, daß die Elasticität nach allen Richtungen gleich ist, so bringt eine Erschütterung, die in irgend einem Punkte desselben entsteht, zwey Wellen hervor die sich mit constanter aber ungleicher Geschwindigkeit bewegen; eine derselben verschwindet, wenn die anfängliche Ausdehnung des Volumens Null ist. Hat ein System von Moleculen eine solche Beschaffenheit, daß die Elasticität in einer jeden Richtung senkrecht auf eine Axe dieselbe ist, so enthalten die Gleichungen der Bewegung mehrere Coefficienten die von der Beschaffenheit des Systems abhängig sind, und man kann die Coefficienten so bestimmen, daß eine jede Erschütterung drey Wellen hervorbringt, die eine Oberfläche vom zweyten Grade bilden. Vernachlässigt man außerdem die Welle, welche mit der anfänglichen Vermehrung des Volumens verschwindet, so reduciren sich die Oberflächen der beiden übrigen Wellen, auf die einer Kugel und eines durch Umdrehung entstandenen Ellipsoids, so daß man hier die Geseze wieder findet, nach denen Huygens die doppelte Brechung in den einaxigen Crystallen erklärt hat. — Analytischer Beweis eines von Savart rück-

sichtlich der Schwingungen fester und flüssiger Körper entdeckten Gesetzes, von Cauchy. Der Verfasser bezieht sich in dieser zwey Seiten langen Abhandlung bloß auf seine Exercices mathématiques. Abhandlung über die Drehung und die bey der Drehung Statt findenden Schwingungen eines rechtwinklichten Stabes, von Cauchy. Statistische Untersuchungen über den jetzigen Zustand der Eisenhämmer in Frankreich im Jahr 1825 von Herrn de Villefosse. Statistische Untersuchungen über die Metalle in Frankreich von Herrn de Villefosse. Abhandlung über die Messung und Berechnung des Azimuths bey der Bestimmung der geographischen Längen von Puissant. Abhandlung über das Verhältniß der Geburten der Knaben und der Mädchen von Poisson. Abhandlung über den Ausfluß elastischer Flüssigkeiten aus Gefäßen und durch Leitungsröhren von Navier. Der Verfasser untersucht die Bewegung der Flüssigkeiten vermittlest der schon von Bernouilli und d'Alembert angenommenen Hypothese des Parallelismus der Schichten, und vergleicht die Resultate mit den Beobachtungen, um die zur Correction dienenden Coefficienten der Ausflußwege zu finden. Untersuchungen über die Elasticität der Körper, die regelmäßig crystallisiren, von Savart. Bis jetzt hat man sich zweyer Mittel bedient, um die innere Structur der Körper kennen zu lernen, nämlich erstens der Spaltung bey regelmäßig crystallisirten durchsichtigen und undurchsichti-

gen Körpern; zweitens der Veränderungen, welche die durchsichtigen Körper in der Fortpflanzung des Lichts hervorbringen. Der Verfasser zeigt nun wie man an andern Substanzen, durch die bekannten Klangfiguren, die Richtungen der Elasticitätsaxen auffinden kann, und untersucht zu diesem Zweck die Figuren, welche Scheiben von Holz und von Bergcrystall geben. Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen, begnügen wir uns mit der Angabe der Ueberschriften, die den Inhalt hinreichend angeben. Einige Betrachtungen über die bössartigen Faulsieber von Portal. Untersuchungen über die halbkreisförmigen Canäle in den Ohren der Vögel und der Säugethiere, von Flourens. Neue Versuche über das Nervensystem, von Flourens. Beobachtungen und Bemerkungen über die Natur und die Behandlung der mit Herzklopfen verbundenen Wassersucht, und vorzüglich über die Erweichung des Herzens, von Portal. Abhandlung über die Electrochemie und die Anwendung der Electricität um chemische Verbindungen hervorzubringen, von Becquerel. Abhandlung über den Cubitus der alten Aegypter, und die verschiedenen Maaßstäbe die man bis jetzt durch denselben wieder aufgefunden hat, von Girard. Neue Untersuchungen über die Structur und die Entwicklung der Samenkapsel, von Mirbel. Die den Abhandlungen vorausgeschickte Geschichte der Academie enthält die Gedächtnisreden auf Hallé, Corvisart, Ramond und Pinel von Cuvier gehalten.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

73. Stück.

D e n 9. M a y 1 8 3 1.

---

W e i m a r.

Bey W. Hoffmann: Preußens Helden.  
I. Scharnhorst. 1830. 191 S. in 8.

In einer Reihe von Biographien sollen heftweise die berühmtesten Heerführer Preußens, nicht bloß der neuesten, sondern auch der früheren Zeit, dargestellt werden. Wir glauben dieß erste Heft um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu können, da der Held desselben nicht bloß Preußen, sondern durch seine Geburt und früheren Dienste Hannover angehörte. Mit hohem Interesse haben wir diese Biographie gelesen; sie schildert den merkwürdigen Mann wahr und theilnehmend, auf eine seiner würdige Weise! Scharnhorst glänzt nicht sowohl als Heerführer, da er keinen Oberbefehl führte, aber gleichsam als unsichtbarer Schöpfer und Ordner eines Heers unter den mißlichsten Umständen, durch welches demnächst das Vaterland gerettet werden sollte. Als solcher steht er unsers Erachtens in der Kriegsgeschichte einzig da! Aber auch die

Geschichte seiner Bildung und früheren Wirksamkeit ist sehr lehrreich. Als Sohn eines Pächters, geboren 1755 zu Hämelsen, einem Dorfe im Hannöverischen, faßte er früh durch Erzählungen und Lecture Vorliebe für den Militärstand. Im Alter von 15 Jahren gelang es ihm in das von dem berühmten Grafen Wilhelm von Bückerburg auf seiner Feste Wilhelmstein im Steinhuder See gegründeten Institut, das den Zweck hatte vollendete Ingenieure und Artilleristen zu bilden, aufgenommen zu werden. Durch seine Anstrengung, seine Talente, ward er bald der Liebling des Grafen, der freylich es sich nicht konnte einfallen lassen, daß er in diesem Jüngling einen der künftigen Retter der Preussischen Monarchie heranzog. Hier also erhielt er vier Jahre lang, seine, für ihn so wichtig gewordene, wissenschaftliche Bildung. Nach dem nur zu frühen Tode seines Gönners, fand er einen zweyten an dem Hannöverischen General von Estorf, und trat als Fähnrich in dessen Dragoner-Regiment zu Nordheim. So erlernte er den Dienst der Reiterey; jedoch 1780 ward er Lieutenant im Artillerie-Regiment, und demnächst auch Lehrer an der nach seinem vortrefflichen Plan gegründeten Kriegsschule in Hannover. Hier erschien 1787 sein Handbuch für Officiere; und demnächst unter seiner Leitung das neue militärische Journal. Seine ersten Waffenproben machte er als Capitän in dem Revolutionskriege in den Niederlanden. Es war eine harte Probe! Jene in der Kriegsgeschichte unvergeßliche Waffenthat, der ruhmvolle Rückzug aus Menin, wo unter der Anführung des heldenmüthigen General Hammerstein sich ein Hannoversches Corps von noch nicht 2000 Mann durch die zehnfach starke franz-

zösische Macht unter General Moreau durchschlug. Scharnhorst, der ganz des Vertrauens seines Generals genoß, hatte daran den wesentlichsten Antheil, und mit Recht wird daher die Geschichte dieser Heldenthat — die nachher Scharnhorst jährlich in seinem Familienkreise zu feyern pflegte — ausführlich und mit Genauigkeit hier erzählt und durch einen Plan verdeutlicht. Im Jahr 1801 verließ er den Hannöverschen Dienst, und trat, auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig als Oberstlieutenant in das dritte Preussische Artillerie-Regiment. Im Jahr 1804 ward er Oberst, und von dem Könige durch eine bloß mündliche Erklärung geadelt. Nun folgten die verhängnißvollen Jahre; in der Schlacht bey Auerstädt, an der er als Generalquartiermeister Antheil nahm, ward er zweymal, jedoch leicht, verwundet; gerieth demnächst in Lübeck in Kriegsgefangenschaft, ward aber ausgewechselt, und konnte sich also nach Preußen zum Könige begeben, wo er unter General Bestoc Chef des Generalstabes ward. Er nahm an mehreren der dortigen Gefechte, vor allen an der großen Schlacht bey Eylau, bis zum Tilsiter Frieden den bedeutendsten Theil. Hier nun beginnt seine verborgene aber ruhmvolle Thätigkeit. Während der Preussische Staat darnieder lag, und selbst seine Fortdauer sehr ungewiß blieb, arbeitete Er, still aber unermüdet, an dessen künftiger Wiederherstellung; und wenn der Muth im Unglück den großen Mann bezeichnet, so steht Scharnhorst hier auf einer so hohen Stufe, wie wenige neben ihm. Während dem Preussischen Staate vorgeschrieben war nicht mehr als 42000 Mann zu halten, bildete Er, argwöhnisch bewacht, aber muthvoll, und wenn auch niedergedrückt, doch besserer Zeiten harrend, ein Heer von 100000 Mann; und eine

eben so starke, völlig eingeübte, Landwehr. Wie er dieß möglich machte, muß man in dem Leben selber nachlesen; seine weitem. Schicksale, bis er bey Groß-Görschen — leider! für ihn einige Monate zu früh — den Heldentod fand, sind bekannt. — Was der Biograph über den Character und das Persönliche des Mannes (der nicht zum Tugendbunde, wie man geglaubt hat, gehörte) sagt, hat auf den Verfasser dieser Anzeige einen so tiefen Eindruck gemacht, da er im Sommer 1806 Gelegenheit hatte an einem Badeorte seine Bekanntschaft zu machen, und auf mehrern einsamen Spaziergängen mit ihm das durch eigne Ansicht wahrnahm, was er hier bestätigt findet.

Hn.

### F r e y b u r g.

Im Verlage der Großherzogl. Universitätsbuchhandlung der Gebrüder Groos: Theoretisch-practische Geburtshülfe für die Hausfäugethiere, nebst 26 erläuternden lithographischen Abbildungen. Von Pantaleon Binz, practischem Veterinärarzte zu Herbolzheim im Breisgau. 1830. VI u. 358 S. 8.

Der dem thierärztlichen Publicum bereits durch seine Abhandlung über die verschiedenen Knochenbrüche der Hausthiere und deren Heilung bekannte Verf. liefert in der vorliegenden Schrift einen schätzbaren Beytrag zur Vervollkommnung eines Zweigs der Veterinärkunde, von dem wir, wie sehr richtig in der Vorrede bemerkt wird, noch kein abgeschlossenes Ganze und kein vollständiges Werk besitzen, und der sehr oft durch seine Vernachlässigung den ersten und sichersten Grund zur Verarmung vieler Familien legt. Indem Ref. der Ueberzeugung ist, daß in der practischen Nützlichkeit der Werthmesser eines solchen Buchs ruhet,



so gestehet er der Arbeit des Vf. eine vorzügliche Brauchbarkeit zu, und empfiehlt sie angehenden Thierärzten um so mehr zur Beachtung, als die ertheilten Lehren in technischer, chirurgischer, therapeutischer und pathologischer Hinsicht den Anforderungen der Wissenschaft entsprechen. Der theoretische Theil der Schrift, besonders was Anatomie und Physiologie betrifft, ist weniger gut ausgefallen und läßt wünschen, daß der Vf. bey einer neuen Auflage des Buchs ihn mit mehr Gründlichkeit als jetzt geschehen bearbeiten möge. Nicht minder verdient die Schreibart des Verfs. eine Rüge, sie ist schwerfällig, öfters unverständlich, verworren und macht mit den hin und wieder vorkommenden Provinzialismen einen unangenehmen Eindruck auf den Leser. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte und jeder Abschnitt nach Verschiedenheit der Gegenstände in mehrere Kapitel. Der erste Abschnitt ist dem theoretischen Theil der Geburtshülfe gewidmet, und zwar handelt der Vf. im ersten Kap. vom anatomischen Theil der Geburtshülfe, im zweyten von der Physiologie des Sexualsystems und im dritten vom Geburtsgeschäfte. Nach dem Verf. besteht die Gebärmutter aus folgenden drey Häuten: 1. aus der innern Schleimhaut; 2. aus der fibrösen und Muskelhaut; 3. aus der fibrösen Haut die eine Verdoppelung des Bauchfells ist. Diese höchst unklare Darstellung möchte eben so wenig Rechtfertigung finden als die Behauptung, daß die *membrana decidua crassa* dem Ey zur Nahrung diene und nach zwey Monaten in die Substanz des Mutterfuchens selbst eindringe. An einem anderen Ort heißt es, daß das Funge durch die Einsaugung und Absonderung des *liquor amnii* ernährt werde. Die allmähliche Entwicklung des jungen Thiers ist gut beschrieben, eben so die Lage des Fötus. Um bey den wiederkäuenden Hausthieren ihre

Trächtigkeit, bevor sich äußere Merkmale derselben offenbaren, zu erkennen, wird folgendes Mittel empfohlen. Man läßt von der Milch welche Morgens gemolken wird, einige Tropfen in ein Glas frisches Wasser fallen; sinkt die Milch in dem Glase zu Boden, so soll das Thier trüchtig seyn, löst sie sich aber in dem Wasser auf und schwimmt mit demselben im Wasser herum, so ist das Thier für nicht trüchtig zu halten. Der zweyte Abschnitt umfaßt den technischen oder practischen Theil der Geburtshülfe. Erstes Kap. Technik der normalen Geburten. Zugleich trägt hier der Verf. die Behandlung der jungen Thiere vor. Zweytes Kap. Technik der regelwidrigen Geburten. Drittes Kap. Von den Manual-Operationen vor der Geburt. Sie betreffen die Erweiterung des Muttermundes, das künstliche Sprengen der Eihäute, die Manual-Operationen mit oder ohne Instrumente bey verschiedenen normwidrigen Lagen der Geburtstheile, als dem Vorfall der trüchtigen Gebärmutter, Vorfall der Mutterscheide während dem trüchtigen Zustande, und dem Abweichen eines Gebärmutterhorns in die Deffnung eines Leistenbruchs bey trüchtigen Thieren. Viertes Kap. Von den Manual- und Instrumental-Operationen zur Verbesserung normwidriger Lagen des Jungen. Sämmtliche fehlerhafte Lagen sind mit belehrenden Beyspielen belegt. Fünftes Kap. Von dem regelwidrigen Abgange der Nachgeburt. Sechstes Kap. Von der Amputation der vorgefallenen Gebärmutter. Dritter Abschnitt. Von den Krankheiten der Mutterthiere und der neugebornen Jungen gleich nach der Geburt. Erstes Kap. Krankheiten der Mutterthiere. I. Vom Blutfluß aus der Gebärmutter. II. Vom Vorfall der Mutterscheide und der Gebärmutter. III. Von der Gebärmutterentzündung. IV. Von dem Gebärmutter-Schleimflusse. V. Von dem sporadisch-typhösen

Milchfieber der Kühe. VI. Von der Entzündung des Euters. VII. Von dem Mangel an Milch. Die im zweyten Kap. abgehandelten Krankheiten der neugebornen Jungen sind: der Durchfall, die Verstopfung, Kälber- und Lämmerlähme, die Mundschwämme säugender Thiere, der trockene Hautgrind, der Nabelbruch, die allgemeine Schwäche, die Beinweiche, die Verschließung des Mastdarms und der Mutterscheide, die Verletzungen junger Thiere, die aufgedunsenen Köpfe der jungen Schweine, und der Harnfluß durch die noch nicht völlig geschlossene Harnschnur. Den Beschluß macht eine Erklärung der beygefügt lithographischen Zeichnungen. Ep.

### L e i p z i g.

Baumgärtner's Buchhandlung: Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, mit Nachweisung der Gesetze, nach welchem dieser Einfluß erfolgt, von G. Schübler, mit mehreren Tabellen und zwey Kupfertafeln. 1830. 64 S. in 8.

Schon viele Naturforscher haben sich mit der Untersuchung des Einflusses beschäftigt, welchen die Stellung des Mondes sowohl rücksichtlich der Sonne als rücksichtlich der Erde auf die verschiedene gleichzeitig eintretende Witterung ausübt; man muß aber gestehen, daß die Resultate welche aus der Vergleichung der Wetterbeobachtungen mit dem Lauf des Mondes sich ergaben, im Ganzen sehr wenig genügend ausfielen. Der Vf. des vorliegenden Werkchens hat diesen Gegenstand aufs Neue seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, wobey er hauptsächlich die atmosphärischen Niederschläge in Betrachtung zog, und sich hierzu der Beobachtungen bediente, welche von 1781 bis 1788 in München, von 1809 bis 1812 in Stuttgart, und von

1813 bis 1828 in Augsburg angestellt wurden, so daß also die zum Grunde liegenden Beobachtungen einen Zeitraum von 28 Jahren umfassen. Wir werden nun kurz erwähnen, welche Resultate der Vf. aus diesen Beobachtungen im Allgemeinen gefunden hat. Rückfichtlich des synodischen Umlaufs des Mondes fällt das Maximum des Regens zwischen das erste Viertel und den Vollmond in dem zweyten Octanten, das Minimum hingegen zwischen das letzte Viertel und den vierten Octanten, also fast diametral entgegen. Diese Zeitpunkte erleiden jedoch innerhalb eines Jahres einige Schwankungen, so daß das Maximum im Sommer dem Vollmond, im Winter dem ersten Viertel etwas näher rückt; eben so nähert sich das Minimum im Sommer mehr dem Neumond, im Winter mehr dem letzten Viertel. Rückfichtlich des anomalistischen Umlaufes des Mondes ergibt sich daß zur Zeit der Erdnähe die Neigung zu atmosphärischen Niederschlägen größer ist als wenn sich der Mond in der Erdferne befindet. Auch die verschiedene Lage des Mondes gegen den Aequator gibt eine wiewohl geringere Ursache der Verschiedenheit der Regenmenge, indem der geringste Regen zur Zeit des nördlichen Lunistitiums fällt, seine Menge sich bey dem Herabsteigen des Mondes durch den Aequator vermehrt, und zur Zeit der größten südlichen Breite das Maximum Statt findet. In Zahlen verhält sich das Minimum zum Maximum bey dem synodischen Umlauf wie 100 : 120,6, bey der Erdferne und Erdnähe wie 100 : 118,9, bey der größten nördlichen und größten südlichen Breite wie 100 : 106,9. Eben so fand der Vf. in den Monaten wo Sonnen- oder Mondfinsternisse statt fanden, eine größere Neigung zu atmosphärischen Niederschlägen, als in andern Monaten.

---

G e t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

74. 75. Stück.

Den 12. May 1831.

---

L o n d o n.

Bey Rodwell und Martin: Travels through Sweden, Norway and Finmark to the north Cape in the Summer of 1820. By A. de Capell Brooke, M. A. 1823. XVI und 433 Seiten in Quart. Der zweyte, bey John Murray erschienene Theil, unter dem besonderen Titel: A Winter in Lapland and Sweden, with various observations relating to Finmark and its inhabitants; made during a residence at Hammerfest, near the north Cape. By Arthur de Capell Brooke, M. A. F. R. S. 1827. XVI und 612 Seiten in Quart.

Der Verfasser dieses Werks gehört zwar nicht zu den eigentlich sogenannten Touristen, aber auch nicht zu den gelehrten Reisenden, obgleich das F. R. S. hinter seinem Namen steht. Nur die Neigung mit der Natur und den Menschen eines wenig besuchten Theils von Europa, durch

eigene Anschauung bekannt zu werden, führte ihn zum Norden. Man erhält daher durch diese Reisebeschreibung nicht viele neue, wissenschaftliche Aufschlüsse; aber eine ausführliche und lebendige Schilderung der Eindrücke, welche Natur und Menschen im nördlichsten Theil von Europa, auf einen gebildeten Beobachter machen. Die Darstellungen des Verfassers haben durchgehends das Gepräge von Wahrheit und Treue; und wenn sich gleich der Engländer überall zu erkennen gibt, in den Anforderungen welche die gewohnten Comforts betreffen, wie in dem lebhaften Interesse für eine gut besetzte Tafel zc., so erregen doch die darauf sich beziehenden Bemerkungen bey dem deutschen Leser keinen Unwillen, sondern nur dann und wann ein Lächeln, da beständig große Gutmüthigkeit und nicht der Grad von Einseitigkeit und Eigenheit sich ausspricht, der sich sonst so oft bey reisenden Engländern auf eine höchst unangenehme Weise kund gibt. Die Art, wie der Verfasser die Menschen beurtheilt; wie er ihre edlen Seiten freudig hervorhebt; wie er mit inniger Dankbarkeit die genossene Gastfreundschaft anerkennt; die Einfachheit, mit der er die Mühseligkeiten und Gefahren der Reise schildert; die Anspruchslosigkeit, mit welcher er einzelne Beyträge zur Naturkunde, Geographie, Statistik darbietet — alles dieses erweckt eine günstige Meinung für ihn und Interesse für seine Unternehmungen.

Der Verfasser betrat zu Gothenburg den Schwedischen Boden; reiste sodann nach Englischer Weise, ohne ein Wort von der Schwedischen Sprache zu verstehen, schnell nach Stockholm; verschaffte sich hier einen gewandten Bedienten und Dolmetscher und setzte mit diesem die

Reise über Kongswinger nach Christiania fort, von wo er sich über Dovrefield nach Drontheim begab. Die Erzählung dieser, mehrfach beschriebenen Reise enthält nichts Neues. In Drontheim hatte der Verf. die Freude, sich mit den Menschen wieder unmittelbar unterhalten zu können, da in den Norwegischen Seestädten die Kenntniß der Englischen Sprache durch den Handelsverkehr sehr verbreitet ist. Von nun an erhält der Reisebericht ein höheres Interesse, da er Gegenden betrifft, die sehr selten von Fremden besucht werden. Bis Dvergaard konnte der Verf. sein Fuhrwerk benutzen; von hier an mußte aber die Reise zu Wasser in einem Boote fortgesetzt werden. In der langen Küstenstrecke bis zum Nordcap ist wegen der unendlich vielen, tief einschneidenden Fjorde, eine zusammenhängende Landcommunication unmöglich. Die höchst beschwerliche und nicht selten gefahrvolle Fahrt ging durch den Foldenfjord und das Labyrinth von größeren und kleineren Felseninseln, welche längs der wunderbar zerschrotenen Küste, mit steilen Wänden, den Stürmen und Wellen Troß bieten, nach Bodø, am Eingange von Salten-Fjord und dann durch den Westfjord nach Tromsøe. Hier ist der Sitz des Amtmannes von Finmarken. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf vier- bis fünfhundert, unter denen funfzehn bis zwanzig Kaufleute sind. Der Reisende fand bey Hn. Sybrandt, einem von Flensburg gebürtigen Kaufmanne, eine freundliche Aufnahme. Von Tromsøe wurde die Reise nach Carlsøe fortgesetzt, wo der Verf. bey dem dortigen Pfarrer, Prästen Steen einkehrte, der ihn auf das freundschaftlichste empfing. Wohl in wenigen

Gegenden ist der Beruf des Geistlichen mit so großen Aufopferungen, Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft, als in jenen nördlichen Theilen von Norwegen. Aus der anziehenden und erhebenden Schilderung, welche der Verf. von dem Prästen Steen und der Geistlichkeit in Finmarken überhaupt macht, erlauben wir uns Folgendes mitzutheilen. 'I found Mr. Steen a serious, well informed, and sensible man. He had been educated in Copenhagen, and appeared well acquainted with natural history, to which study the clergy in the north seem to be naturally and more particularly led. He has two parishes under his care, Carlsöe and Skiervöe, both small islands. The greater part of his parishioners are Laplanders, who came in numbers in their boats to Carlsöe to church on Sunday, dressed out in their best. They all seemed to pay the highest respect to their minister.' — — 'His other church being on the island of Skiervöe, he is often necessarily exposed to great hardships and danger in attending it, the distance being thirty miles on the ocean. In the long dreary night of winter, when the cheering light of the Sun is no more seen by the inhabitants of these regions, and storms swell the main, then it is that he prefers his duty to his safety, finds no excuses even from the danger, and, entering his little boat, fearlessly and cheerfully proceeds to the performance of his sacred functions. The wife of Mr. Steen told me, that frequently in winter, when the storms were most violent, and it was dark



in the middle of the day, when her husband has been about to set off, she has taken her leave of him, as never expecting to see him again. He seemed, however, happy and contented with his lot. Medical advice and instruction for the children were, he said, most wanted, and the absence of both was severely felt. In most parts, for some hundred miles, nature is left entirely to herself there being no medical man resident; and where there happens to be one, his services are required by so many, and obtained by so few, that little benefit can be expected from them.' — 'The clergy of the north are a serious, devout, and highly meritorious class. Living in the simplicity of the ancient church, and far removed from the follies of luxury and the great world, they are meek and humble; and though their pittances are small, the stranger always finds with them a home. Arduous as their duties are, whether it be to brave the storm, or to traverse the white wastes of Lapland with sledge and rein-deer to a distant parish, perhaps 200 miles off, exposed to the piercing cold of the mountains, and liable to be overwhelmed constantly with the drifting snow which blows fiercely around, all this is cheerfully undergone by the northern divine, who in his manner of life may be proposed as an example to his brethren in the south.'

Der Reisende traf auf Carlssbe den Lemming in außerordentlicher Menge an und benutzte die Gelegenheit, mancherley Nachrichten

über diesen, für jene Gegenden höchst lästigen Gast einzuziehen. Zu den naturhistorischen Gegenständen, die außerdem die Aufmerksamkeit des Verfassers während seiner ganzen Küstenreise besonders anzogen, gehörte vor Allen die Seeschlange, welche früher in England großes Aufsehen errgt hatte, und worüber er, wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, Zeugen abzuhören sich bemühte, deren Aussagen indessen die Sache nicht vollkommen aufklärten.

In der Mitte des Augusts erreichte der Reisende Hammerfest, eine Niederlassung auf Qualøe, einer öden Insel am Eingange des Wargesundes, der mit dem Altenfjord zusammenhängt, den man als den nördlichen Schlüssel von Lappland betrachten kann, daher Hammerfest der Hauptsitz des Handelsverkehrs ist, der zwischen der Küste und dem Innern von Lappland Statt findet. Dieser Ort besteht aus wenigen um eine Kirche versammelten durch eine kleine Batterie geschützten Häusern, deren Eigenthümer Kaufleute sind. Hammerfest gegenüber, nur durch eine schmale Bucht getrennt, liegt eine ähnliche, noch kleinere Niederlassung, Fugleneß. Hier wandte sich der Reisende zunächst an einen daselbst ansässigen Landsmann, Mr. Crowe, durch den er sehr schnell mit der ganzen munteren Gesellschaft der beiden benachbarten und gute Nachbarschaft haltenden Orte bekannt wurde, die gerade am Abend seiner Ankunft bey einem der Bewohner von Hammerfest versammelt war. 'My arrival caused some little sensation' berichtet der Verfasser. 'Instead of a cold, stiff bow, and careless indifference, twenty hands were stretched out to press mine, and I was

eagerly welcomed by the whole of the party. In an instant we were all intimate; and that strong cement of hearts, punch, the nectar of the north, was immediately put round; and it was passed so often, and in such capacious glasses, that I began almost to doubt my powers.'

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Fugleneß suchte der Verfasser das Ziel seiner Reise, das Nordcap zu erreichen. Er begab sich zu dem Ende nach Giesvár, einer Fischerey = Station an der Westseite von Mageröe, wo er bey einem Hn. Kjelsberg, der ein einsames, kleines Blockhaus bewohnt, die im hohen Norden nie vergebens gesuchte Gastfreundschaft fand. Am Nordcap selbst ist wegen der Steilheit der Felsen und der Stärke der Brandung keine Landung möglich. Der Reisende schiffte daher nach Store Råften, einer Bucht, von welcher er, durch einen Lappen geführt, zu Lande sich nach dem Nordcap begab, dessen Characteristik von ihm mit folgenden Worten gegeben ist: 'Let the reader imagine a cliff exceeding in height that of Dover, and with Shakespeare's celebrated description of the latter, he may form a good idea of the North Cape, black from the polar storms, and proudly frowning upon the foaming element at its feet'. Der Verf. brachte in der Nähe des Nordcaps eine Nacht unter einem Zelte zu und trat dann seine Rückreise nach Hammerfest an. Die Jahreszeit war schon so weit vorgerückt, daß es sich ohne große Gefahr nicht ausführen ließ, noch vor Eintritt des Winters nach Drontheim zurückzukehren, wie früher die Absicht des Reisenden gewesen war. Er faßte daher den

Entschluß, in Hammerfest den Winter zu erwarten und dann auf dem Schnee die Rückreise durch Lappland zu unternehmen.

Die erste Hälfte des zweyten Theils des vorliegenden Werks enthält die Erzählung von dem Aufenthalte des Verfassers zu Hammerfest. Seine Schilderungen von den dortigen Menschen, ihren Beschäftigungen, ihrer ganzen Art zu leben, sind so lebendig und ausführlich, daß man sich, indem man sie liest, in jenen kleinen, lebensfrohen Gesellschaftskreis in der Nähe des Nordcaps versetzt glaubt. Im Winter sind die Geschäfte des dortigen Kaufmannes sehr unbedeutend. Der größte Theil der Zeit wird daher mit Schlafen, Essen, Trinken, Rauchen und Kartenspielen hingebracht. Des Nachmittags und Abends ist die Gesellschaft bald in dem einen, bald in dem anderen Hause versammelt, und nicht selten bringt ein Ball einige Abwechslung in die Einförmigkeit des Lebens. Von der Liebenswürdigkeit der Frauenzimmer in Hammerfest erhält man durch den Verf. ein sehr anziehendes Bild, dem man es ansieht, mit welchem lebhaften Interesse es gezeichnet wurde. In dem grellsten Contraste damit stehen seine Schilderungen der Lappländer, mit denen er während seines Aufenthaltes zu Hammerfest vielfach in Berührung kam und über die er auch außerdem mannigfaltige Nachrichten einzuziehen Gelegenheit hatte. Obgleich die Küsten- und Gebirgslappen ohne Zweifel zu einer Race gehören, und ihre Tracht nicht besonders abweicht, so findet doch in ihrer ganzen Lebensweise eine auffallende Verschiedenheit Statt, die auch auf ihr Aeußeres einen Einfluß hat. Der Gebirgslappe, der entfernter von anderen Menschen lebt,

und von seiner Geburt an ein Wanderer ist, hat durch seine Art zu leben eine Wildheit in seinem Wesen und ein stolzes Unabhängigkeits-Gefühl erlangt, welches ihn vorzüglich charakterisiert und leicht von dem Küstenlappen unterscheiden läßt. Der Küstenlappe, der nur selten seinen auf Fischfang berechneten Aufenthaltsort verläßt und ein in jeder Hinsicht ruhigeres Leben führt, ist ein stilles, unschädliches Geschöpf, mit einem weit milderem, aber auch weit mehr Dummheit verrathenden Ausdruck. — Sehr anziehend sind des Verfassers Schilderungen der Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des nordischen Winters. Sie geben die Ueberzeugung, daß es in dem Zwecke der Natur lag, keinen Theil der Erde allen Schmuckes zu berauben, und da, wo die Strahlen der Sonne eine lange Zeit des Jahrs keine Helligung und kein Leben verbreiten, durch andere Lichter dem Menschen Ersatz zu geben und durch Naturwunder, die dem reicher und mannigfaltiger ausgestatteten Süden fremd sind, sein Auge und seinen Sinnen Himmel zu lenken.

Am 25sten November verließ der Verfasser Hammerfest, wo er ganz heimisch geworden war und die größte Gastfreundschaft genossen hatte. Er richtete seine Fahrt zunächst über Qualsund nach Altengaard, einen im Winter durch den Verkehr mit Lappland sehr besuchten Ort. Hier verschaffte sich die Reisegesellschaft Lappländische Führer und die nöthigen Rennthiere. Nachdem für die weite Schlittenfahrt Alles gehörig vorbereitet worden, trat die Gesellschaft am 6ten December Abends, in einem langen Zuge von Pulk, die Reise durch das Innere von Lappland an. Der Verf. lernte bald

die großen Schwierigkeiten des Fahrens mit Rennthieren kennen und ehe er sich die Uebung erwarb, den einem Rahne gleichenden Pulk zu balancieren, mußte er häufig unangenehmes Gehrgeld geben. Die Caravane folgte eine Zeitlang dem Altenfluß, der bey Altengaard in den gleichnamigen Fjord mündet; dann wurde jener aber verlassen und der Weg gegen das Gebirge eingeschlagen, welches Finmarkens Küste von Lappland scheidet. Die Tiefe des Schnees, Nebel und stürmisches Wetter machten die Reise oft sehr beschwerlich und nicht selten sogar gefährlich; so wie erst einige Gewöhnung erforderlich war, um bey den nächtlichen Bivouacs im Schnee die Eiderdaunen von Hammerfest nicht zu vermissen. An der entgegen gesetzten Seite des Gebirges lenkte die Fahrt wieder zum Altenfluß ein, der nun den Namen des Koutokeino-Flusses führt und dessen Eisfläche Koutokeino schnell erreichen ließ. Dieser Ort ist etwa 150 Englische Meilen von Altengaard entfernt; eine Strecke, die bey guter Beschaffenheit des Schnees von den Kaufleuten gewöhnlich in zwey Tagen zurückgelegt wird, auf welcher aber die Reisegesellschaft vier Tage zugebracht hatte. Sie quartierte sich ohne Umstände in das kleine, elende Pfarrhaus, in der Abwesenheit des Geistlichen ein und suchte sich so gut wie möglich von den Anstrengungen der vorhergegangenen Tage zu erholen. Der Pfarrer von Koutokeino pflegt des Sommers zu Kielwig auf Mage- røe zu leben und im December seine Winterwohnung zu beziehen. Um diese Zeit verlassen die Lappen, welche zu Koutokeino eingepfarrt sind, mit ihren Rennthieren die Küste und lassen sich in Entfernungen von zehn bis dreyßig

Engl. Meilen rings um diesen Ort nieder und kommen des Sonntags zu Schlitten zur Kirche. Die eigentlichen Einwohner des Dorfs, welche Quäns oder Finnen sind, verlassen dasselbe im Sommer und begeben sich zu den zahlreichen Seen der dortigen Gegend, des Fischfanges wegen.

Am 16ten December trat die bis auf sechs Personen verminderte Reisegesellschaft, vom Wetter und beständigem Mondschein begünstigt, die weitere Fahrt an, die, nachdem man das Norwegische Lappland verlassen, eine Strecke durch das Russische Lappland führte und dann bald das Schwedische Lappland erreichen ließ. Zu Muonioniska erwartete man die Ankunft der zurückgebliebenen Packschlitten, verschaffte sich Pferde und setzte am 20sten December die Reise über Kängis und Sfer Torneå, nach Torneå fort, wo man nach drey Tagen anlangte. Von hier wurde die Fahrt auf dem gewöhnlichen und schon von mehreren Reisenden genau beschriebenen Wege, nach Stockholm fortgesetzt, von wo der Verf. über Gothenburg nach England zurückkehrte.

Dieses Reisewerk, von dessen unterhaltendem Inhalte hier nur eine sehr kurze Uebersicht gegeben werden konnte, ist mit einer großen Menge lithographirter Zeichnungen ausgestattet, die das Talent des Verfassers bewähren und seine Schilderungen von Gegenden, Menschen und selbst von Reiseabenteuern noch um Vieles anschaulicher machen. Auch ist es angenehm bey der Lesung des Werks die demselben beygefügte Copie der großen und instructiven Hagelstam'schen Karte von Schweden und Norwegen zur Hand zu haben.

## P a r i s

De l'imprimerie de Crapelet, 1829: L'histoire du Châtelain de Coucy et de la Dame de Fayel, publiée d'après le manuscrit de la bibliothèque du roi, et mise en françois par G. A. Crapelet, Imprimeur, chevalier de la légion-d'honneur, membre de la société royale des antiquaires de France. XXII und 428 Seiten in 8.

Herr Crapelet hat bereits mehrere altfranzösische Schriften heraus gegeben, die, ob sie gleich alle einzeln erschienen sind, eine Sammlung von anciens monumens de l'histoire et de la langue françoise bilden. Sie sind alle mit der größten Pracht gedruckt, und finden schon deshalb unter den Bibliophiles sichern Absatz. Auch dieser Roumans dou Chastelain de Coucy macht einen starken Band aus, dessen Format zwischen dem größten Octav und dem kleinsten Folio in der Mitte steht, und ist auf das vorzüglichste Jésus vélin gedruckt. Zwey Blätter, die genaue Fac-simile der Handschrift und der vier kleinen Bilder derselben darstellen, sind beygefügt, und wer es wünscht kann diese Bilder gemahlt und mit Golde verziert erhalten, ganz so wie sie auf dem alten Pergamente stehen. — Die Handschrift, von der Herr C. eine genaue Beschreibung gibt, gehört der königlichen Bibliothek; sie ist die einzige, die sich noch in Frankreich findet, und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben; ältere Handschriften, die in Verzeichnissen vom Jahre 1373 und 1415 aufgeführt werden, sind verloren, oder vielleicht nach England gekommen.



Der Abdruck ist gewissenhaft treu, und nur Interpunction und Accente sind beygefügt, um das Lesen zu erleichtern.

Wer der Verfasser des Gedichtes ist, läßt sich schwerlich enträthseln, ungeachtet er uns selbst sagt, daß sein Name in den Schlußzeilen versteckt liege. Uebrigens ist offenbar, daß er im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte. Seine Arbeit verdient das Lob, das ihr Herr Grapelet ertheilt; wie wichtig sie für die Geschichte der Sprache ist, versteht sich von selbst. Was die beygefügte Uebersetzung betrifft, so hat sich Herr Grapelet volle Treue zum ersten Gesetze gemacht, und man wird ihm gern glauben, daß gerade die Beobachtung dieses Gesetzes ihn unsägliche Mühe kostete. Der Versuch, ein Gedicht des dreyzehnten Jahrhunderts in die Sprache des neunzehnten zu übersetzen, bleibt von allen undankbaren Arbeiten die undankbarste. — Die der Uebersetzung beygefügten Noten beziehen sich größten Theils auf Personen, deren Namen in dem Gedichte vorkommen.

Die Geschichte, die der Rouman dou Chastelain de Coucy in 8244 achtsylbigen Zeilen ausführlich doch nicht ermüdend erzählt, ist bekannt. Ein Ritter, den die Leiden der Liebe in das Grab führen, befiehlt, daß nach seinem Tode sein Herz balsamiert und seiner Geliebten überbracht werden soll. Der eifersüchtige Gemahl trifft den Knappen, der den letzten Willen seines Herren erfüllen will, nimmt ihm das Gefäß ab, und läßt aus dem Herzen ein köstliches Gericht bereiten, das er seiner Frau vorsetzt; sie ißt es; ihr Gemahl sagt ihr, was sie gegessen hat; ihr Herz bricht, und sie stirbt.

Ein deutsches Gedicht, das man, irrig, Gotfriden von Straßburg beygelegt hat, erzählt dieselbe Geschichte, jedoch ohne die Namen der Liebenden zu nennen, in 550 Zeilen; eine englische Ballade *The knight of Courtesy and the fair lady of Faguell* in 500 Zeilen. Das erste ist in B. 1. der Müllerschen Sammlung S. 208 der zweyten Hälfte, und im Liedersal B. 2. S. 359 abgedruckt, das zweyte in Ritson's metrical romances Vol. 3. p. 193; jenes blieb Herrn Grapelet unbekannt, dieses kennt er. Wahrscheinlich gab es mehrere altfranzösische Erzählungen der Geschichte, von denen die eine oder die andere als die nähere Quelle des deutschen so wohl als des englischen Gedichtes angesehen werden muß.

Ueber die Unzuverlässigkeit der Herren de Belloy, de La Borde, und Le Grand d'Aussy verlieren wir kein Wort. Wie flüchtig sie die Handschrift angesehen haben, liegt jetzt am Tage.

### Frankfurt am Main.

Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen, in vier und zwanzig malerischen Ansichten aufgenommen und radiert von Julius Eugen Ruhl. 33 Seiten in groß Folio und 24 Tafeln. 1831.

Unsere Blätter sollen wenigstens eine Nachricht von diesem schönen Werke geben, wenn auch eine Beschreibung der Gebäude nicht an ihrem Platz seyn würde, da sie ohne Ansicht der Kupfer immer dunkel bleibt. Gelnhausen — von dem Blatt I. II. eine allgemeine

Ansicht geben — war in der Periode der Hohenstaufen berühmt als einer der Lieblingsitze dieser Fürsten, besonders Friedrichs Barbarossa's, und die Monumente der Baukunst die hier noch übrig sind stammen meist aus diesen Zeiten, und erhalten dadurch, auch abgesehen von ihrer Schönheit, ein hohes Interesse für die Geschichte der Architectur. Es gehören zu ihnen 1. die Peterskirche. So nennt man die Reste einer verfallenen Kirche auf dem Marktplatze der Stadt. Die Bauart im Rundbogenstyl setzt das Alter derselben in das elfte oder zwölfte Jahrhundert; die beiden Thürme sind meist aus Quadern gebaut. Urkunden über ihre Geschichte fehlen gänzlich. Die Blätter III. . VII sind der Darstellung dieses Gebäudes gewidmet; indem sie dasselbe von der West- und Südseite, dann die beiden Thore, und das Innere darstellen. 2. Die Pfarrkirche. Die Sage führt das Alter derselben bis in die Zeiten Carls d. G. zurück, wahrscheinlich aber ist sie aus den Zeiten Kaiser Friedrich II., wiewohl der Thurm älter seyn mag. 'Nicht nur das Aeußere dieser Kirche, sagt der Verfasser, ist mit außerordentlichlicher Sorgfalt behandelt, sondern auch der innere Umbau übertrifft an wohlverständener Construction, an Einfachheit, bey elegant gewählten großartigen Formen viele aus dem dreizehnten Jahrhundert erhaltenen Denkmale Gothischer Bauart.' Ihrer Darstellung sind die Blätter VIII. . XV gewidmet, in denen sie nach der West- und Südseite, nach dem Innern, und besonders auch der Chor mit seinen Kunstwerken abgebildet wird. 3. Das heilige Grab. Bl. XVI. XVII. Wahrscheinlich eine Todtencapelle, jedoch erst aus späterer Zeit, da man die Jahr-

zahl 1490 fand. 4. Die ehrwürdigsten Denkmähler finden sich in der Burg Seinhäusen, die Ueberreste des Pallastes Friedrichs Barbarossa, den er oft, besonders auch 1154 bewohnte, in welchem Jahre er Seinhäusen zu einer Reichsstadt erhob. Eine ausführliche Beschreibung dieser Denkmähler verdanken wir bereits Herrn Hundeshagen; hier liefern nun die Blätter XVIII..XXI die Ansichten derselben. Der dreyßigjährige Krieg brachte auch diesen Monumenten durch das Schwedische Bombardement leider! den Untergang; so daß gegenwärtig nur noch die Trümmer derselben vorhanden sind. Die drey letzten Blätter stellen einen alten Brunnen, und die sogenannte Gela oder Gisla Capelle dar, wie sie nach einer Gräfin dieses Namens genannt wird.

Herr Architect Ruhl in Hanau, ein Sohn des Herrn Prof. Dr. Ruhl in Cassel, hat sich durch dieses Werk ein desto größeres Verdienst erworben, da nach seiner Nachricht leider! diese ehrwürdigen Monumente ihrem Untergange nahe sind. Da er selber in dem benachbarten Hanau lebt, hatte er Zeit und Muße die Denkmähler genau zu untersuchen, und die Treue der Darstellung ist also nicht zu bezweifeln. Das Aeußere, Zeichnung, Druck und Papier sind von großer Schönheit. Es ist S. M. dem König von Preußen gewidmet, dessen erhabenem Sinn für die Erhaltung der Monumente des deutschen Alterthums unser Vaterland schon Vieles verdankt.

Hn.

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

76. Stück.

Den 14. May 1831.

---

L o n d o n.

Henry Colburn and Richard Bentley, 1830: Notes on the Bedouins and Wahábys, collected during his travels in the East, by the late John Lewis Burckhardt. Published by authority of the association for promoting the discovery of the interior of Africa. X und 439 Seiten in groß Quart.

Dies ist das vierte und letzte Werk eines Reisenden, der an Schärfe und Genauigkeit, der Untersuchung, an unermüdetem Eifer im Unternehmen und Erforschen, so wie an gelehrter Bildung, so weit er allein in armer asiatischer Tracht reisend sie anwenden konnte, von wenigen übertroffen ist. Dies ergab sich aus den drey früher gedruckten, auch in diesen Blättern angezeigten, Werken, den Reisen in Nubien, Syrien und Arabien; dasselbe zeigt dies letzte Werk, welches die während aller Reisen Burckhardts

gesammelten Bemerkungen über die Beduinen in drey zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Abhandlungen enthält. Man weiß aus den vorigen Werken, daß Burckhardt von Mekka und Medina aus nicht tief in das Innere und in den seit Niebuhr unbekanntem Süden Arabiens vorgedrungen ist, und wegen der türkisch-wahabitischen Kriege nicht vordringen konnte: aber was er in Arabien beobachtet oder von Arabern aus allen Theilen Arabiens gehört hat, ist mit großer Vorsicht und Kritik zusammengestellt; in der Treue der Erzählung und Schilderung übertrifft er d'Arvieux und kann Niebuhr zur Seite gestellt werden.

Der erste Theil, Account of the Bedouins S. 1..127, muß am frühesten geschrieben seyn, da das über die Wahabis gesagte S. 57 ff. noch weit unbestimmter ist als was der Vf. über sie S. 273 ff. mittheilt; die Additional observations S. 128..270 sind kurz vor Burckhardts Tode im J. 1816 geschrieben. Hier werden nicht nur die verschiedenen Stämme der Beduinen, auch außer den Grenzen Arabiens, so weit sie dem Verf. bekannt waren, einzeln beschrieben: auch über das ganze Leben und Wesen der Söhne der Wüste, so wie über einige naturhistorische Merkwürdigkeiten der Gegenden stellt der Verf. Bemerkungen zusammen, die man zum größten Theile bey andern Reisenden vergeblich suchen würde. Das ganze Volk der Beduinen erschien Burckhardt, je näher und länger er es kennen lernte, desto achtungswerther und größer (S. 203 ff.), während von ihm die Türken überall als ein völlig entartetes und in jeder Rücksicht tief gesunkenes Volk geschildert werden, unter denen vorzüglich nur noch die Renegaten sich aus-

zeichnen. Der Beduine ist unverdorben, mit tiefem moralischen Gefühl, voll von ungetrübtem Ehrgefühl für sich und für sein ganzes Volk und Vaterland, im Kampf für die Freiheit den bewunderten Griechen- und Schweizerhelden nicht nachstehend, und durch dieß alles, so wie durch die Natur seines Landes unbefiegbar für immer; die ihm vorgeworfenen Fehler des steten Raubens und Plünderns, welche Burckhardt aus einer gewissen aus der Lage des Volks entspringenden Nothwendigkeit ableitet, werden durch viel zahlreichere Tugenden überwogen. Verdorben sind die Beduinen nur an den Grenzen Arabiens durch die Berührungen mit den unmoralischen Städtebewohnern; in neuerer Zeit haben auch die türkischen Kriege gegen die Wahabis, in denen die Türken kein Mittel der Schlaueit und Bestechung oder der Grausamkeit und Unmenschlichkeit unversucht ließen, zur Verschlechterung des Volks viel gewirkt. Die alten Sitten und Ansichten des Volks, wenige ausgenommen, hat der Koran nicht geändert; und während dieser in fremden früher cultivierten Ländern und in Zeiten, wo er ohne Geist erklärt und angewandt wurde, unendlichen Schaden gestiftet und die Keime jeder neuen Cultur zerknickt hat, hat er auf den geraden und freyen Sinn des Beduinen nicht so gewirkt, daß er dadurch entweder ein religiöser Buchstäbler, oder ein sittlich gleichgültiger Muhammedaner, oder ein schwarmerischer Sufi geworden wäre. Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen diese Sitten, Einrichtungen, und vorzüglich den Grund von diesen, die vorherrschenden Ideen der jetzigen Araber nach des Verfß. Darstellung zu schildern: man glaubt in dem jetzigen Arabien das aus Schriften uns

bekannte alte Arabien ganz wieder zu finden; und wenn bey Völkern, die im Lauf der Zeit große innere Veränderungen erfahren haben, die Kenntniß des Alterthums mehr die Gegenwart aufklärt als diese das Alterthum, so gibt das jetzige Arabien vielmehr das treueste Bild des alten und erklärt uns im hellsten Licht das, was wir schriftlich über das alte wissen. So, wer es begreifen will wie der Islam mit ungehemmter Schnelle und Kraft einst das unermessliche stets uneinige Arabien vereinigen und sich die damalige Welt unterwerfen konnte; wie in seinem Ursprunge neben manchen unklaren Ideen und Trieben doch mehr lag als bloße Verblendung und mongolische Eroberungslust, und wie sich alle seine wirklichen oder scheinbaren Tugenden und Glanzseiten in dem zweyten Chalifen, Omar, der auch die ganze äußere Macht der neuen Religion begründete, wie in dem Mittelpuncte concentriren: der studiere außer den ältesten, noch wenig bekannt gemachten historischen Werken vorzüglich Burckhardt's Werk. Auch wer die vorislamitischen Gedichte der Araber, dieses älteste Denkmahl arabischen Geistes, gründlicher und tiefer als die spätern Scholiasten sie oft erklären verstehen will, findet hier einen Schatz der besten Erklärungen. Die Beobachtung und Anschauung Burckhardt's, der nach vorläufigen Reisen unter syrischen und nubischen Beduinen drittheil Jahr in Arabien selbst als Araber verweilte, trägt selten. Was aber für die Erklärung des A. T. gewonnen werden kann, möchte leicht den Meisten am wichtigsten scheinen. Denn der Zustand der Araber, auf welchen Muhammed verbessernd oder zerstörend einwirken wollte, der aber nie durch Muhammeds Koran in Arabien selbst ganz



verdrängt ist, ist dem Zustande der Israeliten sehr ähnlich, welchen die mosaische Gesetzgebung vorfand und obgleich ihm in vielen Dingen entgegen gesetzt, doch bis auf die pharisäischen Zeiten herab nicht ganz verändern konnte. Unter andern finden manche merkwürdige Opfer des A. T. in Arabien noch jetzt ihnen Entsprechendes (S. 61. 65. 88. 151. 147).

Dieser alte vorislamitische Zustand Arabiens, der sich des Korans ungeachtet bis jetzt erhalten hat, ist aber, wenn auch ganz ohne geschriebene Gesetze, doch keineswegs geflos und roh. Vielmehr wird die scheinbar ganz geflosse Verfassung des Volks, diese unendliche Theilung in kleinere oder größere sich stets befeindende Stämme, die Vereinzelung der Familien, über welche der Scheikh des Stammes nur höchst geringe Macht hat, doch durch gewisse vom ganzen Volke anerkannte und geübte ungeschriebene Gesetze aufrecht erhalten. Vor den ewigen und zuletzt alles vernichtenden Kriegen, die aus der Blutrache entstehen würden, schützen gewisse herkömmliche Rechte; das Recht der Zuflucht nicht in einen Tempel, sondern in das Zelt eines Mannes (سجل) ist nach gewissen Bestimmungen heilig und bewahrt vor vielen Ausbrüchen des Zorns und Kriegs; Streitigkeiten, selbst Beleidigungen durch Worte, schlichtet ein scharfsinniger Richter jedes Stammes, von dessen Urtheilen nur in seltenen Fällen auf Ordalien (S. 69. . 73) appelliert wird, die auch vom mosaischen Gesetze noch anerkannt werden; die Kriegsführung gebürt nicht dem Scheikh, der nur durch Ueberredung befehlen kann und überhaupt nie alle Gewalt zusammen erhält, sondern einem nur in

Kriegszeiten geltenden, erblichen Führer (عقيد), dessen merkwürdiges Wesen wir hier zuerst von Burckhardt beschrieben finden. Was aber dabey noch das wichtigste ist, ist daß alle diese und ähnliche Einrichtungen durch ganz Arabien mit genau bestimmten Grenzen und Rechten ganz auf gleiche Weise gelten; wie die Begrenzung des Rechts der Blutrache auf das khomse d. h. die Verwandten bis zum fünften Gliede, die Bestimmung des Rechts der Gastfreundschaft auf drey Tage und ein Drittel des vierten. Solche Bestimmungen scheinen dem Verf. so wenig zufällig entstanden seyn zu können, daß er am Schluß S. 214. . 216 die Vermuthung wagt, es habe einst ein uns unbekannter Gesetzgeber allen zerstreuten Araberstämmen solche Gesetze gegeben, und man könne vielleicht in den noch nie betretenen Gegenden von Jemen und Nedg, wo auch die alten Gebräuche am treuesten erhalten sind, Inschriften oder andere historische Spuren zur Bestätigung dieser Ansicht finden. Ref. ist dieser so hingeworfenen Ansicht nicht gerade abgeneigt; denn die Cultur Jemens muß nach vielen Spuren einst höher gewesen seyn, und auch hinsichtlich des nördlichen Arabiens hat der Koran manche denkwürdige Tradition von alten Nationalpropheten und Gesetzgebern der Araber; selbst die ältesten hebräischen Sagen schildern den Zustand mancher Gegenden Arabiens nicht so ganz ungebildet, Ex. 18. Aber auf jene an sich merkwürdige Uebereinstimmung der Sitten und Ideen allein kann eine solche Ansicht nicht gebaut werden, da sich diese auch aus andern Gründen erklärt.

Die naturhistorischen Bemerkungen betreffen besonders das Kamel, das Pferd und die Heu-

schrecke S. 110..125. 246..270. Das Pferd ist im innern Arabien bey weitem nicht so häufig als man gewöhnlich glaubt; die besten arabischen Pferde sind nach B. die aus der syrischen Wüste. Alle echt arabischen Pferde leitet das Volk von fünf edlen Rassen Muhammed's ab; von diesen kommen unendliche Rassen, deren Genealogien im Volke selbst allbekannt und stets wiederholt, aber eben deswegen nie, wie man nach europäischen Erzählungen glauben sollte, den Pferden geschrieben angehängt werden; erst wenn ein Pferd zum Verkauf in die nördlichen Städte gebracht wird, hängt man den lobpreisenden Stammbaum geschrieben ihm an. Die fünf Lieblingsrosse Muhammeds sind طويسه, جلفه, سنلاويده, كحيل, و كسيره.

Der zweyte Theil enthält unter der bescheidenen Aufschrift Materials for a history of the Wahabys S. 273..432 die sichersten und ausführlichsten Nachrichten über diesen merkwürdigen Zweig des Islam, von dem man bis jetzt nur sehr oberflächliche und zum größten Theil falsche Vorstellungen in Europa hatte, und auch wohl haben mußte, da diese Vorstellungen nur aus den irrigen Ansichten und falschen Gerüchten ihrer Feinde, der Türken, geflossen waren. Burckhardt sah zwar nicht die Länder der Wahabis selbst, auch waren sie während seines Aufenthalts in Heg'az schon aus Mekka und Medina vertrieben: aber er lernte einige unter die Türken gekommenen Wahabis kennen, prüfte ihren Katechismus, und sammelte in Arabien selbst die sichersten Erzählungen. Hiernach sind die Wahabis allerdings eine in ihrer Art einzige und

große Erscheinung des Islam. Während in allen Ländern außer Arabien der Islam völlig entartet und besonders unter den Türken aller Länder und ihren Hierarchen in Aberglauben aller Art und leerem Formalitätswesen untergegangen ist, führte einen arabischen Gelehrten, Abd-el Waháb, aus dem Stamme Temim in Mitelarabien, das Forschen im Koran und die auf Reisen erworbene Bekanntschaft mit dem entarteten Islam der Schulen und Hierarchen zu der Einsicht, daß die Religion Muhammeds, wenn sie wieder die des Stifters werden wolle, einer Grundverbesserung und Rückkehr zu dem Koran bedürfe. In diesem Sinne lehrend fand er unter den noch unverdorbenen Beduinen endlich Glauben und einen sichern Aufenthalt; sein Beschützer und Schwiegersohn wurde Muhammed Ibn-Saud, ein reicher Araber zu Derajah in Nedg', später der Hauptstadt der Wahabis; bald verbreitete sich die neue Lehre, der Protestantismus oder Puritanismus des Islam, durch Ueberredung und später auch durch Gewalt über ganz Arabien, und die Macht der Wahabis wuchs unter Abdalaziz, dem Nachfolger jenes Ibn-Saud, noch mehr aber unter dem in vieler Hinsicht großen Saud, dem 1814 sein Sohn Abdallah folgte. Unverkennbar sind die guten Seiten der neuen Lehre: was Großes und Wahres in dem alten unverdorbenen Islam unter Muhammed und Omar war, lebte hier in einem wenn auch schwächern Geiste wieder auf: strenge Sittlichkeit des Einzelnen, z. B. die Einschränkung der zu häufigen Ehescheidung, Verbannung jedes Aberglaubens, wohin auch die überirdische Verehrung Muhammeds unter den Orthodoren gehört, eine Strenge und Gerechtigkeit.

Zeit der Verwaltung, die den Türken unbekannt ist, eine innere Ordnung und Festigkeit, wodurch das sonst stets uneinige und unruhige Arabien in ein großes Reich vereinigt und alle innere Unruhe und Räuberey gehoben wurde; wobey aber die arabische Freyheit so ungeschwächt blieb, daß Saud in Derajeh immer nur durch Ueberredung auf die Scheikhs wirken konnte, wenn er nicht gegen einen einzelnen das Schwerdt ergriff. Auch den Wissenschaften war Saud nicht abhold; aus ganz Arabien ließ er die schönsten und ältesten arabischen Werke, besonders die historischen, nach Derajeh bringen, und sein Hof war der Versammlungsort der gelehrtesten Ulema's und Kadhis. Neben diesen Vorzügen finden sich jedoch auch Mängel, die aber ihren tiefern Grund im Islam selbst und dem Koran haben. Unrichtige oder geistlose Anwendungen des Koran oder des geschriebenen Gesetzes finden sich zwar wenige, doch fehlt es nicht daran, wie die pietistischen Vorschriften über das Gebet und die Gebetstunden zeigen; aber der Islam ist seinem Character nach die Religion des Kriegs und der Unterjochung, und diesen Character konnte auch der Wahabismus nicht verläugnen. Nach dem Beyspiel der Chalifen ließ Saud eine Gegend drey-mal zur Unterwerfung und Bekehrung auffordern, und wenn diese nicht erfolgte, sogleich das Schwerdt statt der Belehrung entscheiden; Kahirah und Constantinopel sollten bald unterjocht und wahabisiert werden, und gegen Juden und Christen war Saud toleranter als gegen die entarteten Mohammedaner. Der Haß gegen die Türken, den diese durch die Schuld von Jahrhunderten freylich selbst erregt haben, bezog sich bis auf das Geringste, wie auf türkische Piaster,

die man selbst den geplünderten Türken wieder zuwarf. Hieraus erklärt sich auch leicht, wie der Sultan alles aufbieten mußte gegen die Wahabis und wie diese von den orthodoxen Sunniten für Ketzer geachtet werden mußten, so daß man im ganzen türkischen Reiche wie einen Kreuzzug gegen sie betrieb. Der Pascha von Bagdad büßte seinen Zug gegen Derajah hart, der von Damascus floh aus seiner Residenz; auch die Macht Aegyptens vermochte lange nichts, bis Muhammed Ali durch eine Kriegslift eine blutige Schlacht gewann; noch mehr aber wirkten die heimlichen Künste und Bestechungen, womit er sich die Scheichs einzeln unterwarf. In diesen Kämpfen bewährten die Wahabis eine Heldestärke, welche an die ersten Zeiten der Chalifen erinnert; mehrere Araber hatten sich mit Ketten gebunden, um nicht zu fliehen. Der Verf. schloß seine Schilderung im J. 1816; die folgenden türkischen Züge und die Eroberung Derajah's kann man aus dem Bericht einer englischen Gesandtschaft an den Pascha von Indien aus sehen (s. Transact. of Bombay T. 3. oder Götting. g. A. v. J. 1827).

Die vielen hier von B. citierten arabischen Wörter werden das arabische Lexicon ergänzen; doch hat man bey dem Druck nicht sehr auf Sorgfalt geachtet, so daß manches ungenau und undeutlich ist, wie S. 113 *صبرك* für *صبرك*. Ueber den Gesang und die Sprache der Beduinen kommen manche schöne Bemerkungen vor S. 42 ff. 141 ff. 211. Ueber die arabische Sprache lernen wir nun, daß sie unter den Beduinen bey weitem nicht in Aussprache, Bildung und Wortgebrauch so entartet ist wie unter den

Arabern in Städten oder in Aegypten und Syrien; manche ältere Araber der Wüste singen alte und neue Gedichte aus dem Gedächtniß mit der größten Treue und grammatischen Genauigkeit, so daß die alte Bücher- und Dichtersprache unter den Beduinen der gewöhnlichen Sprache nicht sehr fern stehen muß. Indes ist um so mehr zu bedauern, daß der Verf. hier nicht in das bey Sprachbemerkungen nothwendige Einzelne eingegangen ist, da die Aussprache einzelner Wörter, die in dem Werke angeführt sind, doch nicht die altarabische ist, sondern sich bedeutend der ägyptischen nähert.

G. H. A. G.

L e i p z i g.

Bey Barth: Handbuch der Pontonnier-Wissenschaften in Absicht ihrer Anwendung zum Feldgebrauch von Dr. J. G. v. Hoyer, Königl. Preuss. General-Major, Mitglied der Königl. Schwedischen Academie der Militär-Wissenschaften. Zweyte, vermehrte Ausgabe. Erster Band. Mit 22 Kupfertafeln. 1830. XL u. 570 Seiten, nebst 12 S. Erklärung der Kupfertafeln. Zweyter Band. Mit 4 Kupfertafeln. 1830. XIII und 433 Seiten, nebst Register bis S. 464. gr. 8.

Wenn schon die erste Ausgabe dieses unter dem Titel 'Versuch eines Handbuches der Pontonnier-Wissenschaften' 1793 und 1794 in drey Bänden erschienenen vortrefflichen Werks mit gebührender Anerkennung aufgenommen ward (vgl. dieser Anzeigen 43. und 183. Stück v. J. 1794) so erkennen wir um so mehr das Verdienst an,

welches der würdige Herr Verfasser sich um diese zweyte Ausgabe erworben hat, da dieselbe theils durch ausführlichere Behandlung der schon in der ersten Ausgabe abgehandelten Gegenstände, theils durch hinzugekommene Bearbeitungen jene übertrifft. — Es bedarf jetzt keines fernern Beweises mehr, daß in einem von Flüssen durchschnittenen Lande der Erfolg der Kriegsmanoeuvres, ja der Ausgang eines ganzen Feldzuges von der größern oder geringern Leichtigkeit, bequeme und sichere Communicationen herzustellen, wo nicht ganz allein, doch größtentheils abhängt. Die ältere, wie die neuere Kriegsgeschichte, selbst die Ereignisse unserer Tage liefern hinlängliche Belege dazu, daß der Feldherr oft mehr mit den ihm vom Terrain entgegengesetzten Hindernissen als mit der Gewalt der feindlichen Heerschaaren zu kämpfen hat, und daß die besten übrigens getroffenen Anstalten als ein vergeblicher Aufwand erscheinen können, wenn nicht zugleich zur Besiegung jener Hindernisse die kräftigsten Maßregeln genommen sind. In solchen Gegenden des Kriegsschauplatzes spielt also das Pontonnierwesen eine Hauptrolle, und dieses ist in keinem Werke mit tieferer Einsicht, größerer Gründlichkeit und durchdringendern practischen, durchgehends auf Erfahrung gestützten, Anleitungen abgehandelt, als in dem gegenwärtigen.

Die vorliegende zweyte Ausgabe ist eben so wie die erste in sechs Abschnitte abgetheilt, welche aber jetzt in zwey Bände zerfallen, während sie früher deren drey ausmachten. Der erste Band enthält außer der in der Einleitung gegebenen 'Kurzen Uebersicht der Geschichte des Brückenwesens' die beiden ersten Abschnitte, deren erster die unentbehrlichen theoretischen Vor-



Kenntnisse angibt, die Berechnung der Tragkraft der Fahrzeuge und Pontons, so wie alles das lehrt, was sich auf die Erbauung derselben, die Verfertigung der zum Transport dienenden Wagen und Karren, der Anker und anderer eiserner Schiff- und Brückengeräthe, und des bey Schiffen und Brücken nöthigen Tau- und Seilwerkes bezieht. — In diesem Abschnitt sind neu hinzugekommen: im fünften Kapitel, Untersuchungen über die Festigkeit, den Zusammenhang und den Widerstand des Holzes; Verhältniß dieser Eigenschaften bey verschiedenen, dem Pontonnier nöthigen Holzarten; Erfahrungen über den Widerstand der behauenen Balken; Zweckmäßigstes Verhältniß der Höhe und Breite frey liegender Balken; ferner das sechste Kapitel: Von den gewöhnlichsten und nothwendigsten Verbindungen der Balkenhölzer; und das achte Kapitel: Hydrostatische Grundsätze, auf denen die Form und die Verhältnisse der Fahrzeuge beruhen. Doch erstrecken sich diese Darstellungen nur so weit, als es die Grenzen des Handbuchs gestatten, die weitem Ausführungen müssen in den Lehrbüchern der Hydraulik nachgesehen werden. — Im siebenten Kapitel sind die Berechnungen der Fahrzeuge mit krummlinigem Bord durch Anwendung der Simpsonschen Regel sehr vereinfacht, auch ist der Bau der platten Kanonenfahrzeuge und der schwimmenden Batterien ausführlicher dargestellt, und im siebenzehnten Kapitel sind die, bey den Arbeiten des Pontonniers vorkommenden, Schleifen und Knoten, wodurch die Tawe und Seile unter einander verbunden und befestigt werden,

und von denen die Festigkeit der Schiffbrücken so wesentlich abhängt, sehr deutlich beschrieben.

Der zweyte Abschnitt (in der ersten Ausgabe der erste Theil des zweyten Bandes) handelt von dem Brückenbau an sich selbst: von den leichten Brücken über Gräben und tiefe Abgründe, den Schiffbrücken, den verschiedenen Pontonbrücken, den Prahmenbrücken, Floß-, Faß-, Bock- und Pfahlbrücken, und den aus Schiffen und aus Pontons zusammen gesetzten fliegenden Brücken.

Die folgenden vier Abschnitte (3..6) machen nebst dem Anhang und dem Register den zweyten Band der vorliegenden Ausgabe aus. Der dritte Abschnitt lehrt: das Feldverhalten des Pontonnier-Officiers bey Flußübergängen, das Zusammensetzen der Brücken aus einzelnen Gliedern von 4 bis 6 Pontons oder Fahrzeugen, das Aus- und Einführen der Durchlaßmaschine, die Sicherstellung der Brücken gegen feindliche Unternehmungen, Beschreibung der Sprengmaschinen, Brander, Herstellung der vom Feinde abgebrochenen oder gesprengten Brücken, das Abbrechen, Schwenken, Verbrennen und Zerstoren der Brücken, das Sperren und Räumen der Flüsse in Absicht der Schifffahrt und der Furthen, Uebergänge über gefrorne Flüsse. In diesem Abschnitt sind das achte und funfzehnte Kapitel ansehnlich vermehrt, das zehnte Kapitel ist ganz neu. — Der vierte Abschnitt gibt Verhaltensregeln bey dem Uebersehen der Truppen und des Geschüzes, dem Transport der Mund- und Kriegsbedürfnisse und der Pontons zu Wasser, und zeigt den Gebrauch der schwimmenden Batterien. — Im fünften Abschnitt wird die vollständige Einrichtung eines Ponton-Trains mit

Rücksicht auf die verschiedenen gebräuchlichen Pontons, so wie die Marsch- und Lager-Ordnung angegeben. Neu ist hier das sechste Kapitel: Uebersicht eines Trains von leinwandenen Pontons bey der Russischen Armee nach den Bestimmungen von 1816. — Der sechste Abschnitt beschäftigt sich mit der Aufbewahrung der Pontons und des zugehörigen Apparates, der Einrichtung und den Uebungen der Pontonnier-Compagnien; im Vergleich mit der ersten Ausgabe ebenfalls bedeutend vermehrt. Der Anhang enthält Bemerkungen über die stehenden festen Brücken (die steinernen, hölzernen und eisernen), die sich indessen nur auf die allgemeineren Einrichtungen derselben erstrecken konnten, da eine genauere Darstellung zu einem besonderen Werke angewachsen seyn würde. Der Anhang zur ersten Ausgabe: Vervollständigung der Brückenschanzen, um die Teten der Kriegsbrücken gegen feindliche Angriffe zu sichern, ist dagegen ganz weggelassen. Zum Schluß bemerken wir, daß die um sieben vermehrten Kupfertafeln der gegenwärtigen Ausgabe, durch Eleganz und Reinheit des Stichs sich vor denen der ersten Ausgabe vortheilhaft auszeichnen.

u.

### M o s c a u.

Von dort ist uns der Bericht über die Begründung des Armenischen Instituts daselbst, Institut Arménien de langues orientales durch die Herren von Lazareff, welches demnächst von S. M. dem Kaiser bestätigt worden, zugeschickt.

Es soll die Eleven zum Civil- und Militärdienst vorbereiten, besonders aber Dolmetscher, und Lehrer für die Armenischen Kirchen im Russischen Reiche, bilden. Das Institut ist dem Ministerio des öffentlichen Unterrichts untergeordnet; an seiner Spitze steht der General der Cavallerie Herr von Benkendorf. Die Zahl der Lehrer beträgt 22; die Zahl der Zöglinge, Russen und Armenier, dormalen 46. Der Kreis des Unterrichts umfaßt, außer dem Gymnasial-Unterricht, besonders den in der Armenischen, Arabischen, Persischen und Türkischen Sprache. Ein von den Herren von Lazareff deponiertes Capital von 900000 Rubel bildet den Fond des Instituts. Beygefügt ist die ausführliche Verfassungsurkunde, in Armenischer und Russischer Sprache.

Wir halten dieses Institut für so viel wichtiger, da die Erfahrung, — seit der Wiederfindung der Chronik des Eusebius — bereits gelehrt hat, daß wir gar nicht die Hoffnung aufzugeben brauchen, verlorne Werke des Alterthums in Armenischen Uebersetzungen wieder zu finden; und es also der Literatur nicht weniger als dem Staat wird nutzen können. Es mag uns erlaubt seyn auf diesen Gegenstand besonders aufmerksam zu machen. Welchen Dank würden wir Rußland schuldig seyn — das uns ja schon den Homerischen Hymnus auf die Ceres gab — wenn es gelänge auch nur Einen der großen Schriftsteller des griechischen Alterthums, wenn auch nicht der Sprache, doch dem Inhalt nach, hier wieder auferstehen zu lassen.

Hn.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

77. Stück.

D e n 16. M a y 1831.

---

L o n d o n.

For Fisher, son and Jackson, Newgate-street: Polynesian researches during a residence of nearly six years in the South-Sea-Islands etc. by William Ellis, Missionary etc. etc. Vol. I. XVI u. 536 Seiten. Vol. II. VIII u. 576 S. in Octav. Mit zwey kleinen Karten und mehreren Ansichten und Abbildungen.

Die Inselwelt, Polynesia nennt sie der Verf. obiger Schrift, und betrachtet sie zugleich als den sechsten Welttheil (I. S. 3) — die Inselwelt des stillen Meers hat seit ihrer Entdeckung bey den Gebildeten in ganz Europa das größte Interesse erregt. Wie Forster's Bemerkungen die Forscher anzogen und belehrten, so setzten die begeisterten Schilderungen, besonders der Insel Tahiti oder Otahete, der von dort gebürtige nach England übergeführte Omai (s. Blumenbachs Abbildungen N<sup>o</sup>. 4) Prinz Lee Boo, die Nachricht von den Pelew-Inseln und was sonst von

jenen Inseln und ihren Bewohnern durch Druck-  
 schriften vor etwa 40 Jahren verbreitet wurde,  
 die Phantasie der Leser überhaupt in die lebhaf-  
 teste Bewegung. Nach und nach nahm das Zan-  
 berlicht welches jene entfernten Weltgegenden ei-  
 ne Zeit lang, umstrahlt hatte, merklich ab; die  
 mehr als griechischen Schönheiten, die man nach  
 den Abbildungen in Cook's Reisen dort einhei-  
 misch hatte glauben müssen, wurden als zur  
 Malayischen Menschenraße gehörig, also auch  
 nach ihren etwas groben Gesichtszügen und ih-  
 rer gelblich schwärzlichen Hautfarbe erkannt, und  
 in Hinsicht auf die herrschenden Sitten, die Le-  
 bensweise, und den ganzen Zustand dieser an-  
 fangs so glücklich gepriesenen Naturmenschen auf  
 Tahiti, erhoben sich, besonders seitdem die Vor-  
 fälle mit dem Schiffe Bounty, Capitän Bligh,  
 bekannt wurden, sehr gegründete Zweifel. Die  
 Inseln wurden auch nur noch bey Gelegenheit  
 größerer Seereisen oder zufällig von Europäern  
 besucht, denn sie konnten durch keine für euro-  
 päische Märkte berechnete Producte zu Specula-  
 tionen der Handeltreibenden anregen. Immer  
 aber blieben sie interessant und die Nachrichten  
 welche von jener Inselwelt gelegentlich in das  
 Publicum kamen, behielten einen eigenthümlichen  
 Reiz. Seit 1797 haben auch die von England  
 aus nach Tahiti und den benachbarten Inseln  
 abgeschickten Missionäre ziemlich regelmäßige und  
 genaue Berichte von dort her geliefert, welche  
 auch den Freunden der Missionsfache in Deutsch-  
 land nicht unbekannt geblieben sind. Einer von  
 den späteren Abgesandten der Londoner Missions-  
 Gesellschaft, Herr Ellis, der im Jahr 1816 von  
 England nach den Societäts-Inseln abging und  
 im Jahr 1822 mit seiner Gattin, deren Gesund-  
 heit die Heimkehr nöthig machte, von dort wie-

ber zurückkam, tritt in dem oben angezeigten Werke mit einem ziemlich ausführlichen Bericht über die vorzüglichsten jener bey uns gewöhnlich zum fünften Welttheil, nämlich zu Australien gerechneten Inseln, Tahiti, Timeo, Huahine, Raiatea, Borabora \*) und einiger anderer hervor. Seine Glaubwürdigkeit unterliegt keinem Zweifel, sein Urtheil ist durchgängig ruhig, verständig und dem christlich frommen Sinn eines Missionärs angemessen, einen wissenschaftlichen Character aber kann man dem Werke nicht zuschreiben, schon weil alle wissenschaftliche Anordnung der Materie ihm fremd ist, auch in naturhistorische, geologische und ähnliche Untersuchungen nirgends eingegangen wird. Was also der Verf. 'researches' Untersuchungen über Polynesien nennt, besteht im Grunde in vermischten Nachrichten über jene entfernten Punkte der bewohnten Erde. Diese Nachrichten, welche als Bestätigung und Vervollständigung der schon bekannten dankbar angenommen werden müssen, sind, wie natürlich, am ausführlichsten in allem was die Geschichte der Einführung des Christenthums auf den Inseln und die dortigen Missionen betrifft. Durch Zusammenziehung und zweckmäßige Anordnung könnten diese Mittheilungen vielleicht eine interessante und belehrende Lecture für Leser aller Classen gewähren, so wie sie aber im Original erscheinen, setzen sie die Stimmung eines Directors oder eifrigen Beförderers der

\*) Nach des Verf. Bemerkungen über die Aussprache (I. 77. 78) sind die Eigennamen nicht immer nach Englischer Weise auszusprechen, also nicht etwa Tahiti sondern Tahiti, nicht Timeo sondern Timeo. ai klingt wie ey — also Matavai Matapey, Raiatea wie Reatea. ay klingt wie in den Englischen Wörtern hay, day — o wird vor den Hauptwörtern als Artikel gebraucht.

Missions-Gesellschaft voraus, um durchgängig anziehend gefunden zu werden. Wenn aber bey den Lesern dieser Blätter überhaupt genommen, wohl nicht gerade jene, doch aber etwa die Stimmung vorausgesetzt werden darf, die Cook, Forster und andere frühere Berichterstatter für die Inseln der Südsee und ihre Bewohner unter uns erregten, so möchte es für mehrere Leser dieser Anzeigen nicht unangenehm seyn, außer jenem allgemeinen Urtheil über das vorliegende Werk, vermittelt einiger in dem Buch enthaltener genauer Angaben, durch den Missionär Ellis an Verschiedenes was jene Inselwelt auszeichnet hier erinnert, und endlich mit dem gegenwärtigen Zustande des dort einheimischen Theils unsers Geschlechts näher bekannt zu werden, und solche dürften denn das hier weiter Folgende einiger Aufmerksamkeit würdigen wollen.

Die freundschaftlichen, die Societäts-, die Georgs-Inseln, zu welchen letztern Tahiti gehört, die Sandwich-Inseln liegen nebst den übrigen benachbarten auf beiden Seiten des Aequators in dem unermesslich großen Ocean zwischen West-America und Ost-Asien. Ihr Clima, ihre natürliche Beschaffenheit, ihre Erzeugnisse werden einstimmig von Allen als überaus reizend und vorzüglich dargestellt, auch verhält sich das Meer gegen diese zerstreuten Gebirge in seinem Schooß, ungeachtet mehrere niedrig und von geringem Umfange sind, ganz wie sein gewöhnlicher Name anzeigt: still und friedlich. Jahr aus Jahr ein wehet der Ostwind mit geringer Abweichung nach Norden und Süden, und nur selten treten veränderliche oder wechselnde Winde ein, die dann wohl etwas stürmisch zu seyn pflegen. Bekanntlich sind die meisten Inseln von Korallenriffen umgeben, und einige mögen den-



selben ihre Entstehung verdanken, sämtliche größere Inseln aber scheinen vulcanischen Ursprungs zu seyn, denn das Innere der größeren Inseln besteht durchgängig aus steilen und schroffen Gebirgen, die sich von 3000 Fuß, auf Tahiti bis zu 6 und 7000 Fuß über die Meeresfläche erheben (I. 145) und das Gestein ist Lava, Basalt, selten Granit oder Kalkstein (II. 554). Die Korallenriffe sind wie steinerne Einfassungen um die Inseln her, fehlen aber hin und wieder ganz und sind sich auch nicht gleich. Das Riff welches die Ostküste der Insel Raiatea umgibt, ist eine bis zwey Englische Meilen weit von der Küste entfernt, hat oben eine Breite von 5 bis zu 20 und 30 Ellen, schließt also einen beträchtlichen Zwischenraum ruhigen Wassers ein. Prachtig hebt sich die Brandung 10 bis 12 Fuß hoch gegen diese steinerne Mauer, und entzückend ist die Fahrt zwischen dem Riff und der Küste um die blühende, duftende Insel. An den Stellen wo sich Flüsse von den Anhöhen der Insel herab in das Meer ergießen, ist die steinerne Mauer, nämlich das Riff durchbrochen und da sich, wahrscheinlich durch Erde und andere von den Bergströmen mit fortgeführte Substanzen, an den Seiten dieser Oeffnungen außerhalb und innerhalb kleine Inselchen bilden, auf denen auch bald Cocospalmen wachsen, so können die Schiffer schon von fernher den Eingang durch das Riff bemerken und darnach steuern (II. 5). Von der Masse aus welcher das Korallenriff besteht und welche beynahе unsichtbaren Bewohnern seinen Ursprung und Wachsthum verdankt, bröckeln große Stücke ab und werden aus dem Wasser heraufgeholt, auch wohl von der Mauer losgebroschen um zu Kalk gebrannt zu werden oder zu Bausteinen zu dienen (II. 70). Es sehen

sich an dieses mauerartige Korall und auch sonst an der Küste noch zweig- oder baumartige Korallen an, die gleichfalls losgebrochen und zerstampft zum Bestreuen der Eingänge und Vorplätze verschiedener Gebäude benutzt werden. Die Inseln sind sämmtlich reich an köstlichen Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche, unter welchen die Brotfrucht und Cocosnuß obenan stehen. Die meisten der dort einheimischen eßbaren Vegetabilien sind aus den Reisebeschreibungen schon bekannt, hier findet man einige genauer beschrieben, auch größtentheils mit dem systematischen doch ohne Auctorität angeführten und mit dem einheimischen Namen bezeichnet. So z. B. Yam, *Dioscoria alata*, bey den Eingebornen Uhi; *Arum esculentum* und *costatum*, bey den Eingebornen Taro; Pfeilwurz, *Cheilea tacca* (Arrow root), bey den Eingeb. Pia; Batatte, *Convolvulus battatta* oder *chrysorizus* (sweet potato), bey den Eingeb. Umara u. s. w. Von den zahlreichen Arten des Brotbaums werden am meisten geschätzt *Artocarpus incisa*, Paea der Eingeb. und *A. integrifolia*, Uru maöhe der Eingebornen. Die Brotfrucht wird nie roh gegessen, aber geröstet und sonst nach dortiger Sitte zubereitet sehr geschätzt. Die Cocospalme, Haari der Eingeb., trägt 150 bis 180 Nüsse, welche in den verschiedenen Stadien ihrer Reife besondere Namen führen und Speise und Trank zugleich gewähren, ehe sie völlig reifen. Das aus dem reifen Kern gepreßte Del, wie auch das aus der Pfeilwurz (arrow root) gewonnene Product dient zum Tauschhandel mit Europäern und wird demnach ausgeführt, nicht aber Taback, Baumwolle und Zucker, wiewohl die Inseln auch diese Gewächse erzeugen. Merkwürdig ist der Baum dessen Stamm sich bey zunehmendem Alter in

flügelartige Bretter theilt, ähnlich der Kastanie, bey den Eingeb. Nata, *Tuscarpus edulis* (I. 375), und dessen flügelartige Fortsätze auch wirklich als natürliche Bretter zum Schiffsbau und sonst benutzt werden; ferner der sonst heilig gehaltene Uoa, ein Baum der von seinen horizontal stehenden Zweigen Fäden herabschickt; welche wenn sie den Boden erreichen einwurzeln und einen neuen Stamm bilden, so daß ein einziger Baum bald einen kleinen Wald erzeugt (II. 169). Aus dem Thierreiche besitzen die Inseln ursprünglich nur Hunde, Schweine und Federvieh; die Fische im Meer umher, unter denen auch der furchtbare Haifisch, und in den Landseen nicht gerechnet. Jetzt hält man auch Ziegen und Hornvieh, Pferde werden nicht erwähnt, und die früher dorthin gebrachten haben sich nicht lange erhalten. Von kostbaren Mineralien findet sich nichts — bey den Faumotu-Inseln hat man Perlen zu fischen versucht, aber mit geringem Erfolge. Ungeachtet die Einwohner sich jetzt mit Garten- und Landbau Mühe geben, bleiben sie doch größten Theils auf die inländischen Gewächse und Früchte beschränkt, denn unsere Getreidearten, namentlich der Weizen, auch der Reis, die Kartoffel und das hieländische Obst wollen dort nicht gedeihen. Die Brotfrucht aber, sagt Herr Ellis, kann doch auf keine Weise das Weizenbrot ersetzen, und eben so wenig die Yam unsere Kartoffel, oder die Cocosnuß unser Obst. Europäer, zumal ein Engländer, entbehrt auf die Dauer auch ungern das gewohnte Hammel- und Rindfleisch, so wie man denn auch hier auf Wild sammt dem Vergnügen der Jagd Verzicht thun muß, doch wird der Fischfang mit Angeln und Netzen auch zum Vergnügen getrieben (II. 290).

Von den Bewohnern der Inseln haben frühere Reisende oft eine ganz bezaubernde Schilderung entworfen. Man hätte glauben mögen jene wirklich paradiesische Inseln wären auch von Menschen bewohnt, noch ganz so wie sie im Stande der Unschuld nur können gedacht werden: gut und glücklich! Ihren körperlichen Vorzügen, ihrem natürlich guten Verstande, ihrer ausgezeichneten Fertigkeit und Sorgfalt im Schiffsbau, in Verfertigung von Netzen, Waffen und Zeugen aus Baumrinde, auch ihrer Gutmüthigkeit und Sanftheit, wenigstens in Vergleichung mit dem furchtbaren Neu-Seeländer, muß man auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dieß bezeugt auch Herr Ellis; wer aber von Unschuld, von guten Sitten, von Edelmuth und sonstigen Vorzügen des Herzens nur einigermaßen die richtigen Begriffe fest hält, und darnach den Character der gepriesenen Polynesier, auch der Tahitier mißt und beurtheilt, der kann nicht anders als sie mit den durch Sittenlosigkeit und Schlechtigkeit aller Art unrühmlichst ausgezeichneten Generationen und Volksstämmen, mit denen die Geschichte uns bekannt macht, gleich stellen. Ja, Ref. ist geneigt zu glauben daß der endliche Sieg des Christenthums über das Heidenthum auf jenen Inseln, durch das Uebermaaß von Elend in welches der sittliche Verfall die Insulaner stürzte und durch das unerträglich werdende Gefühl ihrer Ausartung und Schlechtigkeit, gar sehr erleichtert wurde.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

D e n 19. M a y 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Polynesian researches during a residence of nearly six years in the South-Sea-Islands etc. etc.

Denn will man sich den gesellschaftlichen Zustand der Inselbewohner denken, wie er vor Ankunft der Missionäre wirklich war, so muß man die einnehmenden Beschreibungen früherer Berichterstatter ganz vergessen, und muß sich dagegen, wie die vorliegende Schrift an die Hand gibt, folgende Züge vergegenwärtigen: eine Volksmenge durch unnatürliche Laster und Grausamkeiten in steter und schrecklicher Verminderung — von 200,000 auf Tahiti, nach Cook, doch wohl zu hoch angeschlagen, von 16,000 nach Capitän Wilson im Jahr 1797 berechnet, bis auf 8000 nach den Missionären herabgesunken (II. 28) — das weibliche Geschlecht von aller Theilnahme an den gesellschaftlichen Rechten ausgeschlossen und der Willkühr der Männer preis gegeben (I. 222) — sämtliche Häuptlinge bey ir-

gend einer Veranlassung zu den grausamsten Feindseligkeiten gegen einander aufgeregt und aufstehend — die schamlose Arooi-Gesellschaft aus privilegierten höchst anmaßlichen Wüßlingen, Müßiggängern und Possenreißern zusammengesetzt und die ganze Insel tyrannisierend (I. 316) — die häufigen Menschenopfer, wozu die Individuen auf Requisition der Priester von dem Könige oder einem Oberhaupte heimlich designiert und dann hinterlistig erschlagen wurden um den Götzen geopfert zu werden (II. 213) — die Ermordung endlich des größten Theils der jung gebornen Kinder gleich in der Stunde ihrer Geburt, durch die Hand des Vaters oder der Mutter (I. 334), alle diese Züge muß man zusammenfassen und sich vergegenwärtigen um ein wahres Bild von dem Zustande der Tahitier und ihrer Nachbarn zu erhalten. Nimmt man aber zu diesem allen was bey der Gesamtheit der Eingeborenen herrschend war und öffentlich geschah, wie billig, noch hinzu, was etwa Eltern von ihren widerspänstigen Kindern — solche die bis über die erste Stunde nach der Geburt im Leben waren erhalten worden, wurden späterhin nicht mehr umgebracht (I. 334) — oder was Hausfrauen und Untergebene, man hatte nämlich auch Sklaven oder Leibeigene, von brutalen Hausherrn, was Kranke, Gebrechliche, Hochbejahrte von ihren Hausgenossen noch im besondern zu leiden hatten (II. 282), nimmt man hinzu was bey den Trinkgelagen vorkam, denn auch diese Insulaner hatten schon vor Einführung des Rum gelernt aus der Ei-Pflanze (*Dracaena terminalis*) ein berauschesendes Getränk, Ava, zu verfertigen und schwelgten von Zeit zu Zeit darin (I. 229), und daß endlich selbst von den liebenswürdigen Tahitiern früherhin Menschenfleisch verzehrt wurde

(II. 224), so wird erst das entsetzliche Gemälde vollendet. Sollte man nun auch wenn man sich dieß alles denkt, nicht geradezu mit den Missionären sagen wollen: 'so blühet hier des Satans Reich welchen die Insulaner in ihren abscheulichen Götzen verehrten'; nothwendig muß man doch gestehen, daß auch bey diesen von der Natur körperlich und geistig begünstigten, von allem Verkehr mit andern, etwa schon ausgearteten Menschen so lange abgefonderten, durch keine äußere Noth gedrängten Insulanern sichtbar wird, wie das sich selbst überlassene menschliche Herz so entsetzlich fruchtbar ist in Schlechtigkeiten!

Mit diesem sittlichen Verfall der Tahitier und ihrer Nachbarn bekannt geworden und ihn menschenfreundlich beklagend, glaubte die Londoner Missions-Gesellschaft einen ins Große gehenden Versuch zur Verpflanzung des Christenthums nach jenen Inseln machen zu müssen. Sie rüstete zu dem Ende ein eignes Schiff aus, the Duff, auf welchem Capitän Wilson der ältere im März 1797 zwölf bis vierzehn Missionäre nach Tahiti überführte, diesen folgte im Jahr 1800 eine Zahl von noch acht Missionären in dem Royal Admiral geführt von Capitän Wilson dem jüngeren, so daß also auf mehreren Inseln zugleich Boten des Evangeliums auftreten und ihr Werk beginnen konnten. Hatte aber auch das Feld in welches diese Arbeiter geführt wurden schon reif geschienen zur Ernte, in der That war es noch weit davon entfernt! Die Missionäre fanden zwar, wie aus den Missionsberichten bekannt und im ersten Theil der vorliegenden Schrift umständlich wiederholt, auch leicht zu begreifen ist, eine ziemlich freundliche Aufnahme, genossen auch Schutz und überhaupt genommen Sicherheit für ihre Personen und Eigenthum; aber in Anse-

hung des Hauptzwecks blieben ihre Bemühungen 16 Jahre lang so gut wie ohne allen Erfolg. Denn einige wenige die sich zu den Missionären hielten und spottweise 'die Betenden' bure atua (Gottbitter) genannt wurden, mochten nach dem Urtheil der Missionäre nicht ganz zuverlässig seyn, wiewohl sie um ihres Bekenntnisses willen Verfolgungen über sich ergehen ließen (I. 228) und auch der König Pomarre, der aber damals keine Macht hatte, auf ihrer Seite war. Die Missionäre legten es auch nicht darauf an, zu überreden oder durch Befriedigung unstatthafter Wünsche z. B. durch Austheilung von Geschenken oder durch Unterstützung einer Partey mit ihrem Feuergewehr gegen eine andere, die Eingebornen zu gewinnen, sie predigten öffentlich den einigen wahren Gott und Jesum Christum den er gesandt hat, überließen aber den Erfolg dem göttlichen Wirken und Wohlgefallen. Die Erwachsenen hörten sie aber nicht, widersprachen und spotteten wohl gar und zeigten Geringschätzung gegen die Predigt und die Prediger (I. 118). Die Kinder waren abgeneigt die Schulen zu besuchen um Lesen zu lernen und das von den Missionären und ihren Frauen oft geschehene Anerbieten, die zur Ermordung bestimmten Kinder in ihre Pflege nehmen und erziehen zu wollen, fand keinen Eingang; die Verwirrung auf den Inseln ward durch die Feindseligkeiten der Häuptlinge gegen den rechtmäßigen König und seinen Anhang immer größer, zuletzt schien den Missionären nichts anders übrig zu bleiben als ihren Posten für die Zeit zu verlassen, was auch im Jahre 1808 und 1809 wirklich geschah. Sie begaben sich nach Neu-Süd-Wallis, oder kehrten auch in die Heimath zurück. Bloß Mr. Nott scheint beständig bey dem König Pomarre, der im Jahr



1824 verstorben ist, geblieben und diesem aus seinem Gebiete vertriebenen, lange im Exil auf der Insel Timeo lebenden Oberhaupte treu gefolgt zu seyn. Auf das Gemüth dieses Fürsten müssen die Lehren des Christenthums von Anfang einigen Eindruck gemacht haben, und seine Niederlage und Verbannung, ungeachtet des von ihm so eifrig gesuchten Schutzes und Beystandes seiner Götzen, können ihn von der Nichtigkeit dieser eingebildeten Wesen und des Götzendienstes überhaupt überzeugt haben. Nach der für den König Pomarre günstigen Schlacht vom 12. Nov. 1815, und der weisen Benützung seines Sieges (I. 247) gab der wieder eingesetzte König den noch in der Nachbarschaft verweilenden Missionären Veranlassung zuerst nach Timeo und dann auch nach Tahiti zurückzukehren. Hiermit fing ein neuer Zeitpunkt in der Geschichte Polyneziens an; die vorzüglichsten Inseln, die bisher von Missionären waren besucht worden, entsagten dem Götzendienste um die Lehre Jesu anzunehmen, und die Missionäre erndteten nun die Frucht einer beynabe 16 Jahre lang, dem Anschein nach, vergeblich doch auf Hoffnung fortgesetzten Aussaat auf einmal. Seit 1819 trat diese Veränderung bald mehr bald weniger vollständig und durchgreifend ein, die Götzbilder wurden verbrannt, die Maraes d. i. Tempel und Opferstätten wurden zerstört, der König, die Priester und das Volk bekannten sich zur Verehrung des einzigen wahren Gottes, so wie er sich durch Jesum Christum in der heil. Schrift geoffenbart hat. Die Missionäre hatten damals eine Buchdruckerey auf Timeo eingerichtet, und konnten außer dem Alphabet und einigen andern Elementarschriften einzelne Bücher in der Landessprache und zwar in dem Dialect von Tahiti, der jedoch

von dem auf den übrigen Inseln merklich abweicht, gedruckt austheilen. Dadurch wurde Lust zum Lesen und ein zahlreicher Schulbesuch von Kindern und Erwachsenen befördert, und fast jeder begehrte nunmehr ein Christ zu seyn und zu heißen. Denn der bisherige Götzendienst und Priesterbetrug, so fest er auch gegründet zu seyn schien, hatte seinen Credit verloren, auch gab es weder eine heilige Urkunde noch eine mächtige Priester-Kaste, noch auch ein ausgebildetes oder einnehmendes Religions-system, wodurch der Aberglaube länger hätte beschützt werden können. Die Missionäre übereilten sich indessen nicht mit der Aufnahme zum Christenthum, behaupteten auch einen Unterschied zwischen Getauften und Abendmahlsgenossen, nur die letzteren wurden als wirkliche Mitglieder der christlichen Kirche angesehen, und die zu allererst auf solche Weise errichtete christliche Gemeinde in Polynesien zu Fare in Huahine bestand aus 10 Mitgliedern (II. 308). An Kirchen, Capellen und Schulhäusern fehlte es nicht. Das Bauen scheint dort leicht und schnell von Statten zu gehen, wiewohl jetzt nach europäischer Sitte gebauet wird, doch nicht massiv, sondern die Gebäude, zum Theil zwey Stockwerk hoch, werden von Holz aufgeführt und die Wände mit Kalk übersezt, so daß sich jetzt die auf mehreren Inseln angebaueten Dörfer, auf den Kupferstichen im vorliegenden Werke ganz wie europäische und recht lieblich ausnehmen. In dem vom König Pomarre nach einem gewaltig großen Maßstab ausgeführten kirchlichen Gebäude, the Royal Missionary chapel auf Tahiti, ist dieser König auch feyerlich getauft worden, hier so wie auch in den übrigen Capellen, wird das heil. Abendmahl von Zeit zu Zeit an einem einfachen reinlichen Tische, gemeinschaftlich gehalten, und

statt des Weizenbrotes, welches nicht immer zu haben seyn möchte, hat man sich von Anfang an der gerösteten Brotfrucht dabey bedient. Hier werden auch die Trauungen nach vorgängiger Proclamation feyerlich vollzogen, hier sind auch die jetzigen Geseze der Insel durch den König Pomarre vorgeschlagen, und durch allgemeine Zustimmung der versammelten Häuptlinge und des Volks im May 1819 angenommen und sanctioniert worden. Das Autograph dieser Geseze, vom Könige selbst äußerst nett geschrieben, wird in dem Missions-Museum zu London aufbewahrt. Eine mit den Vorschriften des Christenthums übereinstimmende gesellschaftliche Verfassung mußte aber nothwendig nach Abschaffung des Götzendienstes neu eingeführt werden, denn der überall eingreifende Einfluß der bisherigen Religion hörte auf, und mußte ersetzt, insbesondere mußte die königliche Gewalt neu bestimmt werden, da diese sonst wohl mit der Gottheit selbst war identificiert worden. Die Missionäre enthielten sich alles unmittelbaren Einwirkens auf die bürgerliche Gesezgebung, wenn gleich häufig zum Gegentheil aufgefordert, und riethen dem Könige sich über diese Angelegenheiten mit seinen Häuptlingen zu besprechen und so festzustellen was Gesez seyn sollte. Mitunter haben die Missionäre auch wohl eine bürgerliche Anordnung empfohlen und der Missionär Nott hat großen Antheil an den nunmehr eingeführten Gesezen, wovon Herr Ellis die vorzüglichsten in einer getreuen Uebersetzung mittheilt (II. 427).

So ist denn nun auf jenen vielleicht vor allen andern Punkten der bewohnbaren Erdoberfläche vorzüglich begünstigten Inseln eine ganz neue Ordnung der Dinge, in bürgerlicher, moralischer und religiöser Hinsicht eingetreten und wer sich

hievon ein richtiges Bild, wozu vorliegendes Werk Anleitung gibt, zu machen wünscht, wird folgende Hauptzüge zusammenfassen und sich vergegenwärtigen müssen: Statt des ehemaligen abscheulichen Götzendienstes der anerkanntermaßen keinen andern Grund hatte, als slavische Furcht, ein vernünftiger Gottesdienst nach Anleitung der heil. Schrift im Geiste der protestantischen Kirche; statt der unaufhörlichen Feindseligkeiten und der blutigen Kriege aller gegen alle, brüderliche Liebe, Eintracht und Frieden, mit gesetzlicher Bestimmung der Rechte und Pflichten sowohl der Regierer als der Regierten; statt der Menschenopfer und Kindermorde, Sicherheit der Personen, Familienleben, häusliche Glückseligkeit — vorwärts ganz unerhörte Dinge; statt der unzuchtigen Schwelgereyen, Tänze und Lustbarkeiten, regelmäßige Beschäftigungen, der Männer, mit Ackerbau, Gartenbau und sonstigen Erwerben, der Weiber, mit Nähen, Spinnen, Weben der im Lande erzeugten Baumwolle, Flechten von Hüten aus Binsen, Baumbast u. dgl.; statt der beynahe geschlossenen, bloß durch Eifersucht in Schranken gehaltenen Vermischung der beiden Geschlechter, regelmäßig vollzogene, durch laut ausgesprochene Gelübde und kirchliche Einsegnung geheiligte monogamische Ehen; statt der despotischen Willkühr der Oberhäupter, geschriebene Gesetze, Richter, Juries, Rechtspflege ohne Ansehen der Person — und überdies alles noch, statt des vorher in thierischer Sinnlichkeit unvermeidlich untergehenden Bewußtseyns einer höheren Natur und Bestimmung, das bey vielen wenigstens herrschend und klar gewordene erhebende Bewußtseyn einer genauen Verbindung mit einem allmächtigen, höchst weisen und gütigen Wesen, sammt einer erheiternden Hoffnung nach dem

Lobe; wozu noch statt der ehemaligen abergläubigen, seltsamen und widrigen Trauer und Begräbniß-Ceremonien (II. 526) ein anständiges christliches Begräbniß unter Leitung des Religionslehrers kommt. Wer diese Züge, wie sie Herr Ellis angibt, zusammenfaßt, muß wohl geneigt werden, wie die Missionäre, dem Glauben an die alles besiegende Kraft und Wirkung des heil. Geistes zu huldigen. Jedoch wird kein Nachdenkender leicht annehmen können, daß die jetzige Bevölkerung von Tahiti, Timeo, Huahine und mehrerer anderer Inseln, wie vermittelt eines Sprunges oder Wunders zu der gegenwärtigen Stufe intellectueller und moralischer Bildung gelangt sey, er wird auch nicht denken, daß diese Neubekehrten einen untadeligeren Character behaupten oder einen weit exemplarischeren Wandel führen würden, als man in den gebildetsten christlichen Ländern von einem gemischten Haufen verlangt und erwartet, freuen wird sich aber doch jeder Menschenfreund über die nun auch in dem fünften Welttheile, in Australien, gestifteten noch in der ersten Liebe stehenden Christengemeinen — Gemeinen, die jetzt mehrere Hunderte regelmäßig aufgenommener Mitglieder zählen, eine feste kirchliche Verfassung angenommen haben, und in Beobachtung des Aeußern, z. B. Sonntags, als des Sabbaths, wie auch in allem was Gebet, was häusliche und öffentliche Andachtsübungen betrifft, höchst gewissenhaft und pünctlich sind (I. 156). Wie viel Unvollkommenheit hierbey noch Statt finden, wie viel Mängel sich auch jetzt noch zeigen und in der Folge zeigen werden, mit Dank gegen die göttliche Vorsehung und williger Anerkennung der Missions-Bemühungen wird doch der Menschenfreund gewiß die

Emancipation einer nicht unbeträchtlichen und dabey zugleich höchst interessanten Bevölkerung jenseits des Weltmeers begrüßen, und von den dortigen Bekennern des Christenthums das Beste hoffen. Was daher auch der berühmte Seefahrer Herr von Kokebue in seiner Reisebeschreibung und der Recensent derselben in der Hallischen Literatur-Zeitung von den beschränkten Religionsbegriffen, von der Andäctelcy und zu vermuthenden Scheinheiligkeit der Tahitier, was sie über die Enttheuerung jener sonst so heitern, lachenden Inseln durch Einführung der christlichen Religion auch sagen mögen; was ferner auch scharfsichtige Schriftsteller und Mitarbeiter an dem politischen Journal und andern Zeitschriften, über die geheimen, ohne Zweifel eigennütigen und auf das Handelsmonopol hinauslaufenden Absichten der Engländer, bey ihrem Eifer Missionäre bis an das Ende der Erde auszusenden, auch meinen mögen erspähet zu haben; was endlich auch die noch durch Rousseau, Basedow, Salzmann oder auch wohl nur durch oberflächliche Dramatiker und Novellisten für den Naturzustand und den Naturmenschen eingenommenen Köpfe, gegen die Einführung einer positiven Religion und einen äußern Cultus, gegen den Werth der Erscheinungen die unlängst in Polynesien Statt gefunden haben, auch erinnern und einwenden mögen, unmöglich kann man diesen mehr oder weniger heftigen Gegnern gegen die Missionsbemühungen und ihren Erfolg Recht geben, so lange die Erfahrung lehrt und alle Missionäre einstimmig, wie auch Herr Ellis (I. 29) wiederholen, daß religiöse Cultur jeder andern wünschenswürdigem nothwendig vorher gehen muß, so lange endlich ein Glaube oder eine Glaubensform, wo-

durch die wohlthätigsten Wirkungen auf Gesinnungen und Verhalten unleugbar hervorgebracht werden, als gut und vortrefflich und selbst auf die Gefahr des möglichen Misbrauchs als annehmungswürdig betrachtet werden muß. Sagt man aber die Missionäre hätten jene glücklichen Inseln durch ihre strenge Lehre und Kirchenzucht enttheuert, so geben die Missionäre allerdings zu, daß die ehemaligen Belustigungen der Insulaner, ihre Musik, ihre Tänze, ihre Pantomimen, ihre Kampfspiele, den berühmten griechischen ähnlich (I. 290) selbst das so beliebte und nicht ganz übelstehende Tätowieren, nunmehr gänzlich aufgehört habe und verboten sey (II. 463), behaupten aber auch daß dieß alles theils unsittlich und brutal gewesen, theils aber in so genauer Verbindung mit dem heidnischen Aberglauben und dem Götzendienste der Insulaner gestanden habe, daß alle die letzterem entsagten sich auch nothwendig von ersterem losmachen und jene Dinge völlig aufgeben mußten, wie auch jetzt ohne Widerstreben geschieht. Dagegen meinen die Missionäre durch ihre Lehre dazu beigetragen zu haben, daß die Insulaner jetzt das Gute ihrer irdischen Heimath in Ruhe und Frieden genießen, häusliche und geistige Freuden, durch Lesen, Schreiben, Gebet und Andachtsübungen kennen und schätzen, und schuldlose Feste feyern, wovon ein Schul- und Kinderfest, an welchem mehrere hundert Kinder fröhlich Theil nahmen, anziehend beschrieben wird (I. 490). Daß dem trefflichen Cook noch ein kleines Denkmahl auf Tahiti grünt, nämlich ein Nußbaum (shaddock tree) den er mit eigener Hand auf der kleinen Herrlichkeit oder dem Landgute, welches er seinem Freunde Omai (Herr Ellis schreibt May)

dort einrichtete, ohne jedoch seinen edlen Zweck zu erreichen, weil May die Sitten und Lebensweise seiner Landsleute wieder annahm und alles was Cook ihm empfohlen, gegeben und dort eingerichtet hatte vernachlässigte — vom Christenthum hatte May aber während seines dreyjährigen Aufenthalts in England so gut wie nichts erfahren — wird man II. 90, so wie auch II. 545 daß für die Kinder der Missionäre auf Simco ein höheres Schul-Institut, an welchem auch Kinder der Eingebornen Antheil nehmen können, und welches die Engländer the South-Sea-Academy nennen, im Jahr 1824 ist errichtet worden, nicht ohne Interesse lesen.

### L e i p z i g.

Hey Focke: Das Corpus juris civilis ins Deutsche übersetzt von einem Vereine Rechtsgelehrter, und herausgegeben von Dr. Carl Eduard Otto, Dr. Bruno Schilling, Professoren der Rechte an der Universität Leipzig, und Dr. Carl Friedrich Ferdinand Sintenis, als Redactoren. Erster Band. 1830. XXX und 906 Seiten gr. Octav. \*)

Daß eine Uebersetzung des Justinianischen Rechtsbuchs in die Landessprache von großem und wesentlichem Nutzen seyn könne, um den Inhalt desselben auch denjenigen zugänglich zu machen, welche zu andern Zwecken, als zu juristischen, es zu benutzen wünschen, ist unleug-

\*) Wir wollen bey der Wichtigkeit der Unternehmung auch diese zweyte, uns zugesandte, Anzeige von der Hand eines berühmten practischen Juristen, unsern Lesern nicht vorenthalten.



bar; eine gute Uebersetzung kann aber auch für den Juristen die Stelle eines erklärenden Commentars vertreten und also selbst für diesen von unberechenbarer Wichtigkeit seyn. Will man dagegen einwenden, daß sie von dem Studium des Originaltextes ableiten und der Trägheit der Rechtsbesessenen Vorschub thun werde, so würde aus gleichem Grunde jede Uebersetzung der römischen und griechischen Classiker in die Landessprache ein eben so verderbliches Unternehmen seyn müssen, was gewiß Niemand behaupten wird, und was überdies darin seine Widerlegung findet, daß das Studium der Alten durch die zahllosen Uebersetzungen derselben nicht allein keinen Eintrag erlitten hat, sondern vielmehr jetzt auf einer höhern Stufe, wie je steht. So zahlreich die Uebersetzungen einzelner Theile des Justinianischen Rechtsbuchs in die Landessprache gefunden werden, (die Institutionen erschienen in französischer Sprache durch Nicole de l'Escut, Lyon 1547. Guy de la Roche, Paris 1580, Etienne de Lyon, Lyon 1625, Duteil, Paris 1655 und öfters, — Helo, Paris 1669, Ferriere, Paris 1680 und sehr häufig, du Taurroy de la Croix, Paris 1813, 1821, 1823; — deutsch durch Thomas Murner, Basel 1519 und öfter, Ortolph Fuchspurger, Augsburg 1530 und öfter, Justin Goble, Dillenburg 1551 und öfter, einen Ungenannten, Köthen 1622, C. F. Weng, Augsburg 1716, J. G. Holz, Nürnberg 1735, Hellwing und Heldmann, Lemgo 1765, W. M. Roßberger, Berlin 1829; — holländisch, von Ungenannten, Antwerpen 1547, Haag 1648, Leyden 1705, von Ortwin, Leyden 1715 — englisch, von einem Ungenannten, London 1749,

von Harris, London 1756, von Cooper, Philadelphia 1823; — spanisch, von Daza, Tolosa 1551 und öfters; — italienisch, von Sansovino, Venedig 1552 und öfters, von Mori = Ubaldini, Florenz 1780. Die Pandecten: spanisch von Fonseca, Madrid 1787 bis 1790. Der Codex: französisch in alten Handschriften, deutsch von Pegius, Ingolstadt 1566; jedoch nur bis Buch II. Tit. 7 einschließlic. Die Novellen endlich: französisch in jenen Handschriften; deutsch, jedoch nach Julian, von Gobler, Frankfurt 1566; noch zahlreicher sind die Uebersetzungen einzelner Stücke aus den einzelnen Theilen der Rechtsammlung), so besaßen dennoch bis jetzt eine Uebersetzung des Ganzen nur die Franzosen und Italiäner allein; die ersteren durch Hulot, Berthelot, Tissot, Berenger u. a. verfaßt, unter dem Titel: Corps de droit civil Romain, 1803. . 1811. in Quart, die letzteren als Corpo del diritto civile Romano, Mailand 1815 ff. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß schon vor mehr als hundert Jahren der Herzog Ernst von Sachsen = Gotha eine vollständige Uebersetzung des Ganzen sehr zu befördern suchte, wie sich solches aus Leibniz (Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae, S. 125) und von Moser (Ehrensäule dem Herrn Ernst, Herzogen zu Sachsen = Gotha aufgerichtet, Anhang S. 13. . 20) ergibt. Aber erst jetzt geht die dieserhalb gehegte Hoffnung in Erfüllung, wie das oben angezeigte Buch beweiset, zu dessen Characterisierung Ref. jetzt übergeht. Es ist, wie der Titel auch angibt, von einem Vereine Mehrerer, jedoch unter der Redaction und Revision der Herren Professoren Otto und Schilz

ling, und des Herrn Dr. Sintenis besorgt. Der Uebersetzung selbst ist der bey Baumgärtner in Leipzig heftweise erscheinende Text des Corpus juris, welchen die Herren Kriegel besorgen, untergelegt, jedoch ist jedem Uebersetzer ein Abweichen in der Lesart vom Text, wo er es für wesentlich nothwendig und den Gesetzen der Kritik entsprechend erachtete, überlassen. Wörtliche Treue ist bey ihr vorzugsweise berücksichtigt; weil es aber unmöglich ist, Stellen und Gesetze ganz wörtlich zu übersetzen, ohne dem Verständnis und der Deutlichkeit Abbruch zu thun, so sind die etwa erforderlichen Zusätze in Klammern geschlossen, um dieselben sofort, als solche zu bezeichnen. Kunstwörter, welche die deutsche Sprache theils im allgemeinen, wenn gleich germanisirt, aufgenommen hat, theils wenigstens in rechtswissenschaftlichen Büchern üblich geworden sind, wie z. B. Depositum, Mandatum, Societät, Fideicommiss, Obligation u. s. w. sind nur dann übersetzt, wenn die Uebersetzung selbst keiner Mißdeutung unterlag, sonst aber beybehalten worden; altrömische unübersetzbare Formen ganz lateinisch geblieben. Was die eigenthümlichen Benennungen der römischen Staatsbeamten anlangt, so sind dieselben nur dann übertragen, wenn entweder in unsern Staaten ganz entsprechende Beamten mit deutscher Benennung und somit in der deutschen Sprache wirklich vorhanden waren oder sich die Bezeichnung in unsere Sprache ohne Nebenbegriffe und Verwechslungen übertragen ließ, wie z. B. Praeses, Assessor, Juridicus, Praefectus urbi, Praetor urbanus und peregrinus; sonst aber nicht, wie z. B. Consul, Praetor (an und für sich), Praefectus Praetorio, Lega-

tus u. s. w. Die Titelincriptionen sind lateinisch mit der Uebersetzung in Klammern; die Inschriften der Fragmente in den Pandecten hingegen lateinisch beybehalten, was auch in Betreff der Ueber- und Unterschriften der Constitutionen des Codex geschehen soll, vorzüglich deshalb, weil sie meist nur für den Juristen von Interesse sind. Auch Anmerkungen sind der Uebersetzung beygegeben, jedoch nur sparsam und in den Fällen, wo eine Abweichung vom Texte für nöthig erachtet wurde, um die Gründe dazu anzugeben, wo unübersetzbare Worte zu erklären waren, wo neue Wortbildungen geschaffen wurden oder Bemerkungen über die Uebersetzung einzelner Worte und Sätze nöthig erachtet wurden. Endlich enthalten sie auch noch kurze Erklärungen von weniger bekannten Antiquitäten, insofern solche zum augenblicklichen Verständnisse erforderlich waren, und die Erklärung dunkler, schwieriger und verdorbener Stellen, theils in Bezug auf die besten Hülfsmittel, theils nach eigener Ansicht des Uebersetzers. — Der vorliegende erste Band enthält die Uebersetzung der Institutionen, und der elf ersten Bücher der Pandecten. Vom Herrn Dr. Sintenis sind übersetzt: die Institutionen, das erste, fünfte bis elfte Buch der Pandecten; vom Herrn Professor Otto das vierte Buch der Pandecten; vom Herrn Dr. Heimbach das zweyte, und vom Herrn Mag. Schneider das dritte Buch der Pandecten, beide unter Redaction des Herrn Prof. Otto.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

80. Stück.

D e n 21. M a y 1831.

---

Paris, Montpellier und Brüssel.

Bey Gabon: Recherches sur le traitement du Cancer par la compression méthodique simple ou combinée et sur l'histoire générale de la même maladie, suivies de notes 1° sur les forces et la dynamétrie vitales 2° sur l'inflammation et l'état fébrile, par J. C. A. Récamier. Tome premier. XXVIII und 552 S. mit 7 Steintafeln. 1829. Octav.

In einem 9½ Seiten langen Avant-Propos erklärt der Verf., daß er anfangs nur die Herausgabe eines einfachen Memoires über den Nutzen der Compression bey Behandlung des Krebses beabsichtigt gehabt habe. Schon im Jahre 1827 habe der Druck der Abhandlung begonnen; die Masse der Thatsachen sey dann aber so angeschwollen, daß es ihm nicht mehr möglich gewesen, die Resultate seiner Untersuchungen in die anfangs gesteckten engen Gränzen einzuschließen. Die Eintheilung des Werkes, welche der Vf. in der unverändert gebliebenen Einleitung angegeben, ist

deshalb eine andere, als die in dem Werke selbst befolgte. Im ersten Theile des Werkes ist von den auf Brustkrebs sich beziehenden Beobachtungen die Rede, im zweyten von der Geschichte einiger krebshafter Krankheiten an verschiedenen Theilen des Körpers, der dritte enthält allgemeine Betrachtungen über die in den beiden ersten Theilen des Werkes enthaltenen Facta. Da eine jede Krankengeschichte, besonders die im ersten Theile verzeichneten, nach und nach, der Ordnung der Tage gemäß gedruckt worden sind, in welcher die einzelnen Beobachtungen am Krankenbette niedergeschrieben waren, so hat das ganze Werk das Ansehen eines ärztlichen Tage- und Notizenbuches bekommen, und es nöthig gemacht, im zweyten und dritten Theile zwey Supplemente hinzuzufügen. Dadurch ist nun für den Leser die große Unbequemlichkeit entstanden, daß er die im ersten und zweyten Theile enthaltenen Beobachtungen mit den beiden Supplementen vergleichen muß, wenn er ein vollständiges Bild der einzelnen Krankheitsfälle haben will. Außerdem ist das Werk dadurch sehr weitläufig und sehr reich an Wiederholungen geworden. Der dritte Theil enthält hauptsächlich allgemeine Betrachtungen über diese vom Verf. mitgetheilten einzelnen Fälle, und die Erzählung einiger neuer. Die Zeit, welche über dem Drucke dieses Werkes und über dem Abwarten des Endes manchen Krankheitsfalles hinging, benutzte der Verf. zu Untersuchungen über die allgemeine Geschichte der krebshafter Krankheiten. Diese ist im vierten Theile enthalten. Den Beschluß machen Noten über Gegenstände der allgemeinen und speciellen Pathologie, welche dem übrigen Inhalte des Werkes gänzlich fremd sind.

Nachdem der Verf. so den Gang seiner Unters-

suchungen im Allgemeinen angegeben, erzählt er in der nun folgenden Einleitung, daß er bey Gelegenheit eines sehr bedeutenden Brustkrebses durch eine Erzählung des Dr. Bielt zuerst etwas von der in England angewandten Compressionsmethode erfahren habe, ohne jedoch die genauere Einrichtung dieser Methode zu kennen. Hierdurch angeregt, behandelte er zwey Kranke durch Binden und Compressen mit dem Erfolge, daß die Schmerzen dadurch gelinder, die Geschwulst beweglicher und isolirter gemacht wurde und daß eine hierauf verrichtete Exstirpation das Uebel vollkommen vertilgte, indem es in beiden Fällen während neun Jahre nicht wiederkehrte. Obgleich nun in England mehrere Stimmen gegen die Wirksamkeit der genannten Heilmethode sich geäußert hatten, so fuhr der Verf. doch mit ihr und der Hungercur ungestört fort. Bey der Behandlung mit Cicuta, Aconitum, Jode, Quecksilber, Antimonium sah er keinen guten Erfolg. So wenig der Verfasser, wie überhaupt die Mehrzahl französischer Chirurgen und Aerzte, ein Freund der Exstirpation krebssiger Theile ist, so verdammt er doch das durch die englische chirurgische Schule ausgesprochene *Noli me tangere* im Allgemeinen. Nachdem dann abermals einige Krankengeschichten mitgetheilt sind, die füglich hier hätten wegbleiben können, endigt diese verwirrte Einleitung mit der Versicherung des Verfassers, daß er alle seine Beobachtungen treu und gewissenhaft bekannt machen werde.

*Première Partie. Histoire des faits.* Obgleich die Ueberschrift nichts davon erwähnt, so ist in dieser ersten Abtheilung doch nur von dem Krebse der weiblichen Brust die Rede. Zwen und sechszig Krankengeschichten, von denen viele sehr umständlich erzählt sind, mehrere jedoch einer

genügenden Angabe des End-Resultates erman-  
 geln, machen den Inhalt derselben aus. Am  
 Ende einer jeden folgen allgemeine Schlüsse, wel-  
 che der Verf. aus der vorstehenden Geschichte zog  
 und Vergleichen mit ähnlichen Beobachtungen.  
 So zweckmäßig dergleichen an und für sich sind,  
 so sind diese doch zuweilen zu flüchtig angestellt,  
 und man ertappt deshalb den Verf. auf man-  
 cherley unrichtigen Behauptungen. Die Fälle 3,  
 10, 17, 18, 19, 20, 22, 41, 45, 46 sollen  
 z. B. (S. 73) beweisen, daß die Compression  
 die abermalige Ausbildung des Uebels nach des-  
 sen Beseitigung durch Exstirpation zu hindern  
 vermöge; allein die Beobachtungen 17, 22 und  
 46 sind zu unvollkommen; bey 19 und 20 ist  
 man gewiß nicht sicher, wahren Krebs vor sich zu  
 haben; bey 3, 10, 18, 41 ist von gar keinem  
 anfangenden Rückfalle die Rede, man kann also  
 auch nicht mit Sicherheit schließen, daß die Com-  
 pression einen solchen unterdrückt habe; im 45sten  
 Falle endlich kam allerdings ein Rückfall, laut  
 Supplement's S. 413 und 490. Es ist dem Ref.  
 mehr als zweifelhaft, ob die Mehrzahl dieser Be-  
 obachtungen wirklichen Krebs zum Gegenstand  
 hatte. Manche sind unvollständig und darum  
 nicht geeignet, gültige Folgerungen daraus zu zie-  
 hen; aber auch unter den genaueren Erzählun-  
 gen sind manche, welche mehr auf eine gutartige  
 Verhärtung der Brust schließen lassen. Von ein-  
 zelnem scheint selbst der Verf. dieß zu glauben.  
 Eine ansehnliche Reihe von Krankengeschichten  
 bezieht sich indeß ohne alle Frage auf wirklichen  
 Krebs, was nicht allein aus den Symptomen,  
 sondern auch aus der Entstehung der Krankheit  
 in späteren Lebensjahren mit und nach dem Ver-  
 schwinden der Menstruation, aus dem allgemei-  
 nen Leiden des Körpers u. a. hervorgeht. Am



sichersten kann man diejenigen für wahre Krebsfälle halten, wo außer dem charakteristischen Schmerze, der eigenen Härte, der sternförmig zusammen und einwärts gezogenen Haut auch schon ein Geschwür vorhanden war und man den wahren Skirrhus an seinem Gewebe deutlicher erkennen konnte. Nicht allein in jenen, der Meinung des Ref. nach, unbestimmteren Fällen leistete eine plaumäßige Compression, auf den degenerierten Theil von allen Seiten angebracht, häufig gute Wirkung, sondern auch zuweilen bey schon aufgebrochenen Geschwüren, z. B. im dritten und ein und vierzigsten Falle. Desters beschränkte sich die Behandlung allein hierauf; zuweilen wurden die Hungercur, Narcotica, Cauterisation und theilweise Exstirpation zu Hülfe gezogen. Die beiden letzten Operationen gingen bald der Compression vorher, bald folgten sie ihr nach (s. Fall 11, 17, 18, 22, 24, 25, 28, 41, 46). Viele Kranke hatte der Verf. nach Beendigung der Cur noch beobachten können, allein bey sehr vielen wird die Zeit nicht angegeben, und bey anderen war diese offenbar zu kurz (ein paar Monate), als daß man vor einem Recidiv völlig hätte gesichert seyn können. Hin und wieder kommen auch Krankheitsfälle vor, bey denen die Compression gar nicht angewandt wurde.

*Seconde Partie. Histoires de cancers de diverses parties du corps autres que le sein.* — Die ersten sechs Krankengeschichten beziehen sich auf Krebs der Wange, der Glandula sublingualis und des Rückens. Mit Ausnahme der wirklich krebshaften Zerstörung der Gl. sublingualis, des Unterkiefers und anderer benachbarter Theile, scheint dem Ref. kein einziger dieser Fälle krebstartiger Natur zu seyn. Es waren verschwärte, verhärtete und durch äußere Schädlichkeiten fun-

goß gewordene Muttermäler, über deren ursprüngliche Natur vom Verf. wenig gesagt wird; am Rücken scheint es anfangs eine angeborne An-giectasie gewesen zu seyn. Es wurde die Cau-terisation bald allein, bald in Verbindung mit Druck angewandt. In der siebenten Geschichte wird der Fall von Gebärmutterkrebs erzählt, bey welchem der Verf. das von ihm erfundene spe-culum uteri zuerst gebrauchte. Die Erzählung dieses Falles und der Erfindung des genannten Instrumentes ist aus dem 31sten und 52sten Bande des Dictionaire des sc. méd. entlehnt, in welchem beide schon früher durch Andere, nach Angabe Recamier's, mitgetheilt waren. Einige Bemerkungen über das speculum und die Cau-terisation des Uterus folgen. An dem weitesten Ende des Instruments ist eine Art von Rinne oder Tülle, die theils als Griff, theils zum Ab-fließen der während der Operation fortgehenden Flüssigkeiten dient. Er gebraucht bald ein spe-culum von Zinn mit gerade abgeschnittenen, bald eins mit schnabelförmig ausgeschnittenen hinterem Ende, je nachdem die Gestalt der ent-arteten Theile es erfordert. Ist die Kranke an einem dunkeln Orte, so wird das speculum durch ein Licht, gegen welches ein Reflections-Spiegel gehalten wird, erleuchtet; die Kranke wird dabey so gelegt, daß die zu äzende Stelle am tiefsten liegt; ist die Geschwulst am collum uteri von beträchtlicher Größe, so macht der Verf. immer zuerst die Excision und cauterisirt dann erst tief, nachdem die auf die erste Operation folgenden Zu-fälle verschwunden sind; er schneidet weder, noch äzt er, so bald das collum uteri gegen seine Basis hin resistierend und geschwollen ist; er be-gnügt sich in diesem Falle mit der Compression, oder überlegt, ob die Exstirpation des Uterus thun-

lich ist. Seit 1816 hat der Verf. das orificium uteri wegen Krebsartiger Krankheiten cauterisirt, und bey mehreren Kranken hat bislang kein Rückfall sich ereignet. Bey allen denen hingegen, deren collum uteri von der Krankheit mit ergriffen war, kamen Rückfälle, selbst wenn das Aetzmittel über den Sitz des Uebels hinaus gewirkt hatte. Der Verf. bringt gemeiniglich flüssiges salpetersaures Quecksilber mit einem Pinsel an die geeigneten Stellen; Dupuytren steckt in den Muttermund kegelförmige Trochisci von Höllenstein. — Nach dieser Excursion kehrt der Verf. zu seinen Beobachtungen zurück. Die neunte betrifft den merkwürdigen Fall von Verschwärung des schon seit langer Zeit vorgefallenen Uterus, dessen der Verf. schon in der Revue médicale Dec. 1825 gedacht hat. Der Uterus ward durch eine doppelte hinter dem Gebärmuttergrunde angelegte Ligatur abgebunden; die Kranke wurde geheilt, erlag aber etwa drey Monate nach der Operation einer hartnäckigen Dysenterie. Das bey wird erwähnt, daß schon Alex. Hunter, Jos. Clarke, Langenbeck, Sauter und Gallot den Uterus exstirpiert haben. Langenbecks und Sauters Verfahren werden beschrieben und dahin beurtheilt, daß das erstere in der Praxis unanwendbar und das letztere wegen des zu befürchtenden Blutflusses nicht genügend sey. Um diesen zu verhüten, will der Vf. lieber vor der Exstirpation und vor der Durchschneidung der ligamenta uteri Ligaturen anlegen. Er stellt vier Fälle auf und schlägt dazu verschiedene Methoden vor: 1. Wenn ein prolapsus uteri da ist, so soll man oberhalb des fundus einen doppelten Faden durch die umgestülpte Scheide ziehen, diesen auseinander legen, dann zu beiden Seiten eine Schlinge anlegen und solche durch Ligaturstäbchen festhalten. Man soll nun unmittelbar darauf

einige Linien tiefer die Gebärmutter abschneiden und dann die Ligaturen etwas nachlassen: Hämorrhagien sollen entweder durch in Leinwand eingeschlagene Charpie oder durch eine mit kaltem Wasser angefüllte Blase, nach Veschier, gestillt, nöthigen Falls sogar der Stumpf mit dem glühenden Eisen berührt werden. Es wird für möglich gehalten, statt der Ligaturen ein Instrument anzuwenden, welches der Zange ähnlich seyn müsse, die Dupuytren zur Heilung des künstlichen Afters erfunden hat. 2. Wenn kein Vorfall da ist, so soll der Uterus durch eine starke Museur'sche Zange, oder durch ein anderes vom Verf. S. 362 undeutlich beschriebenes, oder durch ein von Guillon erfundenes, jenem ähnliches Instrument (diese und mehrere andere zur Erstirpation dienende Instrumente sind auf drey Stein tafeln am Ende des Buches abgebildet) bis zur Vulva herabgezogen werden. Vagina und Bauchfell werden dann vor und hinter dem collum uteri längs desselben abgetrennt, mit Hülfe eines gedeckten und eines geknöpfen Bistouris, so daß der Uterus nur noch zu beiden Seiten fest sitzt. Um beide breite Mutterbänder führt hierauf der Verf. mit einer Bellog'schen Sonde eine Ligatur, die er mit einem Knotenschließer fixiert. Zuletzt wird der Uterus zu beiden Seiten abgeschnitten, bis auf einen kleinen Ueberrest, den man zur Befestigung der Ligaturen unverfehrt läßt. 3. Wenn das collum zu erweicht oder schon weggeschnitten ist, so daß es nicht herabgezogen werden kann, so geht der Verf. mit einem auf den Zeigefinger gelegten converen bistouri caché ein, macht damit eine Incision vor und hinter dem collum, dilatirt zu beiden Seiten mit einem geknöpfen Bistouri und zieht dann auf die schon angegebene Art den Uterus herab. 4. Wenn man den Uterus vor dem Durch-

schneiden seiner Bänder nicht sollte herabziehen können, so schlägt der Verf. vor (wie er dieß schon 1818 an einer Leiche ausführte) die Vagina vor und hinter dem collum uteri mit einem Pharyngotom zu öffnen, durch die vordere Oeffnung längs des Fingers Fr. Come's Lithotom einzubringen, mit diesem bis zum breiten Bande einzuschneiden, dasselbe Verfahren an der hinteren Fläche des Uterus zu beobachten, dann zur Verhütung einer Hämorrhagie, wie oben, die breiten Bänder zu unterbinden, den Uterus mit Museux's Zange zu fassen, endlich beide Bänder mit einem geknüpften Bistouri zu durchschneiden. Eine Verletzung benachbarter Organe will der Verf. dabey immer vermieden haben (freylich an einer Leiche!). — Die zehnte Beobachtung liefert einen Beweis, wie sehr die vom Verf. eingeschlagene Behandlungsweise dazu geeignet ist, den tödtlichen Ausgang eines wahren erblichen Krebses wenigstens zu verzögern. Einer Frau, an deren vom Krebs ergriffenen Muttermunde schon zweymal vergeblich Erstirpation vorgenommen war, wurde durch eine sehr beharrliche, mittelst verschiedener Pessarien, Schwämme, Kleiensäckchen u. dergl. angebrachte Compression, verbunden mit äußerlicher Anwendung von Kohlen- und Chinapulver, der Cauterisation und des aufsteigenden Spritzbades, welches gegen den Uterus gerichtet wurde, das Leben lange Zeit hindurch gefristet. In der elften Beobachtung wird das operative Verfahren beschrieben, welches man bey Erstirpation des Muttermundes und Compression des übrig gebliebenen Theiles beobachten muß, so wie auch bey Stillung der Blutungen. — Damit endigt fürs erste die Reihe der Gebärmutter-Krebse, zu der auch noch zwey Steintafeln gehören. Ein Beyspiel von Krebs im Mastdarne, ein anderes

von Magenkrebs, wobey gleichfalls Compression vortheilhaft wirkte (Es ist dieß ein dem Verf. von einem anderen Arzte mitgetheilte Fall, über dessen eigentliche Natur Récamier selbst nicht entscheiden mag. Eine Geschwulst in der Magen-egend, verbunden mit Symptomen der Verhärtung und Verengerung des Pfortners besserte sich zweymal nach einer anhaltenden Compression), und ein Supplement folgen. Das letztere gibt kurze Nachricht über den ferneren Verlauf mancher Krankheitsfälle des ersten, so wie des zweyten Theiles. Endlich machen Bemerkungen über zwey neue Beobachtungen von Brustkrebs und die Erzählung einer unglücklich abgelaufenen Excirpation des Gebärmutterhalses den Beschluß.

In einem kurzen Résumé zeigt der Verf., daß unter 62 von ihm beobachteten Fällen von Brustkrebs 5 gar nicht, 11 nur palliativ und 45 mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg behandelt seyen. Von diesen 45 Kranken wurden 30 allein durch Compression, 4 durch Compression und Cauterisation, 5 durch Compression und Excision, 6 durch Compression, Cauterisation und Excision behandelt. Unter den 30 allein durch Compression behandelten Kranken sind, des Verf. Meinung nach, 10 gänzlich geheilt, 4 im Begriff es zu werden, 4 weniger gebessert, 6 noch weniger; 4 sind bloß vorübergehend und 2 gar nicht erleichtert worden. Von den 4 durch Compression und Cauterisation behandelten Kranken sind 2 geheilt, 1 im Begriff es zu werden, 1 nur vorübergehend erleichtert. Von den 5 durch Compression und Excision behandelten Personen sind 3 geheilt, hat eine einen Rückfall bekommen und ist eine gestorben. Von den 6 durch Compression, Cauterisation und Excision behandelten Personen sind 5 geheilt, und starb 1 an einer fremdartigen Krankheit. Was die Ursachen betrifft, so erlit-

ten 16 einen Stoß auf die Brust (unter diesen sind manche, bey denen man den Stoß oder Schlag nach des Ref. Ueberzeugung gar nicht als Ursache des Brustleidens ansehen darf, da häufig Fahrzehende einer ungestörten Gesundheit zwischen dem einen und dem andern verliefen), 39 keinen solchen; 5 waren aus Familien entsprungen in welchen Krebs schon vorgekommen war, 2 bey denen auch Erblichkeit des Uebels vermuthet werden konnte und die zugleich einen Stoß oder Schlag erhalten hatten.

Troisième Partie. Considérations générales sur les engorgements cancéreux, sur leur traitement et sur le vice et la cachexie cancéreuse. — Erstes Kapitel. Classification der krebstartigen Geschwülste, deren Geschichte im ersten Theile enthalten ist. Alle krebshaften Leiden der Brüste zeigen sich nicht in derselben Gestalt. Entweder sie sind diffuse Verhärtungen des ganzen Parenchyms, welche später Encephaloiden werden und zu denen auch wohl umschriebene Geschwülste hinzukommen. Wenn diese diffusen Skirrhien der Compression gleichmäßig weichen, so werden sie radical geheilt, wenn aber das Uebel noch andere Theile des Körpers ergreift, so ist der Ausgang unglücklich, man möge anwenden was man wolle; Exstirpation hilft nichts. Oder sie sind umschriebene, bald bewegliche, bald unbewegliche Geschwülste eines kleinen Theiles der Drüse oder des Zellgewebes, deren Grenze sich deutlich fühlen läßt. Je dichter und isolierter diese sind, desto schwerer weichen sie der Compression; erst nachdem sie dadurch diffus geworden sind, können sie vollkommen zertheilt werden. Sind sie nicht eingebalgt und werden sie exstirpiert, so kommen gewöhnlich neue hervor; comprimiert man, so verschwindet die Peripherie gänzlich, ein fibröser Kern bleibt

aber oft zurück, den man durch Druck zuweilen zerstören oder zusammenpressen, aber nie in ein normales Gewebe verwandeln kann. Oder die beiden vorigen Formen sind zusammen da; Anschwellung der Lymphdrüsen und der anderen Brust folgt und die Heilung durch Druck ist unvollständig; durch Exstirpation wird ein Rückfall herbeigeführt. Oder sie sind mit heftigen Neuralgien verbunden, die bald der Krankheit Jahre lang vorhergehen, bald ihr nachfolgen: diese sind sehr hartnäckig. Oder sie sind schon im Zustande der Erweichung. Man darf da den Druck nur so lange anwenden, als dadurch die Umgebung der Geschwulst zum Schmelzen gebracht wird: man kann hierauf extirpieren. Oder sie sind schon in Verschwärung übergegangen: der Druck ist dann nur anwendbar, nachdem das Geschwür zuvor ein reines geworden ist.

Zweytes Kapitel. Behandlung. Erster Artikel. Außere Behandlung. Compression. Sie muß sanft und an jeder Stelle gleichmäßig angebracht seyn. Schon bey Erzählung der Krankengeschichten wird das Verfahren öfters beschrieben, hier aber in der Kürze wiederholt. Leinwand, Charpie, Leder, Baumwollen-Watte, durch Luft ausgedehnte Blasen, Gummi elasticum, Bley- und Zinnplatten und alle Stoffe, welche durch Druck leicht hart werden, sind dazu untauglich. Feuerschwamm, ohne Knoten und in mehreren Blättern über einander gelegt, ist, der Erfahrung des Vf. zufolge, der beste Stoff für diesen Zweck. Es wird zuerst auf jede Brust eine große Scheibe Schwamms gelegt, und dann auf die Scheibe der kranken Brust ein abgestumpfter Keil von Schwamm gebaut, indem immer eine oder zwey, selbst drey Scheiben zwischen eine jede Cirkeltour der Binden gelegt werden. Für die Brüste nimmt der Vf. zwey Binden von  $2\frac{1}{2}$  Breite und 8 bis



9 franz. Ellen Länge aus Flanell oder Perkal. Der 3 bis 4" hohe Kege! muß so eingerichtet seyn, daß der Mittelpunkt des Druckes auf den am meisten ergriffenen Theil der Brust trifft. Sind sehr hervorragende Knoten in der Brust, so werden diese Hervorragungen zuvor durch Schwamm-lagen ausgeglichen, auch wohl die Basis des Ke-gels convex gemacht, damit die Geschwulst sich nicht in diese hineindrängen könne. Sind viele Knoten da, so bekommt ein jeder seinen eigenen Kege!, und über diese wird zulezt eine einzige größere Scheibe gelegt. Um auf verhärtete Achsel-drüsen einwirken zu können, schneidet der Vf. aus mehreren Stücken Schwamm's eine abgestumpfte Pyramide und befestigte diese durch 8förmige Touren. Wie diese Verbände nach Bedürfniß abgeändert werden müssen, kann hier nicht berührt werden. Gegen andere Stellen des Körpers muß der Druck bald auf diese, bald auf jene Weise, z. B. durch Pelotten, angebracht werden. Er meint sogar, auf Sarcocelen seyen elastische und concave Pelotten anwendbar. Durch gestricke, mit Schwamm angefüllte Suspensorien hat der Vf. Hydrocelen geheilt. — Cauterisation. Es wird das Verfahren bey und nach derselben ge-schildert. Wenn oberhalb eines wenig alten, schon erweichten und verschwärten Knotens sich gegen die Achsel zu eine neue Anschwellung zeigt, so soll man sofort mit Aetzkali eine große Deffnung über der hervorragendsten Stelle der secundären Ge-schwulst machen, um sie leichter zerstören zu kön-nen. Eine genaue Angabe der Fälle, welche die Cauterisation nöthig machen, wird hier vermist. — Excision. Auch hier sucht der Leser vergebens eine klare Ansicht des Vfs. über die Zweckmäßig-keit derselben zu erlangen. Man weiß indes aus dem vorigen, daß er dagegen ist. Hier rath er vor der Operation zu cauterisiren, um vor Rück-

fällen sicherer zu seyn. — Kleidung. Einige angeführte Beyspiele beweisen den Nutzen des auf die Brust gelegten Hasen- oder Schwanzells, des Flanells oder anderer schlechter Wärmeleiter. — Zweyter Artikel. Innere Behandlung. Re- camier lobt die Wirkung des Schierling-Extractes mit Hungercur verbunden. (Oben äußerte er sich anders.) Douchen, der Gebrauch fast aller (?) Mineralwasser, zeigten sich wohlthätig. Obgleich im Ludwigshospitale zu Paris Arsenik, äußerlich angewandt, sich nützlich bewiesen hat, und auch ein glücklicher Fall aus Marshal's remarks on arsenic hier aufgeführt wird, so fürchtet sich der Verf. doch davor.

Es kommt nun das zweyte Supplement, dann neue Fälle, vierzehn (gewiß gutartige) Verhärtungen der Brust mit völlig glücklichem Erfolge, acht unvollkommen geheilte; hierauf die Beschreibung einer Exstirpation des ganzen Uterus mit sehr glücklichem Erfolge; endlich eine Aufzählung der Hauptresultate dieser Untersuchungen über den Krebs, eine Wiederholung mancher schon früher aufgestellter Sätze, aus denen hier nur der eine hervorgehoben werden möge, daß der Verf. unter hundert Krebskranken dreyßig radical und allein durch Compression geheilt zu haben behauptet.

(Die Anzeige des zweyten Bandes in einem der folgenden Stücke).

### H a m b u r g.

Die Fahrt des Vereins der deutschen Naturforscher zu Hamburg nach der Insel Helgoland, hat auch einen wissenschaftlichen Beytrag über die Geschichte dieser Insel aus der Feder eines unserer gelehrtesten Diplomaten zur Folge gehabt: Ueber den ehemaligen Umfang und die alte

Geschichte Helgolands. Ein Vortrag bey der Versammlung der deutschen Naturforscher im September 1830 von F. M. Lappenberg. Mit lithographirten Abrissen Helgolands 46 S. in 8. bey Verthes u. Besser. — Wenn gleich nur eine Vorlesung vor einem gemischten Publicum, doch nicht ohne gelehrte Ausstattung in den Noten. Die erste sichere Meldung von Helgoland findet der Vf. im Zeitalter Carls d. Gr. bey Gelegenheit des Versuchs zur Einführung des Christenthums; denn die Angabe des Ptolemäus von drey Inseln die vor der Mündung der Elbe liegen, ist freylich zu unbestimmt. Unter dem Namen Fosete Land kommt sie im Carolingischen Zeitalter vor, den sie von dem Gözen trug, der hier verehrt, aber in jenem Zeitalter 785 zerstört ward. Demnächst finden wir sie zuerst wieder erwähnt in einer Stelle von Adam von Bremen um 1072, die, bisher ungedruckt, erst kürzlich von Perz in seiner Ausgabe aus einer Wiener Handschrift bekannt gemacht und hier eingerückt ist. Das dort angegebene Maaß von VIII Milliarum longitudo scheint dem Vf. Schwierigkeit zu machen; er möchte es von millia pedum verstehen, was wir jedoch bezweifeln, da unsers Wissens milliarum stets millia passuum, nicht pedum bezeichnet. Die Stelle bey Adam von Bremen widerlegt auch von selbst die Nachricht, daß die Insel in jenen Zeiten neun Kirchspiele enthalten habe, da sie vielmehr von Einsiedlern bewohnt war. Nun folgt wieder eine Lücke mehrerer Jahrhunderte, da es selbst nicht einmal sich bestimmen läßt, wann die Insel zuerst von den Dänen besetzt wurde. Daß sie bey den Bügen der Dänischen und Normännischen Seeräuber häufig von diesen besucht wurde, vor allen zur Zeit der Dänischen Herrschaft in England, mußte wohl ihre Lage mit sich bringen. Erst kürzlich ist ein Schreiben des Hamburger Senats an K. Wol-

demar IV. vom J. 1356 aufgefunden, worin er ersucht wird, da er eine kleine Burg auf der Insel errichtet habe, seinen Vögten zu befehlen, daß den Kaufleuten die da landeten, kein Schaden zugefügt werde. Zufolge einer Urkunde von 1439 hatten damals die Herzöge von Schleswig die Einkünfte der Insel einem Hamburger Bürger übertragen. In dem 15. Jahrh. erhielt die Insel dadurch eine größere Wichtigkeit, daß der Hering seine Züge nach ihr richtete. Hamburger, Bremer und Stader legten deshalb dort Factoreyen an. Im J. 1673 legten die Hamburger dort einen Leuchthurm an, der auch noch jetzt von den Engländern unterhalten wird. Den Schluß des Vortrages macht eine Untersuchung über die Meyersche Carte, welche die Insel nach ihrer verschiedenen Größe in drey Zeitpuncten darstellen soll. Der Vf. zeigt, daß die Angaben darüber auf bloßen Sagen beruhen, leugnet aber übrigens keineswegs, daß die Insel vormals einen etwas größern Umfang gehabt habe. Die Untersuchung über die Einwohner, ihren Character, ihre Sitten, worüber wir dem Hn. General v. d. Decken so schätzbare Nachrichten verdanken (G. G. A. 1826. St. 130) lag nicht in dem Plan des Vf., da die Reisenden sich selber am besten davon überzeugen konnten. Als eine Merkwürdigkeit eigener Art mag es dem Ref. erlaubt seyn zu bemerken, daß er vor kurzem einen Zuhörer von der Insel hatte, der der erste von dort ausgegangene Jurist war. Bis dahin hatte man sich ohne das beholfen.

Angehängt sind noch Bemerkungen des Hn. Justizrath Kunowsky in Berlin, topographischer und geognostischer Art. Die beygefügte Charta gibt den Grundriß der Insel, sowohl nach der von Meyer 1649, als nach der von Testoline 1810 gefertigten.

Hn.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

81. Stück.

Den 23. May 1831.

---

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 7ten d. M. hielt Herr Obermedicinalrath Blumenbach die Gedächtnisrede ihres hochverdienten Mitgliedes des Hofrath Mayer, der ihr, wie schon früher in diesen Blättern angezeigt ist, durch den Tod entzissen worden, nachdem er kurz zuvor das jährige Directorium der Gesellschaft übernommen hatte, welches nun auf Herrn Hofrath Gauß übergegangen.

Ueber die vom Herrn Hofrath Hausmann demnächst gemachten Mittheilungen werden wir nächstens Bericht erstatten.

L e m g o.

In der Meyerschen Hofbuchhandlung, 1831:  
Breimunt, Fragment eines alten Gedichtes.

Wenn es verdienstlich ist, Bruchstücke, selbst geringfügig scheinende, untergegangener Werke durch die Herausgabe zu retten, so wird es auch gestattet seyn, bey ihrer Anzeige verhältnißmäßig länger als bey der vollständig erhaltenen Denkmäler zu verweilen. Diese ziehen uns oft wenig an, weil die Masse des Ganzen den günstigen Eindruck einzelner Stellen leicht wieder aufhebt; jene beschäftigen die Phantasie, welche von dem wenigen stehen gebliebenen auf das fehlende schließen möchte, und erregen durch ihre Verstümmelung eine Art von Mitleiden. Wir haben hier nicht mehr als 194 Verse eines altdeutschen erzählenden Gedichts vor uns, das ihrer wahrscheinlich, seiner ganzen Anlage nach, über 10000 enthielt, und dessen bisher kein literarisches Handbuch gedenkt. Der Herausgeber, unser Herr Hofrath Benecke, hat es, statt einer Selbstanzeige, dem Rec. erlaubt, hier einige Bemerkungen über das Verhältniß des Bruchstücks zur romantischen Sage nachzutragen.

Nicht Breimunt, sondern Karlmeineit, nach Zeile 2 und 62, hätte es können überschrieben werden. Von einem heidnischen Helden, und der hier oft vorkommende Breimunt van Affriche ist ein solcher, werden unsere alten Dichter wenigstens nicht das ganze Lied benannt haben, es sey denn, daß er sich, wie Ferabras, hätte taufen lassen. Auch spielt dieser Breimunt in der Fabel nur eine vorübergehende Rolle, ihr Hauptgegenstand ist Carl der Große, und aus Charlemagne, Charlemaine, verkleinert Charlemainet (ital. Carlomainetto) erklärt sich jenes Karlmeineit und das Spiel der Sage mit dem Namen.

Das Gedicht besang ohne Zweifel eine Be-

gebenheit aus Carls Jünglingsalter: seine Flucht nach Spanien, den Aufenthalt bey dem König Galafar zu Toledo und seine Liebe zu der schönen Galiana, die im deutschen Lied Gahle heißt. Den Zusammenhang der Fabel lehren romanische Denkmäler, die Quelle, aus welcher der altdeutsche Dichter schöpfte. Die Sage schließt sich unmittelbar an den roman de Berthe au grand pied, Carls Mutter. Zu Paris, im Cod. bibl. reg. 7188 befindet sich, noch ungedruckt, das altfranzösische Gedicht, roman de Challemaine oder l'enfance Mainet betitelt und verfaßt von Girart d'Amiens, einem Dichter, der in der zweyten Hälfte des XIII. Jahrh. lebte, seinen Stoff aber aus längst vorhandenen Volksfagen, vielleicht schon älteren Gedichten entlehnte \*). Daß die gesammte Fabel früher bestand, sieht man deutlich aus Rodericus Toletanus, der 1247 starb, und ihrer gelegentlich im vierten Buch, gegen das Ende des vierten Kapitels seiner spanischen Geschichte (Hispan. illustrata II, 75) erwähnt, wiewohl er sie als unhistorisch abweist. Dieß bezeugt gerade ihr episches Wesen. Ueberhaupt muß man nicht glauben, daß irgend eine der vielen spanischen, provenzalischen und französischen Dichtungen von Carl dem Großen, wie sie im 11. 12. 13 Jahrhundert umgingen, rein ersonnen worden sey, alle gründeten sich auf Volksüberlieferung; erst mit Pulci und Ariosto begann das bodenlose Erdichten und wer für den Werth echter Tradition

\*) Es heißt fol. 70c der Pariser Handschrift: mes l'enfance Mainet plus avant ne devise, quant en veut oir, si voit a S. Denise, la sont lemez escripiz de mainte noble enprise.

Sinn und Geschmack hat, dem müssen diese Erzählungen schon darum mißfallen. Was Ariosto und Tasso leisteten pflegt man sehr unpassend die Blüte oder den Gipfel romantischer Poesie zu nennen, da es eben ihr Verderb und Untergang gewesen ist.

Wer jene Handschrift des Girart von Amiens (die sich Rec. im Jahr 1815 excerpierte) einzusehen keine Gelegenheit hat, kann einen dürftigen Auszug der Dichtung in der bibliothèque universelle des romans 1777. Octobre p. 119 .. 134 oder besser die Reali di Franza (eine ursprünglich lateinisch, wohl schon im 11. Jahrhundert niedergeschriebene altitalianische Prosa des 14ten) nachlesen, in deren sechstes Buch der Inhalt unserer Fabel aus einer von Girart unabhängigen Quelle eingeflossen ist.

Ränke und Nachstellungen der Bastarde zwingen nach Pippins und Berthas Tod, den jungen Helden (dat barn van Francriche 167) sein Vaterland zu verlassen. Morand und andere treue Diener geleiteten ihn, er barg seinen Namen und nannte sich Mainetto, Mainet, welches, wie vorhin gesagt wurde, bloß aus dem letzten Theil der Zusammensetzung Charlemaine hervorgegangen ist; auch in den Reali heißt er Mainetto, in dem deutschen Gedicht vollständig Karlmeinit, oder Karl Mainet. Die Begebenheiten, worauf sich das entdeckte Fragment bezieht, kommen in den Reali cap. 29 u. f. vor. Ein heidnischer König Bramante, das ist unser Breimunt, wirbt mit einem Kriegsheer um die Hand der schönen Galiane, deren Vater von den Feinden gefangen genommen wird; auch Morand erliegt seiner Stärke und Karlmeinit steht eben im Begriff mit ihm



zu kämpfen. Bemerkenswerth scheint, daß Durand, späterhin Rolands berühmtes Schwert, hier noch dem Breimunt (v. 36. 57) zugehört, während es die romanischen Dichtungen nicht dem Bramante, sondern seinem in dem deutschen Bruchstück nicht genannten, Bruder Polinoro beylegen.

So viel war nöthig über den Inhalt des deutschen Gedichts zu sagen; nunmehr weisen wir auch nach, daß schon ein anderes und zwar ein etwas größeres Stück, desselben von 280 Versen unlängst in Maßmanns Denkmälern S. 155.. 157 gedruckt erschienen ist. Zwar aus einer andern Handschrift, davon sich ein Pergamentblatt im Besitz Herrn Prof. Uhlands zu Tübingen befindet, während das vorliegende Fragment aus einem in der Orthographie abweichenden Codex herrührt, von welchem ein Blatt auf der Stralsunder Bibliothek verwahrt wird. Aus zwey ganzen Handschriften lassen sich also nur 474 Zeilen zusammenstellen.

Das Tübinger Fragment ist aus einer späteren Stelle des Gedichts, die wir in unsern Auszügen aus Girart und in den Reali nicht deutlich nachweisen können. Über auch hier wird gerade noch zweymal Breimunde (196) und Breimunde (214) genannt; Karlmainêt (235) und Diderich der schenke (176), der im Stralsunder Fragment öfter auftritt (107. 123. 133. 161. 191). Morant und Einart (Str. 4. 13. 35. 186) erscheinen hier nicht mehr, wohl aber andere: Girfein, Godin, Drias, die Königstochter Galie und Drie, des Drias Schwester.

Aber auch ohne diese Einstimmung der Fabel würden genug Spracheigenheiten verrathen,

daß beide Bruchstücke einem und demselben Verfasser beygelegt werden müssen. Die Sprache ist, wie unser Herausgeber mit Recht angibt, niederrheinisch, man könnte auch westphälisch sagen, wie sie gegen den Rhein und die Niederlande hin damals geredet wurde. Von dem reineren Sächsisch, das gegen die Weser hin und zwischen Weser und Elbe herrschte, weicht sie schon bedeutend ab, namentlich mengt sie mehr hochdeutsche Formen und Laute unter, hat aber auch manches Eigenthümliche, das wir aus dem verlornen ganzen Werk viel vollständiger erkennen würden. Ein wahrer Verlust für die Geschichte unserer Sprache. In jene Gegend des Niederrheins gelangten auch wohl zunächst niederländische Umdichtungen nordfranzösischer Werke. Wir wissen, daß es viele niederländische Bearbeitungen altfranzösischer Gedichte aus der Karolingischen Fabel gab, die nach Hochdeutschland gar nicht vorgebrungen zu seyn scheinen. Wirklich läßt manches in den vorliegenden Bruchstücken des Karlmeinet vermuthen, daß der niederrheinische Dichter nicht unmittelbar aus der französischen, sondern aus einer niederländischen, flandrischen schöpfte, z. B. das Verbum *geprant* (Str. 21) für *nam*, wie mnl. häufig gesagt wurde *prinden*, *prant*, *gepronden*; ein dem franz. *prendre* nachgebildetes und dennoch ablautendes Wort. Weiter anzuschlagen wäre: *mer* (*vero*) Str. 94. 129. *Lüb.* 153; *ove* (*vel*, mnl. *of*) *Lüb.* 4; *wolt* (*voluisti*) *Lüb.* 2; *wale* (*bene*) *Lüb.* 25. 39. Str. 108; und *altoys* (*semper*) Str. 172, wiewohl sich auch mhd. *alzo ges* findet. *wanbasun* Str. 125, *wambaset* Str. 136 ist das altfranz. *gambaison*, *gambaiset*; *küret* Str. 124. 135, das altfranz.

zöfische cuiret, vergl. gurrit Augsb. Stadtb. 92. Aber was bedeutet irpoys Str. 171? einen Ort, auf den die kampfmüden Ritter, um Erholung zu schöpfen, sich begaben; doch nicht aus ripois, repos entstellt? Beide Fragmenten gemein ist das überaus häufige bit = mit; Str. 139 steht durch Druckfehler mit \*). Beide haben ingein (nullus) Str. 130. Lüb. 187; beide upein (aufeinander) Str. 101. Lüb. 120; kors Str. 65 bleibt undeutlich, wenn nicht kois (elegit) gebessert wird, vergl. grois 24. Str. 94 muß es heißen: sin beste weren, und 112 scheint hinter dez ausgefallen was. Inder tagen ulüjt

Str. 79 wird wohl seyn, in der Tagen vlüt (in der Flut des Tajo), wonach man also Tage weiblich gebraucht hätte? Ein hübsches und seltnes Adj. ist Str. 108 wale bewenke, bezeichnet das einen, der behend und geschickt ausweichen, wenken kann? Anderes müssen wir hier übergehen.

Das Gedicht mag, besonders wenn ein niederländisches dazwischen liegt, kaum noch im XIII. Jahrhundert abgefaßt seyn; wahrscheinlich aber bald nach dem Anfang des vierzehnten.

Jac. Grimm.

\*) Der Herausg. theilte dem Rec. noch folgende Druckfehler mit: man bessere 13 oweg in owog = mnl. o.w.a.ch!; 82 al du sere in aldus sere; 106 mir in vur; 130 spur in sput; 180 heit in ha it; sonst ist der Abdruck correct, bis auf viele u statt ü, für welche der Typus mangelte.

## Brandenburg.

Von dem Herrn Prorector Heffter daselbst erhalten wir zwey Programme in deutscher Sprache, über die Geographie der Insel Rhodus, wovon das erste die allgemeine Beschreibung der Insel enthaltend, bereits 1827, das zweyte die Specialgeographie behandelnd, in diesem Jahre erschien. In dem ersten wird nach einer allgemeinen Ansicht der Insel, besonders ihre Weltstellung, und die Vortheile derselben, sowohl in mercantilischer als politischer Rücksicht erörtert; in der zweyten, von N. D. nach S. fortgehend, die Lage und die Schicksale der drey ältern Städte, Salysus, Camirus und Lindus erklärt; und demnächst eine ausführlichere Beschreibung der neuen Hauptstadt Rhodus gegeben. Mit großem Fleiße sind in beiden Programmen nicht nur die betreffenden Zeugnisse der Alten angeführt, sondern auch die Schriften der Neueren, Reisebeschreibungen sowohl als andere, benutzt. Hinzugefügt wird das angenehme Versprechen, daß auf diese Geographie eine Geschichte der Insel, welche sie, besonders in dem Ptolemäischen Zeitalter, so sehr verdient, folgen soll. Die hier (bey Dieterich) erschienene Preisschrift von Paulsen, *Rhodi descriptio Macedonica aetate*, 1818, wird dabey hoffentlich nicht übersehen werden. Sie enthält die besten Erörterungen über die Verfassung des damals so merkwürdigen Freystaats.

Gn.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

82. Stück.

Den 26. May 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Der 15. May, an welchem einer unserer ältesten Lehrer, der ehrwürdige Planck, den Tag erlebte, an dem er vor 50 Jahren zuerst den Academischen Lehrstuhl betrat, war für die Universität wie für die Stadt ein festlicher Tag. Aber dem eignen Wunsche des Jubelgreises gemäß, war es eine stille Feyer. Nur in der Universitätskirche sprach vor einer zahlreichen Versammlung durch ihren ersten Prediger den Herrn Dr. Ruperti der Dank gegen den Ewigen, der ihn uns so lange erhielt, sich laut aus. Nach dem Gottesdienst brachten der Prorektor Herr Hofrath Götschen im Namen der Universität, und der Hr. Dr. Lücke in dem der theologischen Facultät, mit Ueberreichung eines schön gearbeiteten silbernen Bechers mit Luthers Bildniß und passenden Emblemen und Inschriften verziert, Ihm ihre Glückwünsche dar. Statt eines festlichen Mahls wurden die Armen der Stadt gespeiset, und den Kindern des Waisenhauses, dem der Jubelgreis

seit 42 Jahren vorstand, ward ein froher Abend bereitet. In einem lateinischen Gedicht unsers Herrn Hofrath Mitscherlich wurden die Wünsche der Universität, in einem andern des Herrn Dr. Kettberg die des theologischen Repetentencollegii ausgedrückt. Von dem Inhalt des Programms des Hn. Dr. Lücke zur Ankündigung der Feyer werden wir demnächst eine Anzeige geben.

S. M. der König haben geruhet dem Jubelgreis, bisherigen Ritter, bey dieser Feyer das Commandeurkreuz des Guelphenordens zu ertheilen. Auch S. M. der König von Württemberg haben geruht dem Jubelgreise den Orden der Württembergischen Krone zu verleihen.

Gewiß gehört es zu den großen Wohlthaten, welche unsere Universität der Vorsehung verdankt, daß so viele der berühmtesten ihrer Lehrer das Ziel einer halbhundertjährigen Führung ihres Amtes ganz oder doch beynabe erreichten. Ganz erreichte es zuerst Hollmann, bereits 1784. Demnächst Böhmer und Pütter 1790 und 1796; der um sein Fach so hochverdiente Stallmeister Uyrer 1810; Blumenbach, Stromeyer und Eichhorn gleichzeitig 1826; Joh. Tob. Mayer 1828; und nun unser Planck. Nur wenige Monate vor diesem Ziel ward Heyne abgerufen; wenige Jahre vor demselben Claprot, Richter, Michaelis, Kästner, Schlozer und Beckmann. Wir zweifeln ob eine andere Universität in einem noch nicht hundertjährigen Zeitraum eines gleichen Glücks sich zu erfreuen hatte. Daß aber dadurch ihr Ruhm gewonnen und sich befestigt habe, bedarf wohl keines Beweises. Mögen noch Viele jenen Beyspielen folgen!

## L e t p z i g.

**Ben Barth:** Christiani Gottlieb Haubold, quondam Ord. Saxon. virtut. civicae Equitis, juris patrii Professoris P. O. in acad. Lips. eccles. cathedral. Martisburg. Capitular. Pot. Sax. Reg<sup>t</sup>. a consil. suprem. cur. ord. juriscons. adsess. academiae decemviri colleg. major. principum nec non academ. scient. Erfordiensis sodalis, Opuscula academica, ad exempla a defuncto recognita partim emendavit, partim auxit, Orationesque selectas nondum editas adjecit Car. Frid. Christian. Wenck, Potent. Saxon. Reg. a Consil. supr. cur. et Antecessor Lipsiensis. Volumen primum. 1825. LXX und 717 Seiten; — eoque defuncto absolvit Frid. Car. Gust. Stieber, J. U. et Phil. Dr. Volumen secundum. 1829. CLXXII u. 970 Seiten gr. Octav.

Es bedarf gewiß keiner Versicherung, wie willkommen eine Sammlung der aus der Feder des unvergeßlichen Haubold geflossenen academischen Abhandlungen, den Verehrern desselben seyn, und wie sehr sie sich dem Herausgeber, einem Schüler und bewährten Freunde des Berewigten, für die Besorgung einer solchen, verpflichtet halten mußten! Aber auch diesem war es nicht vergönnt, den Dank für seine Bemühungen zu empfangen; auch er ist längst dahingeschieden, und mit Wehmuth betrachtet man die Seite (Vol. II. p. LXVI), auf welcher der jetzige Herausgeber den mitten in einem Satze abgerissenen Faden wiederum aufgenommen hat. Schon der sel. Haubold hatte sich mit dem Plane einer solchen Sammlung beschäftigt und zu diesem Zwecke die einzeln von ihm herausgege-

benen Abhandlungen von neuem durchgesehen und berichtigt; der sel. Wencf hat ihn dahin ausgeführt, daß er mit Ausschluß der in deutscher Sprache abgefaßten Aufsätze in dem Civilistischen Magazin und in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, sämtliche lateinische Abhandlungen, die entweder Haubold's als des Verfassers Namen ausdrücklich auf dem Titel führen, oder doch, wenn sie gleich einen andern, als Verfasser angeben, unbezweifelt von ihm herrühren, anhangsweise aber auch diejenigen in die Sammlung aufnahm, an deren Abfassung Haubold einen ganz vorzüglichen Antheil hatte (*quae conjunctis adolescentium atque Hauboldi viribus elaboratae sunt*), daneben aber auch noch einzelne ungedruckte Reden Haubold's mittheilte. In Hinsicht der erstern Classe fand kein Bedenken statt; schwieriger war die Auswahl in Betreff der zweyten Classe, von der namentlich, mit Ausschluß der Abhandlungen von Hornemann *de jure civili a M. Tullio Cicerone in artem redacto*. 1797; Wencf *Divus Pius*. 1804; Zacharia *Universalia quaedam de possessione principia*. 1805; Beck *de Fabio Mela*. 1806; Beschorner *Quaestiones ad jus lottariarum*. 1806; Kind *Variarum juris observationum Sylloge*. 1812; Freiesleben *de adlegationibus quae veteribus Ictis in usu fuerunt*. 1820; und Heimbach *de Aelio Gallo*. 1823, als an welchen H., obgleich sie unter seinem Vorfisse vertheidigt waren, keinen Antheil hatte, nur die von Stölger 1791 vertheidigte *Exercitatio de temporis continui et utilis computatione*, und die von Hermann 1792 vertheidigte *Dissertation de mortis causa donationum conjecturis ex mortis mentione capiendis*, auf:



genommen werden konnten. Als Abhandlungen der dritten Classe sind dagegen der Sammlung einverleibt: Gaudliß de finibus inter jus singulorum et universitatis regundis, 1804; Schreckenberger de quantitate laudemii recte computanda, 1807; Crusius Diss. I et II. ad legem Saxoniam novissimam de finibus juris retorsionis regundis, 1812, 1813; Plaßmann Juris Romani testimoniis de militum honesta missione, quae in tabulis aeneis supersunt, illustrati specimen, 1818; und Praetermissorum inprimis ad breviarium Alaricianum pertinentium e codicibus a Gustavo Haenelio novissime collatis Promulsis I. Die überdieß mitgetheilten Reden sind folgende zehn: de studiis antiquitatum juris hodie regundis, 1789; Quantum fructum ceperit jurisprudentia Romana et universa antiquitatis cognitio e recens inventis Gaji institutionibus genuinis, 1820; De hastae in jure Romano usu symbolico recte interpretando, 1821; De Philippi Melanchthonis in jurisprudentiam insignibus meritis, 1817; De insigni fructu, qui ex adcurata juris Romani studio in ceteras juris disciplinas redundat, 1811; De statu Judaeorum publico sub imperio Romanorum, 1819; De studii juris difficultatibus nostra aetate auctis, 1809; De frequentia litium per prudentiam legislatoriam minuenda, 1822; De varia, qua studium juris in Academia Lipsiensi per priora duo ejusdem secula usum est, fortuna, 1795; und De meritis Jctorum Lipsiensium in jus patrium, 1817. Enthalten diese Reden freylich nur Umriffe, und konnte ihrem Zwecke nach, der in jeder von ihnen berührte Gegenstand nicht

erschöpft werden, so bieten sie dennoch ein mehrfaches Interesse dar, und geben sie neue Zeugnisse von den umfassenden Kenntnissen und den großen Talenten des sel. Haubolds. Was nun die eigenen Verdienste der Herausgeber dieser Sammlung anbetrifft, so besteht das Hauptverdienst derselben darin, daß sie in den, beiden Bänden derselben, vorgesezten Vorreden, Episcrisen der einzelnen Abhandlungen gegeben haben, in welchen der Inhalt derselben durch die Benutzung späterer Rechtsquellen und wissenschaftlicher Forschungen ergänzt und berichtigt worden ist. Wenck hat in dieser Hinsicht den größten Theil jener Abhandlungen beleuchtet; aber auch das, was der jetzige Herausgeber für den Rest geleistet hat, ist äußerst dankenswerth. Am bedeutendsten ist der von dem letztern gelieferte Zusatz über die verschiedenen Handschriften des sogenannten Breviarii Alariciani. Text und Anmerkungen der einzelnen Abhandlungen selbst sind unverändert, jedoch mit den Zusätzen, die sich in Haubolds Handexemplaren befanden, und welche in dieser neuen Ausgabe mit Klammern bezeichnet sind, so wie kleineren mit dem Anfangsbuchstaben **V** bezeichneten, größtentheils literarischen Zusätzen, unverändert wiedergegeben; die bedeutendsten Vermehrungen hat die, unter Plazmann's Namen erschienene Abhandlung erhalten, indem die in derselben abgedruckten Soldatenabschiede, mit nicht weniger als acht neuen vermehrt worden sind, so daß die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen gegenwärtig auf vier und zwanzig hinansteigt. Ausgezeichnet mag es endlich noch werden, daß dem zweyten Bande sehr brauchbare Register über die ganze Sammlung beygegeben sind, nämlich ein Index auctorum classicorum emendatorum et ex-

plicatorum, ein Index fontium juris partim explicatorum et emendatorum, partim e Codicibus Mss. suppletorum, und ein Index rerum et nominum. — Die angehängten beiden Kupfertafeln gehören zu der Plazmannschen Abhandlung, die dritte Steindrucktafel bezieht sich auf die Praetermissa und enthält ein Facsimile zweyer Pariser Handschriften.

### Stuttgart und Tübingen.

In Commission bey J. G. Cotta: *Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione.* Auctore Dr. Georgio Kaltenbrunner. Cum novem tabulis. 1826. Monachii. IV und 124 S. in 4.

Da diese vor einigen Jahren erschienene Schrift schon in andern Blättern angezeigt worden ist, so begnügt sich Ref. den Inhalt derselben nur kurz mitzutheilen. Sie zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste handelt von dem Zustande des Blutes und der Gefäße bey derjenigen Entzündung, die sich an den Wundrändern entwickelt; im zweyten ist von dem Zustande des Blutes und der Gefäße in der krankhaften Entzündung gehandelt. Der Verf. stellte seine Untersuchungen an Fischen, Tritonen, Fröschen, Mäusen, Ratten und Kaninchen an, die er verwundete, und darauf den Erfolg der Verwundung von Anfang an, bis zur Wiederherstellung mittelst des Mikroscoops beobachtete. Mit Fleiß sind die Verschiedenheiten in den Erscheinungen, die von der Art der Verwundung abhängen, beachtet; die Gefäße wurden theils angestochen, theils zerschnitten, gequetscht und zerrissen. Die mühsamen Untersuchungen über die Stillung der Blutung kleinerer Gefäße, über den Unterschied zwischen Eiter und Blut, und über die die Eiterung vorbereitenden Vorgänge, über

die Bildung des Blutes und neuer Gefäße und die Rückkehr des durch die Entzündung veränderten Parenchyma zum normalen Zustande sind bey der Anstellung ähnlicher Untersuchungen nicht zu übersehen.

Unter der krankhaften Entzündung, von welcher in dem zweyten Theile gehandelt ist, versteht Herr K. alle entzündungsartigen Zustände, die nicht durch Trennung des Zusammenhangs verursacht sind. Viele Reize, als Hitze, Kälte, Salze, Säuren zc. ließ er besonders auf kaltblütige Thiere einwirken, und richtete auch hierbey sein Augenmerk besonders auf die an den Gefäßen, und in dem Blute eintretenden Veränderungen. Bey Fröschen, die dem Tode so nahe waren, daß an den Muskeln keine Spur von Irritabilität und an den Nerven durchaus keine Empfindlichkeit wahrgenommen wurde, dauerte der Blutlauf noch fort. Die Blutkugeln sah er bey allen kaltblütigen Thieren scheibenähnlich, oval, von zwey Seiten zusammengedrückt, bey den warmblütigen Thieren aber mehr sphärisch. Niemals zeigten die Blutkugeln etwas kernähnliches. Den kleinsten Gefäßen sind die Häute, und ihren Wänden alle äußere Begränzung abgesprochen. Die beygefügtten Steindrucktafeln sind von dem Verf. selbst besorgt, ein Vorzug, der, da sie sich auf mikroskopische Untersuchungen beziehen, von Wichtigkeit ist. — Manche Mängel, z. B. hier und da Mangel an Klarheit in der Auseinandersetzung zc. die auch in anderen Blättern schon erwähnt sind, glaubt Ref. in Berücksichtigung der Verspätung dieser Anzeige und des auf die Sache selbst verwendeten Fleißes, und da diese Schrift die erste Arbeit des Vfs. ist, gern übersehen zu müssen.

H . . . st.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 28. May 1831.

München.

Impensis A. Weberi, 1829: M. Tullii Ciceronis de natura deorum libri primus et secundus (usque ad c. 41). Ad optimorum librorum fidem recognitos in usum lectionum edidit D. Fridericus Ast. Ohne Vorrede. 93 Seiten in 8.

Die ciceronische Schrift über das Wesen der Götter hat in neueren Zeiten durch die ernstlichen Bemühungen verdienstvoller Philologen eine zwar bunte, in Einzelheiten sehr von einander absteckende, aber keineswegs den, hier freilich schwer zu erfüllenden, Bedingungen der Kritik genügende Farbe und Gestalt erhalten. Der Grund hiervon liegt unstreitig in den Hülfsmitteln selbst, welche die Zeit den heutigen Kritikern zur Wiederherstellung des Textes aufbewahrt hat. Diese verdanken nämlich Jahrhunderten ihre Entstehung, wo das ursprüngliche Wahre theils schon untergegangen, theils noch immer der Verfälschung

und dem Verderben ausgesetzt war, gerade weil man das Kriterium des Wahren bey neuen Abschriften vermifste, und daher Vieles von Willführ und Laune abhing, und sich Manches höchstens nur nach wahrscheinlichen Vermuthungen bestimmen ließ. Die Zerstörung der bessern Handschriften fällt in die Zeiten, welche über dem vierzehnten Jahrhunderte hinaus liegen; denn aus diesem stammen bekanntlich die ältesten der jetzt vorhandenen Codices, die wahrscheinlich alle, von Einer, an vielen Stellen verdorbenen und besonders im dritten Buche schrecklich verstümmelten, Handschrift abstammend, sich allmählich in drey Familienzweige trennten, die in der That wenig Aehnlichkeit mit einander haben, und nur dadurch ihren gemeinschaftlichen Ursprung bezeugen, daß sie sämmtlich an denselben Stellen lückenhaft sind — ein Umstand, auf dessen Wichtigkeit Drelli neulich die Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Was für ein mißliches Unternehmen es nun aber ist, die eine oder die andere jener zahlreichen Handschriften zur Basis des Textes zu machen, hat besonders Heindorf's Beyspiel an den Tag gelegt, von dem sich jedoch die folgenden Herausgeber (Schüz ausgenommen) wieder bedeutend entfernt haben, um zum Theil auf den Standpunct zurückzukommen, den schon Ernesti, ein wahrhaft ciceronischer Mann, mit reifer Besonnenheit vorbereitet hatte. Heindorf, dem übrigens diese Schrift eine Menge der feinsten Sprachbemerkungen und glücklichsten Emendationen verdankt, entging der echte ciceronische Ton, wie wir diesen aus unverdorbenen philosophischen Schriften desselben Verfassers kennen. Der gedehnte und wortreiche Periodenbau, den

der berühmte Glogauer Coder an vielen Stellen aufführt, gleicht mehr einem glossierten Texte oder noch besser einer Paraphrase, als der beliebten oratorischen Fülle, womit man lästige Weitschweifigkeit so oft hat entschuldigen wollen. Auf der andern Seite muß man sich aber auch vor der Skylla hüten, und Cicero's Styl nicht zu einer solchen Kürze zusammendrängen wollen, die mit Recht an Beier's Bearbeitung der Bücher über die Pflichten getadelt wird.

Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet verdient Herrn Prof. Ast's Verfahren unsern ganzen Beyfall, indem sich bey der Auswahl des Besten aus den vorhandenen kritischen Schätzen im Allgemeinen gesundes Urtheil und reife Ueberlegung zeigt. Von eignen kritischen Hülfsmitteln ist hier gar nicht die Rede. Moser's Text, dem Ernestischen nicht sehr unähnlich, ist hier, wie bey Drelli, zu Grunde gelegt. Daneben sind Heindorf's, Schüzen's und Drelli's Leistungen im Einzelnen ihre Rechte eingeräumt worden, jedoch mit weniger Unsicherheit und schwankender Wahl als bey Nobbe, dessen Urtheil durchaus nicht selbstständig und consequent ist.

Der vorliegende Druck geht nur bis zum 41sten Kapitel des zweyten Buchs, also bis zu jener schönen Stelle, wo der Stoiker Balbus die Lehre seiner Schule über die göttliche Vorsehung seinen Zuhörern in einem sehr glänzenden Lichte auseinander setzt, und dieselbe in der Mitte seines dritten und letzten Beweises, der sich auf die Bewunderung der Erd- und Himmelskörper gründet, durch eine Menge Auszüge aus Aratos so eben bekräftigen will. Wahrscheinlich zeigt dieß abgerissene Ende den Schluß der academi-

ischen Lehrvorträge an, für die sich das Bändchen ganz besonders eignet. Eine kleine Anzahl der wichtigsten Varianten ist unter dem Texte angegeben, meistens aber ohne genauere Bezeichnung der Quelle oder der Recension, der die einzelnen angehören.

Es ist sehr erfreulich, in der Mitte des ersten Kapitels die seit Heindorf öfters angefochtene und auch von Drelli verworfene Lesart *venimus* für *vehimur* (das doch nur ein durch *duce* veranlaßter Einfall der Abschreiber ist) wieder zu sehen. — Kapitel 7. vermißt man enim vor *Piso*, was Wolf gut vertheidigt und Drelli aufgenommen hat. In demselben Kapitel durfte die geläufigere Wortstellung *haec enim est* der minder fließenden *haec est enim* nicht weichen, wiewohl dieses auch andere gebilligt haben. Hierher gehört auch das *voluit esse* (c. 11) für *esse voluit*, welches Drelli und andere billigten. Ebendaselbst findet sich die geistreiche, mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigte, aber dennoch unnöthige Conjectur des *Nicolas Rigaltius* (zum *Minucius Felix* c. 19), welche *Davies*, *Callemant* und *Beier* billigten, *motum* statt *modum*, welches letztere durch die übereinstimmende Auctorität aller Handschriften und durch *Augustin's* Zeugniß (*epist.* 118. N<sup>o</sup>. 24) gegen kritische Einfälle sicher gestellt ist.

Außerdem fehlt es der neuen Ausgabe nicht an eignen Verbesserungs-Vorschlägen, nach unserer Rechnung 19 an der Zahl, wovon 17 dem ersten Buche anheimfallen (den Vorschlag *cingetur* für *cingitur* (c. 11) machte auch *Rosser*; *revocet* für *revocat* (c. 11) *Drelli*; *universitatemque* (c. 15) für *universam atque* *Heindorf*; *cumque infinita* — *maximis vo-*



luptatibus für quum infinita — cum maximis cet. (c. 19) Walker; et terras für terras c. 20. Davies), die übrigen beiden dem zweyten. Die eine von diesen beiden, dixeram für dixerim (c. 1) muß jedoch Matthias Gesner, die andere inesse für esse Drelli vindiciert werden. — Es kann hier nicht der Ort seyn, sie alle zu prüfen und zu würdigen. Angeben wollen wir sie jedoch, um darauf aufmerksam zu machen. C. 2 sollen die Worte 'quibus sublatis perturbatio vitae sequitur et magna confusio' das Ende des folgenden Satzgliedes bilden (dessen inniger Zusammenhang mit dem vorhergehenden freylich sehr unbequem durch diese Worte zerrissen wird) und nach justitia tollatur ihren Platz finden. — C. 9. wird sine vor spatio eingeschoben, und die Lesart intelligi non potest gebilligt. Ebendasselbst wird am Ende ut si sapientes für ut ea sapientes vorgeschlagen. — C. 10. wird auf Ernesti's Veranlassung gerathen, statt der ohne Frage verdorbenen Worte qualia vero sint u. s. w. zu lesen: aliorum vero qualia sint; ferner: Qui dii possunt esse sine sensu? et mentem cur aquae adjunxit, si — corpore. — C. 11. wird στεφάνην (Gr. nach Werfer) mit appellat als Parenthese genommen, und das vorhergehende Kolon gestrichen: efficit (στεφάνην appellat), continente ardore lucis orbem (Böckh in den Heidelb. Jahrb. 1808. 1. S. 117). — C. 13. a magistro Platone hoc uno non desentiens. — C. 14. — volumus esse. Hic idem — esse. At qui intelligi potest cet. statt volumus esse. Atque hic idem — esse, si intelligi potest cet. — C. 15. sempiternamque für sempiternam. — C. 26. Quae qui-

dem si semel dicta sunt für quum quidem semel dicta sunt. — C. 31. consilique statt consiliique. — C. 32. ea si erant forma dii immortales für ea qua erant cet. — Druckfehler 1, 10 intelligentis u. s. w.

G. H. B.

### P a r i s.

Bey Bachelier: Supplément au Traité de Géodésie, contenant de nouvelles remarques sur plusieurs questions de Géographie mathématique, et sur l'application des mesures géodésiques et astronomiques à la détermination de la figure de la Terre par L. Puissant. 1827. 123 S. in 4.

Der Verfasser theilt die Untersuchungen der in diesem Werk abgehandelten Gegenstände in vier Abschnitte. Der erste Abschnitt enthält die Erläuterung der Berechnung der geographischen Lage eines Dreyecksnetzes vermittelst einer Tabelle, bey welcher die Abplattung der Erde

=  $\frac{1}{308,64}$  und der Quadrat des Erdmeridians

= 10000724 Meter angenommen ist, welche Werthe von der Commission der neuen Charte von Frankreich bestimmt worden sind. Es ist in den meisten Fällen hinreichend, sich bey dieser Tabelle der Logarithmen mit sechs Decimalen zu bedienen. Hierauf folgt die Erklärung der Tabellen, die zur Berechnung der Niveauunterschiede eingerichtet sind, wobey der Verfasser einen neuen Beweis der für die Berechnung des Niveauunterschiedes gehörigen Formel gibt, die Zenithdistanz mag an einer Station oder an bei-

ben gemessen seyn, und er bemerkt, daß wenn die Beobachtungsorter in bedeutenden Höhen liegen, zur genauen Berechnung des Höhenunterschiedes, ihre genäherten Höhen schon bekannt seyn müssen. Ferner gibt der Verf. eine Vergleichung der gewöhnlich gebrauchten hypsometrischen Formeln mit denen, die man aus der Differentialgleichung der terrestrischen Refraction theoretisch ableiten kann. Der zweyte Abschnitt gibt zuerst Anweisung zur Bildung von Tafeln, die zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Zeit und umgekehrt dienen, dann einige Bemerkungen über die Bestimmung der wahren Zeit, und die Beobachtungen der Polhöhe sowohl als des Azimuth, nebst allen zu diesen Berechnungen nothwendigen Formeln, wobey zugleich gezeigt wird, wie man nach den von Laplace gegebenen Regeln, die Genauigkeit des mittlern Resultats aus einer großen Menge von Beobachtungen finden kann. Hierauf folgt die Angabe der directen Methoden um die geographischen Längen zu finden, nämlich vermittelst der Meridiandurchgänge des Mondes, und durch Pulversignale. Im dritten Abschnitt werden zuerst einfache Methoden angegeben, um die Länge des Bogens eines Parallels zu finden, indem man denselben zugleich mit zwey gemessenen Basen in Verbindung setzt, dann wird die Aufgabe der Bestimmung der Dimensionen des osculierenden Ellipsoids an einem gewissen Punkte der Erde behandelt, indem man den Bogen des Meridians, mit dem Bogen des Parallels in Verbindung bringt. Hierauf wird gezeigt, wie die geographischen Längen durch Azimuthalbeobachtungen bestimmt werden. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit den Correctionen und Reductionen,

welche an den Beobachtungen angebracht werden müssen, die man mit dem unveränderlichen Pendel an verschiedenen Orten der Erde anstellt, um diese Beobachtungen mit einander in Vergleichung bringen zu können. Der Verf. beschreibt hierbey das unveränderliche Pendel welches Duperrey im Jahr 1822 auf seiner Reise gebrauchte, mit welchem sowohl auf der nördlichen als südlichen Halbkugel der Erde Beobachtungen angestellt wurden, und bemerkt zugleich die Vorsichtsmaßregeln, die man anwenden muß, um sowohl den Zeitraum der zwischen dem Anfang und dem Ende einer Beobachtung verflossen ist, als auch die Anzahl der Schwingungen, welche das Pendel innerhalb dieses Zeitraumes gemacht hat, mit Genauigkeit zu bestimmen. Hierauf folgt die Correction der Amplitude der Schwingungsbögen, nebst dem Beweis der Formel, welche Borda zu diesem Zweck gegeben hat, nebst einer numerischen Anwendung, ferner die Correction der Ausdehnung durch die Wärme, die Reductionen der Anzahl der Schwingungen des Pendels auf den leeren Raum und auf das Niveau des Meeres, indem erst nach Anbringung dieser Correctionen und Reductionen, die an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen angestellten Beobachtungen, unter einander vergleichbar werden. Die aus den Pendelbeobachtungen abgeleitete Abplattung der Erde gibt der Verfasser zu  $\frac{1}{305}$  an, wahrscheinlich weil diese am besten mit der aus astronomischen Beobachtungen abgeleiteten Bestimmung übereinkommt, bemerkt jedoch zugleich daß die verbundenen Pendelbeobachtungen von Sabine, Freycinet, Duperrey eine Abplattung von  $\frac{1}{290}$  ergeben.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

84. Stück.

Den 28. May 1831.

---

Montpellier und Paris.

Chez Pomathio - Durville: Géognosie des terrains tertiaires, ou Tableau des principaux animaux invertébrés des terrains marins tertiaires, du Midi de la France; par Marcel de Serres, Professeur de Minéralogie et de Géologie à la Faculté des Sciences de Montpellier. 1829. XCII u, 276 S. 8.

Herr Marcel de Serres, der eine seltene Vielseitigkeit in seinen Kenntnissen, wie in seiner Berufsthätigkeit bewährt, indem er schon in den verschiedenartigsten Fächern als Schriftsteller aufgetreten ist und ein Richteramt mit einer Professur der Mineralogie und Geologie zu vereinigen versteht, liefert hier einen überaus schätzbaren Beitrag zur Geologie, durch die Mittheilung seiner Untersuchungen über die Reste wirbelloser Thiere in den tertiären Erdenrindelagen des südlichen Frankreichs und der aus ihrem Vorkommen, ihrer Vertheilung und ihren Verhältnissen zu den Thieren der jetzigen Schöpfung, für die Kunde

der früheren Zustände der Erdoberfläche, mit großem Scharfsinn von ihm gezogenen Resultate. Man darf hier nicht eine vollständige, geognostische Schilderung der tertiären Gebilde des mitäglichen Frankreichs erwarten, wie der erste Theil des Titels zu versprechen scheint. Beschreibungen der Lager, in denen die Petrefacten sich finden, sind zwar mitgetheilt; aber der Verf. geht nicht von diesen aus, um die Untersuchungen über die Reste der wirbellosen Thiere daran zu knüpfen und berücksichtigt auch nicht sämtliche tertiäre Gebilde jener Gegend. Auf der anderen Seite liefert aber diese Schrift mehr als der Titel verheißt, indem die darin mitgetheilten Untersuchungen nicht bloß die wirbellosen Thiere der tertiären Meergebilde, sondern auch die von manchen Süßwasserformationen betreffen. Gegen die Anordnung dieses Werks würde Manches zu erinnern seyn, wenn man es als ein abgeschlossenes Ganzes betrachten müßte. Es so erscheinen zu lassen, war aber nicht die Absicht des Verfs.; welches schon daraus hervorgeht, daß derselbe in dem Vorworte eine die höheren Thierklassen berücksichtigende Fortsetzung dieser Untersuchungen verspricht, falls die vorliegenden den Beyfall der Geologen erhalten sollten. Da nun diesen der Verf. zuverlässig überall einärnten wird, so dürfen wir uns im Voraus auf die Erfüllung seiner Zusage freuen.

Als Vorbereitung zu den nachfolgenden Untersuchungen dient eine Einleitung, nebst einer Abhandlung über das Vorkommen von Menschenknochen und Producten menschlicher Kunst in festen Umgebungen und in Alluvionsmassen. In der Einleitung sind die geologischen Resultate und Ideen enthalten, welche der Verf. aus eigenen Untersuchungen und denen einiger anderer

französischer Naturforscher schöpft, deren Begründung zum Theil daher in den nachfolgenden Abschnitten des Werkes sich findet. Nach der Meinung des Vfs. sind die Modificationen der Oberfläche unseres Erdkörpers von drey Hauptursachen abzuleiten. Die bedeutendste darunter und diejenige, welche zuerst thätig gewesen zu seyn scheint, ist die Abnahme der Temperatur. Sie bewirkte die Erstarrung der Erdenrinde und die Vernichtung vieler früher in das Leben gerufener Arten von Thieren und Pflanzen. Die zweyte Ursache bestand in dem Zurückzuge der Meere. Die davon hinterlassenen, zahlreichen Spuren unterscheiden sich durch ihre Regelmäßigkeit von den unordentlicheren und mehr partiellen Wirkungen der Ueberschwemmungen, die als die letzte allgemeine Ursache erkannt werden. Die übrigen Ursachen, denen man nach dem Verf. die Modificationen der Erdoberfläche zuschreiben muß, waren in ihren Wirkungen sehr beschränkt, und konnten daher auf die organisierte Natur der Erde keinen wesentlichen Einfluß haben. Zu diesen gehören die mit der Erstarrung zusammenhängenden Veränderungen in den Lagen der primären Gebirgsmassen, welche vor der Erscheinung organisierter Wesen erfolgten, aber erst dann endeten, als bereits ein Theil der Ablagerungen sich gebildet hatte, deren Entstehung der Schöpfung organisierter Wesen nachfolgte. Die in den primären Erdenrindemassen vorgehenden Bewegungen veränderten die Lage jener secundären Gebilde und mithin auch die der davon eingeschlossenen Reste organisierter Wesen, welche dadurch zum Theil bedeutend gehoben wurden. Die Lage worin sie gegenwärtig erscheinen, kann daher keinen bestimmten Begriff von dem Niveau geben, welches die Meere an den Stellen einnahmen, an denen sie

die Spuren ihres früheren Standes hinterließen. Der Meinung des Verf., daß sich dieß Niveau nur nach dem Vorkommen der tertiären Gebilde fixieren lasse, kann Ref. nicht völlig beypflichten. Wenn man auch bey einem Theil der secundären Massen eine Veränderung ihrer ursprünglichen Lage zugeben muß, so befindet sich doch ein anderer, sehr großer Theil derselben offenbar noch in dem Niveau, welches er anfänglich einnahm; wogegen hie und da tertiäre Massen vorkommen, die eben so, wie manche secundäre, nicht mehr in ihrem ursprünglichen Niveau zu seyn scheinen.

In der Abhandlung über das Vorkommen von Menschenknochen und von Producten menschlicher Kunst in festen Erdenrindlagen und Alluvionsmassen sucht der Verf. durch mehrere von ihm und einigen anderen Naturforschern im südlichen Frankreich angestellten Beobachtungen zu beweisen, daß erst nach der Erscheinung des Menschen auf der Erde, gewisse Arten von Landsäugethieren, die bisher für präadamitische galten, gänzlich vernichtet worden, oder doch wenigstens in den bis jetzt durchforschten Theilen der Erde zu existieren aufgehört haben. In den Höhlen von Niremont und Bize finden sich in einer aufgeschwemmten Erdlage, Knochen vom Höhlenbären mit Menschenknochen vermengt; und unter ähnlichen Verhältnissen kommen letztere mit Knochen vom Rhinoceros und von der Hyäne in den Höhlen von Pondres und Souvignargues vergesellschaftet vor. In Verbindung mit diesen Ueberresten haben sich Scherben von einem sehr rohen Töpferzeuge gefunden. Ref. gesteht, daß er sich durch die mitgetheilten Beobachtungen von der Richtigkeit obiger Behauptung noch nicht vollkommen hat überzeugen können, indem ihm die Annahme dadurch nicht völlig entkräftet zu



werden scheint, daß die Vermengung der Menschenknochen und Scherben mit den Ueberresten von Thieren, durch Fluthen, welche zugleich den Absatz des sie einhüllenden Lehms bewirkten, später als die Vernichtung jener Thiere erfolgte.

Das erste Buch handelt von den geologischen Formationen, im Vergleich mit den verschiedenen Perioden der Animalisation und Vegetation. Der Verf. unterscheidet unter ersteren normale und abnorme Gebilde, aber nicht in der Bedeutung, in welcher Referent diese Benennung gebraucht. Der Verfasser begreift nämlich unter terrains oder dépôts normaux nur die sogenannten primitiven Gebirgsmassen; wogegen er unter terrains anormaux diejenigen versteht, welche nach seiner Meinung mehr und weniger aus ihrer ursprünglichen Lage verrückt und durch Absatz aus einer Flüssigkeit gebildet sind. Diese Bezeichnung dürfte doch aber nicht durchaus passend seyn, da offenbar viele dieser Massen sich unverrückt in derselben Lage befinden, die sie bey ihrer Bildung einnahmen. Die abnormen Formationen zerfallen nach der Klassification des Verfs. in secundäre und tertiäre. Es werden untere, mittlere und obere secundäre Formationen unterschieden, indem der Verf. unter ersteren das sogenannte Uebergangsgebirge versteht, worin diese Klassification mit der des Ref. übereinstimmt. Bey den tertiären Gebilden sondert der Verf. diejenigen, welche vor dem Zurückzuge der Meere und nach der Trennung des Oceans von den Binnenmeeren gebildet wurden, von denen, deren Bildung nach dem Zurückzuge der Meere erfolgte — eine Unterscheidung, für welche in den nachfolgenden Untersuchungen viele Belege sich finden.

Wenn man die fossilen Ueberreste von Thieren nach der Reihenfolge betrachtet, die ihr allmähliches Erscheinen bezeichnet, so erkennt man drey große Perioden, in denen die Species, ihrer Organisation nach, um so enger begränzt erscheinen, je älter sie sind. Die erste begreift den Zeitraum von der ersten Bildung secundärer Massen bis zum Absatz der mittleren secundären Gebirgslagen, die in Deutschland unter dem Namen der älteren Flöhe bekannt sind. Diese Periode ist fast allein characterisirt durch wirbellose Thiere, deren Species um so mehr von den unsrigen abweichen, je älter die Lagen sind, in denen ihre Reste sich finden. Das angeführte Vorkommen von Ichthyolithen im sogenannten Uebergangsgebirge, ist durch neuere Beobachtungen über den Blattenberger Schiefer, die dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn scheinen, nach denen jene Gebirgsart einer weit jüngeren Formation angehören dürfte, sehr zweifelhaft geworden. Die zweyte Periode, welche die ganze Reihe der mittleren und oberen secundären Gebilde, der älteren und jüngeren Flöhe begreift, ist besonders characterisirt durch eine große Anzahl Eyer legender Vierfüßer. Es gehören ihr mannigfaltige, der jetzigen Schöpfung völlig fremde Thiergattungen an, als Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Megalosaurus, Pterodactylus und von den Mollusken, die untergegangenen Gattungen der Ammoniten und Belemniten. Die dritte Periode, an die sich die gegenwärtige gewissermaßen reiht, läßt zuerst eine große Anzahl von Landsäugethieren wahrnehmen, denen im Meere lebende Säugethiere schon vorangegangen waren. Die untergegangenen Thiere dieser Periode zeigen, insofern ihre Organisation sehr complicirt ist, eine weit größere

re Verschiedenheit von den jetzigen Geschöpfen, als solches bey den Pflanzen der Fall ist. In Ansehung der Vegetation unterscheidet der Verf. nicht, wie Adolp[h] Brongniart, vier, sondern auch nur drey Perioden, die mit denen der Animalisation zusammenfallen, welche Ansicht Referent theilt. In der ersten Periode hat die Vegetation über die Thiere bey weitem das Uebergewicht und übrigens mit diesen den Character der einfachsten Organisation gemein. Die Pflanzen, unter denen Farren, Equiseten und Lycopodien vorherrschen, zeigen sich aber in einer Größe und Stärke, welche die analogen in unserem Klima nicht erreichen. Die Flora dieser Periode nähert sich in ihrem Character der auf den kleinen, von den Continenten entfernten, Tropischen Inseln. Die zweyte Periode, in welcher anfangs jene Kryptogamen den nacktsamigen Phanerogamen das Gleichgewicht halten, endet mit dem Vorwalten der letzteren und dem Erscheinen der Cytadeen. Sie unterscheidet sich auch durch eine geringere Entwicklung der cryptogamischen Gewächse und hat einige von den Characteren der Vegetation auf den großen Inseln und an den Küsten. In der dritten Periode treten zuerst Pflanzen aus allen gegenwärtig vorhandenen Classen auf, unter denen, wie auch in der jetzigen Epoche, Dicotyledonen bey weitem am zahlreichsten sind. Die Flora dieser Periode ist der Vegetation der Contiente in der gemäßigten Zone und zumal der in den großen Wäldern von Europa und Nordamerica analog. Tabellarische Uebersichten der geologischen Formationen und der Perioden der Animalisation und Vegetation bilden eine schätzbare Beylage zum ersten Buch.

Das zweyte Buch handelt von den fossilen

Thierarten der tertiären Meergebilde von sandiger, kalkiger und mergelartiger Natur und ist besonders reich an feinen und scharfsinnigen Bemerkungen. Zuerst allgemeine Betrachtungen über die Vertheilung der fossilen Arten in den verschiedenen tertiären Bassins. Es findet nach den Untersuchungen des Verfassers eine große Analogie unter den fossilen Arten der tertiären Ablagerungen im südlichen Frankreich, in Spanien und in Italien Statt. Man ist genöthigt anzunehmen, daß der Ocean und das mittelländische Meer schon getrennt waren, als die tertiären Ablagerungen sich bildeten, indem die von diesen Meeren abhängigen Bassins eben so sehr in der Natur der Lager aus denen sie bestehen, als hinsichtlich der fossilen Species die darin sich finden, von einander abweichen. — Der Verf. redet darauf von der Unterscheidung identischer, analoger und untergegangener Arten. Unter den Landsäugethieren, deren Reste in den tertiären Massen sich finden, kommt die größte Anzahl von untergegangenen Arten und vernichteten Formen vor; wogegen diese Erscheinung bey den wirbellosen Thieren selten ist; so wie auch die von dem Verf. in den Süßwasserformationen des südlichen Frankreichs entdeckten Insectenarten, denen jetzt sich findenden analog sind. Hinsichtlich der verschiedenen Associationen unterscheidet der Verf. seltene Arten, die nur einer kleinen Anzahl tertiärer Bassins eigen sind; allgemeine, die sehr verbreitet vorkommen und gemeine oder characterische, die sich immer in einer großen Anzahl von Individuen zeigen. Auffallend ist es, daß die untergegangenen Arten zu den allgemeinen zu gehören pflegen, welche Erscheinung nicht bloß in den tertiären, sondern auch in den älteren Formatio-

nen wahrgenommen wird. In benachbarten und selbst zusammenhängenden Bassins finden sich oft durchaus verschiedene, fossile Species. Der Vf. zeigt, daß dasselbe auch bey der Vertheilung der Geschöpfe des mittelländischen Meeres vorkommt, die oft in nicht bedeutenden Horizontal-Entfernungen Verschiedenheiten wahrnehmen läßt. Merkwürdig ist das Vorkommen von Fischen und zwar besonders von Flußfischen, in Verbindung mit fossilen Vegetabilien; wobey indessen die Vertheilung so zu seyn pflegt, daß sie zwar in derselben Formation, aber selten in denselben Lagen vergesellschaftet sich finden. — In einem folgenden Kapitel handelt der Verf. von der Unterscheidung der fossilen Species in Beziehung auf ihre präsumierten Stationen. Besonders interessant sind die hier mitgetheilten Untersuchungen über die auffallende Erscheinung des gemeinschaftlichen Vorkommens von Süß- und Meerwasser-Geschöpfen und, wie es dem Referenten scheint, völlig überzeugend die daraus abgeleiteten Resultate. Die Vermengung von Fluß- und Meerconchylien beschränkt sich nicht bloß auf den Contact abwechselnder Lager von Süßwasser- und Meerformationen, sondern zeigt sich unter den verschiedenartigsten Verhältnissen als eine allgemeine Erscheinung in den tertiären Gebilden vor dem Zurückzuge der Meere von den Continenten, der nicht, wie Constant-Prevost angenommen, nach dem Absatze des Grobkalkes, sondern erst nach der Ablagerung der auf dem zweyten tertiären Kalkgebilde ruhenden Meeressandformation erfolgt zu seyn scheint. Nach den Untersuchungen des Verfassers ist es, wie auch früher schon Constant-Prevost darzuthun gesucht hat, zur Erklärung der abwechseln-

den Lagerung von Meer- und Süßwassergebilden nicht nöthig, Oscillationen in dem Stande des Meeres anzunehmen; sondern es gestatten jene Erscheinungen die Annahme, daß durch Flüsse, auf ähnliche Weise wie solches noch immer, wenn auch nicht in gleichem Grade geschieht, Massen dem Meere zugeführt wurden. Die Flußabsätze sind nicht allein zuweilen höchst unregelmäßig mit den Meerablagerungen verbunden, sondern auch von im Meere lebenden Bohrmuscheln durchlöchert, welches bey einer beständigen Berührung mit süßem Wasser nicht möglich gewesen wäre. Gewisse Arten von Flußconchylien gelangen bis zum Meere und leben daher abwechselnd in süßem und salzigem Wasser. Die im Bassin des vormaligen Meeres gebildeten Absätze sind, mit Ausnahme des Diluviums und der oberen, nach dem Zurückzuge des Meeres entstandenen Süßwassergebilde, um so älter, je weiter die Stellen ihrer Ablagerung sich von den jetzigen Meeren entfernen. Die von dem Ocean abhängigen, tertiären Gebilde erscheinen älter, als die tertiären Meerabsätze, welche in den Küstengegenden des mittelländischen Meeres sich finden, indem nur der zweyte tertiäre Kalkstein eine große Ausdehnung in der Nähe des mittelländischen Meeres hat, wogegen der erste die oceanischen Bassins beynabe ganz einnimmt. Der Ocean scheint viel früher als das mittelländische Meer, in seine jetzigen Gränzen sich zurückgezogen zu haben, welches auch andere geologische Erscheinungen sehr wahrscheinlich machen. Die tertiären Formationen rühren von Ursachen her, die noch beständig, nur mit geringerer Energie wirksam sind, und die große Anzahl von Geschöpfen, die den unserigen

ähnlich sind, deuten an, daß ihre Bildung der jetzigen Periode nicht sehr lange vorhergegangen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen gibt der Verfasser eine Uebersicht von den tertiären Meergebilden des südlichen Frankreichs, in welchen die fossilen Arten wirbelloser Thiere, die den Hauptgegenstand dieser Schrift ausmachen, sich finden. Folgende Hauptmassen lassen sich unterscheiden indem man von den obersten ausgeht: 1) Meersand-Lager, von gelblicher oder weißlicher Farbe, oft mit Sandstein-Bänken und Mergellagen abwechselnd. Es finden sich darin viele Ueberreste von Landsäugethieren, von Reptilien, Fischen, zuweilen auch von Vögeln und in geringer Menge, fossile Hölzer. Conchylien kommen, mit Ausnahme von Austern und Balanen, nicht in großer Menge darin vor. 2) Kalkige Mergel von gelblicher Farbe in nicht mächtigen Bänken, die bald mit steinigen Massen, welche gewöhnlich unten vorkommen, bald mit Lagen von Meersand und blauem Mergel wechseln. Im Mergel kommen im Ganzen nicht viele Reste organisirter Geschöpfe vor; die welche sich finden sind Meer-, Fluß- und Landconchylien und einige Polypenarten. 3) Steinartige Kalklagen, welche den sogenannten Calcaire moellon oder zweyten tertiären Kalkstein bilden, der im südlichen Frankreich allgemein als Baustein benutzt wird. Drey Abtheilungen sind zu unterscheiden: a) die oberen, horizontalen Lagen, von geringer Härte; b) die mittleren, stärkeren, oft etwas geneigten und gebogenen Lagen. Der Kalkstein derselben hat größere Härte und zeichnet sich auch durch eine weißere Farbe aus. Zuweilen be-

steht er aus kugeligen, durch eine Kalkmasse verbundenen Theilen. c) Die unteren Bänke, welche aus einem blaulichgrauen Kalkstein zu bestehen pflegen, die, ob sie gleich massig sind, sich doch leicht in große Platten theilen lassen. Diese verschiedenen Bänke gehen unmerklich in einander über und wechseln auf verschiedene Weise mit Meersand- und Mergellagen ab. Die oberen und mittleren enthalten im Allgemeinen die mehrsten Conchylien, mit denen mehr und weniger zahlreiche Reste von Säugethieren, Fischen, Crustaceen, Anneliden und Zoophyten vorkommen. In den unteren finden sich außer wenigen Conchylien, verschiedene Zoophyten und Pflanzenreste. 4) Lager von Thonmergel, dessen Farbe gewöhnlich von einem grünlichen oder bläulichen Grau in ein dunkles Blau abändert und mehr und weniger von kohlensaurem Kalk durchdrungen zu seyn pflegt. Er ist reich an Meerconchylien mit vollkommen erhaltenen Schalen. Diese Mergellagen, die auf ähnliche Weise am Fuße der Apenninen vorkommen, haben zuweilen eine bedeutende Mächtigkeit. Wenn sie nicht auf braunen, bituminösen, Braunkohlen führenden Mergeln ruhen, wie solches nicht selten im mittäglichen Frankreich der Fall ist, so decken sie eine mehr und weniger mächtige Süßwasserformation, oder auch wohl unmittelbar secundäre Gebirgsmassen.

Auf diese Mittheilungen folgt die Uebersicht der Arten von Mollusken, Anneliden, Crustaceen und Zoophyten, deren Reste in den tertiären Meergebilden des südlichen Frankreichs sich finden, deren Anzahl in Erstaunen setzt und zugleich den Fleiß des Verfassers bewundern läßt. Dem Referenten wurde das



Bergnügen zu Theil, die große, wohl geordnete Sammlung zu sehen, welche diesen Untersuchungen hauptsächlich zum Grunde liegt. Von den Resultaten, zu denen der Verfasser durch dieselben gelangte, können hier nur die wichtigsten ausgehoben werden. Sehr viele der fossilen Arten kommen mit denen überein, die im benachbarten Meere leben. Die Gattungen, zu welchen die zahlreichsten fossilen Species gehören, haben auch unter den jetzigen den größten Artenreichtum. Die größte Uebereinstimmung unter den fossilen Arten verschiedener, tertiärer Bassins findet da Statt, wo diese von demselben Meere abhängig sind, oder von Meeren, die mit einander in Verbindung standen. Die mit den jetzigen Arten übereinstimmenden fossilen Species sind in den mehrsten tertiären Bassins mit einer gewissen Anzahl untergegangener oder solcher Arten, deren Analoga im heißesten Klima sich finden, gemengt. Die untergegangenen Thiere der tertiären Massen kommen denen der Aequatorialzone am nächsten; wogegen die größte Anzahl der identischen Arten gegenwärtig in den temperierten Zonen leben. Wenn man sämtliche fossile Species überblickt, so wird man sehr geneigt anzunehmen, daß die untergegangenen durch eine und dieselbe Ursache, nämlich hauptsächlich durch die Abnahme der Temperatur vernichtet worden. Es blieben die Ueberreste entweder an den Orten, wo die Geschöpfe lebten, oder sie erlitten doch wenigstens keine heftige und weite Fortführung, welches daraus sich ergibt, daß viele, deren Theile sehr leicht zerstörbar sind, auf das Vollkommenste sich erhalten haben. Es zeigt sich eine große Uebereinstimmung unter den fossilen

Arten der tertiären Gebilde an den Küsten des mittelländischen Meeres, vom westlichen Ende in Spanien bis zum östlichen in Italien. In Frankreich entfernen sich die tertiären, oceanischen Gebilde ungleich weiter vom jetzigen Ocean, als die dem mittelländischen Meere angehörigen, von den jetzigen Küsten desselben, indem die Entfernung der letzteren höchstens 30 Lieues beträgt. Zumal in den südlicheren Theilen der Küsten des mittelländischen Meeres hat die Verbreitung eine sehr geringe Ausdehnung landeinwärts, wovon auch Referent an der Spanischen Südküste sich überzeugen konnte. Ganz anders verhalten sich die tertiären See- und Flußgebilde, die in Frankreich, so wie auch in anderen Ländern, in weit größeren Entfernungen von den jetzigen Meeren vorkommen. Die verschiedene Küstenbildung war die Ursache, daß sich das mittelländische Meer vormals in Italien ungleich weiter über seine jetzigen Grenzen hinaus erstreckte, als in Spanien und im südlichen Frankreich. Vergleicht man die oceanischen Bassins mit denen in der Nähe des mittelländischen Meeres hinsichtlich ihrer Fossilien, so ergibt sich, daß die ersteren an Arten und Individuen ungleich reicher sind als die letzteren.

Das dritte Buch ist der Betrachtung der fossilen Thierüberreste gewidmet, die in den tertiären, Braunkohlen führenden Ablagerungen sich finden. Der Verfasser unterscheidet bey den im südlichen Frankreich vorkommenden Gebilden dieser Art: 1) die mit den oberen Meerabsätzen verbundenen und unmittelbar darunter ruhenden; 2) diejenigen, deren Verbindung mit jenen Meerablagerungen ungewiß ist; 3) die

Braunkohlen führenden Flußabsätze, die von Meerabsätzen weder bedeckt, noch mit diesen verbunden sind. In dieser Ordnung beschreibt der Verfasser obige Gebilde und beschränkt sich dabey nicht etwa, wie man nach der Ueberschrift dieses Buches erwarten sollte, nur auf die vom Meere abstammenden, sondern berücksichtigt auch die, welche süßem Wasser ihre Entstehung verdanken. Bey jeder dieser Ablagerungen werden die darin sich findenden, fossilen Thierarten aufgeführt.

Das vierte Buch handelt von den fossilen Arachniden und Insecten, insbesondere von denen, welche in den tertiären Süßwasser-Ablagerungen der Gegend von Aix in der Provence vorkommen. Der Verfasser hat nämlich die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß in der Gyps führenden Mergelformation der Gegend von Aix, die früher schon durch das Vorkommen von Fischabdrücken die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen hatte, viele Insectenüberreste sich finden, die zum Theil noch so vollkommen erhalten sind, daß sich wenigstens ihre Gattungen genau bestimmen lassen. Man erhält hier eine genaue Uebersicht der verschiedenen Lagermassen, die sich eben so sehr durch Mannigfaltigkeit auszeichnen, als die davon eingeschlossenen Ueberreste organisirter Wesen, indem Fische mit Conchylien, Arachniden, Insecten und Pflanzen darin sich vergesellschaftet zeigen. Die Arachniden und Insecten beschränken sich auf gewisse Mergel-lagen, die sich über der obersten Gypsbank befinden. Während des Druckes dieses Werkes hat Herr Journal auch in dem Süßwasser-

mergel von Arnissan bey Narbonne fossile Insecten entdeckt. Der Verfasser theilt eine lange Liste der in dem Mergel von Aix von ihm beobachteten Insecten mit, die ohne Ausnahme Europäischen Arten verwandt sind und größten Theils sogar mit solchen Arten übereinzustimmen scheinen, welche noch jetzt im südlichen Frankreich sich finden. Dasselbe dürfte auch von den Fischen und Pflanzen gelten, welche die Insecten begleiten. Der Verfasser erwähnt bey dieser Gelegenheit das Vorkommen fossiler Insecten in verschiedenen Formationen, stellt die ihm bekannt gewordenen Angaben anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand zusammen und theilt eine Liste der bisher, zumal im Bernstein beobachteten, fossilen Insectenarten mit, die sich nun aber nach neueren Untersuchungen bedeutend würde erweitern lassen.

Der Werth des hier angezeigten Werkes wird durch sechs lithographische Tafeln, auf welchen fossile Conchylien- und Insectenarten dargestellt sind, noch bedeutend erhöht. Die Abbildungen sind von ausgezeichnete Schönheit und bewähren aufs Neue, daß der Steindruck, wenn er so vorzüglich ist, wie ihn die lithographische Anstalt von G. Moquin und Compagnie zu Montpellier liefert, ganz besonders zur Darstellung solcher Gegenstände sich eignet.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

85. Stück.

D e n 30. M a y 1831.

---

L e i p z i g.

Bey C. H. F. Hartmann, 1827: Procopii Caesariensis Anecdota sive historia arcana, Graece. Recognovit, emendavit, lacunas supplevit, interpretationem Latinam Nicolai Alemani, ejusdemque, Claudii Maltreti, Pauli Reinhardi, Joannis Toupit et aliorum annotationes criticas et historicas suasque animadversiones adjecit Jo. Conradus Orellius, parochus ad templum spiritus sancti et collegii Carolini Turicensis canonicus. Accedunt descriptiones pestis et famis ex ejusdem Procopii libris de bellis excerptae. XXX und 449 S. in 8. nebst 4 Steindrucktafeln.

Dieses ist die letzte Arbeit des vor mehreren Jahren in Zürich gestorbenen Chorberrn Johann Konrad von Orelli, eines vielseitig gebildeten und besonders als Alterthumsforscher rühmlichst bekannten Mannes, dessen ernstliches Streben dahin gerichtet war, durch die zweckmäßige Bearbeitung solcher Reste des Alterthums, die das

Schicksal haben, nur von einer geringen Anzahl gewissenhafter Forscher gekannt und geschätzt zu werden, eine bey der heutigen Fortbildung der philologischen Studien zu einer selbstständigen Wissenschaft oft schmerzlich gefühlte Lücke mit lobenswerther Beharrlichkeit auszufüllen. Seine literarische Laufbahn begann mit der Herausgabe eines verstümmelten Geschichtswerks des Nikolaos von Damaskos, und schließt mit Prokopios Geheimgeschichte Justinians, welche durch Hn. Johann Kaspar von Drelli's Bemühung dem philologischen Publicum geschenkt worden ist. Bekannt genug sind Drelli's Verdienste theils um andere seltene Historiker, die etwa alle Jahrhunderte einen Bearbeiter finden, als Memnon aus Heraklea, Philon der Byzantiner, Aeneas der Taktiker, Hesybios aus Miletos und Sanchoniathon; theils um die gelehrte Wiederholung einiger philosophischer, ethischer, gnomischer und rhetorischer Schriftsteller, namentlich um die vorgeblichen Briefe der Pythagoräer und Sokratiker, Epikuros Bruchstücke aus den Herkulanischen Papyrus-Rollen, die Sentenzen- und Moral-Weisheit der Griechen in zwey Bänden, die Leichenreden des Sophisten Polemon aus Laodice, die Declamationen des Lesbonax, die Abhandlung des Platonischen Salustius über die Götter und das Weltall, die moralischen Sentenzen des Mimen Publius Syrus; endlich die Schriften der Alten über das Schicksal, wie eines Alexandros aus der Karischen Stadt Aphrodisias, eines Ammonios, Plotinos u. s. w.

Die Wissenschaft muß es in der That sehr bedauern, das ein andres kühnes Unternehmen desselben Gelehrten, die philologischen Kirchenväter, besonders die Apologeten des Christenthums, neu zu bearbeiten, nach der Herausgabe des Arnobius, welche jene Hoffnung erregte, aufgegeben wurde.

Was hätte nicht ein so tief in die christliche Aesthetik eingeweihter Mann in diesem Felde leisten können!

Was nun vorliegendes Werk betrifft, so verdient es als schätzbare Quelle für die Byzantinische Geschichte, und auch als sonstiges philologisches Hülfsmittel, eine würdige Auszeichnung — besonders da jetzt die Erwartung, denselben Autor bald in verbesserter Gestalt der Bonner Ausgabe der Byzantiner einverleibt zu sehen, sehr unsicher geworden ist. — Wir lassen hier einige kurze Bemerkungen über den Character und historischen Werth der Prokopischen Schrift folgen.

Unter den Geschichtschreibern der Byzantinischen Kaiserzeit gebührt diesem Rhetor aus Cäsarea (einer Stadt in Palästina, einst Strato's Thurm genannt) als nachehferndem Bewunderer des Thucydides, wenn wir von dem besseren Alterthume absehen, allerdings ein ehrenvoller Platz. In hohem Ansehen standen einst (freylich unter vermöhnten und entnervten Lesern) die ersten sieben seiner Geschichtsbücher, von denen die beiden ersten die unter des ältern Justin's bedrängter Regierung von Belisarius geführten blutigen Kriege gegen die damals mächtigen Perser enthalten, und sich durch treue Darstellung, die ihre Farben von eigener Anschauung der zu schildernden Gegenstände entlehnt (denn er selbst begleitete Belisarius auf diesem Feldzuge) vor seinen übrigen Schriften besonders auszeichnet. Die beiden nächsten Bücher schildern die von Belisarius zu Justinians bewegter Zeit gegen die Vandalen unternommenen Feldzüge, und liefern, wie auch die drey folgenden Bücher über die Kriege wider die Gothen, manche wichtige Thatsache zur richtigern Beurtheilung der Ursachen des innern Verfalls und der Zerrüttung der damaligen Römerwelt.

Das achte Buch ist spätern Ursprungs und führt die Geschichte der Persischen, Vandalischen und Gothischen Angelegenheiten nach der Bekanntmachung der sieben ersten Bücher weiter fort. Die Geheimgeschichte Justinians endlich beschreibt, als neuntes und letztes Buch des Geschichtswerks, die Sittenlosigkeit und Verderbtheit des kaiserlichen Hofes, und wurde erst nach Justinians, Theodora's und Belisarius' Tode bekannt gemacht. Daher die Benennung *Ἀνέκδοτα*, die auch Cicero seiner mit Theopompischer Bitterkeit geschriebenen Römischen Geschichte, um die Nachwelt damit zu überraschen (für die sie aber für immer ein wahres *ἀνέκδοτον* bleiben wird) nach seinem eignen Zeugnisse (ad Attic. 2, 6. 14, 7) beylegte. Prokopios richtet darin mit unerbittlicher Strenge über alle früher dargestellten Unglücksfälle der Römer, und deckt den Grund alles Mißlingens in der beyspiellosen Schlechtigkeit Justinians und Theodora's auf, damit das Leben dieses Kaisers, wie einst das Leben einer Semiramis, eines Sardanapals oder eines Nero, künftigen Fürsten zur ewigen Warnung dienen möchte. In der That sucht man im ganzen weiten Gebiete der Literatur gewiß vergebens eine Parallele zu diesem Sittengemälde, worin der Verf. sogar die Vermuthung äußert, Justinian sey kein Mensch, sondern ein incarnierter Teufel, dem sich Theodora, ein eben so böser Dämon, als Weib zugesellt habe (Kap. 12) — *ἐμοὶ τε καὶ τοῖς πολλοῖς ἡμῶν οὐδὲ πώποτε ἔδοξαν οὗτοι ἄνθρωποι εἶναι, ἀλλὰ δαίμονες παλαμπναῖοι τινες καὶ — βροτολογῶ ἤστην, οἱ — ἀνθρώπειον — ἡμπέσχοντο σῶμα καὶ ἀνθρωποδαίμονες γεγεννημένοι τῷ τρόπῳ τούτῳ ξύμπασαν τὴν οἰκουμένην κατέσεισαν.*

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Schild-



derung den Bewunderern Justinians anstößig war, und Verdacht erregte; um so mehr, da man wußte, daß der Verfasser durch Justinians Gunst zu hohen Ehrenstellen, ja selbst, als *vir illustris*, zur Präfectur der Stadt gelangt war. Um also Justinians Ehre zu retten, schalt man Prokopios entweder einen undankbaren Lasterer, oder gab auch wohl die Geheimgeschichte für ein ihm untergeschobenes Werk aus (z. B. Johann Eichel, Helmstädt 1654). Beide Behauptungen hat jedoch schon der gelehrte Holländer Nicolaus Alexmann, dem wir die noch durch keinen seiner Nachfolger entbehrlich gemachte Leydener Ausgabe nach zwey Vaticanischen Handschriften (wovon die eine nur eine flüchtige Abschrift der andern war) verdanken, mit triftigen Gründen zurückgewiesen, und seitdem hat niemand mehr an der Echtheit der Schrift gezweifelt.

Wir nannten Prokopios oben einen nacheisernen Bewunderer des Thukydides, und so nennt ihn auch Drelli (S. XXII), und andere. Unverkennbar als solcher ist er in der schaudererregenden Beschreibung der Pest (*de bello Pers.* 2, 22 und 23 S. 141 flg. ed. Maltret.) und Hungersnoth im Römischen Reiche (*de bello Goth.* 2, 22 S. 485 und 3, 17. S. 504 im vorliegenden Bande S. 228..152). Ob die Nachahmung aber auch gelungen zu nennen sey, oder ob sie, wie es bey Versuchen dieser Art zu geschehen pflegt, auf etwas Besseres hinweist, wird man gewiß leicht entscheiden können. Man vermißt durchaus bey Prokopios den alterthümlich strengen Sinn und das freyheitsliebende Gemüth, das die entartete Gegenwart im grellsten Contraste mit sich selbst auffassend die der glühenden Phantasie vorschwebenden Bilder in wenigen aber kräftigen Zügen uns vor die Seele führt, und in uns

Unwillen, Abscheu und Haß zu erregen strebt, um uns für Tugend und Freyheit zu gewinnen. Von einer ernstpolitischen Richtung, die mit würdiger Kürze und hinreißender Gewalt der Rede die scharfsinnigsten Gedanken ausspricht, ist hier kaum eine Spur. Das lyrische Element geht der Darstellung ganz ab. Selbst das abscheulichste Laster wird mit einer Schlaffheit, mit einem Phlegma geschildert, das nur zu sehr auf einen ins Zeitalter eingeweihten und davon abgestumpften Sinn hindeutet. Doch müssen wir ihm als wohlmeinenden Historiker, der aber nicht innere Kraft genug hatte, sich zum Geiste einer bessern Vorwelt emporzuschwingen, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Gracität dieses Schriftstellers konnte sich, ungeachtet des genauen Studiums der besten Muster, doch nicht gegen die Römische Allgemeinheit sichern, welche den Styl der Byzantinischen Historiker besonders bezeichnet. Die Dialect-Verschiedenheit der Griechischen Sprache war damals schon lange verschwunden, und die darauf erfolgte eigenthümliche Ausgleichung des bildsamen Sprachstoffes verdankt gewiß den von den Römern überschätzten Declamationsübungen ihre schnelle Verbreitung durchs ganze Kaiserreich; und diese characterlose Allgemeinheit wurde noch mehr befördert, seitdem sich die Rhetoren des historischen Stoffes bemächtigten. Auf dieser weiten seichten Fläche schwimmt denn hin und wieder ein dem Plato nachgeschaffenes Blümlein und sonstiger dem Demosthenes und Thukydidēs nachgebildeter alterthümlich prunkender Schmuck, der sich freylich in dem ungewohnten Elemente oft gar seltsam ausnimmt. Dazu kommt noch die uncritische Neuerung im Gebrauche der Partikeln und anderer Redetheile, ja selbst die gedankenlose Einführung unclassischer Ausdrücke, und die unverzeihliche

Gleichgültigkeit gegen Feile und effectvolle Wortstellung. Besonders herrscht im vorliegenden Werke oft eine ungebildete Sprache, geistlose Wiederholungen derselben Wörter, und eine periphrastische Breite, die sehr ermüdet.

Für die Critik der Geheimgeschichten hat seit dem ersten Herausgeber Nicolaß Alemann (Leiden 1623 wiederholt Köln 1669) nur der Französische Jesuit Claudius Maltrete im zweyten Bande der prachtvollen Pariser Folio-Ausgabe der Byzantiner (1663) einige Ausbeute aus zwey Handschriften (die eine in Peter Seguiers Bibliothek, die andre in Mailand von Poffin verglichen) gewonnen. Die am Rande seiner Ausgabe stehenden Lesarten sind nicht ohne Werth. Ihm verdankt auch der Anfang des Werks, der bey Alemann sehr verstümmelt ist, und Manches andre im Laufe des Werks zuerst seine Vollständigkeit. Sehr ungern vermißt man hier Alemann's critische Noten (*notae censoriae* wie der Verf. sie nennt), die eine Menge guter Verbesserungs-Vorschläge enthalten. Seinen historischen Commentar, der von einer seltenen Belesenheit in den Byzantinern zeugt, hat jedoch Maltrete sowohl als auch Savarina, der Venetianische Herausgeber des *Corpus Byzantinae Historiae* (1729) wörtlich abdrucken lassen.

Diesen Apparat (denn von neuen Hülfsmitteln ist hier gar nicht die Rede) hat nun Drelli so verarbeitet, daß er die Verdienste seiner Vorgänger (mit Einschluß des deutschen Uebersetzers J. P. Reinhardt, 1753) sorgfältig zusammenstellt, prüft und würdigt, dabey auch nicht vergißt, gelegentlich auf den Byzantinischen Sprachgebrauch aufmerksam zu machen. — Zuweilen ist jedoch Alemann statt Reinhardt angeführt, z. B. S. 260. — Zu Alemann's historischem Commentare, der nun schon zwey Jahrhunderte den Philologen genügt

hat, sind endlich von Drelli einige Zusätze gemacht worden, die, wiewohl sparsam eingestreut, doch immer tief in die Sache eingehen.

Die 4 beigefügten Steindrucktafeln mit 8 Figuren scheinen nach den in der Venetianischen Ausgabe befindlichen Kupfern gemacht zu seyn, also Copien der vierten Generation. Vergleicht man sie mit denen in der Ausgabe von Alemann (der, wie seine Nachfolger, sie mitten in den Text hineinstellte) so zeigt sich kaum eine entfernte Ähnlichkeit, wofern man nicht die sich allmählich dem ersten Bilde entfremdenden Uebergänge von der Leydener Ausgabe in die Pariser, und von dieser in die Venetianische (die alle vor uns liegen) genau verfolgt. Das erste Blatt zeigt Justinian nach einer in seinem 22sten Regierungsjahre zu Ravenna gefertigten Arbeit in Mosaik mit einem eigenthümlichen Diadem, das er auch in einer feyerlichen Proceßion auf dem vierten Blatte, ebenfalls nach einer antiken Arbeit in Mosaik, trägt, und besonders denen im Wege sikt, die gern entscheiden möchten, ob der Kaiser dünnes kurzes Haar oder gar eine Glaze gehabt hat. Deswegen scheint dasselbe (Fig. 7) ihm abgenommen, und besonders zur Anschauung gebracht worden zu seyn. Die Kaiserin Theodora (Fig. 5) hat der Künstler schrecklich entstellt. Die übrigen Figuren sind Abbildungen von Münzen, auf denen Justinian theils als Knabe mit Justin, der ihn adoptierte, erscheint (Fig. 2 Byzantinisch, und Fig. 3 Kyzikenisch); theils als Kaiser im vierten (Fig. 4) und im sechsten (Fig. 5) Regierungsjahre.

Vor einem zweckmäßig eingerichteten sächlichen Index stehen die Bruchstücke der Geheimgeschichten aus Suidas in derselben Ordnung, in welcher sie schon frühere Gelehrte zusammengestellt hatten.

G. H. B.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

86. Stück.

Den 2. Junius 1831.

---

L e i p z i g.

Sumtibus J. C. Hinrichsii: Henr. Theoph. Tzschirneri Opuscula academica. Editit J. Fr. Winzer. 1829. Praef. XII. 340 Seiten in 8.

Tzschirners Andenken wird, auch wenn der erste begeisterte Schmerz über den Verlust des theuren, auch uns einst befreundeten Mannes schon vorüber seyn sollte, stets in Segen unter uns bleiben. Zu den epochemachenden, schaffenden, herrschenden Geistern der Zeit dürfen wir ihn nicht rechnen. Er selbst, der demüthige und klare Mann, würde jede Uebertreibung seines Lobes verbitten. Aber das sind wir ihm schuldig zu bekennen, daß seine Erscheinung und Wirksamkeit eine der wohlthuendsten und erfreulichsten unserer Zeit gewesen ist. Wohlthuend und erfreulich ganz besonders durch die harmonische Bildung eines reich begabten Geistes, der sich überall auf das Rechte und Beste in seiner

Zeit verstand, so wie durch die Klarheit und das Wohlwollen, den herzlichen Eifer und die edle Beredtsamkeit, womit er, allem Obscurantismus und Absolutismus feind, der wahren Freyheit und dem Lichte jederzeit das Wort redete, und da, wo er die Gegensätze der Zeit in einer höheren Einheit aufzufassen im Stande war, versöhnend und liebevoll dazwischen trat. Ein Theil seiner ausgebreiteten Wirksamkeit gehörte dem Augenblicke, wo er es zur rechten Zeit nie an sich fehlen ließ, mit Muth und gutem Rath, mit edlem Zorne und ernster Warnung die Angelegenheiten des Tages zu besprechen. Aber auch davon wird, wenn auch die Zeitinteressen längst verändert seyn werden, Frucht und Andenken unter uns bleiben. Der bey weitem wichtigere Theil aber seines Verdienstes und wohl erworbenen Ruhmes liegt in den größeren literarischen Werken, welche, theils der geistlichen Beredtsamkeit, theils der historischen und systematischen Theologie angehörend, sein ausgezeichnetes Talent, seinen Fleiß und seine seltene Bildung in reichem Maße bezeugen.

Die vorliegenden Opusc. acad., durch deren Sammlung und Herausgabe sich der langjährige Freund Tzschirners, Herr Dr. Winzer in Leipzig, ein bleibendes Verdienst erworben hat, stellen die zwiefache Hauptthätigkeit Tzschirners, die gelegentliche, ins Leben der Zeit unmittelbar eingreifende, und die forschende, im engeren Sinne gelehrte, wie sie lebendig in einander griffen, und zu einem wohlthuedenden Ganzen sich vereinigten, recht anschaulich dar. Die Abhandlungen, 12 an der Zahl, sind chronologisch geordnet. Und so kann man auch, da sie theils aus den Anregungen der Zeit, theils aus

den Momenten der gelehrten Forschung hervorgegangen sind, recht deutlich darin wahrnehmen, wie Tzschirner seit dem Jahre 1800, wo er zuerst in Wittenberg auftrat, bis zu seinem Tode in jener zwiefachen Richtung seiner Thätigkeit lebendig fortschritt.

Die erste, die Inaugural-Dissertation Tzschirners vom Jahre 1800: *Observationes ad Pauli apostoli, epistolarum scriptoris, ingenium spectantes*, worin der Versuch gemacht wird, die schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten des Apostels theils aus der eigenthümlichen Persönlichkeit desselben, theils aus den äußeren Verhältnissen unter denen er geschrieben hat, zu erklären, ist nicht vollendet. Sie gehört dem damals lebhaft gewordenen Bestreben an, die Verschiedenheiten der neutestamentlichen Schriftsteller genauer zu beobachten und zu bestimmen, und hat noch jetzt manches Brauchbare. Ref. aber kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die meisten Observationen sich etwas zu sehr in Erörterung der allgemeinen Elemente der Rhetorik verlieren.

Die zweyte Abhandlung: *de dignitate hominis per religionem Christianam adserta et declarata*, in Wittenberg 1805 geschrieben, voll reicher Lectüre der Classiker und reich an feinen Beobachtungen, bezieht sich auf die apologetischen Studien, denen der sel. Tzschirner von früh an großen Fleiß gewidmet hat. Eben dahin gehört die neunte und zwölfte Abhandlung. Jene beantwortet sehr geschickt die Frage, *Graeci et Romani scriptores cur rerum Christianarum raro meminerint?* Sie bestimmt zuerst das zu erklärende Factum genauer, nämlich so, daß die Frage auf die Zeit von Domi-

tian bis zu den Antoninen beschränkt wird, und gibt dann die Ursachen der allerdings auffallenden Erscheinungen an, die sich dem Kenner des Zeitalters leicht darbieten. So wird klar, daß die seltene und zum Theil sehr confuse Erwähnung des Christenthums in den Schriftstellern jener Zeit die Glaubwürdigkeit der sonst bekannten Geschichte der christlichen Kirche in jenem Zeitraume auf keine Weise zu verringern im Stande ist. Die zwölfte Abhandlung *de religionis Christianae per philosophiam Graecam propagatione*, ein Ausfluß der Studien Tzschirners über den Fall des Heidenthums, zeigt wie die Griechische Philosophie theils negativ, theils positiv, jenes aber mehr, als dieß, auf das Christenthum vorbereitet habe.

Die dritte, sechste und achte Abhandlung beziehen sich — theils auf die kirchlichen Interessen der Zeit, namentlich auf die Klagen über den Verfall des Cultus in der Protestantischen Kirche, und die Versuche und Vorschläge, denselben wieder zu heben, theils aber auf die homiletischen und liturgischen Studien des Verfassers, der in seiner Bildung nicht bey den Neuen stehen blieb, sondern auch auf die Muster und Meister der alten Kirche zurückging. Die dritte Abhandlung *de sacris publicis ab ecclesia vetere studioso cultis* schildert zuerst den Eifer der alten Christen vor Constan- tin d. Gr. für den öffentlichen Cultus, und erzählt sodann die Quellen desselben; sie schließt mit der Bemerkung, daß obwohl unsere Zeit eine andere sey, und die alten Quellen des kirchlichen Eifers zum Theil versiecht seyen, dennoch auch das gebildetste Zeitalter alle Ursache habe, den öffentlichen Gottesdienst zu pflegen



und zu fördern. Die sechste Abhandlung: *de sacris ecclesiae nostrae publicis caute emendandis* enthält beherzigungswerthe Winke über die Nothwendigkeit, die Principien und das rechte Maaß der fortschreitenden Reformation im Protestantischen Cultus. Die achte endlich, *de claris veteris ecclesiae oratoribus*, gibt eine kurze Characteristik und Kritik der vornehmsten geistlichen Redner der alten Kirche. Der Verf. wollte die Griechischen Homileten von Origenes bis auf Johann von Damascus, und die Lateinischen von Zeno Veron. an bis auf Beda Venerabilis schildern. Die Abhandlung aber bleibt nur bey den Griechen stehen und schließt mit Ephraem, dem Syrer, so daß die trefflichsten Griechen, die beiden Gregore, Basilus d. Gr., Chrysostomus und Theodoret noch zurück sind. Es wäre wünschenswerth, daß Jemand sich entschlosse, in Tzschirners unvollendete Arbeit einzutreten, oder vielmehr in der Art, wie der geistvolle Richard Simon die neutestamentlichen Exegeten schildert, die geistlichen Redner der alten und neuen Zeit in kurzen und treffenden Characteristiken und Kritiken darstellte. Es würde dadurch mehr gewonnen und gewirkt werden, als durch die Anhäufung homiletischer Theorien, woran wir jetzt leiden.

Die fünfte Abhandlung: *de bello Christianis non interdicto*, in der großen Zeit des deutschen Befreyungskrieges geschrieben, zeigt, daß der gerechte Krieg auch nach den Principien des Evangeliums erlaubt, ja für die christlichen Völker und die einzelnen Volksgenossen Pflicht sey. Der Gegenstand ist nicht erschöpft; ob und in wiefern dieß in der deutschen Abhandlung Tzschirners 'Ueber den Krieg, ein

philosophischer Versuch', geschehen sey, wissen wir nicht.

In dieselbe große Zeit, des Jahrs 1814, gehört die sehr anregende Abhandlung: *Nominis germanici laudes instauratorum sacrorum historia illustratae*, gerichtet gegen die ungerichten Anklagen der Reformation und ihrer Wirkungen, die damals deutsche Männer, ehemalige Protestanten, wie Fr. Schlegel, zu erheben sich nicht schämten.

Es ist ein schöner Zug in Tzschirners Leben und Wirken, daß er mit stets wachem Eifer und gutem Muth die Rechte und Herrlichkeiten der Reformation und Evangelischen Kirche vertheidigte. Seine deutschen, hierauf bezüglichen Schriften sind bekannt und dem deutschen Volke werth. Unter den academischen Programmen gehören dahin zuerst die siebente Abhandlung *Ecclesiae et academiae Evangelicorum quid mutuo sibi debeant*, 1817 zum Jubelfeste der Reformation geschrieben, sodann die zehnte, *de perpetua inter catholicam et evangelicam ecclesiam dissensione* vom J. 1824 gegen die falschen und triegerischen Friedensstiftungen jener Zeit gerichtet, die wesentlichen Punkte andeutend, aber nicht erschöpfend; endlich auch die sehr interessante elfte Abhandlung *de causis impeditae in Francogallia sacrorum publicorum emendationis* 1827 geschrieben. Diese Abhandlung erschien auch deutsch in Pöligs Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst Th. 1. Heft 3. Welch eine ganz andere und unstreitig edlere Geschichte würde Frankreich haben, wenn es im 16. Jahrhunderte sich ganz zur Evangelischen Kirche bekannt, oder auch nur die Evangelische Partey frey und mit völlig gleichen Rechten sich hätte

ausbreiten und entwickeln lassen! Der Verfasser findet die Hauptursachen der unterdrückten Reformation in Frankreich theils in der Persönlichkeit der damaligen Fürsten, welche leichtsinnig und beschränkt den neuen Geist und das neue Licht in ihrem Volke weder fassen, noch ertragen konnten, theils in dem Nationalcharacter des Französischen Volkes, der mit dem Ernste und der sittlichen Strenge der Evangelischen Kirche, zumahl in der Art, wie Calvin sie in Genf ausbildete, in Widerspruch stand. In dem letzteren Punkte stimmen wir dem sel. Verfasser nicht bey. Wäre das Französische Volk überhaupt reif für die Reformation gewesen, so würde, da die Reformation jeder Nationalität die freyeste Entwicklung gestattet, die Französische Heiterkeit (*gaieté*) auch wohl den trüben Ernst der Calvinistischen Kirchenform bald überwunden, und sich der freyeren gemüthlicheren Art der Luther. Reformation, von der ja ohnehin in Frankreich die ersten reformatorischen Bewegungen ausgingen, leicht angeschlossen haben. Der Leichtsinn freylich und die Zuchtlosigkeit können sich mit dem Protestantischen Ernst nie vertragen, aber unter keinem Volke und in keiner Zeit. — Es wird zuletzt bemerkt, daß der Uebertritt Heinrichs des 4ten zur Catholischen Kirche Frankreich gänzlich wieder an den Römischen Stuhl gefesselt, und den Fortschritt der Evangelischen Kirche in Frankreich auf mehrere Jahrhunderte gehemmt habe. Ueber jenen Uebertritt aber, den die Geschichte zwar erklären, aber das unbestechliche Richteramt der Geschichte nie entschuldigen kann, urtheilt der sel. Verf. völlig richtig, wenn er sagt: *Fatendum est, si, quod fecit (Henr. IV.) unquam facere licet, ei id licuisse; nec*

vituperandus est rex, si eo ex modulo quotalia metiri solent homines, eum metimur. Nos vero utilitatem communem legem supremam non habemus, quoniam non, quod utile, sed quod honestum est, semper liquet, et saepe obsunt, quae prodesse videntur.

Drey von den Tzschirnerschen Programmen, nämlich: de virtutum et vitiorum inter se cognatione in doctrina morum diligentius explicanda; de formis doctrinae theologorum evangelicorum dogmaticae distinguendis rite et aestimandis; endlich das sarkastische: de luminibus patriae nostrae nuper exortis gratulatio, vom Jahre 1819, hat der Herausgeber nicht mit aufgenommen; die beiden ersteren nicht, weil sie vollständiger deutsch erschienen sind, das zweyte in den Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers Band 1. Heft 1 und 2, das erste aber in der besonderen Schrift über die Verwandtschaft der Tugenden und Laster, ein moralisch anthropologischer Versuch 1809. Was das dritte betrifft, so wird bemerkt, Prof. Krug habe dasselbe hin und wieder vermehrt und verändert unter seinem Namen herausgegeben, und das Tzschirnersche Original sey verloren gegangen.

Die Sammlung bedarf unser Empfehlung nicht; es ist genug, daß Tzschirners Name davor steht. Einzeln waren die Programme längst geliebt und gesucht. Nur das eine bemerken wir, daß der Lateinische Styl Tzschirners, obwohl nicht elegant oder exquisit, doch eben so rein, als leicht und angenehm ist, und im Ganzen echt Römisches Colorit hat.

# G e t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

87. Stück.

Den 4. Junius 1831.

---

L o n d o n.

Printed for G. Whitaker, 1825: The Greek Revolution, its origin and progress. Together with some remarks on the religion, national character etc. of the Greeks by Edward Blaquiere Esq. Second Edition. VIII und 362 S. in 8. mit einer Generalcharte von der Europäischen Turkey.

Die zweyte Ausgabe dieses Buches geht, obgleich sie erst im J. 1825 herausgekommen ist, vom Anfange der Griechischen Revolution aus bis zur Wiedereinnahme von Corinth (durch Staico 2. Oct. 1823) und der Beendigung des dritten Feldzuges in Westgriechenland (10. Nov. desselben Jahres). Der Verf. entschuldigt sich deshalb damit, daß er in einem andern Werke: Narrative of a second visit to Greece diese Fortsetzung (bis Ende Dec. 1824) geliefert habe. Er versichert, daß seine 'Skizze der Griechischen Revolution', so nennt er seine Arbeit, so correct in ihren Details sey, als man von einem solchen

Werke nur erwarten könne, es sey das einzige bis dahin in England erschienene Werk, zu dem die Materialien an Ort und Stelle gesammelt wären. Nur das letzte Kapitel sey sehr in Eile gearbeitet, weil er in Begriff gewesen, wieder nach Griechenland zu reisen, und dieses würde wohl einige Mängel, welche man bemerken dürfte, entschuldigen.

Das Werk selbst zerfällt in 15 Kapitel, in welchen die Griechische Revolution bis zu dem angegebenen Zeitpunkt entwickelt wird, und in einen Appendix, der die Belege enthält, welche der Verf. in der Englischen Uebersetzung hinzuzufügen für nöthig erachtete.

Das 1. Kapitel umfaßt eine Darstellung der Verhältnisse Griechenlands gegen die Ottomannischen Unterdrücker von der ersten Besetzung Griechenlands und Constantinopels an bis zum Ausbruche der Empörung der Servier unter Czerni Georg. Der Verf. sucht zu zeigen, daß die durch Betrug und mit Gewalt unterjochten Griechen nie die Legitimität ihrer Ottomannischen Unterdrücker anerkannt hätten, und daß man deshalb ihren Versuch sich wieder zu befreien nicht mit dem Namen eines Aufruhrs brandmarken könne. Eine Menge Griechen in Maina, Candia, am Olympus und in andern sichern Bergtheilen erkannten nie die Rechtmäßigkeit der aufgedrungenen Herrschaft an und hielten sich Jahrhunderte lang frey, wenn sie auch zuweilen gezwungen waren einen Tribut zu bezahlen, damit die Türken nicht immer aufs Neue den Versuch machten, sie in ihrem Eigenthume zu beunruhigen. Allerdings unterscheidet sich der Griechische Kampf gegen die Pforte dadurch sehr von dem welchen die Neapolitaner, Spanier und Portugiesen gegen ihre legitimen Herrn unternahmen, daß sie nicht

eigentlich die Treue gegen ihre angeborenen Herrscher verletzten, sondern nur den Widerstand, den sie immer geleistet hatten, gegen ihre Unterdrücker in den letzten Jahren mit mehr Glück fortsetzten, und zwar dieses zu einer Zeit; wo auch ihre Unterdrücker alle Gesetze vernachlässigten, welche sie sich früher selbst aus Klugheit in Betreff der 'Griechischen Hunde' gegeben hatten. Das Eigenthum, das Leben und die Religion der bedauernswürdigen Bewohner des flachen Landes, die den Türken weniger widerstehen konnten als die Bergbewohner, war täglich in Gefahr. Daher führten die Capitane der Klephten einen beständigen Krieg gegen die Mohammedanischen Räuber, und nur die Festungen waren eigentlich im beständigen Besitze weniger Türkischen Soldaten und der Zufluchtsort der Türkischen Güterbesitzer in ihrer Nähe. Die Griechen sahen stets mit Verlangen auf die durch eine gleiche Religion mit ihnen verbundenen Russen und mit Peter d. Gr. fing der Plan, die Türken zu beschränken, wo nicht gar von dem christlichen Gebiete in Europa wieder zu vertreiben, an. Catharina II. setzte den Plan lebhaft fort, und suchte die Inseln des Archipelagus und Morea von 1768 an zu befreien. Sie rief durch eine Proclamation die Griechen förmlich auf, das Türkische Joch abzuschütteln, unterstützte sie mit Truppen und Schiffen; allein eine Armee Albanier dämpfte den Aufruhr der von Rußland im Stiche gelassenen Griechen, und so wurde der Zustand des Landes schlimmer als er gewesen war. Die Griechen baten um diese Zeit (1790), daß sie von Rußland einen Oberherrn bekommen möchten und Constantin wurde von der Kaiserin ihnen deutlich als ihr künftiger Oberherr bezeichnet. Der Friede von Rainardschi 1474 (und dann der

Friede von Jassy 1792) endigte die sanguinischen Hoffnungen der Griechen, indem Rußland darin nur an sich dachte, und die Hellenen vergaß. Nur war ausdrücklich stipuliert, daß die Pforte den empörten Griechen in den Inseln des Archipelagus eine allgemeine Amnestie bewilligen, in Zukunft den christlichen Gottesdienst nicht stören und die Kirchen nicht beschädigen sollte.

Das Emporkommen Ali-Paschas bald nach dem Frieden von Kainardschi verschlimmerte die Lage der Griechen mehr als je. Die Grausamkeit dieses Menschen ist durch Pouqueville zu bekannt, als daß die Vergleichung desselben mit Nero und Caligula, womit der Verf. ihn zusammenstellt, auffallen könnte. Aber merkwürdig ist es 'daß dieses Ungeheuer es gerade war, das dem großen Werke der Regeneration Griechenlands den ersten Anstoß gab'. Statt die mit den Russen verabredeten Bedingungen im Frieden zu Kainardschi zu halten, plünderte Ali Pascha seine Unterthanen und ganz Morea, tödtete viele und beunruhigte die Kirchen und Klöster. Der Ausbruch der Französischen Revolution setzte auch Griechenland in Bewegung. Ali Pascha schützte den Handel der Griechen um sich durch Beraubung der Kaufleute zu bereichern; die Griechen aber von einem innern Instinct geleitet versuchten auf verschiedenen Wegen dem Ziele der Freyheit sich zu nähern. Einige warfen sich mit ihren Schätzen auf die Felsen des Archipelagus und so blühten Hydra, Ipsara und Spezia als reiche Handelsrepubliken mitten unter den Türken auf, andere wandten sich zu den Wissenschaften und bereisten das Abendland, dessen Hörsäle sie besuchten und von dessen Büchern sie manches übersetzten, was für die wieder anfangende Bil-



dung eines lange in der Slavery gehaltenen Volkes nothwendig war, andere stifteten Elementarschulen in Griechenland und Kleinasien, lehrten das Altgriechische wieder, und erweckten dadurch auch bey dem gemeinen Volke die Bewunderung und Macheiferung ihrer großen Vorfahren, und noch andere ergossen durch geistvolle Lieder ihre patriotischen Empfindungen, und bereiteten dadurch das Volk zu einer bessern Verfassung vor. Die aus Europa zurückkehrenden jungen Leute verbreiteten aber die Ideen einer Ausbildung der Staaten, welche den Menschen höher stellt als 'einen Hund, der darum nur geschont werden muß, damit die Zahlungen des Karadsch oder Kopfgeldes an die Türken nicht geschmälert werden'. Wenn auch von Seiten der Pforte selbst dieser wissenschaftlichen Ausbildung keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so war dieß doch der Fall mit den Unterbeamten, und der Commandant von Dara, einem kleinen Dorfe in Morea, ließ dem Lehrer einer Schule, bey welcher er einst vorüberging, bloß darum die Bastonade geben, weil er die Jugend unterrichtete. Die blühendsten Academien bildeten sich in Scio, wo mehrere hundert Studenten sich versammelten, zu Janina, Athen, Aivali und Cydonia (Cydonies) lauter Anstalten die im Sturm der Zeiten wieder vernichtet wurden.

Bald hatten Hydra, Spezia und Ipsara, Zufluchtsörter der reichsten Griechen, die der Tyranny Ali-Paschas entflohen, eine bedeutende Flotte geschaffen, und durch ihren wachsenden Reichthum sich in den Stand gesetzt, die Befreyung von der Gegenwart Türkischer Soldaten und Beamten zu erkaufen. Sie konnten rechtmäßig sich selbst Gesetze geben, und ihre Obrigkeiten wählen, die mit catholischen Griechen be-

setzten Inseln Lino und Syra hatten seit der Venetianischen Herrschaft dieselben Vorrechte, und üben sie bis auf die gegenwärtige Zeit aus. Die Bewohner der drey Inseln, Hydra, Spezia und Ipsara, unfähig auf andere Weise als durch Schiffahrt und Handel sich zu ernähren, weil ihre Inseln bloße Felsen sind, die nicht einen einzigen Baum hervorbringen, wurden bald die besten Segler im mittelländischen Meere, wo sie fast den einzigen Handel betrieben, und auch ihre Schiffe gegen die Africanischen Seeräuber bewaffnen mußten, indem nicht einmal die Ottomannische Flotte sie gegen die Barbaresken schützte. So bildete sich auch der kriegerische Geist der Griechen zur See wieder aus. Marmorpaläste waren an die Stelle der Fischerhütten getreten, welche zuerst die vom Agäischen Meere umbrandeten nackten Felskuppen bedeckten, und Europäische Eleganz war im Innern der Häuser zu sehen, während die Freyheit diesen Inseln immer mehr den Verfassungen der alten Griechen ähnliche Einrichtungen schuf. So blieb diesen Insulanern wenig zu wünschen übrig, aber der traurige Zustand ihrer bedrückten Brüder in Morea und Mittelgriechenland, die Entwürdigung ihres Vaterlandes und die Tyranny der Türken, die sich doch immer noch als ihre Oberherren betrachteten, und auf deren Treue in Hinsicht der geschlossenen Verträge nicht zu bauen war, machte bey ihnen den Gedanken an eine mögliche Befreyung Griechenlands immer lebhafter. Dies ist ungefähr der Inhalt des ersten Kapitels, in welchem wir nur die Unternehmungen und Schicksale Riga's und Coray's vermissen.

Im 2. Kapitel handelt der Verf. von der Empörung in Servien unter Czerni Georg, und setzt zuerst die Ursachen der Empörung der Ser-

vier auseinander. Durch den Belgrader Frieden 1739 den Türken unter Bedingungen, welche Rußland insonderheit garantierte, überlassen, wurden die Servier nach mannigfachen Kämpfen der Pforte wieder unterworfen. Die Türkischen Truppen, welche die festen Plätze besetzten, plünderten aber das Land und verletzten die Capitulation. Deshalb erhob sich das Volk 1800 unter Anführung des Czerni Georg, der zwar weder lesen noch schreiben konnte, aber ein guter Anführer im Kriege war. Selbst Belgrad fiel in seine Hände, und alle Türken wurden ermordet. Russische Agenten erhoben durch Versprechungen den Muth der Servier, und Ipsilanti, Hospodar der Wallachey, unterstützte sie mit Geld. Rußland fing erst 1807 den Krieg offen gegen die Türken an, mußte aber (von den Franzosen selbst angefallen) im Frieden von Bukarest 1812 die Servier aufgeben. Hier vergißt der Verf. anzuführen, daß Rußland in diesem Frieden wenigstens eine billige Behandlung der Servier, Schutz der Religion und die Regierung Serviens durch einen eigenen Nationalrath sich ausbedungen hat. Die Servier wollten sich noch nicht ergeben, allein Uneinigkeiten von Russischen Agenten genährt, und eine Türkische Armee von 100,000 Mann eroberte das Land wieder 1813 und Czerni Georg flüchtete sich nach Rußland, wo er sich in Kiew aufhalten mußte. Mehrere tausend Servier zogen sich ins Oestreichische. Eine triegerische Amnestie hielt tausende zurück, die von den Siegern auch nach der Occupation ermordet wurden. Daher brach bald ein neuer Aufstand der Servier aus. Die Pforte unterhandelte mit den Rebellen durch einen Bischof, und es wurde durch einen Vertrag bestimmt, daß Servien durch einen geborenen Servier regiert werden sollte. Die

Wahl fiel auf Milosch, Schwager Czerni Georgs, und ein jährlicher Tribut von 6000 Beuteln (700,000 Rthlr.) wurde bestimmt, so wie auch die Zahl der Truppen, welche die Donauefestungen besetzen sollten. Die Türken sollten sich übrigens in die innere Verwaltung nicht mischen. Die Griechen warteten vergeblich auf Befreyung von außen her. So blieb der Zustand der Dinge von 1815.. 1820, die Hoffnung der Griechen blieb immer noch auf Rußland gerichtet. Die Streitigkeiten zwischen Rußland und der Pforte wegen der von beiden Seiten nicht erfüllten Bedingungen des letzten Friedens dauerten zur Freude der Griechen fort, und eine Russische Armee in Bolyhynien und Podolien machte beständig Miene in die Türkei einzudringen. Während dieser Zeit versammelte sich der Wiener Congreß, welcher wegen der hohen Stellung des Griechen Caspofistria als Russischen Ministers, neue Hoffnungen für die Griechen erweckte, obgleich weder dieser Congreß noch irgend einer der folgenden sich für die Griechische Sache erklärten. Um dieselbe Zeit bildete sich die geheime Verbindung der Hetaria, welche dem Verf. zufolge eigentlich zuerst von Niga, dem Tyrtaus der Neugriechen unter der Kaiserin Catharina beabsichtigt war. Diese Meinung führt der Verf. in einer Note S. 35 aus. Sie hätte eigentlich früher ausführlicher auseinander gesetzt werden müssen. Auch ist das nicht zu übersehen, was der Verfasser der 'Briefe eines Augenzeugen der Griechischen Revolution, Halle 1824' ausführlicher und genauer darüber mittheilt.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

88. Stück.

Den 4. Junius 1831.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: The Greek Revolution its origin and progress. etc.

Rigas wurde von Oestreich 1797 ausgeliefert und nebst zwey andern, Dr. Orgely und Anton von Coroneos lebendig zwischen Brettern zersägt. Die Hetärie selbst wurde eigentlich erst 1815 von einigen in Rußland lebenden Griechen gestiftet. Die Hauptstatuten dieser Gesellschaft, welche damals nur aus 7 Personen, die in Moskau sich vereinigte, bestand, sind in dem angegebenen Werke S. 17 enthalten. Mit Unrecht wird also Rigas als der Stifter der Hetärie von dem Verf. betrachtet. Der Bund vermehrte sich schnell. Capodistrias ließ den Beystand einer Russischen Armee dem Verf. zufolge (S. 37) hoffen, und schickte ein Geschenk an Geld im Namen des Kaisers um die nöthigen Reisekosten der Emissarien zu bestreiten. Czerny Georg, der exilierte in Rußland lebende Chef der Servier und der Graf Salati aus Corfu, konnten die

Zeit der Befreyung ihres Vaterlandes nicht erwarten, und singen dieselbe 1817 auf ihre eigene Hand an. Czerni Georg erschien plötzlich in Servien und stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten; Galati aber in Verbindung mit Colocotroni wollte Morea insurgieren. Ersterer rechnete auf die Hülfe seines alten Freundes Milosch, wurde aber von diesem verrathen, und sein Kopf wurde nach Constantinopel geschickt. Galati der etwas länger in Bukarest blieb, um die Sache abzuwarten, 'starb einige Zeit nachher, als der Zweck seiner Mission in andere Hände fiel.' Nach den oben erwähnten Briefen eines Augenzeugen 'kam er in Morea als Opfer falschen Verdachtes um'. Um Servien desto besser unter dem Joche zu erhalten, wurden vom Divan gegen die Verträge von 1815 die Festungen an der Donau stärker, als es geschehen durfte, besetzt, und beständige Truppenmärsche durch Servien beunruhigten das Land. Milosch's Leben war selbst bedroht, als der Griechische Befreyungskrieg ausbrach, und die Servier der Aufmerksamkeit der Türken entzog.

Den ersten Anstoß einer offenen Empörung gab in der Moldau und Wallachey 1821 im Februar Theodor Vladimirsko, der eine bedeutende Summe der Regierung vorgeschossen zu haben vorgab, und sie auf keinem billigen Wege wieder erhalten konnte. Nach Alexander Suzzo's Tode, ehe noch ein neuer Hospodar erwählt war, fing er die Empörung gegen die Bojaren in Bukarest, die unterdeß das Ruder der Regierung führten, an. Dieß hielt Alexander Ipsilanti für ein glückliches Ereigniß um seinen Plan zu begünstigen, er ging in Hoffnung auf baldige Russische Hülfe über den Pruth mit einigen hundert Hetäristen und verband sich mit

Theodor Wladimirsko. Jassy und Bukarest fielen in seine Hände, und auch in Galate wurden die Türken von den Einwohnern gemordet oder vertrieben. Mehrere junge Bojaren nahmen Theil, und alles begeisterte die Proclamation Ipsilanti's, wodurch er Griechenland die Freyheit versprach. Sehr schön ist nun von dem Verf. geschildert, wie dieser kurze Rausch der Freyheit schnell vorüber ging, wie Ipsilanti von dem selbstsüchtigen Wladimirsko und mehreren seiner Hauptleute verrathen, für einen Empörer von Rußland erklärt und von dem Fürsten Cantacuzen selbst verlassen am Ende nichts übrig behielt, als die treue heldenmüthige 'heilige Schaar', die dieses Namens würdig bey Rimnick sich aufopferte, und wie trotz der mißlungenen Versuche in der Moldau und Wallachey den ersten Grundstein der Griechischen Freyheit zu legen, dieser Krieg doch dazu beytrug, dem Befreyungskriege im eigentlichen Griechenlande die Bahn zu brechen.

Im 5. Kapitel geht der Verf. nun zu den Ermordungen in Constantinopel (den 19. April 1821) über, wodurch die Sache der Freyheit im eigentlichen Griechenland befördert wurde. Doch bemerkt er nicht, was die Wahrheit der Geschichte nicht unterlassen darf zu berichten, daß um diese Zeit die Revolution, die lange von der Hetarie auch in Constantinopel vorbereitet war, ausbrechen sollte, und daß man wohl nicht mit Gewißheit bestimmen kann, wie viel oder wie wenig Antheil der Patriarch daran genommen hatte. Ehe er nun zu den Folgen der Türkischen Niedermehelung übergeht, gibt der Verf. eine geographische Uebersicht Griechenlands, in welcher aber viele Namen entstellt sind. So nennt er den Orbeluß Arbelias, den Scome-

mius Sconius, die Thermopylen Thermopolis, den Cephissus Cephesus, Messene Messinia &c. Dann wird im 6. Kapitel der Anfang der Griechischen Insurrection in Morea auseinander gesetzt, und gezeigt, wie ohne Hülfe Colocotronis und seiner Ionischen Griechen und ohne die Maiznotten alles verloren gewesen wäre. Die Ankunft des Fürsten Demetrius Ipsilanti in Hydra setzte die Patrioten in neuen Enthusiasmus. Es war der 19. Junius als er in Hydra vor Anker ging. Mit Enthusiasmus empfangen übernahm er die Belagerung von Tripolizza, allein bald nachher, als das Mißlingen der Expedition seines Bruders in der Moldau bekannt wurde, verlor er von seinem Ansehen, und nun theilte sich die Nation in die Partey der Hetaristen, die in dem befreiten Griechenland regieren wollten, und doch fast lauter junge unerfahrene Männer waren (Ipsilanti selbst war erst 22 Jahr alt), und in die Partey der Ephoren und Primaten, zu denen die Geistlichkeit mit dem ränkevollen Erzbischof Germanos an ihrer Spitze sich gesellte. Sehr schön schildert der Verf. den Character der einzelnen Männer welche damals am Ruder standen. Das Kapitel schließt mit der Einnahme der Feste Napoli di Malvasia durch den Fürsten Cantacuzen und Navarins durch den Cepollonier Dipaldo. In beiden Orten wurden viele Türken gegen die Capitulation niedergemacht, weshalb Ipsilanti sein Amt entrüstet niederlegte, und nur auf Bitten der Capitans und der Primaten wieder aufnahm. Im 8. Kapitel wird die Belagerung und Eroberung von Tripolizza den 5. und 6. October geschildert, und die Grausamkeit der Griechen bey der Niedermeglung der Türken durch die Behandlung erklärt, welche die Türken sich täglich gegen die friedlichen und unbe-



waffneten Einwohner Griechenlands erlaubten. Dann geht der Verf. im 9. Kapitel zu den Fortschritten der Griechischen Waffen in Thessalien und Macedonien über. Der Sieg des Odysseus und Gura in den Thermopylen (den 31. August 1821) über vier Paschas war das glücklichste Ereigniß in diesen Gegenden; denn dadurch wurden die Türken verhindert Tripolizza zu Hülfe zu kommen. Weniger glücklich waren die Unternehmungen der Griechen in Macedonien; denn nach einer kurzen Zeit der Freyheit wurde die Halbinsel von Cassandra den 12. Sept. 1821, und bald darauf auch das Vorgebirge M. Santo (oder der Athos) wieder unterworfen. Ipsilanti versammelte zu Argos einen Congress, allein Maurocordato trat hier als sein Nebenbuhler auf, und der Congress wurde nach Epidaurus verlegt, um ungestörter seine Arbeiten fortsetzen zu können und von Maurocordato hauptsächlich geleitet. Die Ergebnisse dieses Congresses, mit dem eine neue Aera in der Griechischen Geschichte beginnt, theilt der Verf. im 10. Kapitel mit, und im Appendix N<sup>o</sup>. 1. finden wir eine Uebersetzung der Unabhängigkeits-Erklärung des Congresses datiert 15. Januar 1822. Mit den lebhaftesten Farben, aber ohne Exclamationen, die in der Regel nur Romanleser interessieren, schildert er die furchtbare Verwüstung der unglücklichen Insel Scios den 23. April 1822, und vergleicht hierbey die Türkische Gerechtigkeit und Milde mit dem Benehmen der Griechen, wobey allerdings die Griechen, trotz mancher begangenen Grausamkeiten gegen die Türken, dennoch in ein viel besseres Licht gestellt werden, als die von den christlichen Mächten auf den Congressen zu Laybach und Verona begünstigten Türken. Der weitere Verlauf der Griechischen Unternehmungen

im zweyten Feldzuge ist im 11. Kapitel ausgeführt. Zwar wurden in diesem Zeitraum bis zum Anfange des Jahres 1823 die Türken zur See von Canaris und zu Lande zwischen Mycenae und Corinth von Colocotroni und Ipsilanti total geschlagen, wobey die von den Türken besetzte Festung Napoli di Romania in die Hände der Griechen fiel; allein Maurocordato's Plan den Krieg nach Albanien zu spielen scheiterte daran, daß Colocotroni ihm die nöthigen Truppen nicht überlassen wollte, und wegen der Flucht der Griechischen Regierung vom festen Lande wurde Colocotroni so sehr erbittert, daß dieser schon offen sie des Verraths an der Griechischen Sache beschuldigte.

Die Operationen Maurocordato's in Westgriechenland setzt der Verf. im 12. Kapitel auseinander. Ohne hinlängliche Hülfsmittel rückte er mit den Philhellenen bis Comboti in Epirus vor, und opferte dort den besten Theil seines Heerhaufens zwecklos auf, mußte sich dann zurückziehen und wurde in Missolungi eingeschlossen, bis Mauromichalis, der Anführer der tapfern Mainoten und einer der Sieger bey Mycenae, den Omer Brione durch einen Einfall in Acarnanien zwang, die Belagerung für das J. 1822 aufzugeben, worauf Maurocordato nach dem Peloponnes zurückging, um dem Nationalconvent in Astro beyzuwohnen, den Mauromichalis als Präsident leitete (v. 10. . 30 April 1823). Mit diesem National-Convente und den darauf erfolgten Unruhen beschäftigt sich das 13. Kapitel ausführlich, und wir sehen aus der Darstellung des Verfassers deutlich, wie besonders der Beschluß des Convents, 'die ehemals Türkischen Besitzungen für Nationalgut zu erklären und zu verpachten', die schlimmsten Zwistigkeiten zwi-

schen der Regierung und den Capitaniſ erzeu-  
 gen mußten, indem diese sich der meisten Ländereyen  
 schon als ihres Eigenthums bemächtigt hatten. Auch  
 in besser organisierten Staaten, als damals der  
 Griechische war, mußten dadurch innere Spal-  
 tungen entstehen. Dennoch brachen diese nicht  
 sogleich aus, sondern, da die meisten Generale  
 treu blieben, so glückte es doch, die unter Mus-  
 stapha Pascha in Livadien eingefallenen Türken,  
 trotz ihrer siebenfachen Ueberlegenheit bey Car-  
 penisa den 19. August 1823 in einem nächtl-  
 ichen Angriff zu schlagen. Marco Bozzaris, der  
 Sieger in diesem kühnen Angriff, blieb in die-  
 sem Treffen, ein zweyter Leonidas an der Spitze  
 einer auserlesenen Schaar von 400 Sulioten,  
 die mitten in das Lager der Feinde drangen.  
 Sein älterer Bruder Constantin Bozzaris nahm  
 seinen Platz ein. Auch glückte es dem Hydri-  
 oten Tombasi im Junius d. J. Kisamos und ei-  
 nige andere Plätze in Candia zu erobern, und  
 die ganze Insel bis auf einige Türkische Festun-  
 gen zu befreien, und der Blockadezustand, in  
 welchen der Capudan Pascha ganz Griechenland  
 setzte, schadete nur einigen Handelsschiffen, die  
 den Türken in die Hände fielen. Dann folgte  
 als ein neues glückliches Ereigniß die Wieder-  
 einnahme von Corinth durch Staico, den Erstür-  
 mer des Palamidi bey Nauplia. Colocotroni,  
 der bloß um Beute zu machen mit vor Corinth  
 gekommen war, mußte unverrichteter Sache nach  
 Tripoliza zurück, und wurde Gegenstand des  
 Spottes der Bürger und selbst seiner Soldaten.  
 Ein zweytes glückliches Ereigniß dieses Feldzu-  
 ges ist noch die tapfere Vertheidigung der Fe-  
 stung Anatolico bey Missolungi. Von den ver-  
 einigten Kräften des Paschas von Scutari und  
 Omer Brionis belagert und beschossen, hielt sie

sich tapfer 3 Wochen lang, bis Constantin Bozaris sich näherte, und die Türken den 19. November mit Hinterlassung ihres ganzen Geschützes und ihrer Bagage die eiligste Flucht zu ergreifen zwang, woben sie auf dem Rückzuge viel Mannschaft verloren.

Mit diesem glorreichen Ende des dritten Feldzuges schließt der Verf. seine eigentliche Geschichtserzählung. Dann folgen aber im 14. Kapitel noch einige treffliche Betrachtungen über den Zustand der Griechen und das Verhältniß derselben zu den christlichen Mächten während der Griechischen Revolution, und im 15. Kapitel sind die Verhältnisse der Nation zu der Pforte gezeigt, und die Resultate aus dem Ganzen in Hinsicht dessen gezogen, was für die Zukunft geschehen kann und muß, oder was wenigstens zu wünschen ist. Jedem Staatsmanne ist dieser Bericht unentbehrlich, wenn er mit Umsicht und ohne vorgefaßte Meinungen über den noch immer dauernden Kampf der Griechen und Türken urtheilen will, und ein jeder der bloß aus reinmenschlichem Interesse die Begebenheiten in Griechenland verfolgt, wird unter allen über die Griechische Revolution geschriebenen Bücher aus diesem die klarste Einsicht in das Ganze erlangen.

In dem Appendix ist enthalten:

1) Die Declaration der Unabhängigkeit Griechenlands auf dem Congress zu Epidaurus, unterzeichnet zu Epidaurus den 15. Januar 1822 und im ersten Jahre der Unabhängigkeit.

2) Die Declaration der Centralregierung von Griechenland v. 15. April 1822 an die christlichen Mächte, welche ungehört damals verhallte, bis unsere Tage doch zeigen, daß auch diese Worte nicht umsonst gesprochen sind.

3) Die gleichfalls damals ungehörte Declaration an die christlichen Mächte in Verona, datirt Argos und in Abwesenheit des Präsidenten der ausübenden Gewalt unterzeichnet von dem Vicepräsidenten Athanasius Canacari und dem Staatssecretär Th. Negri v. 29. August 1822.

Endlich 4. und 5. ein Bericht des Verfassers an die Griechen-Committee in London von 13. und 20. September 1823.

Die Map of Greece and Turkey etc. engraved for Blaquiere's greek Revolution ist eine bloße Zugabe des Verlegers. Herr Blaquiere hat gewiß keinen Antheil an diesem Nachwerke, welches theils ungenügend, theils vollkommen unrichtig ist. Wenn die Charte zweckmäßig bearbeitet wäre, so müßte sie theils die Namen der Orte enthalten welche in der Bl. Geschichte vorkommen, was nicht der Fall ist, theils auch die Defileen zeigen, auf welche es bey den Feldzügen hauptsächlich ankommt. Sie ist aber eine gewöhnliche Copie ungenauer Karten, die auf den Text des Buches gar keine Rücksicht nimmt.

F. Kr.

### E b e n d a s e l b s t.

Printed for Geo. B. Whitaker, 1825: Narrative of a second visit to Greece, including facts connected with the last days of Lord Byron, extracts from correspondence, official documents etc. by Edward Blaquiere Esq. Part. 1. XV u. 167 S. Part. II. 174 S. in gr. 8.

Dieses Werk haben wir schon in der obigen Recension als eine Art von Fortsetzung des Blaquierschen Werkes über die Griechische Revolution bezeichnet. Es ist indeß in einer ganz

andern Art geschrieben als jenes, und enthält nicht sowohl eine fortlaufende Erzählung der wichtigsten Ereignisse im Jahre 1824, als vielmehr nur im 1. Theile nach einer ausführlichen Introduction über den Zustand Westgriechenlands im Anfange des Jahres 1824 eine Beschreibung verschiedener von dem Verfasser in Griechenland gemachter Reisen, und Bemerkungen über die Politik der großen Mächte in Hinsicht auf Griechenland. Im zweyten Theile wird zuerst das Ende des Lord Byron zu Missolongi d. 19. April 1824 erzählt, dann die Leichenrede, die ihm zu Ehren gehalten wurde mitgetheilt, und endlich eine Nachricht von des Verfassers Besuch in Anaticico gegeben. Dann folgen von S. 47 bis zu Ende Auszüge aus der Correspondenz des Verfassers über die Griechischen Angelegenheiten während des Jahres 1824, und da diese Correspondenz mit den ersten und einflussreichsten Personen in Griechenland und unter den Philhellenen geführt wurde: so läßt sich denken, daß, schon ohne unsere besondere Versicherung, diese Correspondenz von großem historischen Interesse ist. Wir finden Briefe darin an und von Maurocordato, Hastings, Bowring, Stanhope, Youssouf Pascha, Demetrius Ipsilanti, Lagotheti, Murray, Adam, Panuria, M. Rodius Tombasi, Mauromichalis und Miaulis. Alle diese Männer lernt man näher durch diese Schreiben kennen. Sie fangen mit dem 27. April 1824 an und gehen in guter Ordnung bis zum 18. December desselben Jahres. Diese Sammlung von interessanten Auszügen wird beschlossen mit (N<sup>o</sup>. LIII) einer Aufforderung der Comitée der Erziehung (the Education Committee) zu Beiträgen zur Erziehung und zum Unterrichte von Griechen-Kindern theils in England

theils in Griechenland selbst. Wir verbinden hiermit die Nachricht, daß sich auch in Halle und Leipzig jetzt eine ähnliche Gesellschaft gebildet hat, deren Plan aber hauptsächlich nur darauf gerichtet ist, junge in unsern Gegenden studierende Griechen in ihren Studien zu unterstützen.

Dem Werke ist eine sehr schöne Ansicht von dem heutigen Athen beygefügt. Eines Auszuges sind jene Briefe nicht wohl fähig. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche bald eine Uebersetzung von diesem interessanten Werke herausgegeben zu sehen, und fordern den verdienten Verfasser auf, seine Nachrichten auch für den weitern Erfolg des Griechischen Befreyungskrieges uns mitzutheilen.

F. Kr.

### Freyburg im Breisgau.

Bey Groß: Daß Geschwornengericht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, in besonderer Rücksicht auf den Strafproceß. Geschichtlich, rechtlich und politisch betrachtet von J. Zentner, Großherzoglich Bad. Hofgerichts-Advocaten, ordentl. Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde zu Freyburg. 1830. XVIII und 506 S. in Octav.

Eine Zeitlang ist Ref. ungewiß gewesen, ob der Verfasser Zentner oder Zentner heiße, indem die auf dem Titel gebrauchten, so geschmacklosen und dennoch so sehr in Mode gekommenen sogenannten gothischen Lettern es durchaus ungewiß lassen, wie der Anfangsbuchstabe des Namens zu lesen sey, bis er endlich

Durch den in gewöhnlicher deutscher Schrift abgefaßten sogenannten Wurm sich für Bentner entscheiden mußte. — Zweck des Verfs. ist es, zu zeigen, wie es zur Vervollkommnung der Rechtspflege keinen andern Weg gebe, als die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens im Allgemeinen, und in Verbindung mit den Geschwornengerichten für den Strafproceß. Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Verfasser seinen Gegenstand nach drey Richtungen, nämlich der geschichtlichen, theoretisch-dogmatischen oder rechtlichen, und der politischen, zu prüfen unternommen. In dem ersten oder dem geschichtlichen Theile liefert derselbe Uebersichten der Gerichtsverfassung und des Rechtsverfahrens bey den Hebräern, den Griechen (Vor-Solonische und Solonische Gerichtsverfassung), den Römern, Germanen und Deutschen (nach drey Epochen, bis zu Karl dem Großen, bis zur Kammergerichtsordnung von 1495, bis auf die neueste Zeit), endlich bey den Bewohnern der nordischen Reiche, in vier Kapiteln. Das fünfte beschäftigt sich mit der Darstellung der Geschwornenverfassung in England, das sechste mit der Nordamerikanischen Geschwornenverfassung, das siebente endlich mit dem Geschwornengerichte in Frankreich. In Bezug auf diesen geschichtlichen Theil ist dem Verfasser das Lob nicht zu versagen, daß die von ihm gelieferten Umriffe deutlich und klar gegeben sind, und, vorzüglich Unkundigen, manche Belehrung gewähren können. Für den Kundigen findet sich dagegen, mit Ausnahme einzelner aus Archiven geschöpften Nachrichten über Gegenstände der Rechtspflege, so wie sie vor Zeiten in einem beträchtlichen Theile des



südlichen Deutschlands bestanden, nichts Unbekanntes; der Verfasser hat zwar die beste und neueste Literatur über die Rechtsverfassung der von ihm abgehandelten Staaten benutzt; daß er aber eigene Untersuchungen angestellt habe, und auf die unmittelbaren Quellen zurückgegangen sey, läßt sich, wenigstens in Hinsicht der alten Staaten, namentlich der Griechischen, gar sehr bezweifeln. — Der zweyte Theil, überschrieben: 'Theoretische Erörterung des Geschwornengerichts mit Rücksicht auf Deutschland' zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste derselben, welche den Uebergang von dem geschichtlichen zu dem theoretisch = dogmatischen Theile zu bilden bestimmt ist, liefert eine 'kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Rechtspflege in Deutschland', oder, wie sich der Verfasser näher ausdrückt: 'eine Schilderung des kläglichen Zustandes unserer deutschen Gerichtsverfassung und Rechtspflege.' Scheint in dieser letzteren Hinsicht der Verfasser, wie sich aus mehreren Stellen ergibt, zwar nur zunächst sein Vaterland im Auge gehabt zu haben, so ist es doch wohl nicht weniger gewiß, daß derselbe, um ein recht grelles Gemälde der angeblichen Schlechtigkeit des gemeindeutschen Verfahrens aufzustellen, sich sehr große Uebertreibungen hat zu Schulden kommen lassen, und daß er sich nicht entsehen hat, aus der Pflichtvergessenheit einzelner Richter, von der er gar manche erbauliche Anekdote zu erzählen weiß, gegen die gemein = deutsch = rechtlichen Institute selbst zu argumentieren und die Fehlerhaftigkeit derselben dadurch nachzuweisen; ein Verfahren, welches nimmermehr gebilligt werden kann und nur eine große Befangenheit

verrath. Die zweite Abtheilung dieses zweiten Theils, überschrieben: 'Rechtlich-politische Erörterung des Geschwornengerichts', zerfällt in fünf Kapitel, nämlich: das Geschwornengericht als Rechtsanstalt betrachtet — Jury als politisches Institut — Bedenken und Einwürfe gegen das Geschwornengericht überhaupt, und deren Beantwortung — Einwürfe in Beziehung auf einzelne Geschäftstheile der Jury — endlich, über die Art des einzuführenden Geschwornengerichts mit den umgebenden Einrichtungen (oder sogenannten organischen Umgebungen). An und für sich enthalten diese Kapitel höchst interessante Untersuchungen und Würdigungen der in ihnen besprochenen Gegenstände, so wie manchen gerechten Tadel der Geschwornengerichte, so wie sie in England und vorzüglich in Frankreich bestehen. Daß aber auch hier der Verfasser aus Vorliebe für die Geschwornengerichte, die Vortheile derselben im Gegensatz der von ihm, befangener Weise, so durchaus schlecht geschilderten gemein-deutsch-rechtlichen Gerichtsverfassung und Rechtspflege, übertrieben, die Nachtheile aber nur oberflächlich berührt haben werde, wie er denn z. B. die höchst gefährliche sogenannte Omnipotence du Jury gar nicht einmahl erwähnt, ließ sich schon im Allgemeinen erwarten. Hat man sich jedoch einmahl für die Einführung der Geschwornengerichte entschieden, so mag es nicht verkannt werden, daß der Verfasser zur Vollkommnung derselben sehr beherzigenswerthe Vorschläge gegeben hat, und daß in dieser Hinsicht sein Buch vorzugsweise Beachtung verdient. Die Resultate dieser Vorschläge sind, als 'Grundlinien einer Gerichtsverfassung und

des Verfahrens mit Geschwornen', in einem Anhange mitgetheilt. Der Styl ist im Ganzen lobenswerth, obgleich er hie und da in Declamation ausartet, und an einer gewissen Breite leidet. Auch ist er nicht völlig frey von Provinzialismen, wie: Fürkehrung, Anwohnung der Gerichtsverhandlungen u. a.

### H e i d e l b e r g.

In Commission bey G. Reichard: Tafeln zur Berechnung der Coordinaten ohne Logarithmen bey Gemarkungs-, Flur- und Gewinn-Vermessungen, so wie bey Forstvermessungen und Wasserwägungen mit dem Theodolith. Berechnet und herausgegeben von Reissig, Tenner und Reutzel. XXX und 202 S. in Fol.

Wir können den Inhalt dieser Tafeln, deren Bestimmung der Titel hinreichend ausspricht, ganz kurz bezeichnen, wenn wir sie ein nach einem etwas großen Maassstabe angelegtes Einmableins für die Sinus nennen. Sie geben nämlich die einzelnen Vielfache, vom 11fachen bis 100fachen, von allen Sinus und Cosinus im ersten Octanten von 2 zu 3 Decimalminuten, und zwar das 20fache, 30fache, 40fache u. s. f. mit drey Decimalstellen, die übrigen mit zweyen. Jede Seite enthält so über zwey Tausend Multiplicationen, deren Anordnung im Druck eine leichte Uebersicht verstatet. Da die ganze Berechnung der Coordinatenunterschiede in der Multiplication der Seiten mit den Cosinus und Sinus ihrer Neigung besteht, und diese Multiplication mit

Hülfe dieser Tafeln auf einige Additionen zurückgeführt wird, so ermißt jeder, welcher derartige Rechnungen in großer Menge zu machen hat, leicht, in wie fern ihm diese Tafeln eine Erleichterung gegen die sonstige logarithmische Rechnung gewähren können. Doch wird hierbey vorausgesetzt, daß die Seiten unmittelbar gegeben sind; wären statt derselben ihre Logarithmen gegeben (wie es immer der Fall ist, wenn die Seiten nicht unmittelbar gemessen, sondern auf trigonometrischem Wege erhalten sind), so wird wohl jeder nur einigermaßen geübte Rechner die Logarithmische Rechnung bequemer finden, als den Gebrauch der Tafeln. Uebrigens ist mit den Tafeln dieselbe Genauigkeit erreichbar, wie durch logarithmische Rechnung mit fünf Decimalen, insofern der Neigungswinkel nach der Decimaleintheilung gegeben ist, wofür die Tafeln zunächst eingerichtet sind; es ist zwar, um sie auch für den Fall anwendbar zu machen, wo die Sexagesimaleintheilung gebraucht wird, jedes Argument doppelt, also auch nach letzterer, angesetzt, allein bloß in ganzen Minuten, daher man in diesem Falle um eine halbe Minute fehlen kann. Für die Zwecke, für welche die Verfasser ihre Arbeit bestimmt haben, kann man diese Genauigkeit für zureichend halten. Der Druck ist im Ganzen zu loben, doch haben wir in dem vor uns liegenden Exemplare eine oder die andere Seite bemerkt, wo einige Ziffern kaum zu lesen sind. Auf die Correctheit des Drucks versichern die Verfasser, die größte Sorgfalt verwandt zu haben.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 6. Junius 1831.

E d i n b u r g.

For Adam Black: Transactions of the Medico-chirurgical Society of Edinburgh instituted 1821. Vol. III. part. 1. 1828. 316 S.

Der Werth, den diese beliebte Zeitschrift von ihrer Entstehung an gehabt hat, zeigt sich auch in der weiteren Folge, und dieser Theil derselben liefert hiervon wieder einen Beweis. Dieser Werth wird aber von ihr dadurch behauptet, daß sie größtentheils nur gediegene Aufsätze enthält, worin der eine oder der andere Gegenstand mit der Facel der unparteyischen Beobachtung und Erfahrung beleuchtet, und nur das den Lesern mitgetheilt wird, was bey diesem Scheine sich als nützlich und brauchbar bewiesen hat; ein Vorzug, den sie vor vielen ihrer Geschwister, selbst manchen, die auf deutschem Boden gewachsen sind, voraus hat.

Der erste in diesem Bande vorkommende Aufsatz liefert gleich einen Beweis davon: seine Ueberschrift ist

1. Observations on hospital gangrene, with reference to the disease chiefly as it appeared in the British army during the late war in the peninsula, by John Boggie, surgeon to the forces.

Der Hospitalbrand ist leider eine öftere und sehr verderbliche Krankheit in den Militär-Hospitälern, die aber rücksichtlich ihrer Natur, Ursachen und Heilung sehr verschiedene Ansichten und Urtheile unter den Beobachtern veranlaßt hat.

Wahrscheinlich ist sie schon früher da gewesen, aber erst von Lamotte 1722, und nachher von Pouteaux näher beschrieben worden, und, in ihrer contagiösen Form aufgestellt, bekannt gemacht.

Sie zeigt sich oft auf Kriegsschiffen und in See-Hospitälern, wo viele Menschen zusammengehäuft sind; aber auch in weniger besetzten Hospitälern, so wie auch bey Verwundeten, die nicht in solchen Anstalten leben; sie kann sich in allen Jahreszeiten zeigen, am häufigsten und schlimmsten ist sie aber in der heißen.

Der Verf. nimmt zwey Formen derselben an; die erste nennt er die contagiöse Gangren, die andere die phagadenische.

Bey ersterer wird eine Wunde oder ein Geschwür geschwollen und schmerzhaft, verliert das gesunde Ansehen, wird schlaff, die Granulationen sinken ein, oder scheinen wie von Luft aufgetrieben, zuweilen kommen Blasen mit blutigem oder gefärbtem Serum gefüllt hervor, und der Patient fühlt darin Stiche wie von Insecten; sie wird trocken und mit einem viscidem aschfarbenen Ueberzuge bedeckt. Nach einigen Tagen sondert sich eine ichoröse übelriechende Materie ab, die Schmerzen mehren sich, die Wundränder nehmen eine Kreisform an, die mit einer

erysipelatösen Rötthe umgeben ist; die benachbarten Theile, besonders die Drüsen, schwellen an, und gehen oft in Eiterung über; es entsteht Fieber mit vollem, hartem, beschleunigtem Pulse, vermehrter Hitze und andern gewöhnlichen Zufällen desselben. Die Absonderung des Schorrs und der Geruch werden immer stärker und der Schmerz unerträglich. Zulezt sondert die Wunde eine blutige Feuchtigkeit ab, es entstehen Blutungen aus der Oberfläche, es findet sich Sphacelus ein, die Kräfte sinken immer mehr und der Kranke wird ein Opfer der Krankheit.

Diese Form der Krankheit hat gewöhnlich einen entzündlichen acuten Character, doch kann sie auch typhös seyn, welcher Unterschied wohl bemerkt werden muß.

Die zweite Gattung des Hospitalbrandes ist chronisch, entsteht mehr bey alten Wunden, oder folgt auch wohl nach der Reconvalescenz von der ersten Gattung. Gewöhnlich zeigt er sich als ein kleiner dunkler Fleck oder Ulceration an einer Ecke des Geschwürs, der bald ausgehöhlt wird und einen sehr übel riechenden Schor absondert. Bald entstehen mehrere derselben und bedecken oft den ganzen leidenden Theil. Zuweilen geht dadurch eine große Zerstörung von statten, ohne daß allgemeine Krankheitszufälle erscheinen, oft aber wird auch bald die ganze Constitution ergriffen, es entstehen Fieber, Reproductions-Leiden und mehrere andere Zerstörungen im Körper, wozu zulezt sich noch Sphacelus gesellet.

Die Krankheit bauert oft 14 oder 20 Tage, zuweilen werden aber die leidenden Theile schon in 3 oder 4 Tagen so zerstört, daß die Heilung schwer oder unmöglich ist. Zu Zeiten erfolgen

nach der Genesung Rückfälle und können sich mehrere Male wiederholen.

Nach körperlichen Züchtigungen des Militärs wurde der Hospitalbrand oft beobachtet, besonders ist dieses der Fall in heißen Climates.

Die allgemeine Meinung über die Ursache des contagiösen Hospitalbrandes geht dahin, daß diese nur in der schlechten Luft und den Unreinlichkeiten, die in vollgefüllten Hospitälern sind, gesucht werden müsse. Der Verf. gibt zwar zu, daß sie darin ihren Grund haben könne, dieses aber nicht ohne Ausnahme der Fall sey, denn diese Krankheit zeige sich zuweilen in nicht angefüllten und sehr reinlich gehaltenen Hospitälern, ja auch bey Verwundeten, die nicht in diesen Anstalten sind.

Nach des Verfs. Erfahrungen und Beobachtungen lassen sich folgende ursächliche Momente annehmen.

1. Eigene Beschaffenheit der Atmosphäre. Die Krankheit zeigt sich bey aller Witterung, vorzüglich aber bey heißer.

2. Mangel an Reinlichkeit sowohl in Rücksicht der den Kranken umgebenden Atmosphäre, als seines eignen Körpers und des Verbandes seiner Verletzungen.

3. Reizende Dinge zum Verbande, oder nicht genugsame Erneuerung desselben.

4. Reizende Nahrungsmittel, besonders hitzige Getränke.

5. Unmäßigkeit im Genuße von Wein, Branntwein und andern spirituösen Getränken.

6. Bewegung und mechanische Reizung der Wunden, daher die bey einer Schlacht Verwundeten demselben sehr leicht unterworfen sind, wenn sie in ein weit entlegenes Hospital transportiert werden müssen.



## 7. Ein specifisches Contagium.

Daß sich bey dem Daseyn dieser Krankheit ein solches entwickeln und dieselbe sehr auf andere Individuen fortpflanzen könne, bezweifelt der Verfasser nicht, findet sich aber nach seinen Erfahrungen auch nicht bewogen, ein solches immer oder nur in den mehrsten Fällen anzunehmen, ja er hat bey Anwendung aller sonst zur Zerstörung eines Contagiums oder Miasmas kräftiger Mittel doch diese Krankheit fort dauern sehen, und dieses bestätigt ihn in seiner Meinung, daß die andern angeführten Ursachen eben so wirksam, und vielleicht noch wirksamer, zur Hervorbringung derselben sind.

Die besten Mittel zur Verhütung dieses oft schrecklich wüthenden Uebels sind nach dem Verf. ein entzündungswidriges Verfahren und Verhalten, Kalthalten der Wunde, leichter Verband und Reinhalten der Wunden, wobey Ruhe so viel wie möglich beobachtet und daher bey Militärpersonen jeder weite Transport vermieden werden muß.

Was die Prognose bey dieser Krankheit anbetrifft, so ist sie günstiger bey jungen kräftigen Individuen, als bey alten und schwachen, wenn gleich der Entzündungszustand dabey sehr heftig seyn kann. Ist dieselbe mit Affection der ganzen Constitution verbunden, so muß die Behandlung auch allgemein seyn, ist sie aber bloß local, so braucht sich diese auch nur hierauf zu beschränken.

Im ersten Falle ist das Fieber mehrentheils entzündlicher Art, und fordert Blutlassen, doch muß dabey vorsichtig verfahren und auf die Beschaffenheit des Individuums, ob es jung oder alt, stark oder schwach sey, gesehen und dasselbe ganz unterlassen oder nur örtlich ange-

wandt werden. Natürliche Blutungen kommen selten dabey vor; kommen sie im Anfange der Krankheit, so können sie heilsam seyn, in einer spätern Periode derselben aber haben sie gewöhnlich eine üble Bedeutung. Ueberhaupt werden diese so wie die künstlichen Blutentleerungen sehr nachtheilig seyn in den spätern Stadien der Krankheit, wo die Kräfte erschöpft sind und schon große äußerliche Zerstörungen Statt gehabt haben.

Brechmittel hat der Verf. zuweilen nützlich gefunden, aber bey weitem mehr Abführungen. Die China ist nie oder nur höchst selten im Anfange der Krankheit heilsam, aber später, wenn die Entzündung gehoben ist, ist sie allein oder mit Mineralsäuren anzuwenden; das Nämliche gilt von Opium bey großen Schmerzen, und noch mehr vom Weine; die Diät muß dem entzündlichen Zustande angemessen seyn.

Als das beste äußere Mittel hat der Verf. kalte Ueberschläge befunden, alle warme schädlich.

Sobald die Entzündung nachgelassen, trennt sich gewöhnlich das Schadhafte vom Gesunden, und ein ganz leichter Verband mit einer erweichenden Salbe wird dieses ferner befördern. Sollte keine Lösung desselben erfolgen wollen, so können reizende Mittel zur Hand genommen werden, als verdünnte Salz- und Salpetersäure, rother Präcipitat, resinöse Salben, oder salpetersaures Silber. In dieser Periode dienen auch erweichende Kataplasma und der Gebrauch stärkerer Säuren, kaustische Alkalien, arsenikalische Auflösungen, ja selbst das Brennen. Diese beiden Mittel können auch zuweilen im allerersten Beginn der Krankheit und bey alten Wunden dieselbe plötzlich unterdrücken und das fernere Fortschreiten hindern.

Vor allem müssen die Wunden stets reinlich gehalten und oft ausgewaschen werden.

Zuletzt macht der Verf. noch auf eine oft in Hospitälern vorkommende Art von Gangren aufmerksam, die wohl von der beschriebenen unterschieden werden muß, nämlich die in sumpfigen, niedrig gelegenen, feuchten Hospitälern und bey kalter, nasser Witterung sich zeigt, und von welcher vorzüglich die Amputirten ergriffen werden, und in der Regel daran sterben.

Bey der phagadenischen Gangren, die mehrentheils örtlich ist und die Constitution nicht ergreift, findet Amputation Statt, aber bey der contagiosen ist sie stets sehr gefährlich.

## 2. Remarkable Case of crural hernia by George Ballingall M. D.

Der Gegenstand dieser Beobachtung war eine Frau, die 27 Jahre vorher nach einem eingeklemmten Schenkelbruch einen künstlichen After behalten hatte, und nach 16 Jahren abermals von derselben Krankheit ergriffen war. Jetzt waren wieder alle Zufälle der Einklemmung vorhanden, besonders Verstopfung, und der Verf. fand unter dem Paupertischen Bande eine Geschwulst, die sich leicht zurückdrücken ließ, aber bald wieder hervorkam. Da man sie nicht für eine wirkliche Einklemmung halten konnte, so wurden Versuche, die Verstopfung zu heben gemacht, aber vergebens, es blieb wie es war.

Dieses bewog den Verf. den Sack einzuschneiden, aus welchem bloß eine mit dünnen Fäces vermischte Flüssigkeit hervorkam. Der Darm, ein Stück vom Leerdarm, war an allen Seiten, wo man mit dem Finger hinkommen konnte, offen.

Der Patient starb und man fand bey der Untersuchung weder eine mechanische noch organische Ursache der Verstopfung, weswegen der Vf. schließt,

daß bloß ein lähmungartiger Zustand des Darms die Ursache der Verstopfung gewesen sey.

3. Observations on the natural or spontaneous cure of syphilis by John Wilson M. D.

Der Vf. findet die Eintheilung der venerischen Krankheiten in Syphilis und Pseudosyphilis auf keinen festen und in der Erfahrung bestätigten Gründen beruhend, und die Unterscheidungszeichen nicht so bestimmt, daß darnach ein Heilplan gemacht werden kann, indem diese von der Constitution, der Lebensweise, dem Klima und andern Krankheits-Complicationen, besonders den Skropheln so verschieden modificiert werden können, daß die Fälle unter mancherley sich wenig gleichenden Formen erscheinen können.

Nach den Beobachtungen der Seereisenden herrscht diese Krankheit auch auf Inseln des großen Oceans und wurde auf Otaheite in allen Formen gefunden, ehe eine Gemeinschaft der Einwohner mit den Europäern Statt hatte.

Die Mittel, welche von diesen Naturkindern gegen diese Krankheit gebraucht werden, sind äußerliche, reinigende und gelinde abführende Mittel.

Die Krankheit zeigt sich in allen Gegenden einheimisch und ist nicht die Frucht eines besondern Bodens oder Klimas, und kann hervorgebracht werden ohne daß immer ein eigener Ansteckungsstoff dazu nöthig ist.

Die Methode der neuesten Zeit, ohne Mercur dieselbe zu heilen, und sie mit entzündungswidrigen Heilmitteln und Reinlichkeit zu vertilgen, verdiene daher große Aufmerksamkeit und empfehle sich in allen Fällen, wo man im Stande sey dieselbe strenge durchzuführen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

90. 91. Stück.

Den 9. Junius 1831.

---

E d i n b u r g.

Fortsetzung der Anzeige: Transactions of the Medico - surgical Society of Edinburgh instituted 1821, etc.

4. Case of polypus of great size, by Richard Huce M. D.

Dieser Polyp saß an der Wurzel der Zunge und verbreitete sich in den Schlund; Schlucken und Sprechen wurden von ihm gehindert, und bey der Untersuchung konnte man nur eine einer welschen Nuß große Geschwulst im Rachen entdecken; aber, wenn beym Niederdrücken der Zunge eine Neigung zum Brechen entstand, so konnte man einen noch einmal so großen unteren Theil davon wahrnehmen.

Die Entstehung desselben schrieb sich von einer Erkältung her, deren Folge eine Heiserkeit gewesen war, der bald die Zufälle des verhinderten Schluckens folgten.

Da kein anderes Mittel als die Unterbindung vorhanden war, so entschloß sich der Verf. zu

derselben, und war so glücklich einen Faden um den schmalen Stiel desselben zu bringen. Ohne weitere üble Zufälle trennte sich der Polyp am vierten Tage los, war von ovaler Form, wog eine Unze, hielt 5 Zoll Länge und 4 Zoll im Durchmesser, und hatte einen festen cartilaginösen Kern.

Der Verf. findet wohl mit Recht seinen Ursprung in der Erkältung, oder vielmehr in der catharrhalischen Entzündung der Schleimhaut und der dadurch hervorgerufenen innormalen Absonderung gerinnbarer Lymphe.

5. On the viscera of the common swordfish (*Xiphias gladius* L.), by Robert E. Grant M. D.

So interessant diese Beschreibung auch ist, so vermag Ref. doch keinen Auszug davon zu geben; sollte sie dem Naturforscher genügen, so müßte er die ganze Abhandlung geben, welches aber die Grenzen dieser Blätter verbieten. So viel kann er versichern, daß darin viel Interessantes und Bemerkungswürdiges von diesem noch wenig untersuchten Thiere gefunden wird, welches in vielen Punkten seines innern Baues mit dem Stör Aehnlichkeit hat.

6. Account of the epidemic erysipelas which appeared in Montrose and the neighbourhood in 1822, by Will. Gibson.

Die Krankheit war ein förmliches febris erysipelatosus, welches vier Jahre in der Gegend herrschte und in mehreren Fällen eine contagiöse Natur zeigte. Es war gewöhnlich von bedeutenden Exulcerationen begleitet und mehrere Kranke starben daran.

7. Case of a congenital disease or malformation of the thigh bone, illustrating

the pathology of interstitial absorption of the cervix femoris, by Robert Knox M. D.

Dieser seltene Fall wurde bey einem zweyjährigen Kinde, das seit 6 Monaten an einem schleichenden Siechthume gelitten hatte, beobachtet. Im Innern des Körpers wurden keine andere Abnormitäten wahrgenommen, als die Gegenwart einer eiterartig scheinenden Materie in der rechten Seite der Brusthöhle mit Zeichen vorhergegangener Entzündung in den Bedeckungen, wodurch die mit Tuberkeln versehenen Lungen zurückgedrängt waren. Der Fehler, worauf hauptsächlich die Aufmerksamkeit gerichtet wurde, zeigte sich am rechten Schenkel, der kürzer und abgezehrter war, als der linke mit nach Außen gerichteten Zehen. Beym Einschnneiden auf der Gelenkfläche erschien diese natürlich, mit keinem Zeichen vorhergegangener Entzündung. Auch das Acetabulum war im natürlichen Zustande. Ebenso war der Kopf des Schenkels gesund, aber sein Hals so vollkommen gesunken, daß ersterer mit dem großen Trochanter in einer Ebene lag, und dieser schien länger wie natürlich zu seyn.

Ueber das Ursächliche dieser Erscheinung schweigt der Verf. gänzlich, so interessant es auch gewesen seyn würde, über diesen Punct näher in das vorige Leben und Krankseyn des Kindes einzugehen.

8. On' the sudden spontaneous obstruction of the canals of the larger arteries of the body, with some observations on the process employed by nature to prevent or arrest haemorrhage from lacerated arteries, by John W. Turner Prof.

Diese treffliche Abhandlung verdient wegen ihrer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, so wie rücksichtlich der Dunkelheit, in welcher der Gegen-

stand derselben bis jetzt gewesen ist, alle Aufmerksamkeit.

Die plötzliche und anhaltende Hemmung des Pulschlags, welche zuweilen bey sonst gesund scheinenden Menschen Statt hat, ist immer ein merkwürdiges und beachtungswerthes Symptom, welches wichtige Fehler und Veränderungen in den Wegen des Kreislaufes vermuthen läßt.

Der Verf. hat mehrere Beobachtungen aus seinem eigenen und seiner Kunstverwandten Geschäftskreise zu sammeln Gelegenheit gehabt, und liefert diese hier mit möglichster Genauigkeit. Die Namen eines Thomson, Hodgson, Abercrombie und mehrerer neuerer bekannter Aerzte und Wundärzte, die hier als Gewährsmänner aufgeführt sind, lassen an der Richtigkeit der Thatsachen und Ansichten keinen Zweifel aufkommen; so wichtig indessen dieselben sind, so unmöglich ist es, in das Detail derselben einzugehen, und, ohne die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, jede Beobachtung hier wieder zu geben. Eine kurze Uebersicht des Gegenstandes ist Alles was Ref. liefern kann.

Es ereignet sich zuweilen, wovon hier 13 Beobachtungen geliefert werden, daß nach bald bedeutendern bald unbedeutendern Unpäßlichkeiten, oder nach einer geringen Anstrengung, oder nach einem äußerlichen Stoße oder Falle in einem oder dem andern Gliede plötzlich ein Gefühl von Taubheit, Unbeweglichkeit, lähmungsartiger Schwäche und Empfindlichkeit mit Schmerzen entsteht, und nun der Puls an diesem Theile nicht mehr zu fühlen ist. So war in den hier aufgeführten Fällen der Puls an der Radical-Arterie und dem ganzen Vorderarme, oder an den Füßen, je nachdem dieser oder jener Theil ergriffen wurde, nicht mehr zu bemerken, und kehrte auch in der Re-



gel nicht wieder in seiner Bewegung zurück. Die Folgen dieser Affection waren Gangränne des leidenden Theils, Lähmung und oft schneller Tod. Zuweilen gesellten sich dazu asthmatische Beschwerden, bey einigen Kranken wurde eine schmerzhafteste Stelle im Laufe der Arterie wahrgenommen, auch wohl eine mehr oder weniger ausgebreitete Härte in derselben.

Daß diese Leiden durch eine den freyen Lauf des Bluts in den Gefäßen hindernde Ursache entstehen mußten, war keinem Zweifel unterworfen, aber es war die Frage, welche? Und hier zeigten nun die Leichenöffnungen, daß dieselbe in einer krankhaften Veränderung der inneren Arterienhaut ihren Grund habe, die wahrscheinlich durch eine vorhergegangene schleichende Entzündung aufgelockert, erweicht und mürbe gemacht, nun zerrissen war, und durch die hervorragenden und in der Arterienhöhlung frey schwebenden Stücke theils schon für sich eine Hemmung des Blutstroms bewirkte, theils der ausschweifenden gerinnbaren Lymphe Absatzpunkte gegeben hatte, wo sie sich anlegen und auch ihren Theil zur Verengerung des Gefäßes beytragen konnte.

Dieses zeigten die beiden ersten Beobachtungen, wovon die eine von Hodgson, die andere von Abercrombie bekannt gemacht ist.

Schon Thomson machte darauf aufmerksam, daß zerrissene Gefäße wenig bluten, und in der Geschichte der Chirurgie Beyspiele in Menge gefunden werden, wo ein Glied durch eine Kannonenkugel oder auf eine andere Weise große Zerstörung erlitten hat, ohne daß die Blutung nach Verhältniß der Größe der Verletzung stark ist, ja wo ein Glied ganz abgerissen ist, und doch keine starke Blutung erfolgt, oder diese doch bald steht.

Die Ursache der geringen Blutung ward sonst immer in der Querschung der Gefäßöffnung und in dem Zurückziehen der Arterie gesucht; allein diese Umstände sind nicht hinlänglich einen solchen Effect hervorzubringen, ja man hat Fälle, wo nach Zerreißen der Gefäße gefährliche Blutungen erfolgten.

Nach Thomson's Untersuchungen ist die innere Haut der Arterien viel leichter zerreißen als die äußere und kann schon bey todten Körpern durch starkes Injicieren zerreißen. Dieses findet nun auch bey den mehrsten mit Zerreißen der Gefäße verbundenen Verletzungen Statt; die äußern Decken der Arterie bleiben unverletzt und lassen sich sehr ausdehnen, die innere Haut zerreißt und bildet nun den Widerstand gegen das zufließende Blut.

Dr. Jones machte auf Dr. Thomson's Veranlassung in dieser Rücksicht Versuche an Thieren, denen er eine oder die andere Arterie mit Gewalt zerriß. Die Folge hievon war, daß die innere Haut derselben an vielen Stellen eine Zerreißen erlitten hatte, an jeder sich so zeigenden Stelle eine Ergießung von Lymphe wahrgenommen wurde und an dieser sich geronnenes Blut gesetzt hatte, durch welche drey Umstände die Blutung gehindert worden war.

Drey hier mitgetheilte Beobachtungen von Individuen, die große Verletzungen mit Zerreißen erlitten hatten, von White, Vizar und Rudie, und bey denen sich an den amputierten Gliedern die Gelegenheit darbot, die Gefäße zu untersuchen, bestätigen diese Ansicht, deren Richtigkeit auch mehrere Beobachtungen darthaten, die Dr. Thomson nach der Schlacht bey Waterloo machte.

Auch bey den zuerst angeführten zwey Beobachtungen von Pulscessation zeigten sich nach

dem Tode die innern Arterienhäute so verändert, daß an einer vorgegangenen Zerreißung derselben nicht zu zweifeln war. Die Folgen dieser nur aus einem vorhergegangenen krankhaften Zustande derselben herzuleitenden Verletzung war Ausschüttung coagulabler Lymphe, und beide Veränderungen hatten eine Hemmung des Blutstroms und Verstopfung der Arterie zuwege gebracht. Die dadurch erzeugten Abnormitäten werden durch eine Kupfertafel dargestellt.

Einige andere hier aufgezzeichnete Beobachtungen von plötzlichem Stillstehen des Pulschlags nach unbedeutenden Ursachen, als Fall, Stoß u. dergl. zeichneten sich durch die auf diese Ereignisse folgenden Zufälle von Gangrän, Paralyse der pulstlosen Theile und einem Asthma, das dem Leben ein Ende machte, aus. In einem andern Falle wurde Stillstehen des Pulses drey Tage nach der Geburt bemerkt und zwar an dem einen Arme, der aber dabey willkürlich beweglich blieb, da hingegen der andere, an welchem der Puls gefühlt werden konnte, der Willkühr nicht mehr gehorchte. Der Tod erfolgte hierauf bald. Bey einem jungen heftischen Manne verlor sich der Puls nach einem warmen Bade, kam aber in der Folge allmählich wieder zum Vorschein. Bey einem jungen Mädchen entstand nach einem heftigen Husten Pulslosigkeit an einem Arme, und bald nachher starb sie.

Der Verf. vermuthet, daß in allen Fällen dieser Art eine Ruptur der inneren Arterienhäute Statt finde, und bezweifelt sehr die Möglichkeit einer durch Krampf in dem Grade hervorgebrachten Contraction der Arterien, daß der Blutstrom dadurch gehemmt werde.

Krankheit der inneren Arterienhaut, Entzündung, Erweichung, Auflockerung sind also wohl

hier die wahrscheinlichsten prädisponierenden Ursachen.

Nun fragt es sich, was in therapeutischer Rücksicht in ähnlichen Fällen zu thun sey? Daß den Umständen nach zuweilen eine entzündungswidrige Behandlungsart nothwendig sey, versteht sich wohl von selbst; aber in den wenigsten Fällen wird wohl damit etwas ausgerichtet werden können. Nach dem Verf. beschränkt sich wohl die ganze Behandlung, wenn nicht andere Umstände eine bestimmte Indication geben, darauf, auf die nämliche Weise, wie nach Unterbindung großer Arterien, die Circulation in den Collateral-Gefäßen durch Wärme und sanfte Reizmittel zu befördern, und in Rücksicht der Amputation bey dem Absterben eines Gliedes zu warten, bis eine Trennung des Todten von dem Lebendigen sich zeigt; dieses Absterben ist aber vorauszusehen, wenn die Hemmung in einer Arterie Statt hat, die unmittelbar aus dem Körper in eine Extremität tritt.

Die Ruptur der innern Arterienhaut verursacht aber nicht immer eine Verschließung des Gefäßes, sondern auch oft ein Aneurisma; auch findet man zuweilen nach dem Tode einige derselben verengt oder geschlossen, welches vom Drucke auf dieselben, von der Verdickung ihrer Häute, von einem durch die Natur geheilten Aneurisma entstanden seyn kann. Auch kann Cessation des Pulses und Gangräne von Verküsterung der Arterienhäute entstehen.

Selbst die Aorta kann verengt oder gar verschlossen seyn und doch das Leben noch fortdauern, und die von Astley Cooper unternommene Unterbindung der aorta abdominalis und das nachher noch 40 Stunden fortdauernde Leben des Kranken bey leidlichem Befinden zeigt, wie man-

nigfaltig die Mittel sind, wodurch die Natur sich helfen und das Leben erhalten kann.

Diese Hemmung des Blutstroms kann, wie der Verf. glaubt, bey der aorta abdominalis wohl plözlich Statt haben, aber nicht bey dieser Arterie nahe am Herzen; wird sie hier obliteriert gefunden, so ist es wahrscheinlich ein angeborener Fehler, und da dieses vorzüglich an der Stelle gefunden wird, wo der ductus arteriosus von ihr abgeht, so ist zu vermuthen, daß die nämliche Tendenz sich zu verschließen, die diesem Gefäße eigen ist, sich auch auf die Aorta verbreite.

Zwey beygefügte Kupfertafeln zeigen den in den angeführten Beobachtungen erzählten Zustand der Gefäße.

9. Case of aneurisma of the aorta with disease of the spinal cord, by Th. Molison M. D.

Diese Beobachtung hat einen Mann von 35 Jahren zum Gegenstande, der nach einigen Klagen über Schmerzen in den Seiten, besonders in der linken, und solchen Athmungsbeschwerden, daß ihm dadurch das Schlingen verhindert wurde, nach einem Seebade bewußtlos niederfiel, einen heftigen Blutsturz bekam und alle willkührliche Bewegung und Empfindung der obern Gliedmaßen verlor. Er lebte noch wenige Tage in diesem Zustande, woben sich indessen die Bewußtlosigkeit verlor. Der Harn ging unwillkührlich ab, die unteren Extremitäten waren indessen von aller Lähmung frey. Nach einem wiederholten Blutsturze starb er.

Die Section zeigte ein orangengroßes Aneurisma der Aorta an der linken Seite des Rückgrads, welches frey mit diesem Gefäße und dem Schlunde communicierte, welcher letztere dort fast ganz zerstört war. Herz und Lungen wa-

ren gesund. Die linke Seite des Körpers der dritten, vierten, fünften und sechsten Vertebra waren ganz bloß, und zum Theil absorbiert.

Nach Hinwegnahme der drey unteren Hals- und aller Rückenwirbel, fand sich das äußere Zellgewebe der dura mater sehr vasculös und mit blutiger und eiterartiger Materie bedeckt und zwischen dem dritten und sechsten Rückenwirbel unter dieser Haut ausgetretenes Blut. Oberhalb des zweyten Rückenwirbels war das Rückenmark anscheinend gesund, unterhalb desselben aber gelb und erweicht, und weiterhin hatte es Farbe und Consistenz eines dicken Breyes ohne ein Zeichen von Organisation.

Das Seltene bey diesem Falle ist, daß bey der gänzlichen Desorganisation des untern Theils des Rückenmarks keine Lähmung der untern Extremitäten entstanden war.

10. Case of strangulated umbilical hernia, by James Simson M. D.

Ein nicht seltener Fall eines eingeklemmten Nabelbruchs, der durch die Operation glücklich geheilt wurde.

11. On a remarkable alteration in the structure of the patella, by Robert Knox M. D.

Die Veränderungen, die hier an dem Kniegelenke sich fanden, bestanden in einem losen knorpelartigen Körper innerhalb desselben und einer veränderten Lage der Kniescheibe, wobey die größte Merkwürdigkeit war, daß sich an derselben ein etwas größerer und zwey kleinere ähnliche Knochen befanden, die die nämliche Function, wie sie selbst, gehabt zu haben schienen. An dem andern Beine war die nämliche Structurveränderung, die der Vf. von der Gegenwart des Zwischenknorpels in der Gelenkhöhle herleitet.

## 12. Case of a disease of the heart, by J. H. Wishart.

In dieser nicht seltenen, mehrere Jahre dauern- den Herzkrankheit, die sich durch heftige Palpi- tationen mit kleinem, kaum fühlbarem Pulse, mit undulatorischen Bewegungen der Jugularvenen auszeichnete und mit Abmagerung und oedema- töser Anschwellung der untern Extremitäten en- digte, zeigten sich bey der Section folgende Ab- normitäten. Die Brusthöhle enthielt ungefähr 12 Unzen seröse Flüssigkeit, und der Herzbeutel 6 Unzen. Das Herz hatte ein gelbliches Ansehen und war wenig vergrößert; der rechte Ventrikel enthielt eine polypöse Masse, die sich in die Au- rikel verbreitete und sie fast ganz erfüllte, so wie sie sich auch in die arteria pulmonalis erstreckte, und war mit den Fleischbündeln fest verwachsen. Der kleinere und wenig Blut enthaltende linke Ventrikel war in seinen Wänden dicker als der rechte; die Mitral-Valveln waren knorpelartig und die Oeffnung sehr verengt. Die Oeffnung der Aorta schien fast ganz verschlossen von den in einen festen Ring verwandelten Semilunar- Valveln. Die linke Aurikel war sehr ausgedehnt und mit einer fleischartigen Concretion ange- füllt. Die Leber war in ihrem rechten Lappen tuberculös und der gemeinschaftliche Gallengang geschlossen.

Ein ganz anderer Fall wird von dem Verf. als Nachtrag hinzugefügt, und alsdann eine Ue- bersicht über Fälle ähnlicher Art gegeben, die aber nichts Unbekanntes enthält.

## 13. Observations on the causes of the sounds produced by the action of the heart, by John Will. Turner, Prof.

Bekanntlich bemerken wir beym Auflegen der Hand auf die Herzgegend zweyerley Bewegun-

gen, die auf einander folgen, und gleich nach diesen eine Pause, in welcher keine Bewegungen gespürt werden. Laennec beschreibt die damit verbundenen durchs Ohr oder vermittelst des Stethoscops wahrzunehmenden Töne, den ersten als tief und bestimmt, den gleich darauf folgenden scharf und ähnlich dem, welchen eine geöffnete Klappe, das Knallen mit einer Peitsche oder das Schlürfen eines Hundes hervorbringt; ersterer ist mit einer mit dem Pulse synchronistisch seyenden Bewegung verbunden, letzterer aber nicht. Nach diesem entsteht ein kurzes Intervall von Ruhe, worin weder Bewegung noch Ton wahrgenommen werden. Laennec leitet die erste Bewegung und den damit verbundenen Ton von der Contraction der Ventrikeln, letztere aber von der der Aurikeln ab.

Gegen diese Ansicht ist nun dieser Aufsatz gerichtet, und der Vf. sucht aus den Schriften von Harvey, Senac, Haller und Lancisius, so wie aus eigenen Beobachtungen darzuthun, daß diese Ansicht unrichtig sey, indem es der Natur gemäß sey, daß die Zusammenziehungen der Aurikeln den der Ventrikeln vorausgehen und nicht umgekehrt, wie nach Laennec's Ansicht seyn müsse, und daß die Zusammenziehungen und Erweiterungen beider so schnell auf einander folgen, daß fast kein Zwischenraum dazwischen bleibt. Auch gibt sich die Zusammenziehung der Aurikeln nur allein durch die am Halse wahrzunehmenden Venenpulsationen zu erkennen, die aber mit den angegebenen Erscheinungen nur in entfernterer Verbindung stehen.

Daß von dem Verf. aus allen Beobachtungen gezogene Resultat geht dahin, daß der erste Ton wirklich von der Zusammenziehung der Ventrikeln herrühre und dabey eine mit dem Pulse



synchronistische Bewegung und Annäherung des Herzens an das Brustgewölbe Statt finde, der andere aber von dem Zurücksinken des Herzens herrühre, oder vielleicht auch seinen Grund in der Elasticität der Herzhöhlen habe, vermöge welcher sich dieselben, nachdem die Contraction nachgelassen habe, wieder zu ihrer natürlichen Größe und Weite ausdehnen. Sollte dabey die Ansicht einiger neuern Physiologen richtig seyn, daß das Herz nicht allein das Geschäft eines Druck-, sondern auch das eines Saugwerkes verrichte, so ließe sich der zweyte Ton noch viel leichter erklären.

Die Erklärungen des Dr. Barry, daß die beiden Töne von der Erweiterung der Herzhöhlen und nicht von deren Zusammenziehungen herrühren, und der eine, nicht mit dem Pulschlage übereinkommende, von dieser Veränderung in den Aurikeln, und der andere von der der Ventrikeln hervorgebracht werde, findet der Verf. nicht mit dem Hergange, der Circulation und Respiration in Harmonie, und kann deswegen derselben seinen Beyfall nicht geben. Ueberhaupt schwebt der ganze hier in Frage kommende Streitpunct noch im Dunkeln, und künftige Beobachtungen und Versuche müssen erst entscheiden, was hierbey Wahrheit oder Täuschung sey.

14. On a new method of preserving anatomical preparations, by John Davy M. D.

Schon seit zwey Jahren beschäftigte sich der Verf. mit Versuchen über die beste Aufbewahrungsmethode organischer Körper, und fand endlich ein wohlfeiles, sehr lange präservierendes und die Structur so wie Textur der Theile deutlich machendes Mittel in der schwefelichten Säure, die schon dadurch leicht gewonnen werden kann, daß man Kattunfäden oder Lappchen in schmelzenden

Schwefel taucht, und diese dann unter einer mit Wasser gesperrten Glasglocke entzündet; das Wasser nimmt die Säure auf, und wenn der Schwefel nicht mehr brennen will, so braucht man es nur zu schütteln oder zu bewegen, damit es so viel Säure aufnehme, als es zu seiner vollkommenen Impregnation nöthig hat.

Kein Mittel hat eine solche Kraft als diese Säure, die Gegenstände dauernd unversehrt zu erhalten und gegen Fäulniß zu bewahren, so wie es auch bey Vegetabilien alle Neigung zur Gährung aufhebt. Serum, Faserstoff und färbender Stoff des Bluts, die mit dieser Säure angeschwängert sind, können Wochen und Monate lang im Wasser bleiben ohne zu faulen. Vegetabilische Brühen, Weine, zu welchen die Luft Zugang hat, ungereinigter Essig werden dadurch vor Verderbniß bewahrt.

Die Ursache dieser Erscheinung scheint dem Vf. keinen andern Grund zu haben, als eine neue Stellung und Anordnung der Grundbestandtheile der Körper, die dadurch hervorgebracht wird.

Der vorzüglichste Nutzen dieser Säure besteht aber in der Entwicklung und Auseinanderlegung der feinem Theile, welche die Structurbildung machen, so daß sie jetzt so deutlich, als wären sie vergrößert, gesehen werden können, wobey zu gleicher Zeit die Flüssigkeit klar und so durchsichtig bleibt, daß das Vergrößerungsglas ungehindert angewandt werden kann.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen berichtet der Verf. die Versuche, welche er in dieser Rücksicht mit der Säure zur Erhaltung verschiedener organischer Stoffe und Gewebe gemacht hat; diese waren die Oberhaut, die Haut, die serösen und fibrösen Häute, die Ligamente, Knorpel, Schlund, Magen und Gedärme, die Nerven so wie das

Neurilem, die Muskeln und verschiedene krankhaft veränderte Theile; und bey diesen allen fand es sich, daß die schweflichte Säure sie nicht allein vollkommen unverändert erhalten, sondern auch zu der Auseinanderlegung und Verdeutlichung ihres feinem Baues so vortheilhaft eingewirkt hatte, daß ihre eigentliche Structur und feinere Gestaltung in der höchsten Deutlichkeit erschien und selbst mit unbewaffneten Augen in der größten Klarheit wahrgenommen werden konnten.

Wie sehr ihm dieses bey seinen Versuchen gelungen sey, und wie viel Licht er dadurch über so manches noch dunkel gewesene in der feinem Bildung gewonnen habe, bezeichnet der Vf. auf eine sehr interessante Weise, und Ref. muß es sehr bedauern, daß es ihm hier an Raum gebricht, dieses Alles ausführlicher zu zeigen.

Zuletzt gibt Hr. D. noch einige Vorsichtsmaßregeln an, welche beobachtet werden müssen, wenn diese Säure zur Aufbewahrung feinerer anatomischer Präparate, besonders aus der vergleichenden Anatomie, angewandt wird, wo alles darauf ankömmt, die feinem Gewebe kleinerer Thiere unversehrt zu erhalten. Die vorzüglichsten Regeln hierbey bestehen darin, daß man sie so geschwind als möglich in die Säure bringe, oder sollten sie schon etwas von Fäulniß ergriffen seyn, diese durch Chlorine erst zu verbessern sucht, und dann die Stärke der Säure mit der Feinheit und Zartheit der Theile in das gehörige Verhältniß bringt; denn zarte Theile werden durch eine zu starke Säure leicht ganz zerstört.

Auch zur Aufbewahrung von Pflanzen hat sich die Säure wirksam bewiesen, die selbst ohne Veränderung der Farbe darin unversehrt bleiben, und sollte letztere auch etwas gelitten haben, so kann

sie durch vorsichtige Anwendung der Schwefelsäure wieder hergestellt werden.

15. Notice of some remarkable morbid appearances in the skull, by George Ballingall, M. D.

Diese Erscheinungen bestanden in mehreren speckartigen Geschwülsten auf dem Schädel, die denselben allmählich durchbohrt hatten. Eine Kupfertafel zeigt die Ausdehnung dieses pathologischen Processes.

16. Observations on the effects of the sun's rays on the human body, by John Davy, M. D.

Die bekannte Erfahrung, daß die Haut durch die Sonnenstrahlen gebräunt werde, und die Unbekanntschaft mit der wahren Ursache dieser Erscheinung bewog den Verf. hierüber an sich selbst Versuche anzustellen und die Wirkung der Sonnenstrahlen bey einer Temperatur von  $78^{\circ}$  zu beobachten, indem er den entblößten Arm mehrere Tage nach einander  $1\frac{1}{2}$  Stunde lang derselben aussetzte. Die Wirkung davon war eine leichte erythematöse Entzündung, die mit Abschilferung endigte, nach welcher die afficierte Stelle bräunlich erschien und auch so blieb. Nun wirft er die Frage auf, welcher Theil der allgemeinen Bedeckungen der Sitz der braunen Farbe sey, ob die Oberhaut, die wirkliche Haut oder das Netzgewebe unter derselben? Alles was er darüber beobachtet hat, ist für ihn überzeugend dahin gewesen, daß der Sitz der braunen Farbe unter der Oberhaut, auf der äußern Fläche der wirklichen Haut sey, wo der färbende Stoff in kleinen Partikeln oder Filamenten abgesetzt werde, und in seinen chemischen Eigenschaften dem schwarzen Pigmente im Auge gleich komme.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

92. Stück.

Den 11. Junius 1831.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Transactions of the Medico-chirurgical Society of Edinburgh instituted 1821. etc.

Das Netzgewebe (rete malpighianum) hält er für problematisch, und hat keine Spur desselben unter der Haut der Weißen oder an der Brustwarze finden können; er glaubt, daß dasjenige Gewebe, welches man als beständig und normal angesehen habe, die Folge einer Maceration der Haut oder der Ausschüßung gerinnbarer Lymphe nach Application von Vesicatorien gewesen sey.

Die Veränderung, welche das Sonnenlicht auf die Farbe der Haut macht, zeigt sich nur beym Auffallen der unzersehten und ungetrennten Lichtstrahlen, nicht im Spectrum derselben oder durch eine Linse aufgefangen, und die Wirkung derselben ist direct und indirect, entweder unmittelbar oder vermittelst eines vorher eingeleiteten Entzündungsprocesses. Der Nutzen der dunkeln

Hautfärbung bey den Negern und südlichen Völkern besteht allerdings in einigem Schutz, den dieselbe dem Körper gegen die zu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen leistet, aber nicht analog der Wirkung, die künstliche schwarze Färbung der Haut, wie Ev. Home glaubt, hervorbringt, denn diese leistet bey weitem nicht die Dienste, und ihrer ungeachtet wirken doch die Sonnenstrahlen sehr kräftig ein.

Die Haut des Negers schützt ihn vermöge ihrer Farbe etwas, aber nicht hinlänglich, und wäre seine Haut so geneigt zu Entzündungen von der Wirkung der Sonnenstrahlen, er würde eben so gut daran leiden als der Europäer mit der zartesten weißen Haut.

Der gewohnte Einfluß der Sonnenhitze mindert allmählich ihre Wirkung und hebt sie, je länger er dauert, desto mehr und bleibender auf, was aber die secundären Wirkungen der Hitze auf den Körper anbetrifft, so hat die Natur andere Mittel sie zu mindern und aufzuheben, und hievon ist die verstärkte Ausdünstung und der Schweiß eines der vorzüglichsten, wozu nach dem Verf. noch zu rechnen sind die dünnere und eine stärkere Ausdünstung leichter zulassende Oberhaut, so wie das in dem Hauptgewebe circulirende flüssigere Blut.

17. Additional cases and observations illustrating the origin of tubercles, by H. S. Allison, M. D.

Der Verf. dieser gründlichen Abhandlung beginnt seine Untersuchung mit der Behauptung, daß die skrophulöse Disposition mehr einer Lebensweise, wie sie der üppige Städte führt und die sich so sehr von der einfachen entfernt, ihre Entstehung zu verdanken habe, als dem Klima, und daß die Tuberkeln, die so oft den Grund

des Todes bey Skrophulösen ausmachen, in den mehrsten Fällen Folgen einer vorhergegangenen Entzündung seyen.

Dieses führt ihn auf die Frage: ob Entzündungsproceß immer, oder zuweilen, oder in gar keinem Falle die Kraft habe, Tuberkeln hervorzubringen?

Bekanntlich verwerfen Bayle, Laennec, Rostan und andere die Entzündung als Veranlassung zu Tuberkeln gänzlich, Andral und Cruveilhier aber sind der entgegengesetzten Meinung, und ersterer behauptet, wenn die Disposition zur Tuberkelbildung groß sey, so könne schon die leichteste Congestion sie erzeugen; sey sie nicht so stark, so gehöre zu ihrem Entstehen ein höherer Grad von Congestion oder Entzündung, bey denen aber, die keine Disposition dazu hätten, würde auch die stärkste Entzündung sie nicht hervorbringen.

Der Verf. spricht seine Meinung dahin aus, daß bey gewissen Constitutionen Entzündung, sie sey acut oder chronisch, aber letztere am häufigsten, zu dem Absatze von Tuberkeln oft und direct die Veranlassung sey.

Als einen Beweis davon führt er an, daß diese Aferbildungen nie bey todt gebornen oder in den ersten Lebensmonaten verstorbenen Kindern gefunden würden; zeigten sich dieselben bey jungen einige Monate alten Kindern, bey denen die Disposition von ihren Eltern angeerbt war, so starben sie gewöhnlich bald daran, und man fand, daß die Umgebungen derselben sehr vaskulös waren, und die Symptome der Krankheit deuteten auf Entzündung.

Zwey Beobachtungen an den Leichen solcher Kinder, die auf diese Weise gestorben waren, bewiesen dieses deutlich; sie hatten beide alle Merk:

male eines entzündlichen Brustleidens, und die Leichenöffnungen zeigten in den Lungen die Folgen einer erlittenen Entzündung, als Hepatisation, Verdickung des Gewebes, ergossene gerinnbare Lymphe und Tuberkeln. Hier so wie in einem gleich darauf angeführten Falle zeigten sich deutlich die Uebergänge von Entzündung und von Ergießung der Lymphe zur Hepatisation und Tuberkelbildung, obgleich in dem letzteren Falle nicht der Sitz derselben in den Lungen, sondern in dem Gehirne nach vorhergegangenen Congestionen und entzündlichen Leiden war.

Der Verf. hat mehrere Beobachtungen bey Erwachsenen gemacht, bey welchen die Lungen so voll Tuberkeln gefunden wurden, daß ihnen der Tod zuzuschreiben war, und wo die Zufälle der Krankheit und ihre Ursachen allein auf Entzündung deuteten; und bey einem Kranken, dessen Geschichte ausführlich gegeben wird, zeigten sich die Tuberkeln so häufig, daß, wenn sie schon vor der Entzündung der Lungen da gewesen wären, sie die Respiration müßten beschwerlich gemacht haben, welches aber nicht der Fall war, und dabey schienen sie alle in dem nämlichen Grade der Bildung zu seyn, so daß an ihrer gleichzeitigen Entstehung nicht gezweifelt werden konnte, auch waren sie so klein, wie die Beobachter sie im ersten Stadium der Bildung beschreiben, so daß sie ganz frisch entstanden seyn mußten.

Auch die Erscheinung von Tuberkeln im Unterleibe und die tuberkulösen Entartungen der Gefrösdrüsen sind nach dem Verf. Folgen einer chronischen Entzündung bey Schwindsüchtigen und die colliquativen Durchfälle derselben, die Laennec der Exulceration in den Tuberkeln zuschreibt, sieht er mehr als Folge der entzündlichen Neigung an.



Einen wichtigen Beweis für die Entstehung der Tuberkeln aus einem Entzündungsproceſſe liefern die Fälle, in welchen gesunde Personen, die nie an Brustaffectionen und Athmungsbeschwerden gelitten hatten, und nach einer äußern Verletzung, nach Stoß, Druck, Fall u. dergl., die die Brusthöhle erlitten hatte, von diesen Beschwerden befallen wurden und in Folge der darauf eingetretenen Auszehrung starben, bey welchen nun die Leichenöffnungen die Gegenwart von Tuberkeln in den Lungen zeigten. Woher sollten diese so schnell entstanden seyn, wenn die Entzündung sie nicht hervorgebracht hätte, und würden die daran Gestorbenen wohl vor der äußern Veranlassung von allen Brustbeschwerden frey geblieben seyn, wenn sie schon vorhanden gewesen wären? Zu behaupten, sie seyen nur durch die äußere Ursache in Entzündung gebracht worden, aber nicht dadurch erzeugt, heißt doch einer Hypothese zu Gefallen gegen alle Erfahrung streiten, denn die Gegenwart der Tuberkeln in den Lungen verráth sich durch die unzweydeutigsten Merkmale, selbst wenn dadurch noch keine wichtigen Veränderungen in den Lebensverrichtungen hervorgebracht werden.

Um die Entstehung dieser Aſtergebilde aus einem Entzündungsproceſſe ſichtbar vor Augen zu legen, hat Cruveilhier viele Versuche an Thieren gemacht, denen er Quecksilber bald in die Adern bald in die Luſtröhre brachte. Im ersten Falle fand er in der Umgegend des Gefáßes, an welchem der Versuch gemacht war, eine Menge kleiner Tuberkeln entstanden, die in ihrer Mitte ein kleines Quecksilberkúgelchen enthielten, in den andern Fällen zeigten sich ihm die Lungen theils hepatifirt, theils mit einer Materie erfüllt, die der von erweichten Tuberkeln gleich kam, theils

wirkliche Tuberkeln, in deren Mitte ein Quecksilberkügelchen war, so wie auch Höhlungen, wie sie erweichte Tuberkeln zu bilden pflegen.

Hier zeigte also der Augenschein, daß durch den fremden Körper Entzündung hervorgebracht sey, die durch ihren Reiz zur Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe und Absatz der Tuberkeln Gelegenheit gegeben hatte.

Auf eine ähnliche Weise wie in diesen Versuchen an Thieren wirken wahrscheinlich die feinen Steinpartikeln, Staub und ähnliche Materien, die eingeathmet einen materiellen Reiz auf die Lungen machen und bey Steinmengen und ähnlichen Handwerkern zur Tuberkelbildung und der daraus entstehenden Schwindsucht die Gelegenheit geben.

Diese Gelegenheitsursachen wirken der skrophulösen Disposition ähnlich, die den besondern Character hat, schleichende Entzündungen hervorzubringen, welche vorzüglich in Tuberkelbildung verlaufen.

Wenn wir alle Gründe, welche der Verf. für seine Ansicht anführt, zusammennehmen, und damit dasjenige verbinden, was uns die Erfahrung von dem pathogenischen Prozesse schleichender Entzündungen und deren Ausgänge lehrt, so können wir nicht anders als ihm Beyfall geben, und müssen gestehen, daß wir ganz der Meinung sind, kein Krankheitsproceß sey so geeignet Austerbildungen wie die Tuberkeln zu erzeugen, als eine langsam schleichende Entzündung.

18. Supplement to the article on the obstruction of the canals of the arteries, by John Turner, Prof.

Als Zusatz zu dem in diesem Bande enthaltenen Aufsatze des Verfs. werden hier zwey Fälle erzählt, wovon der eine vom Dr. Steward,

der andere vom Prof. Bellingall dem Verf. mitgetheilt ist.

In beiden war die Arteria poplitea in Folge einer durch einen Fall hervorgebrachten Dislocation des Kniegelenkes sehr ausgedehnt worden und hiernach zerrissen; in beiden zeigten sich auch im Allgemeinen die Folgen dieser Verletzungen in dem Innern der Arterien, nämlich Zerreißung der innern Haut, Hervorragung von Lappen derselben in die Höhle des Gefäßes, Ausschwizung von Lymphe und die durch beide Ursachen hervorgebrachte Verstopfung der Ader, welche dabey auch zusammengezogen und verengt war. H.f.n.

### Freyburg im Breisgau.

Druck und Verlag der Universitäts-Buchhandlung der Gebrüder Groos: Beobachtungen über die Nerven und das Blut in ihrem gesunden und krankhaften Zustande von Dr. Karl Heinrich Baumgärtner, Großherz. Bad. Hofrathe, Professor ic. Mit zwölf Steintafeln. VI und 288 S. in 8.

Obgleich über die Nerven und das Blut viele treffliche Arbeiten vorhanden sind, so ist doch sowohl was ihre Entstehung und Fortbildung, als auch was ihr Verhalten unter einander und zum übrigen Organismus betrifft, an ihnen so Vieles bemerkenswerth, daß selbst oft wiederholte gründliche Untersuchungen derselben nicht selten noch neue und wichtige Resultate liefern, und fast scheint es, daß je mehr wir in der Kenntniß dieser Theile vorrücken, das abermaligen Untersuchungen sich darbietende Feld um so mehr sich erweitert. Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift war bemüht in derselben das Verhalten

der Capillargefäße und die Art des Einflusses, den das Nervensystem auf die Bildung und Bewegung des Blutes, auf die Verdauung, Wärmeerzeugung, auf die Absonderungen und auf die Ernährung ausübt, näher als bisher geschehen, zu bestimmen, und die Richtigkeit seiner aufgestellten physiologischen Lehrsätze auch in der Anwendung derselben auf die Pathologie und Therapie nachzuweisen. Mit ausdauerndem Fleiße hat er zwey Jahre hindurch viele mühsame Untersuchungen angestellt und deren Resultate zur Aufklärung von bisher weniger richtig erkannten Vorgängen mit Scharfsinn benützt, und wenn auch manche von den daraus gezogenen Folgerungen einer weitem Prüfung bedürfen, so ist doch in dieser Schrift des Guten so viel, und zu fernern Untersuchungen so reichlicher Stoff gegeben, daß niemand sie unbefriedigt aus der Hand legen wird. Mit Vergnügen theilt Ref. hier, so viel der Raum es erlaubt, von den in der Schrift enthaltenen Untersuchungen und Grundsätzen mit.

In der Vorrede bemerkt der Verf. daß er die in diesem Werke mitgetheilten Untersuchungen in der Absicht unternommen habe, sich über die krankhaften Vorgänge in den Capillargefäßen Aufklärung zu verschaffen. Da es ihm nun wahrscheinlich wurde, daß die in den feinsten Gefäßen vor sich gehenden Proceße in einem Proceße zwischen Nerven und Blut begründet sind, glaubte er sich über diesen Gegenstand durch die Bildungsgeschichte der Thiere Belehrung verschaffen zu können, und unternahm daher die Reihe der sehr mühevollen Untersuchungen über die Entstehung der Thiere im Ey. Die Abhandlung zerfällt in den physiologischen, den pathologischen und den therapeutischen Theil.

Der physiologische Theil fängt an mit Beyträgen zur Kenntniß der Bildungsgeschichte der Thiere: 1) Beobachtungen über die Entwicklung des Fluß-Krebses im Ey. Das Krebs-Ey im unbefruchteten Zustande ist gleichförmig braun gefärbt, ungefähr wie die Schale des Krebses. Die erste Veränderung, welche man wahrnimmt, ist ein auf einer Seite des Eyes entstehender Flecken, die Narbe, von welchem die weitern Veränderungen ausgehen, und zwar zunächst die formelle Bildung des Gangliensystems; später tritt die materielle Bildung ein. Der Theil des Krebses, in welchem der Ganglienstrang liegt, nämlich die Bauchseite, schreitet in der Entwicklung allen übrigen voran. 2) Beobachtungen über die Entwicklung der Forelle im Ey. Das Forellen-Ey ist wegen seiner geringern Färbung zu mikroskopischen Untersuchungen besonders geschickt. Im Verlauf der Ausbildung zieht sich die gelbliche Dottermasse von zwey Seiten zusammen, wodurch die erste Anlage des Gehirns und des Rückenmarks entsteht, so daß also auch hier das Nervensystem zuerst gebildet wird. Die Blutbildung tritt erst später ein, und wird allmählich vollkommener, indem die gelblichen, noch unvollkommenen, Kugeln nach und nach sich in kleine Scheiben oder Linsen verwandeln, später sich in denselben ein runder Kern bildet, welcher sich zuerst durch einen schwachen Schatten anzeigt, und das Blutkugeln wird zuletzt länglich. Die Gefäße, und zwar selbst die Stämme, die am Rücken hinlaufen, bestehen aus keinen eigentlichen Gefäßhäuten, sondern sind bloße Rinne, die in der Substanz der festen Theile hinlaufen. An dem Thierchen befindet sich nach dem Auskriechen aus dem Ey noch die Dotterblase, die in der Gestalt eines ovalen Säckchens

am Bauche befestigt ist. Der Verf. ist der Meinung daß diese Dotterblase Nervenmasse enthält, und ein sensibles Organ ist, denn er fand daß Berührungen derselben mit der Spitze einer Nadel gewöhnlich lebhaftere Bewegungen des Thieres zur Folge hatten. Was nun den Zeitraum anlangt, in welchem die Forellen ihre Ausbildung erhalten, so soll die erste formelle Bildung des Gehirns und Rückenmarks bey Eiern, die im Freyen sich befinden, ungefähr 5 Tage nach der Befruchtung geschehen, während bey Eiern, die in Schüsseln gehalten wurden, etwa die dreyfache Zeit dazu erfordert wurde. Die erste Blutbewegung bey in einem ungeheizten Zimmer aufbewahrten Eiern, stellte sich erst 25 Tage nach dem Beginnen der formellen Bildung des Gehirns und Rückenmarks ein; das Blut erfordert, von seinem ersten Vorkommen in Kanälen bis zu seiner gänzlichen Ausbildung, wenigstens drey bis vier Wochen. Der ganze Embryo bedarf zu seiner Entwicklung bis zum Auskriechen aus dem Ey, im Flußbette, etwas mehr als zwey Monate. 3) Beobachtungen über die Entwicklung des Frosches im Ey. Mit Genauigkeit sind alle eintretenden Veränderungen verfolgt. Auch hier fand sich die Priorität der formellen Nervenbildung vor der Blutbildung. Die Blutkügelchen scheinen dem Vf. aus drey Theilen zu bestehen: a) aus einem rundlichen Kern, b) aus einer dünnen, hautähnlichen, denselben umhüllenden Schichte, durch deren Uebereinanderliegen die Form des Ringes gebildet wird, und c) aus etwas Flüssigkeit, die zwischen dem Kern und der äußern Schichte sich befindet. 4) Beobachtungen über die Entwicklung der Kröte im Ey, welche das über die Entwicklung des Frosch-Eyes Gesagte bestätigen. 5) Auch die Beobachtungen über

die Entwicklung des Wasser-Salamanders und 6) der Eidechse und Schlange sind genau und ausführlich mitgetheilt. Die zu diesen Beobachtungen gehörenden Abbildungen, wozu der Verf. selbst die Zeichnungen lieferte, erfüllen ihren Zweck, die Versinnlichung des Gesagten, vollkommen.

Auf diese Beobachtungen gründen sich des Vfs. Ansichten über die Bildung des thierischen Körpers. Die Ansicht des Vfs. über die Bildung des Nervensystems ist folgende. Bey der zu allererst eintretenden Bewegung der Dotterkugeln, wird durch deren Anhäufung an einem Punkte zuerst die Narbe gebildet. Nach mannigfaltigen Gestaltungen geht die formelle Bildung der Centralorgane des Nervensystems vor sich, die sodann mit einer Schichte Dotterkugeln überdeckt werden, welche die Grundlage des Knochengeriistes und überhaupt der Hüllen des Gehirns und Rückenmarks sind. Hierauf beginnt die Umänderung der Materie. Die Dotterkugeln lösen sich in eine gleichförmige, durchsichtige, beynah farblose Masse auf, welche sich endlich in diejenigen Substanzen verändert, aus welchen das Gehirn und Rückenmark besteht. Beide, das Gehirn und das Rückenmark entstehen unmittelbar und gleichzeitig aus der Dottermasse, doch wird das Rückenmark schneller vollendet. Auch die Nerven entstehen unmittelbar aus der Dottermasse, der sogenannten Keimhaut, und setzen sich ungefähr auf die Weise an das Gehirn und das Rückenmark, wie in einer Flüssigkeit neu sich bildende Krystalle an den vorhandenen Kern sich anlagern. Am spätesten scheint sich das Gangliensystem zu bilden, da bey allen Wirbelthieren der Theil der Dottermasse, der das sogenannte Schleimblatt darstellt, und sich in den Darmcanal umwandelt, am spätesten verändert wird, und auch bey den Batrachiern

der Darmcanal noch lange Zeit aus einer Schichte Dotterkugeln besteht, während der übrige Theil des Embryos schon sehr weit in der Entwicklung vorangeschritten ist. Obgleich nun die formelle Bildung des Nervensystems frühzeitiger ist als die Bildung des Blutes und selbst die materielle Bildung derselben, bis auf einen gewissen Grad, ohne Beyhülfe von Blut bewirkt wird, so entstehe doch Nervenmasse und Blut gleichzeitig. Ein Theil der Dottermasse verwandelt sich in Blutkugeln, zugleich aber gestaltet sich ein anderer Theil der Dotterkugeln unmittelbar in Organmasse um, welche schon Sensibilität und Irritabilität zeigt, bevor sich freye Blutkugeln und Gefäße gebildet haben. Während dieser Proceß fortschreitet, und ein Theil der Dotterkugeln sich in die Substanz der Organe, welche dabey immer durchsichtiger werden, auflöst, trennen sich andere Blutkugeln, die vorher in kugeln Massen zusammenhängen, immer mehr los, bis sie am Ende ganz frey werden, wo sie sich sodann in geraden oder in Bogen-Linien ansammeln. In dem nun die Blutkugeln sich allmählich bewegen, und sich gegen die Centraltheile des Körpers hinziehen, entstehen in der Organensubstanz Rinnen, und so werden die Blutgefäße gebildet. Die Richtung, in welcher sich die Blutkugeln ansammeln, und in welcher die Gefäße zuerst entstehen, hängt von den Centralorganen des Nervensystems ab.

Ein ausführlicher Abschnitt ist der Bewegung des Blutes gewidmet. Die Capillargefäße hat der Verf. an vielen, sowohl kaltblütigen als warmblütigen, Thieren untersucht. Eine freye Endigung arterieller Gefäße zeigte sich nirgend. Die Capillargefäßwände bestehen nur aus der Masse der Organe, welche am Rande der größern Ge-



fäße etwas zusammengedrängt zu seyn scheint; auch bewegen sie sich im normalen Blutlaufe auf keine Weise. Nachdem nun Hr. B. dargethan daß weder das Herz, noch die Irritabilität der Arterien und die Bewegung der Capillargefäße als alleinige Ursachen der Bewegung des Blutes anzusehen sind, so sucht er zu beweisen daß die Bewegung des Blutes nur mittelst des unmittelbaren Einflusses des Nervensystems vollbracht wird. Die Gründe für die letztere Meinung sind: daß die Blutbewegung selbst bey noch thätigem Herzen aufhört, wenn der Nerveneinfluß auf das Blut fehlt; daß vermehrter Nerveneinfluß auf einen Theil die Blutbewegung in demselben, unabhängig von den Herz- und Gefäßbewegungen, beschleunige; und daß auch die Bildungsgeschichte der Nerven und des Blutes hiermit übereinstimme. Was der Vf. zur weitern Bestätigung dieser Behauptungen anführt, ist aller Aufmerksamkeit werth. Ihren Einfluß auf die Bewegung des Blutes üben die Nerven durch eine ihnen zukommende Anziehungskraft für die Blutkügelchen aus, durch welche sie dem Blute die Richtung anweisen, in welcher es strömen soll. Außerdem haben die Nerven auch eine Repulsionskraft für die Blutkügelchen, und ähnlich, wie bey der Electricität, folgt auf den Act der Anziehung eine Abstoßung der in Berührung gekommenen Körper. Da nun die Attractionskraft die der Repulsion überwiegt, und sich vorzüglich stark von dem Stamme des Körpers auf die Peripherie äußert, so wird dadurch die Hauptverrichtung des Herzens einleuchtend, nämlich die, das Blut von dem Centrum nach der Peripherie des Körpers zu treiben, während es weniger zu dem Rückflusse des Blutes nach der Mitte des

Körpers beyträgt. Durch das Ueberwiegen dieser Kräfte in den Centralorganen des Nervensystems wird die Leerheit der Arterien nach dem Tode bedingt, und auch die Bewegung des Blutes in den Gefäßen des Nabelstranges wird dadurch hervorgebracht. Auf dieselbe Weise wird die Flüssigkeit in den Lymphgefäßen zu dem ductus thoracicus und von diesem in das Nervensystem, vermöge jener Attraction nach den Centralorganen des Nervensystems, geführt. Der Verf. gesteht den Nerven einen unmittelbaren Einfluß auch auf die Blutbereitung und die Verdauung zu. Die Wirkung des Magensaftes sey zwar nicht gering, jedoch der Hauptgrund der Verdauung in einer, von den zahlreichen Nerven des Magens ausgehenden, unmittelbaren Einwirkung der Magenwände auf die Nahrungsmittel zu suchen, wodurch die Auflösung derselben befördert, und den assimilierbaren Stoffen ein Etwas mitgetheilt wird, wodurch sie die Eigenschaften belebter Stoffe erhalten. Diese Uebertragung des Lebens auf die Stoffe, die dem Körper angeeignet werden, sey der Mittheilung der Electricität von einem electrifizierten Körper auf einen andern zu vergleichen; woben der Magensaft die lebendige Einwirkung der Magenwände auf die Nahrungsstoffe auf eine ähnliche Weise vermittelt, wie die Anfeuchtung die Einwirkung der Pole einer Voltaischen Säule auf den mit denselben in Berührung gesetzten Körper begünstigt. Die Einsaugung wird durch eine, von den festen Theilen und namentlich von der Nervenmasse ausgehende Anziehung auf das Blut und auf die Bestandtheile, die zur Bildung desselben verwendet werden, wohin insbesondere die Dotter- und die Chyluskügelchen gehören, bewerkstelligt. Die in dem Speisebrey enthalte-

nen, zur Aufnahme bestimmten Stoffe, die also durch den vital-chemischen Proceß größtentheils verändert, und gleichsam schon belebt sind, werden von der Wandung des Darmcanals angezogen, durchdringen dieselbe, und gelangen vorzugsweise in die lymphatischen Gefäße. — Die Umwandlung der Chyluskügelchen in Blut geschieht wahrscheinlich vorzüglich in den lymphatischen Drüsen und in den Lungen vermittelt der Einwirkung der Nerven und der atmosphärischen Luft. — Hiernach untersucht Herr B. in wiefern den Nerven auch auf die Erhaltung der Blutmischung, auf die Wärmebildung, auf die Absonderungen und auf die Ernährung ein unmittelbarer Einfluß zuzuschreiben ist. Im normalen Zustande werden wahrscheinlich nicht ganze Blutkügelchen an Organe angelagert und in die Substanz der Organe umgewandelt, sondern während die ganze Blutmasse in dem Capillargefäßsystem von arteriellem Blute in venöses, unter Wärmeentwicklung, umgewandelt wird, werden von jedem Blutkügelchen gewisse Theile, jedoch in äußerst geringer Menge, abgesetzt, welche zum Theil ausgeschieden werden, zum Theil aber mit der Substanz der Organe sich vereinigen. Viele Blutkügelchen mögen dabey auch ganz aufgelöst werden, und sodann die Substanz des Organs durchdringen und sich mit ihr verbinden.

In dem pathologischen Theile bemüht sich der Herr Verf., indem er seine Meinung über die Natur verschiedener Krankheitsarten ausspricht, die Richtigkeit der von ihm aufgestellten physiologischen Lehrsätze auch in der Anwendung derselben auf die Pathologie nachzuweisen, wobey besonders der Antheil, den die Nerven und das Blut daran nehmen, bestimmt ist. Fieber

ist eine über das Gefäßsystem verbreitete, und vorzüglich durch ein Leiden der Gefäßnerven bedingte Störung in den Processen zwischen Nerven und Blut, und die hiermit in Zusammenhang stehende, fehlerhafte Gefäßbewegung. Die Fieber sind in drey Klassen getheilt: Fieber, welche in einfach erhöhtem Proceß zwischen Nerven und Blut bestehen; Fieber, in welchen der Proceß zwischen Nerven und Blut qualitativ verändert ist; Fieber, in welchen der Proceß zwischen Nerven und Blut mehr oder weniger darnieder liegt. — In der Entzündung ist jener krankhafte Proceß zwischen Nerven und Blut nur auf eine Stelle beschränkt; die Entzündung selbst aber erklärt der Verfasser für einen in der Art in einem Organe erhöhten Lebensproceß zwischen Nerven und Blut, daß dadurch, vermittelt überwiegender Attraction, Blutstockung, und, in höherem Grade der Krankheit, chemische Umwandlung eintritt. Nachdem nun noch der Verfasser das Verhalten der Nerven und des Blutes bey den krankhaften Absonderungen, bey der krankhaften Ernährung und in Nervenkrankheiten nachgewiesen hat, so sucht er in dem

dritten Theile die Vortheile bemerklich zu machen, die wir in der Behandlung der Krankheiten gewinnen, wenn wir beständig das Verhalten der Nerven und des Blutes vor Augen haben, und welche Veränderung wir durch die Anwendung der Heilmittel in dem Nervensystem und in der Blutmasse hervorzubringen im Stande sind.

H . . . ft.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

93. Stück.

Den 13. Junius 1831.

---

L o n d o n.

For Longman etc. 1829: Historical and descriptive narrative of twenty years residence in South America. By W. B. Stevenson. Containing travels in Arauco, Chile, Peru and Colombia; with an account of the revolution, its rise, and progress. 3 Bde. 439, 467, 434 S. in 8.

Der Verfasser lebte seit 1804 in Südamerika, anfangs als Privatmann, dann als Secretär des Generalcapitän von Peru, als Gouverneur von Esmeraldes, Oberst, Fregattencapitän, und endlich als Secretär des Viceadmiral von Chile, Lord Cochrane. In diesen verschiedenen Verhältnissen hat er alle Theile von Chile und Peru, manche zu wiederholten Malen bereist, und war nicht nur Augenzeuge der politischen Begebenheiten, wodurch jene Länder vom Mutterlande losgerissen wurden, sondern hat selbst thätigen Antheil daran genommen, und in nahen Berührungen mit den bedeutendsten Männern jener Epoche gestanden. Aus allem diesem geht schon hervor,

daß von allen Reisenden, die in neuerer Zeit über diese Theile von Südamerica und deren Schicksale geschrieben haben, keiner einen so vollgültigen Beruf dazu haben konnte wie Herr Stevenson, und in der That ist auch das vorliegende, von allen uns bekannten neueren Werken über diesen Gegenstand bey weitem das reichste an wissenswerthen Nachrichten. Der erste und zweyte Band enthält Berichte von den Reisen, die der Verf. zu verschiedenen Zeiten nach verschiedenen Gegenden von Peru und Chile unternommen, nebst allgemeinen und besondern statistischen und naturhistorischen Angaben; der dritte enthält eine Geschichte der Insurrection und Emancipation dieser beiden Colonien bis zur Abdication des Präsidenten von Chile, D. Higgins, und der Entfernung Lord Cochrane's, wobey sich der Verf. jedoch größtentheils auf das beschränkt was unter seinen Augen vorgegangen ist, so daß dieser Band eher ein höchst schätzbarer, unentbehrlicher Beytrag zur Geschichte dieser Epoche als eine vollständige Geschichte derselben ist. Besonders ausführlich sind darin die Tüde und Thaten Lord Cochrane's als Viceadmiral der chilesischen Flotte abgehandelt, an denen der Verf. selbst rühmlichen Antheil genommen; dennoch möchten hier weniger neue Aufschlüsse zu finden seyn als in dem was er über die ersten und zweyten unglücklichen Insurrectionsversuche in Quito 1809 und 1811 sagt. Schon im October 1808 waren zwey Advocaten, Quiroga und Morales (beide von den Altspaniern mehrfach beleidigt) und Salinas, ein Officier, wegen staatsgefährlicher Umtriebe verhaftet, aber aus Mangel an Beweisen wieder in Freyheit gesetzt worden. Noch mehr erbittert und vorsichtiger benutzten diese und einige andere gleichgesinnte nun das zweydeutige, schwankende Benehmen der bestehenden

Regierung, welche bey dem Volke den Verdacht erregte, als begünstige sie die Napoleonische Usurpation des Mutterlandes und wolle die Colonien dem gemeinsamen Feinde überliefern. Daß bey dem Volke und auch bey vielen der Anführer im Anfange der aufrührischen Bewegung Treue gegen Ferdinand VII. und Furcht vor Französischer Usurpation zum Grunde lag, leidet wohl keinen Zweifel; eben so wenig aber, daß die ausgezeichnetsten und thätigsten Häupter schon damals die gänzliche Emancipation der Colonien vor Augen hatten. Komisch genug ist der Bericht des Verfassers über die Art wie die erste Umwälzung im Namen Ferdinand VII. zu Stande kam. Die Behörden, besonders der Präsident Graf Ruiz de Castilla, hatten keine Ahnung von dem was vorging; als eines schönen Morgens sich zwey Männer bey dem Präsidenten meldeten, und da die wachthabende Ordonanz Anstand nahm ihn so früh am Morgen zu wecken, derselben ein Schreiben einhändigten, mit dem Bedeuten es sey von der junta soberana und müsse sogleich übergeben werden. Die Ordonanz, über diesen nie gehörten Titel ganz verblüfft, bringt Sr. Excellenz den Brief mit einer schönen Empfehlung von der junta soberana. Der Präsident kann weder daraus noch aus der Aufschrift: 'an den Expräsidenten' klug werden; kleidet sich schnell an um den Brief zu lesen, der von Morales als Secretär einer aus einigen der angesehensten Einwohner bestehenden Junta unterschrieben ist, und ihm andeutet, daß die Sicherheit des Staates und der Dienst Sr. Majestät Ferdinand VII. seine Absetzung nöthig mache. Als der bestürzte Präsident hinausgehen will um sich zu erkundigen, Maßregeln zu treffen, wird er von der Schildwache zurückgewiesen und die junta soberana, unter Vorsitz des Marquis von Selva Alegre, fin-

det sich ohne weitem Widerstand oder Blutvergießen installiert. Eine, seit fast dreihundert Jahren unumschränkt gebietende Gewalt war in einer Nacht gestürzt worden (vom 9ten auf den 10ten August 1809); Quiroga und Morales hatten die angesehensten Einwohner, Salinas die 400 Mann starke Besatzung gewonnen, der Masse des Volks war man ohnehin sicher. Diese fast comödienhafte Revolution sollte aber ein sehr tragisches Ende nehmen. Unter den Mitgliedern der Junta entstanden bald Uneinigkeiten, indem Morales und Quiroga sie weiter zu reißen suchten als sie je zu gehen gedachten, und zugleich von Lima und Guayaquil her die neue Regierung als rebellisch bedroht wurde. Der Marquis von Selva Alegre zeigte sich seiner Stellung ganz und gar nicht gewachsen, und schon im November übernahm der Graf Ruiz de Castilla, auf dringendes Bitten der Junta und der Bewohner von Quito die Verwaltung wieder, ohne weitere Verpflichtung als eine allgemeine Amnestie. Diese wurde aber auf die treulosste Art gebrochen, als im December Truppen aus Lima und Guayaquil unter Arredondo einrückten. Dieser und der Fiscal Arrechaga mißbrauchten die Schwäche des Präsidenten und ließen fünf und siebenzig der angesehensten Einwohner einkerkern, darunter zwar die Mitglieder der Junta (Selva Alegre ausgenommen) und Theilnehmer an den Unruhen, aber auch viele ganz Unschuldige. Es wurde ihnen mit Verletzung vieler Gerichtsformen der Proceß gemacht und dann die Acten nach Santa Fe geschickt, wo sie aber gerade in dem Augenblick ankamen als dort die erste glückliche und unblutige Umwälzung unter Mariño statt gefunden hatte, und auch sogleich vom Henker öffentlich verbrannt wurden. Dieß konnte jedoch die Gefangenen in Quito nicht retten.



Ein Versuch sie zu befreyen, der von den ebenfalls in ihren Casernen verhafteten Soldaten des Salinas gemacht wurde, diente am 2. August als Grund oder Vorwand um die Gefangenen (darunter Quiroga, Morales und Salinas) in dem Kerker zu ermorden. Die meisten wurden von ihrer eigenen Wache erschossen, viele von einem Zembosknaben\*) mit einem Beil erschlagen. Hierauf durchzogen Arredondo's Soldaten wüthend die Stadt, und machten über 300 Einwohner nieder, die sie auf den Straßen antrafen, und erlaubten sich überhaupt in den folgenden Tagen solche Gewaltthätigkeiten, daß der Graf Ruiz und seine Vertrauten selbst die Nothwendigkeit einsahen diesem Zustand ein Ende zu machen, und die Stadt von diesen Truppen, die den Namen tropas pacificadores so schändlich mißbraucht hatten, zu befreyen. Arredondo zog mit ihnen ab, und, sonderbar genug, ward die Ruhe durch keine Reaction gestört. Bald darauf langte Montufar, der Sohn des Marquis von Selva Alegre, mit Vollmachten von der Regentschaft aus Cadix an, worauf eine neue Junta unter Vorsitz des Grafen Ruiz gebildet wurde, um im Namen Ferdinand VII. und der Regentschaft die Verwaltung zu übernehmen. Alles schien nun auf dem besten Wege und die Ruhe gesichert. Aber diese wurde sehr bald durch die drohende Rüstung des Vicekönig von Peru, Abascal, gestört, der die Vollmachten der Regentschaft nicht anerkennen wollte, indem zugleich in Quito Unruhen unter dem Pöbel, besonders den Indianern, entstanden, deren Opfer einige der Urheber des blutigen zweyten Augusts wurden, unter andern auch der 87jährige Präsident Ruiz de

\*) Zembos heißen die Mischlinge von Neger und Indianerinnen; sie sind ihrer heimtückischen, kalten Grausamkeit wegen von allen Mischlingen am übelsten berücksichtigt.

Castilla, dem der Vf. nur seine große Schwäche vorwirft. Montufar hielt eine Zeit lang gegen die Truppen von Lima das Feld; als aber General Montes, 1811 von der Regentschaft in Cadix zur Präsidentschaft von Quito ernannt wurde und überhaupt diese Bewegungen immer mehr den Character einer Empörung gegen das Mutterland annahm, mußte er sich nach Quito zurückziehen. Die Stadt wurde jedoch ohne bedeutenden Widerstand von Montes besetzt, mehrere der angesehensten Einwohner hingerichtet, Montufar als Verräther von hinten erschossen und sein Herz verbrannt. Quito blieb nun in den Händen der Spanier bis May 1822, wo die Columbiar unter Sucre es besetzten, und die Unabhängigkeit proclamirt wurde. — Wir haben diese kurze Uebersicht mitgetheilt, da, wie gesagt, die Wichtigkeit späterer Ereignisse auf andern Puncten gerade diese Episode der Geschichte der Emancipation Südamerica's in Vergessenheit gebracht hat. Fernere Auszüge gestattet uns der Raum nicht, und wir begnügen uns das Werk in jeder Hinsicht als eine wichtige Quelle für diese Geschichte zu empfehlen.

Dasselbe gilt auch in statistischer Hinsicht von den beiden andern Theilen, besonders was den Zustand der Indianer, sowohl der unterjochten als der unabhängigen (bravos) betrifft. Der Verf. tritt als eifriger Vertheidiger dieser unterdrückten oder verwilderten Rasse auf, und widerlegt die ungünstigen Urtheile spanischer und französischer Schriftsteller. Unter ersteren kömmt auch Ulloa schlimm weg; doch kann sich der Verf. nur auf dessen Reisebeschreibung beziehen und nicht auf die erst vor drey Jahren bekannt gemachten *noticias secretas*, worin Ulloa die Grausamkeiten seiner Landsleute wahrlich nicht beschönigt, und auch den guten Anlagen der Indianer in mancher

Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ja, nach den Berichten des Hn. Stevenson sollte man fast glauben, daß Ulloa den unglücklichen Zustand der Indianer, und die Gebrechen und Mißbräuche der Colonial-Verwaltung überhaupt übertrieben hat; oder es ginge daraus hervor, daß die Regierung Carls III. auch in den Colonien sehr wesentlich wohlthätige Folgen gehabt hat. Merkwürdig ist, daß die Indianer noch jetzt alljährlich das Andenken des unglücklichen Inka Atahualpa durch eine Art von dramatischer Darstellung seines Todes feyern, und daß auch die uralte Mythe von Manco Capac sich noch mit allen Umständen bey ihnen erhalten hat. Hierbey jedoch, so wie bey den Sitzschilderungen des Vf. überhaupt, ist man in der Verlegenheit nicht zu wissen, von welcher Epoche er redet, und in wiefern die ungeheuern politischen Veränderungen und die vermehrte Berührung mit Fremden eingewirkt haben. Im Allgemeinen freylich scheint der Vf. eben keine günstige Meinung von dem Einfluß fremder Civilisation auf die Bewohner von Südamerica zu haben, und bedauert einigemal ausdrücklich den Untergang der alten patriarchalischen Einfachheit, Offenheit, Gastfreyheit und Rechtlichkeit; was freylich wieder ein merkwürdiger Beweis wäre, daß die allerverderbteste Verwaltung in Staat und Kirche mit jenen guten Eigenschaften der Individuen sich vertragen kann. Erfreulich ist es, zu sehen wie der Vf. die süd-americanischen Frauen gegen die Beschuldigungen einiger seiner Landsleute als Mütter und Gattinnen in Schutz nimmt.

B. A. S.

### Frankfurt am Main.

In der Brönnerschen Buchhandlung: Beschreibung und Abbildung mehrerer neuer Fische im Nil, entdeckt von Dr. Eduard Rüppel. 1829. 12 S. nebst 3 Steindrucktafeln in 4. — Während

seines Aufenthalts an den Ufern des Nils beschäftigte sich der Hr. Vf., so oft sich die Gelegenheit zeigte, mit dem Beobachten und dem Beschreiben der Fischarten, die in diesem großen Strome leben. Er sah nicht allein die meisten derjenigen, welche der berühmte Naturforscher Geoffroy St. Hilaire daselbst bey Gelegenheit der französischen Expedition nach Aegypten bereits beobachtet hatte, sondern außerdem noch mehrere andere, welche den Gegenstand vorliegender Beschreibung und Abbildung ausmachen. Diese Fische sind: *Hypophthalmus niloticus*, *Pimelodus laticeps*, *Synodontis serratus*, *Synodontis maculosus* und *Sudis niloticus*. Was übrigens die in dem vermeintlichen Octavband von Isidore Geoffroy St. Hilaire gelieferte Beschreibung zu den in dem großen Werke über Aegypten abgebildeten Fische anbetrifft, so irrt sich der Hr. Vf. wenn er meint dieselbe sey nur in 12 Exemplaren abgedruckt worden; diese 12 Exemplare sind vielmehr nur Separatabdrücke der Suite de l'histoire naturelle des poissons du Nil. Par M. Isidore Geoffroy - St. Hilaire (von p. 265..340 der Description de l'Egypte; histoire naturelle; Mémoires. T. 1. 3. Livr. [3. Sect.]), — und wenn weder die Frankfurter noch die Darmstädter Bibliothek diesen Band besitzt, so muß ein Fehler im Verschicken vorgefallen seyn, und diese Abtheilung müßte dann nachgeliefert werden. — Die Charakteristik, die Beschreibung und die Abbildungen der genannten Fische sind gut. — Einen *Pimelodus auritus*, wie es p. 5 zweymal heißt, kennt Ref. nicht, wohl aber einen *Pimelodus auratus*, — so genannt, weil, als diesen Fisch vorzüglich charakterisierend, die obere Fläche des Kopfs goldgelb gefärbt ist.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

94. Stück.

D e n 16. J u n i u s 1 8 3 1.

---

P a r i s.

Bey Treuttel und Würz, rue de Bourbon (eine Angabe, die zugleich ein chronologisches Datum ist) 1830, mit dem Vortitel Prototypographie, und dem Haupttitel Bibliothèque prototypographique, ou Librairies des fils du roi Jean, Charles V., Jean de Berri, Philippe de Bourgogne et les siens. XXX und 346 Seiten in Quarto.

Ein Buch, von dem nur wenige Abdrücke gemacht sind, und das vermuthlich auch nur wenige Käufer finden wird, verdient schon deshalb eine Anzeige in unsern Blättern. Der Herausgeber nennt sich unter der Vorrede, oder wie er, zufolge seiner Vorliebe für veraltete oder auch neugebildete Wörter, sich ausdrückt, unter dem Liminaire, J. Barrois, D. du N. (dep. du nord?). Der Zweck seines Buches ist, einen Beytrag zur Geschichte der allmählichen Entstehung der öffentlichen Bibliotheken seines Vaterlandes zu geben.

Diese, sagt er, verdankt Frankreich allein seinen Königen. Was die Kirche bis zum dreizehnten Jahrhundert that, war, in Hinsicht auf die Auswahl so wohl als den Gebrauch der Bücher, höchst beschränkt; und zugleich darf man nicht vergessen, wie viel die Mönche zur Vernichtung alter Handschriften beytrugen, die sie unbarmherzig abwuschen, abtrakteten und bleichten, um das Pergament für andere Zwecke zu beschreiben. La bibliothèque du Roi possède mille palimpsestes, dont un très petit nombre est susceptible de présenter quelque intérêt aux rares émules de l'abbé Mai. (Auffallend, daß gerade die königl. Bibliothek das Unglück hatte, so gut gewaschenes Pergament zu bekommen.) Was Carl der Große, Carl der Kahle, Ludwig der Heilige gesammelt hatten, mußte, vermöge ihrer Vermächtnisse, zum Besten der Armen verkauft, oder geistlichen Stiftungen übergeben werden. Erst unter dem K. Jean fing man an, Bücher als einen Theil der Erbschaft anzusehen. Sie wurden zu den Kleinoden gerechnet, und bey Todesfällen wurden die Verzeichnisse von den Gardes-joyaulx aufgenommen. Solche Inventarien über den Nachlaß der auf dem Titel dieses Buches genannten Fürsten haben sich zu Paris, Lille, Dijon gefunden; und diese Inventaires sind es, von denen Herr Barrois einen wörtlich treuen Abdruck gibt. In wie weit die alten Pergamente durchaus richtig gelesen wurden, muß auf sich beruhen; non est in silva penis animal q̄ mala lingua (S. 230), Casus institucionum p. Guillm̄ de Brindesrone anglic (S. 231), und die Entstellungen deutscher Wörter erregen einigen Zweifel. — Daß sich aus solchen Verzeichnissen mancherley lernen läßt, ist einleuchtend. Wir se-

hen daraus, zu welcher Art von Büchern die Lust und Liebe des Sammlers sich vorzüglich hinwandte; auch wohl zu welchen Preisen sie gekauft wurden. So ist z. B. in *Inventaire et Prisée des livres de Jean duc de Berry v. J. 1416* verzeichnet *Un grand livre appellé le Livre de Lancelot du Lac, escrit en françois de lettre de fourme et bien historié (mit Bildern geziert) au commencement et en plusieurs lieux, et au commencement du second feuillet a escrit En la fin, et est couvert de drap de soye vert, à deux fermoirs dorez, et sur chacun ais a cinq boutons de cuivre dorez; lequel livre mon dit seigneur achêta l'an que dessus 1404 de maistre Regnaut du Montet, demeurant à Paris, la somme de 300 escus d'or. Prisé 100 livres parisis, valent 135 livres tournois.* Auch können solche Verzeichnisse dienen, uns mit dem Namen des Verfassers eines Buches, so wie auch mit der Zeit, in die es zurückreicht, bekannt zu machen. Dazu wird aber erfordert, daß die Inventarien zuverlässiger sind, als die hier bekannt gemachten, aus denen deutlich hervorgeht, daß die *gardes-joyaulx* sich mehr um das Aeußere als um den Inhalt des Buches bekümmerten. Ihr beygesetztes *quemenchant ou second feuillet . . .* (warum immer das zweyte?) gibt gewöhnlich nicht den mindesten Aufschluß. Noch schlimmer ist, daß der Herausg. niemahls bemerkt, ob die Handschrift noch vorhanden, und wo sie zu finden ist. Einiges, wie sich beyläufig ergibt, ist in der königl. Bibliothek, anderes in Brüssel, bey weitem das meiste aber scheint, unter der Regentschaft des Herz. von Bedford, im Anfange des 15. Jahrh. nach England

gekommen zu seyn. — Die Summe der in den abgedruckten Inventarien verzeichneten Bücher beläuft sich auf 2311 Numern. Griechische Handschriften finden sich gar nicht, von römischen Classikern wenig (Cicero, de officiis, de amicitia, de senectute, paradoxa, rhetorica, epistolae, Sallustius, Juvenalis, Seneca trag., Valerius Max.); das meiste ist Französisch. Ungefähr ein Duzend Bücher sind in deutschen Dialecten geschrieben. Was das Inventarium thiois nennt, wird man aus folgenden größtentheils entstellten Wörtern errathen können. Une parabole de deux vrays amoureux, en thiois, començant au second feuillet *Sterelig*, et au dernier *want*. L'ystoire de Troyes la Grant, en thyois, començant au second feuillet *hadde en*, et au dernier *die vunt max* (S. 167). Ung autre livre en parchemin de plusieurs Oroisons, en almant, et les Heures, translitées en thiois, començant au second feuillet *Vrouwe ende*, et au dernier, *spreken en dinen* (S. 172). L'Istoire de Troyes la Grant, en thyois, començant ou second feuillet *hadde afgeslegghen*, et finissant ou derrenier, *oec pleghen dies dat zegghet desen brief* (S. 255). En hault alemant soll seyn: Coment Jason conquist la Thoison d'or, et la première destruction de Troye, començant ou second feuillet, *war chumg auf erde*, et finissant ou derrenier *phineztage nach Andree apl.* (Eine ähnliche Handschrift S. 165 com. au second f. *War wunig auf*, et au dernier, *aclh sathz uns*). — Ferner Cy a 47 Sermons de frère Bertolle, començant ou second feuillet *Ixt ebb<sup>m</sup> dabor* et finissant ou derrenier *das haiff et das gulden. Ave Maria*. — so wie auch Pluseurs moralitez,



comenchant ou second feuillet *der in sine worke* et finissant ou derrenier *vater zon heyliger gyest, Amen.* (S. 255). — Dhue Angabe der Sprache: *La vie sainte Elizebeth, entier, comançant au second feuillet Makende dot aldus, et au dernier als sweet vanden;* — la table de la foy chrestienne com. au sec. feuillet *Gaet noc en wart, et au dernier toen ic quam naer;* — *La vie sainte Hedwinghen d'almaigne, com. au sec. feuillet von ir et au dernier in godlike lib.* (S. 165). — In Hinsicht auf den Inhalt haben christliche Handschriften (es kommen mehrere lateinische und wohl zwey Duzend französische Bibeln vor), Chroniken, Ritter-Romane (mehrere Tristan, zwey Handschriften *le livre des auctorités du chevalier au lyon*) und andere Poesien (unter andern neun Renard) das Uebergewicht; doch fehlt es auch nicht an medicinischen, astronomischen, juristischen Schriften, und an Uebersetzungen lateinischer Classiker (vielleicht ein Duzend Handschriften, Uebersetzungen des Livius enthaltend, Uebersetzungen des Valerius Mar., Curtius, Suetonius, Ovidius, Vegetius, Boethius). — Von den sechs Kupferblättern stellt das erste die Wapen, das zweyte die Seigns-manuel der auf dem Titel genannten Fürsten vor, das dritte ist ein fac-simile der ersten Seite einer französischen Uebersetzung von Augustin. de civ. dei, das vierte, ein fac-simile der ersten Seite von *anciennetés des Juifs selon la sentence de Joseph*, beide jetzt in der königl. Bibliothek zu Paris; das fünfte und sechste sind fac-simile der ersten Seite zweyer jetzt zu Brüssel befindlichen Handschriften.

Als Beleg und Nachtrag zu dem bisher Gesagten fügen wir noch einige Numern bey.

3. L'original de Titus Livius, en françois, la premiere translacion qui en fu faite; escript de mauvese lettre, mal enluminé et point ystorié. — 7. Digesse nove, couvert de soie ynde et vermeille, et fermours d'argent. — 8. Digesse vielle, de meisme, et fermours d'argent. — 14. Institude, de meisme, et fermours d'argent. — 32. Le costumier de Normandie, avecques les évangiles, et la page pour faire le serment. — 86. Un livre fermant à clef, couvert de cuir vermeil, d'un avis Coment le Pape ne l'Eglise ne pueent, ne doivent, avoir aucune cognoissance en ce que touche le temporel du Roy, du royaume de France, de la courone ne des appartenances. — 87. Un livre appellé Decacornum, couvert de cuir vermeil, à empreintes; petit volume. — 532. Deux livres donnez à Monseigneur, au mois de may 1412, par messire Guillaume de Tignonville, chevalier. Le premier, des lois en françois appelle l'Infortiade, l'autre appelle Digestis. Presez, le premier 6 livres parisis, le second 10 livres parisis. — 607. Le livre de Titus Livius, fermant à deux fermours d'argent dorez, armoiez aux armes de feu mon dict seigneur, et le livre de Gneon, fermant à quatre fermours de léton. — 790. Ung autre livre en parchemin couvert d'ais rouges, intitulé en la fin, Explicit liber Tiriq Cirserd, en langage anglois, comancant au second feuillet, *It is well*, et au dernier *a yongs fussche*.

## H a l l e.

Bey Schwetschke, 1830: De Pentateuchi interpretationis Alexandrinae indole critica et hermeneutica. Scripsit Theophilus Eduardus Toepfer Hungarus, ph. D. VIII und 86 Seiten in Octav.

Der Verfasser selbst gibt diese Arbeit nur für die Probe eines größern Werks über die älteste Uebersetzung eines Buchs der Bibel aus. Daß Lob fleißiger Vergleichung des griechischen Texts mit dem Original muß man dem Verfasser geben; nur wäre zu wünschen, daß die vereinzeltsten Beobachtungen zu allgemeinen Uebersichten und Resultaten geführt hätten. Da gerade diese Uebersetzung in neuern Zeiten weniger durchforscht ist, würde eine genauere Behandlung derselben leicht manches neue Resultat geben. Die Einheit des Uebersetzers vertheidigt der Verfasser mit Gründen gegen Hody; auch ist er vorsichtig genug, die Uebersetzung, so wie sie jetzt nach den vielfachsten Interpolationen und Umänderungen vorliegt, nicht für die Arbeit des alten Uebersetzers ohne weitere Prüfung zu halten. Daß das hebräische Exemplar des Uebersetzers gar keine Wortabtheilung hatte, behauptet der Verfasser zu allgemein: es läßt sich nur sagen, daß die Wortabtheilung noch nicht so fest und nothwendig war wie jetzt in dem masorethischen Texte.

G. H. U. G.

## P a r i s.

Ferra libraire: Des Poisons considérés sous le rapport de la Médecine pra-

tique et de la Médecine légale. Par D. Ph. Mutel, ancien Médecin en chef des Hôpitaux militaires du Helder et du Texel etc. XIV und 560 Seiten. 1830. Octav.

Der Verfasser beabsichtigte eine übersichtliche Zusammenstellung dessen zu geben, was in der Lehre von den Giften bisher sey geleistet worden. So gut gemeint und nicht ohne Kenntniß dieser Versuch abgefaßt ist, so enthält er doch in keinem Puncte eine neue Ansicht oder eine neue Thatsache, und von sorgfältiger Benutzung des zu Gebote stehenden Materials ist keine Rede. Er beschwert sich über die mangelhaften gerichtlichen Untersuchungen in Frankreich (S. 24 ce que nos médecins sont chimistes et anatomistes et non légistes) und stellt (S. 35) ein Muster (?) einer solchen in einem fingierten Falle auf. Der Aufzählung oder auch nur der theilweisen Erwähnung der langen Reihe der speciellen Gifte vom Arsenik an bis zum Essig glauben wir uns enthalten zu dürfen, da sich, wir wiederholen es, nirgends eine eigenthümliche Beobachtung vorfindet.

---

### Verbesserungen.

- S. 852. Z. 3 v. u. l. versieget st. versiechet  
 = 859. letzte Z. l. 1774 st. 1474  
 = 905 Ueberschrift l. Edinburg st. London.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

95. Stück.

D e n 18. J u n i u s 1831.

---

Paris, Montpellier und Brüssel.

**Bey Gabon:** Recherches sur le traitement du Cancer par la compression méthodique simple ou combinée, et sur l'histoire générale de la même maladie, suivies de notes 1° sur les forces et la dynamétrie vitales 2° sur l'inflammation et l'état fébrile, par J. C. A. Récamier. Tome second. 721 S. 1829. Octav. (Vgl. oben S. 785).

**Quatrième Partie.** Recherches sur l'histoire générale des maladies cancéreuses. Dieser Theil enthält weniger eigenthümliche Ansichten des Verfs., als Aufzählung (noch dazu sehr dürftige) der bekannten Symptome, des Sitzes, der Arten des Krebses, der Varietäten, Untersuchungen über die Diagnose, welches Alles im ersten Kapitel enthalten ist. Der Krebs kann in einem einzelnen Organe sich zeigen, oder in mehreren zugleich; also bald von einer diathèse unilocale, bald von einer d. multilocale herrühren. Er bildet eine allgemeine Krankheit

des ganzen Organismus, wenn er eine allgemeine Krebs=Cacherie herbeiführt. Wenn er local ist, heilt er zuweilen von selbst (auch aus dieser Behauptung geht hervor, daß der Verf. die gutartige Verhärtung mit dem wahren Skirrhus verwechselt) und durch Hülfe der Kunst; hat er aber mehrere Organe nach einander und zusammen ergriffen, so ist er unheilbar. Einen ähnlichen Ausspruch that der Verf. schon im ersten Bande S. 198, wo er zugleich bemerkt 'daß in der Brust eines jeden Weibes ein Krebsleiden hervorgebracht werden könne durch topische Ursachen, besonders wenn moralische hinzukämen (daß dergleichen häufig Verhärtungen der Brüste bewirken, ist bekannt; aber diese sind nicht krebsiger Natur). Wenn diese Empfänglichkeit für Krebs sich auf die Brüste beschränkt, so kann die Krankheit durch topische Mittel geheilt werden'. Die Umänderungen der Gewebe werden genauer unterschieden, als man namentlich in Deutschland zu thun pflegt. Die Stadien sind: Umänderung in ein knorpelartiges oder nierentartiges Gewebe (letzteres zuweilen bey den circumscripten Geschwülsten), dann in eine speck-, gallert-, kartoffel (solanoide)-, hirn-, und breyartige Masse, endlich Uebergang in ein Geschwür. (Auf das Stadium des Encephaloids, welches ziemlich häufig zwischen dem skirrhösen und ulcerativen vorkommt, und dessen die Franzosen öfters erwähnen, wurde der Ref. schon vor mehreren Jahren aufmerksam gemacht durch die Anwesenheit aller drey Formen an einem Uterus. Am Muttermunde war die Krankheit sehr weit zum Geschwüre geschritten, der Hals der Gebärmutter und ein Theil ihres Körpers enthielt eine hirnartige Masse, während der oberste Theil desselben noch im skirrhösen Zustande sich befand.

Einmal fand Ref. diese Masse in der Mitte eines Stirnhirns, am Magen und Pancreas. Dieß Encephaloid hat manche Aehnlichkeit mit dem Markschwamme, ist aber gelblicher, nicht so leicht zerreiblich, anfangs körnig, von feinen Blutgefäßen durchzogen, selten eingekapselt. So bald es erweicht, was meistens in der Mitte zuerst geschieht, wird es breiartig.) Was Recamier primitive Krebsgeschwüre nennt, ist sogen. herpes exedens.

Im zweyten Kapitel ist von den Vorläufern des Krebses die Rede. Zu den normalen und abnormen Functionen, durch deren Unregelmäßigkeit oder Aufhören Krebs entstehen kann, gehören die Menstruation, nervöses Kopfschmerz, Hämorrhoiden, Fußschweiß, Neuralgien, rheumatische und unregelmäßige gichtische Affectionen. Demungeachtet sagt der Vf. bald darauf, daß Krebsübel unterscheidet sich von den andern organischen Krankheiten dadurch, daß es sich bey Personen entwickle, die einer guten Gesundheit zu genießen geschienen hätten. Locale Vorläufer sollen seyn: Schmerzen in den Brüsten, dem Uterus, dem Magen, der Leber. Eine topische Reizung durch irgend einen Stoß, einen Schlag oder eine Excoriation bewirkt Krebs in den Brüsten, in den Hoden, in Muttermälern. Ohne auch nur den geringsten Beweis anzuführen, behauptet Recamier, daß Contusion der Brust und der Hoden beständig (constamment) bey einer jeden Art von Individualitäten Krebs erzeuge, bald sogleich, bald nach einer Reihe von Jahren; daß schon ein kaum fühlbarer Stoß, der nicht einmal Entzündung hervorbringt, dazu hinreiche; daß eine jede Reizung und Entzündung eines Mäus mehr oder minder rasch, aber unvermeidlich (inévitablement) dasselbe bewirke (!). Die

Angabe einiger prophylactischer Mittel, welche bey dem ersten Entstehen der Krankheit angewandt werden sollen, beschließt dieß Kapitel.

Drittes Kapitel. Untersuchungen über die allgemeine Geschichte des Verlaufes des Krebses. Erster Artikel. Diffuse Krebsgeschwülste. Wenn die Anschwellung gleichförmig ist und eine Uebernahrung dabey ist, so verläuft die Krankheit langsam, theilt sich erst spät benachbarten Organen mit, und verändert erst spät das Gewebe des ergriffenen Theiles; je dichter sie ist, desto weniger schmerzhaft ist sie, desto leichter schleicht sich die Krankheit unbemerkt ein, desto weniger verändert sich ihr Zustand. Wenn aber die Geschwulst mit der Zunahme ihrer Consistenz zugleich zusammenschrumpft, das Organ atrophisch wird, so wird auch das Gewebe bedeutend umgeändert. Wenn die skirrhose oder kartoffelähnliche, hypertrophische oder atrophische Umänderung nicht gleichförmig ist, so zeigt sich das Organ an einer Stelle geschwollen, an der andern eingeschrumpft; das Uebel geht dann auch zuweilen von mehreren Puncten aus, die erst nach und nach unter einander sich verbinden. Zuweilen bleibt auch der Umfang des Theiles unverändert. Außer der Erzeugung von knorpelartigen, kartoffelartigen, hirnartigen, melanosen und gemischten Massen kommt auch mitunter die Bildung einer Substanz vor, welche einer querschnittenen Rübe ähnlich ist. — Die diffusen Carcinome werden nicht so leicht erweicht als die umschriebenen, leichter jedoch wenn beide Formen zusammen da sind; die serösen Häute der Nachbarschaft werden leicht zum Aushauchen einer abnormen Menge Serums veranlaßt, welche den Tod beschleunigt. Die atrophischen Krebsgeschwülste haben geringere Disposition zur Er-



weichung als die hypertrophischen; die letzteren gehen zuweilen eher in den atrophischen als in den erweichten Zustand über, wobey dann das Organ viele, den Narben ähnliche Furchen bekommt; die atrophischen werden aber nicht hypertrophisch, sofern sie nicht exstirpiert werden, wonach sie als hypertrophische Geschwülste wieder hervorschießen. Wenn die skirrhose Entartung das ganze oder fast das ganze Gewebe eines Organs ergriffen hat, so pflanzt sich die Krankheit fort durch Reizung oder Ausdehnung des Krebsleidens auf die nächsten Lymphdrüsen, das nächste Zellgewebe. Die Geschwulst wird nun adhärierend, die Krankheit zeigt sich auch in entfernten Theilen und wird zur Cachexie, früher oder später, je nach der bedeutenderen oder geringeren Empfänglichkeit anderer Organe für das Uebel. Wenn die Erweichung eingetreten ist, so fangen gewöhnlich die ersten Symptome der Krebs-Cachexie an. (Ref. muß hierbey bemerken, daß das zuletzt genannte Wort vom Verf. bald gebraucht wird, um die weitere Verbreitung des Krebses im Organismus zu bezeichnen — indem Récamier zu denjenigen gehört, welche den Krebs für ein anfangs locales Uebel halten — bald um den Marasmus, die allgemeine Schwäche und das franke Ansehen zu benennen, welches auf das Uebel folgt.) Welches immer der Character der primitiven Skirrhon seyn möge, die secundären Geschwülste haben immer ein nieren- oder kartoffelartiges Gewebe und werden dann Encephaloiden. Vor oder nach der Erweichung der hypertrophischen Krebsgeschwülste und deren weiterer Ausdehnung werden die größeren Venen der benachbarten Theile varicos, während die kleinen in den erweichten Stellen zerreißen; die Geschwülste bekommen dadurch zuweilen eine bräunliche oder schwärzliche Farbe, besonders an

den Brüsten, dem Uterus und dem Magen. Sie können die Erweichung andeuten, selbst ehe man dieselbe durch das Tasten erkennen kann (sehr häufig zeigen sich varicose Venen im Umfange eines Scirrhus ohne alle Spur von Erweichung, bloß wegen des Druckes, den er auf die Gefäße ausübt. Ref.). Aus mehreren, hier in der Kürze recapitulirten, Beobachtungen wird gefolgert: der Krebs pflanzt sich fort durch Absorption, durch Continuität und durch Contiguität der Gewebe; die Venen-Würzelchen, welche aus einer Krebsgeschwulst, besonders aus einer erweichten und verschwärten, absorbieren, nehmen an der Krankheit Theil, deren flüssiges Product sie aus den Zellen der Geschwulst oder aus der Oberfläche des Geschwürs aufnehmen. Die Venen, welche zuerst dasselbe aufnahmen, werden atonisch, von Blut ausgedehnt. Nach dem Tode oder nach dem Ausschälen der Geschwulst findet man ziemlich fern vom Heerde der Krankheit das Gewebe dieser Gefäßwände, nicht aber das Gewebe der Arterienwände zerreiblich, wie carcinomatos. Hieraus folgt nicht, daß die Infiltration, das Desdem der Theile, zu denen die Venen gehen, von der Aufsaugung und Fortpflanzung der Krebsflüssigkeit herrühre. Die Infiltrationen, die varicosen Venen im Umfange, und die Verschwärung zeigen einen Grad der Krankheit an, der nur palliativ behandelt werden kann. — Der erweichte Theil ist ein abgestorbener Theil, wirkt deshalb als ein fremder Körper ein und erregt so lange Entzündung bis er entfernt ist; zuweilen kommt ein Fieber von schlimmer Vorbedeutung hinzu. — Die Entzündung führt unfehlbar eine Verschwärung herbey. Die diffusen hypertrophischen Geschwülste gehen durch die Erweichung und Entzündung in jene über; das Geschwür hat nach außen umgeschlagene Ränder

und ist mit den bekannten schwammigen, leicht blutenden Auswüchsen besetzt, welche hier beschrieben werden. Zuweilen bekommen Krebsgeschwüre das Ansehen der vom Hospitalbrande herrührenden Geschwüre. Die Verschwärung der atrophischen Geschwülste verhält sich gemeiniglich anders. Es bildet sich eine Furche, oder mehrere sternförmige, z. B. an der gänzlich eingetrocknen Brustwarze. Der gerunzelte Grund dieser Furchen bekommt Spalten, die eine Feuchtigkeit absondern; diese bildet Krusten, und die Ränder der Spalten drehen sich einwärts, zuweilen so sehr, daß sie die verschwärende Stelle ganz verstopfen. — Wenn der Krebs eingekapselt ist, so ist es in seltenen Fällen möglich, daß die ihn umgebende Entzündung ihn ausstößt und so den Kranken rettet (Ledran, Richerand u. a.). Mag die Natur durch Gangrän, mag die Kunst durch Excirpation, Cauterisation oder Ligatur den Krebs zerstören, so hat man doch Rückfälle zu fürchten. — So sehr das äußere Ansehen der primitiven Krebsgeschwülste verschieden ist, so sind die Recidive doch einander sehr ähnlich, eine Thatsache, welche die wesentliche Identität jener Formen beweiset. — Eine spontane oder künstliche, durch Compression, Hungercur und Cicuta bewirkte Auflösung hält der Verf. für möglich; er beruft sich auf eigene und auf zwey von Duméril und Parent du Chatelet gemachte Erfahrungen. — Zweyter Artikel. Circumscriphte Krebsgeschwülste. Sie entstehen bald von selbst, bald durch äußere Gewalt, sowohl außerhalb als innerhalb eines Organes, z. B. der Milchdrüse; sie wachsen dann nach und nach, indem benachbarte Theile zu ihrer Vergrößerung beytragen, sobald die Geschwülste nicht eingekapselt sind, oder sie drängen die benachbarten Theile zusammen und bringen sie zum Einschrumpfen. Je mehr einge-

Kapselte Geschwülste wachsen, desto unbeweglicher werden sie entweder durch Vergrößerung ihrer Masse allein, oder durch das Verdichten und engere Umschließen der zunächst liegenden Theile. Die Schmerzen, deren Sitz sie sind, zeigen sich eben so mannigfach als die mit den diffusen Geschwülsten verbundenen. Rücksichtlich der Zunahme ihrer Härte und des Eintritts der Erweichung verhalten sie sich zuweilen wie die diffusen Geschwülste; häufiger bestehen sie aber schon von Anfang an aus einem kleinen sehr harten Kerne, 'sind von Anfang an carcinomatos, während die diffusen dazu bestimmt sind es zu werden'. Nachdem sie oft lange unverändert geblieben, erweichen sie zuletzt. Fluctuation zeigt sich in ihnen unter drey verschiedenen Umständen. Entweder wird sie durch eine in ihrer Mitte befindliche pulpose, gallertartige, hirnartige, zuletzt syrup- oder breiartige, schmutzig-graue oder etwas blutige Masse hervorgebracht; oder eingekapselte Geschwülste enthalten eine Tauche; oder der Schein einer Fluctuation wird durch varicose Venen verursacht. Die Erweichung so harter Skirrhien wird bald bewirkt durch den verminderten Kreislauf ihrer Haargefäße, welcher zusammen mit einer Hitze von  $31^{\circ}$  R., die in dem Skirrhus seyn soll, eine Zersetzung herbeiführt, bald durch Entzündung und Eiterung. Die mit ihnen verbundenen Varices, die weitere Verbreitung der Krankheit, die Entzündung und Verschwärung verhalten sich bey den isolierten Geschwülsten wie bey den diffusen. — Das Wegnehmen der Geschwulst hat nur dann einen soliden Erfolg, wenn sie stark eingekapselt ist und die Venen und Lymphgefäße noch nicht an der Krankheit Theil haben. Auch diese Geschwülste sollen sowohl von selbst als auch durch Druck aufgelöst werden können.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

# St t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

96. Stück.

Den 18. Junius 1831.

---

Paris, Montpellier und Brüssel.

Beschluß der Anzeige: Recherches sur le traitement du Cancer par la compression méthodique simple ou combinée, et sur l'histoire générale de la même maladie, etc. etc.

Dritter Artikel. Primitive Krebsgeschwüre. Unter dieser Rubrik gibt der Verf. eine kurze Schilderung fressender Geschwüre, welche aus beständig gekrahten oder sonst gereizten Muttermäulern, Angiectasien, Knötchen in der Haut, einer bössartigen Flechte entstehen, und solcher einfacher Geschwüre, die durch Reizungen verschiedener Art sehr zerstörend werden können, Fehler, welche freylich oft genug auch von deutschen Chirurgen für Krebs gehalten werden, es aber wahrlich nicht sind. — Vierter Artikel. Krebs = Cachexie. Hier spricht sich der Verf. deutlicher über diesen Punct aus als früher. Er bezeichnet damit die allgemeine Umänderung der Constitution, welche auf eine krebssige Degeneration irgend eines Organs folgt: gelbliche, bleyfarbene Färbung der

Haut und Schleimhaut, große Flüssigkeit aller Fluida, Zerbrechlichkeit und Zerreiblichkeit der Gewebe des Körpers, selbst der Knochen, colliquative Ausleerungen, Hydrops, secundäre Skirrhen u. s. w. Sie kann höchst selten durch ein bloß topisches Verfahren vermindert oder aufgehalten werden (Partie I. faits 24. 25). — Fünfter Artikel. Dauer der Krebskrankheiten.

Viertes Kapitel. Pathologische Anatomie. Da in dem vorigen Kapitel hiervon schon hinlänglich die Rede war und hier nicht einmal überall mit größerer Genauigkeit dasselbe gesagt wird, so begnügt sich Ref. damit, anzugeben, daß im ersten Artikel von den diffusiven primitiven Anschwellungen gesagt wird, sie seyen 1. bald weißliche und halb durchscheinende (chondroides), 2. bald weißliche und opake (solanoides, néphroides, encéphaloides) Skirrhen, 3. bald Melanosen, und daß im zweyten Artikel von den begränzten primitiven Geschwülsten im Allgemeinen dasselbe angeführt wird. Es kommen bey den letzteren aber noch andere Formen hinzu, indem man 4. zuweilen Skirrhen finde, deren Inneres, wie ein Honigwaben, durch mehr oder minder fibröse bläulichte Zellen abgetheilt sey, welche verschiedene Flüssigkeiten, zumal gallertartige enthalten, indem man ferner 5. zuweilen traubenförmige Gruppen von Geschwülsten antreffe, indem 6. der Verf. kartoffelartige Geschwülste beobachtet habe, welche hohl waren, wie Molen, und einige Schwämme enthielten. Wenn der Verf. angibt, daß er 7. skirrhose Bälge in der Gegend des Schlüsselbeines und der Achselhöhle gefunden habe, in welchen eine dicke gypsartige Masse mit einem etwas fetten Körper war, so wird der Leser diese gewiß eher für Tuberkeln halten, obgleich der Verfasser dieß nicht

meint, weil der Inhalt nicht kreideartig gewesen sey. — Der dritte und vierte Artikel enthält ein paar Worte über die primitiven und die consecutiven Krebsgeschwüre; der fünfte nichts Neues über die von den Krebsgeschwüren ausgeschiedene Flüssigkeit. — Sechster Artikel. Consecutive Krebsgeschwülste, besonders in den Lymphdrüsen, sind gewöhnlich Solanoiden oder Encephaloiden, von welcher Art auch das primitive gewesen seyn möge. Astley Cooper fand den ductus thoracicus eines an Sarcocele gestorbenen Mannes skirrhos und hier und da mit Encephaloiden besetzt. — Siebenter Artikel. Krebs-Cacherie, und achter Artikel: Wirkungen der Compression, sind kurze Wiederholungen des früher Gesagten.

Fünftes Kapitel. Allgemeine therapeutische Bemerkungen und Anwendungen. Erster Artikel. Therapeutische Bemerkungen über die diffusen Anschwellungen. Während der ersten Entstehung und sobald das Organ überhaupt sein eigenthümliches Gewebe nicht verloren hat, können sie sich, nach Recamier's Meinung, spontan auflösen, später können sie durch Compression dahin gebracht werden. Wenn Symptome topischer Atrophie, des Verschrumpfens da sind, so sind sie durch kein Mittel auflösbar, wohl aber läßt sich durch Druck verhindern, daß sie ferner wachsen; man kann nicht auf die zerstörende Kraft der Compression rechnen, wenn diese gegen Reste gerichtet ist, welche nach einer Cauterisation übrig blieben; Entzündung kann die Anwendung allgemeinen und topischen Blutlassens, so wie der Emollientia erfordern, aber wenn die Haut schon adhärirt, so darf man nicht vergessen, daß die Blutegel-Bisse zu kleinen Krebsgeschwüren werden können; wenn ein Geschwür da ist und man

nicht hoffen kann den entarteten Theil gänzlich auszurotten, so muß man nur palliativ verfahren. — Zweyter Artikel. Therapeutische Bemerkungen über die umschriebenen Geschwülste. Haben sie sich in einem abgesonderten Läppchen des benachbarten Organs, z. B. der Milchdrüse, gebildet, so kann man sie durch Compression zum Schmelzen bringen, sind sie aber neue, harte und ungleiche Producte, so kann man dadurch nur ihr Wachsthum beschränken. Isolierte und stark eingekapselte Geschwülste bleiben längere Zeit hindurch zerstörbar, ohne Recidiv, selbst wenn sie erweicht sind. — Drittes und vierter Artikel. Therapeutische Bemerkungen über die primitiven Geschwüre und die Krebs-Cachexie. — Fünfter Artikel. Allgemeine therapeutische Resultate. Sie bestehen nur aus einer kurzen Aufzählung mancher Tome I. Partie 3. u. a. a. D. schon erwähnter Dinge. — Sechster Artikel. Allgemeine Hindernisse, welche dem glücklichen Erfolge der Compression entgegen sind. Von Seiten der Krankheit sind es: übermäßige Größe der Geschwülste, Höhlen in ihrem Inneren, Umänderung des natürlichen Gewebes des ergriffenen Organs in skirrhoses oder encephaloides Gewebe, Erweichung, Verschwärung und Schwammbildung, Anwesenheit der Krankheit an Stellen des Körpers, welche die Compression nicht treffen kann, locale Neuralgien, die sich nicht bald legen, große Fettleibigkeit der Kranken. Von Seiten der Compression sind es: ungleicher, die Geschwulst nicht überall treffender, unelastischer, oft unterbrochener und nach dem Verschwinden der Geschwulst nicht lange Zeit fortgesetzter Druck.

Sechstes Kapitel. Bedingungen, unter welchen sich der Krebs entwickelt. In zwey



Artikeln sucht der Verf. zu zeigen, daß die geringste Reizung der Brüste, der Hoden, der Muttermäler u. a. Organe, welche bey manchen Personen nur Entzündung hervorrufft, bey anderen Krebs bewirken könne; daß bey manchen Menschen eine allgemeine oder örtliche Empfänglichkeit (*susceptibilité*) für Krebs vorhanden sey, so daß alle Theile des Körpers ohne äußere Veranlassung davon ergriffen werden können; daß er ohne Zweifel häufig erblich und die carcinomatöse Entartung eine abnorme Modification der Ernährung sey; daß das Entstehen der Recidive an dem schon einmal krebzig gewesenen oder an einem anderen Theile des Körpers für das Daseyn eines allgemeinen Krebsgiftes nichts beweise, sondern nur für eine gleiche Empfänglichkeit mehrerer Theile, namentlich solcher, welche durch Nerven, durch den Consensus der Symmetrie mit den erkrankten in einer näheren organischen Verbindung stehen, so daß dadurch z. B. in den nächsten Lymphdrüsen sich nicht erst die Empfänglichkeit für Krebs, sondern ein neuer Zustand entwickelte, vermöge dessen die locale Empfänglichkeit der Drüsen nur gesteigert werde. Demungeachtet heißt es an einem anderen Orte, daß ein krebziges Organ das Centrum neuer Thätigkeiten werde, was die Krankheit um so leichter durch Absorption oder Nerven=Consensus verbreiten könne, so bald das Organ schon entzündet sey.

Hiermit schließt das eigentliche Werk über den Krebs, dessen Verfasser man allerdings einer zu ungleichen, bald schwülstigen, bald flüchtigen Bearbeitung des Gegenstandes, eines Mangels an logischer Eintheilung trotz der vielen Abtheilungen, einer unklaren, durch Wiederholungen und Widersprüche sich kund gebenden Ansicht, zu

rascher und darum mangelhafter Folgerungen beschuldigen muß, dem man aber darum doch dafür großen Dank zu wissen schuldig ist, daß er eine große Menge reichhaltiger Krankengeschichten bekannt machte, daß er besonders im dritten Kapitel des vierten Theiles eine wirklich treffliche, vorzüglich anatomisch = pathologische Schilderung der Krankheit lieferte, und daß er namentlich die Aufmerksamkeit auf den Nutzen der Compression geleitet hat. Mag immerhin nicht Alles, nicht einmal das Meiste von demjenigen, was Recamier dafür gehalten, wirklicher Krebs gewesen seyn, mag selbst gegen wahren Krebs, als ein von Anfang an cachectisches Leiden, nie ein topischer Druck radical etwas vermögen, so geht doch aus des Verfs. mühsamen Untersuchungen hervor, daß die Compressions-Methode nützt und deshalb sehr zu beherzigen ist, indem sie: 1. gegen alle nicht krebssige, aber darum doch sehr hartnäckige Verhärtungen mit Erfolg angewendet werden kann, da der Druck den Proceß des Schwindens hervorruft; 2. in allen denjenigen Fällen wenigstens ohne Schaden (vorausgesetzt, daß der Kranke überhaupt Druck aushält) angewendet werden kann, deren eigentliche Natur — wie das im Anfange der Krankheit ja leider oft genug vorkommt — noch nicht genügend erkannt ist; denn man kann ja neben dem Drucke auch noch andere Mittel versuchen, und die Exstirpation nicht krebssiger Geschwülste wird darnach nöthigen Falls immer noch gemacht werden können; und 3. sogar bey wirklichem Skirrhus und Carcinoma mit Vortheil als Palliativ-Mittel gebraucht werden kann, da durch den Druck die schnelle Zunahme des Uebels wenigstens verhindert wird, wegen seiner die Ernährung eines jeglichen Theiles beschränkenden Kraft, wodurch

also mancher Kranke und mancher Chirurg von einer immer nur Unheil bringenden Operationslust abgehalten werden dürfte.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte eine genauere Analyse des vorliegenden Werkes. Dadurch sieht sich Ref. genöthigt, die nun noch von S. 243 bis 721 folgenden Noten kurz anzuzeigen. Er kann dieß um so eher, da die Noten füglich hätten wegbleiben können, eigentlich ein Werk für sich ausmachen. Die erste Note enthält Untersuchungen über die Lebenskräfte: ohne Interesse. — Die zweite handelt von der 'Dynametrie der physiologischen Functionen.' Die Entzündung ist bald sthenisch, bald asthenisch, bald 'ataxique' (mit Schwäche und Unordnung der Lebenskräfte), bald 'réfractaire' d. h. der Heilkraft der Natur und Kunst widerstehend. Dasselbe ist der Fall mit dem Krebse, mit allen übrigen Krankheiten und mit allen physiologischen Erscheinungen, welche bald mit Kraft, bald mit Schwäche und Langsamkeit, bald ohne Lebhaftigkeit vor sich gehen, und welche bald den kräftigsten Eingriffen widerstehen — sanguinisches, lymphatisches, nervos, cholericisches Temperament. Bey einem jeden Kranken soll man seine physiologische und seine pathologische Constitution beachten, welche harmonieren, wenn z. B. eine sthenische Krankheit einen sthenischen Menschen befällt, und welche disharmonieren können, wenn ein solcher z. B. von einer maladie ataxique, von einer febr. perniciosa, von einer pustula maligna ergriffen wird. — Die dritte Note betrifft physiologische Untersuchungen über die Verhältnisse der Entzündung und der Störungen der Ernährung. Aenderungen der Ernährung gehen bald der Entzündung eines

Theiles voraus, bald folgen sie ihr nach. Im letzteren Falle scheint das Fettgewebe eine Gränze und Scheidewand zu bilden, z. B. bey chronischen Entzündungen, im ersteren Falle, z. B. bey dem Krebse, erstreckt sich das Leiden gerade am leichtesten auf das Fettgewebe. Die Grund-Erscheinung der Entzündung besteht in einer eigenen Modification der Hämatoxis im entzündeten Theile und häufig in einer ganz neuen und unabhängigen localen Hämatoxis. — Vierte Note: physiologische Untersuchungen über das Fieber. Der Mensch vollzieht 'evidente, besondere und allgemeine, Functionen durch sens distincts' (Sinnes- und Geistes-Berrichtungen) und 'latente oder vitale, besondere und allgemeine (Verdauung, Blutlauf, Athmen, Absonderung, Ernährung, Bewegung und Zeugung) durch seine sens (!) confus'. (Diese verwirrten Sinne des Verf., einen sens pepsique, hémotosique, pneumatique, diacrysique, trophique, génésique, péristaltique als besondere, und einen sens vital ou biosique (Gemeingefühl) als allgemeinen Sinn wird sich gewiß der Leser nicht aufdrängen lassen. Aus der weiteren Ausführung geht hervor, daß der Verf. mit neuen Namen die allgemein gebräuchliche Eintheilung der normalen Berrichtungen wieder gibt und darauf dann eine Classification der Krankheiten gründet). Wenn ein allgemeines Uebelbefinden eintritt, welchem allgemeine Modificationen der organischen Temperatur voranzugehen, folgen oder Begleiter sind, verbunden mit primären oder secundären Störungen der Berrichtungen der sens distincts et confus und hauptsächlich mit der besonderen und allgemeinen vitalen Reaction, so ist das eine Pyrexie (S. 301). Diese Definition (welche ziemlich für eine

jede Krankheit paßt) wird nun durch alle Classen der Sinne des Verfs. consequent durchgeführt, und dabey jedes Symptom des Fiebers für sich betrachtet. Das Fundamental-Phänomen des Fiebers ist die Modification der Lebenswärme, also der Lebensthätigkeit (S. 329). Die Entzündung ist ein örtliches Fieber (S. 335). Das Fieber hat eben so gut einen bestimmten Sitz als die Entzündung. Es ist nach Stoll ein *morbus totius substantiae*, gehört dem 'physiologischen Organismus' so gut an, als die Entzündung 'den lebenden Organen' (S. 341). Das Fieber hat bald den Character der Hypersthénie, bald den der Asthénie, bald den der Ataxie, bald den der Hartnäckigkeit. Welches aber immer die Form der fieberhaften oder entzündlichen Erscheinungen seyn möge, so herrschen fünf verschiedene Erscheinungen vor, und danach gibt es fünf natürliche Classen, von denen jede wieder in zwey Unter-Classen zerfällt (S. 340). Das Gebäude, welches nun der Verf. auf diesen Grundpfeilern auführt, wird durch die Angabe seiner Eintheilungen im Allgemeinen hinreichend anschaulich werden:

Erste Classe: *Pyrexies biosiques, ou vitales, ou élémentaires.* — Erste Unterclasse: *P. biosiques générales* (einfache Fieber der Autoren). Sie sind am genauesten erwägt nach ihren Symptomen, nach dem Typus und den Ursachen. Daneben werden weitläufige Bemerkungen gemacht über Reizung, Erethismus, *Sedantia*, *Tonica*, thierische Wärme u. s. w. Erste Ordnung: *Fièvres biosiques sthéniques.* Zweyte Ordnung: *F. biosiques asthéniques.* Dritte Ordnung: *F. biosiques ataxiques.* Vierte Ordnung: *F. biosiques réfractaires ou chroniques.* S. 436 sagt Recamier, daß

diese Eintheilung nach einer großen Menge anhaltender, intermittierender und remittierender Fieber gemacht sey, bey denen man während der Krankheit kein Symptom als in einem der Gewebe des Körpers besonders vorherrschend habe beobachten, und auch nach dem Tode keine deutliche, namentlich den Symptomen und dem Ausgange der Krankheit proportionierte Verletzung habe finden können. In anderen Fällen bemerkte N. schon seit längerer Zeit eine Erweichung des Herzens, der Lungen ohne Pneumonie, der Milz zu einer hefenartigen Masse, der Wände des Magens, der Därme, der Gallenblase, mit Verdünnung und selbst Durchlöcherung der Häute, die wie eine sehr zarte Lage arabischen Gummi's geworden waren, eine stellenweise Erweichung des Hirns, Alles ohne die geringste Spur von Anhäufung des Bluts und der Blutgefäße. Mehrere Beyspiele zum Belege für die vier Ordnungen folgen; dann zwey Genera, je nachdem die Störungen der allgemeinen Lebensverrichtungen oder die der besondern primär oder secundär sind; das erste Genus bekommt wieder zwey Species, jede Species mehrere Varietäten. — Zweyte Unterklasse: *Pyrexies biosiques locales, ou phlegmasies élémentaires*. Ein jedes Haargefäß und der ganze Circulations-Apparat muß als ein Verdauungs-Apparat betrachtet werden, der eine große Menge von Mundöffnungen, absorbierenden Oeffnungen, einen mittlern Theil und ausführende Oeffnungen hat. Ein jeder dieser Theile hat auch seine eigene Art von Nahrung in sich; er wird krank, wenn er ein ihm nicht eigenthümliches Fluidum enthält. Die Entzündung setzt voraus: eine Abnormität in der Sensibilität der zuführenden Oeffnungen der weißen Gefäße gegen den rothen Theil des Blu-

tes oder einen neuen Reiz, einen mangelnden Durchgang der congerierten Flüssigkeit durch die ausführenden Gefäße, die Umwandlung oder Verdauung des Blutes oder der congerierten Flüssigkeit durch den mittleren Theil eines jeden Haargefäßes, in dem eine peristaltische Bewegung geschehen soll, die Entstehung einer neuen Hämatozis im entzündeten Parenchyma, die nachfolgende Entstehung von Schmerzen u. s. w. Vier Ordnungen sind P. sthéniques, asthéniques, ataxiques, réfractaires, von denen eine jede zwey Genera hat, nämlich diffuse oder rosenartige, umschriebene oder phlegmonöse Entzündung; zwey Species; mehrere Varietäten. Die anatomischen Charactere der entzündeten Theile sind sehr mangelhaft angegeben.

Zweyte Classe: Pyrexies hématosiques.

Erste Unterclasse: P. hématosiques générales, Fieber, deren Ursache in dem Blutreize oder in der Hämatozis des großen Kreislaufes liegt. Vier Ordnungen wie oben, erläutert durch einige Krankengeschichten. — Zweyte Unterclasse: Pyrexies hématosiques locales, ou phlegmasies par vices locaux de l'hématose (Blatterpustel, bösertige Pustel, syphilitische Entzündung u. dgl.).

Dritte Classe: Pyrexies dyspepsiques, ou saburrales. Erste Unterclasse: Pyrexies dyspepsiques générales (durch fehlerhafte Digestion erzeugte Fieber) mit den nämlichen vier Ordnungen. Zweyte Unterclasse. Pyrexies dyspepsiques locales (durch Unreinigkeiten der ersten Wege hervorgebrachte Entzündungen, mit oder ohne Fieber).

Vierte Classe: Pyrexies nerveuses. Erste Unterclasse: Pyrexies nerveuses générale

rales mit denselben vier Ordnungen. Zweyte Unterclasse. Pyrexies nerveuses locales, ou phlegmasies locales (durch Nervenreizung, Schmerz bewirkte Entzündung).

Fünfte Classe: Pyrexies exanthématiques, allgemeine, sobald das Fieber dem Ausbruche eines Exanthems z. B. des Erysipelas vorausgeht, locale, sobald die exanthematische oder von einem andern Gifte herrührende Entzündung ein Fieber erregt.

W. Hy.

## K o p e n h a g e n.

Gedruckt bey Andreas Seidelin, 1828: den äldste danske Bibel-Oversættelse eller det gamle Testaments otte første Bøger fordanskede efter Vulgata. Første Gang udgivne efter et Haandskrift fra det femtende Aarhundrede i det store kongelige Bibliothek, med Anmærkninger og et dansk-latinsk Glossarium af Christian Molbech. XVI und 638 S. in 8.

Bisher hatte man keine ältere Uebersetzung der heil. Schrift in dänischer Sprache, als die des N. L. von Hans Mikkelson, Leipzig 1524 und des A. L. von Hans Tauffen, Magdeburg 1535. Herr Prof. Molbech, welcher sich schon durch Herausgabe der dänischen Reimchronik (Kopenh. 1825) und des Harpestrengischen Lægebog (das. 1826) ein bedeutendes Verdienst um die altdänische Sprache erworben hat, macht nunmehr ein ansehnliches Stück einer ungefähr um 1470 oder 1480 von einem Unbekannten verfaßten Uebersetzung des A. L. sorgfältig bekannt. Die Handschrift dersel-



ben befindet sich auf der großen kön. Bibliothek und enthält 319 Papierblätter in kl. Folio, wovon 210 hier abgedruckt erscheinen; das letzte Drittel blieb, um den Kostenaufwand nicht noch beträchtlicher zu machen, unherausgegeben. Aus den fünf Büchern Moses, aus Josua, den Richtern und Ruth kann man die Art und Weise der Arbeit hinlänglich erkennen, wiewohl dem Sprachforscher ohne Zweifel auch die Mittheilung des noch in der Handschrift vollständig enthaltenen ersten und zweyten Buchs Samuel und des ersten und zweyten Buchs der Könige (letzteres bricht mit Kap. 23. V. 18 ab) willkommen gewesen seyn würde. Der Uebersetzer folgt der Vulgata steif und ängstlich, so daß er oft gegen den Geist der dänischen Sprache sündigt. Er hat uns aber manche später verwischte grammatische Formen, die man freylich schon aus andern Sprachdenkmälern größtentheils entnehmen konnte, und eine Anzahl merkwürdiger Wörter aufbewahrt, die im angehängten Glossar von S. 581 an genau verzeichnet werden.

Bei dieser Gelegenheit wünschen wir, daß auch von den hauptsächlich zu Wien, München und Gotha verwahrt liegenden hochdeutschen Bibelübersetzungen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts eine oder mehrere vollständig gedruckt werden möchten. Denn daß es leider keine älteren gibt, wenigstens keine auf die Nachwelt gekommen sind, hat Rec. neulich anderswo gezeigt. Sprachdenkmäler verlieren nun zwar außerordentlich an Wichtigkeit, je näher uns das Jahrhundert rückt, dem sie angehören; aus dem siebenten bis zum zehnten ist sogar das geistlose Product von unschätzbarem Werth; späterhin kommt, weil aus der Sprache immer weni-

ger Neues zu lernen ist und die Zahl der erhaltenen Werke ungemein steigt, auch ihr innerer Gehalt sehr in Betracht. Allein eine Bibelübertragung aus dem 14. Jahrh. oder aus der ersten Hälfte des 15ten läßt sich weit bequemer, als jedes andere Werk aus jener Zeit, und fast wie ein Wörterbuch gebrauchen, davon abgesehen, daß sie zur Würdigung des ganzen Geistes und Verdienstes der Lutherischen Version benutzt, aber vollständig benutzt werden müssen.

Jac. Gr.

### Freyburg im Breisgau.

Bey Groß: Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden. Herausgegeben von Dr. F. G. Duttlinger, Hofr. u. Prof. d. R., Ritter des Sächlinger Löwenordens, Mitglied der Gesetzgebungscommission; Freyherrn G. von Weiler, Mitglied des Oberhofgerichts und der Gesetzgebungscommission; und F. von Kettener, Ministerialrath. Erster Band, erstes und zweytes Heft. 1829. 388 Seiten, Octav.

Daß bey der an und für sich nicht unbeträchtlichen Anzahl der der Rechtswissenschaft im Allgemeinen gewidmeten Zeitschriften, dennoch eine Vermehrung derselben, in Bezug auf die Local-Gesetzgebung und Rechtspflege immer nur erwünscht seyn kann, läßt sich gewiß nicht bezweifeln, und so kann Ref. auch diese neue Zeitschrift für das Badensche Recht nur willkommen heißen; besonders insofern sie das dort als Landrecht recipierte französische Recht betrifft. Vorzüglich wichtig aber muß sie für den Badi-

schen Geschäftsmann seyn, denn die wissenschaftlichen Forschungen der deutschen Rechtsgelehrten, welche sich mit dem gemeinen Rechte beschäftigen, kommen ihm nicht unmittelbar zu gut, und die Arbeiten der Franzosen, welche deren bürgerliches Recht zum Gegenstande haben, bleiben dem größten Theile der ausübenden Rechtsgelehrten in der Regel unzugänglich oder sogar unbekannt. Mit Ausnahme weniger, und die Zeit der ersten Einführung des als Landrecht für das Großherzogthum Baden, recipierten Code Napoléon, geschriebenen Lehrbücher, und weniger, zum Theil mangelhafter oder unvollendet gebliebener Commentare, hat der Practiker dort nichts vor sich, als das Gesetzbuch selbst; er ermangelt aller literarischen Hülfsmittel, deren er bedürfte, um sich in dem Irrsale der Zweifel und Controversen zurecht zu finden, die sich dem Ausleger jenes Gesetzbuchs auf jedem seiner Schritte darbieten. Ihm hierunter zu Hülfe zu kommen, ist also Hauptzweck dieser neuen Zeitschrift. Aber sie soll auch die übrigen Theile der Rechtsgesetzgebung des Großherzogthums, nämlich das Staats- und Policey-Recht, das particulare Kirchen-, Lehn-, Proceß- und Criminal-Recht umfassen, und solchergestalt den einzelnen Freunden und Kennern des vaterländischen Rechts zum Vereinigungspuncte und zum gemeinschaftlichen Organe der öffentlichen Mittheilung ihrer Forschungen und Erfahrungen im Gebiete des Rechts und der Gesetzgebung dienen, um diese auf diesem Wege zum Gemeingute zu machen. Sie soll daher selbstständige Abhandlungen und Erörterungen aus dem Gebiete aller genannten Theile des vaterländischen, besonders des Landrechts, Mittheilungen merk-

würdiger Criminal- und Civil-Rechtsfälle nebst den Entscheidungen der Gerichte des Großherzogthums, Kritiken neuer Gesekentwürfe für dasselbe, Recensionen aller über das vaterländische Recht erscheinenden Druckschriften, Anzeigen aller neu erschienenen Werke der Franzosen über das französische in Baden recipierte Civil- und Handels-Recht, endlich kurze Nachrichten aus dem Gebiete der Rechtspflege und der Rechts- und Straf-Policeyverwaltung, Anfragen, Vorschläge u. s. w. enthalten. Schon sind, zur Ausfüllung dieser Fächer 38 Mitarbeiter, theils Gerichtsmitglieder, theils Ministerialräthe, theils öffentliche Lehrer, theils endlich Sachwalter zusammengetreten, und da sich unter denselben gefeyerte Namen, wie die eines von Drais, Frik, Mittermaier, Rebenius, von Rotteck u. a. befinden, so ist gewiß an einer genügenden Lösung der, dieser Zeitschrift untergelegten Aufgabe, nicht zu zweifeln. Diese ersten beiden Hefte (die Hefte, deren vier einen Band ausmachen, sollen zwanglos erscheinen) enthalten sechs und zwanzig Abhandlungen, größtentheils zur Erläuterung des Landrechts, aber auch das peinliche und Lehn-Recht sind nicht leer ausgegangen, ebenso wenig wie die Gesekgebungspolitik, indem sich in dieser Hinsicht, ein Entwurf der Grundzüge eines Civilproceßrechts, Vorschläge über Aufhebung der Geschlechts-Beystandschaft, Einführung der Geschwornengerichte u. s. w. befinden. Eine Angabe sämmtlicher einzelner Abhandlungen erlauben die Grenzen unserer Blätter nicht.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

97. Stück.

D e n 20. J u n i u s 1831.

---

K ö l n.

Typis M. Dumont-Schauberg, 1828: Disputatio de vindicandis M. Tull. Ciceronis quinque orationibus, post reditum in senatu, ad Quirites post reditum, pro domo sua ad pontifices, de haruspicum responsis, pro M. Marcello. Scripsit Jo. Aug. Savelis, litt. graec. et lat. magister in Gymnasio Aquisgranensi. XXXVI S. in gr. Quart.

Kaum hat man angefangen, Fr. Aug. Wolf's Ansichten über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte einer gründlichen und schärfern Prüfung zu unterwerfen, als es das überwiegende Ansehen des noch lebenden Gelehrten zu gestatten schien, so offenbart sich auch schon eine eben so entschiedene Neigung, die Gründe, welche derselbe Philologe gegen die Echtheit einiger Ciceronischen Reden mit bewunderungswürdiger Schärfe der Dialectik entwickelt hat, von Neuem zu erwägen und möglichst zu entkräften.

Untersuchungen dieser Art können, wenn sie auf beiden Seiten mit gleichen Waffen und Streitkräften, mit gleicher Gewandtheit und mit gleicher Anstrengung geführt werden, den Fortschritten der Alterthumswissenschaft nie hinderlich seyn; selbst dann nicht, wenn man nach einem langen und hartnäckigen Kampfe zu einer früheren wohlbegründeten Ueberzeugung zurückkehren muß, die der Machtspruch eines Einzelnen dem Bewußtseyn streitig zu machen gewagt hatte. Vieles, was früher unbeachtet blieb, kommt bey solchen Veranlassungen erst zur Sprache; man ergründet alles Einzelne tiefer, und läßt sich in Erörterungen ein, die selbst auf entlegene Theile der Wissenschaft eine wohlthätige und belebende Wirkung ausüben. Je größer nun aber das Gewicht des Aggressors einer allgemeinen Ueberzeugung ist, um so gefährlicher muß nothwendig der mit Geist und gelehrter Umsicht vorgetragene Zweifel für die Mehrzahl seyn, die selbst nicht urtheilen kann, oder sich die Mühe nicht gibt, den streitig gemachten Punct mit der nöthigen Sorgfalt zu prüfen. Und so kommt es oft, daß die Macht des Ansehens ganze Generationen hindurch eine kühne Behauptung aufrecht erhält, die erst spät ein würdiger Gegner zusammen zu werfen sucht. Einen sinnreich durchgeführten Zweifel aber gänzlich zu vertilgen, ist indessen ein sehr schwieriges Unternehmen, da er im Laufe der Zeit immer wieder empfängliche Gemüther findet, die mit neuer Anstrengung neue Beweise sammeln, welche wiederum ganze Generationen zu fesseln vermögen, ohne daß es dem reifen und besonnenen Urtheile gelänge, seine wohlervorbenen Rechte wieder geltend zu machen.

Der früh erwiesene grobe Betrug in Rücksicht der beiden Reden *de pace* und *ad populum* et

equites R. antequam iret in exilium hatte nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, die unmittelbare Wirkung einer weitem Ausdehnung jenes Verdachtes auf andere vielleicht unschuldige Ciceronische Schriften, wiewohl eine Reihe der gründlichsten und scharfsinnigsten Gelehrten mehrere Jahrhunderte hindurch alle ihre Zeit und Kräfte auf das Studium des großen Römers verwandt haben. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachte die Pseudociceromanie mit neuen Kräften unter den Englischen Philologen zu Cambridge, nachdem zuerst Jacob Tunstall und Jeremias Markland gegen Middleton die Unechtheit der Correspondenz zwischen Cicero und Brutus mit dem glücklichsten Erfolge dargethan hatten. Jetzt wagte Markland allein einen sehr heftigen Angriff nicht nur auf vier Reden, sondern auch, was in Deutschland weniger beachtet geblieben ist, auf die Bücher de oratore, in which I fancy (sagt er) I have found out strange things. Wie sich nun dieses letzte Urtheil an seinem Richter wunderbar gerächt hat, indem es mehr als die minder sinnreiche Widerlegung des Bischofs Ross, der, um Markland's Verfahren lächerlich zu machen, die Reden für Sulla, Milo, Cölius, Murena und Flaccus, zwey der Catilinarischen Reden (die zweyte hielt Wolf nach Cludius' Aussage im Ernste für unecht), zwey Bücher der Tusculanen, und das zweyte Buch de finibus bonorum et malorum auf ähnliche Art für unecht zu erklären suchte, dazu beytrug, den unredlichen Zweck des überaus scharfsinnigen Alterthumsforscher in seiner Blöße darzustellen; so hat auch der höchst unglückliche Mißgriff Wolf's, des rüstigen Vertheidigers der beynabe in Vergessenheit gerathenen Marklandischen Critiken, in Rück-

sicht eines bekannten Briefes ad familiares, seinen eignen Ansichten in der Meinung derjenigen, welche die inneren Triebfedern einer Handlung zu durchschauen vermögen, mehr geschadet, als namentlich die verschiedenartigen Vertheidigungen der Marcellischen Rede, oder als der in Rostischer Manier, aber weit sinnvoller, durchgeführte Commentar von Beier, worin die Rede für Archias im Scherze für unecht erklärt wird.

Wenn nun Eichstädt sogar die Milonische Rede eine pseudociceronische nennt, und wenn Beck, Schütz, Nobbe, ja selbst Drelli die vier auf dem Titel dieser Schrift zuerst genannten Reden unter die pseudociceronischen Schriften gestellt hat, so ist es in der That ein sehr verdienstliches Unternehmen, diese Pseudomanie mit der gehörigen Schärfe und Unbefangenheit des Urtheils zu prüfen, ohne sich fernerhin noch durch die überaus beißende Ironie abschrecken zu lassen, womit Wolf (Vorr. S. XXXVII) seine künftigen Gegner im Voraus zu treffen suchte. Wir sehen daher die vorliegende Disputation des Hn. Savels als ein günstiges Omen für die Richtung an, welche die Ciceronischen Forschungen von jetzt an nehmen werden. Die Schrift beschäftigt sich theils mit der Zusammenstellung und Auslegung der äußern Zeugnisse, theils prüft und beleuchtet sie die innern Gründe. Die äußern Zeugnisse sind doppelter Art. Erstens führt der Verf. solche Ciceronische an, die beweisen sollen, daß der Redner die fünf genannten Reden sowohl hielt als auch schriftlich bekannt machte. Schon Markland und Wolf sammelten sie vollständig, um sie für ihren Zweck umzudeuten; Neues ist durch Herrn S. nicht hinzugekommen. Diese Zeugnisse sind aber keineswegs so bestimmt, daß sie nicht mehrfache Deutungen zu Gunsten



der Gegenpartey zuließen. Für die Rede de haruspicum responsis kann aus Cicero's Schriften nicht ein einziges Zeugniß oder nur irgend eine Andeutung vorgebracht werden. Indessen setzte auch Wolf ursprünglich Ciceronische Reden voraus, nach deren Muster (wenigstens behauptet er dieß von den beiden de domo und de haruspicum responsis S. XXXIX) die unstrizgen von einem Rhetor, dessen Unwissenheit und Hohlköpfigkeit zu bezeichnen er in der lateinischen Sprache kaum passende Ausdrücke finden zu können scheint (S. XXXV), gefertigt worden wären. Nun sucht aber Herr S. ferner durch die zweyte Art der äußern Zeugnisse, die aus Valerius Maximus, Asconius Pedianus, Quinctilianus, Plutarchus, Nonius Marcellus, Dio Cassius, Aquila Romanus, Arnobius, Lactantius, Rufianus, Claudius Mamertinus, Servius, Macrobius und Priscianus entlehnt sind und den Segnern nicht unbekannt waren, darzuthun, daß dieselben Reden seit Cicero's Tode bis auf Priscianus zu Rom als Ciceronische gelesen sind, und daß man nie andere gekannt hat. Bey der Anführung der Mailändischen von Mai aufgefundenen Scholienfragmente zu der Marcellischen Rede läßt der Verf. es ungewiß, ob dieselben von Asconius Pedianus stammen, oder von irgend einem andern alten Grammatiker. Seitdem ist nun durch Mai (S. g. N. 1830. S. 885) und Niebuhr sowohl als auch durch Madvig's disputatio critica de Q. Asconii Pediani et aliorum veterum interpretum commentariis in Ciceronis orationes erwiesen, daß der Verfasser jener Scholien nicht Asconius ist, sondern ein unbekannter Grammatiker, vielleicht Caper oder Volcatius. Indessen ist dieser Umstand von geringerer Bedeutung für die Ent-

scheidung der Streitfrage über die fünf Reden. Hierbey wird die Darlegung der inneren Gründe, womit sich die zweyte Hälfte der Disputation beschäftigt, immer die Hauptsache bleiben. Und gerade hier erscheint die Wolfische Beweisführung und schneidende Argumentation in einem sehr glänzenden und vortheilhaften Lichte; so daß es einer bedeutenden Opposition bedarf, den erloschenen Glanz des ursprünglichen Cicero wieder herzustellen. Ein solcher Plan konnte aber unmöglich innerhalb der engen Grenzen von 16 Quartseiten mit der nothwendigen Gründlichkeit durchgeführt werden. Deswegen hat Hr. S. in der Widerlegung des Markland-Wolfischen Commentars vorläufig nur auf die größten Beschuldigungen Rücksicht genommen, die namentlich Beck als unwiderlegbar und unvertilgbar besonders hervorgehoben hatte. Dieser Theil der Disputation ist indessen nur als Ankündigung oder Vorläufer einer gründlich und consequent durchgeführten Widerlegung anzusehen, welche der Vf. als Gegenstück zu den Wolfischen Commentarien in Rücksicht auf jede einzelne Rede nachzuliefern verspricht. Der Anfang hierzu liegt auch schon vor uns:

### E b e n d a s e l b s t.

Sumptibus et typis Petri Schmitz, 1830: M. Tull. Ciceronis oratio post reditum in Senatu. Cum notis J. Marklandi, J. M. Gesneri, F. A. Wolfii, P. Manutii, Garatonii, aliorum edidit et ab injectis suspicionibus defendit Jo. Aug. Savelius. III und 174 Seiten in Octav.

Zum Grunde liegt hier der Wolf-Drellische Text, von welchem der Herausg. an nicht mehr als etwa ein Duzend Stellen abgewichen ist. Die

unter dem Texte stehenden Anmerkungen erklären theils den Wortsin, theils beleuchten sie die historischen Anspielungen, die erwähnten Gesetze und andere antiquarische Gegenstände, aber ohne alle Rücksicht auf Anklage oder Vertheidigung der Rede. An diesen Anmerkungen hat der Herausg. nur einen sehr geringen Antheil. Die meisten sind von Gottmann, Manutius und Weiske; und diesen ist außerdem noch eine Auswahl Fabricischer, Gazaronischer und Ernestischer Noten hinzugefügt. Abgesondert von diesem Collectiv-Commentare erscheint die *accusatio et defensio* der Rede, welche mehr als zwey Drittel des Ganzen einnimmt. Mit einem dem Zwecke der Schrift angemessenen Motto aus Platon's Apologie des Socrates 'Αδικεῖν φημι Μέλητον, ὅτι σπουδῆ χαριεντίζεται' als Gegenstück zu Wolf's langem Motto aus Platon's Gorgias, beginnend, geht er unmittelbar auf die Widerlegung aller einzelnen von Markland und Wolf gemachten Beschuldigungen ein, und verfährt dabey so, daß er Gesner's Vertheidigung, wo diese gründlich und gediegen ausgefallen war, der Marklandischen Anklage gegenüber stellt, seine eignen Gegenbemerkungen aber meistens nur mit Wolf's feinen Beobachtungen contrastiert. Die Uebersicht des Inhalts der Rede ist nach Wolf mit einigen nothwendigen Abänderungen mitgetheilt.

G. H. B.

## B e r l i n.

In der Laue'schen Buchhandlung, 1830: Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht des Hartmann von Aue, metrisch übersezt von Karl Simrock. Nebst der Sage von 'Amicus und Amelius' und verwandten Gedichten des Uebersetzers. XXXII und 110 S. in 8.

Hartmanns Gedichte von dem armen Heinrich kann nicht leicht ein anderes von gleichem Werthe aus der doch auch in kleinen Erzählungen reichhaltigen Literatur des Mittelalters an die Seite gesetzt werden. Es schildert eine rührende Begebenheit aus dem häuslichen Leben, in welche das Wunderbare und Unglaubliche auf eine überraschende Weise eintritt, und ist mit einer Innigkeit und Wärme, zugleich mit einer leichten und ungesuchten Anmuth erzählt, wie es in solcher Verbindung nur einem Dichter von entschiedenem Talente möglich ist. Kein Wunder also, daß hier der dritte Versuch gemacht wird, auch diejenigen zum Genusse einzuladen, denen das Original verschlossen ist. Hr. Simrock versteht die alte Sprache, hat Sinn, Geschmack und Tact, wie er das alles schon bey Uebersetzung des Nibelungenliedes bewiesen, und uns dünkt, er habe auch hier seine Sache so gut gemacht, als möglich ist, wenn man in die heutige Sprache übersetzen, dabey die ursprüngliche Darstellungsweise, die kurzen Reime, überhaupt das beybehalten will, was den, der mit der Kunst jener Zeit unbekannt ist, zumeist befremdet und geniert. Was der Verf. sonst hinzugethan hat: die Einleitung über die Verbreitung, das Alter und den Gehalt der Sage, die eigenen poetischen Auffassungen derselben, endlich die Abhandlung eines Freundes über Character und Bedeutung des Hartmannschen Gedichtes, das ist alles angemessen, nicht oberflächlich, nicht abschreckend durch trockene Gelehrsamkeit, kurz es hält sich in einer gefälligen Mitte. Wohlan, wir empfehlen das artige Büchlein; vielleicht findet es bey dem mächtigen Herrn, den wir das große Publicum nennen, eine gute Stunde, in welcher ihm 1522 Verse dieser Art ehrlich durchzulesen keine zu starke Anstrengung scheint.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

98. 99. Stück.

Den 23. Junius 1831.

---

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 7. May, legte der Hofrath Hausmann zwey geognostische Arbeiten vor: ein Profil, welches die geognostischen Verhältnisse von Spanien in der Hauptrichtung von Norden nach Süden darstellt und eine Zeichnung von dem Felsen von Gibraltar.

Das geognostische Profil von Spanien konnte, um so viel wie möglich die von dem Hofr. H. bereisten Gegenden zu berühren und die Punkte zu treffen, deren Höhen gemessen worden, nicht genau einer geraden Linie folgen, sondern mußte nach zwey Linien entworfen werden, welche aber beide von dem Meridian von Madrid nur unter sehr kleinen Winkeln östlich abweichen. Die nördliche Profillinie erstreckt sich nämlich von Portugaleta bey Bilbao nach Madrid und die südliche, ein wenig längere, von Madrid nach Motril, an der Südküste. Es wurde dabey die große Donnet'sche Charte v. J.

1823 zum Grunde gelegt und ein gleicher Maaßstab für die Basis wie für die Höhe angenommen, bey welchem, gewöhnlich nicht befolgten Verfahren, allein der Wahrheit sich nähernde Contouren erlangt und die Lagerungs- und Schichtungsverhältnisse richtig dargestellt werden können. Das Profil durchschneidet von Portugaleta bis gegen den Ebro die in den Baskischen Provinzen weit verbreitete, in ausgezeichneten Bergformen und mannigfaltigen Schichtungs- und Lagerungs-Verhältnissen sich darstellende Formation des Gryphitenkalkes. In der Nähe des Ebro tritt darunter das Gebilde des bunten, Gyps und Steinsalz führenden Mergels und Sandsteins (Red Marle und New Red Sandstone der Engländer) hervor, dessen weite Verbreitung durch Altcastilien und partielle Bedeckung durch den weißen Kalk (Turaalk) die Zeichnung darstellt. Das Profil schneidet die Sneus- und Granitmassen des Guadarrama-Gebirges schiefwinklich; trifft dann die Anlagerung der jüngeren Flöze, die sich an der Südseite ähnlich wie an der Nordseite verhält und verfolgt ihre einförmige Verbreitung in Neucastilien, durch die Mancha, gegen die Sierra Morena. Das Profil stellt das Hervortreten der Uebergangsformation in diesem Gebirge und ihre Auflagerung auf den Granit dar, der an der Südseite bis zum Guadalquivir, zum Theil unter einer dünnen Sandsteindecke sich ausbreitet. Der Durchschnit trifft nun das zerrissene Gebirge von Jaen, in welchem ausgezeichnet geformte Massen von weißem Kalk über dem mit sehr unregelmäßigen Berührungsflächen hervortretenden Buntmergelgebilde sich erheben. Das Profil stellt ferner die Anlagerung dieser jüngeren Flöze an

den nördlichen Fuß der Sierra Nevada dar, indem seine Linie die östlich von der Hochebene von Granada gelegene Gegend trifft und daher auch jenes Gebirge östlich von seinen höchsten Gipfeln schneidet, deren Contouren indessen mit angegeben worden. Der Durchschnitt schließt mit dem südlichen Abfall der Sierra de Eujar bey Motril, indem er das Verhältniß des älteren Glimmerschiefers der Centalkette der Sierra Nevada zu den, an beiden Seiten derselben liegenden, jüngeren, Kalkstein und Dolomit einschließenden Schiefermassen darstellt.

Die oben erwähnte Zeichnung von dem Felsen von Gibraltar gibt eine Vorstellung von seinen geognostischen Verhältnissen in einem ihn in der Mitte von Westen nach Osten schneidenden Profile und zugleich die Umrisse der übrigen Haupttheile, so weit als solche von einem auf der unteren, südlichen Terrasse genommenen Standpuncte aus überblickt werden können. Es ist dabey ein Maasstab von 250 Engl. Fuß auf 1 Zoll angenommen. Die Genauigkeit der Zeichnung verdankt der Hofr. H. der sehr zuvorkommenden Unterstützung des Herrn Obristen Harding, der auch die Güte hatte den Hofr. H. auf mehreren, der Untersuchung des Felsen gewidmeten Excursionen zu begleiten und ihn auf manche Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen, die ihm sonst ohne Zweifel verborgen geblieben seyn würden. Der durch seine Lage wie durch seine Gestalt höchst ausgezeichnete Fels von Gibraltar hat seine Hauptausdehnung von Norden nach Süden. An der östlichen und nordöstlichen Seite stürzt er jäh, im Allgemeinen unter Winkeln von 70.. 80 Grad, zum Theil aber mit senkrechten und selbst hin und wieder mit überhängenden Wänden ab. Weniger steil ist sein westlicher Abhang.

Sein südlicher, weit vorgestreckter Fuß hat zwey Terrassen, die zum Theil mit senkrechten Felsenswänden sich erheben. Die untere Stufe, welche Europa-Point bildet, hat eine Höhe von 100 . . 150 Fuß, die zweyte Terrasse — Windmill Hill genannt — von etwa 300 Fuß über dem Meere. Von hier steigt der Fels steil bis zur höchsten, südlichen Spitze — St. George's Tower — an, zu welcher ein schmaler Pfad — Mediterranean Stairs genannt — hinan führt. Dieser Gipfel hat, wie auch der nördliche, eine Höhe von etwa 1400 Fuß über dem Meere. Der die beiden äußersten Gipfel verknüpfende Felsenkamm ist etwas niedriger. Auf seinem höchsten Punkte liegt das Signalhaus. Zwischen diesem und der Südspitze ist der Felsenkamm am niedrigsten und schmalsten. Am westlichen Einhänge, nicht sehr fern vom Signalhause, ist die Oeffnung einer geräumigen, mit langen und starken Kalkstalaktiten ausgekleideten Höhle — St. Michel's Cave. Die Felsen der zweyten Terrasse haben an der südöstlichen Seite ein sehr zerrissenes Ansehen, tiefe Spalten und Einschnitte. Eine besonders ausgezeichnete Felsenschlucht führt den Namen Europa Pass. Die Richtung der Spalten entspricht dem Hauptstreichen der Felsenmasse von Norden nach Süden. An dem westlichen Abhänge ist etwa in mittlerer Höhe eine Reihe senkrechter Felsenwände. Um den westlichen, nördlichen und östlichen Rand des Felsen zieht sich eine Fläche, die nördlich in die schmale Landenge ausläuft, welche Gibraltar mit Spanien verbindet. An der Westseite steht auf jener Fläche die Stadt, deren oberer Theil sich an den Abhang lehnt. Die Fläche des östlichen Randes ist äußerst schmal. Sie bildet Catalane Bay und trägt hier einige, zum Theil von überhängenden Felsen bedrohte Häu-



fer. Diese Fläche verläuft südlich gegen eine von Sand gebildete, steil geneigte Ebene und wird endlich durch eine senkrecht in das Meer sich senkende Felsenwand ganz abgeschnitten und von der unteren, südlichen Terrasse geschieden.

Die Hauptmasse des Felsen ist dichter Kalkstein, aber die Grundlage, Uebergangsgebirge — Thonschiefer, Grauwackenschiefer, Kieselschiefer, Thonquarz, unter einander in gleichförmiger Lagerung. Schwarzer, zum Theil glimmeriger Thonschiefer, mit Grauwackenschiefer wechselnd, geht am Westrande, am Fuße der äußeren Fortification zu Tage aus und ist zur Ebbezeit deutlich zu bemerken. Hauptstreichen von N. — S. und Einfallen gegen Morgen. Etwas höher hinauf, bey South Shad Guard, ist das Ausgehende von einem bräunlich grauen, weichen Uebergangsthonschiefer, Stunde 2. streichend und ebenfalls östlich einfallend; die Schichten mit ausgezeichneten Winkelbiegungen. Oberhalb von Alameda Guard, am westlichen Einhänge, ist das Ausgehende von Kieselschiefer sichtbar, der gewissen Abänderungen des Harzer Kieselschiefers vollkommen gleicht und dessen Lagen in braunen und grünlichgrauen Farben mit Einlagerungen eines bräunlichgrauen, schiefrigen Thonquarzes abwechseln. Diese Gebirgsart zieht sich gegen Süden weiter an dem Abhänge hinan. Oberhalb Alameda Guard haben die Schichten ein westliches Einfallen. Die unmittelbare, abweichende Auflagerung des Kalksteins ist hier sichtbar. Die größte Höhe welche dort das Uebergangsgebirge erreicht, beträgt etwa vier bis fünfhundert Fuß über dem Meere. In gleicher Höhe zeigt sich auch das Uebergangsgebirge oberhalb der Stadt. Außerdem kommt es noch an einigen

anderen Stellen an der Südseite des Felsen in verschiedenen Höhen zum Vorschein. Durch Zersetzung des Thonschiefers ist am Ausgehenden gewöhnlich eine thonige Masse gebildet, welche die darunter anstehende Gebirgsart verräth. Ein solcher Thon mit Eisennieren geht nach den Beobachtungen des Herrn Obristen Harding auch am östlichen Rande, in der Nähe von Catalane Bay zu Tage aus.

Die Auflagerungsebene des Kalksteins hat eine allgemeine Neigung gegen Osten; scheint aber übrigens sehr unregelmäßig zu seyn. Obgleich das Haupteinfallen der Uebergangsschichten ebenfalls ein östliches ist, so wird man doch die Auflagerung nicht für eine wahrhaft gleichförmige halten dürfen. Der Kalkstein des Felsen von Gibraltar ist von verschiedener Beschaffenheit. Sein Ansehen weicht an den mehrsten Stellen von dem des weißen Jurakalkes etwas ab, zu dessen Formation er indessen zu gehören scheint. Vorherrschend ist bey ihm eine graue Farbe, von verschiedenen Nüancen, durch Aufnahme von Bitumen ist er zuweilen dunkel gefärbt. Es kommen aber auch weiße Abänderungen vor, die doch aber selten den Stich in das Gelbe haben, der bey dem Jurakalke so gewöhnlich ist. Im Ganzen ist er dicht, muschlig im Großen, splittrig im Kleinen; stellenweis in das Schuppigkörnige übergehend. Zuweilen kieselig, bis in einen Hornstein verlaufend, der, gewöhnlich von dunkler Farbe, hie und da eingewachsen vorkommt. Der Kalkstein ist reich an Kalkspathgängen, die eine sehr verschiedene Mächtigkeit haben und zuweilen durch kohlig-bituminöse Substanz dunkel gefärbt erscheinen. Versteinerungen zeigen sich äußerst selten. Das einzige Petrefact welches dem Hofr. H. vorgekommen, ist eine

gefurchte Terebratel, welche er der Güte eines Englischen Officiers verdankt, die aber zu unvollkommen ist, um genau bestimmt werden zu können. Die Schichtungsabsonderungen des Kalksteins stellen sich an manchen Stellen deutlich dar und zeigen dann ein Hauptstreichen von Norden nach Süden und östliches Einfallen. Vorzüglich ausgezeichnet ist das Streichen an der unteren, südlichen Terrasse bey Europa Point wahrzunehmen, wo es Stunde 1 — 2. mit  $70^{\circ}$  östlichem Einfallen ist. Hier ist das Streichen um so unzweydeutiger, da abwechselnde Lager von Kalkstein und Mergelkalk die Schichtungsabsonderungen bezeichnen. Ueberblickt man von Europa Point aus die Schichten an den Wänden der zweyten Terrasse und an den Felsen, welche die Höhe von St. George's Tower begränzen, so erkennt man den Zusammenhang unter ihnen; man sieht, wie sie sich an verschiedenen Stellen wölben, biegen, aufrichten und selbst ein entgegengesetztes Einfallen annehmen. Senkrecht erscheinen die Schichten an den unteren Theilen der gegen Südost gewandten Felsen der Hauptmasse und gegen den Gipfel von St. George's Tower gehen sie aus jener Stellung in eine widersinnige, westliche Neigung über. Hinter den Barracks am Europa Point, an den Felsen der zweyten Terrasse, ist eine ausgezeichnete Schichtenwölbung sichtbar. Die starken Querabsonderungen des Kalksteins machen an manchen Stellen die Bestimmung der Hauptabsonderungen zweifelhaft. So scheinen z. B. am westlichen Abhange die Schichten gegen Abend einzufallen. Die westlich geneigten Absonderungen sind aber in Wahrheit Nebenabsonderungen. Eine zweyte Art von Nebenabsonderungen hat eine Hauptrichtung von Osten nach Westen, rechtwinklich gegen das Haupt-

streichen der Schichten. Die Haupt- und Nebenabsonderungen stellen sich häufig weit geöffnet und unregelmäßig begränzt dar. Nicht selten sind auch ihre Räume mit einer Breccienmasse ausgefüllt. An einzelnen Stellen sind die Absonderungsräume höhlenartig erweitert und auch diese größeren Räume sind theils leer, theils ausgefüllt. Schon die offenen, spaltenähnlichen Absonderungsräume geben der Kalksteinmasse ein sehr rauhes, zerschrotenes Ansehen. Aber auch außerdem hat die Oberfläche des entblößten Kalksteins gewöhnlich eine höchst rauhe, löcherige Beschaffenheit und trägt überall die Spuren der Wassereinwirkung unzweydeutig an sich. Wellenförmig gebogene und verästelte Rinnen ziehen sich von den geneigten Flächen herab und an vielen Stellen finden sich gerundete, durch Auswaschung gebildete, napfförmige Vertiefungen — ein Oberflächenansehen, wie es im hohen Alpengebirge dem Kalksteine nicht selten eigen ist. Wo der Kalkstein die Uebergangsgebirgsmasse berührt, fanden an vielen Stellen Unterwaschungen Statt, welche Ablösung, Niederstürzen und Zertrümmerung von Felsenmassen zur Folge hatten. Davon scheinen zum Theil die steilen Wände am Westabhange herzurühren. Am Fuße der unteren Terrasse sind dadurch bewirkte Stürzungen sehr deutlich zu bemerken und Herr Obrist Harding beobachtete eine ganz neue Bildung derselben. Am nordöstlichen Fuße stellen sich ebenfalls große, durch Unterwaschung herabgestürzte Massen dar. Hier hat man es auch klar vor Augen, wie eine Art von Breccien-Bildung damit im Zusammenhange steht. Man erhält hierdurch zugleich Aufschluß darüber, daß die großen Massen von Kalkbreccie, welche am südwestlichen Fuße das Uebergangsgebirge bedecken, durch das Herab-

stürzen und die Zertrümmerung unterwäscherer Kalksteinmassen gebildet wurden.

Die Breccien, welche am Felsen von Gibraltar sehr häufig vorkommen, die einen Theil seines Fußes mantelförmig bekleiden und Absonderungsräume ausfüllen, bildeten sich offenbar zu verschiedenen Zeiten. Die älteren Breccien zeichnen sich gewöhnlich durch bedeutenden Zusammenhalt aus. Nie finden sich darin Geschiebe, nur Bruchstücke; nie Stücke einer früher gebildeten Breccie; weder Knochen noch Muschelschalen. Außer verschiedenartigen Kalksteinen sind darin besonders auch Bruchstücke eines grauen oder schwärzlichen Hornsteins. Das Bindemittel dieser alten Breccien ist entweder kalkig — gewöhnlich von lichterer Farbe als die verkitteten Kalksteinbrocken — oder aus thonigen, kalkigen Theilen und Eisenoxydhydrat zusammengesetzt; zuweilen jaspisartig oder dem Eisenopale sich nähernd und in diesen Fällen durch Festigkeit besonders ausgezeichnet. Diese Breccien finden sich theils auf oder an den Kalksteinmassen, z. B. in der Nähe des Maurischen Castells; am nordöstlichen Rande, unweit Catalane Bay; theils auf dem Thon- und Kiefelschiefer ruhend — in besonders großer Ausbreitung am südwestlichen Fuße, z. B. bey New Mole, Parson's Lodge, Europa Pass; theils Absonderungsräume ausfüllend. Auffallend ist es dabey, daß am östlichen Fuße nur Breccie mit kalkigem Bindemittel, am westlichen Fuße und Abhange dagegen hauptsächlich Breccie mit gelblichem und röthlichem Bindemittel vorkommt. Die jüngere Breccie ist oft schwer von der älteren zu unterscheiden; nur da mit Sicherheit, wo sie Geschiebe — von Quarz, Kalkstein — Muschelschalen, Knochen, Stücke älterer Breccie enthält. Oft ist sie mit Kalksinter

verbunden, der schalenförmig darin, zuweilen in beträchtlichen Massen und von schönen braunen Farben vorkommt. Diese jüngere Breccie, die gewöhnlich ein röthliches oder gelbliches Bindemittel hat, kömmt vorzüglich als Ausfüllungsmasse vor, selbst zuweilen von Spalten in älterer Breccie. Sie findet sich zumal an der Südseite des Felsen in nicht sehr bedeutenden Höhen. Die Knochen führende und zuweilen auch Muschelschalen enthaltende, kömmt nur an einigen Stellen am südlichen Fuße, höchstens etwa bis zu 200 . . 300 Fuß über dem Meere vor. Es sind zwey Höhlen vorhanden, in denen Knochenbreccie sich findet: die eine etwa 40 Fuß über dem Meere am Europa Point; die anderen in den Felsen der oberen Terrasse, mit jener in gleicher Streichungslinie. In der unteren Höhle befindet sich ein horizontaler Absatz eines rothen Sandsteins, der mit der Knochenbreccie genau verbunden ist und auch einzelne Knochen enthält. Ein aus Bruchstücken von Seethiergehäusen, noch wohl erhaltenen Muschelschalen — die mit denen des benachbarten Meeres übereinstimmen — kleinen Kalk- und Kieselgeschieben zusammengesetztes und auch Stücke von älterer Breccie enthaltendes Conglomerat, bildet Ausfüllungen von Klüften am Lower Europa Point. In nächster Verwandtschaft damit und mit der jüngeren Breccie, steht ein hauptsächlich aus kleinen abgerundeten Kalk- und Kieselstücken zusammengesetztes, durch Kalk oft ziemlich fest gebundenes, einem grobkörnigen Sandsteine gleichendes Conglomerat, welches äußerst selten auch einzelne Muschelschalen enthält. Es ruhet am südöstlichen Rande des Felsen, bey Governor's Cottage, auf Kalkstein und erhebt sich bis zu etwa 100 . . 200 Fuß über dem Meere. Dieß Conglomerat ist in horizontale

Bänke ziemlich undeutlich abgetheilt und wird durch eine mehrere Fuß mächtige Lage einer groben Breccie — in welcher Stücke von Kalkstein durch jenes Conglomerat verkittet sind — gedeckt, auf welcher eine Anhäufung von großen Kalksteinblöcken ruhet, zwischen denen eine gelbe, sandig-thonige Masse sich befindet. In jenem Conglomerate ist da, wo die südöstliche, untere Terrasse endet, eine geräumige Höhle — Monkey Cave — vermuthlich durch Wellenschlag ausgewaschen. An einzelnen Stellen neben dieser Höhle, ragt der Kalkstein über das Conglomerat vor, so daß man verleitet werden könnte zu glauben, daß ersterer durch letzteres unterteuft werde. Am östlichen Fuße des Felsen, in der Nähe von Catalane Bay, sind Anhäufungen von Sand, den das Meer ausgeworfen und der durch Brandung und Sturm über hundert Fuß hoch an den steil geneigten Kalkmassen hinan getrieben worden. In der lockeren Hauptmasse des Sandes befinden sich einzelne, festere Lagen, deren Kalk- und Kieselkörner durch ein kaum wahrnehmbares, kalkiges Gament gebunden sind. Diese noch immer fortgehende Bildung gibt Aufschluß über die Entstehung des zuvor erwähnten Conglomerates. Eine mächtige Ablagerung von gelblichrothem Sande findet sich am westlichen Fuße des Felsen, neben der Alameda. Man benutz ihn als Zusatz zum Mörtel.

### L e i p z i g.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Erster Theil, 346 S. Zweyter Theil, 394 S. 1824. Dritter Theil, 554 S. 1829. Vierter Theil, 560 S. 1830. Octav. (In der Dykschen Buchhandlung). (Auch unter dem Ti-

tel: Leben und Kunst der Alten. 1. 2. 3. 4. Theil).

Wenn der beiden ersten Theile dieser Sammlung in diesen Blättern bisher keine Erwähnung geschah, so war es nur weil man nach ihrem Inhalte dieses für überflüssig hielt. Sie enthalten nämlich Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie mit erklärenden Anmerkungen. Wenn der gelehrte Herausgeber und der geschmackvolle Schriftsteller eine solche Arbeit liefert, bedarf sie keiner Empfehlungen; und auch selbst der geübteste Critiker würde billig Bedenken tragen den Meister hier meistern zu wollen. Es mag also auch jetzt hinreichen diese beiden ersten Theile hier nur zu erwähnen, und unsere Anzeige dagegen auf die beiden zuletzt erschienenen Theile zu beschränken, die auch die Aufschrift führen: Academische Reden und Abhandlungen, erste und zweyte Abtheilung. Allerdings enthalten dieselben also frühere Aufsätze, aber diese größtentheils mit einer so reichen Ausstattung, daß sie dadurch verjüngt ins Leben treten. Zu derselben aber kommt im dritten Theile unter dem Titel einer Vorrede ein Aufsatz, über den wir wegen seiner Wichtigkeit zuerst ein Wort sagen müssen. Er geht der ersten Rede oder Abhandlung über die Bildung der Griechen zur Sittlichkeit voran; und hat den Zweck den Vorwurf von dem Griechenthum abzuwenden, welchen man zur Erhebung des Christenthums ihm gemacht hat, daß der Polytheismus die Ursache der sittlichen Ausartung gewesen sey. Dieß lag keineswegs in dem Wesen des griechischen Polytheismus. Diese sittliche Ausartung ward auch leider durch die Einführung des Christenthums nicht dauernd gebessert, sondern bestand, wie rein dieses auch in seiner Quelle ge-



wesen war, wie die Geschichte lehrt, bey seiner Ausartung, mit dem Monotheismus so gut, wo nicht noch mehr, als sie bey dem Polytheismus bestanden hatte. Dieses wird durch eine historische Induction dargethan; die man wohl nicht wird widerlegen können. Es ist also nicht die Absicht des Verf., die man wohl ohnehin ihm nicht wird beylegen wollen, überhaupt den Polytheismus auf Kosten des Monotheismus zu erheben; sondern nur die Rückwirkung des einen und des andern auf die Sittlichkeit zu bestimmen. Durch diese Vorerinnerungen bahnt sich nun der Verf. den Weg zu der Erörterung der Frage: worin die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit gegründet gewesen sey? welche der Gegenstand seines ersten in der Münchner Academie im Jahre 1808 gehaltenen Vortrags war. Er findet den Grund davon in den so sehr hervorragenden natürlichen Anlagen dieses Volks, seiner leichten Empfänglichkeit für das Schöne und Große, und die Mittel dieser sittlichen Ausbildung in der Gymnastik und Musik, im griechischen Sinne des Worts, dem zufolge sie die Poesie in ihrem ganzen Umfange mit einschließt. Wovon also das Resultat ist, daß die Ausbildung zur Sittlichkeit mehr auf die Veredlung der Gefühle, als auf trockne Vorschriften und Theorien gegründet ward. Dieser ältere Aufsatz erscheint aber jetzt mit einer reichen Ausstattung von 59 Zugaben, über Gegenstände der verschiedensten Art, die jedoch sämmtlich auf den Hauptgegenstand sich beziehen. Wir können sie nicht einzeln durchgehen, verweisen aber noch besonders auf die sechste Zugabe: Hellenische Götterwelt, um so mehr, da sich hier der Ref. in dem was er in seinen Untersuchungen über die Politik der Grie-

chen über diesen Gegenstand, wenn auch aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet, gesagt hat, so freundlich mit dem Verf. begegnet. Man verbinde damit die Zugaben 50..56, welche besonders mit der erwähnten Vorrede in enger Verbindung stehen. — Der zweyte Vortrag aus demselben Jahre: über den Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauch ihrer Mundarten; und besonders der dritte: über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken, sind lange zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, etwas zu ihrer Empfehlung hinzuzusetzen.

Der vierte Band beginnt mit der Abhandlung über die Memnonien, oder Gräber des Memnon, vom Jahre 1810. Nachdem der Mythos vom Memnon in seinem geographischen Fortschreiten von Meroë her nach Asien erläutert ist, wird die Meinung wahrscheinlich gemacht, daß die Sage von dem tönenden Coloss erst nach der Eroberung Aegyptens durch die Römer entstanden sey. — Über den größten Theil dieses Bandes füllt eine Abhandlung aus über einen der interessantesten Gegenstände, nämlich über das Verhältniß des weiblichen Geschlechts in Griechenland. Noch nie ist dieser Gegenstand mit so vieler Umsicht behandelt worden; es wird dadurch eine der Hauptmaterien der griechischen Alterthumskunde in ein helleres und neues Licht gesetzt. Der Verf. geht dabey aus von der allgemeinen Ansicht der Ehe bey den Griechen, und zeigt daß diese der Natur gemäß gewesen sey, indem man jedem Geschlechte dabey einräumte, was ihm zukam. Hierauf folgt der Hauptabschnitt über die Frauen; mit Widerlegung derjenigen Vorwürfe, welche man in Beziehung auf sie den Griechen macht; der Herab-

würdigung derselben überhaupt; des Zwanges, der Einsperrung, und des Mangels an Bildung. Der Vf. geht hier von den Homerischen Zeiten aus, und fragt mit Recht: wenn die Frauen hier als herrliche, ehrwürdige und achtungswerthe Personen erscheinen, wie sollte es gekommen seyn, daß sie mit dem Fortgange der Zeit dieser frühern Achtung verlustig, von ihren Männern herabgewürdigt, sich höchstens noch auf der Stufe treuer Sclavinnen und Mägde erhalten haben? Es ist, bemerkt der Vf., deßhalb besonders schwer über das Verhältniß der griechischen Frauen entscheidend zu urtheilen, weil selten von ihnen die Rede ist. Dieß konnte aber nicht anders unter einem Volke seyn, bey dem das öffentliche Leben, an dem die Frauen natürlich keinen Antheil weiter als es die Religion gebot, hatten, das häusliche gleichsam verschlang. 'Und da es, fährt er fort, in Athen so wenig als in andern griechischen Städten eine große Welt gab, in welcher die Mischung beider Geschlechter ihren Ursprung genommen, so haben die Frauen auch zur Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens, das in der unserm Zeitalter bekannten Gestalt gar nicht vorhanden war, nicht beytragen können. Ihr Schauplatz war das Haus; treue Verwaltung des Hauses ihr Verdienst; Eintracht mit dem Manne ihr Glück.' Hierauf geht der Vf. die Zeugnisse der Schriftsteller durch, aus welchen man auf die Herabwürdigung der Weiber hat schließen wollen, und zeigt wie wenig daraus zu folgern sey. Auch daß der Besuch der Theater ihnen gänzlich untersagt gewesen sey, hält er für ungewiß. — Der letzte Abschnitt ist einem anziehenden Gegenstande, den griechischen Hetären gewidmet. Es wird von ihnen erstlich im Allgemeinen, der Art ihrer Bil-

ding im Gegensatz gegen die Matronen, ihrer Sinnesart und ihren Classen gehandelt. Man muß drey derselben unterscheiden; die der Sclavinnen, die der Freygelassenen, und die der Fremden, zu der die berühmtesten der Hetären gehörten. Wie groß auch ihr Ansehen seyn mochte, so wurden sie doch nie den Frauen gleich gesetzt, und kamen mit diesen in keine Berührung. Eine Gallerie der berühmtesten Hetären, der Aspasia, der älteren und jüngeren Pais, der Phryne, der Pythionice, der Glycera, der Lamia, der Gnathana und ihrer Nichte Gnathänion, und der Mania, indem von jeder derselben die Zeugnisse gesammelt und erläutert werden, schließt den Band.

Wenn wir diese Schriften zu den vollendetsten Mustern antiquarischer Forschungen rechnen, so geschieht es nicht bloß ihrer Gelehrsamkeit wegen, sondern nicht minder wegen des Geschmacks in der Behandlung. Die Correctheit und Eleganz der Sprache und des Stils, die Einfachheit und Klarheit des Vortrags geben ihnen einen classischen Werth. Je seltener diese Vorzüge in unsern Zeiten sind, wo man Vollständigkeit der Compilation, wenn auch noch so geschmacklos, als das erste und letzte ansieht, um desto mehr verdienen sie hervorgehoben zu werden. Möchte es dem Verfasser doch belieben, uns noch mit mehreren Geschenken dieser Art zu erfreuen, die nur Er so geben kann!

Hn.

---

G e t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

100. Stück.

D e n 25. J u n i u s 1831.

---

D u b l i n.

1827. The Dublin Hospital Reports and Communications in Medicine and Surgery. Volume the fourth. XI und 576 S. in 8., mit 17 lithographierten Darstellungen.

Mit diesem vierten Bande sind die Berichte aus dem Dubliner Krankenhause in ihrer selbstständigen Form geschlossen, und werden sich künftig den von der königlichen Gesellschaft der Aerzte in Irland herausgegebenen Dubliner medicinischen Abhandlungen anreihen, die mit dem Jahre 1830 eine neue Folge begonnen haben. Schon nach wenigen Monaten, nachdem der Plan zu den Dublin Hospital Reports von den beiden Aerzten und Wundärzten dieses Krankenhauses entworfen und die Materialien zu dem ersten Bande geordnet waren, bildete sich die schon genannte Gesellschaft der Aerzte von Irland in derselben Absicht, ihre eigenen und die Verhandlungen fremder Aerzte gemeinschaftlich bekannt zu machen, wodurch dann jenes Unternehmen

bereits damals eine nachtheilige Erschütterung erleiden mußte. Noch mehr aber mußte diese durch die, gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes erfolgte Ortsveränderung eines ihrer Herausgeber, des auch bald darauf verstorbenen Percival, fühlbar werden, und endlich der im Jahre 1826 erfolgte Tod eines andern Vorstandes, des Professors Todd, die noch übrigen Mitglieder zu der genannten Abänderung in der Erscheinung des Werkes bestimmen. Wir danken für das erhaltene Gute und Schätzungswerthe, und begeben uns zur kurzen Anzeige des vorliegenden letzten, aus zwey Theilen bestehenden Bandes.

Part. I. Art. 1. Report of the Amputation of portions of the Lower Jaw; by James William Cusack, President of the Royal College of Surgeons in Ireland.

Das ganze Knochengerüste, vorzüglich aber die Kinnladen, sind wegen ihrer eigenthümlichen Lage, krankhaften Aufreibungen unterworfen, die nicht selten den Tod zur Folge haben. Amputation oder Excision des krankhaften Theils ist oft noch das Einzige, das guten Erfolg verspricht, und wird glücklicher und leichter an der untern Kinnlade ausgeführt, als wenn das Leiden sich in der obern befindet und hier die Operation nothwendig macht. Der erste hier erzählte Fall einer Amputation an der linken Hälfte der Unterkinnlade, betrifft eine 46jährige Bäuerin, die, nachdem sie sich einen Backenzahn hatte ausziehen lassen, bald nachher an dieser Stelle einen heftigen Schlag erlitten, dem eine Haselnuß große Knochengeschwulst gefolgt war, die dann durch schlechtes Operationsverfahren, bis zu einer so enormen Größe zugenommen hatte, daß nur flüssige Nahrungsmittel und auch diese

nur mit Schwierigkeit verschluckt und unter einem beständigen Abfließen vielen Speichels nur höchst unvollkommen gesprochen werden konnte. 6 Jahre nach jenem Vorfalle kam sie zu Herrn Cusack ins Hospital, wurde da glücklich operiert und nach 6 Wochen, ohne entstellt zu seyn, vollkommen geheilt entlassen. Eine ähnliche Operation mußte an einem Knaben von 12 Jahren ausgeführt werden. Die Geschwulst der Unterkinnlade war nur von geringem Umfange und keine Ursache ihrer Entstehung konnte ausfindig gemacht werden. Die Hindernisse beym Kauen der Speisen machten die Entfernung des erkrankten Theils nothwendig, die ebenfalls mit gutem Erfolge gekrönt wurde, indem der Patient nach 10 Tagen geheilt das Hospital verließ.

Ein dritter Fall an einem 14jährigen Knaben ist dem vorstehenden in der Hauptsache ganz gleich, und wurde ebenfalls durch Operation glücklich beendigt.

Von vier Exarticulationen der Kinnlade, die hier ebenfalls ausführlich erzählt werden, sind dem Verf. drey gelungen, so daß die Operirten spätestens nach 6 Wochen geheilt in ihre Heimath zurückgehen konnten. Der mißlungene Fall fand bey einem 30jährigen Frauenzimmer Statt, das am zehnten Tage nach verrichteter Operation an Entzündung und darauf erfolgter eitriger Absonderung in den Luftwegen ihren Geist aufgab. Was man vor Zeiten befürchtete, daß der Exarticulation der Unterkinnlade, die bedeutenden Gefäßverzweigungen hinderlich seyn möchten, bestätigt sich jetzt durch die Erfahrung weniger als das plöbliche Eintreten von Entzündung der den verwundeten Theilen nahe liegenden Organe.

Sabatier in seiner Médecine opératoire

Tome 4. p. 565 sagt: 'Mr. Dupuytren à pratiqué déjà huit à dix fois l'amputation de la machoire inférieure, de l'une et de l'autre maniere. Un seul malade fût affecté après elle d'inflammation grave à la base de la langue, et de cette infiltration des bords de la glotte, que l'on est convenu de designer sous le nom d'angine oedemateuse, il succomba.'

2. Clinical observations by Robert James Graves, M. D. etc.

Beobachtungen von Leberabsceß, Rheumatismus der Schläfenmuskeln, der das Öffnen des Mundes verhinderte; Glossitis idiopathica, die nur die linke Hälfte der Zunge ergriffen hatte. Beym ersten Besuche dieses Kranken, war die Entzündung der sehr angeschwollenen linken Zungenhälfte schon dem Brande nahe, dem aber das dreyimalige Ansetzen von 6 Blutegeln an die Zunge selbst, noch zuvorkam. Die Nachblutung war äußerst stark, der Kranke aber bis auf eine sehr geringe Adhäsion der linken Zungenhälfte, die weder dem Sprechen noch dem Schlucken hinderlich war, dadurch geheilt.

Colica Pictonum. In zwey Fällen bewirkten Umschläge von Taback auf den Unterleib (die der Verf. den Tabackschystieren vorzieht), und Crotonöl enthaltende Pillen, sehr schnell Ausleerungen und Befreyung von Schmerzen. Eine Paralyß nach Colica Pictonum hat der Verf. auf die Anwendung von Strychnin verschwinden sehen. Diarrhoea alba in Folge einer nach überstandener Ruhr zurückgebliebenen Subinflammation des Mastdarms ward durch die zweymalige Gabe eines zwölftel Grans Strychnin in drey Wochen vollkommen beseitigt. Schwärzliche, mitunter wirklich schwarze Stuhlgänge zeigten sich



bey einem Kranken 10 bis 12 Tage lang, hatten die Consistenz und Farbe des Theers, auch oft der Tinte, enthielten aber nach genauer Untersuchung durchaus kein Blut, sondern waren die Folge einer entarteten Schleimabsonderung der Eingeweide, die in Reizmitteln, vorzüglich in innerer Anwendung des Terpentinsöls, ihre Heilung fand.

*Psoriasis contagiosa.* Diese Krankengeschichte soll gegen Duffin und Bateman die Ansteckung der Schuppenauschläge beweisen.

Anschwellung der Extremitäten, wovon ein Fall zu der Gattung Elephantiasis gehörte. Zwey Abbildungen dienen zur Erläuterung.

3. *A Selection of Cases from the Medical wards of the Meath Hospital and County of Dublin Infirmary.* By R. J. Graves and William Stokes, Physicians to that Institution.

Die Verf. suchen den Nutzen des Stethoscops im Erkennen und Behandeln von Brustkrankheiten zu beweisen.

4. *Report of an Inquiry into the Value of Medicate Auscultation, as a Method of Diagnosis in Inflammations of the Pleura, Lungs and Bronchia.* By William Stack, M. D. etc.

5. *Medical Report on the feigned Diseases of Soldiers.* By John Cheyne, Esq., Physician General of Military Hospitals in Ireland.

In einem Schreiben an George Kenny, Esq., den Generaldirector der Militärhospitäler in Irland, betrachtet der Verf. 1. die Krankheiten, welche am meisten simuliert werden; 2. wie die Betrieger es anfangen die Militärärzte zu hintergehen; dann 3. die anzuwendenden Methoden

zur Entlarvung der Simulirenden; und 4. endlich, gibt er die zweckmäßigsten Mittel zur Behandlung jener Maleficienten an, und wie man ihren Betriegerereyen zuvorkommen könne. Die Krankheiten, die der Verf. und die übrigen Militärärzte in Irland am meisten simuliert beobachtet haben, sind unter den Krankheiten des Hirns und Nervensystems: Lähmung, Schwindel, Kopfwach, Epilepsie, Manie; unter den Krankheiten der Brusteingeweide: Blutspeyen, Lungensucht, Herzkrankheit, Unmacht; unter den Krankheiten der Baueingeweide: Brechen, Trommelsucht, Ruhr, Leberleiden, und endlich unter den allgemeinen Krankheiten: Fieber, Rheumatismus, Wassersucht.

Part. II. Miscellaneous Communications on medical and surgical Diseases.

Art. 1. Cases of the Excision of carious Joints. By Philip Crampton, Surgeon General etc.

Gestützt auf die glücklichen Resultate die Park, Moreau Vater und Sohn, Percy und A. bey Ausschneidung cariöser Gelenke gewonnen haben, und die Erwägung wie dieses operative Verfahren, für die künftige Geschäftsthätigkeit des Operierten, der gewöhnlichen Amputation vorzuziehen sey, entschloß sich auch Herr Crampton in drey dazu geeigneten Fällen, zweymal die Ausschneidung des Knie- und einmal die des Ellbogen-Gelenks zu versuchen, und wurde dabey mit den glücklichsten Resultaten belohnt. Auf den dem vorliegenden Werke beygegebenen Tafeln 8, 9 und 10 finden sich die ausgeschnittenen cariösen Gelenke dargestellt.

2. On the Form, Construction and Use of a Cataract Needle of a particular Description, employed by Arthur Jacob M. D. etc.

3. Observations respecting an Ulcer of a peculiar Character, which attacks the Eye-Lids and other parts of the face. Von demselben.

Auf den ersten Anblick gibt die colorierte Abbildung, die der Verf. nach der Natur seiner Beschreibung beygegeben hat, etwas Krebsartiges zu erkennen, das jedoch bey näherer Erwägung der aufgezählten Krankheits = Symptome wegfällt.

Es unterscheidet sich davon hauptsächlich: durch die Abwesenheit der Schmerzen des schwammigen Wachstums, des Gestanks, der Blutung und des Mitleidens des lymphatischen Systems.

Das Messer oder die Aetzmittel waren nur allein von gutem Erfolge; hingegen die große Menge anderer hier aufgezählter pharmaceutischer Mittel aus den verschiedensten Classen fruchtlos geblieben.

4. Second Communication relative to the fatal Consequences which result from slight Wounds received in Dissection. By A. Collec, M. D. etc.

Dieser unglückliche Fall betraf einen sehr geschickten Anatomen, Herrn Shekelton, der sich bey der Oeffnung eines an Peritonitis in Folge des Steinschnitts gestorbenen Menschen mit der Spitze des Scalpells verletzt, hierauf zuerst geschwollene Achseldrüsen bemerkt hatte, und durch mancherley nach und nach eingetretene chirurgische und andere Leiden, zehn Tage nach jener sehr geringen Verwundung, seinen Geist aufgeben mußte.

5. Cases of a fatal Erethism of the Stomach, with Observations. By John Cheyne, M. D. etc.

6. Case of remarkable Pulsation in the Veins. By Charles Davis, M. D. etc.

Bei einem mit Hydrocephalus acutus behafteten Kinde von 6 Jahren war die Pulsation der Blutadern, vorzüglich an den Extremitäten mit dem Schlagen der Arterien synchronistisch, und durch die bedeutende Anschwellung der Blutadern, in einer Entfernung von zwey Fuß jene Pulsation wirklich sichtbar.

7. Additional Cases from the medical Wards of the Meath Hospital. By R. Graves, M. D. and William Stokes, M. D.

Interessante Krankengeschichten, die aber keinen Auszug gestatten.

8. Case of unusual Constipation. By John Crampton M. D. etc.

Die in der letzten Zeit, 8 Monate dauernde Unterleibsverstopfung, folgte einer Subinflammation der Eingeweide; die auf diese Weise gehemmte Ausleerung wurde durch tägliches Erbrechen, der nur dünne Speisen zu sich nehmenden jungen Patientin, ersetzt.

9. Account of an unusual Variety, in the Femoral Artery. By John Houston, Conservator of the Museum etc.

10. A Case of ununited Fracture of the Tibia, treated successfully by the Seton. By John Browne Esq., M. D. etc.

Das Subject war 60 Jahr alt und schwächlich; von der gebrochenen Tibia und Fibula heilte die letztere auf die gewöhnliche Weise, die Tibia hingegen blieb gebrochen und es ergoß sich zwischen den Bruchstücken nur eine dickliche, aber zur Bildung von Callus sich nicht eignende Flüssigkeit. Der Verf. fand das Haarseil am besten die Vereinigung zu bewirken, welches er auch am 5. November 1825 in Anwendung brachte,

und schon den 14. Januar 1826 des vollkommensten Erfolges sich erfreuen konnte. Eine ähnliche Erzählung findet sich in dem siebenten Bande der Medico-chirurgical Transactions.

11. Description of a human Stomach of a singular Form and Structure. By John Hart.

Der Magen ist auf der 16ten Tafel abgebildet.

12. Observation on an Affection of the Mouth in Children. By Thomas Cuming, M. D.

Der Verf. spielt hier auf diejenige Krankheitsaffection an, die im kindlichen Alter sich vorzüglich durch Ulceration des Zahnfleisches und der Wangen zu erkennen gibt, und wovon das von einigen Schriftstellern aufgeführte Cancrum oris eine Abart ausmacht. In der ersten Zahnperiode wird es am häufigsten beobachtet, dann aber auch zwischen dem dritten und siebenten Jahre.

13. A case of ruptured Coecum, which terminated in Death forty eight Hours after the Accident. By John Speer.

Die Ruptur war wahrscheinlich durch eine Schlägerey entstanden, in der der Gegner seine Knie auf den Unterleib des Ueberwältigten gesetzt, und ihn so noch längere Zeit mißhandelt hatte.

14. Cases of Diseases of the Heart, accompanied with pathological Observations. By Robert Adams.

Nehmen über 100 Seiten ein und sind von practischer Wichtigkeit.

15. Observations upon the Origin and latent Period of Fever. By Henry Marsh.

16. Cases of Excision of a Portion of the Lower Jaw for the Cure of Osteosarcoma-

tous Tumours. By Philip Crampton, Surgeon General etc.

Erzählung mehrerer glücklich vollführter Ausschneidungen an der Unterkinnlade und Auseinandersehung des Begriffs von Osteosarcoma benign. und malign.

17. A Case of Cynanche Laryngea, in which the Operation of Tracheotomy was performed in March 1825 and a Canula worn up to the Date of this Report. By Francis White.

Versuche um die, einen halben Zoll im Durchmesser haltende Wunde zuzuheilen, brachten augenblicklich Erstickungszufälle hervor und so mußte denn der Patient unausgesetzt ein elfenbeinernes Röhrchen tragen, um das sich späterhin die gemachte Luftröhrenöffnung dicht angeschlossen hatte.

18. A brief Notice of the Effects of the Vapour Bath in Tetanus. By H. Marsh, M. D. etc.

19. Account of a remarkable Production, resembling a Tail, which was attached to the Extremity of the Vertebral Column of a Man. By Arthur Jacob M. D. etc.

Dieses merkwürdige Gewächs hing schweifartig 6 Zoll lang und daumendick am äußersten Ende der Rückenwirbelsäule, war äußerlich dickhäutig und mit langen Haaren besetzt und hatte im Innern seiner Länge nach, eine leicht zerreibbare knochige Substanz. Es hinderte den von Geburt an damit behafteten jungen Mann, sowohl im Liegen als im Sitzen und wurde daher auf sein Verlangen von dem Vater des Berichterstatters ohne allen Nachtheil abgeschnitten.

Die 15te Tafel gibt die innere Structur des operierten Gewächses genau an.

## B r e s l a u

Hey Korn dem Ae. 1830, auf XII und 272 S. gr. 8. Die leges restitutae des Justinianischen Codex, verzeichnet und geprüft von Carl Witte, Prof. in Breslau.

Der Verf. gehört, wie man aus seiner Ausgabe des vorher ungedruckten Basilikentitels de reg. jur. und aus seinen Aufsätzen über einige Byzantinische Rechtscompendien des 9. und 10. Jahrhunderts im 2. und 3. Jahrgange des Rheinischen Museums für Jurisprud. weiß, zu den eifrigsten und förderndsten Bearbeitern des Theiles von unserm Fache, den man gewöhnlich das griechisch-römische Recht nennt, der aber wohl noch besser, nach der Zeitfolge, das römisch-griechische heißen könnte, damit man nicht glaube, es sey von dem Theil des römischen Rechts die Rede, welcher bey den Griechen entstanden und zu den Römern übergegangen sey. Zu den umgekehrt im römischen Reiche entsprungenen und dann zu den, man könnte sagen, Neu-Griechen übergegangenem Quellen gehört denn auch das gegenwärtige Buch, bey dessen Ausarbeitung der Verf. mit Herrn G. R. Biener zusammentrifft, aber gewiß auf eine viel erfreulichere Art, als man ein solches Zusammentreffen in jeder gelehrten Geschichte sonst wohl erlebt, wo etwa jeder von beiden Theilen, besonders der, welcher zuletzt vor dem Publicum auftritt, bemüht ist, zu beweisen, er sey eigentlich der Erste, welcher etwas entdeckt habe und seinem Mitentdecker, der denn gleich zum Nachentdecker und zum Gegner wird, fehle es noch an einigen der allerwichtigsten Stücke. Unterz. ist nun hier weit entfernt, in diesen Fehler auch nur fallen zu können, da er auf dem hier bearbeiteten

Felde so sehr zu lernen hatte, daß er aufrichtig gesteht, gar nicht gewußt zu haben, welche arge Fehler in der, S. 49 ohne nähere Bezeichnung, als daß es ein sehr geachtetes Buch sey, wie man aber deren Verfasser jetzt um so eher nennen kann, da er seitdem leider gestorben ist, angeführten Stelle, also aus Glück's Einleitung S. 227, zusammengedrängt sind. Vielleicht wäre es zur schnellern Uebersicht des wahren Verlaufs der Sache gut gewesen, in Anmerkungen, mit Verweisung auf das Vorhergehende und Nachfolgende, zu bemerken, daß der Unterschied zwischen Ausgaben ohne die Glosse, als welche allein Wiederherstellung enthielten, und Ausgaben mit der Glosse, worin keine enthalten sey, ganz falsch ist, da Ruffard seine Wiederherstellung aus Ausgaben mit der Glosse genommen hat, daß die fehlenden Constitutionen auch aus den Acten des Concilium zu Ephesus u. andern kirchlichen Quellen, und nicht bloß aus den Basiliken und dem Andern, was Glück anführt, genommen seyen u. s. w. Zu einem vollständigen Auszuge dessen, was für den Unterz. neu und erheblich gewesen ist, oder zu einem Register, wie man es bey dem Buche selbst wünschen könnte, zumal da auch Columnentitel und Inhaltsangabe fehlen, ist hier nicht der Ort; nur für ein paar Kleinigkeiten glaubt der Unterz. Verzeihung hoffen zu dürfen, da besonders die erste Bemerkung etwas betrifft, was bey weitem nicht bloß bey Herrn Prof. W. nicht so ist, wie man doch wohl, aus guten Gründen, wünschen sollte. Dieß ist nämlich eine Wortklauberey, wie Viele glauben werden, über den Titel. Lateinische Wörter, oder überhaupt Wörter aus einer fremden Sprache, in einem deutschen Buche, oder gar auf dem Titel eines Solchen, müssen doch nothwendig



bey den besten Schriftstellern der fremden Sprache vorkommen, oder geradezu Eigennamen seyn. Nun wird aber gewiß niemand behaupten, daß irgend ein Römer bey den zwey lateinischen Wörtern auch nur an etwas Aehnliches gedacht habe, wie diese Ergänzungen der Justinianischen (das *e* ist wohl im Lateinischen und Deutschen überflüssig) Constitutionensammlung durch anderswo erhaltene Constitutionen sind. Es sind dieß ja nicht einmal *leges* in dem Sinne, wie seit Constantin *leges novae* vorkommen, sondern *c. 1. C. 4, 20 — c. 1. C. 4, 24 — c. 8 b. C. 5, 4, und c. 1 C. 9, 6* (vielleicht auch *c. 4. b. C. 9, 16. und c. 1. C. 10, 16*) können nur in dem Sinne *leges* heißen, gegen welchen Bach 4, 1. S. 2. § 6. bey den Digesten eifert und dadurch den Fehler, welchen er selbst 3, 3. S. 4. §. 7. bey den Rescripten begangen hatte, wieder gut macht. Bey dem Zusätze zu der eben erwähnten *c. 8* findet der Unterz., daß ihm wohl der gelehrteste unter den noch lebenden ältern Bearbeitern der Geschichte des Codex die Bemerkung mitgetheilt hat, dieser Zusatz gehöre vielmehr zu der *c. 6*, indem er die Worte von Paulus enthalte, auf welche sich Gordian in dieser bezieht, wozu denn auch der hier angeführte Umstand sehr gut paßt, daß in den Scholien zu den Basiliken in diesem Titel keine *Constitutio* mitgezählt wird, die nicht in den gewöhnlichen lateinischen Handschriften auch stünde. S. 51 heißen auch neue Ausgaben, die derselbe Verleger besorgt hat, Nachdrücke, da doch dieser Ausdruck nur für etwas Unerlaubtes gebraucht werden sollte. Daß S. 53 das *Promptuarium* zu den Werken von Cujacius, sehr überschätzt genannt wird, ist völlig die Meinung

des Unterz. Der eben daselbst angeführte Aufsatz von Biener in der französischen Thémis sollte vor dem Aufsatze im Magazin stehen. Noch verdient ein Anhang von S. 248..267 besonders ausgezeichnet zu werden, von Constitutionen, welche in unsern Ausgaben des Corpus juris ganz fehlen, oder doch nur mangelhaft sind, und die hier griechisch und lateinisch geliefert werden.

Hugo.

### P a r i s

Chez Béchét jeune: *Traité des Exhumations juridiques, et Considérations sur les changemens physiques que les cadavres éprouvent en se pourissant dans la terre, dans l'eau, dans les fosses d'aisance et dans le fumier; par M. Orfila et par M. O. Lesueur. Ouvrage orné de cinq planches, dont quatre coloriées. Tome I. 388 Seiten. Tome II. 387 Seiten. 1831. Octav.*

Dieses wichtige Werk scheint seine Entstehung den verschiedenen Veranlassungen zu verdanken, welche die Verfasser hatten, bey Verdacht Statt gefundener Vergiftung schon beerdigte und wieder ausgegrabene Leichen zu untersuchen. Ihre dabey gemachten Erfahrungen haben sie zusammengestellt, verwandte Fragen und ihre Beantwortung damit verknüpft und so eine umfassende Arbeit geliefert, welche eine wesentliche Lücke der Wissenschaft um so ehrenvoller ausfüllt, als der Gegenstand an sich selbst nichts weniger als anziehend, bey seiner näheren Untersuchung viele widerwärtige, mühsame und selbstverläugnende Anstrengung fordert.

Sie zerfällt in drey Abschnitte: 1) die Gesetzgebung in Hinsicht der juridischen Wiederausgrabungen. Gefahren, von welchen sie begleitet seyn können. Anweisung sie vorzunehmen und Maaßregeln, die Gefahren zu vermeiden (besonders Chlorkalk und Chlornatron). 2) Physische Veränderungen, welche die Organe in den verschiedenen Epochen erleiden, wo die Untersuchung der Leichen angestellt werden kann, sey es daß die Körper in der Erde gelegen, oder im Wasser, in Abtritten oder im Mist. 3) Anwendung auf die gerichtliche Medicin. Nutzen der Wiederausgrabungen, um Fragen zu beleuchten hinsichtlich der Vergiftungen, der Wunden, des Kindermordes, der Ausmittlung des Geschlechts, des Alters, der Figur und alles dessen, was die Identität betrifft. Widerlegung einiger Einwendungen gegen die Brauchbarkeit und Zulässigkeit solcher Untersuchungen. — Zum Behuf des zweyten Abschnitts sind über 30 Leichenuntersuchungen in verschiedenen Epochen ihrer Wiederausgrabung genau beschrieben (T. I. S. 28..272), und ähnlich über solche, die lange im Wasser u. s. w. gelegen (T. II. S. 1..216. Die Beobachtungen geschahen in der Morgue S. 72). In einem Resumé (T. I. S. 273) werden die Resultate zusammengestellt. Ausführlich wird besonders (T. I. S. 351) über die Umwandlung von Leichen in eine Fettmasse (oder in eine Ammoniak-Seife, oder nach Chevreul in eine Verbindung von margarinsäuren oder oleinsäuren Alkalien) gehandelt, die bekanntlich Fourcroy bey Ausräumung der Cimetiére des Innocens sorgfältig untersucht hat.

Der dritte Abschnitt enthält in Beziehung auf Nachforschung wegen vermutheten

Giftes in begrabenen Leichen einige belehrende Belege und besonders einige neue absichtlich angestellte Versuche, wie bestimmte Gifte auf todte thierische Theile wirken und von ihnen verändert, neutralisiert oder ganz zerstört werden und wie weit und lange noch ihre Gegenwart darin durch Reagentien aufgefunden werden könne (T. II. S. 273.. 333), als verdünnte und concentrirte Schwefel- und Salpetersäure; weißer Arsenik; Schwefel-Arsenik; Sublimat; rother Präcipitat; Bleyzucker; salzsaures Zinnorydul; Kupfervitriol; Grünspan; salpetersaures Silber; salzsaures Gold; essigsaures Morphinum; salzsaure Brucine; essigsaureres Strychnin; Opium. Die Möglichkeit der Auffindung dieser Gifte in den meisten Fällen, auch nach längerer Zeit, wird unbestreitbar nachgewiesen, der Nutzen der Wiederausgrabungen in den andern oben angegebenen Rücksichten durch mehrfache Beweise bekräftigt, und somit jeder Zweifel gegen die Zulässigkeit dieser wenn auch unangenehmen, aber immer verdienstlichen Art der Untersuchung von selbst widerlegt.

Die Kupfertafeln stellen vor: die Einrichtung einer Ventilation, um bey Eröffnung von Grabmälern die Luft zu erneuern (beschrieben T. I. S. 25), und vier illuminierte Abbildungen von Leichen, wie sie zu verschiedenen Epochen der Ausgrabung, zum Theil in Mumien verwandelt, aussehen.

M . . r.

---

G e t t i n g e n s e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

101. Stück.

D e n 27. J u n i u s 1831.

---

L e y d e n.

Bey J. C. Gysveer: Disputatio literaria inauguralis de Aeschyli Choephoris, deque Electra cum Sophoclis tum Euripidis, quam — pro gradu Doctoratus — in Academia Lugduno-Batava — publico ac solenni examini submittit Io. Vinc. Westrik Berbicensis. 1826. 236 S. in 8.

Diese Schrift erörtert ein Thema, das neuerlich öfter, am anziehendsten von A. W. von Schlegel, behandelt worden ist, allerdings mit eigenthümlichem Nachdenken, aber doch mit zu viel Breite und einer Umständlichkeit, die nur, wenn neue tiefer eindringende Untersuchungen oder besonders lichtvolle Blicke in das Wesen der alten Tragödie den Leser belohnten und anregten — was hier eben nicht der Fall ist — die Leser für sich gewinnen könnte. Zwar unterscheidet sich der Verfasser von seinen nächsten Vorgängern auf eine zur Aufmerksamkeit anspornende Weise dadurch, daß er gleich in der Einleitung

und dann an vielen Stellen der einzelnen Auseinandersetzungen die Vertheidigung des Euripides übernimmt, aber es scheint uns nicht, daß es ihm gelungen sey, diese besonders glücklich durchzuführen. Wir geben gleich zu, daß Euripides in einem Zeitalter, welches aus der religiösen und poetischen Weltanschauung des Aeschyleischen herausgetreten war, welches vor allen an rhetorischen Künsten Gefallen fand, und in dem der Geschmack an philosophischen Discussionen sich immer mehr verbreitete, auch die Tragödie dem gemäß umbilden mußte; und wir erkennen es bewundernd an, mit welchem Geschicke Euripides diese Umwandlung nach den Forderungen des neuen Zeitgeistes ausführte, wie er überall die Tragödie von dem Boden des Religiösen und Mythischen auf den des Natürlichen und Allgemein-Menschlichen zu versetzen wußte, wie vortrefflich er zu rühren, wie sinnreich er zu disputieren verstand. Aber wir können in dem Allen doch nur den Verfall der Tragödie erblicken, den wir noch vollständiger überschauen würden, wenn erst die Bruchstücke der Tragiker zwischen Euripides und Alexanders Zeit gesammelt, und die Geschichte dieser spätern Tragödie, in der das Rhetorische immer mehr vorherrschend wurde, entwickelt vor uns läge. Der Vf. dieser Schrift beurtheilt aber den Dichter viel zu wenig aus den Gesetzen seiner eigenen Dichtungsgattung und nach dem, was dieser Gedeihen oder Vernichtung bringen mußte. Wenn z. B. Euripides in vielen seiner Tragödien die positiven Vorstellungen von den Göttern auf alle Weise zu erschüttern sucht: so genügt wahrlich nicht die Entgegnung des Verfs., er sey vielmehr zu loben, daß er thörichte Einbildungen als thöricht dargestellt habe (*nihil enim est ineptius quam inepta admi-*

rari, nihil turpius quam suspicere turpia, p. 5), da ja bekanntlich Euripides, indem er irgend einen Gott oder Heroß gegen allgemein angenommene Sätze der Volksreligion sprechen läßt, dadurch oft auf die seltsamste Weise den Boden untergräbt, auf welchem die Fabel des Stückes selbst beruht, und die disparatesten Dinge, eine verständige Critik des mythischen Glaubens und die Ausbildung einer mythischen Dichtung zur Tragödie, so zusammenbringt, daß eine die andere nothwendig in ihren Wirkungen zerstören muß.

Außer der Einleitung besteht das vorliegende Buch aus vier Kapiteln, wovon das erste de trium fabularum argumento, das zweyte de trium fabularum universa compositione, das dritte de personarum moribus, das vierte de trium fabularum partibus quibusdam, de poetico ornatu, de digressionibus deque locis insignioribus handelt.

Im ersten Kapitel ist die mythologische Grundlage der drey Tragödien, und wie sie die einzelnen Tragiker verschieden modificiert haben, im Ganzen richtig vorgetragen, jedoch ganz ohne feinere Untersuchungen über schwierigere Punkte. Als Beyspiel führen wir den oft besprochenen Pharo-teus ó Φαρτεὺς in Sophokles Electra an, welcher dort nach dem Vorgeben des verstellten Orestes der Klytämnestra die Asche ihres Sohnes zusendet, und als ein mächtiger Bundesgenosß der Klytämnestra dargestellt wird. B. 45. 660. Hier schwankt der Verf. zwischen der Meinung Erfurd's, daß dieser Pharo-teus einerley sey mit dem Strophios, welcher in dem spätern Gespräch mit der Electra B. 1100 als der genannt wird, welcher ihr die Reste ihres Bruders übersende, und der Hermannischen, daß Pharo-teus, als ein in Pho-

his gewöhnlicher Name (was gar nicht belegt werden kann), hier irgend einen Phokäischen Gastfreund der Klytämnestra bezeichne. S. 72 u. 109. Die Sache verhält sich aber so. Phanoteus ist der ἦρως ἐπώνυμος der Phokäischen Stadt Phanoteus oder Panopeus, und wie diese Stadt mit Krissa, in dessen Gebiet Delphi lag, nach zahlreichen Traditionen in Streit lag, so wurden auch Phanoteus und Krisos als feindselige Brüder dargestellt. Während nun Krisos Sohn Strophios und Enkel Pylades immer als Freunde des Agamemnonischen Hauses und der hinterlassenen Kinder erscheinen, ist es ganz angemessen, daß Klytämnestra nebst Megisth sich ihre Bundesgenossen (δορυξέρονες) bey dem feindlichen Geschlecht des Phanoteus suchen, der freylich selbst in der Zeit, in welcher die Electra spielt, schon als ein sehr greiser Held gedacht werden muß. Und so finden wir eine ausnehmend feine Anwendung mythologischer Gelehrsamkeit darin, daß die Fremdlinge, welche Orestes Asche bringen, sich der Klytämnestra als von Phanoteus, der Electra aber als von Strophios gesandt ankündigen, indem sie gerade dann auf die wohlwollendste Aufnahme rechnen können. Auch in andern Stücken des Sophokles läßt sich nachweisen, wie dieser Dichter, obgleich er viel weniger mythischen Stoff in seine Tragödien hineinarbeitet als Aeschylos, doch in einzelnen Zügen sich als einen sehr tiefen Kenner der verwickelten Sagenkreise seines Volkes bewährt.

Was alsdann die Auffassung der Grundideen in den drey Tragödien betrifft: so wird zwar bey Aeschylos auf die religiöse Würde und Majestät seiner Dichtungen aufmerksam gemacht, und dagegen mit Recht bemerkt, daß eine feinere Entwicklung individueller Characteres hier noch ganz



fehle. Aber wir vermiffen dabey, worauf es hauptfächlich ankommt, die Ausführung, daß eigentlich nur Aefchylos den Mythus der Dreftea in feinem Zusammenhange und feinen Grundideen auffaffe, und uns die That des Dreftes als eine zwar fchreckliche aber nothwendige vor Augen bringe. Um dieß völlig zu begreifen, hätte freylich auch dem Vf. etwas mehr von der alten Pflicht der Blutrache, wie fie von den heroifchen Zeiten her mit gewissen Befchränkungen auch noch in der Zeit der Tragiker beftand, gegenwärtig feyn müffen; er würde dann auch den Delphifchen Apollon, welcher dem Amt der Blutrache wie dem Rechte der Mordsühne vorfteht, nicht als eine bloße Perfonification des fervor juvenilis in Dreftes Seele aufgefaßt haben, wie er S. 93 thut.

Ueber Sophokles Electra macht der Vf. manche gute Bemerkung, und hebt es fehr richtig hervor, daß überall die Aufmerkſamkeit des Zuhörers faft ganz für die Entwicklung des Characters und Gemüthes der Electra in Anspruch genommen werde, dagegen Dreftes, obwohl die Hauptperſon der Handlung, nur mit den allgemeiſten Umriſſen mehr angedeutet als gezeichnet werde. Nur ſucht der Vf. den Grund davon mit Unrecht darin, daß die Aufgabe, die Dreftes zu erfüllen gehabt habe, für das menſchliche Gefühl zu empörend geweſen wäre, als daß eine ſolche Perſon in den Vordergrund hätte treten können, denn genau genommen iſt die Sophokleiſche Electra, zumal für ein Weib, kein milderer Character. Aber dem Dreftes iſt durch die mythiſche Erzählung ſeine Bahn vollſtändig vorgezeichnet, und ſein ganzes Weſen geht in dem Vollbringen ſeines Berufes auf; Electra dagegen, deren Thun nicht dieſer äußern Nothwendigkeit unterliegt, gibt eben dadurch dem zarteren Individualifiern und Cha-

racterisiren, dem ἡδοποιεῖν, und dem sorgfältigeren Ausmahlen, dem ποικίλλειν, mehr Raum, welches auch die Alten schon sehr wohl als den Hauptvorzug des Sophokles erkannten. Aber man sieht zugleich, wie Sophokles doch gewissermaßen aus dem Mittelpuncte der Tragödie heraustrat, und indem das Wesentlichste und Erste bereits vor ihm mit voller Macht des Geistes dargestellt war, sich dem Protagonisten Aeschylos gleichsam selbst als Deuteragonisten beordnete.

Bei Euripides findet nun der Vf. Vieles preiswürdig und schöner als bey den Vorgängern, was wir entweder geradezu tadeln, oder doch nur dadurch, daß er schon betretenen Wegen auszuweichen, und dem Geiste seines Zeitalters huldigen mußte, entschuldigen können. So rühmt es Hr. Dr. Westrick sehr, daß Euripides dadurch, daß Electra in so unwürdige und niedrige Lage versetzt und Orest als ein verstoßener und verfolgter Sohn selbst bis zum Hungerleiden gebracht sey, die Motive der schrecklichen Mordthat vermehre — und doch wird die That dadurch um nichts nothwendiger als bey Aeschylos, sondern verliert nur ihren großen und reinen Character; — er rühmt es ferner als Zeichen natürlicher und menschlicher Empfindung, daß Orestes vor der That zaghaft zurückbebe, und in seiner zaudernden Unentschlossenheit selbst auf den Zweifel gerathe, ob ihn nicht unter der Truggestalt Apollons ein böser Dämon, ein ἀλάστορ, zum Mord der Mutter treibe, — weil nämlich damals eine weichere Humanität an die Stelle einer strengen Gesinnung und einer tiefen Scheu vor heiligen und unabweisharen Pflichten getreten war, ohne welche (wir mögen über die zum Grunde liegenden Ansichten urtheilen wie wir wollen) doch der ganze Mythos seine Bedeutung und Würde verliert —;

auch meint er, daß Euripides das Entsetzen erregende der That dadurch mildre, daß dem Schicksal am Ende die Schuld des Ganzen beygemessen und dadurch von den Personen abgewälzt wird — nach einer Ansicht des Schicksals, welche wenigstens nicht die des Aeschylos ist, dem das Schicksal mit der göttlichen Weltordnung, und der Antheil eines jeden Individuum daran mit dessen ganzem Wesen und Character zusammenfällt. So führt uns Alles zu dem Schlusse, daß, wenn der Verf. seine eigenen Bemerkungen über Euripides weiter verfolgt hätte, er wohl selbst hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß, wenn dieser Dichter auch durch die glänzendsten Eigenschaften besonders dem modernen Geschmacke vor allen andern zusagt, doch vom Standpuncte der antiken Welt aus jede seiner Neuerungen als ein Zeichen des innern Verfalls der tragischen Poesie erscheinen muß, und Aristophanes und Aristoteles Urtheil über Euripides mit Recht von unsern Landsleuten gegen die Ansichten der französischen Kunstrichter wieder zu Ehren gebracht worden ist.

K. D. M.

### L e i p z i g.

Bey Weygands: Ueber Pressfreyheit und Bücherzensur vom Grafen Joseph von Dessewffy, übersetzt von C. F. 64 S. in 12. 1831. — Diese kleine Schrift eines sehr geachteten Ungarschen Dichters und Literators, ist eine, mit des Vfs. Bewilligung, aus dem lateinischen Manuscript gemachte freye Uebersetzung, welches den Titel führt: *Votum separatum Comitum Josephi Dessewffi, membri Regnicolaris Deputationis, dum Articulum de praeventiva librorum censura projectaretur, eidem Regnicolari Deputationi exhibitum; Pesthini die 16. Aprilis 1830.* Es ist also ein der Reichsdeputation übergebenes votum

separatum, welches nach des Vf. eigener Erklärung 'nur als Material zum Behufe der Verhandlungen eines künftigen Landtages dienen soll.' Der Vf. tritt in demselben mit großer Freymüthigkeit als Vertheidiger der Pressfreyheit, und Gegner der vorläufigen Censur auf. Nachdem er zuvor die, aus so vielen Verhandlungen hinreichend bekannten allgemeinen Gründe für sich angeführt hat, macht er davon die Anwendung auf Ungarn. Die Censur ist ihm zufolge hier nicht gesetzlich durch Reichstagsbeschlüsse, sondern nur durch Verordnungen der Regierung eingeführt. Dieser Verordnungen sind aber seit einem Jahrhundert — er hatte die von 1726 bis 1826 vor sich liegen — nicht nur viele, sondern sie stehen auch oft mit einander in Widerspruch. Die Censoren werden ohne Theilnahme der Stände bloß von der Regierung ernannt, indem ihnen 'in allgemeinen, unbestimmten, jede Auslegung zulassenden Ausdrücken, die Befugniß zuerkannt wird, Manuscripte, oder solche Stellen in Manuscripten, welche Angriffe auf die recipierten Religionen, auf die Landesverfassung, auf die Regierung, oder eine Verletzung der persönlichen Ehre einzelner Personen enthalten, im Druck nicht zuzulassen.' Aus dieser Unbestimmtheit sind manche Mißbräuche sowohl in der Verweigerung oder Verstümmelung, als auch der langen Zurückhaltung der Manuscripte hervorgegangen, wovon einzelne Beispiele angeführt werden. Welche Beschlüsse auf dem bevorstehenden Reichstage darüber werden gefaßt werden, kann erst die Zeit lehren. Sollte aber auch, was unter den jetzigen Zeitverhältnissen kaum anders zu erwarten steht, die Censur nicht aufgehoben werden, so würden die Verdienste des Vf. schon sehr groß seyn, wenn auch nur den dabey eingeschlichenen, und von ihm gerügten Mißbräuchen abgeholfen würde.

Sn.

G e t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

102. 103. Stück.

Den 30. Junius 1831.

---

L o n d o n.

Bey Smith, 1829: Annals and Antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot States of India. By Lieutenant-Colonel James Tod, Late Political Agent to the Western Rajpoot States. Vol. I. XXX und 806 S. in gr. 4. mit einer Charte und vielen Kupfern.

Radschasthan, unter den Europäern bekannter unter dem Namen 'Land der Radsputen', enthält die kleinen Königreiche zwischen dem Indus in Westen, den Sandebenen des Sutledge im Norden, Bundelkhand im Osten, und dem Bindhjagebirge im Süden, in einem Umfange von 350,000 engl. Quadratmeilen. Wenn am Ganges und im östlichen Indien das priesterliche Element, welches in dem alten Hinduismus liegt, am vollkommensten ausgebildet ist und über alle Kasten herrscht, so ist in den Gebirgen und Sandebenen des westlichen Indiens, von dessen kriegerischen Königen schon die alten epischen Gedichte

reden, vielmehr das kriegerische Element herrschend geworden; das Feudalsystem ist hier in seiner alten Strenge herrschend, und die Gutsbesitzer rühmen sich alle als Nachkommen Ramas und Pandus mit den Königen verwandt zu seyn, so daß das ganze Land von diesem herrschenden Stamme kleiner und großer Feudalherren das Land der Radschaputras (Königsöhne) genannt wird. Den Europäern sind diese Gegenden, weil sie am längsten ihre Unabhängigkeit behaupteten, am spätesten bekannt geworden, und eine ausführliche Geschichte und Beschreibung Radschasthan's, wie man eine solche von Malwa hat, wurde bisher vermißt. Das obige Werk, welchem nach der ersten Anlage noch mehrere Theile desselben großen Umfangs folgen müssen, fängt an diesen Mangel zu ergänzen; und Ref. glaubt hier bey einem Werke, welches so viel Neues enthält, etwas länger verweilen zu müssen.

Der Verf. war schon im J. 1806 Mitglied einer Gesandtschaft am Hofe Sindia's des Maharrattenfürsten, dessen Hauptheer damals in Mewar oder dem mittlern Staat von Radschasthan war. Nachdem er schon in vielen Richtungen Radschasthan durchreist und untersucht hatte, kam er im J. 1817, da das Land in Folge des Maharrattenkrieges den Briten unterworfen wurde, an den Hof des Maharana (Großkönigs) Bhim Sing zu Udipur als Bevollmächtigter der britischen Regierung. Hier ordnete er die Angelegenheiten des zerrütteten Staats bis zum J. 1822. Mit welcher Weisheit und Gerechtigkeit er seinem schwierigen Stande genügte, wie er als Wiederhersteller des durch die Maharratten und innere Unruhen tief gesunkenen Radschputenstaats sich die Achtung aller Einwohner erwarb, ist außer dem, was der Verf. in diesem Werke von sich selbst

erzählt, aus der Reise des Bischofs Heber, der auch Mewar besuchte, bekannt genug. Wichtiger ist aber für uns, daß er seinen Aufenthalt und seinen Einfluß auch zu wissenschaftlichen Zwecken aufs beste benutzte: den jetzigen wie den alten Zustand des Landes untersuchte er mit seltener Sorgfalt und Geduld, und kaum hat wohl ein einzelner Engländer in Indien so viel Alterthümer jeder Art gesammelt, so viel Münzen, Inschriften und Bücher auf eigene Kosten gekauft, als James Tod. Von diesen Sammlungen ist vieles in diesem Werke und in einigen kleinern Abhandlungen des Verf. benutzt; das meiste aber noch gar nicht oder noch nicht genug benutzt. So gibt der Vf. hier außer den Auszügen aus vielen bis jetzt unbekanntem Annalen einzelner Länder Indiens auch Proben aus einem großen Epos des Sängers Tschand am Hofe Pruthiwiradschas, des letzten unabhängigen Oberköniges Indiens in Dehli vor der muhammedanischen Eroberung (vgl. S. 68. 254), einem Epos, welches, da es der historischen Zeit und Schilderung näher steht, für die Geschichte Indiens viel wichtiger ist als die alten Epopöen. Der Verf. verspricht von den 69 Büchern dieses Gedichts bald einige bekannt zu machen.

In solchen Umständen konnte der Verf. wohl mit Recht in sich den Beruf zum Geschichtschreiber des Landes fühlen, dem er seine Kräfte geweiht hatte. Und sein Werk ist kein bloßes historisches und antiquarisches, wie man nach dem Titel freylich glauben sollte: indem er den jetzigen Zustand des von Natur kriegerischen Volkes, so wie er aus der Vergangenheit sich gebildet hat und aus ihr deutlich ist, ausführlich und lehrreich schildert, gibt er zugleich der britisch-ostindischen Regierung über die Verwaltung dieser

Länder Rathschläge und Winke, welche von tiefer Kenntniß nicht weniger als von Humanität zeugen. Die Unabhängigkeit der Radschputen oder genauer gesagt die Achtung vor den noch bestehenden Freyheiten und Nationalinstituten rath er ihren britischen Oberherren immer zu erhalten, da dieses Volk durch Gewalt und durch eine ausschließlich britische Verwaltung nie den übrigen Indern gleich besiegt werden könne (S. 80 u. f.). So sehr wir alles dieses gebührend anerkennen, kann doch nicht verschwiegen werden, daß das Werk in wissenschaftlicher Rücksicht manche durchgreifende Mängel hat und nur mit vieler Vorsicht benutzt werden kann. Den Mangel einer schönen und passenden Form, einer festern Ordnung und inhaltsreichen Kürze mag man noch als weniger wesentlich übersehen, da ihm sehr umfassende Gelehrsamkeit und gesundes Urtheil zur Seite stehen: aber die Ansicht und Behandlung des Alterthums ist bey dem Verf. nicht critisch und sicher genug, und hat ihn zu zahlreichen Mißgriffen geführt. Man sieht hier, wohin die Ansichten Jones' führen, wenn man ihnen ohne weitere Critik folgen und sie in dem unendlichen Gebiete der Kenntniß des Alterthums nach Belieben weiter ausdehnen will. Eine nähere Verwandtschaft der Griechen, Germanen und einiger anderer europäischer Völker mit den Indern und Persern, welche auf die Vorstellung einer vorge-schichtlichen Trennung und Wanderung jener aus Asien führt, wird eine allseitige Critik nicht bezweifeln können; und da die gemeinsame Sprache das sicherste Unterpfand dieser Verwandtschaft ist, so läßt sich von vorn herein nicht die Möglichkeit läugnen, daß sich die aus ursprünglicher Einheit fließende Aehnlichkeit auch noch auf manches andere als auf die Wurzeln und Formen der Sprache



erstrecken kann: denn die sich trennenden Völker werden doch aus ihrer ursprünglichen Einheit außer der Sprache auch einen gewissen Grund eigenthümlichen Sinnes und besonderer Sagen und Sitten mit sich geführt haben, obgleich diese Dinge, von Natur schon nach der Verschiedenheit der Zeit und des Bodens ungleich wandelbarer als die Wurzeln einer Ursprache, dann in der Trennung noch unkenntlicher und verschiedener geworden sind als die Sprachen. Aber eine solche Vergleichung und Ableitung kann erst nach vielen Vorkenntnissen die letzte Einsicht seyn; und zuvor ist jede Sprache und jedes Volk in seiner eigenthümlichen Gestalt und Unterscheidung zu begreifen. Indem der Vf. dieß übersieht, mischt er das Verschiedenartigste und Entfernteste so bunt, daß bey ihm nichts sicher und klar bleibt. Aus dem Sanskrit erklärt er uncritisch Alles, nicht bloß indogermanische, auch syrische und äthiopische Namen; des ungrammatischen Etymologisirens und des Erklärens durch Etymologie aus dem Sanskrit ist kein Ende, so daß der Unkundige auch das Wenige, was darin begründet ist, nicht gebrauchen kann. Alle europäische Mythologie und die Namen vieler europäischer Völker findet er, wo nur ein Schein dafür ist, im Sanskrit und in Indien wieder. Auch hat keine critische Ansicht über das Wesen der Sagen des Alterthums überhaupt und besonders des indischen die Forschung und Darstellung geläutert; und dieß alles ist um so gefährlicher, je mehr der Vf. sich zu allgemeinen Ansichten über das ganze Alterthum erhebt und je häufiger er von bloßer Etymologie und Sage ausgeht. Um nur ein Beyspiel zu geben, das indische sūrjas ('Sonne', verwandt mit dem pers. chor, *Κροος*) bringt der Verf. mit dem grundverschiedenen indischen sau-

raschtra (dasselbe mit Guzerat), mit dem nordischen Thor, mit den Sauromaten und Syrern in Verbindung (S. 217. 558. 564). So uncritisch aber und unsicher für das Alterthum, ist das Werk doch sehr wichtig und sichere Belehrung gebend für das neuere Indien; und wie weit in dieser Beziehung besonders unsere Kenntnisse erweitert sind, wird aus folgender Uebersicht des Inhalts sich ergeben.

1. Geography of Rajast'han S. 1 — 19. Durch die vielen Bemühungen Tod's ist das vor seinem dortigen Aufenthalt fast ganz unbekanntes Land uns nun so genau bekannt als irgend ein Theil Indiens; durch Tod ist die Lage der alten Hauptstadt Ischitore ermittelt, der hohe Berg Abu, im ganzen Lande als heilig verehrt, das Aravulligebirge, welches mit den Alpen verglichen wird, die Salzwüsten in Süden, in denen die fatamorgana häufig erscheinen (vgl. die bemerkenswerthen Beschreibungen davon S. 17. 766 ff.), und manches andere ist untersucht. Der beygefügtten großen Charte aber kann man nach S. 771 nicht sicher trauen, da sie von fremden Personen aus zerstreuten Papieren Tod's nicht sorgfältig genug zusammengesetzt ist.

2. History of the Rajpoot tribes S. 20 — 128. Da sich die Stämme der Kschatrijas (Krieger, Radschputen) von berühmten Helden des Alterthums ableiten, so gibt T. zuerst eine von Jones, Bentley und Wilford abweichende Genealogie und Geschichte der alten Könige, nach manchen neuen Quellen, und berechnet die Epoche der Pandus auf das Jahr 1200 v. Chr. Es fehlt hier aber ganz die Critik solcher Genealogien und Sagen; T. verfällt hier zur Unzeit in das Positive und baut eine Geschichte auf unerwiesenen Grund. So kann es nur eine willkührliche An-

nahme um Geschichte zu machen seyn, wenn L. jedem Könige in den sagenhaften Genealogien 20 Jahre Herrschaft gibt und so zu jener Epoche 1200 v. Chr. heraufsteigt: dies ist nicht der Sinn der Sage. Die Aufzählung und Beschreibung der Stämme selbst, sowohl der Radschputen als der Urvölker, der Ackerbauer und Kaufleute, ist seyr nützlich an sich, hätte sich nur der Verf. vor manchen Ableitungen gehütet, welche auch als Vermuthungen geringen Werth haben. Er findet nicht bloß die Hunnen auch in Radschasthan S. 110, was man mit den *Ουρροι* bey Cosmas verglichen nicht ohne Wahrscheinlichkeit finden kann, sondern auch die Gothen und Gütland in den Dschit und die Gatten in dem Namen Gatsjavar für Guzerat. Auch bemüht er sich die Verwandtschaft der Radschputen-Stämme mit den scythischen und scandinavischen Stämmen aus einer großen Menge von Aehnlichkeiten zu beweisen, wobey wieder Vergleichen vorkommen wie die Ddin's mit Buddha, des Thor mit dem indischen Har (vielmehr Hari), einem Namen für Wischnu.

3. Sketch of a feudal system in Rajast'han S. 129 — 210. In keinem Lande ist das Feudalsystem so ausgebildet und aus der unhistorischen Zeit bis auf unsere Tage so unverändert erhalten, als in Radschasthan. Die Könige der Staaten, welche an Größe etwa den deutschen Königreichen gleichen, aus uralter Zeit in ununterbrochener Folge aus demselben Hause stammend, besitzen für sich unmittelbar nur einen kleinern Theil des Landes; die übrigen Güter gehören nahen oder entfernten Verwandten des königlichen Hauses oder wenigstens Radschputen, die Theile ausgenommen welche vom Radscha aus besonderer Gunst einem Barden oder Brahmanen ge-

schenkt sind. Die Lehen, nach königlichen Inschriften als Urkunden bestimmt und dem Basallen vom Radscha durch Umgürtung eines Schwerts verliehen, sind fortdauernd erbliche und bis ins Unendliche in der Familie theilbare Güter der Vasallen, mit Vorbehalt der königlichen Installation und Sequestration. Obgleich sich mit der Zeit die Radschputen so vermehrt haben, daß nur wenige große Güter besitzen, erlaubt doch der Kasstenstolz keinem sich 'Königssohn' nennenden, den Pflug zu ergreifen oder anders als zu Pferde seine Lanze zu schwingen, oder mit den Ureinwohnern sich zu vermischen; viele Eltern tödten auch ihre Säuglinge aus Furcht das Gut unter viele Söhne getheilt zu sehen oder die Tochter nicht ebenbürtig und mit der üblichen sehr glänzenden Aussteuer verheirathen zu können (S. 174. 636 ff.). Dieß sind jedoch nur Folgen der neueren Zeit, die alte Geschichte kennt nichts von solchem Stolze, außer daß der Radschput von jeher den Tod der Sclaverrey vorzog. Daß das Feudalsystem nur unter den Zügeln eines kräftigen Königs dem innern Wohle des Landes nicht schade, lehrt auch die Geschichte dieser Länder. Es läßt sich aus den Grundsätzen des Wfs. schon zuvor schließen, daß er in diesem Feudalsystem nicht bloß Ähnlichkeit sondern ursprüngliche Verwandtschaft mit dem germanischen sieht. Ohne hierüber jetzt zu entscheiden, glaubt Ref., daß man damit das Beyspiel ähnlicher Feudalsysteme unter sehr verschiedenen Völkern vergleichen muß, wie das der Armenier, das von den Seldschuken in Aegypten errichtete; selbst in unserer Zeit war von den Wahabis unter den Arabern ein Anfang zu einem ähnlichen System gemacht (Burckhardt's notes on the Bed. p. 60). Doch läßt sich nicht verkennen, daß zwischen dem indischen und ger-

manischen System eine weit größere Aehnlichkeit ist als zwischen dem indischen und denen der Völker verschiedenen Stammes. Alle Systeme der Art sind aber in Asien durch Eroberung entstanden, und man kann leicht dem Verf. beystimmen, wenn er auch die indischen Kschatrijas für aus dem Norden gekommene Eroberer hält, die sich mit den besiegten Ureinwohnern nie vermischt haben.

Ganz Radschasthan zerfällt jetzt in folgende Staaten: 1) Mewar oder Udipur, 2) Marwar oder Dschodpur, 3) Bikaner und Kischengrub, 4) Kotah, 5) Bundi, 6) Amber oder nach der Hauptstadt Dscheipur genannt, 7) Dschesselmer, 8) die Wüsten im Thale des Indus. Der Vf. beschäftigt sich in diesem ersten Bande vorzüglich nur mit dem Staat, den er am genauesten kennt, und so folgen 4. die *Annals of Méwar* S. 211 — 506. Wir erhalten hier eine aus bis jetzt größtentheils unbekanntem Quellen geschöpfte Geschichte eines Staats, der früher der mächtigste und glücklichste in Radschasthan, auch in der allgemeinen Geschichte Indiens eine wichtige Stelle behauptet. Das meiste aus inländischen Quellen geschöpfte ist hier eben so neu als lehrreich; man findet hier einen reichen Schatz großer Charactere und echtindischer Sitten und Thaten. Ueber die alte Geschichte freylich, d. h. die Geschichte Indiens bis zum mächtigen Eindrange des Islam um das J. 1000 gibt der Verf. wenig mehr als Sagen, die er ohne Kritik in Geschichte umgießt und umsonst in eine bestimmte Chronologie zu zwingen sich bemüht. Die Sagen machen einen Nachkommen Ramas, Keneksen aus dem Stamme der Gehloten zum ersten Rana (König) und einen seiner Nachkommen Bappa zum Restaurator des Staats. Um 1280 wurde die alte Hauptstadt Tschitore von dem Muhammedaner Alaeddin

erstürmt: aber das Reich erholte sich bald wieder von der Unterjochung und Rana Sanga war der mächtigste und furchtbarste König Indiens, den Baber, der Gründer der Tatarenherrschaft in Indien, zu bekämpfen hatte. Udising, von dem großen Akbar aus Tschitore vertrieben, gründete nach 1568 die jetzige Hauptstadt Udipur in der Nähe der südwestlichen Gebirge, in welche sich die vertriebenen aber unbefiegten Radschputen zurückzogen. Am interessantesten wird die Geschichte unter den beiden Nachfolgern dieses Königs, Pertab und Umra. Zu einer Zeit, wo die Mongolenherrschaft in Indien unter Akbar ihre höchste Höhe erreichte, widerstand unter allen Radschputen allein Pertab allen Versuchen zur Unterjochung und eroberte das Verlorene wieder, um unter den Augen des Kaisers von Dehli ein neues glückliches Reich zu gründen. Sein Sohn Umra, der schon außer Mewar weite Eroberungen gemacht hatte, schloß zuletzt nur um das Blut von Feinden und Freunden zu schonen, Frieden mit Dschehangir, im J. 1613. Der Vf. meint hier mit Recht, daß auch Radschasthan sein Thermopylä und sein Marathon habe; die muhammedanischen Schriftsteller haben freylich die Ereignisse aus ganz andern Gesichtspuncten erzählt, am ehrenvollsten für die Inder spricht jedoch der Kaiser Dschehangir selbst in seinen jetzt übersetzten Denkwürdigkeiten über diese Zeiten. Ungünstiger für Mewar waren nach der langen Zeit seiner wiederhergestellten Macht und Blüthe die Umwälzungen des letzten Jahrhunderts in Indien; innere Unruhen und noch mehr die Herrschaft der raubsüchtigen Mahratten zerrütteten die Macht, die Kunst und die Sitten des Volks, so daß Mewar im J. 1817, da die Zerstörung und Gefeglosigkeit der Mahratten dem Schutze der englischen Oberherrschaft wich, mehr einer öden

Räuberwohnung als einem Lande der gesitteten Snder gleich. Am meisten muß der Europäer die Zerstörung der alten Tempel und anderer Gegenstände der Kunst bedauern, worin die Mahratten noch weit die Tataren und Afghanen übertrafen. Im J. 1717 wüthete in Mewar eine S. 390 beschriebene furchtbare Epidemie, welche der Vf. für die Cholera hält.

5. Religious establishments, festivals, and customs of Méwar S. 507 — 652. Der Vf. spricht hier mehr über Radschasthan überhaupt als über Mewar. Auch in diesem Theile Indiens hat sich, besonders in dem letzten Jahrhundert, aus der alten Hindureligion eine mächtige und einflußreiche Hierarchie gebildet, welche die untern Classen des Volks mit Fleiß im Aberglauben erhält; doch ist sie hier nicht so reich dotiert als in Bengalen. Wer bedenkt wie sich in Europa der Katholicismus zu einer sehr ähnlichen Hierarchie ausgebildet hat, wird auch vorsichtiger seyn in der Ableitung des germanischen Feudalsystems. Die Staatsreligion Mewars ist die des Siva, der hier als Eklinga verehrt wird, weil in Mewar nur ein einziges (eka) Lingam als sein Symbol gezeichnet wird, in andern Staaten mehrere. In den neuern Zeiten hat aber auch die aus der Fremde eingeführte Religion des Wischnu oder Krischna (hier Kanija genannt) wegen ihrer Milde viele Verehrer gefunden. Die Priester Eklinga's müssen ehelos seyn, die Krischna's die Polygamie vermeiden. Wenn man dem Vf. hier trauen kann, so sind in Radschasthan auch noch viele Dschains und selbst Bauddhas; ja er hält diese Länder für einen alten Hauptsitz der Buddhareligion und schreibt den Dschains die kostbarsten und glänzendsten Reste alter Tempel zu. Der Buddhismus ist, wie so vielen Engländern, auch unserm Vf. die älteste Religion Indiens, womit sich schon

die Thatsache übel verträgt, daß die alte, so viel wir wissen nie geänderte Staatsreligion die des Siva ist. Unter den fünf heiligen Bergen der Bauddhas, sagt Hr. L. S. 519, liegen drey in diesen Gegenden: Abu, Palithana und Girna; Palithana ist nach der Note bestimmter der Name einer Stadt am Fuße des heiligen Berges Satrundscha. Ob der Name Palithana mit 'Palästina' verwandt sey, wollen wir dem Vf. auszumachen überlassen, da wohl wenige außer ihm auf einen solchen Glauben kommen werden; uns aber scheint der Name sehr wichtig, sofern er vielleicht den bis jetzt unerklärten Namen Pali für die heilige Buddhasprache in Hinterindien erklärt. Unter den Festen des Volks zeichnet der Vf. besonders das jährliche Fest der Verehrung des Schwerts aus, worin die kriegerischen Radschputen große Aehnlichkeit mit den dieselben Feste feyernden Scythen zeigen. Ref. übergeht die Meinungen des Vfs. über den Ursprung solcher Feste und der indischen Götter, worunter hier wieder Ganesa mit Janus verglichen wird. Richtiger scheint des Vfs. Ansicht über die Witwenopfer. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese, obgleich sie erst in neuern Zeiten durch Aberglauben und äußern Druck häufig und bedenklich geworden sind, auch kein Gesetz der heiligen Bücher sie bestimmt, doch auf religiösen Gründen und einigen Beyspielen alter Heldinnen beruhen, deren Kraft auf das Gemüth man durch bloße äußere Gewalt und Strafe nicht heben kann; und mit Recht stellt der Vf. die Maßregeln des Kaisers Dschehangir zur Hemmung dieser Opfer als Muster auf. Den Character der Radschputen hält der Vf. auch nach der maharattischen Herrschaft noch nicht für so tief gesunken als der anderer unterdrückter Völker ist. Ein nicht geringes Maaß von Bildung und Wissenschaft und Liebe dazu ist noch immer in dem



Land. Die Ureinwohner aber, wie die Bhil's in den Gebirgen, sind noch jetzt fast in jeder Rücksicht von den Radschputen getrennt; wie eine Wittve unter ihnen hoch geachtet, unter den Radschputen aber wegen der allgemein heiligen Wittwenopfer ein Gegenstand tiefer Verachtung ist (S. 557 ff. 641).

6. Personal narrative of the Author. Diese Beschreibung einer dreymonatlichen Reise durch Mewar, Marwar und Udschmer im J. 1819 enthält manches Wissenswerthe. In Mewar ist der Boden so fruchtbar, daß in 13 Monaten fünf Erndten seyn können; nordwestlich in Marwar ist der Boden sandig und hat nur wenige fruchtbare Dasen; Heuschreckenzüge vernichten oft die Erndte. Die Ureinwohner sah L. auf den Gebirgen in ihren alten Sitten. In der Grenzfestung Komulmer, in Mundore, der alten Hauptstadt Marwar's, und in Udschmer fand L. alte Hindutempel, deren Pracht und Schönheit ihn in Erstauen setzte und welche den schönsten Tempeln des alten Aegypten nicht nachstehen. Auch mit dem griechischen Styl fand er bisweilen eine solche Aehnlichkeit, daß er wohl mit Recht in diesem westlichen Indien einen entfernten Einfluß der griechischen Kunst vermuthet (S. 671. 697), obwohl der griechische Styl wesentlich nach dem indischen Geschmack verändert ist. Auch einen Tempel für Brahma fand er S. 774, der sonst bekanntlich nirgends in Indien errichtet ist, aber aus neuer Zeit, gewiß erbaut um die Hindureligion dem Monothetismus, der ursprünglich in ihr war, wieder mehr zu nähern. Ueberhaupt gibt Marwar, weil es von der Hand der der Hindu-religion feindseligen Zerstörungen weniger getroffen ist, die reichste Erndte für den indischen Archäologen. Eingewebt ist die neuere Geschichte dieses Staats. Der Radscha ist aus dem edlen Stamm

der Rahtoren. Er spielt, obgleich den Engländern unterworfen, noch den glänzenden Hof von Dehli, wo er, so lange der Großmogul herrschte, als erster Fürst des Reichs zu dessen Rechte saß.

In der Vorrede bestreitet der Vf. den Glauben, daß den Indern historische Werke fehlen. Modificieren läßt sich dieser Glaube wohl, da man außer den historischen Epopöen und zahlreichen Inschriften, wovon auch in diesem Werke viele übersezt sind, auch immer mehr Annalen einzelner Länder und Regentenhäuser findet. Aber die Frage, warum den Indern sowohl eine allgemeine nationale, als eine critische Historiographie fehle, muß tiefer aus der Art der Bildung des Volks und dem Character des Landes gefaßt und beantwortet werden: wir fürchten aber, daß selbst die Frage vom Vf. nicht richtig gestellt ist; zu einer völlig sichern Bestimmung kennen wir jedoch die Literatur der Inder noch zu wenig.

G. H. A. C.

### H a n n o v e r.

Bemerkungen über die Frage: was wünschen wir? oder Empfindungen in unserer aufgeregten Zeit; zur Verständigung und Beruhigung seinen lieben Hannoveranern bescheiden mitgetheilt von F. G. F. Schläger, Pastor primarius zu Hameln. 1831. 128 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift, der schon durch mehrere Volkschriften, welche auch zum Theil in diesen Blättern angezeigt sind, besonders aber durch seinen Hannoverschen Schulfreund, rühmlich bekannt ist, sucht auch in der vorliegenden ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen, indem er zuerst an die Bedrängnisse einer frühern Zeit erinnert, und dann, auf die gegenwärtige kommend, die Klagen die über diese erhoben sind, zu würdigen und zu beschwichtigen sucht; wobey man weder die gute Ab-

sicht, noch den Werth der gegebenen Ermahnungen verkennen wird. Nicht ohne Befremden aber haben wir darin eine Stelle über unsere Universität gelesen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können. 'Man muß es beklagen, heißt es S. 85, daß der etwas rasche Schritt der Regierung über Göttingen ein Unglück brachte, welches die Universität nur schwer wieder tilgen wird. Wer kann aber an den Verfall der Hochschule ohne Trauer denken?' Und dazu die Note: 'Daß seit einem viertel Jahrhundert für Göttingen wenig geschehen ist, läßt sich nicht läugnen; manche Fächer sind nur dürftig besetzt, und junge Männer sehen sich gezwungen auch andere Akademien zu besuchen. Was Göttingen ist, verdankt es der älteren Zeit; die neuere hat mehr gehemmt als fortgeführt, und entstandene Lücken nicht gehörig ergänzt.'

So lange man auswärts bey Gelegenheit der hiesigen Unruhen in Stadt- und Dorfzeitungen, wie in eignen Schmähschriften über uns herfiel, haben wir geschwiegen; wir sahen daraus daß wir noch glücklich genug sind beneidet zu werden. Wenn aber ein Inländer, ein seynwollender Volkschriftsteller, auf solche Autoritäten gestützt, es nachschreibt, daß nicht genug für Göttingen geschehen sey, daß Fächer unbesetzt bleiben u. s. w. so halten wir es für Pflicht zu antworten; denn nicht uns, sondern unsern Obern, für die kein anderes Gefühl als das der Dankbarkeit in uns lebt, und selbst dem vaterländischen Publicum, damit es nicht an uns irre werde, sind wir dieß schuldig. Es ist eine grobe Unwahrheit, daß in den letzten Zeiten weniger als sonst für die Universität geschehen sey. Nein! In keiner Zeit ist so viel für sie geschehen als in dieser. Es ziemt uns nicht von den Lehrern zu sprechen, ihr Verzeichniß muß die Antwort geben. Nur das dür-

fen wir anführen, in keinem Jahrzehend seit der Stiftung der Universität sind so viele der berühmtesten Lehrer von außen her gerufen und zu uns gekommen, als in den letzten, besonders gerade in den letzten fünf Jahren. Und wer verlangt daß ein Fach das heute eröffnet ward, morgen wieder besetzt seyn soll, spricht über etwas das er nicht versteht. Aber wir haben noch einen andern Beweis, vor dem alle Verläumder verstummen müssen, unsere Institute. Was waren denn die meisten derselben in jenen frühern gepriesenen Zeiten, gegen das was sie jetzt sind? Was der botanische Garten, was das Observatorium, was die Anatomie, und selbst die Bibliothek? die jetzt sämmtlich, nach dem Urtheil der Kenner, die Vergleichung mit keinen andern, selbst in den großen Hauptstädten Europas, zu scheuen brauchen. Wo waren damals die großen medicinischen Institute, wo die drey von den jetzt vorhandenen vier Hospitälern außer dem Clinicum, die mit königlicher Milde für die leidende Menschheit gehalten werden, und zu deren Benutzung aus den größten Lehranstalten der Fremde Schaaren von Jünglingen zu uns eilen? Und kann es einem Geistlichen des Landes unbekannt seyn, daß die Weihe eines erhabenern Monuments als jene alle, die eines dem Ewigen bey uns geweihten Tempels gerade dieß letzte Jahrzehend der Universität eröffnete? Das ist unsere Erwiderung; denn nicht die Worte, die Sachen müssen bey uns sprechen. Dadurch stand die Georgia Augusta, trotz allen Angriffen; dadurch steht sie, und wird sie stehen. Will man es Stolz nennen, wie wir es gelesen haben, wenn wir nicht jedem Scribler antworten? Wohl! Es gibt auch einen edlen Stolz: und diesen wollen wir nicht verläugnen.

Hn.

## Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1831,2

by unknown author

Göttingen; 1831

### Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@www.sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@www.sub.uni-goettingen.de)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

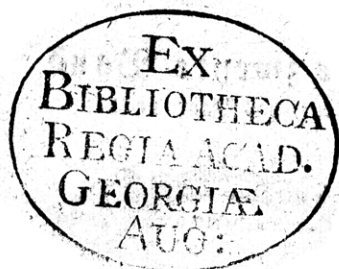
---

Der zweyte Band  
auf das Jahr 1831.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Spath.



EX  
BIBLIOTHECA  
REGIA ACAD.  
GEORGIAE  
AUG:

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

104. Stück.

Den 2. Julius 1831.

---

G ö t t i n g e n .

Am 4ten Junius erfolgte die gewöhnliche Preisvertheilung an die Studierenden; wovon wir unsern Lesern Bericht abzustatten haben. Die Preisfragen sind bereits S. 1050 des vorigen Jahrganges angegeben. Zu der Beantwortung der theologischen Frage waren drey Schriften eingegangen. Den Preis erhielt Herr Rudolph Ernst Klener aus Göttingen. Der Prediger-Preis ward getheilt zwischen Hn. Carl Aug. Kelbe aus Braunschweig, und Hn. Joh. Friedr. Armknecht aus Lüneburg.

Auch für die juristische Preisfrage waren drey Schriften eingekommen. Den Preis erhielt Herr Aug. Heinr. Dberg aus Celle; das Accessit Herr Joh. Friedr. Tobias Otto Gleim aus Schaumburg-Hessen.

Die medicinische Facultät hatte zwey Preischriften erhalten; eine dritte lief zu spät ein. Die beiden ersten so ausgezeichnet, daß die Entscheidung schwierig war. Der Preis ward Hn.



Heinr. Aug. Ludwig Wiggers aus dem Hannoverschen zuerkannt; der Verfasser der Schrift die ein ruhmvolles Accessit erhielt, hat sich noch nicht genannt.

Die philosophische Facultät hatte zwar nur Eine Schrift erhalten. Sie zeichnete sich aber so aus, daß ihr unbedenklich der Preis zuerkannt werden konnte. Ihr Verfasser ist Herr Benjamin Goldschmidt aus Braunschweig.

Wenn wir in diesen Erfolgen den Beweis sehen, daß auch die hier durchlebten unruhigen Zeiten den Fleiß unserer Studierenden nicht haben unterbrechen können, so dürfen wir dieses um so mehr nach wiederhergestellter Ruhe für die auf das folgende Jahr bekannt gemachten Preisfragen erwarten. Es sind folgende:

#### Von der theologischen Facultät:

Quum satis constet, decretalium illam collectionem quae Pseudo-Isidori nomine appellari solet, esse suppositam, Ordo postulat, ut ratione habita et ipsarum decretalium argumenti, et temporis illius, quo compositae sunt, conditionis, accurate examinetur, tum quibus consiliis, tum, quibus fontibus impostor ille in adornandis istis praestigiis usus sit.

Für den Predigerpreis ist der Text Matth. VI, 6 — 13 aufgegeben.

Von der juristischen Facultät ist die vor drey Jahren aufgebene Frage wiederholt:

Quale sit discrimen inter delicta publica tam ordinaria quam extraordinaria, atque privata ex principiis juris Romani?

## Von der medicinischen Facultät:

De arteriarum torsione, novo sanguinem sistendi modo, quid judicandum sit? Utrum arteriarum vinctura nunc carere possimus, aut non? Si non, quando torsioni, quando vincturae locus sit?

## Endlich von der philosophischen Facultät:

Quaeritur quo jure Socrates philosophiae moralis auctor dicatur, et qualis fuerit doctrinae de moribus apud Graecos ante hunc philosophum status et conditio.

## P a r i s.

1. Voyages en Orient, entrepris par ordre du Gouvernement français, de l'année 1821 à 1829 par V. Fontanier. Turquie d'Asie. 1829. P. Mougie aîné. Tome 1. 331 Seiten in Octav.

2. Voyages etc. par V. Fontanier. Constantinople, Grèce, Evénemens politiques en 1827 et 1829. 1829. Mougie aîné. Tome 1. 360 Seiten in Octav.

Weshalb der Verf. diese beiden Werke auf eine so wunderliche Weise getrennt hat, da er sie doch füglich den ersten und zweyten Band seiner voyages hätte nennen können, wissen wir nicht, wie dem aber auch sey, so können wir sie hier als zusammen gehörend betrachten.

Der erste Band enthält des Verfs. Reisen in Kleinasien während 1827. Er landet von Georgien kommend in Trebizonde, reist von da über Erzerum, Kara-Hissar, Tschiftlik, Sivas, Tokate, Amasia, Ösmändjik, Tossia, Bolo, Terekli,

Ismit nach Scutari und von da nach Constantinopel. — Der unmittelbare Zweck seiner Reise waren naturhistorische Forschungen im Auftrag der französischen Regierung und der geographischen Gesellschaft zu Paris; aber in diesem Berichte finden sich, außer einigen geognostischen Notizen, worauf wir zurückkommen werden, und einigen geographischen Nachrichten über die Gebirgszüge und Wasserscheiden des nördlichen Theils von Kleinasien, den Taurus und Antitaurus, wenig Spuren seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und wir müssen daraus schließen, daß er die Resultate seiner Reise in dieser Hinsicht anderswo niedergelegt hat oder niederzulegen gedenkt. Im übrigen nun fehlt es in diesem Bande nicht an lehrreichen und zum Theil ergößlichen Bemerkungen über Sitten und Character der Bewohner der bereisten Länder, und der Verf. zeigt sich im Ganzen als einen wohlgelaunten, aufmerksamen Beobachter, als einen lebendigen und — bey unsern Reisenden ein sehr seltenes Verdienst — ziemlich anspruchlosen Darsteller; und überdieß hat er den Vortheil verhältnißmäßig sehr wenig bekannte Theile des türkischen Reiches zu beschreiben. Dennoch aber sind die Sitten, der Character der Türken und der meisten der ihnen unterworfenen Stämme, so weit ein Europäer sie überhaupt kennen lernen kann, besonders in der neuesten Zeit, zu oft beschrieben, als daß diese ewigen Wiederholungen nicht endlich ermüden sollten; auch fehlte es dem Verf. an einer hinreichenden Kenntniß der Landessprachen, und sein Aufenthalt in den meisten Orten war zu kurz um mehr als die Oberfläche beurtheilen zu können. In Erzerum aber, wo er sich länger aufhielt, hat er in Buckingham einen

Vorgänger gehabt, der z. B. auch über die Kurden und die Jezids weit ausführlicher berichtet als er. — Bemerkenswerth schienen uns einige Nachrichten über die Verwaltung jener Provinzen, woraus hervorgeht, daß, abgesehen von der jetzigen Lage des türkischen Reichs, manche ältere Einrichtungen u. Verhältnisse vorhanden sind, die den Einfluß der Pforte in diesen Gegenden sehr beschränken, und sich wenig mit den gewöhnlichen Begriffen von unumschränkter Herrschaft des Sultans vertragen. So übt z. B. der Aga von Amasia, und sogar der Pascha von Erzerum wenig mehr als einen Schatten von Gewalt, die in der That dort bey den Aghans und dem Musselim, hier bey den Bairactars oder großen Lehnsträgern ruht. — Die Berichte des Verfs. haben indessen auch ein besonderes Interesse des Augenblicks, da er zum Theil Zeuge der Art war wie jene wichtige Reform, die Auflösung der Janitscharencorporation in diesen Theilen des Reichs vor sich ging. In Erzerum führte der Pascha diese schwierige Sache mit großer Klugheit durch. Er versammelte die Bairactars, theilte ihnen den Firman mit und erklärte ihnen offen, daß er nicht daran denken könne diese Maßregel mit Gewalt durchzusetzen, da es dazu wenigstens eines Heeres von 10000 Mann bedürfe, und er kaum fünfhundert habe; daß er, im Fall sie sich widersetzen wollten, sogleich seine Stelle niederlegen würde — daß sie aber aus Erfahrung wüßten, daß sie in diesem Fall sich im offenen Krieg gegen die Pforte befinden und über kurz oder lang überlegenen Streitkräften mit großem Verlust unterliegen würden, während doch gerade jetzt die Fortschritte auswärtiger Feinde die Einigkeit aller wahren Gläubigen.

dringend nothwendig machten. Seine offene kräftige Beredsamkeit entschied für den Augenblick; die Bairactars gestatteten ihm einige wichtige feste Punkte mit seinen Leuten zu besetzen. Er gewann Zeit seine Truppen zu vermehren, die mächtigsten der Bairactars durch Versprechungen zu gewinnen, mit Gewalt oder Drohungen zu schrecken, oder durch Uneinigkeit unschädlich zu machen, und so in kurzer Zeit und ohne Blutvergießen seinen Zweck vollkommen zu erreichen. Uebrigens ließ es die Pforte auch nicht an Maßregeln fehlen, um, besonders in den weniger unabhängigen Provinzen durch heilsamen Schrecken Gehorsam zu erzwingen und der Verf. begegnete selbst einem Zuge gefangener Janitscharen, die dem Blutbade in Constantinopel entronnen, nun durch die bedeutendsten Städte an der Küste geschleppt wurden, in deren jeder man einige von ihnen enthauptete. — Der Verf. behauptet bey mehreren Gelegenheiten, daß es der türkischen Regierung keinesweges an Geschicklichkeit in der inneren Verwaltung fehle, und in der That wäre ohne dieß die Erhaltung oder doch schnelle Wiederherstellung der Ruhe und des Gehorsams in dem größten Theile des Reiches ganz unerklärlich, aber freylich sind die Mittel immer nur auf den Augenblick berechnet, und entsprechen an Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit dem Zustande, den Sitten derjenigen mit denen die Pforte es zu thun hat. Als Beyspiel führt der Verf. unter andern auch die Art an, wie die Recrutierung für die neuen regulären Truppen betrieben wurde. Der furchtbare Schlag der die Janitscharen getroffen, hatte in den, der Hauptstadt näher liegenden Paschaliks Alles mit Entsetzen erfüllt, und diese Stimmung wurde benutzt um

die verhasste Maßregel der Recrutierung schnell und mit Erfolg durchzuführen, wobey man die Vorsichtsmaßregel beobachtete nur junge Leute unter 22 Jahren zu nehmen, die noch in keiner Verbindung mit den Janitscharen gestanden hatten, und überhaupt biegsamer als die Alten waren. Auch hier zeigt es sich übrigens, welche Hülfsmittel diesem räthselhaften, seit Jahren von den Weisen des Abendlandes mit baldigem unvermeidlichen Untergange bedrohten Staatskörper zu Gebote stehen, wenn man sieht, daß der Pascha von Bolo, einem der unbedeutendsten Paschaliks von kaum 80000 Einwohnern in drey Monaten 12000 Mann wenigstens oberflächlich eingeübt nach Constantinopel schicken konnte; und der Verf. behauptet daß diese junge Mannschaft sich gelehriger zeigte als es unter ähnlichen Umständen in Europa der Fall gewesen wäre. Die Übungszeit dauerte länger als in Europa und dennoch wiederholten die Recruten oft aus eigenem Antriebe in ihren Ruhestunden das Exercitium. Ihre Nahrung war Reis und Fleisch; anfangs erhielten sie acht Sous (nach französischem Gelde) täglich, bald aber viel weniger und endlich gar nichts, ohne daß sie geklagt hätten. Nicht ohne Interesse sind auch des Verfs. hier und da eingestreute Bemerkungen über den Handel, z. B. über die Wichtigkeit von Erzerum für den Handel mit Persien, über den Handel von Amasia u. s. w.

Unter manchen Zügen orientalischer Sitten fiel uns auf, was über den Hofhalt des Pascha von Sivas berichtet wird, der an dem Thor seines Pallastes einen ungeheuren Löwen angefettet hat, und zwar so, daß die Ein- und Ausgehenden den Augenblick wohl abpassen müssen, wenn der

Durchgang, bey dem gleichförmigen Hin- und Herschreiten des Thiers, gerade frey ist.

Der Raum zwingt uns jedoch manche andere ergiebliche Schilderung einer geognostischen Uebersicht der durch drey Steindrücke erläuterten Gebirgsdurchschnitte von Trebizonde bis Erzerum und von Erzerum bis Scutari aufzuopfern, die dem Zwecke dieser Blätter angemessener ist, und das um so mehr da jene ohnehin schon in andern Blättern, z. B. dem Auslande, ihren Platz gefunden haben oder nach beliebiger Art doch bald finden werden. Die Durchschnitte (Tafel I) stellen im Hintergrunde die Granit- und Sienit- (roth) Formationen des höchsten Armenischen Gebirgsstocks dar, weiter nach vornen und niedriger Kalkformationen in wagrechten Schichten, und an ihrem Fuße, längs der Küste von Redut-Kalé bis Trebizonde Basalt. Dann von Trebizonde bis Erzerum, nämlich von Erzerum bis Serch-Kiari grober gelblicher Kalkstein, niedrige Hügel; von da bis zum Gipfel von Machka, Jurakalk (calcaire du Vivarais?) in mächtigen Lagern — bis Gumuch-Khené südlicher Abhang, Kalkschiefer mit silberhaltigen Bleigruben — von da bis zum Fuß der Chalybeischen Gebirge, gelblicher Kalk — von da bis Baibut, feinkörniger Kalk, Hügel, Quellen des Kifil-Ermaf — von da bis zum höchsten Gipfel des Ag-Dag, blättriger Kalk, Schiefer, Urkalk in Lagern abwechselnd mit Serpentin — von da Südabhang bis zum Flußbette des Euphrat Urkalk, darüber gelblicher Kalkschiefer — Hochebene von Erzerum: grober Kalk mit vulcanischen Erzeugnissen und Muschelkalk bedeckt. Von Baibut nach Sunnar, Urkalk und darüber jüngerer Kalk (secondaire) — von da bis Bach-Tschiftlik grober Kalk mit

Muschelkalk bedeckte Ebene — von Bach: Tschiftlik bis zum Fluß von Kara: Hissar, grobe Nagelfluh, diorite (?) schiefrige Nagelfluh, Anfangsebene, dann ansteigendes Gebirge — von da bis zu dem Gebirge von Kara: Hissar, anfangs Nagelfluhschiefer mit vulcanischen Massen bedeckt, Glimmerschiefer in Serpentin übergehend, dann das höchste Gebirge Pyrenäenkalk. — Taf. II. Von Kara: Hissar bis zur Brücke Marmor — von da bis Andras gelblicher Kalk und grauer Granit, Hügel — von da bis Tschiftlik Serpentin mit Kalk abwechselnd, Kalk mit Pectiniten — von da bis zu einem See (auf der Charte halbwegs zwischen Siwas) gelblicher Kalk — von da bis Soliman: Aya Gyps — von da bis Siwas Kalkebene — von Siwas bis zu den Ruinen (?) Kieselbreccie, rother Kalk, Plateau von Kreidekalk — von da bis Karghi Fortsetzung des Plateau — von da bis zum Dorf (?) Glimmerschiefer, rother Kalk — von da bis Tokata, rother Kalk, Kieselbreccie, Granitblöcke — von da bis Amasia, Kalkebene, weißer Kalk, Marmor — von da bis Marcivan Granit und Porphyr (niedrige Hügel und Ebene) — von da bis Haggi: Keni Granitebene — von da bis Dsmandjik secundärer Kalk und Glimmerschiefer (Hügel) — von da bis Haggi: Khamse und von da bis Tossia, Ebene, Kalk, Kreide. — Taf. III. Von Tossia bis Gumerty Kalkhügel auf Granit — von da bis Tscherkes Granit, Felsen von cornaline (?), grobe Nagelfluh, höhere Ebene — von da bis Bagandur secundärer Kalk, höhere Hügel — von da bis Sarade, Nagelfluh und Granit, niedrige Hügel — von da bis Bolo Granithügel, dann Kalkebene. Von Bolo bis Modunly Kalkebene, dann Granithügel — von



da bis Torbali Granit, Ebene, dann schroffe Hügel — von da bis Terakli Kalk mit Serpentin abwechselnd, platte Hügel — von da bis Guavah Granit, höhere Hügelkuppe — von da bis Sepenja aufgeschwemmtes Land, Sand, niedrige Nagelfluhhügel — von da bis Ismit, Ebene, Sand — von da (hügliges Ufer) bis Gebizeh, secundärer Kalkschiefer — von da bis Skutari Nagelfluh, Kalk, Puddingstein, rothe Nagelfluh, secundärer Kalk.

Die zweyte Abtheilung der Reisen des Herrn Fontanier begreift lauter neuerdings sehr oft besuchte und beschriebene Gegenden, Constantinopel, Smyrna, Chios, Scyra, Poros, Linos, Aegina, und das Interesse dieser Berichte konnte daher nur aus dem Zeitpuncte hervorgehen, in den der Aufenthalt des Verf. fällt, nämlich die für das Schicksal des neuen Griechenlands so verhängnißvollen Jahre 1826 und 27; denn was er in den drey ersten Kapiteln über seinen Aufenthalt in Constantinopel sagt kömmt wenig in Betracht und ist eigentlich auf dem Titel des Werks statt von 1821..1829 nur 1826 und 27 zu setzen. — Der Verf. hat in der That begriffen worauf er in seiner Reisebeschreibung besondere Wichtigkeit zu legen habe, nämlich auf den historischen Theil; aber er hat in dieser Hinsicht nicht das rechte Maaß gefunden; denn wenn es allerdings nicht ohne Interesse ist zu sehen was unter den Augen des Verfs. zu jener Zeit in Griechenland vorging — welchen Einfluß die Politik der Großen an Ort und Stelle hatte — wie oft ein ganz entgegengesetzter als der von den Staatsmännern beabsichtigte oder erwartete! wie diese Politik von den beiden feindlichen Parteyen oder auch von unparteyischen, sachkundi-

gen Zeugen beurtheilt wurde — wie verschieden von den allzeit fertigen Lobhudeleyen unserer Staatszeitungen! — so geht daraus keinesweges hervor, daß der Reisende zum Geschichtschreiber dieser Begebenheiten und ihrer Ursachen berufen sey, da er für alles was außer seinem Gesichtskreise vorging, weder selbst eine Autorität seyn kann, noch eine andere gültigere beybringt — er müßte uns denn zumuthen Attachés und andere diplomatische Bucherplänzlein als solche anzusehen. Leider nehmen solche historische Abhandlungen über die Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte, über die Entstehung des Tractats vom 6. Julius u. s. w. einen ziemlichen Raum in diesem Bande ein, die wir Hn. Fontanier gerne geschenkt hätten. Halten wir uns dagegen an die eigenen Beobachtungen des Verfs. an Ort und Stelle, so sind sie allerdings nicht ohne Interesse, zum Theil auch durch die sonderbaren Widersprüche die sie enthalten. So z. B. muß es auffallen, wenn den Hauptern der griechischen Insurrection, und den Mitgliedern der damaligen Regierung bey jeder Gelegenheit vorgeworfen wird, sie hätten bloß ihren eigenen Vortheil im Auge gehabt, bloß daran gedacht sich selbst zu bereichern \*), und die von

\*) Wir sind weit entfernt zu läugnen, daß dieß bey vielen der Fall war, oder daß überhaupt bey den Griechen Unredlichkeit, Eigennuß in Menge zu finden sey; doch sollten wir die edlen Jobs nicht vergessen, deren Opfer die Griechen bey der Londoner Anleihe wurden, und an denen Englische Parlamentsglieder nicht verschmähten Theil zu nehmen. — Gegen so gewandte Speculanten erscheint freylich Bruder Zonathan bey dem berücktigten Schiffsverkauf an die Griechen als ein bloßer grober Betrieger. Wie hätten die Griechen in solchen Schulen nicht etwas lernen sollen?

Europa nach Griechenland geflossenen Geldsummen seyen von ihnen untergeschlagen worden, und wenn wir auf der andern Seite sehen, wie sich die griechische Regierung in Aegina behelfen muß. Die Stadt hatte nur zwey oder drey größere Gebäude. Eins davon diente als Sitz der Regierung; der Sitzungsaal war in der Art von Thurm, zu dem eine hölzerne Treppe hinauf führte; der übrige Theil des Gebäudes war von dem Präsidenten Mauromichali und dessen Vater Pintro-Bei bewohnt. Ein anderes Mitglied der Regierung, Marchi, bewohnte mit seiner Familie ein Haus was nur ein einziges Zimmer hatte. Der Minister der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten, Glaraki, war nicht besser daran. Ich hatte ihm zwanzig Franken zu überbringen, und als ich mich zu ihm verfügte um diesen wichtigen Auftrag auszurichten, fand ich seine Excellenz in einem elenden Zimmer, dessen ganzes Geräthe in einem Bett, zwey Stühlen und einem Koffer bestand. Zwey Weiber aus Chios, die er aus der Sklaverey losgekauft hatte, flickten alte Wäsche, und einige medicinische Bücher die herumlagen, zeugten von seinem früheren Stande. Ich hatte die Ehre mich auf den Koffer niederzusetzen, während der Minister auf einem dreybeinigen Stuhl saß. In einem Vorzimmer war seine Canzley und wir hörten seinen Schreiber sich mit einigen Seeräubern herumzanken die Caperbrieife verlangten. — Wir können wirklich in den meisten der Beschuldigungen, die man gegen die Griechen erhoben hat, eben so wenig einen haltbaren, practischen Gesichtspunct entdecken, als in dem empfindsamen, schwankenden Enthusiasmus, womit man anfangs, besonders bey uns sich die

Zeit vertrieb. Untersuchen wir z. B. die Hab-  
 sucht und Uneinigkeit der Kapitanis. Der Ver-  
 fasser selbst gesteht, daß der kleine Krieg der  
 einzige war den die Griechen unter bestehenden  
 Umständen mit Glück führen konnten und ge-  
 führt haben — daß die Vertheidigung gegen die  
 Türken einzig und allein durch die Kapitanis mit  
 Erfolg geschah, während jeder Versuch durch die  
 mit ungeheuern Kosten, Mühe und Zeitaufwand  
 gebildeten Häufchen von Taktiki etwas zu ent-  
 scheiden unglücklich ablief, und der Sache der  
 griechischen Unabhängigkeit zehnmal mehr schadete  
 als alle einzelnen Niederlagen der Kapi-  
 tani, die sich immer in sehr kurzer Zeit wieder  
 erholen konnten und wenig verloren da sie we-  
 nig wagten. Gibt der Verf. dieß zu, so sollte  
 er es auch ganz in der Ordnung finden, daß  
 die Kapitanis sich als die eigentlichen Stützen  
 der Insurrection ansahen, und daß der Vortheil  
 des Ganzen mit ihrem persönlichen Vortheile in  
 ihren Augen zusammenfiel. Verlangt man über-  
 haupt von politisch-kriegerischen Führern unter  
 so gewaltsamen Verhältnissen nicht die morali-  
 sche Reinheit eines goldenen Zeitalters, findet  
 man besonders auf einer höheren Stufe der Ci-  
 vilisation unter weniger gewaltsamen Verhält-  
 nissen dieselben Fehler nur in anderem Gewande,  
 so wird man zugeben, daß diese Häuptlinge so  
 Unrecht eben nicht hatten; denn in der That in-  
 dem jeder für sich raubte wo er etwas fand, und  
 dadurch seine Schaaren verstärkte, verstärkte er  
 auch in demselben Maße die Sache der Insur-  
 rection, und auf eine viel wirksamere Art als  
 wenn diese Hülfsmittel der Regierung zugeslo-  
 sen wären, die sie im besten Fall auf die Taktiki  
 verwendet hätte, welche (wie der Verfasser selbst

sagt) nur zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung und der Gewalt der Regierung tauglich waren, also in diesem Augenblick zu einem untergeordneten Zweck. Was aber den Vorwurf der Uneinigkeit betrifft, so sollte man doch endlich begreifen, daß in einer insurrectionellen Revolution (d. h. einem reinfactischen Zustande) Einigkeit, Unterwerfung aller Häupter unter eines nur dann möglich ist, wenn sich ein Mann findet dem factisch alle andere untergeordnet sind — der es durch Thaten beweist, daß er der stärkste ist, zunächst gegen den gemeinsamen Feind. Aber wo fand dieß in Griechenland Statt? Wie konnte man den Kapitanis, deren Dienste klar am Tage lagen, zumuthen, sich Männern, zum Theil fremden unterzuordnen, die entweder noch nichts gethan, wenn auch viel versprochen hatten, oder deren Unternehmungen zum großen Nachtheil der griechischen Sache mißlungen waren? Man denke z. B. nur an den verunglückten Entsatz von Athen 1827, wo nach des Verfassers eigenem Berichte Karaiskaki durch den Vorwurf der Feigheit gezwungen wurde, seine offenbar zweckmäßigere und durch die Erfahrung bewährte Kriegsführung aufzugeben, sich mit seiner Schaar unter die Befehle Fabviers und Lord Cochrane's zu stellen, um an einer Unternehmung Theil zu nehmen, die er gänzlich mißbilligte, deren unglücklichen Ausgang er vorhergesagt hatte und mit dem Leben bezahlte. Hiermit sollen übrigens die Verdienste von Männern wie Fabvier und einiger anderen Philhellenen nicht geläugnet werden, aber nützlich konnten sie erst dann werden, als die Einmischung der großen Mächte den eigentlichen Insurrectionskrieg unnütz gemacht hatte, und die innere

Ruhe und Ordnung zur Hauptsache wurde. Wie kann man es aber hier wieder den griechischen Häuptlingen so sehr verargen, daß sie es nicht sogleich begreifen können, daß ihre Rolle nun ausgespielt, ihre Dienste unnütz seyen, daß sie sich nun denen unterordnen müßten, die bis dahin wenig oder gar nichts gethan hatten? Ja, berechtigte sie dazu nicht das ganze Verfahren der fremden Mächte durch ihre schwankende, schlaffe Zweydeutigkeit, wenn sie sich nicht dazu verstehen wollten ihre Waffen niederzulegen, ihre ganze Stellung aufzugeben, von der, im Fall der Krieg nicht wirklich beendet war, allein der Widerstand abhing? Wir halten diese Bemerkungen nicht für überflüssig, da sie uns gerade durch die Berichte des Verfassers, wenn auch vielleicht gegen seine eigene An- und Absicht, von neuem aufgedrängt wurden. Was er über die Seeräuberay der Griechen sagt, verdient ebenfalls sehr beherzigt zu werden, da er beweist, welchen Antheil die schwankende Politik der großen Mächte daran hatte. Uebrigens ist diese ganze Geschichte eine treffende Bestätigung des trivialen Sprüchwortes von großen und kleinen Dieben; denn wirklich thaten die Griechen nichts als daß sie die Frage: ob die Flagge die Ladung deckt? nach ihrem Vortheil beantworteten, und sind sie doch wahrlich nicht die ersten und nicht die einzigen, die sie auf eine für die Neutralen allerdings sehr lästige Art beantwortet haben. Dergleichen Parodien sind in der That ergötzlich und merkwürdig genug. Wir verweisen schließlich noch auf das was Herr F. von dem Wirkungskreis der Philhellenen sagt, wo er auch unseres wackeren Landsmannes Heidecker rühmlich erwähnt, und beyläufig unsere

Ansicht bestätigt, daß diejenigen Philhellenen, die Griechenland wirklich etwas genützt haben, auch am günstigsten von den Griechen urtheilen, während Niemand sie ärger verläumdet als diejenigen, welche gar nichts für sie gethan haben.

B. A. H.

### C e l l e.

Eine Schulfeyerlichkeit bey Einführung neuer Lehrer ward von dem Hn. Director Hüpeden angekündigt durch ein Programm: de Periclis laudatione funebri, Thucyd. II, 35 etc. Es wird zuerst darin dargethan, wie bey den Atheniensern allein es Sitte gewesen sey, daß den in der Schlacht Gefallenen auf Befehl des Staats eine Denkrede gehalten sey, womit die Lobreden auf Verstorbene bey den Römern als Privatsache nicht verwechselt werden dürfen, wie vom Dionys von Halicarnas geschieht. Das Alter des Instituts läßt sich nicht gewiß bestimmen, da wir weder wissen durch wen das Gesetz deßhalb eingeführt sey, noch wer zuerst eine solche Lobrede gehalten; wenn auch die des Pericles oder vielmehr des Thucydides nicht nur die älteste bekannte, sondern auch die einzig echte ist; da die dem Demosthenes und Lysias beygelegten als unecht anerkannt sind, und auch die Echtheit des Menexenus des Plato bezweifelt wird. Zum Schluß werden zwey schwierige Stellen aus Kap. 40 und 42 erläutert. — Wir wünschen mehrere solcher Schriften von den gelehrten Vorstehern unserer Landesgymnasien anführen zu können.

Hn.

G e t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

D e n 4. J u l i u s 1 8 3 1.

Düsseldorf und Elberfeld.

Bey J. C. Schaub: Lehrbuch der Mechanik, von J. P. Brewer. Erster Theil, VI u. 215 S. 1829. Zweyter Theil, XIV u. 268 S. 1830. 8.

Der nächste Zweck dieser Schrift ist, den Schülern der Gymnasien und allen die sich den Studien der Naturlehre widmen wollen, eine gründliche und vollständige Anleitung zur Mechanik zu geben. Da die classischen Werke die wir über die Mechanik besitzen alle Lehren mehr oder weniger durch Differenzialrechnung begründen, nach Herrn Br. Meinung aber der Gymnasialunterricht in der Mathematik bey der Differenzialrechnung aufhören soll, so will er in diesem Werke die Mechanik ohne Hülfe der höheren Analysis behandeln, jedoch keinen Abriß einzelner Kapitel geben, wie dieß wohl in ähnlichen Werken vorkommt, die nur elementare Kenntnisse voraussetzen, sondern eine vollständige Einsicht in die Wissenschaft, so weit diese bloß mit Hülfe der elementaren Geometrie und Trigonometrie und der Anfangsgründe der Algebra und



analytischen Geometrie erlangt werden kann. Es ist freylich fraglich, ob überhaupt diejenigen, welche noch gar keinen Begriff von höherer Analysis haben, Mechanik studieren sollen, und wir glauben daß es dem Verfasser an vielen Stellen nicht gelungen ist, solchen Lesern eine klare Einsicht zu verschaffen, da, wie sich erwarten läßt, das Unendlichkleine häufig die Stelle des Differenzials vertreten mußte. In jedem Falle aber ist dieses gehaltvolle Werk, bey dem Mangel an guten deutschen Lehrbüchern der Mechanik, eine schätzbare Erscheinung, und Ref. glaubt daß es gerade für diejenigen, die schon mit höherer Analysis vertraut, sich die Sprache des Verfassers in die der Differenzialrechnung zu übersetzen wissen, eine gute Vorschule für das spätere Studium der Werke von Lagrange, Laplace, Euler u. s. w. abgeben kann. Denn, wie der Verf. richtig bemerkt, 'bey der Anwendung der höheren Analysis reißt die Entwicklung und Ausführung der Rechnung so gewaltig fort, daß der Anfänger, der von dem Gegenstande noch keinen Begriff hat, über dem Rechnen den Gegenstand selbst vergißt. Jeder der es versucht, ohne einige Vorkenntnisse der Mechanik dieselbe aus den Werken von Poisson oder einem ähnlichen zu erlernen, wird die Wahrheit dieser Behauptung durch die Erfahrung bestätigt finden'. — Der erste Theil der die Statik fester Körper behandelt, ist in gewissem Sinne ein Auszug aus dem ersten Theile des Poissonschen *Traité de mécanique* zu nennen. Er enthält das ganze erste Buch dieses Werkes (mit Ausschluß der Lehren die sich auf Differenzialrechnung gründen, und des dritten Kapitels), die Zusätze, außerdem eine Menge nützlicher Erörterungen und historischer Notizen; und am Schlusse eine besondere Abhandlung über

die Wage S. 195..215, die gute practische Bemerkungen enthält. Der zweyte Theil enthält die Dynamik fester Körper. Nach allgemeinen Erläuterungen über Bewegung und bewegendende Kräfte, Abschnitt 1 und 2, folgen die Lehren von den frey fallenden und frey geworfenen Körpern, von den Centralkräften, wobey zugleich ein kurzer Abriß der physischen Astronomie gegeben ist, Abschn. 3..5, dann in Abschn. 6 die Bewegung auf vorgeschriebenen Bahnen, wo die Lehre vom Pendel ausführlich behandelt, und auch die Theorie des Inversions- und Centrifugalpendels erläutert ist. Im siebenten Abschnitt, der die drehende Bewegung behandelt, ist der Verfasser vorzüglich Euler (theor. mot. corp. rig.) gefolgt, in der Darstellung des Satzes von den Hauptaxen der Umdrehung hat er jedoch mit Recht statt der Betrachtung des Größten und Kleinsten die neuere Behandlungsweise angewandt (vergl. *méc. anal. part. 2. sect. 3*). Der achte Abschnitt enthält die Lehre vom Stöße, worin zugleich die Robinsche Methode, die Geschwindigkeit der Geschützflugeln zu finden, erläutert ist. Im Anhange ist die Methode die Länge des Secundenpendels zu finden erläutert, vorzüglich nach Biot (*astron. phys. T. 3*). Daß der Verf. gleich im Anfange die Mechanik für keine rein mathematische Wissenschaft gelten lassen will (T. 1. S. 9), wie auch die meisten neueren Schriftsteller thun, kann Ref. nicht billigen. Der Name Kraft ist an und für sich nur ein Nothbehelf, um etwas auszudrücken, von dem wir keine deutliche Vorstellung haben. Wir kennen keine Kraft, wir kennen nur Bewegung, und nur als etwas aus dieser Abstrahirtes darf der Begriff der Kraft in die Mechanik aufgenommen werden. Und so ist es gar nicht ein-

zusehen, warum wir uns nicht eben so gut hypothetisch einen Körper denken können, der rücksichtlich der Bewegung gewisse Eigenschaften hat, und aus dieser Annahme auf streng mathematischem Wege gewisse Gesetze ableiten, so wie wir z. B. geometrische Lehren aus dem Begriffe des Kreises, der Kugel u. s. w. ableiten, ohne zu fragen ob ein Kreis, eine Kugel in der Natur wirklich existiert. Wenn man aber die Mechanik erst auf Umstände gründen will, die wir an wirklich vorhandenen Körpern zu bemerken glauben, heißt das nicht eben so viel als wenn man die Geometrie auf Vermessungen gründen wollte, die man im Felde vorgenommen hat? Für den Satz vom Parallelogramm der Kräfte, den der Verf. an die Spitze der Statik stellt (§. 25), ist der Duchayla'sche Beweis angewandt, den auch Poisson in den Zusätzen aufgenommen hat. Da dieser Beweis, nach Hn. Br. Meinung, an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, so glaubt Ref. Einiges bemerken zu müssen was sich vielleicht gegen die Darstellung einwenden ließe. Es wird zuerst der Satz vorausgeschickt, daß wenn zwey Seitenkräfte gleich sind, die mittlere Kraft den Winkel, den diese einschließen, halbieren muß, und dieß kann zugegeben werden so bald überhaupt bewiesen ist, daß diese Seitenkräfte wirklich durch eine Mittelkraft ersetzt werden können, was nicht geschehen ist, und etwas später wird sogar von ungleichen Kräften stillschweigend angenommen, daß sie eine Mittelkraft haben; einige Zeilen früher dagegen (§. 24) drückt sich der Verf. vorsichtig aus, indem er im Allgemeinen bemerkt, daß in vielen Fällen mehrere Kräfte durch eine Mittelkraft ersetzt werden können ohne diese Fälle genauer zu erörtern (eben so wenig hätte in §. 31 ohne Beweis angenommen

werden sollen, daß Kräfte die nach senkrechten Aren wirken, sich nicht aufheben können, besonders da der Beweis so einfach ist, wie man ihn z. B. bey Poisson T. 1. S. 22 findet). Der Beweis beruht ferner darauf, daß bewiesen wird, die resultierende Kraft müsse durch zwey Punkte gehen, woraus man den Schluß zieht, sie müsse nach der durch diese Punkte bestimmten Linie gerichtet seyn, ohne noch gezeigt zu haben daß die resultierende Bewegung überhaupt eine geradlinige seyn müsse. Dagegen scheint uns der Einwurf den der Verf. gegen den bekannten Kästnerschen Beweis macht, 'daß es dem systematischen Gange der Wissenschaft zuwider sey einen so allgemeinen Satz aus der Theorie eines einzelnen Werkzeugs (des Hebels) herzuleiten' nicht sehr gegründet, denn dieser Beweis beruht bloß auf der Betrachtung paralleler Kräfte die an einer festen Linie wirken, eine Fiction die ganz erlaubt ist. Eher läßt sich gegen diesen Beweis einwenden daß man den Satz: Wenn auf eine feste gerade Linie zwey parallele Kräfte wirken die im Gleichgewicht sind, so wird der Unterstützungspunct, mit einer Kraft welche der Summe der beiden Kräfte gleich ist, gedrückt: nicht ohne Beweis annehmen kann, wie schon Lagrange bemerkt hat. Unter den historisch erwähnten Beweisen vermißt man den elementaren Beweis den Cauchy im ersten Bande der *exercices mathém.* gegeben hat. Der Beweis des Satzes, daß bey Centralbewegungen der Radius Vector in gleichen Zeiten gleiche Räume beschreibt, hätte einfacher gegeben werden können, wie man ihn z. B. bey Poisson findet, da ohnehin Ausdrücke wie, ein in einer unendlich kleinen Zeit, aber mit endlicher Geschwindigkeit, beschriebene Weg, und ein unendlich Kleines das gegen ein anderes unendlich

groß ist; den meisten der Leser, für welche das Buch bestimmt ist, nicht klar seyn möchten. Bey Gelegenheit der Centrifugalkräfte (Th. 2. §. 46) macht der Verf. auf einen angeblichen Irrthum im Gehler'schen physik. Wörterbuche (ältere Ausg. Art. Centralkräfte, neuere Ausg. Art. Centripetalkräfte) aufmerksam, dessen wir hier, wegen des häufigen Gebrauchs dieses Werkes, erwähnen wollen. Gehler behauptet daß man in jeder krummen Linie die Centrifugalkraft wie im Kreise finden könne, wenn man statt des Halbmessers des Kreises den zu jedem Punkte gehörenden Krümmungshalbmesser in Rechnung bringt. Dagegen meint Herr Br. daß dieser Ausdruck nur dann richtig wäre, wenn der Mittelpunkt der Anziehung der Mittelpunkt der Krümmung wäre, so daß nach Gehler der Mittelpunkt der Anziehung beständig seinen Ort ändern müßte, während man sich bey Centralkräften immer einen Mittelpunkt der Anziehung denkt, dessen Lage durchaus unveränderlich ist. Allein das Ganze ist nur ein Wortstreit, und es ist nicht einzusehen warum Hr. Br. gerade Gehler wegen der gegebenen Formel tadelt, da sich dieselbe auch bey anderen bekannten Schriftstellern, und namentlich bey Poisson findet. Gehler versteht unter Centrifugalkraft den Theil des Drucks der durch die Geschwindigkeit hervorgebracht wird, oder die Kraft mit welcher der Körper sich vom Mittelpuncte des Krümmungskreises zu entfernen strebt, die daher im Kreise der Centripetalkraft gleich und entgegengesetzt bey anderen krummen Linien von dieser verschieden ist. Hr. Br. dagegen versteht immer unter Centrifugalkraft die Kraft die der Centripetalkraft gleich und entgegengesetzt ist, und hieraus entstehen die verschiedenen Ausdrücke. Bemerkenswerth ist der einfache Beweis für die Cycloide als Isochrone

(§. 65), jedoch ist nicht, wie angedeutet wird, bewiesen, daß nur die Cycloide diese Eigenschaft hat, auch dieses kann indessen auf elementarem Wege bewiesen werden, wie kürzlich gezeigt worden ist (s. Crelle's Journ. der Math. Bd. 6. S. 49 ff.). Bemerkenswerth ist auch die Behandlung des Satzes, daß es in jedem Körper drey Hauptaxen gibt. Der Beweis dieses Satzes gründet sich bekanntlich auf die Eigenschaft der kubischen Gleichungen, daß jede solche wenigstens eine mögliche Wurzel hat. Allein es könnte auch seyn daß bey der anzuwendenden Gleichung der Coefficient der dritten Potenz Null wäre, wodurch also die Gleichung aufhörte eine kubische zu seyn. Herr Br. zeigt (§. 91), daß sich für jeden Körper Axen finden lassen, für welche der eben in der, ihre Lage bestimmenden Gleichung, genannte Coefficient nicht Null wird. Wegen der Wichtigkeit des Poissonschen Werkes über die Mechanik, wollen wir auch noch die Berichtigung eines Irrthums in diesem Werke mittheilen die der Verf. in der Vorrede des zweyten Theils gibt. Poisson behauptet (T. 2. §. 376), die Umdrehungsgeschwindigkeit eines um einen festen Punct beweglichen Körpers, ändere sich nicht, so lange die Umdrehungsaxe ungeändert bleibt; nennt man nämlich die Winkel, welche die Umdrehungsaxe mit drey im Körper angenommenen sich rechtwinklich schneidenden Axen macht, der Ordnung nach  $\alpha$ ,  $\beta$ ,  $\gamma$ , und drey andere Größen deren Bedeutung man am angeführten Orte nachsehen muß,  $p$ ,  $q$ ,  $r$ ,

$$\text{so ist } \cos \alpha = \frac{p}{\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}}, \quad \cos \beta = \frac{q}{\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}}, \quad \cos \gamma = \frac{r}{\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}},$$

die Umdrehungsgeschwindigkeit ist

$= \sqrt{p^2 + q^2 + r^2}$ , Poisson schließt nun  $\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}$  sey constant, sobald die Werthe von  $\cos \alpha$ ,  $\cos \beta$ ,  $\cos \gamma$  constant sind, welches keinesweges der Fall ist, wie man leicht sieht, wenn man bedenkt daß  $\cos \alpha$ ,  $\cos \beta$ ,  $\cos \gamma$  sich nicht ändern wenn man jede der Größen  $p$ ,  $q$ ,  $r$  mit derselben Zahl multipliciert.

Dr. Stern.

### F r e y b u r g.

Von dem großen Unternehmen der Herderschen Kunst und Buchhandlung eines Atlases von Europa in 220 lithographierten Blättern, haben wir eine neue Sendung von 6 Blättern erhalten. Sie liefert in den zwey ersten Blättern Stücke von Schwaben; in dem dritten Savoyen; in dem vierten Oldenburg und Bremen; in dem fünften die südlichsten Theile von Schweden, und in dem sechsten die Nordküsten von Brandenburg und einen Theil von Pommern. Wir können nur wiederholen was wir zum Lobe der früheren Lieferungen gesagt haben (S. g. A. 1831 St. 21). Da jedoch der Verfasser dieser Anzeige von seinen Jugendjahren her mit dem Local welches das vierte dieser Blätter darstellt, zum Theil genau bekannt ist, so kann er nicht umhin demselben das Zeugniß zu geben, daß die Genauigkeit in der Angabe der Namen und der Lage der Ortschaften und selbst der kleinen Dörfer nichts zu wünschen übrig läßt. Als Muster einer Gebirgskarte kann die von Savoyen gelten, wo ein Theil der höchsten Alpenkette in ihren Abstufungen dargestellt ist. Möge denn das Unternehmen zum Besten der Wissenschaft und zur Ehre der Kunsthandlung seinen ungestörten Fortgang behalten!

Hn.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

106. 107. Stück.

D e n 7. J u l i u s 1 8 3 1.

---

B e r l i n.

Verlag von Duncker und Humbolt, 1829:  
Wissenschaftliche Syntax der Griechischen  
Sprache von G. Bernhardt. XX und 505  
Seiten in gr. Octav.

Der erste Versuch einer wissenschaftlichen  
Syntax der Griechischen Sprache nimmt zunächst  
die strenge Prüfung aller derjenigen in Anspruch,  
die selbst durch eigene Forschungen im Einzelnen  
zur Zeitigung eines solchen Unternehmens kräf-  
tig mitgewirkt haben und sich im vollen Besitze  
derjenigen Kenntnisse befinden, die zur richtigen  
Beurtheilung des jetzt Geleisteten erforderlich sind.  
Der Anfang zu fruchtbaren Kritiken dieser Art  
ist schon andern Orts gemacht worden; und so  
wie das fernere Eingehen ins Einzelne, welches  
den eigentlich kritischen Blättern überlassen blei-  
ben muß, auf der einen Seite für sich betrach-  
tet sehr wünschenswerth erscheint, so ist dasselbe  
auf der andern Seite höchst nothwendig, um  
vor allen Dingen die Principien zu ergründen



und festzustellen, auf denen der Riesenbau einer vollständigen Griechischen Structurlehre mit Sicherheit aufgeführt werden kann.

In jeder Beziehung neu ist die Methodik des vorliegenden Werkes. Sie stellt sich als etwas von vorn herein Ausgemachtes dar, und umgeht den bey philologischen Untersuchungen und Begriffsbestimmungen bisher üblichen Weg der bedachtsam fortschreitenden Entwicklung des Besondern zur sichern Durchbildung und klaren Anschauung des Allgemeinen. Einige Worte zur Erklärung oder Rechtfertigung des neuen Verfahrens liefert die Vorrede. Hier wird, um den Verfasser von seinem Gesichtspuncte aus zu verstehen, bemerkt, daß philologische Wissen müsse einen innigern Bund mit der modernen Bildung eingehen, damit gediegenere Leistungen hervorgerufen würden, als Dionysios und Hermodenes sammt der Weisheit ihrer Zeitgenossen jemals schufen oder beehrten. Dieser Ausspruch zeigt die Richtung der Studien des mit vielen gediegenen Kenntnissen reichlich ausgestatteten Verfassers am deutlichsten an. Ihm zufolge soll der Alterthumsforscher durch seine lange und vertraute Bekanntschaft mit den Resten der classischen Literatur sich nicht zum sichern Standpuncte der Alten emporarbeiten und die sprachlichen Denkmale im Geiste der Alten verstehen, genießen und beurtheilen; sondern er soll vermittelst der modernen Bildung (und hiermit kann unser Verfasser nichts anders, als die jetzt vorherrschende Richtung der deutschen Philosophie meinen) die alte Literatur, und besonders die Grammatik, in einem andern Lichte betrachten lernen, als selbst die gründlichsten und kenntnißreichsten der alten Sprachforscher dieselbe zu betrachten vermochten oder wünschten. Ob nun aber diese

bequeme und fügsame Kunst moderner Anschauung überhaupt preiswürdig und wünschenswerth zu erachten sey, ist ein für die engen Grenzen einer Anzeige zu großer Vorwurf, bey dem es nicht auf den Angriff einzelner Partien und auf einzelne Einwürfe ankömmt, sondern wo die Grundfeste der ganzen Methodik mit den schärfsten Waffen der wissenschaftlichen Kritik in ihre einfachsten Bestandtheile aufgelöst werden muß, um sachkundigen und unparteyischen Richtern den Weg zu einem freyen und sichern Urtheile zu bahnen. Diese Aeußerung soll aber keineswegs eine Trennung der Philosophie von der Philologie andeuten; vielmehr ist auch Ref., dem 'das fortschreitende Bewußtseyn der Wissenschaftlichkeit, wie irgend einem, am Herzen liegt', der festen Ueberzeugung, daß ein Verein der Philosophie namentlich mit der Grammatik eben so sehr zu wünschen, als kalte Empirie zu verabscheuen sey; daß aber dieser Verein mit der wahren Philosophie, 'welche jede ihrer Thätigkeiten mit dem milden und fruchtbaren Lichte wissenschaftlicher Aufklärung bezeichnet', geschlossen werden muß, um das 'gewaltige Ziel' zu erstreben, was uns allen vorleuchtet, nämlich 'immer tiefere Einsichten in die Gesammtheit des Sprachenbaues, besonders des Griechischen.'

Besäßen wir noch die wichtigsten syntactischen Forschungen der Hellenen aus dem Aristarchischen Zeitalter, wo der ungemein große Reichthum des vorhandenen Materials dem Urtheile einen weitem Wirkungskreis eröffnete und größere Sicherheit gestattete, als uns jetzt selbst bey dem angestrigtesten Eifer möglich ist, so könnten unstreitig die neueren Lehrgebäude oder Grundrisse von Lehrgebäuden nach sicherern Principien aufgeführt werden; wosern man nicht annehmen will,

daß die Syntax der Alten ein bloßes Aggregat von Wahrnehmungen ohne wissenschaftlichen Geist gewesen sey — eine Annahme, welcher doch die ganze Richtung der Alexandrinischen Sprachforschung, der Philosophen im Einzelnen vorgearbeitet hatten und mit der sich Philosophen fortwährend beschäftigten, widerspricht. Der vielfach verstümmelte Apollonios Dyskolos gibt uns nur ein schwaches Bild einer besseren Vorzeit; und doch enthält er noch vieles Schätzbare, noch so viele lehrreiche Beobachtungen aus jetzt verschwundenen Sprachdenkmälern. Noch Gründlicheres soll Herodianos geliefert haben. Fragt man nun nach der Aehnlichkeit der syntactischen Bestimmungen eines Apollonios mit denen des vorliegenden Versuches, so bietet sich kaum ein einziger Punct dar (S. 41), der auf eine Uebereinstimmung hinweist. Diese Audeutung spricht aber für keine gemeinschaftlichen Principien einer geschlossenen Einheit der syntactischen Studien, wozu Herr Prof. B. dieselbe gern machen möchte. Die Idee, ein Einheitsprincip in der Syntax der Griechischen Sprache aufzustellen, ist, wiewohl nicht neu, doch vom Verf. zuerst in Anwendung gebracht. Er betrachtet die Syntax als 'historisches Ganze, worin sich jedes bedeutsame Idiom als reines Bild der Griechischen Sinnesweise und Anschauung darstellt, und welches zeigt, daß die Griechen in ihrer Sprache ein vollendetes und unverfälschtes Gepräge der wunderbarsten Nationalität hinterlassen haben. Die Darstellung gehört den dichterischen oder prosaischen, attischen oder sophistischen, allgemeinen oder vereinzeltten und anomalistischen Structures zugleich an, und bildet daher eine Geschichte der Idiomen, in welcher man in eine scharfe Scheidung Ionischer, Attischer und später Autoren unter einander ein-

gehen muß, um so die Entwicklung der sprachlichen Schöpfung auf der Stufe eines abgeschlossenen vernunftmäßigen Kunstwerkes als Hauptzweck zu erkennen.' Ein wahrhaft großartiges Problem, zu dessen Lösung aber wohl kaum schon die nöthigen Vorarbeiten in unserm Zeitalter vorhanden sind. Auch hat der Verfasser noch keine vollständige Darstellung der Idiomen in ihrer Gesamtheit sowohl als in den erweiternden und abspringenden Besonderheiten liefern wollen, sondern sich vorläufig 'mit den scharfen Grundzügen und Bezeichnungen von allen wirksamen Idiomen und Momenten der sprachlichen Entwicklung' begnügt, und diesem summarischen Grundrisse eine kurze Uebersicht dessen, 'was die vorzüglichsten Geister in Behandlung der Sprache hervorbrachten' beygefügt; denn 'die Ehre der menschlichen Vernunft wird gerettet, wenn man sich in den verschiedenen Personen geistvoller und gründlicher Männer mit sich selbst vereinigt, und die Wahrheit, die niemals gänzlich verfehlt wird, auch in den Widersprüchen der Meinungen herausfindet'.

Die Einleitung beschäftigt sich theils mit der Geschichte theils mit den Grundsätzen der Griechischen Syntax. Der geschichtliche Ueberblick zerfällt in drey Zeiträume, von denen der erste, vorzugsweise der classische und volksthümlich-Griechische genannt, bis auf Alexander den Großen herabgeht, und daher die wissenschaftliche Grundlage der gesammten Syntax bildet. Er schließt einen poetischen und einen Attischen Abschnitt in sich, von denen jener bis zur Erscheinung der Sophisten reicht, dieser die prosaische Darstellung bis auf Aristoteles schildert. Jeder in diesen Zeitraum fallende Schriftsteller von Rang und Selbstständigkeit (und bekanntlich sind

dieß alle, die uns übrig geblieben) wird in kurzen Umrissen treffend characterisirt. Aehnliche Characteristiken schließen auch die übrigen Zeiträume in sich. Als Bildner der Attischen Prosa betrachtet der Verf. die Sophisten, durch deren vielumfassende Thätigkeit ein neuer belebender Schwung in das ganze Gebiet des Wissens, besonders in die Staatskunst, Philosophie, Religion und Beredsamkeit gekommen seyn soll. Unter Gorgias' einflußreicher Leitung waren sie die Seele des ganzen Attischen Lebens, und Gegenstand einer allgemeinen begeisterten Bewunderung. Die Sophisten sind die Gründer der rhetorischen Darstellungskunst der Griechen, und die würdigen Lehrer der berühmten Attischen Redner, eines Themistokles, Kimon, Perikles, von denen man jedoch nichts Schriftliches nachweisen konnte; denn geschriebene Reden hinterließ zuerst Antiphon, der Stifter einer echt-Attischen Rhetorschule, und Lehrer des Thukydides. Dieser große Historiker war es, 'welcher zuerst unter den Attikern die sophistische Sprachkunst auf ein großes profaisches Werk mit alterthümlich strenger Auffassung der politischen Gegenwart verwandte'. — Unläugbar sind allerdings die Verdienste der Sophisten um die rhetorische Darstellungskunst der Griechen; und ihre wohlthätige Einwirkung auf die formale Bildung Athens und den Geist ihres Zeitalters kann auch nicht in Zweifel gezogen werden; indessen hatte ihre gepriesene Weisheit gleich in ihrem Keime eine verderbliche Seite, welche Platon recht gut durchschaute, der doch auch ihre gute Seite zu schätzen mußte, namentlich in seiner Kritik der Sprachkünstler im Phädrus. Zweideutig bleibt daher ihre glänzende Thätigkeit, von der sich die allzubeweglichen, und ohne Urtheil für die sinn-

schmeichelnden Eindrücke offenen Gemüther der Athener nur zu leicht hinreißen ließen. Außerdem beruhen die grenzenlosen Lobeserhebungen, welche die Athener dem Gorgias gezollt haben sollen, auf der Auctorität sehr später Grammatiker, die Kuhnken mit Vorsicht benutzte, und deshalb gewiß keinen Tadel verdient.

Der zweyte Zeitraum schildert schon den Verfall des Gracismus von Aristoteles an, und geht bis auf die Römische Kaiserherrschaft herab. Er umfaßt also die sehr zahlreichen Schriften der Sectenphilosophie, die Sammler vom historischen und mannigfaltigen gelehrten Stoff der Declamatoren und besonders die gelehrte kunstreiche Alexandrinische Schule. Das Characteristische dieses ganzen Zeitraums ist nach unserm Verf. ungleichartige schlafe Darstellung und verworrene Künstlichkeit, deren Vorwurf auch den Aristoteles trifft, über den sich Herr Prof. B. ein hartes ungerechtes Urtheil erlaubt hat. Für die Ausbildung künstlerischer Darstellung und selbstständiger Syntax wird dieser Zeitraum überhaupt als der unfruchtbarste geschildert.

Der dritte, im engeren Sinne der sophistische, Zeitraum wird in die Literatur der Jahrhunderte nach Christo gelegt, 'an welche sich allmählich die syntactischen Versuche der Alten sammelnd oder dem gleichzeitigen Tone widerstrebend anschließen'.

Unter den Grundsätzen der Griechischen Syntax räumt der Vf. der poetischen Analogie den ersten Platz ein, geht dann die wichtigsten der poetischen Auffassungsweisen durch, und spricht über Subsumtion, Structur nach dem Sinne, Brachylogie und Ellipse, von welcher er zwey Arten mit Schärfe von einander unterscheidet, die grammatische und rhetorische. — Die rhetorische

rische Form und Bedeutsamkeit wird überhaupt 'als das thätigste Princip für Gestaltung der Griechischen Syntax betrachtet, wodurch die mechanische Gewohnheit der Regel in engere Verbindung mit den intellectuellen Zwecken derselben gesetzt ist; wie sie dieses auf überzeugende Weise dargelegt hat durch die geistvolle Ausbildung der Casus, die Anwendung der Pleonasmen, deren Ursprung nicht sowohl grammatischer als rhetorischer Art ist'.

Die Syntax selbst behandelt der Verfasser in drey Abschnitten. Die Hauptmasse des Ganzen bildet die Syntax der Substantiva, der Präpositionen und Pronomina im ersten Abschnitte mit einem Anhang zur Lehre von den Substantiven, von ihren Ellipsen und Pleonasmen u. s. w. Nach einer genauen philosophischen Begriffsbestimmung der Substantiva spricht der Verf. zuerst vom Numerus derselben und stellt dann eine ebenso ausführliche als gründliche Lehre von den Casus auf. Hier ist besonders die treffliche Beleuchtung des vielfachen Gebrauches des Dativus und Genitivus zu beachten. In Rücksicht des Dativus wird namentlich dessen sinnliche Anschauung des Nebeneinanderseyns in allgemeinem Ausdruck und in verwandten Formeln, in besondern Anwendungen auf Ort und Zeit, der Anfang der ethischen Relation bey Pronomina, Adjectiven und Participien, die Anomalie des Casus, die instrumentale Bedeutung der Form, des Maßes, des Mittels u. s. w. trefflich erörtert. In Bezug auf den Genitivus behandelt der Verf. besonders dessen allgemeinen Causalbegriff in Bestimmungen des Ursprunges, des Ortes und der Zeit, in Adjectiven des Messens, in Verben u. s. w. endlich der subjectiven Verhältnisse, besonders in Verben des Strebens, des

Achtens, des Zurücktretens und Ausscheidens. Der Anhang zur Lehre von den Substantiven beschäftigt sich vorzugsweise mit den Präpositionen und Pronomina.

Der zweyte unverhältnißmäßig kleinere Abschnitt umfaßt die Syntax der Prädicatbezeichnung, vorzüglich der Verba und Adjectiva. Die Erklärung des Gebrauchs der Tempora, der Modi, der Numeri und der Personen weicht in vielen Einzelheiten von Hermann's Theorie sowohl als auch von Thiersch's Ansichten sehr ab. Die Lehre von den Adjectiven schließt nicht alles in sich, was man darin hätte erwarten sollen.

Am mangelhaftesten ist der dritte Abschnitt oder die Lehre von den Sätzen, die der Verf. auch selbst ein bloßes Geripp nennt, und deren Kürze er in der allgemeinen Uebersicht zu entschuldigen sucht. Da sich das Griechische Sprachgebäude nach des Verfs. Ansicht offenbar auf rhetorisches Verfahren gründet, so muß auch der Satzbau vielfache Beweise des rhetorischen Einflusses an sich tragen. 'Folglich ist die Aufgabe der syntactischen Satzlehre keine andere als die Resultate dieser rhetorischen Sprachbehandlung zu erforschen und darzulegen, d. h. die Principien und Eigenthümlichkeiten zu vereinigen, welche aus den Einwirkungen der Rhetorik auf das analoge System der syntactischen Sprachgesetze in ihren bedeutendsten Modificationen sich ergaben'. Dieser Ansicht zufolge wird zuerst die geschichtliche Ausbildung der Satzlehre geschildert; dann folgen ihre allgemeinen Principien, der Brachylogie und namentlich des Zeugma, der Synchysis und besonders des Hyperbaton, des Anacoluthon und der Attraction nebst Bemerkungen über die Satzglieder und das Participium als eigentlicher Nebensatz.



Die Lehre von den syntactischen Partikeln ist auf ein paar Seiten des Anhangs gewaltsam zusammengedrängt worden. Indessen gesteht der Verfasser auch diesen Mangel ein, und wünscht diesem Gegenstande eine genauere Characteristik, die er vielleicht selbst in Zukunft noch nachliefern wird. Uebrigens verdient der Verfasser wegen der vielfachen trefflichen und gründlichen Belehrung über manchen schwierigen Punct der Syntax die aufrichtigste Anerkennung und den innigsten Dank.

G. H. B.

### L o n d o n .

Personal narrative of travels in Babylonia, Assyria, Media and Scythia in the year 1824, by Major Geo. Keppel. 1827. 2 Vols. 8.

Ein großer Theil der jährlich in England erscheinenden Reisebeschreibungen macht keinen andern Eindruck als die Mehrzahl der auf dem Continente reisenden Engländer selbst, die nicht mehr und nicht weniger sehen wollen, als was ein namhafter Lord eben vor ihnen gesehen hat; wo möglich unter der Anleitung des nämlichen Lohndiener's. Viel anders ist es nicht mit dem vorliegenden Reiseberichte. Der Vf. wollte mit Augen sehen, was Rich, Malcolm und Ker Porter vor ihm gesehen hatten; zu eigenen Untersuchungen scheint er nicht ausgerüstet gewesen zu seyn; das alte Testament, Herodot und Tausend und Eine Nacht sind die gewöhnlichen Vergleichungspuncte auf einer so wichtigen Reise (erst nach der Rückkunft sind hin und wider sonstige Bemerkungen aus den Alten eingeschoben) und als er seine ersten Nachgrabungen in den Rui-

nen von Seleucia anstellen wollte, bemerkte er — daß er Spaden und Hacke mitzubringen vergessen hatte. So ist denn diese Reisebeschreibung nur ein Erinnerungsbuch für den Verf., denn für jeden andern Leser fehlt ihr sogar charakteristische Schilderung von Menschen und Naturscenen. Die Reise geht von Bombay, dem Garnisonorte des Majors, zu Wasser den Tigris hinauf nach Bagdad; von da abwechselnd zu Pferd und zu Kamel über Kirmashaw, Teheran und Lauris nach Baku am Caspischen Meere; und von hier die Westküste entlang über Astrakan nach Moskau. Vom Ausfluß des Tigris bis zu den Ruinen des alten Seleucia hinauf zeigt sich jetzt keine Spur mehr der von den Alten so gerühmten Fruchtbarkeit dieser Gegenden. Menschliche Cultur des Bodens erblickt man nirgends, aber auch der Boden selbst scheint seine Ergiebigkeit verloren zu haben. Nur zur Jagd ladet zahlloses Wild und Geflügel die an den Ufern lagernden Araber von den wandernden Stämmen ein. Die Neigung zur Jagd wird auch unter dieser an alle Entbehrungen gewöhnten Menschenraße mit der modigen Eleganz des Europäers befriedigt, und der Verf. begegnete einem jungen Jäger, den er geradezu einen arabischen Stutzer nennt. Er war von den ausgefuchtesten Jagdhunden begleitet, sein Turban mit der größten Sorgfalt gewunden, seine Augen glänzten von Antimonium, und an jedem Finger spielten zwey bis drey Ringe. Vom alten Seleucia konnte auch der Verf. nichts mehr als die Stadtmauern ausfinden, die noch jetzt 20 Fuß hoch dastehen; im Innern ist alles Hügel und Haufen von Schutt. Auf dem gegenüber liegenden Ufer die ebenso zerfallenen Ueberreste von Ctesiphon. Da die Erbauung von Seleu-

cia, nach griechischem Vorbilde und freyer Verfassung, bald den gänzlichen Verfall Babylons nach sich zog, so scheint dem Verf. Ctesiphon anfangs nichts weiter als eine feste Station für die Scythischen Truppen im Solde der damaligen Herrscher, wie jetzt die wandernden Araber, gewesen zu seyn, um Seleucia in bedrohter Abhängigkeit zu halten. Hier erhebt sich aus dem Schutte umher die prächtige Ruine Tauf Kifra (das zerfallene Gewölbe). Eine offene, elliptisch gewölbte Halle, über achtzig Fuß weit und hundert Fuß hoch, bildet den mittlern Theil des Gebäudes, an das zu beiden Seiten zwey Flügel, vier Stockwerke hoch, sich anschließen. Der Verf. äußert sich nicht über den Baustyl dieser Ruine, doch behauptete schon Beauchamp, daß er nicht altarabisch sey. Nichts desto weniger wäre es eine sehr auffallende Erscheinung, wenn von dem alten Ctesiphon dieß Gebäude allein in solcher Vollkommenheit sich erhalten hätte. Es ist daher wahrscheinlich nur ein Rest der vielen prächtigen Gebäude, mit denen Nuschirvan, mit dem Zunamen Kifra der Gerechte, nach Vereinigung der beiden Städte Seleucia und Ctesiphon unter dem Namen El Medein, diesen Ort zierte. Von den Ruinen Babylons zog unsern Reisenden nur die Masse jenes gewaltigen Fundaments an, welches jetzt Mujellebe heißt, und das schon Della Valle 1616 für den Thurm zu Babel nahm. Die Messungen werden nach Rich angegeben, und dabey bemerkt, daß diese Ruine in den 200 Jahren seit Della Valle's Besuch über 60 Fuß niedriger geworden. 'Wenn wir, heißt es, annehmen, daß dieselbe jedes frühere Jahrhundert auch nur halb so viel an ihrer Höhe verloren hat, so findet sich, daß das Originalgebäude noch immer alle Nachrichten der Alten

von seiner Höhe übersteigt.' (?) Ueberall findet man dort die bekannten durchbohrten Steincylinder mit eingeschnittenen Figuren, von denen hier verschiedene in Abbildung eingerückt sind, häusliche Scenen, Opfer, Kämpfe und Jagden vorstellend. Bey der ungestalteten Masse von zerfallenen Gewölben aus Backsteingemäuer, welche für die hängenden Gärten der Semiramis gehalten wird, ist die Behauptung früherer Reisender, daß hier noch viel fremdartige Bäume wachsen sollen, widerlegt; nichts als ein einziger uralter Ederstamm treibt jetzt noch junge Sprößlinge an seiner Wurzel hervor. Das Brechen und Fortbringen der Backsteine, die gerade hier von besonderer Güte sind, durch die Bewohner der Umgegend dauert noch immer fort, wie zur Zeit der ältesten Reiseberichte. Westlich von Bacoubah finden sich gleichfalls Ruinen von großem Umfange, in denen der Verf. das alte Artemita zu erkennen glaubt. D'Anville setzt diese Stadt in die Nähe des jetzigen Descara; hier erblickt man jedoch keine ältere Baureste. Allein kann man sich über das völlige Verschwinden ganzer Städte wundern, wenn wir selbst hier lesen, daß als der Verf. nach Schereban kam, noch zwey Monate vorher einer der bevölkertersten und reichsten Städte des Paschalats von Bagdad, er dasselbe von einer arabischen Räuberhorde dergestalt ausgeplündert und niedergebrannt fand, daß jetzt nur noch drey Familien in diesen Ruinen des Schreckens hausten. Von Bagdad bis hier wird die Reise durch das Passieren der unzähligen Abzugsgraben aus dem Diala' her sehr beschwerlich. Bemerkenswerth aber ist, daß die arabischen Wegweiser unserm Reisenden ganz wie Herodot erzählten: Cyrus.

habe, nachdem ein der Sonne geweihtes Pferd in dem Diala ertrunken sey, geschworen den Fluß trocken zu legen, und mittelst dieser Abzüge sein Wort gehalten. Die schon von andern beschriebenen Basreliefs in den Felsgrotten bey Kermanshah hält der Verfasser für Arbeit griechischer Künstler, dem Style nach selbst aus verschiedenen Epochen der Kunst, obwohl Costüme und Anordnung persisch sind. Zur Warnung bey der Auslegung solcher altpersischen Sculpturen mag bemerkt werden, daß in eins dieser alten Basreliefs, welches eine Saujagd vorstellt, der jetzige Statthalter von Kermanshah zum Andenken seines verstorbenen Sohnes eine Scene aus dessen Leben hat einhauen lassen, die nun mit jenem ein Ganzes zu bilden scheint. Launig erzählt der Verfasser seinen Einzug des Morgens vor Sonnenaufgang zu Macana (dem Atropatana der Alten) wo er mit Einem Blick die ganze Bevölkerung im Bett liegen sah. Die Häuser nämlich sind selten über 8 Fuß hoch, und der Hitze wegen schläft Nachts jede Familie auf dem platten Dache ihres Hauses; unser Reisender war zu Pferde, hoch genug um über die Dächer wegzuschauen; der Tag brach eben an, viele schliefen noch unter ihren Decken, andere krochen eben hervor, allenthalben begann die Morgentoilette und die Begrüßung der Nachbarn von Dach zu Dach. Die Vorstellung bey dem Könige zu Teheran ging ohne große Ceremonie vor sich. Von hier an hätte das Ende der Reise durch minder bekannte Gegenden, zwischen dem Urras (Urares) und dem Kur (Cyrus oder Cyrnus der Alten) durch die Provinzen Karabough und Shirvan (dem alten Albania) westlich das Caspische Meer entlang, bedeutend an

Interesse gewinnen können; allein jetzt überfiel den Verfasser eine Ungeduld und Verlangen nach der Heimath, so daß er selbst gesteht, nichts gesehen zu haben, als was am Wege lag. Nur zu Baku am Caspischen Meere machte er noch einmal Halt, um den Feuertempel der Suebern, sechszehn Englische Meilen davon, zu besuchen. Wer die Beschreibungen von Hanway und von Reinegg kennt, findet auch hier nichts Neues. Das Tempelgebäude hat an allen vier Ecken hohe säulenartig aufgemauerte Schornsteine, aus denen die selbst entzündete Naphtha fortwährend in hellen Flammen aufsteigt. In den Gesichtszügen der zahlreich daselbst versammelten Pilger, erkannte der Verfasser gleich, daß alle Hindoo's waren; kein feueranbetender Perser war darunter. In der Ebene von Astrachan ward unser Reisender von einem Zuge Heuschrecken überfallen, der die Luft Meilen weit verdunkelte. Aus allen Dörfern liefen die Einwohner unter Geschrey, Händeklatschen und Hundegebell dem Zuge entgegen, weil, wie man sagte, dieß Insect sehr empfindlich gegen Geräusch sey, und man damit ganze Züge bey ihrem Annahen vertreiben könne. Zur Zeit der großen Jahresmesse gelangte der Verfasser nach Niznei Nowogrod und sah auch hier, was auf keinem Jahrmarkte der Welt fehlen zu dürfen scheint — Französische Kunstreiter und ein Rozebuesches Drama. Die Reise schließt mit der Ankunft in Moskau.

### B e r l i n .

In der Finckeschen Buchhandlung, 1831: Geschichte des deutschen Hexameters und

Pentameters bis auf Klopstock. Von Wilhelm Wackernagel. XXX und 88 Seiten in Octav.

Der Abschnitt der Kunstgeschichte, welcher den Gegenstand dieser kleinen Schrift ausmacht, hat durch die Belesenheit und den Fleiß des Verfassers eine genügende Vollständigkeit erhalten. In der Vorrede wird bewiesen, daß echte Hexameter und Pentameter in unserer jetzigen Sprache unmöglich sind, theils weil in ihr Accent und Länge einerley, und Position unstatthaft ist, theils weil ihre weniger freye Wortstellung den Parallelismus nicht erlaubt, der dem Verse, vorzüglich dem römischen, einen eigenthümlichen Reiz verleiht. — In der Abhandlung selbst wird zuerst die Meinung derjenigen widerlegt, die bereits in Schriften des elften und dreyzehnten Jahrhunderts Nachahmungen alter Versmaße finden wollten, und sodann gezeigt, daß die frühesten deutschen Hexameter Leoninische, Uebersetzungen Leoninischer lateinischer sind, und in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fallen. Aus dem funfzehnten Jahrhundert werden Haushaltungsregeln, und anderes der Art angeführt. So gelangen wir endlich zu Conrad Gesner, Fischart, und andern zum Theil hier zuerst genannten, bis endlich Gottsched, Kleist, Uß, die Reihe schließen. In den frühern Perioden erscheint öfters Wechsel lateinischer Zeilen mit deutschen, oder auch die Sprachmengeren der macaronischen Poesie, der Versus heroico-macaronius.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

108. Stück.

Den 9. Julius 1831.

---

Freiburg im Breisgau.

Untersuchungen über die Eigenschaften der positiven ternären quadratischen Formen von Ludwig August Seeber, Dr. d. Philos. ordentl. Prof. der Physik an der Univers. in Freiburg. 1831. 248 S. in 4.

Die Functionen zweyer unbestimmten Größen  $x$  und  $y$  von der Gestalt  $axx + 2bxy + cyy$ , wo  $a, b, c$  bestimmte ganze Zahlen vorstellen, bilden bekanntlich unter dem Namen der quadratischen Formen, oder, wo eine weitere Unterscheidung erforderlich wird, der binären quadratischen Formen, einen der interessantesten und reichhaltigsten Gegenstände der höheren Arithmetik. Die dabey zunächst vorkommenden Aufgaben: zu entscheiden, ob eine solche gegebene Form eine andere  $a'x'x' + 2b'x'y' + c'y'y'$  unter sich begreift, d. i. durch eine Substitution  $x = \alpha x' + \beta y'$ ,  $y = \gamma x' + \delta y'$ , in welcher  $\alpha, \beta, \gamma, \delta$  ganze Zahlen sind, in dieselbe verwandelt werden kann; ob eine solche Relation



zweyer Formen eine gegenseitige ist, wo die Formen äquivalent heißen; ferner in beiden Fällen alle möglichen Umformungen der einen in die andere anzugeben; endlich alle möglichen Darstellungen einer gegebenen ganzen Zahl durch eine gegebene Form vermöge ganzer Werthe der unbestimmten Größen aufzufinden — diese Aufgaben sind in den *Disquisitiones Arithmeticae* vollständig aufgelöst, machen aber von dem die quadratischen Formen betreffenden Abschnitte dieses Werks nur den bey weiten kleineren Theil aus. Die darauf folgenden feineren Untersuchungen erforderten zum Theil eine vorläufige Bearbeitung eines um eine Stufe höheren und viel größere Schwierigkeiten darbietenden Feldes, nämlich der Lehre von ähnlichen Functionen dreyer unbestimmter Größen  $x, y, z$ , welche also die Gestalt haben  $axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$ , und ternäre quadratische Formen heißen. Die Auflösung der diese ternären Formen betreffenden Hauptaufgaben ist in dem erwähnten Werke entwickelt, jedoch nur so weit, als zu dem angezeigten Zwecke nothwendig war. Nach einem Zwischenraum von dreyßig Jahren hat nun der Verfasser des vorliegenden Werks zuerst diese Untersuchungen wieder aufgenommen, und in Beziehung auf die eine Hauptgattung der ternären Formen, nämlich die positiven, dasjenige was in den *Disquisitiones Arithmeticae* unvollendet gelassen war, zur Vollständigkeit gebracht. Für diejenigen, welche aus der höheren Arithmetik ein tieferes Studium gemacht haben, würden wir dasjenige, was in dem vorliegenden Werke Neues geleistet ist, mit wenigen Worten bezeichnen können; allein, um auch andern verständlich zu seyn, müssen wir uns etwas mehr Ausführlichkeit verstatten, und wir thun dies um

so lieber, da diese Untersuchungen auch außerhalb des Gebietes der höheren Arithmetik ein eigenthümliches Interesse haben.

Die Eigenschaften einer binären Form  $axx + 2bxy + cyy$  hängen vornehmlich von der Zahl  $bb - ac$  ab, welche daher der Determinant jener Form heißt. Zwey äquivalente Formen haben allemahl gleiche Determinanten. Allein nicht alle Formen, die einen gegebenen Determinanten haben, sind darum schon äquivalent: vielmehr zerfallen solche Formen in eine kleinere oder größere, aber stets endliche, Anzahl von Klassen, so daß die zu einerley Klasse gehörigen unter sich äquivalent, die zu verschiedenen Klassen gehörenden hingegen nicht äquivalent sind. Durch Formen, deren Determinant positiv ist, lassen sich ohne Unterschied positive und negative Zahlen darstellen; hingegen durch Formen mit negativem Determinanten sind nur solche Zahlen darstellbar, welche mit  $a$  und  $c$  einerley Zeichen haben, daher hier positive und negative Formen unterschieden werden. Die einfachsten Formen in jeder Klasse haben bestimmte Kriterien, heißen reducierte Formen, und können als Repräsentanten der ganzen Klasse betrachtet werden.

Ähnliche Verhältnisse in Beziehung auf die ternären Formen sind in den Disquisitiones Arithmeticae nachgewiesen. Determinant der ternären Form

$axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$   
heißt die Zahl

$$aa'a' + b'bb' + c'c'c' - abc - 2a'b'c'$$

Auch hier ist zur Aequivalenz zweyer Formen die Gleichheit der Determinanten erforderlich, aber nicht zureichend, sondern sämtliche Formen mit einem bestimmten Determinanten zerfallen in eine endliche Anzahl von Klassen, in deren jeder

die einfachsten Formen reducierte heißen können und alle übrigen gleichsam repräsentieren. Mit dem Unterschiede zwischen positiven und negativen Formen verhält es sich aber hier anders, als bey den binären Formen. Für jeden gegebenen Determinanten, er sey positiv oder negativ, gibt es theils Formen, durch welche ohne Unterschied positive und negative Zahlen darstellbar sind (indifferente Formen), theils solche Formen, durch die entweder nur positive oder nur negative Zahlen sich darstellen lassen (positive oder negative Formen); allein positive Formen gibt es nur für negative Determinanten, und negative nur für positive. Uebrigens ist es von selbst klar, daß die Qualification einer Form, insofern sie indifferent, positiv oder negativ ist, zugleich der ganzen Klasse, zu welcher sie gehört, zukommt. Das vorliegende Werk beschränkt sich auf die positiven Formen, deren Determinanten also negativ seyn müssen: offenbar findet aber alles, was von diesen gilt, von selbst seine Uebertragung auf die negativen Formen, während die in dem Werke ganz ausgeschlossenen indifferenten Formen eine ganz abweichende Behandlung erfordern.

In den *Disquisitiones Arithmeticae* war, wie schon erwähnt ist, die Theorie der ternären Formen nur so weit entwickelt, als für den dortigen Zweck nöthig war, und daher die Aufgabe, die Aequivalenz zweyer gegebenen ternären Formen zu entscheiden, noch nicht in vollständiger Allgemeinheit aufgelöst. Zwar war daselbst gezeigt, wie man zu jeder vorgegebenen Form eine äquivalente der einfachsten Art finden, und daß es solcher reducierten Formen für jeden gegebenen Determinanten nur eine endliche Anzahl geben könne; allein da es in jeder Klasse mehrere

solcher reducirten Formen gibt, die sich nicht in allen Fällen sogleich als äquivalent ergeben, so fehlte noch ein Kriterium, woran man die Aequivalenz oder Nicht-Aequivalenz solcher Formen mit Gewißheit erkennen kann. Dieses Bedürfniß hat nun der Verfasser des vorliegenden Werks in Beziehung auf die positiven Formen vollständig und mit musterhafter Gründlichkeit gehoben. Sein Verfahren ist übrigens etwas anders eingekleidet, als wir die Sache so eben ausgesprochen haben, und wie sie sich verhalten müßte, wenn man in den Begriff der reducirten positiven Formen nur die wesentlichsten Bedingungen der größten Einfachheit aufnimmt, welche in dem Fall der positiven Formen die sind, daß die (ihrer Natur nach positiven) Zahlen  $a, b, c$  nicht kleiner seyn dürfen, als respective  $b'$  oder  $c'$ ,  $a'$  oder  $c'$ ,  $a'$  oder  $b'$  ohne Rücksicht auf die Zeichen. Herr Seeber hat nämlich dem Begriffe der reducirten Formen noch solche Modificationen hinzugesetzt, daß es in jeder Klasse immer nur Eine der Art geben kann; Eine aber geben muß. Wegen eines schönert von Herrn Seeber durch Induction gefundenen weiter unten noch zu erwähnenden Theorems führen wir hier die Hauptbedingungen, welche Hr. S. in den Begriff der reducirten Formen aufgenommen hat, an: diese sind 1) daß unter den Zahlen  $a', b', c'$  nicht zwey von entgegengesetzten Zeichen seyn dürfen; 2) daß ohne Rücksicht auf das Zeichen  $2b'$  und  $2c'$  nicht größer als  $a$  seyn dürfen, ferner  $a$  und  $2a'$  nicht größer als  $b$ , und  $b$  nicht größer als  $c$ ; 3) daß in dem Fall, wo  $a', b', c'$  zugleich negativ sind, die doppelte Summe dieser Zahlen nicht größer als  $a + b$  seyn darf. Die übrigen noch für einige specielle

Fälle hinzukommenden Modificationen können wir hier übergehen.

Den Hauptinhalt des Werkes macht nun zuerst die Auflösung der Aufgabe aus, zu jeder gegebenen positiven Form eine äquivalente zu finden, die nach der festgesetzten Definition den Character einer reducierten hat, und dann der strenge Beweis des Lehrsatzes, daß zwey nicht identische reducierte Formen nicht äquivalent seyn können, oder was dasselbe ist, daß es in jeder Klasse nur eine reducierte Form gibt. Dem Geiste der Gründlichkeit, womit diese Gegenstände durchgeführt sind, müssen wir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn wir es dabey bedauern müssen, daß damit eine sehr große und vielleicht manchen abschreckende Weitläufigkeit verbunden gewesen ist, da die Auflösung des Problems 41 Seiten, und der Beweis des Theorems 91 Seiten einnimmt, so wollen wir dieß doch keinesweges als einen Tadel angesehen wissen. Wenn ein schwieriges Problem oder Theorem aufzulösen oder zu beweisen vorliegt, so ist allezeit der erste und mit gebührendem Danke zu erkennende Schritt, daß überhaupt eine Auflösung oder ein Beweis gefunden werde, und die Frage, ob dieß nicht auf eine leichtere und einfachere Art hätte geschehen können, bleibt so lange eine müßige, als die Möglichkeit nicht zugleich durch die That entschieden wird. Wir halten es daher für unzeitig, hier bey dieser Frage zu verweilen. — Der übrige Theil des Werkes enthält noch hauptsächlich die mit gleicher Gründlichkeit durchgeführten Auflösungen der Aufgaben: zu entscheiden, ob eine gegebene Form eine andere gegebene ihr nicht äquivalente unter sich begreife; alle möglichen Transformationen einer gegebenen Form in eine gegebene äquivalente oder nur un-

ter ihr begriffene zu finden; endlich für einen gegebenen Determinanten alle möglichen Klassen positiver ternärer Formen anzugeben.

Wir müssen noch bemerken, daß Herr Seeber die Gestalt der ternären Formen etwas anders gefaßt hat, als in den *Disquisitiones Arithmeticae* geschehen war, wo, mit Vorbedacht, die Coefficienten der Producte  $yz$ ,  $xz$ ,  $xy$  als gerade Zahlen vorausgesetzt waren, wogegen Hr. S. auch ungerade zuläßt, und daher mit  $a'$ ,  $b'$ ,  $c'$  bezeichnet, was oben mit  $2a'$ ,  $2b'$ ,  $2c'$  bezeichnet war. Offenbar ist die größere Allgemeinheit, welche dadurch erreicht wird, nur scheinbar, oder doch überflüssig, da alles was von solchen Formen mit ungeraden Coefficienten gesagt werden kann, sich auch von selbst ergibt, wenn man anstatt derselben ihr Doppeltes in Betracht zieht: wir können daher diese Abänderung, wodurch überdieß einiger Verlust an Einfachheit entsteht, nicht billigen. Eine Folge davon ist gewesen, daß das, was Herr Seeber Determinant nennt, allemahl das Vierfache von der Zahl ist, welche in den *Disquisitiones Arithmeticae* diesen Namen führt. In gegenwärtiger Anzeige haben wir die Terminologie der *Disquisitiones Arithmeticae* beybehalten.

Bei dem zuletzt erwähnten Problem (zu jedem gegebenen Determinanten alle möglichen reducirten Formen anzugeben) hat Herr Seeber, um Grenzen für die drey ersten Coefficienten zu haben, ein Theorem benutzt, vermöge dessen das Product derselben  $abc$  nicht größer seyn kann, als der dreyfache Determinant. Dieses Theorem ist von Hn. Seeber streng bewiesen; allein in der Vorrede bemerkt er, daß er unter mehr als 600 von ihm untersuchten Fällen nicht einen einzigen gefunden habe, wo jenes Product das

Doppelte des Determinanten überschritten hätte, und hält es daher für höchst wahrscheinlich, daß diese engere Begrenzung allgemeingültig sey; es sey ihm jedoch nicht gelungen, einen strengen Beweis dafür zu finden. Da dieses auf dem Wege der Induction von Herrn Seeber gefundene Theorem sowohl an sich merkwürdig, als für die Abkürzung der Auflösung der erwähnten Aufgabe wichtig ist, so wollen wir hier, um auch unsererseits in dieser Anzeige einen Beytrag zur Vervollkommnung dieser Theorie zu geben, einen sehr einfachen Beweis beyfügen. Es müssen dabey zwey Fälle unterschieden werden.

I. Wenn von den Zahlen  $a'$ ,  $b'$ ,  $c'$  keine negativ ist, so setze man

$$b - 2a' = d, \quad c - 2b' = e, \quad a - 2c' = f$$

$$c - 2a' = g, \quad a - 2b' = h, \quad b - 2c' = i$$

wo aus der Definition der reducierten positiven Formen sogleich folgt, daß wenn

$axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$  eine solche ist, keine jener sechs Zahlen negativ ist, so wie sich von selbst versteht, daß  $a$ ,  $b$ ,  $c$  positiv sind. Bezeichnet man nun den (negativen) Determinanten der Form durch  $-D$ , so hat man, wie man sich durch die Entwicklung leicht überzeugt, die identische Gleichung:

$$2D - abc = aa'd + bb'e + cc'f + a'hi + b'gi + c'gh + ghi$$

in welcher keines der sieben Glieder zur Rechten negativ seyn kann, und folglich  $abc$  nicht größer als  $2D$ . Dasselbe folgt auf gleiche Weise aus der identischen Gleichung

$$2D - abc = aa'g + bb'h + cc'i + a'ef + b'df + c'de + def$$

II. Wenn keine der Zahlen  $a'$ ,  $b'$ ,  $c'$  positiv ist, setze man

$$b + 2a' = d, c + 2b' = e, a + 2c' = f$$

$$c + 2a' = g, a + 2b' = h, b + 2c' = i$$

$$b + c + 2a' + 2b' + 2c' = k$$

$$a + c + 2a' + 2b' + 2c' = l$$

$$a + b + 2a' + 2b' + 2c' = m$$

und den Determinanten der Form wie vorhin  $= -D$ . Vermöge der Definition der reducirten positiven Formen wird keine der neun Zahlen  $d, e, f, g, h, i, k, l, m$ , negativ seyn können, und so ergibt sich aus der identischen Gleichung

$$6D - 3abc = -aa'(d + 2k) - bb'(e + 2l)$$

$$- cc'(f + 2m)$$

$$- a'hi - b'gi - c'gh + def + 2ghi$$

in welcher, weil  $a', b', c'$  nicht positiv, sondern negativ oder Null sind, alle Glieder zur Rechten positiv oder Null werden, daß  $3abc$  nicht größer als  $6D$ , oder  $abc$  nicht größer als  $2D$  seyn kann. Dasselbe folgt eben so aus der identischen Gleichung

$$6D - 3abc = -aa'(g + 2k) - bb'(h + 2l)$$

$$- cc'(i + 2m)$$

$$- a'ef - b'df - c'de + 2def + ghi$$

Beide Gleichungen sind symmetrisch. Verzichtet man auf völlige Symmetrie, so ist der Beweis mit einer noch geringern Anzahl von Gliedern zu führen, z. B. durch die identische Gleichung

$$8D - 4abc = -2aa'(g + k) - 2bb'(e + l) - 4cc'm$$

$$+ (c + e)df + (c + g)hi$$

Wir wollen nun noch einiges über die Bedeutung der positiven binären und ternären quadratischen Formen außer dem Gebiete der höheren Arithmetik hinzusetzen: von den negativen besonders zu handeln ist unnöthig, und die indifferenten entziehen sich dieser Behandlung ganz.

Die positive binäre Form  $axx + 2bxy + cyy$



stellt allgemein das Quadrat der Entfernung zweyer unbestimmter Punkte in einer Ebene vor, deren Coordinaten in Beziehung auf zwey unter einem Winkel, dessen Cosinus  $= \frac{b}{\sqrt{ac}}$  ist, gegen einander geneigte Axen um  $x\sqrt{a}$ ,  $y\sqrt{c}$  verschieden sind. Insofern  $x$  und  $y$  also nur ganze Zahlen bedeuten sollen, bezieht sich die Form auf ein System parallelogrammatisch geordneter Punkte, die in den Durchschnitten zweyer Systeme von Parallellinien liegen. Die Linien jedes Systems sind in gleichen Entfernungen von einander, und zwar sind die des einen, wenn sie parallel mit den Linien des zweyten gemessen werden,  $= \sqrt{a}$ ; die Entfernungen des andern, parallel mit den Linien des ersten gemessen,  $= \sqrt{c}$ : die Neigung beider Systeme gegen einander die oben angegebene. Auf diese Weise erscheint die Ebene in lauter gleiche Parallelogramme getheilt, deren Eckpunkte das Punctensystem ausmachen, ohne daß irgend einer der Punkte innerhalb eines Parallelogramms fallen kann. Der Determinant mit positivem Zeichen genommen, also  $ac - bb$ , bedeutet das Quadrat des Flächeninhalts eines Elementar-Parallelogramms. Ein und dasselbe System solcher Punkte kann auf unendlich viele verschiedene Arten parallelogrammatisch abgetheilt, und also auf ebenso viele verschiedene Formen zurückgeführt werden: alle diese verschiedenen Formen sind aber, was in der Kunstsprache äquivalent heißt, und der Inhalt eines Elementar-Parallelogramms bleibt allemahl derselbe. Zwey Formen, die nicht äquivalent sind, von denen aber die eine die andere unter sich begreift, beziehen sich auf dasselbe System von Puncten, aber die erstere Form auf das ganze System,

die zweyte auf einen Theil. Zwey Formen, die, nach der Kunstsprache, uneigentlich äquivalent (*improprie aequivalentes*) heißen, beziehen sich auf zwey gleiche aber verkehrt liegende Systeme von Punkten, indem man sich die Ebene umgekehrt gelegt denkt u. s. w.

Auf gleiche Weise bedeutet allgemein die positive ternäre Form

$axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$   
 das Quadrat der Entfernung zweyer unbestimmten Punkte im Raume, deren Coordinaten in Beziehung auf drey Aren (1), (2), (3) die Unterschiede  $x\sqrt{a}$ ,  $y\sqrt{b}$ ,  $z\sqrt{c}$  geben: die Cosinus der Winkel zwischen den Aren (2) und (3), (1) und (3), (1) und (2) sind hier resp.  $\frac{a'}{\sqrt{bc}}$ ,

$\frac{b'}{\sqrt{ac}}$ ,  $\frac{c'}{\sqrt{ab}}$ . Insofern hier  $x$ ,  $y$ ,  $z$  bloß ganze

Zahlen bedeuten sollen, bezieht sich die Form auf ein System parallelepipedisch geordneter, d. i. durch die Durchschnitte dreyer Systeme paralleler äquidistanter Ebenen sich ergebender Punkte. Der ganze Raum erscheint so in lauter gleiche Parallelepipedon getheilt, deren Eckpunkte jenes System von Punkten ausmachen, und das Quadrat des Rauminhalts eines Elementar-Parallelepipedum ist dem mit positivem Zeichen genommenen Determinanten der ternären Form gleich. Äquivalente Formen repräsentieren ein und dasselbe System von Punkten, nur auf andere Aren oder Fundamentebenen bezogen. Auf gleiche Weise finden alle andere Hauptmomente der Theorie der ternären Formen hier ihre geometrische Bedeutung, das Enthaltenseyn einer Form unter einer andern, die Darstellung einer bestimmten

Zahl oder einer unbestimmten binären Form durch eine ternäre, die Lehre von den zugeordneten ternären Formen (*formae adjunctae*), das Wegfallen der Unterscheidung zwischen eigentlicher und uneigentlicher Aequivalenz, das Wesen der reducirten Formen u. s. w., wir müssen uns aber auf obige Andeutungen beschränken, zumahl da das vorliegende Werk, welches die ternären Formen lediglich aus rein arithmetischem Gesichtspuncte betrachtet, nur mittelbarer Weise Veranlassung dazu gegeben hat. Man wird wenigstens daraus erkennen, welch ein reiches Feld hier den Untersuchungen geöffnet ist, die nicht bloß für sich ein hohes theoretisches Interesse haben, sondern auch zu einer eben so bequemen als allgemeinen Behandlung aller Relationen unter den Krystallformen benutzt werden können. In das Detail dieser Benutzung einzugehen, ist hier der Ort nicht: wir dürfen jedoch die Bemerkung nicht übergehen, daß wenn gleich ursprünglich angenommen ist, daß  $a, b, c, a', b', c'$  ganze Zahlen vorstellen, doch der größte Theil der Lehre von den ternären Formen, und namentlich dasjenige, was für jene Benutzung erforderlich ist, auch unabhängig von jener Voraussetzung gültig bleibt. In der That führen zwar Haüy's Angaben bey den meisten Krystallgattungen auf sehr einfache ganze Werthe der Coefficienten in den ternären Formen, welche sich auf die jenen entsprechende Anordnung des Punctensystems beziehen; allein die genaueren späteren Messungen von Wollaston, Malus, Biot, Kupffer u. a. stehen damit im Widerspruch, und machen es zweifelhaft, ob rationale Verhältnisse jener Coefficienten überall naturgemäß sind; jedenfalls aber lassen sich, wenn man nicht in der Theorie die

Beschränkung auf ganze Werthe der Coefficienten weglassen will, da es dabey nicht auf absolute Werthe, sondern nur auf ihr Verhältniß unter einander ankommt, allezeit ganze Zahlen finden, die den Messungsergebnissen so nahe kommen, wie man nur will.

Schließlich wollen wir noch dem oben angeführten Seeberschen Lehrsatze seine geometrische Bedeutung unterlegen. Wenn ein Parallelepipedum so beschaffen ist, daß keine seiner zwölf Kanten (unter denen je vier einander gleich sind) größer ist, weder als eine der zwölf Diagonalen von Seitenflächen (die paarweise gleich sind), noch als eine der vier Diagonalen des Parallelepipedum: so ist der mit  $\sqrt{2}$  multiplicierte Rauminhalt desselben nicht kleiner, als der Rauminhalt eines aus denselben Kanten gebildeten rechtwinklichten Parallelepipedum.

## H a r l e m.

Im Verlage von Vincentius Loosjes, 1829: *Dissertatio literaria de Platonis Gorgia.* Scripsit Nicolaus Sybren Sybrandi, Harlemensis. 144 Seiten in gr. Octav.

Die Veranlassung zu dieser Schrift ist, wie die kurze Vorrede berichtet, eine von der philosophischen Facultät zu Leyden der Holländischen Jugend im Jahre 1827 vorgelegte Preisaufgabe, die aber niemand das Glück hatte befriedigend zu lösen. Herr Sybrandi ward Anfangs von dem Thema angezogen, und arbeitete eine Zeitlang eifrig an dessen Lösung. Allein bald gelangte er zu der Einsicht, daß ein solches Unternehmen ihn zu weit von seinen theo-

logischen Studien, für die er sich bestimmt hatte, abführen würden, und gab es daher auf. Jetzt nun legt er die Resultate seiner Forschungen der gelehrten Welt in der bescheidenen Form einer Promotionschrift vor, die es wohl verdient, den Freunden des Plato vermittelt dieser Blätter näher bekannt zu werden. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der eine in zwey Kapiteln über den Ort und die Zeit, wo dieser Dialog gehalten worden seyn soll, und über die darin auftretenden Personen ausführlich spricht, und der andere in drey Kapiteln von Inhalt und Zweck des Gorgias, von den darin ausgesprochenen philosophischen Lehrensätzen und von der Einkleidung und dem künstlerischen Character des Ganzen handelt. Angehängt ist ein Kapitel kritischer Bemerkungen, die sich über den ganzen Dialog verbreiten, und besonders solche Stellen hervorheben, wo die letzten Herausgeber noch Schwierigkeiten unberücksichtigt gelassen haben.

Plato legt die Handlung des Dialogs in das Haus des Kallikles zu Athen. Hierüber kann man schwerlich zweifelhaft seyn. Unter welchen Zeitumständen er aber die redenden Personen eingeführt habe, ist eine noch nicht entschiedene Streitfrage. Am wahrscheinlichsten ist Ast's Meinung, die sich meistens auf die häufige Erwähnung des Königs Archelaos in diesem Dialoge gründet. Weil dieser nämlich wohl nicht vor Olymp. 93, 2 zum Throne gelangte, und Plato außerdem den Socrates als neulichen Vorsteher der Attischen Volksversammlung erwähnt, eine Würde die er Olymp. 93, 3 bekleidete, so nimmt er Olymp. 93, 4 als Zeitpunkt an, mit dem der Dialog beginnt. Herr S. möchte ihn gern drey Olympiaden früher

sehen, aber ohne überzeugende Gründe. Ueber die Zeit der Abfassung hat übrigens Stalbaum am gründlichsten gesprochen.

Das Wenige, was uns die Alten über die im Gorgias redend eingeführten Personen aufbewahrt haben, ist von Herr S. so zusammengestellt, daß mehr die äußeren Lebensverhältnisse, als der bedeutende Einfluß, den sie auf ihre Zeit ausübten, und die eigenthümliche Richtung ihres Geistes hervortreten. Besonders bietet das Erscheinen des Gorgias und sein Verhältniß zu der Socratischen Philosophie reichen Stoff zu Betrachtungen dar, die für eine genauere Kenntniß der geistigen Bildung jener Zeit überhaupt nicht gleichgültig seyn können. Der Verfasser folgt hier in den Hauptpunkten der Darstellung in J. Gell's *historia critica sophistarum*. Gorgias' Auftreten zu Athen als Gesandter der Leontiner, seiner Mitbürger, und der Glanz seiner Beredtsamkeit, mit welchem er die Athener blendete, muß für uns ein sicherer Wink zu Gunsten der frühen Ausbildung der Rhetorik auf Sicilien seyn. Auch Polos, des Gorgias Schüler, weist auf Sicilien zurück. Ueber beide hat neulich auch E. Spengel in seiner *συναγωγή τεχνῶν, sive artium scriptores*. (Stuttgard, 1828.) S. 63 .. 87 gehandelt. Der Sophist Kallikles spielt im Dialoge eine sehr unbedeutende Rolle, und sein sich allen Meinungen slavisch anschmiegendes Urtheil verdiente kaum erwähnt zu werden, wenn nicht die Socratische Ironie ihr glänzendes Spiel mit ihm getrieben hätte. Der Socratiker Chaixrephon, die vierte und letzte Person des Dialogs, ist uns größtentheils nur aus den Platonischen Schriften bekannt.

Um den Grundgedanken des Ganzen richtig aufzufassen und klar darzulegen, gibt uns der Verfasser zu Anfange des Haupttheils eine Uebersicht des Inhalts des Gorgias. Darauf läßt er sich auf eine ausführliche Beurtheilung der älteren und neueren Ansichten über den Zweck des Dialogs ein, verwirft die von Olympiodor, Aët und Cousin vorgetragenen, und stimmt zuletzt Schleiermacher zur Hälfte und Stalbaum ganz bey. Er sagt: hoc fuit Platonis in hoc libro conscribendo consilium, ostendere, reipublicae gubernandae rationem, quam sequerentur multi tunc temporis Atheniensium proceres, et potestatem illam, fallaci arte rhetorica, quam profitebatur Gorgias, acquisitam, viro bono esse indignam et spernendam potius, quam optandam, quippe quae maximi mali sit causa: suam denique et magistri vitae agenda rationem defendere contra inimicorum criminationes. Hierauf folgen gedehnte Erörterungen über die Grundsätze der Rhetorik, wie sie im Gorgias dargestellt erscheinen; ferner über den Einfluß, welchen Philosophen durch ihre Lehren und ihre ganze Thätigkeit auf den Staat ausüben; dann über den Begriff der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, des Guten und Schlechten; endlich über die äußere Form und Einkleidung des Dialogs, über den Character der Personen, über die Ironie, und über die schöne Erzählung des Sokrates über den Zustand der Seelen nach dem Tode.

G. H. B.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

109. Stück.

Den 11. Julius 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Bey Dieterich: De fontibus Historiarum  
T. Livii, scripsit Fridericus Lachmann;  
Commentatio prior 1822. 123 Seiten in  
Quart. Commentatio altera. 1828. 116 Sei-  
ten in Quart.

Wir wollen es nicht länger anstehen lassen,  
wäre es auch nur um ein schuldiges Todtenopfer  
den Manen des Verfassers darzubringen, von  
zwey hiesigen Preisschriften Nachricht zu geben,  
deren Anzeige durch zufällige Ursachen verspätet  
ist, die jedoch zu wichtig sind, um mit Still-  
schweigen übergangen werden zu können. Auf  
die erste, die bereits 1822 erschien, folgte zwar  
im nächsten Jahre die zweyte; aber Hinder-  
nisse, die wohl hauptsächlich in der Kränklichkeit  
des Verfs. lagen, schoben den Druck bis zum  
Jahre 1828 hinaus. Er erlebte ihn noch; starb  
aber in dem folgenden Jahre. — Die Kritik der



Quellen der alten Geschichtschreiber, wodurch der Geschichte des Alterthums erst ihr Fundament untergelegt wird, die hauptsächlich von unserer Universität ausging, ist ein Verdienst der neueren Zeit; und wenn irgend einer von ihnen eine Censur dieser Art verdiente, so war es wohl Livius; sowohl um seiner selbst willen, als weil die Erforschung der älteren Römischen Geschichte einen neuen Aufschwung genommen hatte. Diese Untersuchung ist hier mit einer solchen Gelehrsamkeit angestellt, daß sie zu den vollendetesten dieser Art gezählt werden muß; daß die Forderungen die man dabey machen kann ihre Grenzen haben müssen, weiß jeder der mit der Natur derselben bekannt ist. Sie ist zugleich mit einer solchen Unparteylichkeit durchgeführt, daß sie auch in dieser Rücksicht als Muster gelten kann. Es war so wenig darauf angesehen den neuesten critischen nur zu früh verewigten Forscher der Römischen Geschichte zu widerlegen, als seine Meinungen zu bestätigen. Mit vorurtheilsfreyem Geiste gab ihr Verfasser, was er nach seiner Ueberzeugung glaubte geben zu müssen. Die erste Abhandlung umfaßt die erste Decade; die andere die sämtlichen übrigen. Daß die erste hier die wichtigste, und die bey weitem schwierigste war, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Der Verf. schickt zuerst einige Bemerkungen sowohl über die Schwierigkeit der Untersuchung, als über den Zweck des Livius bey seinem Werke in Beziehung auf die Quellen desselben voraus. Er wollte durch Erzählung der vaterländischen Geschichte zugleich nutzen und unterhalten; das erste durch die Schilderung der früheren unverdorbenen Zeiten, das andere durch die Eleganz der Darstellung. Quod autem in hac scriptione

summum fuisset, ut ab urbis origine per omnia tempora e rebus bello domique gestis rei publicae forma et cuiusque aetatis ingenio declararetur, quid res Romanae fuerint, et quomodo mutatae sint, id quidem non plane alienum a Livii consilio fuisse videtur, sed ut nullus annalium scriptor ante eum, ita nec ipse hoc consilium, quale sit, tota mente concepit, nedum ut primarium per omnes operis partes exsequutus est. Die Abhandlung zerfällt dann in zwey Kapitel; das erste: de Livianae historiae fontibus eorumque praestantia. Das andere: de ratione qua his scriptoribus usus sit. — In dem ersten spricht der Verf. zuerst von den Monumentis historicorum aetate antiquioribus, um von ihnen, und ihrem Gebrauch durch Livius Nachricht zu geben. Er rechnet dahin außer den eigentlichen Monumenten die leges Regiae, die libri lintei, und die annales pontificum. Wenn Livius diese nicht benutzte, so muß man bedenken daß eine aus solchen Quellen geschöpfte Geschichte außer dem Gesichtskreis jener Zeiten lag, wo es noch keine historische Critik in dem jetzigen Sinne des Worts, gab. Auch die historischen Lieder, wie die Familiennachrichten und Leichenreden hat er nach dem Verf. nicht benutzt. Mehr aber die fastos magistratum; welches schon wegen der Zeitrechnung unerläßlich war. So kommt der Verf. alsdann auf die Quellen aus denen der Schriftsteller eigentlich geschöpft hat, die annales und historiae seiner Vorgänger. Diese werden nun einzeln durchgegangen, und ihr historischer Werth bestimmt. Nach diesen vorläufigen Erörterungen geht dann der Vf.

ins einzelne, Buch für Buch. Allerdings ist nur dieß der Weg, auf dem man zu sichern Resultaten gelangt, wie der Verf. dieser Anzeige aus eigenen ähnlichen Arbeiten es weiß. Daß es uns aber unmöglich sey, ihm hier ins Einzelne zu folgen, wenn wir in den uns vorgeschriebenen Schranken uns halten wollen, sieht jeder leicht ein. — Das zweyte Kapitel handelt dann: *de ratione qua suis scriptoribus usus sit*; und zwar theils was den Inhalt, theils was die Form seines Werks betrifft. Bey dem ersten sah er auf das, was den Römischen Lesern wissenschaftlich, angenehm und nachahmenswürdig seyn konnte. Daraus folgte, daß er vieles mit Stillschweigen überging, welches uns zu wissen nöthig wäre. Für seine Vorgänger hatte er eine große Achtung; er gab treu wieder was sie ihm darboten, ohne die Sucht Neues und Wunderbares zu erzählen. So hat er uns auch die Mythen, die er bey ihnen fand, unverändert wieder gegeben; was ihm zweifelhaft und ungewiß schien, gibt er als solches. Bey dem Willen die Wahrheit zu sagen, konnten aber doch vielleicht vorgefaßte Meinungen und Parteylichkeit ihn davon abführen. Daß dieses bey den Streitigkeiten der Patricier und Plebejer einigermaßen zu Gunsten der ersteren der Fall sey, wird eingeräumt, doch kann man es keine blinde Vorliebe nennen. Daß er stets alle ihm vorliegende Annalen verglichen und darnach geurtheilt habe, kann man nicht rühmen, und allerdings sind daraus Mängel hervorgegangen. Auch scheint er einzelne Schriftsteller nicht immer mit dem erforderlichen Fleiße eingesehen zu haben. Indes trifft dieser Tadel doch nur das Einzelne; das Ganze seines

Werks bleibt darum nicht minder bewundernswürdig.

Die zweyte Abhandlung umfaßt nun das ganze übrige Werk des Schriftstellers. Nachdem zuerst über die Quellen der verlorenen zweyten Decade, so weit es die Bruchstücke erlauben, geurtheilt ist, werden nun die Schriftsteller, welche bey den folgenden 25 Büchern als Quellen benützt wurden, einzeln aufgeführt. Unter diesen steht allerdings Polybius so vor allen übrigen voran, daß er als Hauptquelle betrachtet werden muß. Es ist keinem Zweifel unterworfen 'daß ein großer Theil des Livius aus Auszügen aus ihm besteht.' Er selber fälltet bekanntlich ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Doch hat er sich keineswegs bloß auf ihn beschränkt; griechische sowohl als lateinische Schriftsteller, die er zum Theil selber nennt, sind von ihm verglichen und benützt worden. Nachdem diese der Censur unterworfen worden, werden nun, so wie in der ersten Abhandlung die Bücher einzeln durchgegangen; und die bey jedem derselben benützten Quellen bemerklich gemacht. Auf welche alsdann auch ganz wie in der ersten Abhandlung die Untersuchung wie er diese Quellen benützt habe, sowohl in Rücksicht des Stoffs als der Form seines Werks, folgt.

Wir brauchen es gewiß nicht erst bemerklich zu machen, welche wichtige Aufklärungen die Critik des Livius durch diese Untersuchungen, die jeder neuen Ausgabe des Schriftstellers, die mehr als bloße Schulausgabe seyn will, vorangesezt werden sollten, erhalten hat. Viele der

hier gekrönten Preisschriften unserer Studierenden, und wir setzen unter den historischen die hier angezeigten oben an, haben auf eine rühmliche Weise zu den Erweiterungen der Wissenschaften beygetragen; und wenn wir die Namen der Preisgewinner betrachten, ist es eine erfreuende Erscheinung, welche Reihe ausgezeichneten Männer in allen Fächern aus diesen Jünglingen hervorgegangen sind, und in welchem Grade die Absichten des erhabenen Stifters dieses Instituts, unsers unvergeßlichen Wohlthäters Georgs des Dritten — es war ganz seine eigene Idee — erfüllt worden sind!

Hn.

### L o n d o n.

For Colburn, 1826: Letters from the East, written during a recent tour through Turkey, Egypt, Arabia, the Holy Land, Syria and Greece. By John Carne, Esq. of Queens college Cambridge. Vol. I. 352 Seiten, Vol. II. 351 Seiten in 8.

Obgleich die Siege Rußlands und seine Absichten auf den türkischen Orient in diesem Zeitraum fast ausschließlich das Interesse des Publicums auf sich zogen, so müssen wir doch unsere Leser und den Großherrn selbst auf eine Gefahr aufmerksam machen, welche von einer andern Seite während einiger Jahre dem wankenden status quo des Orients droht, und wovon gegenwärtiges Buch einen furchtbaren Beweis gibt. Es ist gewissermaßen ein Manifest, ein Thatbeweis, nicht nur der Invasion,

sondern der Besitznahme jener Länder durch ein Volk, eine Secte oder vielmehr eine Horde, deren Zahl seit dem allgemeinen Frieden von Europa auf eine wahrhaft entsetzende Weise zugenommen hat — eine Art von Vindarrees, die, nachdem sie Europa nach allen Richtungen durchzogen und geplündert haben, nun auch über Asien und America sich auszubreiten drohen — die Touristen mit einem Wort. Zwar würden unsere Besorgnisse schon durch einige der kürzlich erschienenen Reisebeschreibungen erregt, die uns starke Merkmale einer Ausartung in tours zu tragen schienen, hier aber können wir keinem tröstlichen Zweifel mehr Raum geben, der Titel selbst spricht das Schrecklichste deutlich genug aus: a recent tour! Und wirklich beweist fast jede Seite es zur Genüge, daß hier jeder Widerstand, jeder Protest zu spät käme; der Orient ist in den Händen der Touristen — an die endlosen Reihen von tours through Switzerland, France, Italy etc. schließt sich vor unsern ahnungsvollen Blicken eine noch längere Reihe von tours an, vor denen die chinesische Mauer selbst das himmlische Reich eben so wenig schützen wird, als uns. Endlos — wie die Geister im Macbeth: till the line stretch out to the crack of doom. Mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, und wenn auch nicht mit denselben doch mit andern, jedenfalls mit hinreichenden Bequemlichkeiten durchfliegt ein Tourist, wenn er nur gute Wechsel hat, jetzt die Türkei, Egypten, Arabien, Syrien und Griechenland, wie sonst Frankreich, die Schweiz und Italien, und spricht und schreibt

mit derselben Suffisance, derselben Oberflächlichkeit, derselben Flüchtigkeit, derselben Unkunde der Sprache über Alles was er sieht oder nicht sieht, was er hört oder zu hören wünscht oder meint. Zwar beklagt sich der Verfasser des vorliegenden Werkes zuweilen bitterlich über Strapazen und Entbehrungen, doch finden wir zu unserer großen Beruhigung, daß er vermöge eines gewissen italiänisch-griechischen Figaro von Bedienten, in der Regel mit einer ganz erträglichen Mahlzeit zur Ruhe geht. Wir nehmen seine Entführung durch und Gefangenschaft unter den Beduinen aus, allein um ähnliche Abenteuer zu finden braucht man nicht nach Syrien zu reisen. — Mit alle dem sind wir bereit auf Eid und Gewissen auszusagen, daß diese beiden Bände uns viel Unterhaltung und einige Belehrung gewährt haben. Die Orte und Gegenden, die der Verfasser bereiste, die Epoche während welcher er sie sah sind zu reich an Interesse aller Art, als daß nicht ein Reisender, auch mit weniger Beobachtungs- und Darstellungsgabe als der Verfasser wirklich hat, Stoff zu einem ganz amüsanten Buch herausfinden und zurichten sollte. Dennoch aber bleibt einem das Bedauern über eine Art von Entweihung so ehrwürdig classischen Bodens durch Touristen — denn bey all seinen Verdiensten erhebt sich der Verfasser nie über diesen.

B. A. S.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

110. 111. Stück.

D e n 14. J u l i u s 1831.

---

F r e y b u r g.

Bey den Gebrüdern Groos: Carl Alexander Freyh. von Reichlin-Meldegg, Geschichte des Christenthums von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit; zum Gebrauche bey academischen Vorlesungen über allgemeine christliche Religions- und Kirchengeschichte. Erster Band, Einleitung zu dem Studium der Kirchengeschichte und die Geschichte des Christenthums von 1 bis 324 n. Chr. 1830. 336 S. in 8.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in der theologischen Welt unserer Tage gehört jedenfalls die Stellung, welche die süddeutschen catholischen Gelehrten in der theologischen Wissenschaft eingenommen haben. Wer sieht nicht mit hoher Freude auf Tübingen und Freyburg hin, wo ein edler wissenschaftlicher Eifer sich um so sicherer der ultramontanen Fesseln zu erledigen sucht, als er inniger das im Catholicismus enthaltene christ-



liche Element auffaßt und tiefer begründet? Soll die deutsch-catholische Kirche, wie sie es gewiß vor allen ihren Glaubensgenossen verdient, eine würdige, von Roms Curie unabhängige Stellung erhalten: der einzig sichere Weg dazu ist die wissenschaftliche Bildung ihrer Lehrer, und die geistige Ueberlegenheit, zu der allmählich auch die Gemeinden erhoben werden müssen. Hat dieß so fröhlich erwachte wissenschaftliche Leben einen eben so gesegneten Fortgang, und geht es von den Bildungsanstalten allmählich zu den Dienern der Kirche und weiter zu dem Volke über: so kann die Zeit dereinst kommen, wo der Catholicismus in Deutschland aufhört ein römisches zu seyn, ohne daß das Losreißen ein gewaltsames, und die dadurch herbegeführte Erschütterung eine betrübende wäre. Daß unser Verfasser, so weit in seinen Kräften steht, seine Kirche diesem Ziele entgegen zu führen strebt, davon ist die edle Freymüthigkeit vorliegenden Werks der sicherste Beweis. Wir wünschen ihm den besten Fortgang in seinem Kreise; zugleich aber auch Kraft genug, den vielfachen Kämpfen zu begegnen, die ihm gewiß blinde Eiferer nicht erlassen werden. Sein Motto Ephes. IV. 25 ἀποδεύετε το ψευδος, λαλειτε την ἀληθειαν spricht ganz seine Stellung aus, und die Gerechtigkeit, die er protestantischen Leistungen auf dem Felde der Kirchengeschichte zu Theil werden läßt, wie die freymüthigen Ansichten, die er über catholische Bearbeitungen ausspricht, zeigt ganz, daß es ihm mit dem λαλῆν την ἀλήθειαν auch wahrhafter Ernst sey. Eine herzlichere Erkennung seines Strebens wird er gewiß nirgends finden, als in unserm evangelischen Norden, der ihm mit hoher Freude die Hand zum Süden

des Vaterlandes hinüberreicht und das ἀποδέσσειν τὸ ψεῦδος καὶ λαλεῖν τὴν ἀλήθειαν zum Unterpfand eines edlen wissenschaftlichen Wettseifers nimmt.

Das ganze Werk ist auf drey Bände berechnet, von denen der erste die Einleitung in das Studium der Kirchengeschichte und die erste Periode bis auf Constantin enthält; der zweyte soll die zweyte Periode bis auf Karl des Großen fränkische Weltmonarchie, und die dritte, die Bildung der abendländischen Hierarchie bis auf Hildebrand 1073 umfassen; der dritte endlich die vierte Periode, oder das Steigen und Sinken der päpstlichen Macht bis auf Luther, und die fünfte, von Luther bis auf unsere Tage enthalten. Bis jetzt ist uns aber von dem ersten Bande nur die Einleitung in das Studium der Kirchengeschichte zugekommen; wir glauben jedoch mit deren Anzeige nicht zögern zu dürfen, um dem Verfasser dadurch unsere Hochschätzung zu bezeugen. Vorangeschickt ist der Abriss einer vorchristlichen Judengeschichte, der aber auf sieben Seiten nur das allgemein Bekannte gibt. Absicht des Verfassers in der Einleitung ist es nun, einen Inbegriff der Bordersätze zu geben, welche das wissenschaftliche Studium der Kirchengeschichte möglich machen; und da muß dann dieselbe dem Verfasser zufolge, um ein organisches Ganze zu seyn, haben 1) einen Begriff, 2) ein Object oder einen Gegenstand, welchen sie behandelt; 3) Theile, in welche sie zerfällt; 4) eine Sphäre, innerhalb deren sie sich bewegt, 5) einen Zweck, welchen sie zu erreichen hat; 6) Mittel zu ihrer Erkenntniß; 7) eine Methode oder Art und Weise, wie sie am besten erlernt wird; 8) eine Literatur der Einleitung. Wie es nun namentlich ei-

ner Literatur der Einleitung zur Kirchengeschichte bedürfe, um diese selbst als organisches Ganze, also als Wissenschaft, zu rechtfertigen, ist uns nicht ganz klar geworden, wenigstens wäre diesem zufolge eine wissenschaftliche Behandlung der Kirchengeschichte nicht eher möglich gewesen, als es Bearbeitungen der Einleitung zu deren Studium, und so eine Literatur der Einleitung gegeben hätte. Sogar eine Literatur der Kirchengeschichte selbst ist unmöglich ein wesentliches Erforderniß, um sie als Wissenschaft zu rechtfertigen, weil ja dadurch der früheste Begründer derselben in großen Nachtheil zu stehen käme, und die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes erst da anheben könnte, wo mehrere frühere — also verunglückte — Versuche vorangingen, um eine Literatur zu bilden. Zu jener Angabe der Hauptpunkte dieser Einleitung bemerken wir nur, daß sie sämmtlich ziemlich kurz abgehandelt werden, bis auf *Nr.* 6, die Mittel zur Erkenntniß der Kirchengeschichte, die in Quellen und Hülfswissenschaften zerfallen; unter dem Titel, Quellen der Kirchengeschichte wird von *S.* 26..320, also in dem bey weitem größern Theile des Werks eine sehr vollständige Uebersicht der bisherigen Bearbeitungen der Kirchengeschichte gegeben. Doch wir wenden uns zunächst zu den früheren §§. Das Bestreben des Verfassers geht darauf hin, die Kirchengeschichte als Wissenschaft, d. i. als mit den übrigen theologischen Disciplinen, und so mit der menschlichen Erkenntniß überhaupt im organischen Verbande stehend nachzuweisen. Diese Nachweisung findet sich nun erst *§.* 6, wo die Sphäre der Kirchengeschichte und das hieraus sich ergebende Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften bestimmt wird. Alles was

nun aber vor dieser Untersuchung vom Objecte §. 4, und von der Eintheilung §. 5 gesagt wird, muß als nicht aus dem Begriff jener organischen Verbindung hervorgegangen, nothwendig rein empirisch erscheinen, was der Verfasser ja gerade zu vermeiden sucht. Namentlich gilt dieß von §. 4, wo das Vorhandenseyn eines Objectes der Kirchengeschichte erst rückwärts daraus gefolgert wird, daß sie Wissenschaft sey; offenbar ein aposterioristisches Verfahren, anstatt daß sich jenes Object wissenschaftlich schon ergeben würde, wenn vorher der organische Verband der theologischen Disciplinen nachgewiesen wäre. Bey dieser Nachweisung §. 6 gibt nun der Verf. nachträglich eine Construction der Theologie und ihrer einzelnen Theile. Theologie ist ihm die Lehre von der der Vielheit zu Grunde liegenden Einheit, oder die Wissenschaft von Gott, insofern sie sich auf die Offenbarung (Kundmachung) gründet. Hieraus ergibt sich die Eintheilung in theologische Quellenwissenschaften, die sich mit der Quelle, oder dem Erkenntnißgrunde der Offenbarung, und in theologische Offenbarungswissenschaften, die sich mit dem Offenbarten selbst beschäftigen. Obgleich nun schon gegen diese ganze Bipartition eingewandt werden kann, daß manche Disciplinen dadurch aus ihrer natürlichen Stellung gerückt werden, wie z. B. die ganze practische Theologie, nach dem Verf. die Pastoral, zu den Offenbarungswissenschaften gehören soll, insofern sie die Vermittelung zwischen dem Erkennen der Menschheit und dem durch Gefühl und Willen bestimmten Handeln sey, wobey man nicht absieht, weshalb diese Vermittelung mit größerem Rechte zu den Offenbarungswissenschaften gezählt wird, als jede andere theologische Disciplin, bey

der doch auch stets das Wesen des Christenthums, als das Offenbarte, die leitende Idee seyn wird: so haben wir es hier doch besonders mit den theologischen Quellenwissenschaften zu thun, zu denen ja gerade auch die Kirchengeschichte vom Verfasser gerechnet wird. Die Quellen sollen äußere, Schrift und Tradition, deren Behandlung also biblische und patristische Exegese ergibt, und innere seyn, der aus den äußeren Erkenntnißquellen schöpfende Geist der Kirche (der *coetus doctorum*, die *ecclesia docens*), und sich daraus, je nachdem die Kirche im Werden oder im Seyn betrachtet wird, Kirchengeschichte oder Kirchenrecht ergeben: so wäre die Kirchengeschichte eine innere theologische Quellenwissenschaft vom Standpuncte des Werdens. Diese ganze Construction der Sphäre für die Kirchengeschichte hat nur im protestantischen Sinne gar keine Bedeutung, da nach dem entschiedenen Grundsatz unserer Kirche doch nur die heil. Schrift als Quelle der Offenbarung gelten kann, eine constituierende Autorität des *coetus doctorum* aber als Menschenwerk zurückgewiesen wird. Die Kirchengeschichte eine Quellenwissenschaft zu nennen, insofern sie nicht etwa aus Quellen schöpfen, sondern selbst die Quelle der Offenbarung seyn soll, heißt also das eigentliche Wesen der Geschichte, die Darstellung des Vergangenen, aufheben, und an dessen Stelle ein secundäres Moment erheben, den Nutzen, den die Dogmatik daraus ziehen kann. Hierüber aber weiter mit dem Ver. zu rechten, halten wir deshalb für überflüssig, weil wir damit sofort auf die untersten Fundamente beider Kirchen stoßen. Noch bemerken wir hier eine Unterscheidung, die der Verf. nicht ohne Willkühr macht, zwischen Ge-

schichte und Historie; jene soll das Werden, vorzugsweise das ideale und zwar bewußtseyende, oder für diese Erde das Werden der Menschheit auf der idealen Seite, Historie hingegen die Darstellung oder die Aeußerung von der Kenntniß dieses Werdens durch Zeichen bedeuten; so wäre also Geschichte nur Object der Historie; was berechtigt den Verfasser zu solcher Distinction? Höchstens die Etymologie; dann muß aber Geschichte doch im weitesten Sinne auf alles Geschehene und nicht allein auf das ideale Leben bezogen werden. Auf Etymologie gibt der Verfasser überhaupt in den Anmerkungen viel, doch nicht immer mit Glück; so wird S. 13. Note 1 *ἐποχὴ* abgeleitet von *ἐπέχειν* und *σκόπιω* anhalten bey dem Ziele; das zweyte Wort scheint nur hinzugenommen zu seyn um die Formation des *o* zu erklären, während doch ähnliche Bildungen, *ἑισοχὴ*, *ἔξοχὴ* das Hervortreten des Umlauts hinlänglich entschuldigen.

Der bey weitem größere Theil des Werks beschäftigt sich nur mit den Quellen der Kirchengeschichte; mit welchem Rechte dürfen nun aber die neueren Bearbeitungen den frühesten Kirchenhistorikern als Quellen an die Seite gesetzt werden, was jene doch gewiß nur im secundären Sinne seyn können? Dem Verf. in seine sehr detaillirte Darstellung zu folgen, ist uns nicht erlaubt; wir bemerken deshalb nur, daß er, um die Stellung jedes einzelnen Kirchenhistorikers, wie dessen Einwirkung auf seine Zeit, gehörig zu würdigen, sehr vollständig die Zeit seines Auftretens selbst characterisirt, und deshalb in der Regel von dem Punct wieder anhebt, von dem aus die Entwicklung der Zeit verstanden werden muß. Bey Darstellung der Leistungen Bau-

rentius Ballas wird z. B. die ganze Entwicklung der wieder hergestellten Wissenschaften kurz berührt. So lobenswerth dieß Verfahren ist, so wird doch dadurch namentlich in der Zeit nach der Reformation, wo die Leistungen der drey Kirchen getrennt sind, manche Wiederholung herbeigeführt. So müssen, um das Streben des Baronius zu würdigen, S. 119 ff. ziemlich vollständig die Leistungen der Magdeburger Centuriatoren anticipirt werden; die Darstellung wiederholt sich natürlich weiter unten S. 208. Für diese Zeit wäre durch eine synchronistische Anordnung der Kirchen, deren Leistungen ja offenbar Bezug auf einander haben, diesem Uebelstande abgeholfen. Die letzte Bemerkung, die wir noch hinzuzufügen haben, wird durch die Pietät gegen einen hochverdienten Kirchenhistoriker unserer Academie motivirt, dessen Name gerade in den jüngstverfloffenen Tagen in ganz Deutschland dankbar genannt wurde. Ein uns unbegreiflicher Umstand ist es, daß der Herr Verfasser, ungeachtet er seine Darstellungen auf die neuesten Zeiten herabzieht, lebende Kirchenhistoriker auführt, dabey gänzlich unsern Planck mit Stillschweigen übergeht. Nur ein einziges Mal finden wir seinen Namen S. 284 Note 1 und 3 gelegentlich genannt, wo von Spittler die Rede ist. Dogmatisches Interesse kann den Verfasser nicht leiten, darüber ist er nach dem Obigen weit hinaus; und würde ein solches absichtliches Uebergehen gewiß im größten Widerspruch mit der erfreulichen Anerkennung seiner Milde und und Billigkeit stehen, die unser verehrter Jubelgreis catholischer Seits gefunden hat. Vielleicht entschuldigt sich der Verfasser damit, er habe nur Bearbeitungen einer allgemeinen Kir-

chengeschichte anführen wollen. Wenn er aber glaubt, die Leistungen der neuesten Zeit richtig zu würdigen, ohne Planck's Verdienste mit in Anschlag zu bringen: so müssen wir seinen Standpunct einen sehr einseitigen und engherzigen nennen; er würde sich dann an die äußere Form statt an den inwohnenden Geist halten, eine Denkart, die wir dem Verfasser nach seiner übrigen Darstellung Schuld zu geben kein Recht haben. Wir sind also gern geneigt, darin nur ein zufälliges Vergessen anzunehmen; ersuchen ihn aber zugleich, bey einer vielleicht künftig nöthigen zweyten Auflage nachzuholen, was wir wenigstens nicht ohne Schmerz vermißt haben.

Dr. R.

### B e r l i n .

Verlag von Enslin: Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland; in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w. Von Wilhelm Horn, Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie. Erster Band. Deutschland, Ungarn, Holland. VI und 432 Seiten in 8. 1831.

Ein junger Arzt, wahrscheinlich ein Sohn des berühmten Veteranen in der Kunst, bestimmt nach vollendetem academischen Studium, nach glücklich zurückgelegter Staatsprüfung, frey von äußeren Sorgen und voll Erwartungen für die Zukunft zwey Jahre zu einer größeren Reise, und legt die Resultate derselben, als Beweis, daß er seine Zeit wohl angewendet, in vorliegender Schrift nieder. Er erklärt sie als ge-



meinsames Eigenthum eines ihn begleitenden Freundes, des Dr. Funk, der die Monographie über den Landsalamander herausgegeben und der kurz vor beendigter Reise einem Lungenübel erlag. Ehrevoll für den Verfasser ist das Denkmal, das er in der Einleitung seinem früh dahingeshiedenen Freunde gesetzt hat.

Dieser erste Band, dem noch zwey andere bald nachfolgen sollen, beurkundet die Thätigkeit, Rührigkeit und unermüdlische Sammlerlust der Reisenden. In jedem Orte suchten sie medicinische Anstalten und Versorgungshäuser jeder Art auf und bemühten sich eine genaue Einsicht von allen ihren Theilen zu erlangen. Natürlich wurde auch nicht versäumt die Vorsteher, Lehrer und andere öffentliche und berühmte Männer zu besuchen und von ihrer Wirksamkeit Kenntniß zu erlangen.

Die Reise ging im Frühjahr 1828 über Leipzig, Dresden, Sonnenstein, Tepliz, Prag, Carlsbad, Marienbad, Erlangen, Bamberg, Würzburg mit seinen nahegelegenen Bädern, München, Salzburg, Gastein, Ischl, Linz, Wien, Presburg und Pesth. Dann folgt die im Frühjahr 1830 unternommene Reise durch die Niederlande und Belgien, durch Rotterdam, Haag, Scheveningen, Leyden, Amsterdam, Utrecht, Antwerpen, Brüssel, Gent, Löwen, Lüttich.

Der Verf. zeigt eine verständige Aufmerksamkeit auf Alles in seinem Fache Wissenswürdiges; seine Beurtheilung der verschiedenen Heil-, Besserungs- und Strafanstalten in Hinsicht dessen, was ärztlich zweckmäßig, recht und menschlich ist, erscheint meistens treffend und nebenher ertheilt er interessante Notizen verschiedener Art.

In Prag würden die Mißgeburten nicht aufgeschnitten, weil die höhere Erlaubniß dazu nicht ertheilt werde (S. 42). — Auf seine Frage im Irrenhause zu Bamberg: wie man es mache, wenn Kranke besonders unruhig oder unreinlich würden, erhielt er zur Antwort: dann kommen sie in den Keller. Die Beschreibung, welche er davon gibt, rechtfertigt seine Vergleichung mit einem Burgverließ (S. 83). — In dem Irrenhause zu München sagte der Wärter zu ihm: Wenn Jemand über Leibschmerzen klagt, bekommt er vom Arzte etwas abzuführen; denn gegen andere Schmerzen gibt es doch keine Mittel; sind sie unruhig, so werden ihnen die Hände gebunden (128). — In der Anstalt für Geisteskranke in Salzburg war bey einer Frau, die deutlich an Enteritis litt, ein Doctor dagewesen und hatte eine Emulsion verschrieben, allein die Kranke brach darnach (136). — Der Vorsteher eines größeren Instituts für Geisteskranke in Wien, Güntner, hatte gebeten, man möchte die Kranken im Garten arbeiten lassen; es wurde abgeschlagen; man möchte die Weiber die Wäsche nähen lassen, er wolle bezahlen, was sie etwa verdürben, Antwort: man könne den Vortheil den Strafanstalten nicht entziehen (238). — Eine eigene Irrenanstalt existiert in ganz Ungarn nicht. In Pesth fand er einen über Tabellenmachen verrückt gewordenen Doctor med., der nur zuweilen declamierte und mit Kreide Zahlen schrieb, mit einer großen Kette ans Bett angefesselt (326). — In dem Criminalgefängniß zu München durchsuchen Hunde, die von den Gerichtsdienern jeden Abend und Morgen mitgenommen werden, mit ihrem Kopfe die Lagerstelle. Die Thiere sind so böse, daß sie bey der

geringsten Ungewohnheit in dem Benehmen der Arrestanten wild werden (125). — In Ungarn sind die Gefängnisse von der Art, daß die Gefangenen an Stricken hinabgelassen werden müssen (327). — In dem Militärhospitale in Presburg, wo meist Italiäner lagen, waren Fieberfranke mit Ketten an ihr Bett geschlossen. Selbst auf den Gängen lagen Kranke. 'Es ist wirklich ein wahrer Jammer, wenn man das arme Volk hier so schwachen sieht, dem man nicht einmal eine Bettstelle geben kann' (319). — In dem Siechenhause zu Salzburg sah er ein 22jähriges nicht häßliches Mädchen, die bis in ihr 16tes Jahr in einem Schweinestall und im Schweinefutter mit Schweinen aufgezogen worden war, und die darin viele Jahre mit übereinander geschlagenen Beinen gefessen hatte. Daß eine Bein war ganz verbogen; sie grunzte wie ein Schwein und betrug sich ungebärllich in ihrem menschlichen Anzuge (138). — Neben dem Hörsaale der Anatomie in Amsterdam stehen mehrere Skelete von Dieben und Mördern in ihren Originalcostümen, zum Theil mit Perücken auf; einer der Gesellschaft reitet sogar auf einem Esel und hat einen aus Menschenzähnen gebildeten Baum in der Hand. Zur Zeit des Jahrmakts werden diese Skelete der Straße näher gebracht, und dann dem Einzelnen für 2 Stüber gezeigt (367). — Da Czermak in Wien in mikroskopischen Beobachtungen so sehr geübt ist, baten ihn die Reisenden einige Male mit ihnen in das allgemeine Krankenhaus zu kommen, um Krätze auf Milben zu untersuchen. In der verschiedensten Beleuchtung, bey Sonnen- und Kerzenlicht, in frischem und in älterem Pustel-eiter war nicht eine Spur von Bewegung zu

entdecken; obgleich die Eiterkugeln sehr gut und in großer Menge zugegen waren, blieben sie doch in beständiger Ruhe (169). — Wagner in Wien eröffnet von innen her das Rückenmark vom untersten Ende des Canals des Heiligenbeins bis zum zweyten Halswirbel in Zeit von sieben Minuten, so daß man es ganz herausnehmen kann (265). — Die in der Kaiserstadt äußerst häufig vorkommende Krankheit nach Spießruthenlaufen heißt flagellatio. In der großen Kaserne nahe dem Hospital wird noch alle acht Tage für die ganze Woche Spießruthen gelaufen. Der geringste Satz ist dabey 2400 Streiche. Hält der Sträfling dieses nicht aus, so wird er auf eine Bank geschnallt und bekommt den Rest im Liegen, und wenn er sterben sollte, so wird der Rest dem Leichnam gegeben. Beym Exercieren wird die Bank zum Prügeln immer hinter der Fronte nachgetragen (268).

Indem wir dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen für seine Mühe gegen jedes inhumane Verfahren so wie für seinen Sammlerfleiß, so haben wir doch auch Einiges nicht ohne Tadel zu bemerken. So scheint es uns von einem jungen Manne gewagt und unschicklich über öffentliche Lehrer und Aerzte so bestimmt wie hier zuweilen geschehen, und doch meistens nur nach Hörensagen, sein Urtheil auszusprechen. So z. B. 'Eine Menge von Species der Geisteskrankheiten fließen Heinroth wie Honig vom Munde (19). — Dr. Hayner in Waldheim ist leider ein etwas hypochondrischer Arzt (26). — Die Leute [die Dresdner Professoren nämlich] scheinen Glück zu haben in der Anschaffung von Suiten (29). — Choulant [als klinischer

Lehrer] murmelte nur in den Bart hinein "so daß man sich nicht aus der ganzen Art zu docieren vernehmen konnte" (31). — Friedrich in Würzburg soll in allen Fächern herumtappen, Seelenheilkunde als Collegium ankündigen, das er nie liest, und von psychischen Heilverfahren sprechen, da er nie einen Kranken behandelt habe (100). — Ringseis in München stehe in dem Rufe eines Frömmers und sey als ein großer Blutlasser bekannt (114). — Wateman [Wattmann] in Wien soll blutdürstig seyn und nichts verstehen (151). — Horn ein, wie man sagt, unbedeutender Mann, ist Professor der theoretischen Geburtshülfe (160). — Professor Mayer bekümmere sich nicht um das anatomisch-physiologische Museum und treibe Geheimnißkrämerey mit eingesprikten Hoden (163). — Die Weingeistpräparate im allgemeinen Krankenhause hätten durch des Professors Biermeyer Liebe zum Branntwein etwas gelitten (259).'

Was die hie und da mitgetheilten Tabellen eigentlich nützen sollen und wie der Verf. solche sich verschaffte, ist schwer einzusehen.

Auf Dinge, die von der Medicin entfernt liegen, hat zwar der Verfasser hier und da auch seine Aufmerksamkeit gewandt, doch kann man nicht sagen, daß er immer darin besondere Kenntniß bewiesen. So z. B. (S. 167) 'die Sternwarte in Wien ist auf dem Universitätsgebäude und Herr Vitthof [soll wohl Vittrou heißen] ist Professor der Astronomie. . . Die in Wien angefertigten astronomischen messingenen Instrumente enthalten sehr viel Kupfer, was sich schlecht ausnimmt'; allein gerade dieses röthliche Messing wird absichtlich, so viel

Ref. weiß, seines schönen Ansehens wegen auch anderwärts z. B. bey den Münchner Instrumenten angewandt.

Der Styl ist im Ganzen fließend, doch sind auch Härten nichts ungewöhnliches z. B. 'Das Waisenhaus auf der Alster-Vorstadt ist ein großes schönes fest gebautes Gebäude, woraus ein ehemaliges Kloster erklärlich wird' (287); oder 'der Assistent, Dr. Piringer, war sehr freundlich zu mir und ich konnte hoffen davon etwas zu haben, bevor die Klinik geschlossen würde' (152).

M . . r.

### S u l z b a c h.

Bey Seidel: Küchencalender, oder vollständiger Küchenzettel auf alle Tage im Jahr; nebst der Anweisung die Speisen schmackhaft und zugleich wohlfeil zu bereiten. Mit einem Anhange, enthaltend Recepte zu Fastenspeisen. 1831. 571 S. in 8.

Wenn wir gleich es uns nicht anmaßen können, von dem Werke der ungenannten Verfasserin (als solche unterschreibt sie sich unter der Vorrede) eine eigentliche Recension zu geben, die, wenn sie gründlich seyn sollte, nicht sowohl ein Durchlesen als ein Durchschmecken, und zwar von ein paar tausend Schüsseln, vorzusetzen würde, was wir uns nicht zutrauen, so geben wir doch gern eine Anzeige, da wir, wenn auch zunächst für die geistigen, doch auch für die leiblichen Bedürfnisse der Leser sorgen möchten, und versichern können, daß an Originalität und Mannigfaltigkeit der Recepte dieß

Kochbuch die Vergleichung wohl mit jedem andern aushalten kann. Für den Norden von Deutschland ist es um so viel lehrreicher, da es eigentlich die Bayerische oder überhaupt süddeutsche Kochkunst umfaßt, die bekanntlich auch ihre eigenthümlichen Verdienste hat, und mithin zu der friedlichen Beylegung des Streits zwischen den Nord- und Süddeutschen etwas beytragen könnte; wosern dieser überhaupt noch vorhanden ist. Die Einrichtung schon hat etwas Originelles. Sie ist so, daß für jeden Tag im Jahre, also zugleich nach den Jahreszeiten, die passenden Gerichte angegeben werden; und zwar in solcher Fülle, und keins zweymal, daß wir Niemanden rathen möchten es zu versuchen in Einem Jahre den Cursus vollständig durchzumachen, wosern er bis zu der glasierten Aepfeltorte, womit der 31ste December schließt, lebendig gelangen will. Besser wird es seyn, in dem gut eingerichteten Register sich dasjenige auszuwählen, wonach man Appetit trägt; da man nicht leicht vergeblich nach etwas suchen wird, sollte man auch nach Frosch-Suppen, oder gebratenen Barentaken ein Gelüste tragen. Fricassierte Schildkröten aber und gesäuerte Biberschwänze werden zu den Fastenspeisen gerechnet. Die ersten mit Recht, da sie nach Blumenbach zu den Amphibien gehören; die Biberschwänze jedoch wohl nur für diejenigen, die ein etwas weites Gewissen haben, und es deshalb mit den Fastenspeisen nicht so genau zu nehmen pflegen.

Sn.

---

# Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

112. Stück.

Den 16. Julius 1831.

---

Stuttgart und Tübingen.

In der Cottaschen Buchhandlung, 1829: Geschichte der alten Deutschen besonders der Franken, von Konrad Mannert, Hofrath(e) und ordentlichem Professor an der Universität zu München. 532 S. in 8.

Der gelehrte und scharfsinnige Verf., der uns hier abermals ein Resultat seines unermüdlischen Fleißes, eine critische Geschichte der westlichen Völkerschaften Deutschlands, besonders der Franken, von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen in einer klaren bündigen Darstellung liefert, befolgt dabey seinen alten (nicht immer für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft hinreichenden) Grundsatz, ganz ausschließlich nach den gleichzeitigen (oft lückenhaften) Quellen zu erzählen. In der Vorrede wird jedoch auf Savigny's und Eichhorn's Rechtsge-  
schichte (anderwärts meist auf Bahrdt's Urge-



schichte verwiesen; hinsichtlich Euden's aber bemerkt, daß von dessen Ansichten, Benutzung der Quellen und Auseinandersetzung sich des Verf. Untersuchungen weit entfernten. Wir können hier nicht in eine Vergleichung beider Schriftsteller in einzelnen Punkten eingehen, glauben aber, daß jene Verschiedenheit dem patriotischen und pragmatischen Werke Euden's keinen Eintrag thut, besonders da unser Verf. selbst den Beweis gibt, wie jede neue Quellenforschung zu neuen Ansichten und Vermuthungen führt. Empfehlungswerth über den gegenwärtigen Stand unserer älteren deutschen Geschichte ist Pfister's Einleitung zu seiner Geschichte der Deutschen (1829), welche der Verf. wohl noch nicht benutzen konnte (bedauern müssen wir auch, daß er Werke originale Ansichten: über die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands, Hannover 1826 unberücksichtigt gelassen). Das ganze Werk zerfällt in drey Bücher. Buch 1. Die Deutschen in ihrem Vaterlande (von den ältesten Zeiten bis auf Childerich). Wir zeichnen einiges aus, wie es der Zufall gibt. Herr Mannert hält mit Tacitus die Germanen für Ureinwohner Deutschlands, weil sich kein Beyspiel in der Geschichte finde, daß große Nationen aus ihren Ursitzen völlig verdrängt worden, und 'weil die Gottheit wohl schon ursprünglich vielen Gegenden eingeborne Bewohner zugetheilt hat' (S. 40). Ref. erinnert sich bey dieser Gelegenheit, in welchen heiligen Eifer bey einer ähnlichen Aeußerung Joh. Müller gerieth, und wie er unter Anführung der heil. Schrift und Blumenbach's (*de generis humani varietate nativa*) dem Herzen desselben einen noch fortdauernden Abscheu gegen jede Idee

menschlicher Vocalschöpfung einzuprägen mußte. Wie viele Forschungen neuerer Zeit haben es auch bewiesen, daß je weiter wir von Europa nach Hochasien, und je tiefer wir ins Alterthum steigen, desto ähnlicher wie desto einfacher die Völkerstämme und Sprachelemente erscheinen, bis sie uns alle auf eine Urwelt zurückführen, von der das originelle Volk der Deutschen nicht sehr entfernt seyn konnte. Wenn der Verf. eine wohlgegründete Abneigung gegen jede directe Ableitung von den persischen Kermanen Herodots, gegen jede voreilige Folgerung aus der deutschen und persischen (eigentlich medischen, wie der Verfasser selbst bemerkt) Sprachverwandtschaft, endlich auch gegen die Ableitung aus Indien (d. h. nicht aus dem Lande sondern aus dem Stamm, der die Sprachverwandtschaft darbietet) äußert, so hätte er hier einen trefflichen Beystand bey Juden finden können, welcher jene Völker nicht einmal für würdig hält, unsere Ahnen zu seyn, und eine Ableitung von denselben auch aus andern Gründen verwirft. Hinsichtlich der Budinen (welche Mannert früher für unsere Stammväter zu halten nicht abgeneigt war) begnügt er sich, sie als deutsche Gothen anzunehmen, er gesteht ihnen auch den Odu oder Wodan als Anführer zu, doch immer mit Vorsicht, und ohne sich auf Buddha und Ritters Forschungen einzulassen. Wenn Homer seine Kimmerier in eine der allbelebenden Sonne entbehrende traurige Gegend setzt, und der Verf. in Betracht der Unbilden, welche das kleinasiatische Vaterland Homers von den Kimmeriern zu dulden hatte, diese Verpflanzung und Bezeichnung einer poetischen Rache zuschreibt (S. 7), so klingt dieß etwas scherzhaft. Denn wem ist es besser

bekannt, als dem Verf., daß auch andere Dichter des Alterthums das Land der Kimmerier am Eingang der Unterwelt setzten (Strabo III.), daß selbst den Argonauten das Land der Kimmerier in ewiger Nacht lag, und daß die schwarzen Vorstellungen des ganzen Alterthums von der Kimmerischen Finsterniß (am schwarzen Meer) nicht bloß auf Homer beruhten. Bey Gelegenheit der Sueven des Tacitus (welche auch unser Verf. als die ursprünglich wandernden, so wie die Markomannen als die zur Grenzhut oft in isolierten Haufen bestimmten Völker erklärt) wird mit Recht bemerkt, daß dergleichen Benennungen als Bedürfniß der Schriftsteller, oder weil man sich überzeugt hielt, daß die Völker, von welchen solche Haufen ausgingen, desselben Stammes waren, meistens in ungebührlicher Ausdehnung beybehalten wurden. Ganz dem Verf. eigen scheint die Vermuthung, daß der Rest der von den Römern vermeintlicherweise theils vernichteten theils verpflanzten Sygambern, welcher sich, wie die spätere Benennung eines Frankenkönigs und die Zusammensetzung des Frankenbundes beweiset, rückwärts gerettet hatte, bey den Gambriern des Tacitus zu suchen sey. Denn wenn der Verf. kurz vorher mit größerer Zuversicht dieselben Sygambern bey den Marsen (deren Namen in Ditmarsen sich erhielt) zu suchen scheint, so fehlt dabey die Namensähnlichkeit. Eines näheren Belegß in den sparsamen Anmerkungen hätte es wohl verdient, wenn bey Gelegenheit der Tödtung eines Anführers der Heruler, um einen anderen Häuptling aus bevorrechtetem Stamme zu holen, versichert wird (S. 27): 'so ist auch bey den übrigen Völkern der Todschlag des Königs durch die Hand seiner

unzufriedenen Mitsstreiter nichts weniger als eine Seltenheit'. Denn die Ermordung eines militärischen Usurpators ist z. B. wohl verschieden von einem durch rebellierende Feldherren verübten Königsmord. Neu schien uns zum überflüssigen Beweis, daß die Deutschen die Kunst des Pflügens nicht erst von den Römern erlernten, die Auffindung des Wortes Pflug (ploum) in den longobardischen Gesetzen, und anderwärts die Bemerkung der Ursache, warum sich die alten Deutschen eines Ochsenhorns so gern zum Trinken bedienten (weil man ein solches immer in einem Zuge ausleeren mußte). Die Vermuthung des Verf. daß die bloß hölzernen auf der Vorderseite angebrannten Spieße ausschließlich den deutschen Leibeigenen in die Hände gegeben wurden, könnte vielleicht aus der Analogie der americanischen Horden bestätigt oder beseitigt werden. Mit Recht legt der Verf. Gewicht auf die große Kriegsmaßregel der alten Deutschen, innerhalb der dem Feinde ausgesetzten Gebiete oder Positionen nach einem gemeinsamen Aufbau und einer gemeinsamen Erndte Kornmagazine in unterirdischen Gruben anzulegen (Tacit. Germ. 16). Heißt es doch in einem neulich gedruckten polnischen Schreiben: 'Die unterirdischen Gruben, in welchen unsere Landsleute ihr Getreide bewahren, werden unseren Landsleuten überall offen stehen, während sie dem verschmachtenden Feinde verborgen bleiben.' Ueberall wird, was allein der alten deutschen Ethnographie Leben und Gehalt geben kann, auf Sitten, Gebräuche, Bewaffnung u. s. w. Rücksicht genommen. Aber der tiefe Sinn der sogenannten Staatsverfassung der alten Deutschen, wenn man nicht [mit Möser] den Knoten

zerhauen, und die ganze Schöpfung irgend einem großen Genie aus den Wäldern Germaniens zuschreiben will, läßt sich unseres Erachtens nur durch Ableitung aus einer früheren [asiatischen] Vor- oder Ur-Welt erklären; jeglichen Falls war es Ergebnis langer Erfahrung innerer Entwicklung, äußerer Bedrängniß. Nicht weiter bringt uns wenigstens folgender Ausspruch des Verfß.: 'Unbegreiflich wird es für die Nachwelt, wie ein noch halb wildes Volk mit der gespanntesten Anstrengung des menschlichen Scharfsinns (quod erat demonstrandum) das durchdachte Gebäude aufführen und ihm feste Haltung geben konnte'. Ferner: 'Dem Anschein nach war also die Verfassung im höchsten Sinn rein demokratisch, keine Vorschrift konnte bindend werden, wenn dem Volke die Lust nicht anwandelte sich binden zu lassen. Aber es ließ sich willig binden, wenn seine persönliche Freyheit unverleglich blieb, wenn es seine Sicherheit dadurch mehr gesichert hielt. Als bindende standen die Rathgeber da, welche allmählich zu Principes erwuchsen, ein eigenes Collegium bildeten, und ihren Familien einige Vorzüge zu erwerben mußten. In der That war die Verfassung aristocratisch mit demokratischem Anstriche.' Wir möchten hier zuerst auf Raumer, und besonders Troxler zur Erklärung der griechischen und aristotelischen Ausdrücke von Monarchie, Aristocratie u. s. w. verweisen, welche immer unter Beziehung auf das Substrat einer Nation (im vollen Sinne des Wortes) zu verstehen sind, und bekennen zugleich, daß wir, wenn doch einmal solche griechische Kunstwörter gebraucht werden sollen, in dem damaligen deutschen Volke allenfalls nur eine Democratie, temperiert durch eine

sich entwickelnde Aristocratie, erblicken können. Zweytes Buch. Die Merovingischen Könige. Schon in dem vorigen Buch nimmt der Verf. zu wenig Rücksicht auf die Chatten, einen Hauptbestandtheil der ältesten Franken (der in dem fränkischen Hessengau oder Niederhessen seine alte fränkische Verfassung beybehielt; vergl. Wenz, und Kopp Geschichte der hessischen Gerichtsverfassung) und auf deren Häuptlinge, unter denen zulezt Markomir, Herzog der Chatten, den Faden zur Genealogie Faramund's und der Merovinger liefert. Auch hinsichtlich Austrasiens und der Dagoberte, welche sich in Sagen und Dorfnamen in Hessen als der fränkischen Grenzprovinz verewigt haben, scheint uns der Verf. zu wenig nach der nördlichen Seite herunterzudringen. Unter den Zweifelsgründen über das Alter der salischen Gesetze, welche der Verfasser ungeachtet ihres Inhaltes und des Geistes der alten Vorrede dem Zeitalter Chlodwigs, nicht Faramunds (den wir für den terminus a quo halten) zuschreibt, kommt auch vor, daß Faramund bloß König der Ostfranken nicht der Saller gewesen, da doch dieser Name nicht als Stammesname, sondern als allgemeine Bezeichnung vorkommt, und das Wort salisch ursprünglich besonders für fränkische Marken und Modien (terra salica) überhaupt par excellence gebraucht wird. Auf die schon bey Tacitus vorkommenden, den alten Priestern ausschließlich bekannten rohen, nachher fixirten oder ausgebildeten Characteren (Buchstaben), mit denen die ersten einfachen fränkischen Normen und Taxen (der Anfang der Gesetzgebung) ausgedruckt werden konnten, nimmt der Verf. keine Rücksicht. Wenn Chlodwig an einer Stelle 'ein of-

fenbarer Bbsewicht nach der Taufe' genannt wird, so klingt an einer andern der Ausspruch zu gelinde: 'er gab ein großes Beyspiel für den so oft in Uebung gebrachten Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt.' Ueberhaupt aber wird bey den fränkischen und burgundischen Geschichten nichts versäumt, was zum Gemählde der Rohheit und Grausamkeit der Sitten, besonders der Großen, der geistlichen sowohl als weltlichen, gehört. Allerdings hatte die Ausartung des fränkischen Christenthums darauf mannigfachen Einfluß. Dennoch ist damit noch nicht, wie es uns scheint, die dem alten und inneren Deutschland fremde Verdorbenheit erklärt. Es war das (durch die Analogie der Araber und Mongolen erklärbare) Zeitalter der (fränkischen) Räuberbanden, der militärischen Horden. Sehr fleißig ist sonst die ganze Auseinandersetzung der fränkischen Verfassung vor Karl dem Großen; nur erscheint uns bey dem Mangel der Kunde der inneren Entwicklungsperioden jede Anatomie dieser Art etwas mißlich. Die Abneigung des Verfs. gegen alles Romantische und gegen die in den Provinzial-Chroniken enthaltenen Localsagen mag ihn abgehalten haben, sich mehr um die Geschichte Thüringens und Hessens zu bekümmern, wodurch die Thaten des heil. Wulfrieds (der schon unter Karl Martell auftrat) und hierauf Karls des Großen, der sich Hessens als Bollwerks gegen die Sachsen bediente, mehr Licht bekommen hätten (vergl. Wenzl). — Drittes Buch. Die Karolinger. Alle Kriege Karls des Großen (mit Ausnahme des Avarischen) werden als ungerecht bezeichnet. Die ganze Auseinandersetzung von Karls Bestrebungen scheint uns in solcher modernen Beurtheilung ungenü-

gend (vergl. dagegen Juden). Auch klingt es widersprechend, wenn auf der einen Seite gesagt wird, daß es uns keineswegs an Hülfsmitteln zur Kenntniß und Beurtheilung desselben fehle, während der Verf. anderwärts zugesteht, daß uns die Annalisten damaliger Zeit, höchstens mit dem Kirchenwesen bekannt, keine Einsicht in das Wirken Karls zur Bildung der Nation [besonders des vornehmeren Theils derselben] geben konnten. Denn hierin liegt ja wohl auch der Grund, daß man in der früheren Geschichte Karls, wie der Verf. bemerkt, so wenig Spuren einer Vorliebe oder Sorge für das Beste des Volkes (einer aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Masse) bemerkt. — Die sonst trefflich zusammenhängende Darstellung des Verfs. leidet nur hin und wieder durch Spuren der Nachlässigkeit oder Mangel an Würde (S. 88 der erlittene Verlust war bloß eine nothwendige Ueberlässe. S. 178 Sie suchten ihr Schäfchen in's Trockne zu bringen u. s. w.).

Bl.

### Paris, Brüssel, London.

Traité du javart cartilagineux; par M. Renault, Professeur Adjoint à l'école vétérinaire d'Alfort. 1831. IV und 211 Seiten in Octav.

Die Kron- oder Knorpel-Fistel bey Pferden hat von jeher die Französischen Thierärzte ganz besonders beschäftigt, und ihnen verdanken wir auch die erste Anweisung zur Excirpation der cariösen Hufknorpel. Lafosse der Vater war es der diese Operation zuerst unternahm, und



selbige 1754 in einer Broschüre beschrieb, worin er sie zwar als das einzige Mittel zur Heilung angab, dabey aber nicht verhehlte, daß selbst bey geschickter Ausführung der Operation die Kranken doch oft wenigstens auf hartem Boden lahm blieben. Dieser Erfahrung pflichtet sein Sohn, der berühmte Lafosse, völlig bey, und fast alle practische Thierärzte bis auf die neueste Zeit sind ihm hierin mehr oder minder gefolgt. Das häufige Mißglücken der Operation veranlaßte daher viele Practiker, die Heilung der Knorpelfistel auf anderem Wege zu versuchen, und sie bedienten sich bald des Glüheisens bald der Aetzmittel dazu, indessen war das Resultat meist noch weniger befriedigend als die Operation. Dieses bewog nun den Verfasser der vorliegenden Schrift, sich der Untersuchung dieses Gegenstandes anzunehmen, um die Behandlung der Knorpelfistel auf zuverlässige Regeln zu gründen, die hier nun umständlich vorgetragen werden, und sich für die Operation aussprechen. Ref. bezeugt dem Verf. seine hohe Achtung für den wissenschaftlichen Geist, der überall in seinen theoretischen und practischen Grundsätzen herrscht, und ist zwar überzeugt, daß die Anwendung derselben in vorliegendem Falle zu einem rationelleren Verfahren als bisher das ihrige beytrage, jedoch verbieten ihm seine Erfahrungen an ein unbedingtes und vollständiges Gelingen der erteilten Vorschriften in allen Fällen zu glauben, und zwar deshalb, weil die nach Erstirpation der Hufknorpel an deren Stelle sich bildende fibröse elastische Substanz nie den Zweck der Knorpel, nämlich einen Stützpunkt und Schutz für die unterliegenden weichen und so sehr empfindlichen Theile abzugeben, zu erfüllen im Stande

ist. Aus diesem Grunde hat Ref. es jederzeit zweckmäßiger gefunden, bey der Operation dieser Fistel nicht den ganzen Knorpel sondern nur das cariöse desselben zu entfernen, um jenen Stützpunkt so viel möglich zu erhalten, und ebenso pflegt er nicht wie der Verf. die ganze Hornwand, sondern nur so viel davon als die Tiefe und Richtung der Fistel verlangt abzulösen, um desto früher und mit Sicherheit bey der Arbeitsfähigkeit der operierten Pferde das Hufeisen befestigen zu können. Zuerst gibt der Verf. eine genaue Beschreibung der Hufknorpel, wobey er bemerkt, daß in ihren vorderen Theilen die Vitalität mehr als in ihrer Basis und nach den Fersen hin entwickelt sey. Es wird ein Fall angeführt wo bey einem drittehalbjährigen Füllen die vollständige Verknochierung dieser Knorpel erfolgt war. Dieses Beyspiel scheint wenigstens die Behauptung des Verfs., daß der Beschlag die alleinige Ursache der Ossification der Hufknorpel sey, zu widerlegen. Die Knorpelfistel würde meist durch Quetschung der Krone, zuweilen durch Vernageln oder Verletzung der Knorpel erzeugt. Ihre Erkenntniß sey leicht, besonders wenn sich schon Hohlgänge gebildet hätten. Die Prognose falle um so ungünstiger aus, je bedeutender die Lähmung und wenn sie durch Vernagelung entstanden, indem neben dem Knorpel öfters auch das Hufbein dadurch cariös werde. Die Chirurgie biete drey Wege zur Heilung der Knorpelfistel, das glühende Eisen, Aetzmittel (wozu am meisten der Sublimat gewählt wird) und die Exstirpation des ganzen angegriffenen Knorpels. Die erste Methode sey nur dann zu befolgen rathsam, wenn die Fistel nicht sehr tief, und an den Ballen Statt fände, übriz

gens den Aetzmitteln weit vorzuziehen. In der Regel müsse die Cauterisation wiederholt werden, und die Heilung erfolge dann in vier bis sechs Wochen. Aetzmittel würden bald für sich allein bald neben dem glühenden Eisen angewendet; ihr Gebrauch sey nur dann zweckmäßig, wenn der Knorpel entweder nur an dem vorderen Rande oder nach den Ballen hin angegriffen und das Uebel nicht veraltet sey. Der Verfasser geht hierauf zur Beschreibung der Operation über und gibt ausführliche Vorschriften dazu, so wie zum Verbande, wobey die Nachtheile einiger anderer Operationsmethoden gezeigt werden. Die Exstirpation der Hufknorpel sey immer vorzunehmen und allen anderen Heilmethoden vorzuziehen, 1. wenn die vordere Fläche der Knorpeln caridös sey; 2. wenn die Fistel an den Ballen Statt finde und mit mehreren Verzweigungen nach innen dringe; 3. wenn noch andere Theile als die Knorpeln leiden; 4. wenn Feuer und Aetzmittel schon erfolglos angewendet wurden. Operierte Pferde könnten bald mit 18. . 20 Tagen, bald mit 5. . 6 Monaten wieder arbeiten.

Eine Kupfertafel erklärt den Bau des Hufes und zeigt den Beschlag für Hufe welche an der Knorpelfistel operiert worden sind.

℔.

### L u n d.

*Petrificata Svecana formationis cretaceae, descripta et iconibus illustrata a S. Nilsson, Prof. reg. et Praefect. Mus. nat. Lund. etc. Pars prior, Vertebrata et Mollusca sistens. 1827. VIII und 39 S. in Folio.*

Daß in neuerer Zeit in den verschiedensten Ländern mit besonderer Vorliebe gepflegte Petrefactenstudium, findet auch in Schweden eifrige Bearbeiter; und wie dort in der systematischen Naturkunde überhaupt immer noch das große Vorbild des unsterblichen Linné vorschwebt, so zeichnen sich auch die von neueren Schwedischen Naturforschern zur Petrefactenkunde gelieferten Beyträge, durch Gründlichkeit und Schärfe der Bestimmungen sehr vortheilhaft aus. Wo es auf Unterscheidung, Characterisierung und Beschreibung von Naturkörpern ankommt, wird sich die Linné'sche Methode stets als die vorzüglichste bewähren und mag das System noch so große Aenderungen erleiden, mag die sogenannte künstliche Classification noch so sehr von der natürlichen zurückgedrängt werden, so wird man doch nie ohne große Nachtheile die von Linné festgestellten Normen für die Characterisierung und Beschreibung der Species verlassen dürfen. Es muß jeden, an die strengen Formen der Linné'schen Methode gewöhnten Naturforscher erfreuen, solche in vorliegender Arbeit über die in der Schwedischen Kreideformation vorhandenen Versteinerungen, angewandt zu finden.

Nur der südliche Theil von Schweden besitzt jüngere Flöße. Das Vorkommen der Kreide in Schonen war längst bekannt; aber ihre weite Verbreitung in dieser Provinz, so wie in einem Theil von Bleking, ist erst von Herrn Nilsson nachgewiesen. Auch verdanken wir ihm die erste Kunde von dem Vorkommen der verschiedenen Glieder der Kreideformation in Schweden und die vollständige Aufzählung der bisher darin aufgefundenen Reste von Wirbel-

thieren und Mollusken. Wie die ganze in Schweden verbreitete Masse des Kreidegebildes zu den einzelnen Ruinen gehört, welche nach der Zerstörung der großen, baltischen Flözablagerung übrig geblieben sind, so besteht auch jener nördlichste Ueberrest nur aus vielen einzelnen Trümmern einer vormals zusammenhängenden Formation. Sie liegen zu beiden Seiten des Grundgebirgsrückens, der quer durch Schonen sich zieht und zwar so vertheilt, daß in der nördlichen Ablagerung nur ältere Glieder der Kreideformation, die von den französischen Geologen *Glaucanie crayeuse* und *Craie tufeau* genannt werden, mit dem größten Reichthume von Petrefacten sich finden; in der südlichen dagegen alle Hauptglieder, von dem *Green-Sand* der Engländer an, bis zur eigentlichen, weißen Kreide vorkommen.

Von Amphibien und Fischen finden sich in dem Schwedischen Kreidegebilde nur selten Reste; desto zahlreicher sind die Ueberbleibsel von Mollusken, von denen zweyschaalige in ungleich größerer Menge, als einschaalige vorkommen. Der Verfasser hat die Bemerkung gemacht, daß aus den verschiedenen Classen bey vollkommenerer Organisation der Conchylien, die Schalen derselben weniger, als bey unvollkommenerer erhalten zu seyn pflegen. Unter den aufgeführten Versteinerungen finden sich sehr viele neue Arten. Sämmtliche Gattungen und Arten sind genau characterisirt; die wichtigsten Synonyme sind angeführt und von vielen Arten, zumal von neuen, ausführliche Beschreibungen mitgetheilt. Außerdem finden sich viele lehrreiche Beobachtungen, die sich theils auf

die Thierüberreste selbst, theils auf ihr Vorkommen beziehen.

Auf das Einzelne des Inhalts einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht. Wir müssen uns darauf beschränken, die Namen der Gattungen anzuführen und dabey die Anzahl der Arten zu bemerken, um sowohl die von dem Verfasser befolgte Classification darzulegen, als auch einen Begriff von dem Verhältnisse unter den Arten der Conchylien zu geben, deren Reste in der Schwedischen Kreideformation sich finden. I. A. Mollusca cephalopoda. Ammonites 1. Scaphites. Baculites 1. Nautilus 1. Lenticulites 1. Nodosaria 2. Belemnites 2. Planularia 2. II. A. M. gasteropoda. Turbo 1. Trochus 3. Pyrula 1. Rostellaria 1. Natica 1. Patella 1. III. A. M. lamellibranchia. Arca 3. Pectunculus 1. Nucula 4. Trigonina 1. Cardita 2. Venulites 1. Corbula 2. Lutraria 1. Avicula 1. Inoceramus. Catillus 2. Pecten 16. Plagiostoma 8. Podopsis 2. Chama 4. Ostrea 12. IV. A. M. branchiopoda. Terebratula 16. Crania 4.

Der Werth dieser Arbeit wird durch die beygefügtten Abbildungen erhöht. Ihre Zeichnung ist, so weit als wir nach angestellten Vergleichen darüber urtheilen können, richtig, aber der Stich nicht vorzüglich. Sämmtliche Arten sind dargestellt und daher auch manche, die in anderen Werken schon abgebildet waren. Der Verfasser wollte dadurch denen, welche in Schweden sich mit dem Petrefactenstudium beschäftigen, zu Hülfe kommen und zugleich etwaige

Zweifel über seine Arten- Bestimmungen beseitigen. Möge der Verfasser im Stande seyn, sein treffliches Werk bald zu vollenden!

### H a m b u r g.

Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Geschichte, entworfen von G. Ph. Hinrichs, Dr. und Collaborator am Johanneum in Hamburg. Erstes Bändchen. Geschichte des Alterthums. 1831. 120 S. in 12.

Der Verfasser, dem wir die schätzbare Abhandlung über den Critias und Theramenes verdanken, bestimmt diesen Leitfaden für seine Schüler, zur Vorbereitung sowohl als zur Wiederholung bey seinen Vorträgen. Sie enthalten in einzelnen Säzen und chronologischer Ordnung die Hauptbegebenheiten der einzelnen Völker (wobey nach des Verfassers eigener Angabe das Handbuch des Unterzeichneten zum Grunde gelegt ist), und am Ende jedes Zeitraums eine synchronistische tabellarische Uebersicht. Der Verfasser zeigt sich darin als denkender Schulmann, der es sehr wohl einsieht, daß der Vortrag der Geschichte auf Gymnasien noch nicht der auf Universitäten seyn kann, und wir schätzen seine Arbeit desto mehr, je öfter darin gesehlt wird.

Hn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

113. Stück.

Den 18. Julius 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Durch ein gnädigstes Rescript vom 4. Julius, ist Herr Julius Müller, bisher Pastor zu Schönbrunn bey Strehlen in Schlesien, zum zweyten wirklichen Universitätsprediger, an des verstorbenen Dr. Hensen Stelle, ernannt worden. Derselbe wird mit nächsten bey uns eintreffen, und sein Amt antreten.

E b e n d a s e l b s t.

Sumpt. Dieterich, 1830: Thebaidis Cyclicae Reliquiae. Disposuit et commentatus est E. L. de Leutsch, Dr. Phil., Soc. Phil. Gott. sod.

Die Abhandlung zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster überschrieben ist: De Thebaidis inscriptione. Es wird gezeigt, daß die sogenannte kleine Thebais nur auf einem Druckfehler in den Schol. Rom. ad Soph. Oed. Col. 1377 beruhe, indem daselbst für μικρήν zu schreiben ist πικλι-



κην. — In dem zweyten Abschnitte, de Thebaidis ambitu quaeritur betitelt, versucht der Verf. zu zeigen, die Thebais habe auch das Gedicht über den Krieg der Epigonen gegen Theben umfaßt, so daß die Ἐπίγονοι bey Herod. IV, 32 nur als der Titel eines Theils der Thebais zu betrachten seyen. — C. III. De Thebaidis auctore et aetate. Der Verf. schreibt die Thebais einem in Klein-Asien um den Anfang der Olympiaden lebenden Homeriden zu, weil um diese Zeit die Schule Homers blühte und unser Gedicht nach des Pausanias Zeugnisse unter die besten Producte der homerischen Sängerkaste zu rechnen ist. — C. IV enthält die Fragmente, so angeordnet, wie sie vielleicht in dem Gedichte hätten stehen können. Dieser Abschnitt genügt jetzt dem Verf. am wenigsten; es hat ihn dieß erlanlaßt, in der Schulzeitung №. 57. 1831 Nachträge und Verbesserungen bekannt zu machen, welche er mit der Schrift selbst zu vergleichen bittet. — In dem fünften Kapitel, de Thebaide iudicium, stellt der Verf. die Urtheile über die kyklischen Dichter überhaupt und über die Thebais insbesondere zusammen, und bemüht sich das wahre aufzustellen, wobey er denn Manches widerlegen, Manches modificieren mußte. Hinsichtlich der Thebais kommt er auf das Urtheil des Pausanias zurück. — Ein index der Stellen, aus denen die Bruchstücke genommen sind, beschließt die Abhandlung.

G. L. v. L.

Stuttgart.

Bey Mehler, 1831: Commentar über das Buch Josua von F. J. B. D. Maurer, der Philosophie Doctor, Coll. und Lehrer der hebr.

Sprache an der Thomasschule u. s. w. XXII  
und 192 S. in Octav.

Nach dem Nebentitel und der Vorrede erscheint dieses Bändchen zugleich als Probe eines neuen Commentars über das ganze A. T. Die Probe verheißt eine fleißige und gediegene Arbeit, deren Ausführung dem gegenwärtigen Studium des A. T. nützlich werden kann. Denn jener Commentar über das in neuern Zeiten noch gar nicht bearbeitete Buch Josua lehrt uns einen Gelehrten kennen, der nicht bloß überhaupt mit wissenschaftlichem Sinn und Geist zu der Behandlung des A. T. geht, sondern auch mit Sicherheit und Klarheit das erkannt hat, was jetzt eine der wichtigsten Aufgaben unserer weiter strebenden Exegese ist, nämlich die echt philologische Begründung und Genauigkeit, und die Anwendung der neuesten allgemeinen Forschungen auf die einzelnen Bücher und Stellen. Durch genauere Sprachkenntniß, durch geschärfte und umsichtigere Kritik und durch Erweiterung und höhere Sicherheit der gesammten Forschungsart ist nun über vieles in dem Buche Josua ein helleres Licht verbreitet, wozu kommt, daß der Verf. mit Fleiß die ältern Erklärungen und Bemerkungen über dieses biblische Buch benutzt hat. In einzelnen Stellen kann jedoch Ref. nicht immer die Ansicht des Verfs. theilen. So versteht man nicht, was die Beweisführung zu 8, 15 beabsichtigen soll, da  $\text{וַיִּכּוּ}$ , wie Ref. schon früher erklärt hat, unmöglich 'sich geschlagen stellen' bedeuten kann und die Beispiele  $\text{וַיִּכּוּ}$ ,  $\text{וַיִּכּוּ}$  von ganz anderer Art sind; es kam hier darauf an zu zeigen, daß jene Erklärung eben so logisch falsch, als an der Stelle nach dem Zusammenhange der Darstellung unnöthig sey: denn hier wird bloß erzählt,

daß das Volk floh und geschlagen wurde, daß es aber eine verstellte Flucht war, weiß der Leser längst schon. Zu 9, 8 vermuthet der Verf. zu viel über die Bedeutung der zwayten Zeit- und Modusform: der Ausdruck der Bescheidenheit liegt nicht in dieser Form, und  $\text{מָה־יָבִי־אָנֹכִי}$  ist nichts als 'woher kommst du', im Präsens gefragt. Die Stelle 9, 21 konnte der Verfasser nicht richtig verstehen bey der Annahme, daß  $\text{כִּי־יָבִי}$  hier Zeitpartikel seyn, welches schon der Stellung und Verbindung des Worts wegen unmöglich ist; denn auch 1 Sam. 12, 8 ist durchaus unähnlich. Die neulich von England aus verbreitete Nachricht, daß das im Josua citierte alte Buch Hajjaschar irgendwo entdeckt sey, führt der Vf. S. 109 nur mit dem Bedauern an, daß sie sich noch nicht bestätigt habe: Ref. ist aber überzeugt, daß sie eine reine Erfindung oder Täuschung ist, denn die Hoffnung die Bücher wiederzufinden, welche im N. T. citiert werden, muß man nach allen geschichtlichen Gründen für völlig eitel halten. Wir erwähnen noch, daß der Verf. als ein 'nicht durch den Zufall der Geburt, sondern durch freye Selbstbestimmung evangelischer Theolog', der im J. 1821 zu Tübingen aus der katholischen Kirche in die evangelische trat, sein Werk 'der Evangelischen Kirche in treuer Anhänglichkeit' gewidmet hat; wie er aber vom Geiste der Wissenschaft dieser Kirche geleitet sey, dafür gibt dieses Werk das schönste Zeugniß. Wir verbinden damit die Anzeige des Werkes:

H a m b u r g.

Ben Meißner, 1830: das Buch Hiob, übersetzt und für gebildete Leser kurz erläutert von

Dr. Ernst Gottfried Adolf Böckel. Zweyte, ganz umgearbeitete, mit einer Zugabe philologischer und exegetischer Anmerkungen und der Probe eines critisch-philologischen Commentars zu den griechischen Uebersetzern des Hiob vermehrte Ausgabe. 206 S. in 8.

besonders deswegen, weil auch dieser Gelehrter nach der Vorrede einen Commentar über das Buch Josua als Probe einer Bearbeitung aller historischen Bücher herausgeben wird. Was aber oben als der Hauptvorzug des vorigen Werks bezeichnet war, das würde, nach dieser kürzern Bearbeitung des Hiob zu schließen, diesem Werke am meisten fehlen. Denn in ihr vermißt man sehr jene Durchdringung des exegetischen Stoffs und jene Schärfe der Grammatik, ohne welche ein biblisches Buch irgend zusammenhängend und sicher zu verstehen unmöglich ist. Man findet hier noch unverändert jene uncritische Behandlung des Hebräischen, welche man nur vor Jahren noch für sicher und genügend halten konnte. Möchte doch bald die Ueberzeugung allgemein werden, daß die Exegese des A. T. keine so leichte und gewöhnliche Arbeit seyn könne, sondern die gründlichsten Vorstudien der mannigfaltigsten Art erfordere, und daß jetzt keiner mehr ein biblisches Buch auszulegen mit Glück beginnen könne, der sich nicht durch neue und selbstständige Forschungen oder durch genauere Kenntniß des Geleisteten grammatische Sicherheit und exegetische Tüchtigkeit erworben hat. Das Buch Hiob zumal, mit dem Hohenliede und Daniel das schwerste aller, hat noch keinen Ausleger gefunden, der ihm ganz genügt oder der einen festen Grund zum sichern Verstehen des Ganzen gelegt hätte. Wir erkennen indeß bey der vorliegenden Schrift gebührend an, daß die Ueberz-

setzung, so weit sie sicher ist, auch sehr leicht und lesbar genannt werden muß. Ueber den lateinischen Anhang, welcher über die Lesarten der griechischen Uebersetzer Hiobs redet, enthalten wir uns für jetzt eines Urtheils.

G. H. A. C.

### M a t h z.

*Aesthetica literaria antiqua classica sive antiquorum scriptorum cum Graecorum(m) tum latinorum de arte literaria praecepta et placita, collecta, ordine systematico disposita adnotationibusque passim instructa a Josepho Hillebrand, Phil. Ord. paedagog. Giessensi. 1828. XII u. 484 S. in 3.*

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfs., die ausgezeichneteren Stellen der Alten, Griechen und Römer, welche die allgemeine Aesthetik, so wie die Poetik und Rhetorik betreffen, in einer bestimmten Ordnung zusammenzustellen und die Jünglinge, welche einer Anleitung zur sprachlichen Darstellungskunst bedürfen, die Lehren derselben gleichsam aus dem Munde derer vernehmen zu lassen, die ihnen selbst als practische Vorbilder erschienen sind. Des Verfs. Plan bey Entwerfung dieses Buchs ging also über die Grenzen der Wiedeburgischen praecepta rhetorica etc. hinaus. In der Anordnung der Stellen legte er im Ganzen sein unter dem Namen Literatur-Aesthetik erschienenenes Buch zum Grunde; zur Erklärung fügte er hier und da kurze Anmerkungen bey. Hiernach zerfällt nun das Ganze in einen ersten Theil, der aber eigentlich nur die Prolegomena zu der Theorie der literarischen Darstellungskunst (Theorie der sogenannten schönen Literatur) enthält, oder die Stel-

len welche über Schönheit und Kunst im allgemeinen handeln; was mithin den kleinsten Theil des Buchs ausmacht (er geht von S. 3 bis 27), und einen zweyten Theil, welcher von den Erfordernissen der sprachlichen Darstellungskunst überhaupt (von S. 131..159) und dann von der poetischen und rhetorischen Darstellung insbesondere handelt (von S. 160..484). Der Abschnitt über Rhetorik mußte, wie auch der Vf. bemerkt hat, der ausführlichste seyn, da die Alten selbst darüber am ausführlichsten sind.

Zu dem ersten Theil erlauben wir uns nur folgende Bemerkungen. In dem Paragraphen über den platonischen Begriff von dem Schönen vermißten wir die Stelle des Timäus: *αρχαι δε καλλους συμμετρια ποτι ταυτα τα μερεα και ποτι ταν ψυχαν*; sonst hat der Vf. aus Plato, Aristoteles u. a. sorgfältig gesammelt. In Beziehung auf die Ansicht, welche Plato im Staate von der Kunst aufstellt, würde es Ref. für zweckmäßiger gehalten haben, wenn der Vf. statt aus dem Zusammenhange herausgenommener Stellen, lieber den Inhalt der ganzen Untersuchung, besonders im 10. Buche mitgetheilt und Platos eigene Worte, wo es möglich war, eingeflochten hätte. So würde Platos Ansicht nicht nur deutlicher werden, sondern auch der Unterschied der Aristotelischen Ansicht von ihr um so bestimmter hervortreten, welche weniger auf die allgemeine Idee der Schönheit sieht, zu welcher Plato sich hinwendet, als auf die Verwirklichung derselben in besonderer Gestalt, d. i. die Kunst, Gewicht legt.

Die allgemeine Theorie der schönen Literatur, welche den ersten Abschnitt des zweyten Theils enthält, umfaßt die Lehren, welche der poetischen und prosaischen Darstellung gemeinsam sind, und betrifft 1) die Form der sprachlichen Darstellung

(elocutio) und zwar die grammatischen und ästhetischen Eigenschaften des Styls überhaupt, und die Forderungen besonderer Darstellungsarten, wozu noch die Rubrik de elocutionis decoro kommt, welche sich aber doch mehr auf den Stoff bezieht; 2) den Stoff, wobey der Vf. nur Stellen der Alten über die Gemüthsbewegungen (affectus), die Charactere (mores) und die Aehnlichkeit der Vorstellungen (simile s. comparabile) heraushebt.

Die besondere Theorie der schönen Literatur handelt von dem Wesen und der Form der Poesie, und von den Dichtungsarten und ihrer Eintheilung, wobey wohl noch zu S. 197 Anm. die Bemerkung zu machen wäre, daß Plato sich in der Stelle de rep. III. einer, später von den Grammatikern häufiger angewandten, Eintheilung nur bedient, ohne daß man dieselbe als wesentlich platonisch anzusehen berechtigt wäre. Vgl. Schleiermachers Anmerk. zum Staate S. 543. In der Rhetorik oder Theorie der Prosaunst im Allgemeinen sonderte der Vf. die Stellen, welche die eigentliche Redekunst, und die, welche die übrigen Gattungen der prosaischen Darstellung betreffen, ab, und stellte noch in zwey Anhängen die Stellen der Alten von Gedächtniß und Vortrag, und von den Mitteln, sich die sprachliche Darstellungskunst zu erwerben, auf.

Wir finden das Buch zur Grundlage bey dem Unterricht in der Theorie der sprachlichen Darstellung sehr empfehlenswerth, und wünschen, daß ein geschmackvoller Philolog bald auch die Stellen der Alten über die übrigen schönen Künste mit Sinn zusammenstellen möge.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

114. 115. Stück.

Den 21. Julius 1831.

---

L e y d e n.

Bey Luchtmanſ, 1828: Henrici Arentii Hamaker, ll. oo. in acad. Lugd. Bat. prof. ord. et legati Warneriani interpret etc. *Miscellanea phoenicia, sive commentarii de rebus Phoenicum, quibus inscriptiones multae lapidum ac nummorum, nominaque propria hominum et locorum, explicantur, item punicae gentis lingua et religiones passim illustrantur. Accedunt quinque tabulae lithograptae.* X und 368 Seiten in gr. Quart.

Die im J. 1822 herausgegebene Diatribe des Verfs. über einige punische Denkmähler erlitt bekanntlich von mehreren Seiten öffentlichen Widerspruch. Der Verf. glaubte aber mit Unrecht getadelt zu seyn; es kamen ihm bald noch einige neue Denkmähler zu, von denen die besten in dem Museum zu Leyden jetzt aufbewahrt werden; so entstand zur Bertheidigung der früheren Schrift und zur neuen Erklärung dieser seitdem



bekannt gewordenen Denkmähler obige Schrift, welche durch mannigfache Streifzüge in nahe Gebiete und viele Zusätze zu diesem weiten Umfange gediehen ist. Für die allem Anschein nach sehr treue Darstellung der neuen Denkmähler wird jeder Freund solcher Studien dem Vf. aufrichtig danken; die bloße Bekanntmachung solcher Monumente in treuer, ungeschmückter Form ist schon sehr verdienstlich. Was aber die Methode der Entzifferung und Erklärung der Denkmähler selbst betrifft, so kann sie Ref. ebenso wenig billigen und zur Nachahmung empfehlen, als er die Resultate, die der Verf. so sicher und selbstgenügsam gewonnen zu haben glaubt, für richtig und sicher halten kann. Freylich liegt ein Hauptgrund der Unsicherheit der Erklärung in den Denkmählern selbst, diesen einzigen schwachen Trümmern der Kunst und Literatur eines großen weit verbreiteten Volks, Resten einer Sprache, die schon an sich ihrer Natur nach am schwierigsten zu lesen und zu verstehen sind, wie viel mehr wenn sie die einzigen sind. Die ungemeyne Schwierigkeiten, Licht in solche tenebrae punicae zu bringen, sind von jedem Leser und Critiker wohl zu erwägen, und gern wird er auch über mißglückte Versuche milder urtheilen. Aber wenn der Forscher mitten in diesen Finsternissen und Schwierigkeiten, die ihn überall furchtsam und vorsichtig machen sollten, dennoch mit der kühnsten Sicherheit auf dem unsichern Boden schreitet, alles liest und alles erklärt, nur seine Meinung für die einzig mögliche hält; wenn er auch das Wenige, welches auf diesem Gebiete sicher seyn kann, nicht zuvor sich ausmüht und festhält: so wird ihn endlich das Resultat täuschen müssen und die im Einzelnen gezeigte nicht geringe Gelehrsamkeit ist für das Ganze

und den wahren Zweck vergeblich verwendet. Uebersehen wir jetzt die Methode und die Resultate des gelehrten Verfassers.

So wenige Reste sich auch von der phönici-  
schen Sprache erhalten haben: so viel ist doch  
aus ihnen und aus dem Vaterlande des Volks  
selbst deutlich, daß sie der nördlich-palästini-  
schen d. h. der ins Aramäische übergehenden hebräi-  
schen, wie wir sie aus dem A. T. kennen, am  
meisten verwandt war. Eben das Hebräische  
aber mit seinen vielen Eigenthümlichkeiten und  
Verschiedenheiten ist dem Verf. weniger nach sei-  
nem wahren Wesen und seinen Gesetzen bekannt,  
und er kommt in seinen Untersuchungen und  
Vermuthungen auf die unhaltbarsten Ansichten,  
deren Grund ein tieferes Studium dem Verf.  
sogleich zeigen würde; z. B.  $\text{שָׁן} = \text{שׁ}^2$  2 Sam.  
14, 19. Mich. 6, 10 ist  $\text{שָׁן}$  mit  $\text{שָׁן}$  ver-  
wechselt; die Form  $\text{שָׁן}$  soll nach S. 75 aus  
 $\text{שָׁן}$  abzuleiten seyn;  $\text{כָּן}$  Ez. 36, 5 soll als  
chald. Form der stat. emphat. seyn, welcher  
zum Sinn und zur Syntax gar nicht paßt, wenn  
er überhaupt möglich wäre. Wo solche Ansich-  
ten in das Lesen und Erklären der Monumente  
eingreifen, da kann unmöglich Sicherheit erreicht  
werden, und wozu alles weitere Erklären, alle  
Ableitungen aus dem Sinn, wenn der Grund  
selbst schwankt? Dagegen ist der Verf. ein ge-  
nauer Kenner des Arabischen, und dieß ist ohne  
Zweifel die Ursache, daß ihm in den phönici-  
schen Denkmählern immer zunächst die arabischen  
Wörter und Formen vorschweben, daß er auch  
die Eigennamen aus dem Arabischen mehr als  
aus einem andern semitischen Dialect erklärt,  
daß seine ganze Erklärung alles Phönici-  
schen eine arabifizierende wird, und nichts so entlegen

oder so fremd, daß er nicht aus dem Arabischen ableitet. Wie ganz anders würde das Lesen und Erklären dieser Reste der phönizischen Sprache, die doch nie eine arabische oder arabisierte werden wird, dem Verf. sich gestaltet haben, wenn er alle semitische Dialecte harmonisch, jeden in seiner Klarheit und in seinen Grenzen, aufgefaßt, und das Arabische in seine Schranken gewiesen hätte! Gründe für dieses arabisierende Erklären findet Ref. nirgends in dem ausführlichen Buche; denn was S. 111 über die fabelhaften Züge der himjaritischen Könige in fremde Länder gesagt wird, kann eine arabisierte phönizische Sprache eben so wenig beweisen als der Handel der Phönicier mit Arabien, als ob sie nicht eben so mit vielen andern Ländern in Handelsverbindungen gewesen wären. Doch auch auf dem bloß arabischen Gebiete vermißt man das Bewußtseyn eines organischen Baues der Sprache und die Erforschung ihrer innern Gründe. Das Vorkommen eines sonst nicht unerweislichen Pronomen  $\bar{u}$  wird z. B. gar nicht erwiesen durch den Feminindual des Relativs  $\text{التي}$ , als ob hierin jenes  $\bar{u}$  ursprünglich sey (S. 110); denn das  $\bar{u}$  ist hier bloß um das Femininum zu unterscheiden aus  $\bar{u}$  entstanden, und  $\bar{a}$  kommt nur von der Dualendung.

Gehen wir zu der Uebersicht des Inhalts im Einzelnen über. In der ersten Inschrift, welche kurze Zeit vorher der Bischof Münter schon etwas abweichend gelesen und erklärt hatte, liest und versteht der Vf. die ersten und wichtigsten Worte so:  $\text{קָבֵר בַּת בְּ(בִי) בַת הַחֹלְכָה בֶן - עֶבֶד אֲשָׁמֶן}$   
 Sepulcrum filiae fletus, filiae infaustae filii  
 Ebed - aschmun. Diese Inschrift ist die unter

allen am leichtesten zu verstehende, und an dem richtigen Sinn mehrerer der obigen Buchstaben und Wörter zweifelt Rec. nicht; wie ist's aber möglich, die mittlern Worte filiae infaustae filii zu übersetzen gegen die Syntax des Genitivs? So viel erhellt aus dem Zusammenhange, daß das Wort zwischen בת und בן der Eigennamen des Vaters seyn muß, nicht ein hier alle Verbindung störendes Adjectiv. — Die zweite Inschrift, in seltenen Characteren, deren richtige Lesung sehr schwer ist, in Zeugitana gefunden, liest und erklärt der Verf. so: לְהוֹצִיאַת פֶּרֶת וְתוֹקָה עֵצָה : עַק תּוֹבָה תְּחַהֲצֵנָה פֶּרֶת דְּהַק (דְּהַט ?) תִּבְשֵׁי שְׂפֵעַ Propter partum (vel fecunditatem) armentorum et purgationem fontium obstructorum votum (vel sacrificium) duplicabitur. Vaccae debitae (vel sorte lectae) mactabuntur largiter. Geseht auch, dieser Sinn empföhle sich durch seine Leichtigkeit und Paßlichkeit, aber daß תּוֹבָה, selbst wenn man das arab. نَبِيّ vergleichen wollte, votum oder sacrificium bedeute, ist unbeweisbar; weder die Etymologie noch der Sprachgebrauch kann darauf führen. Die Erklärung der Symbole, welche die Inschrift auf dem Denkmahl begleiten, übergeht der Verf. hier wie sonst; sie geben ihm nur den ersten Gedanken über den möglichen Sinn der Inschrift, z. B. der hier abgebildete Stier führte den Verf. auf den Gedanken, daß von einem Stieropfer die Rede sey. — Die dritte äußerlich sehr ähnliche Inschrift liest und erklärt der Verfasser so: תּוֹבָה מִן עֵצָה לְעֶרְכָן בְּחַסְמִיר עַן בַּעַל צִעִי בְּחַאֲוֹבָה בִּנְן נִצְבֹּלָה נְחָן עֵזֶן לְבַעַל פְּרִיֹת לְהַתְעַדְלֹת עֲפִית Donum musti uvarum pro vineis propter incrementum earum. Enbaal Zoensis (vel

Zeugitanus) ad expiandos Bagenses monumentum posuit laudando (vel celebrando) dominum fructuum, ad compensationem publicam. Man sehe, ob hier ein gefälliger und passender Sinn und Zusammenhang ist. Die Worte wenigstens würden, wenn sie auch alle recht gelesen wären, schwerlich einen solchen Sinn geben können. Eine Form תַּסְבִּיר ist unerwiesen; תַּסְבִּירִי ließe sich denken; für צַעֲרִי erwartet man nach jener Uebersetzung mit dem Artikel; bey תַּאֲרִיבָה kehrt die oben schon berührte Schwierigkeit wieder, und אֵל kann nicht müßig eingeschoben seyn; עֲמָרָה ist rein arabisch, sogar in der Punctuation. — Eine andere schon von Lanci im J. 1825 zu Rom bekannt gemachte Inschrift wird S. 39 so erklärt: נָצַב נֹלֵלָא בַּעַל אֵלְלֵן (אֵלְלֵן?) אֵלְלֵן (?) סְבִיחָה לְבַעַל הַמֶּן אֵבֶן אֲשֶׁר יַעֲרֵל דְּבָרָן Posuit Nolela, dominus Elalensium (vel Alonensium) expiandi causa Baali columnam lapideam, quoniam incircumcisis est sermone. Was mag die letzte, unerklärliche Redensart bedeuten sollen? und wie hängen diese Worte zusammen? — Die Inschrift einer Münze lautet nach der Erklärung des alle andere Versuche verwerfenden Verfs. S. 150: לְצִדְוֹנִים אֲמִבָּם בְּאַפְאֵבָה צִר Sidoniorum (numus) profligantium mendacissimam Tyrum. Ist dieß wohl ein Gedanke, den man in einer Münzinschrift erwartet? kann das Adjectiv so vor dem Substantiv stehen, über welche Schwierigkeit der Vf. schweigt? und ist es so gewiß, wie der Verf. meint, daß אֵל für הָ als Artikel im Phönizischen

gebraucht werde? Eine Menge der neuen Erklärungen des Wfs. hängen von dieser Hypothese ab.

Doch der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, alle neue Inschriften mit der Deutung des Wfs. hier anzuführen; über den übrigen Inhalt des Buchs muß Ref. sich kürzer fassen. Nach den zwey ersten Büchern welche Inschriften auf neue Art erklären, enthält das dritte Buch S. 87 .. 135 die Vertheidigung der früheren Schrift des Verfs., besonders gegen Kopp und Gesenius; auch die von letzterem Gelehrten den Carpocratianern zugeschriebene Inschrift bekommt hier eine neue Erklärung, ohne daß die Vorfrage aufgeworfen wäre, ob diese sonderbare Inschrift echt sey? Im vierten Buche folgt die Erklärung mehrerer phönicischer und hasmonaischer Münzen, wobey der Verf. oft Fr. Per. Bayer bestreitet; auch eine punische Münze von der Stadt Himeria in Sicilien glaubt der Verf. zuerst entdeckt zu haben. Das fünfte Buch S. 164 .. 215 erklärt einige Wörter Sanchuniathons und erläutert die Etymologie vieler phönicischer, carthagischer und cyprischer Personennamen; so wie das sechste die Etymologie solcher geographischer Namen, und einige von den Griechen überlieferte Fremdwörter aus Cypem. In der That, seit Bochart's Riesenwerke hat kein Gelehrter die semitische Etymologie solcher Namen mit so großem Fleiße gesucht. Der Verf. ist aber hier auch in der Art des Etymologisirens ein Nachfolger Bochart's; nichts ist so entfernt, was nicht durch solche etymologische Künsteley aus dem Schall herausgelockt werden könnte. Leider ist die Erklärung oft zu künstlich und unnatürlich; ob alle africanische und cyprische Namen aus dem Phönicischen zu erklären seyen, ist zugleich mehr als zweifelhaft. Denn warum sollten nicht viele

Namen von den Ureinwohnern geblieben seyn? wie unnatürlich z. B. die Annahme S. 303, daß *βρίγες*, welches nach Hesychius die Libyer (so wird emendiert für Lyder) für *ἐλεύθεροι* gebrauchten, aus *בְּרִיָּה* zu erklären sey, als ob dieses 'frey', und nicht vielmehr nach Etymologie und stetem Gebrauch bloß 'flüchtig' bezeichnete. Und so zeigt auch dieser etymologische Theil des Werks, daß es in den dunkleren Theilen des Alterthums sicherer ist, nur falschen Meinungen zu wehren und mit bescheidener Geduld zu suchen und zu forschen, als alles nach einer Lieblingsidee mit stürmender Eile zu beugen und alles sofort erklären zu wollen.

Durch das ganze Werk ziehen sich außerdem sehr viele und verschiedene Bemerkungen über das Alterthum der verschiedensten Völker; Emendationen und Erklärungen zu Classikern und zum *N. T.*; der Sinn des Widerspruchs belebt am meisten solche Nebenbemerkungen, auf welche den Verf. sein Weg führt. Manches darunter ist der Bemerkung und Prüfung werth; vieles aber, besonders die Erklärungen und Emendationen zum *N. T.*, ist nicht aus tieferer und allseitiger Untersuchung geschlossen. Zu beachten ist z. B. S. 238 die Vermuthung, daß *כּוּב* S. 30, 5, welches manche aus Unkunde in *נּוּב* 'Nubien' verändern wollten, die Stadt Goba oder Ghobat (Itiner. Anton. p. 18) in Mauritaniens sey; wenn aber der Verf. *הִיךְ* Job. 41, 3 aus *יִיךְ* durch Buchstabenverwechselung ableitet und diesem die Bedeutung von *عَيْن* 'selbst' geben will; wenn er S. 175 das offenbar verdorbene *בְּדִירָתָהּ* Jos. 15, 28, ohne der Emendation zu gedenken, gezwungen erklären will: wer wird ihm hier und sonst

bestimmen können? Ueber das Verhältniß der semitischen Sprache und Mythologie zur griechischen kommen auch viele Ansichten vor, die Ref. nicht vertheidigen kann, und man sieht, daß der Verf. als Orientalist dem griechischen Elemente seine Rechte nimmt. So soll *ἅγιος* und der Apollo *Ἄγχιος* von *אֵן* 'Fest' abgeleitet werden (S. 69); *ἥλιος* oder vielmehr *ἄελιος* von *אֵל* 'Gott' S. 75, und dergl. mehr.

Doch wenden wir uns zu dem zurück, was die Wissenschaft durch dieses Werk gewonnen hat, so gesteht Ref. gern, daß durch die vorliegende Sammlung von Inschriften der verschiedensten Länder und Arten die Paläographie nicht wenig gefördert ist. Am merkwürdigsten ist darunter ein vor kurzem in Aegypten entdecktes Fragment mit phöniciſchen Buchſtaben, welche dem hebräiſchen Quadratalphabet ſehr ähnlich, und wahrſcheinlich von einem alten ägyptiſchen Juden geſchrieben ſind. Der Verf. folgert daraus, daß die Hebräer gleich den Aegyptern zwey Alphabete zu gleicher Zeit hatten, ein heiliges, dem jetzigen Quadratalphabet ähnliches, und ein anderes für das gewöhnliche Leben, das ſich daher auf Münzen zeige. Nur iſt ſo ſchwer zu ſagen, wie für das gewöhnliche Leben, welches die Züge der Buchſtaben verkürzt und abrundet, die ſchwerere und ſichtbar alterthümlichere Schrift ſich feſtſetzen konnte; und in jenem ägyptiſchen Fragment könnte man eher den Uebergang aus den älteren zum jetzigen Alphabete ſehen.

G. H. A. C.

S t u t t g a r d.

Bey Ebflund: Epistola critica ad Jo. Fr. Boissonade, qua novae Rhetorum Graeco-



rum editionis a se curandae specimen proponit Christianus Walz Ph. Dr. 1831. 80 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift, Herr Doctor Walz zu Tübingen, ein gründlich gebildeter und sorgfältig forschender Philolog, hat auf vierzehnjährigen Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich handschriftliche Vergleichen mehrerer Griechischer Schriftsteller, besonders aller derer angestellt, welche man unter dem Namen der Griechischen Rhetoren begreift, und wird nächstens eine auf diese Collationen gegründete Ausgabe derselben erscheinen lassen, welche bedeutend mehr als die Aldina (welche man bekanntlich höchst selten vollständig antrifft) unter andern auch viel Unediertes, umfassen wird. Wenn auch diese technischen Schriftsteller des spätern Alterthums durch beständige Wiederholung derselben oft sehr äußerlich gefaßten Bemerkungen den Leser ermüden: so ist es doch von der größten Wichtigkeit ihre Lehre vollständig zu kennen, auch wird der Ueberdruß, den sie selbst erregen, durch zahlreiche Fragmente aus Dichtern und Prosaisern ermäßigt, wie z. B. ein ausnehmend schönes und anmuthiges Fragment der Sappho erst kürzlich aus den Scholien zum Hermogenes, welche Herr Dr. Walz herausgeben wird, zum Vorschein gekommen ist (Rheinisches Museum für Philologie III, 2 am Ende). Wie wir hören, hat Herr von Cotta den Verlag dieses wichtigen Werks unternommen, und wir dürfen hoffen, daß eine rasche Vollendung desselben im Drucke die Erwartung des philologischen Publicums nicht abstumpfen werde (*ἀπὸ γὰρ κόρος ἀμβλύνει αἰανῆς ταχείας ἐλπίδας*), und eine

sorgfältige Correctur dem Drucke die Reinheit geben werde, welche bey solchen Werken das erste Erforderniß ist, und in dieser Epistola nicht überall gefunden wird.

Die vorliegende Epistola geht eine Anzahl Stellen aus Hermogenes Progymnasmen (welche zuerst unser Herr Hofrath Heeren, dann ein Englischer Gelehrter im Classical Journal ediert hat, der sich unfundigerweise für den ersten Herausgeber hielt), Sopatros *Στηματα*, welche bisher sehr wenig beachtet worden sind, dann aus Phöbammon, daneben aus Menander de encomiis, Theon, Alexander de figuris und Andern durch, und knüpft an die Verbesserung derselben Untersuchungen aus der diplomatischen Critik an, welche von der großen Belesenheit und Handschriftenkunde des Verfassers Zeugniß ablegen. Er theilt dabey Manches aus seinen Collationen mit, namentlich auch zum Pausanias, für den er ebenfalls mehrere Handschriften verglichen hat; es ist sehr zu wünschen, daß die Lesarten derselben, besonders des C. Angelicus, etwa als eine Zugabe zur Siebelischen oder Bekkerschen Ausgabe baldigst gedruckt werden möchten. Wir können hier nur auf Einiges aufmerksam machen, wie auf die Erörterung, p. 10 sqq., über die Abkürzungen mehrerer häufig wiederkehrender technischer Ausdrücke, welche schon von den Abschreibern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, ja bereits des zwölften, oft mißverstanden und falsch aufgelöst worden sind. Die Siglen, welche dabey erklärt und auf einer lithographirten Tafel angegeben werden, bezeichnen die Worte: *γίνεται*, welches häufig mit *γράφεται* verwechselt wird, *ὁμοίως*, *ἔσται* oder *ἔστω*, die Präposition *περὶ*, welche

nach dem Verf. mit *παρὰ* durch dieselbe Sigle bezeichnet wurde, endlich *λογισμὸς*, worüber indeß der Verf. selbst sich zweifelhaft ausspricht. Ferner weisen wir hin auf die Bemerkungen über die durch den Itacismus, besonders durch die Verwechslung von *β* und *ν*, herbegeführten Fehler, p. 20, über das häufige Verkennen der Eigennamen in den Handschriften, p. 22, über die Siglen von *ὦ Ἀθηναῖοι* und *ὦ δικασταὶ* p. 27, die Verwechslung von *πατρὶ* und *πρὶν* durch die Sigle *πρι*, die Verwechslung von *φορὰ* und *φθορὰ* und ihren Compositen (welche ihren Grund darin hat, daß in *ΦΘ* von den drey kreisförmigen Buchstaben leicht einer über dem andern übersehen wurde). Einiger Zweifel bleibt uns bey der Stelle p. 9 aus Hermogenes Prog. c. 1, wo der Verfasser, vollkommne Uebereinstimmung des Hermogenes und Priscian voraussetzend, und eine Verwechslung von Abkürzungen annehmend, an die Stelle des *ἀνδρωπος* den *ἀλώπηξ* als Beispiel der *σοφία* (Priscian hat aber dafür eigentlich die *astutia*) setzt. Wir würden die Lesart lieber so anordnen, auch in einem andern Puncte von dem Verfasser abgehend: *πῶς δὲ γένοιτο πιθανός; ἂν τὰ προσήκοντα πράγματα τοῖς προσώποις ἀποδιδῶμεν· οἷον Περὶ κάλλους τις ἀγωνίζεται, ταῶς οὗτος ὑποκείσθω. Δεῖ τινὲ σοφόν τι παρατιδέναι, ἀνδρῶπος ἐνταῦθα. Μιμουμένους τὰ ἀνδρῶπων πράγματα, ἐνταῦθα ὑποθήσεις πιθήκους.* S. 20 hat der Verfasser den *Witz* des Cyniker Diogenes in *Arsenius Violentum* mißverstanden, und daher einen Schluß für das Alter des Itacismus gezogen, den wir nicht gelten lassen können. Herr Walz schreibt nämlich: *Διογένης ἀναπήρους ἔλεγε οὐ τοὺς κω-*

φοῖς καὶ τυφλοῖς, ἀλλὰ τοῖς μὴ ἔχοντας πειραν, obgleich der Farnesische Codex offenbar richtig πήραν hat; Diogenes sprach von dem Ränzel, der Cyniker beständigem Attribut, und nannte die ἀναπήρους, die damit nicht ausgerüstet seyen. Freylich ein Galembourg, der es mit der Etymologie sehr wenig genau nimmt. Bey Menander p. 597 wird aus ἀκούουσι καὶ Ἡσιόδου mit Recht Ακουσίλαος (oder Ακουσίλεως) καὶ Ἡσιόδου hergestellt; die dadurch gewonnene Erwähnung der Theogonie des Akusilaos ist nebst der bey Damascius p. 382 bey Kopp der Sturzischen Fragmentsammlung hinzuzufügen. Der Name Akusilaos hat überhaupt viel Unglück gehabt und mannigfache Corruptionen erfahren; außerdem was Sturz, hierin wenig vollständig, anführt, erkennt man auch bey Macrob. Saturn. V, 18, wo für Akusilaos Agesilaos steht, und den Scholien zu Hesiods Theogon. p. 247 Heins., wo man jetzt Arkesilaos liest, sichere Erwähnungen des alten Mythographen.

Einen Anhang zu der Epistola bildet eine nützliche tabellarische Uebersicht der Verwechslung der griechischen Präpositionen in den Handschriften.

K. D. M.

## H a n n o v e r.

Bey Hahn: Practische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Mit Erkenntnissen des Oberappellationsgerichts zu Cassel. Von Dr. B. W. Pfeiffer, Kurfürstl. Hessischem D. A. Rathe. Dritter Band. 1831. VIII u. 644 S. in 4.

Da die beiden früheren Bände dieses sehr be-

achtungswerthen Werks eines ausgezeichneten Geschäftsmanns, sowohl was den von dem Herrn Verf. beabsichtigten Zweck, als die Art und Weise der Ausführung betrifft, bereits in diesen Blättern gewürdigt sind, so kann sich Ref. im Ganzen auf sein dort über dasselbe geäußerte Urtheil beziehen, und sich auf die Versicherung beschränken, daß auch der vorliegende dritte Band dieselbe Auszeichnung verdient, welche die früheren in jeder Hinsicht erhalten haben. Die Zahl der gelieferten Abhandlungen ist zwar in diesem Bande geringer, indem er nur zehn Nummern (nämlich 4 aus dem römischen, 3 aus dem deutschen Privatrechte, 2 aus dem Kirchenrechte, und 1 aus dem Staatsrechte) enthält; dagegen umfaßt die zehnte beynahе drey Vierteltheile des Ganzen. Veranlassung hierzu gab die hohe Wichtigkeit des in derselben abgehandelten Gegenstandes, nämlich des rechtlichen Verhältnisses der Justiz zur Administration, zum Zwecke einer genauen Sonderung des amtlichen Wirkungskreises der Gerichte und der administrativen Behörden. Bekanntlich gehört dieser Gegenstand zu den allerbestrittensten sowohl in der Theorie, als in der Praxis; und man kann dreist behaupten, daß eben so viele verschiedene Ansichten über denselben herrschen, als Schriftsteller existieren, welche ihn berührt haben. Die beiden ausführlicheren, ihm eigens gewidmeten Abhandlungen von Struve (Unterricht von Regierungs- und Justizsachen) und von v. Ramdohr über Justizsachen (in dessen juristischen Erfahrungen. Th. II. S. 369 ff.) enthalten nur Material für die practische Anwendung, ohne jedoch dasselbe auf reine und consequent durchzuführende Grundsätze der Theo-

rie zu basieren; dem Herrn Verfasser gebührt daher das unläugbare Verdienst, solches zuerst versucht zu haben. Mit dem freysinnigsten Muth erklärt er sich durchaus gegen die sogenannte Administrativ-Justiz, für unbedingte Unabhängigkeit der Gerichte in den Grenzen ihres richterlichen Berufs und gegen jede Einwirkung der Administration auf ihre Entscheidungen. Dagegen bemüht er sich die Grenzen dieses ihres richterlichen Berufs klar und deutlich zu bestimmen, zu gleicher Zeit aber auch nachzuweisen, daß jede Rechtsverletzung durch Handlungen administrativer Behörden, der Entscheidung der Gerichte zu unterziehen sey. Ueber die Abmarkung jener Grenzen muß jedoch die Ausführung des Herrn Verfassers selbst nachgelesen werden, da es hier der Raum verbietet, tiefer in das Detail derselben hineinzugehen. Scheinbar sind durch dieselbe die Gerichte, andern Staatsbehörden gegenüber, zu hoch gestellt; bedenkt man aber, von welchem geringen Umfange das eigentliche Besizthum der Gerichte, und wie eng begrenzt ihre amtliche Thätigkeit, im Vergleich mit dem weit ausgreifenden vielumfassenden Wirkungskreise aller übrigen Staatsbehörden ist, so wird den Herrn Verfasser gewiß dieserhalb kein gegründeter Vorwurf treffen können, und so werden die Administrativbehörden ihrer Seits auch den Gerichten, ihre, zur Sicherstellung des allgemeinen Rechtszustandes, nothwendige unabhängige Stellung in dem kleinen Gebiete ihres Wirkens nicht beneiden dürfen, und noch weniger geneigt seyn können, denselben ihr oft schweres Tagewerk durch versuchtes Ankämpfen gegen die volle Autorität ihrer Entscheidungen, auf directem oder indirectem Wege zu verküm-

mern. — In Betreff der übrigen Ausführungen erlaubt sich Ref. auf zwey vorzüglich aufmerksam zu machen, da in ihnen, von frühern rechtlichen Ansichten, abweichende Grundsätze aufgestellt werden. In N<sup>o</sup>. V. wird auszuführen versucht, daß der Jagdberechtigte jedesmal zum Erfaxe des den Grundeigenthümern zugesetzten Wildschadens, verpflichtet sey, ohne sich dagegen mit der Einrede, daß ihm kein Uebermaaß seines Wildstandes zur Last falle, schützen zu können; und in N<sup>o</sup>. VI., daß die Beschränkung der im Staatseigenthume sich befindenden Flüsse auf ihre Grenzen und Betten, und die Erhaltung derselben in solchen, als eine allgemeine, das Wohl des ganzen Landes betreffende Maaßregel anzusehen sey, und von allen Bewohnern gleichförmig dazu beygetragen werden müsse. Daneben gibt jedoch der Herr Verfasser zu, daß die gewöhnliche Uferbefestigung, welche durch die einem jeden Einzelnen der Flußanlieger zu Gebote stehenden geringern Mittel bewirkt werden könne, dem Eigenthümer des anstoßenden Grundstücks, als Folge der natürlichen Lage desselben, obliege; und daß in Ansehung der Flußnutzungen aus dem allgemeinen Grundsatz, daß, wer den Vortheil einer Sache genieße, auch die Lasten derselben tragen müsse, in der Anwendung auf den Wasserbau im Flusse, die rechtliche Nothwendigkeit zu folgern sey, den Ertrag jener Nutzungen zu den Kosten des Wasserbaus zunächst verwenden zu müssen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

116. Stück.

Den 23. Julius 1831.

---

G ö t t i n g e n.

*Animadversiones quaedam de numero centuriarum a Servio Tullio, rege Romanorum sexto, institutarum. Auctore H. Zachariae, J. U. Doct. 1831. 16 Seiten in Quart.*

Nachdem der Verfasser dieser kleinen Gelegenheitschrift einige Worte über den Geist und den Zweck der servianischen Verfassung, so wie eine kurze Schilderung und Erklärung der Einrichtungen jenes Gesetzgebers, in so weit es zum Verständniß des Folgenden nöthig schien, als Einleitung vorausgeschickt hat, bemüht er sich eine, von den bisherigen Versuchen abweichende, Vereinigung der verschiedenen Angaben von Dionysius, Livius und Cicero über die Zahl der sämtlichen Centurien zu bewerkstelligen. Zuvor werden jedoch die wichtigsten über diesen Gegenstand aufgestellten Meinungen geprüft; und vorzüglich die Niebuhrschen Ansichten über die Zahl der Centurien und über die Emendation



von Cic. de rep. II. 22 als nicht haltbar verworfen. Was des Verfassers eigene Ansicht betrifft, so hält er die Zahl der Centurien (193), wie sie sich aus dem Texte der zweenen Hand in dem Codex deletitius ergibt, für richtig und bringt Livius und Dionysius dadurch in Uebereinstimmung, daß er 1) die Stelle bey Livius I. 43 In his accensi etc. von drey besondern Centurien versteht, 2) an die Stelle der zwey Centurien Handwerker, welche Livius und Dionysius der ersten (oder zweyten Classe) beygeben, die eine Cent. *fabrorum tignariorum* des Cicero setzt; und 3) der Dionysischen Summe die vergessene *Centuria accensorum velatorum* hinzufügt. Der Verf. glaubt, daß das Ende des 22sten Kap. bey Cicero so zu ergänzen sey: *Quin etiam accensis velatis, liticinibus, cornicinibus, proletariis et capite census quatuor attributae sint centuriae.* Durch eine kleine Tabelle wird dann die dadurch herbeygeführte Uebereinstimmung versinnlicht.

Zuletzt versucht der Verfasser die Schwierigkeit zu heben, welche die Ciceronianische Stelle dadurch erregt, daß Cicero oder Scipio der ersten Classe nur 70 Centurien zuzutheilen scheinen. Jenes geschieht dadurch, daß der Verfasser das von der ersten Hand herrührende Wort 'certamine', welches die zweyte Hand irrig in das häufig vorkommende *centuriae* verwandelt habe, beybehält, und die Ueberzeugung ausspricht, Scipio wähle gerade einen Streit zwischen den Plebejischen Rittern und den in den *sex suffragia* enthaltenen Patriziern aus, um zu zeigen, daß wenn jene auch die Mehrzahl des ärmern Volkes auf ihrer Seite hätten, doch die erste Classe im Verein mit den *sex suffragia* leicht

obliegen könne. Der Verfasser glaubt nun, daß durch jene Correctur die zweyte Hand auch zur Umänderung der Zahlen genöthigt worden sey; sie habe deshalb der ursprünglichen LXXXVII II hinzugefügt, und CVI in CIV, X in VIII umwandeln müssen (S. 8. . 16).

Zum Schluß erwähnen wir nur noch, daß der Verf. S. 6 Note 6 die Ueberzeugung ausspricht, es habe bis Servius Tullius gar keine Centurien der Ritter gegeben, — eine Hypothese, welche er bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zu begründen verspricht.

### B e r l i n.

Bey Ferd. Dümmler: Das Land und Volk der Bructerer, als Versuch einer vergleichenden Geographie der ältern und mittlern Zeit, von Leopold von Ledebur. Nebst zwey Charten. 1827. VI und 334 Seiten in 8.

Die Bructerer, ein Hauptvolk unter den alten Bewohnern des jetzigen Westphalens, Kampfgenossen des Arminius in der Teutoburger Schlacht, wo ein Römischer Adler in ihre Hände fiel, dann unter der Leitung der Prophetin Veleda tapfere Mitstreiter des Batavischen Freyheitshelden Civilis, später ein wichtiger Theil des Franken-Volkes, verdienen es wohl, in einer besondern Monographie behandelt zu werden. Aber die Arbeit des Verfassers ist umfassender, indem er ziemlich die ganze Gegend zwischen dem Niederrhein und der Weser in den Kreis seiner Untersuchung gezogen, und die alte Stamm- und Saugeographie derselben gründlich beleuchtet hat.

Die leitende Idee bey diesen Untersuchungen, welche der Verf. zwar nicht zuerst aufgestellt, aber doch mit besonderm Fleiß und Glück auf

die Geographie dieser Gegenden angewandt hat, ist, daß die Localverhältnisse der alten Stämme Germaniens den Gaueintheilungen des frühern Mittelalters zum Grunde liegen, welche wieder mit den kirchlichen Abtheilungen zusammentreffen und darin erkannt werden. So versucht der Verf. die Stämme der Bructerer, Chamaver, Angrivarier u. s. w., welche man sich früher in weiten Strichen mit unbestimmten Grenzen nebeneinander wohnend und durcheinander ziehend dachte, durch feste Grenzen, welche zum Theil ihre Bedeutung bis auf den heutigen Tag behalten haben, zu sondern, und ein klares Bild geordneter Völkerverhältnisse für die von den Römischen Schriftstellern beschriebene Zeit zu geben.

Gewiß sind die mannigfaltigen und oft sehr merkwürdigen Coincidenzen zwischen alten Völkergrenzen und späteren kirchlichen und politischen Abtheilungen, welche bey diesen Erörterungen ans Licht gezogen werden, nicht zu verkennen; sie werden auch den Zweifler im Allgemeinen zur Billigung dieses Verfahrens nöthigen, und sich dem Forscher schon dadurch empfehlen, daß sie ein sorgfältiges Forschen nach Zusammenhang an die Stelle eines willkürlichen und oft launenhaften Ansehens bringen. Auf der andern Seite geräth aber bey dieser Methode der Forscher auch wieder in Gefahr, wirkliche Veränderungen der Stammverhältnisse zu übersehen, und den Zustand der Germanischen Völkerschaften sich bleibender und geordneter vorzustellen, als er in Wirklichkeit gewesen. Nicht als wenn man eine jede Schwierigkeit, welche bey der Auffuchung der Wohnsitze begegnet, sogleich durch Annahme einer Wanderung zu lösen hätte; aber es gibt schon in den Jahrhunderten

des Cäsar, Tacitus und Ptolemäus Völkerbewegungen unter den Germanen, welche zum Theil gewissen nachweisbaren Gesetzen folgen, und deren Resultate natürlich Störungen des früheren Besitzstandes sind, welche genau beachtet seyn wollen, wenn man nicht frühere und spätere Zustände als angeblich coexistierend in ein Bild vereinigen will. Dieß ist der Vorwurf, welchen wir der Untersuchung des Verfassers und der Darstellung ihrer Resultate auf der beyliegenden Karte machen, daß sie Völkerstämme, deren Existenz und Macht in diesen Gegenden ganz verschiedenen Zeiten angehört, als ruhige Nachbarn nebeneinander stellt. Für sehr gefährlich aber achten wir die Aushülfe, deren der Verfasser sich mehrere Mal bedient, um das Vorkommen desselben Namens in verschiedenen Gegenden zu erklären, indem er nämlich, statt eine Wanderung anzuerkennen, in solchen Fällen lieber zu der unwahrscheinlichen Voraussetzung greift, daß ganz verschiedene Stämme, deren Gaunamen einige Aehnlichkeit hatten, von den Römern durch denselben Namen bezeichnet worden seyen. Das Folgende wird einige Beispiele dieses Verfahrens angeben, nachdem wir nur noch bemerkt haben, daß das gesammte Werk in vier Abschnitte getheilt ist, wovon der erste: die Grenzen des Landes der Bructerer. 2. Die an die Bructerer grenzenden Völker. 3. Die Geschichte der Bructerer. 4. Nachweisung einiger Punkte im Lande der Bructerer, überschrieben ist.

Was die Bructerer selbst anlangt: so ist hier die Untersuchung des Verfassers am befriedigendsten und führt zu dem sichersten Resultate. Wir wissen aus Strabon, daß die Bructerer an beiden Seite der Lippe wohnten; in der Nähe dieses Flusses lag nach Tacitus Andeutungen der

Thurm der Belcda; in denselben Gegenden finden wir die Bructerer bey allen Römerzügen, und obgleich, als Tacitus seine Germania schrieb, die Römer, einem Gerüchte zu viel Glauben schenkend, sich schon der Vernichtung der Bructerer durch die eingedrungenen Chamaver und Angrivarier freuten, kommen sie doch in derselben Ausdehnung noch bey Ptolemäos und später vor. Nun heißt im Mittelalter (noch im Jahre 1033) der Landstrich südlich von der Lippe bis an die parallel fließende Ruhr der Boroctra-Gau, und bildet einen Theil des Cöllner Sprengels. Nördlich von der Lippe stößt daran der Südergau, welcher den Sächsisch-Münsterschen Sprengel bildete, aber nach den alten Geographen ebenfalls (wenigstens zum großen Theil) Bructerer-Land gewesen seyn muß. Daß nur der südlichere Theil des alten Bructererlandes den Namen Boroctra-Gau behauptete, erklärt der Verfasser so, daß hier die kleinen Bructerer, *Bructeri minores, οὐ μικροί*, gewohnt hätten, welcher Name den eigentlichen Kern des Stammes bezeichne; die nördlichen Striche aber hätten den größeren Bructerern, d. h. den an die Bructerer angeschlossenen mit ihnen verbrüdereten Stämmen, angehört: wogegen immer das Zeugniß des Strabon streitet, daß die Lippe durch das Land der kleinen Bructerer floß. Ob nicht eine andere Auflösung der Frage natürlicher ist, nämlich die, daß der Südergau schon früher Sächsisch geworden sey, und eine Zeitlang die südlichste Abtheilung des Sachsenlandes gebildet habe, bis es hernach (wir wissen nicht wann) den Sachsen gelang, auch das südliche Bructererland jenseits der Lippe mit sich zu vereinigen, wie denn auch hernach noch ein Fränkisches Volk *Boructuarii* in den westlichsten Theilen dieses

Gaues als von den Sachsen befehdet und am Ende unterworfen vorkommt? (worüber der Vf. S. 279 ff. handelt).

Größer sind die Bedenken, welche die Ansetzung der die Bructerer umgebenden Völkerstämme nach dem Systeme des Verfassers bey uns erregt. Wir gehen in der Aufzählung derselben um die Bructerer herum, von Süden beginnend, und nach Westen, Norden und Osten wandernd. Südlich von den Bructerern, von der Ruhr bis an die Grenzen Hessens, im Süderlande, wohnen die Sicambri; hinter ihnen theils die Chatti, theils im westlichen Theile Hessens, im Oberlahngau, die Langobardi Suevi, deren Name von dem Lahn- und Battengau abgeleitet wird; westlich neben den Sicambren die Tencteri oder Tingri, im Engersgau; nördlicher davon die Chattuarii, welche in Kaiser Julianus Zeit als Franci Attuarii erscheinen, im Hatterun-Gau an der Ruhrmündung; darüber die Usipetes westlich von den Bructerern den Rhein entlang bis zur Vereinigung desselben mit der Yffel (zugleich aber sollen sie nach dem Verfasser ihre ursprünglichen Sitze im Rheingau, am Wisperbach, behauptet haben); mit diesen stoßen zusammen, indem sie zum Theil auch dieselbe Gegend successiv einnehmen, die Chamavi an der obern Yffel, westlich von den Nord-Bructerern, in dem Gau Hamaland, der zum Theil Sächsisch war, theils zum Ripuarischen und zum Salischen Frankenlande gehörte; weiter nördlich die Salii an der untern Yffel, die auch Salas heißen habe; östlich von diesen die Tubantes in dem Gau Twente; weiter die Amsivarii im Emsgau nördlich von den großen Bructerern; östlich von diesen die Chasuarii an der Dsnabrückschen Gase;

zwischen diesen und den Nordbructerern die Marsi; dann die Angrivarii zwischen der Hunte und der Weser, im Entergau, wovon sie nachmals über das westliche Cherusdien längs der Weser sich ausbreiteten, welches nach ihnen Angaria, Engern, genannt wird; endlich an der Ostgrenze der Marser, Bructerer und Sicambrer die Cheruscorum gentes, und zwar zunächst in der Wesergegend die von den Cheruskern abhängigen, in ihrer Clientel stehenden Völker, dahinter aber in der Gegend des Harzes der Kern dieser Völkerverbindung, die eigentlichen Cherusci.

Unter diesen Ansetzungen ist fast keine, welche wir nicht für eine gewisse Zeit als richtig gelten lassen könnten; um so mehr aber trifft unser Zweifel das Zusammenbestehen dieser Localverhältnisse in irgend einer Periode. Mehr, weil das Verfahren des Verfs. hier sehr bestimmt hervortritt, als weil davon die Untersuchung in ihren Hauptpunkten abhinge, beginnen wir bey den Suevischen Langobarden. Der Verf. nimmt diesen Stamm, den erst Ptolemäos in den Ländern zwischen Weser und Rhein erwähnt, für einen alten Bewohner derselben, und behauptet, daß die hier ansässigen Langobardi von den Langobarden an der Elbe ganz verschieden seyen, indem diese von dem Lain- und Bardengau, jene von dem Lahn- und Battengau den Namen hätten. Aber wie höchst unwahrscheinlich ist es, daß so ganz verschiedene Localnamen durch ein zufälliges Zusammentreffen denselben Volksnamen ergeben haben sollten, zumal da die Langobarden in den westlichen Sizen eben so Sueven genannt werden, wie in den östlichen. Wie auffallend ferner, daß diese Sueven-Langobarden bey den früheren Römerzügen nie erwähnt werden, denn daß die *silva Bacenis*, welche Cäsar

als Grenze der Sueven und Cherusker erwähnt, in Battenfeld zwischen dem Oberlahn- und Nitztergau zu suchen sey, ist eine ganz willkürliche Annahme; Tacitus kennt in Norddeutschland keine Sueven in einem westlicheren Landstrich als im Elbthal. Dagegen sind die Sueven in den ersten Jahrhunderten der Bekanntschaft der Römer mit Germanien die einzigen Deutschen, welche theils gegen das Keltenvolk, theils gegen ihre eigenen Landsleute auf Eroberungen auszogen, wie bereits Cäsar durch Ariovist erfuhr; Sueven waren die Germanischen Völker, welche sich damals im Elsaß niederließen, die Bangionen, Remeten, Triboccer; die Eroberer der vormals Keltischen Donauländer, die Hermunduren, Marcomannen, Quaden, waren nach Tacitus Sueven; Marbod's Krieg gegen Arminius ging aus Suevischen Eroberungsplänen hervor; und so fügt es sich in diese Reihe von Erscheinungen ganz natürlich ein, daß in Ptolemäos Zeit auch die Suevischen Langobarden gegen Südwest vorgezogen erscheinen, wie auch damals schon die Suevischen Angeln von den Gegenden, die sie bey Tacitus einnehmen, in derselben Richtung vorgerückt und über die Elbe gegangen waren.

Eben so wenig können wir beystimmen, wenn der Verf. die Namen Chasuari und Chattuarii, welche offenbar nur durch einen verschiedenen Dialect unterschieden sind, ganz getrennten Stämmen beylegt. Tacitus kennt nur die Chasuari, die er a tergo Chamavorum, das heißt, wie aus dem Folgenden erhellen wird, zwischen die Weser und den Harz setzt, so daß sie mit der Osnabrückschen Hase schwerlich etwas zu schaffen haben können; dieselben kommen als Chattuarii oder Attuarii öfter als Theilnehmer der Cherusker-Kriege vor, und bewegen



sich später, als Genossen des großen Frankenbundes, mit andern Stämmen in einer ganz regelmäßigen Progression gegen den Rhein, wo Julian sie angreift und Verwüstungszüge gegen Gallien an ihnen rächt. Der Verf. leitet von ihnen mit großer Wahrscheinlichkeit den Hatteningau im Ripuarischen Frankenlande her, dem er seine Stelle an der Mündung der Ruhr in den Rhein nachweist, aber der Ursprung dieses Gau-Namens kann nach dem Gesagten nicht wohl bedeutend über die Zeiten Julians hinausgesetzt werden.

Verwickelter ist die Sache bey den Chamavern, welche Herr von Ledebur in den Gau Hamaland am Niederrhein setzt. Allerdings geht aus der Stelle in Tacitus Ann. XIII, 55 (mit welcher indeß der Verf. S. 86 zu willkürlich umgeht) hervor, daß vor den Usipiern einmal die Chamaver in diesem Theile des Rheinufers gewohnt haben; allein Tacitus in der Germania und Ptolemäos kennen sie durchaus nur in der Gegend der Weser und von da gegen den Harz hin. Die Stelle in der Germania sucht zwar der Verf. anders zu wenden, allein der natürliche Zusammenhang der Localbezeichnung ist unverkennbar. Neben den Tencterern, sagt Tacitus, wohnten ehemals die Bructerer, an deren Stelle durch jene große Völkerschlacht die Chamaver und Angrivarier getreten seyen, welche man sich offenbar als einander verbündete und benachbarte Völkerstämme denken soll; rückwärts (a tergo) schließen sich an diese die Dulgibiner und Chasuaren an; nach vorn (a fronte) liegt das Land der Friesen (welche deswegen nach Tacitus gleich an die Angrivarier stoßen, weil nach seiner Meinung die dazwischenliegenden Bructerer verschwunden sind). Frons und tergum sind.

Ausdrücke, welche, so viel der Unterz. beobachtet hat, sich durchaus immer auf die Richtung der Römischen Grenze beziehen; bey den Rheingegenden heißt a tergo östlich, a fronte westlich; an der Donau jenes nördlich, dieses südlich. Daß aber die Angrivarier und die dahinter liegenden Chamaver in gleicher Breite mit den Friesen gedacht werden, kömmt wohl daher, weil Tacitus sich überhaupt die Nordküste Germaniens ganz anders in Gedanken zeichnete als sie wirklich ist, daher es, um seine Nachrichten von der Völkergelage völlig critisch benutzen zu können, erforderlich seyn wird, sich erst eine Karte Germaniens, wie es sich Tacitus vorstellte, zu entwerfen, wo man es dann mit den Ausdrücken a fronte, a tergo, a latere ganz genau nehmen muß, und erst darnach die wirkliche Gestalt Germaniens in Tacitus Zeit zu construieren. Was nun aber Ptolemäos Zeugniß betrifft: so entfernt dieß der Verf. durch dasselbe kecke Verfahren, gegen das wir uns oben erklären mußten, indem er dessen Chamaver für einen von den andern ganz verschiedenen Stamm, die Bewohner des Ammergaus am Harz, erklärt, welche die in Hamaland am Rhein nur durch eine zufällige Namensähnlichkeit berühren würden. Gewiß werden wir die Zeugnisse der Alten mehr in Ehren halten, wenn wir die Chamaver erst nach Ptolemäos, im Anfange des dritten Jahrhunderts, ihre Sitze von neuem am Niederrhein nehmen und dem großen Gau Hamaland, der allerdings mit ihnen zusammenzuhängen scheint, seinen Namen geben lassen.

Noch möchten wir bezweifeln, ob die Marsen, deren Macht ganz der Augustischen Zeit angehört, und die Sicambren, welche nach ihrererspflanzung an die Waal in Tiberius Zeit nur

mit einem geringen Rest in Deutschland zurückgeblieben waren, und von den späteren Dichtern mehr als ein großer und furchtbarer Name der Vergangenheit, als nach wirklichen historischen Vorgängen aus neuerer Zeit, erwähnt werden, ihre Stelle auf einer Karte behaupten können, wo auf der andern Seite schon die Salier als ein besonderer Völkerstamm angegeben sind, welche, ihr Name mag abgeleitet werden wie man will, doch erst durch die Bildung der Conföderation der Franken als eine Abtheilung derselben in die Geschichte eintreten.

Dies sind die Bedenken, welche der Unterz. dem einsichtsvollen Herrn Verf. zu unbesangener Erwägung vorlegt, indem er im Uebrigen die großen Verdienste, die sich Herr von Ledebur um die Kunde der Germanischen Gauen erworben, und die Gründlichkeit seiner geographischen Studien in diesem früher zu sehr vernachlässigten Theil der Historie und Geographie, von welcher seit der Erscheinung dieses Werks bereits einige andere Abhandlungen des Verfs. neue Proben gegeben haben, so weit er von seinem Standpuncte aus darüber zu urtheilen befähigt ist, mit der gebührenden Hochachtung anerkennt.

R. D. M.

## N e a p e l.

Aus der königlichen Buchdruckerey: *Plantae rariores quas in itinere per oras Ionii ac Adriatici maris et per regiones Samnii ac Aprutii collegit Joannes Gussone, Med. Dr. et praefectus H. R. botanici in Boccardifalco. 1826. 401 Seiten und LXVI Kupfer tafeln in Quarto.*

Im Jahre 1824 machte Herr Gussone, der

unter den Botanikern Italiens anerkannt einen hohen Rang einnimmt, auf Befehl des nunmehr verstorbenen Königs beider Sicilien, welchem auch das vorliegende Werk dediciert ist, eine botanische Reise an die Küsten des Ionischen und Adriatischen Meeres von Reggio bis Bari und besuchte darauf einige Gegenden in Samnium und in den Abruzzen. In diesen nächst dem Innern der Türkei und einigen Theilen von Spanien am wenigsten von Naturforschern besuchten Gegenden von Europa, in denen unter dem glücklichsten Klima und bey der großen Abwechslung der äußern Bedingungen der Vegetation das reichste und mannigfaltigste Pflanzenleben sich entwickeln und die ausgezeichnete Flora, welche dem Becken des Mittelmeeres eigen ist, in ihrer höchsten Fülle sich zeigen muß, konnte eine reiche Erndte an neuen und seltenen Gewächsen einem so einsichtsvollen und emsigen Forscher, als Herr Gussone ist, nicht entgehen. Die Art und Weise aber, wie derselbe in dem vorliegenden Werke, welches als ein wichtiger Nachtrag zu Lenore's Arbeiten betrachtet werden muß, mit seinen Entdeckungen und Beobachtungen uns bekannt macht, verdient alles Lob, da er mit sorgfältiger Kritik und gewissenhafter Benützung älterer und neuerer Schriftsteller die Arten bestimmt, die weniger bekannten und neuen gut beschrieben und die Standorte genau angegeben hat, auch nicht in den gewöhnlichsten Fehler der italiänischen Schriftsteller, in eine unnöthige Weitläufigkeit, verfallen ist. Wir müssen es andern Blättern überlassen, durch einen weitläufigern Auszug im Einzelnen nachzuweisen, wie viel unsere Kenntniß von der Vegetation des südlichsten Italiens durch Herrn Gussone's Arbeit gewonnen hat und beschränken uns daher darauf, die auf den Kupfer-

tafeln treu und sauber, aber nicht coloriert, dar-  
 gestellten Arten hier anzugeben, und bemerken  
 vorher nur noch, daß das Linnéische System bey  
 der Anordnung des Einzelnen zum Grunde ge-  
 legt ist. — Tab. 1. Callitriche Brutia Pet.  
 t. 2. fig. 1. *C. pedunculata* De C. fig. 2. *C.*  
*truncata* Guss. t. 3. *Veronica anagalloides*  
 Guss. Schwerlich von *V. Anagallis* verschieden.  
 t. 4. f. 1. *Fedia sphaerocarpa* Guss. f. 2. *Pol-*  
*lycnemum arvense recurvum*. t. 5. f. 1. *Agro-*  
*stis pallida* De C. f. 2. *Polypogon maritimum*  
 Willd. t. 6. *Festuca dimorpha* Guss. t. 7.  
*Festuca rigida* Roth. t. 8. f. 1. *Bromus lau-*  
*ceolatus* Roth. f. 2. *Br. fasciculatus* Presl.  
 t. 9. *Avena fallax* R. S., zu welcher *A. semper-*  
*virens* De C. und *A. convoluta* Presl. gezogen  
 werden. t. 10. f. 1. *Avena villosa* Bertol. f. 2.  
*A. puberula* Guss. Weicht durch die gerade, we-  
 der gedrehte noch gebogene Granne einigermaßen  
 vom Sattungscharacter ab. t. 11. *Hordeum*  
*secalinum* Pers. (nec Host). t. 12. *Scabiosa*  
*pilosa* R. S., die wir indessen immer noch sammt  
 der *S. argentea*, welche der Verf. für verschie-  
 den hält, als eine der zahlreichen Formen der  
*Sc. ucranica* L. ansehen. t. 13. f. 1. *Asperula*  
*neglecta* Guss. f. 2. *A. nitens* Guss. f. 3.  
*Plantago montana* Lam. t. 14. *Hypecoum*  
*procumbens* L. t. 15. *H. glaucescens* Guss.  
 t. 16. *Anchusa undulata* L., bey der der Vf.  
 bemerkt, daß die gleichnamige Pflanze der Flora  
 Graeca zu *A. hybrida* Ten. zu gehören scheine.  
 t. 17. *Echium arenarium* Guss. t. 18. *Campan-*  
*ula nutabunda* Guss., eine ausgezeichnete ein-  
 jährige der *C. lobelioides* verwandte Art. t. 19.  
*Phyteuma collinum* Guss. (*Campanula virgata*  
 Ten.). t. 20. f. 1. *Thesium intermedium* Ber-  
 tol. f. 2. *Th. humile* Vahl. t. 21. *Verbas-*

cum viminale Guss. t. 22. *Bupleurum Odontites* L. t. 23. f. 1. *B. aristatum* Bartl. Die Verschiedenheit dieser beiden Arten hat auch der Verf. schon früher erkannt, und die letztere für das wahre *B. Odontites* L. haltend, die erstere unter dem Namen *B. Fontanesii* seinen Correspondenten mitgetheilt. t. 23. f. 2. *B. glaucum* De C. t. 24. *Myrrhis cynapioides* Guss. t. 25. *Ammi crinitum* Guss. t. 26. *Ligusticum cuneifolium* Guss. t. 27. *Heracleum Orsini* Guss. t. 28. *Rumex elongatus* Guss. Nach Bertolone eine Spielart von *R. crispus*. t. 29. *R. uliginosus* Guss. Gehört, wie es scheint zu *R. palustris* Sm. t. 30. *Gypsophila Arrostii* Guss. (*Arrostia dichotoma* Rafin.). t. 31. *Saponaria calabrica* Guss. Der *S. ocymoides* nahe verwandt, aber einjährig und aufrecht. t. 32. *Dianthus velutinus* Guss. t. 33. *D. ciliatus* Guss. Aehnlich dem *D. furcatus* Horn. jedoch wegen der ganzrandigen Blumenblätter und der glatten Blätter vorerst wohl als eigene Art zu betrachten. t. 34. *Silene Graefferi* Guss. (*S. ciliata* Morett.). t. 37. f. 1. *Stellaria Saxifraga* Bertol. f. 2. *Sedum litoreum* Guss. t. 38. *Euphorbia cuneifolia* Guss. Ganz vom Ansehen der *E. helioscopia*, aber durch die Bildung der Kapsel und der Samen verschieden. t. 39. *Pyrus cuneifolia* Guss. t. 40. *Spiraea flabellata* Bertol. (*Sp. chamaedrifolia* Ten.) t. 41. *Helleborus intermedius* Guss. t. 42. *Satureja canescens* Guss. t. 43. *Scrophularia lucida* L. Die wahre Pinnéische so oft verwechselte Art, die auch, wie Ref. gelegentlich bemerkt, auf den nördlichen Dalmatischen Inseln nicht ganz selten ist. t. 44. *bicolor* Sibth. t. 45. *Scr. chrysanthemifolia*. Im Texte nennt der Verf. die erste Art *Scr. multifida* Willd.,

die andere *Scr. bicolor*, welche Benennungen offenbar die richtigen sind. t. 46. f. 1. *Teesdalia Lepidium* De C. f. 2. *Aubrietia deltoidea* De C. f. 3. *Aubr. Columnae* Guss. t. 47. *Alyssum leucadeum* Guss. t. 48. *Ononis polymorpha* Guss., eine Art, die der *O. pubescens* sehr nahe steht. t. 49. *Lathyrus ciliatus* Guss. t. 50. *Hedysarum echinatum* Guss. t. 51. *Trifolium praetutianum*. t. 52. *Medicago obscura* Retz. t. 53. *Scorzonera trachysperma* Günth. t. 54. *Sc. Columnae* Guss. t. 55. f. 1. *Sc. Tenorii* Presl. f. 2. *Sc. octangularis* Willd. t. 56. *Crepis glandulosa* Ten. t. 57. *Carduus affinis* Guss. t. 38. *Santolina alpina* L. Durch glatte Früchte weicht diese Art weit von *Lasiospermum pedunculare* Lag., mit welchem sie Sprengel verbindet, ab. t. 59. *Filago eriocephala* Guss. Vielleicht doch nur Varietät der *F. germanica*. t. 60. *Anthemis chia* L. T. 61. *Centaurea ambigua* Guss. Steht der Scopolis'schen *C. Kartschiana* sehr nahe. t. 62. *Juniperus phoenicea* L. b. *Lobelii*. t. 63. *Fraxinus rostrata* Guss. Ist besonders durch die Gestalt der Früchte sehr ausgezeichnet. t. 64. *Asplenium obovatum* Viv. t. 65. *Asplenium tenuifolium* Guss. (auf der Tafel fälschlich *Aspl. angustifolium*). t. 66. *Mentha suaveolens* Guss., die in einem mit pag. 379 beginnenden Nachtrage beschrieben ist.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

117. Stück.

Den 25. Julius 1831.

---

G i e s s e n.

Unsere Anzeigen haben schon so manche neue Ausgabe des Mackeldenschen, so ausgezeichnet beliebt gewordenen, Lehrbuchs des heutigen Römischen Rechts geliefert, und damit bald Bemerkungen über Veränderungen des Plans, bald andere, die man eher zufällige Herzenserleichterungen nennen könnte, verbunden, daß es wohl auch erlaubt seyn wird, von der in diesem Jahre auf 258 (statt 248) und 672 (statt 674) S. erschienenen neunten (sie ist um eine Zeile auf die Seite höher, dort ist aber von S. 147..162 ein Bücherverzeichnis hinzugekommen) etwas zu sagen. Die erste Ausgabe war von 1814 und nicht nur ist seit der zweyten wenigstens alle zwey Jahre eine erschienen, sondern mehr als die erste Hälfte des ersten Bandes, die Einleitung, ist nun auch ins Französische und aus diesem in das Spanische übersetzt worden, und eine Uebersetzung ins Russische stand schon



seit einiger Zeit bevor. Unter die Bemühungen des Verf., diesen Beyfall immer mehr zu verdienen, gehört unleugbar das sorgfältige Eintragen aller neuern Schriften, Journal-Aufsätze versteht sich mitgerechnet, und selbst Recensionen nicht ausgeschlossen. Diese Sitte fast bloß des 19ten Jahrhunderts, von welcher die Alten keinen Begriff hatten, dient gewiß zur Empfehlung eines Buchs bey den angeführten noch lebenden Schriftstellern, wie sich der Unterz. noch erinnert, daß er nahe daran gewesen ist, die Encyclopädie des seligen Schott darum zu beneiden; ob sie für die Leser, namentlich für die Anfänger von Nutzen sey, hängt natürlich am meisten davon ab, welchen Werth ein Aufsatz habe, und da gesteht denn der Unterz. daß er mehreres, seiner Ueberzeugung nach, recht Grundschlechte angeführt gefunden hat. Er für seine Person darf dieß freylich am wenigsten bemerken, denn vielleicht ist ihm die Ehre, angeführt zu werden, in diesem Buche häufiger widerfahren als irgend jemand; aber selbst dabey könnte er allenfalls ein Beyspiel angeben, daß das weniger Wichtige erwähnt und das Wichtigere übergangen ist, denn II. S. 3 ist zu der Bemerkung, die der Unterz. dem Vf. Dank weiß, Wer zuerst die jetzt so fast allgemein beliebte Ordnung, wohl zu merken nur für das heutige Recht, aufgestellt, Wer sie aber auch allein wieder verlassen habe, sogar mit Verweisung auf seine Beyträge belegt; aber es sind nur die Stellen, wo möglichst kurz bey jedem hier in Betracht kommenden sog. Buche die Ordnung angegeben ist, hingegen die Stellen, woraus so viele erst erfahren haben, Wem sie folgten, auch wenn sie gerade ihm nicht folgen wollten, sind übergangen. Noch verdient vielleicht erwähnt zu

werden, daß der Verf., wenn er Aufsätze und Anzeigen anführt, es gewiß nicht um deswillen thut, weil er der einen oder der andern selbst mehrere lieferte, denn er gehört, so viel der Unterz. weiß und doch wohl wissen muß, unter die in beider Rücksicht enthaltsamsten Gelehrten.

Um so mehr sollte man denn von ihm erwarten dürfen, daß er Stellen seines Buchs, gegen welche sich schon lange etwas einwenden ließ oder wohl gar eingewandt worden ist, genauer prüfte, und da hat denn der Unterz. schon lange geglaubt, gleich im ersten §, bey dem Unterschiede zwischen dem subjectiven und objectiven Sinne des Wortes Recht, eine Veränderung erwarten zu dürfen. Er gäbe etwas darzum, wenn dieser Sprachgebrauch in seiner Geschichte gehörig entwickelt würde, der gewiß nicht römisch ist. Denn wenn unsere Candidaten die Frage nach dem jus in sensu subjectivo und dann vollends darnach, in welchen Fällen Dieses subjective reale heißt, zu beantworten wissen, so übertreffen sie darin den Cicero und Ulpian. Scholastisch wird er freylich seyn, wie jeder aus dem Subject und dem Prädicat in der Logik weiß, die aber freylich weder bey Franzosen noch bey Engländern vorkommen, so wenig wie der Unterschied zwischen Subject und Object, von welchen schon einmal bemerkt worden ist, man habe auf dem Raftadter Congreß den Franzosen zu Gemüth geführt, wenn die auf Ländern des linken Rheinufer haftenden Schulden von den zur Entschädigung für jene auf dem rechten Rheinufer angewiesenen Ländern getragen werden sollten, so würden diese Schulden ihr *sujet* und ihr *objet* verändern, wo-

bey die französischen Gesandten schwerlich erriethen, daß Erste gehe auf die Person des Schuldners und das Andere auf die verpfändete Sache. Denkt man nun vollends an den Kantischen Sprachgebrauch, wie da das Subjective und das Objective von einander unterschieden sind, so möchte doch auch nicht bloß um der vorhin erwähnten Uebersetzungen willen, sondern auch für deutsche Leser zu wünschen seyn, daß die Sache anders ausgedrückt würde und der Verf. nicht bloß den ersten § nun neu hinzugethan hätte, wegen dessen die sieben ersten §§ eine andere Zahl haben, als noch in der letzten Ausgabe, ein Uebelstand welchen der Verf., wie jeder, der sein Buch in Paragraphen eintheilt, bey verschiedenen Ausgaben gern vermeiden möchte, und dem dießmal dadurch geholfen ist, daß der vorige § 7 'von einheimischem und fremdem Rechte' hat wegfallen müssen.

Daß die Reihen, wornach in den größern Digesten = Titeln die Schriftsteller ausgezogen sind, hier nicht fehlen, versteht sich. Aber theils wird es S. 84 für ausgemacht angenommen, es seyen drey gleichzeitige Commissionen gewesen, theils ist gerade was der Unterz. für das Gelenk halten möchte, welches man so lange nicht traf, und weswegen denn die Entdeckung erst vor zwölf Jahren gemacht wurde, ganz übergangen, nämlich daß die Bücher ad ed. in drey Drittheile zerfielen, wovon das mittelste (die libri singulares ehemahls des ersten Jahrs, aber auch, und noch vor ihnen, die pars de rebus des zweyten und abwechselnd des dritten) in der Sabinus = Reihe, also der Regel nach vor dem ersten Drittheil, vor den prota, ste-

hen, ein Umstand, welcher nicht um die Entdeckung weiter zu begründen, wie es hier wohl in anderer Beziehung heißt, sondern um sie weiter zu benutzen, gebraucht worden ist, daß nämlich auch unsere Digesten, sowohl dem Inhalte, als der ursprünglichen Bestimmung in Rücksicht auf den Vortrag nach, in drey Drittheile zerlegt werden können, die aber bey de rebus von jener Eintheilung abweichen, da diese pars zu dem ersten Drittheile zu rechnen ist.

Bey dem Anfang des besondern Theils hat der Unterz. mit Leidwesen bemerkt, daß der Verf. schon in der vorigen Ausgabe Etwas, was Dieser sonst nach der Meinung des Unterz. entschieden vorgetragen hatte, nun nachdem der Unterz. geglaubt hat, alle Einwendungen hinweggeräumt zu haben, so zweifelhaft läßt, daß man wirklich nicht weiß, welche von beiden er zu der seinigen macht. Von den beiden Ansichten ob die obligationes zu dem dritten oder zu dem zweyten Theil des Institutionensystems gehören, scheint ihm 'nun die erste nach der innern Natur der Obligationen und Actionen als gleichartiger Rechte, die zweyte aber nach der äußern Anordnung des Systems in Gajus und Justinian's Institutionen den Vorzug zu verdienen'. Damit ist doch der Umstand, daß bey Gajus die Obligationen mit dem dritten Buche schließen, so günstig ausgedrückt, wie möglich, und wenn man sich wundert, daß Theophilus bestimmtes und wiederholtes Zeugniß gar nicht erwähnt ist, so kann der Verf. sich damit rechtfertigen, daß gerade die zwey Hauptstellen aus Diesem bey ihm auch angeführt sind, nur

freylich bloß nach Zahlen und ehe von der Verschiedenheit der Ansichten etwas gesagt ist. Den angegebenen Schriften nach, könnte man glauben Hn. Prof. Heffter's Gajus und Hn. Dr. Weiß Abhandlung hätten den Verf. wankend gemacht. Sonst ließe sich auch noch sagen, die ganze Frage gehöre eigentlich in die Einleitung, wo von den Institutionen gehandelt wird, und da hätte denn auch das zweyte, genau genommen das ältere, System des römischen Privatrechts, bey den Digesten, erwähnt werden sollen, wo pars II. III. IV. V. mit den vier Stücken des jetzigen besondern Theils so viele Aehnlichkeit haben.

§. 131 heißt es 'wahrscheinlich' habe infortiatum den Namen von der Verstärkung durch die tres partes, eine Einschränkung, die §. 60 wohl noch nöthiger wäre, wo es geradezu heißt, wir hätten von Ulpian ein(en) liber singularis, den die Neuern Ulpiani fragmenta nennen. Der Name, den die Handschrift hat, ist hier gar nicht erwähnt, da doch §. 102 nun bemerkt ist, wie das in der ersten Ausgabe corpus legum genannte Werk, in einer Handschrift ganz gewiß heißt. — Noch etwas was der Verfasser gewiß ändern wird, ist §. 47 der Ausdruck, in fr. 1 D. 14, 6 werde gesagt: Macedo sey ein improbus foenerator gewesen!

Hugo.

L e i p z i g.

Bey Knobloch: Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Zweyter Band. 1831. 246 Seiten in Octav.

Die Leser erinnern sich der Anzeige des ersten Theils dieser Gedichte (1830. St. 137) und was dort über den Gesichtspunct gesagt ist, aus dem sie betrachtet werden müssen, nämlich als poetische Darstellungen des Orients, die aber nicht bloß Früchte der Phantasie, sondern der Bekanntschaft mit dem Oriente sind; und zwar nach den Hauptvölkern geordnet. Wenn der erste Band den Arabern gewidmet war, so ist es dieser zweyte Theil den Persern. Die Bekanntschaft mit der Lehre Zoroasters, dem Dienst des Ormuzd, und dem Zendavesta mußte also die Grundlage der Poesie dieses Theils bilden, und bildet sie wirklich; aber auch nur als Grundlage, und ohne gelehrte Pedanterey. Es sind, das lezte ausgenommen, kleine Gedichte lyrischer Art. Der Geist des Orients, und zwar des Alt-Persischen Orients, weht in ihnen. Oder wäre dieß — um nur eine kleine Probe zu geben — nicht in folgendem der Fall?

### Der sterbende Parse.

Tragt mich hinaus, wo über's grüne Thal  
Mild segnend blickt der Sonne goldner Strahl.  
Noch einmal will ich freuen mich am Licht  
Bevor in Nacht mein sinkend Auge bricht;  
Noch einmal trinken will ich Morgenduft,  
Bevor hinauf mich Ormuzd's Stimme ruft.  
O glühend Licht, wie herrlich strahlst du mir!  
Bin ich schon jetzt ein reiner Theil von Dir?

Die beiden schönen Stücke: der Pilger vor Persepolis, und die Lehre der Parsen können wir nur bemerklich machen; das folgende theilen wir ganz mit:

## Der Segen Dsemschids:

Wenn die Keime schwellen, vom Lichte trunken,  
 Wenn duftend und grünend zum Festaltar  
 Die Erde sich kleidet in quellende (?) Funken,  
 Dann erneut sich die Welt, dann beginnt das  
 Jahr.

Sey denn, im allverjüngenden Glanze  
 Geweiht dem Lichte, mein Isthakar:  
 Dich schmückt mit ewigem Frühlingskranze  
 Umjubelnder Völker beglückte Schaar!

Und sinkt ermattet mein Haupt einst nieder,  
 Du, Säulen = ragende Eschilminar  
 Sprichst laut: 'Hier ruhen des Königes Glieder,  
 Der Iran's goldene Zeit gebar.'

Das letzte größere Stück ist überschrieben:  
 Ein Tag in Ispahan; und soll uns das  
 Gewühl der Königsstadt, indem Personen aller  
 Stände redend und handelnd auftreten, an ei-  
 nen kaum sichtbaren Faden einer Handlung ge-  
 knüpft, versinnlichen. Hier stets dem Orient  
 treu zu bleiben war für den Europäer eine  
 schwere Aufgabe. Wir überlassen es den Lesern  
 zu beurtheilen, ob sie durchweg glücklich gelöst  
 sey; gewiß aber vereinigen sie sich mit uns zu  
 dem Wunsche daß der talentvolle Dichter seine  
 poetische Wanderung weiter fortsetzen möge!

Hn.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 28. Julius 1831.

P e n z a n c e.

Ben L. Bigur's: Transactions of the Royal Geological Society of Cornwall; instituted February 11th, 1814. Vol. III. X u. 372 S. in Octav. 1828.

Der vorliegende Band von Abhandlungen der Cornwaller Geologischen Gesellschaft enthält viel Schätzbares, aber noch weniger als bey den früheren Bänden, beschränken sich die Mittheilungen auf geologische Gegenstände. Die Aufnahme von antiquarischen und bergmännischen Aufsätzen in eine Sammlung, deren Titel nur Beiträge zur Geologie vermuthen läßt, ist nicht zu billigen. Je mehr die Anzahl von periodischen und Gesellschaftsschriften zunimmt, um so strenger sollte man hinsichtlich der Begränzung ihres Inhaltes seyn, um dadurch wenigstens einigermaßen die Schwierigkeiten zu mindern, welche für die vollständige Fassung und Nutzung der immer reichlicher fließenden Quellen der Wissenschaften, aus der übermäßigen Vielfältigung ihrer Sammelbehälter hervorgehen.



I. On the Changes which appear to have taken place in the primitive form of the Cornish Peninsula. By John Hawkins, Esq. p. 1. Nach der Aussage des vielgereisten Verfassers gibt es vielleicht keine Gegend, in welcher die Spuren großer Revolutionen, wodurch die Oberfläche der Erde verändert worden, sich deutlicher zeigen, als in Cornwall. Primitive Unebenheiten sind mit demselben Rechte anzunehmen, als mannigfaltige, durch spätere Einwirkungen verursachte Veränderungen der Oberfläche. Diese sind von dem Verf. an den Erscheinungen, welche die Oberfläche von Cornwall darbietet, im Allgemeinen nachgewiesen und nach den Hauptperioden denen sie angehören, unterschieden.

II. Some Observations on the Alluvial Formations of the Western Part of Cornwall. By Henry S. Boasa. p. 17. Die Alluvialgebilde waren bisher in Cornwall, wie fast überall, sehr vernachlässigt. Sie übersteigen selten eine Tiefe von 100 Fuß und sind weder so ausgedehnt, noch so reich an Ueberresten von Animalien und Vegetabilien, als gewisse secundäre Formationen; gewähren aber dennoch ein bedeutendes, geologisches Interesse und sind überdem von großer öconomischer Wichtigkeit, indem sie Kiesel- und Kalksand für den Ackerbau, eine große Mannigfaltigkeit von Thonarten für Töpferen und Porzellanfabriken und Material für die Zinngewinnung liefern. Der Verf. theilt manche interessante Beobachtungen über den Gang der Verwitterung der Gebirgsarten mit, woben von ihm die Umwandlungen, welche ohne Ortsveränderung vor sich gehen, von denen sorgfältig unterschieden werden, die mit größerer oder geringerer Ortsveränderung verknüpft waren.

III. On the Period of the Commencement of Copper Mining in Cornwall; and, On the Improvements which have been made in Mining. By Joseph Carne, Esq. p. 35. Die Zinnengewinnung in Cornwall läßt sich durch historische Uebersieferungen und verschiedene Denkmäler mit Sicherheit bis in ein hohes Alterthum zurück verfolgen; wogegen die Nachrichten über die Kupferproduction sowohl in Cornwall, als auch in einigen anderen Theilen von Großbritannien in den Zeiten vor dem 17. Jahrhundert, sehr dürftig und in manchem Betracht unsicher sind. Obgleich die alten Briten den Gebrauch des Messings kannten, so scheint dasselbe doch bey ihnen zur Zeit der Römischen Invasion nicht verfertigt worden zu seyn. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man erst in dieser Periode angefangen hat, in England Kupfer zu gewinnen und daß Paris Mountain auf der Insel Anglesea, wo das Erz in großer Masse nahe an der Oberfläche liegt, die Stelle ist, wo das erste Kupferbergwerk angelegt worden. Ecton Hill in Staffordshire, wo man im J. 1670 die erste Anwendung von Schießpulver bey dem Bergbau in England machte, scheint ein anderer Punct zu seyn, wo früher als in Cornwall Kupfergewinnung Statt gefunden hat. Noch zur Zeit der Königin Elisabeth, wurde das meiste Kupfer, welches man in England verarbeitete, eingeführt. Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts fehlt es an Urkunden über die Kupfergewinnung in Cornwall. Vor 1700 scheint dort das Kupfererz nur beyläufig in den Zinngruben gewonnen zu seyn. Bis 1717 wurden in Großbritannien die Kupfermünzen nicht aus inländischem Kupfer geschlagen. Vom Anfange des 18ten Jahrhunderts an hat sich in Cornwall

die Kupferproduction allmählich immer mehr vergrößert. — In der zweyten Abtheilung dieses Aufsatzes ist eine Uebersicht von den Fortschritten des Cornwaller Bergbaues gegeben. Diese erscheinen am glänzendsten in dem Effecte der bey den Gruben zur Wassergewältigung und Förderung dienenden Dampfmaschinen. Es sind deren gegenwärtig 52 vorhanden und als mittlerer Effect ist nach der dort üblichen Berechnungsweise anzunehmen: daß 30,000,000 Pfund Wasser einen Fuß hoch bey dem Verbrande von 1 Bushel (= 1 $\frac{1}{2}$  Engl. Cubikfuß) Steinkohlen gehoben werden. Bey dem Maximum des Effectes beträgt das auf dieselbe Weise gehobene Wasserquantum wohl über 60,000,000 Pfund.

IV. Some Arguments in support of the opinion, that the Iktis of Diodorus Siculus is St. Michael's Mount. By T. F. Barham. p. 86. Die von dem Vf. beygebrachten Gründe setzen die schon von mehreren Schriftstellern vor ihm aufgestellte Meinung, daß St. Michaels Mount in der Nähe von Land's End an der südwestlichen Spitze von Cornwall, Iktis der Alten war, außer Zweifel. Diesem Puncte allein entspricht noch jetzt die im fünften Buche des Diodorus enthaltene Angabe, daß er zur Fluthzeit als Insel, zur Zeit der Ebbe als Halbinsel erscheint. Die Alten wählten ihn sehr passend zum Sitz einer Factoren, von wo aus sie den Ankauf des Zinnes von den benachbarten Bergwerken betrieben; wo sie dasselbe lagerten und aus dessen sicherem Hafen sie die Verschiffung besorgten.

V. On the Intercourse which subsisted between Cornwall and the Commercial States of Antiquity; and, On the state of the Tin-trade during the Middle Ages. By John Hawkins, Esq. p. 113. Hinsichtlich

des Zinnhandels bey den Alten sind von dem Verf. besonders die Untersuchungen unseres Herrn Hofraths Heeren benutzt. Die größte Nachfrage nach Cornwall'schem Zinn wurde durch die Einführung der Glocken bey den christlichen Kirchen, demnächst durch den Guß metallener Kanonen bewirkt. Auch hatte im Mittelalter die Einführung des Gebrauchs zinnerner Geräthe, welche der Verfasser aus Italien ableitet, Einfluß auf den Zinnabsatz. Bis in das 12te oder 13te Jahrhundert blieb der Zinndebit ganz in den Händen Englands. Um diese Zeit wurden Zinnbergwerke in Böhmen und etwas später auch in Sachsen aufgenommen; indessen hat die Zinnproduction in Deutschland dem Absatze des Englischen Zinnes, nie besonders geschadet, theils weil jene immer sehr viel geringer gewesen ist, als die Zinnproduction in England, theils aber auch weil durch den steigenden Luxus und die vervielfältigte Anwendung des Zinnes, die Consumption desselben sich immer vergrößert hat.

VI. On the singular state of some Ancient Coins lately found in the Sands of Hayle; and, On the evidence deducible from them relative to the period of the earliest deposition of Sand on the Northern Coast of Cornwall. By Joseph Carne, Esq. p. 136. Die Münzen wurden in einem kupfernen, in Sand vergrabenen Gefäße gefunden. Die an ihnen bemerkten Substanzveränderungen sind denen analog, welche Ref. an alten, in Göttingen gefundenen Münzen beobachtet und im 201. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1829 beschrieben hat.

VII. Some further Observations on the Temperature of Mines. By T. F. Barham. p. 150. Bestätigung der in den früheren Bän-

den dieser Gesellschaftschriften über die Zunahme der Temperatur in den Cornwaller Gruben mitgetheilten Beobachtungen. Besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen des Verfs. über den Werth der in Gruben auf verschiedene Weise angestellten Thermometerbeobachtungen. Bis zu einer Tiefe von etwa 100 Klafter ist in den Cornwaller Gruben keine bestimmt fortschreitende Zunahme der Temperatur zu bemerken.

VIII. On the Sand-Banks of the Northern Shores of Mount's-bay. By H. S. Boase. p. 166. Eine specielle, durch eine Profilzeichnung erläuterte, hier aber keinen Auszug gestattende Beschreibung.

IX. Some Account of Ancient Circles, and other Remains, on Botrea-Hill, in the Parish of Sancreed; with Remarks on the Origin of Hill-Castles. By T. F. Barham. p. 192.

X. On a singular exudation of Gas in the Union Mines. By Mr. W. J. Henwood. p. 203.

XI. On the Granite of the Western Part of Cornwall. By Joseph Carne, Esq. p. 208. Ueber die Structur und die Varietäten des Granits im westlichen Theile von Cornwall. Ueber die darin aufsetzenden Quarzgänge, in deren Nähe das Nebengestein oft eine andere Beschaffenheit, als in mehrerer Entfernung hat, wodurch die Annahme Wahrscheinlichkeit erhält, daß sie mit der Granitmasse gleichzeitig gebildet sind. Gänge von Granit und von Schörlfels. Höhlen im Granit, die durch Einwirkung des Meeres gebildet sind, aber nach der Verschiedenheit der Substanzen, die dadurch zerstört wurden, abweichende Beschaffenheiten haben. Verschiedenes Vorkommen von abgerundeten Blöcken

und Geschieben von Granit. Bemerkungen über das Vorkommen von Granitgeschieben in Gängen.

XII. On the Tin of the Island of Banka. By the late Sir T. S. Raffles. p. 247. Erst vor etwa hundert Jahren wurde in Banka Zinn entdeckt (nach Beckmann im J. 1711. Beytr. z. Geschichte d. Erfind. IV. 380). Bis 1811 — zu welcher Zeit der Besitz der Insel an England überging — wurde es unter dem ausschließenden Monopol des Sultans von Palembang gewonnen und in den Handel gebracht. Nach einem Contracte, der zwischen dem Sultan und den Holländern bestand, erhielten diese den größten Theil des producierten Zinnes, den Pecul (133½ Pfund Avoirdupois) zu 6..8 Dollars. Die jährliche Production hat, als der dortige Bergbau im höchsten Flor war, 60,000 Pecul betragen; in der letzteren Zeit dagegen nur 25,000 Pecul. Der Zinnstein hat sich auf Banka bisher nur in aufgeschwemmten Massen gefunden. Er wird durch Chinesen gewonnen, gewaschen und ausgeschmolzen. Das gewaschene Erz hält gewöhnlich 50..70 Procent. Ist der Gehalt geringer als 30 Procent so wird es als nicht schmelzwürdig betrachtet.

XIII. On the Produce of the Copper Mines of Europa and Asia, and particularly those of Armenia. By John Hawkins, Esq. p. 256. Eine interessante Zusammenstellung, die aber in manchen Theilen auf ältere Angaben sich gründet und daher für die gegenwärtige Zeit nicht durchgehends richtig ist. In Beziehung auf die von dem Verf. geäußerte Meinung, daß das Russische Kupfer in keine bedeutende Concurrrenz mit dem im Westen producierten kommen könne, erlaubt sich Ref. zu bemerken: daß Russisches Kupfer in Deutsch-

land Absatz findet und daß besonders das durch seine Güte sich auszeichnende, aus sogenannten Sanderzen gewonnene, für mehrere Fabricationen sehr gesucht wird. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß jene Sanderze, wie der Verf. vermuthet, in der in England mit dem Namen New red sandstone belegten, jüngeren Flözformation vorkommen, sondern eher anzunehmen, daß sie auf ähnliche Weise als die im Mansfeldischen und zu Niechelsdorf sich findenden, dem Grau- oder Weißliegenden angehören. Zur Berichtigung der Angaben über die Kupfergewinnung am Harz möge die Notiz dienen, daß im Jahre 1826 am Communion-Unterharz 2684 Ctr. und auf dem Hannöverschen Oberharz 615 Ctr. Kupfer produciert worden sind. Die Bemerkungen über die Kupfergewinnung in Spanien, kann Ref. durch die Nachricht vervollständigen, daß seit einigen Jahren bey Linares, am südlichen Fuße der Sierra Morena, eine ergiebige Kupfergrube im Betriebe ist, die auf einem im Granit aufsetzenden, Kupferroth und Kupfergrün führenden Gange bauet.

XIV. Some further Observations on the Temperature of Mines. By Robert W. Fox, Esq. p. 313. Schäßbare Beyträge zu den Erfahrungen von der Zunahme der Erdtemperatur mit der Tiefe, die sich größtentheils auf Beobachtungen über die Temperatur von Grubenwassern gründen. Die mittlere Temperatur der Oberfläche der Erde in Cornwall ergab sich aus Beobachtungen, die eine längere Zeit hindurch an drey verschiedenen Puncten, in einer Höhe von 120..300 Fuß über dem Meere so angestellt wurden, daß die Kugeln der Thermometer sich drey Fuß unter der Oberfläche befanden, zu  $49,86^{\circ}$  F. Der Verf. meint darin,

daß die bedeutendsten Erzgänge den magnetischen Meridian beynabe unter rechten Winkeln schneiden, eine auffallende Analogie mit manchen merkwürdigen Erscheinungen des Electro-Magnetismus zu finden; wogegen Ref. zu bemerken sich erlaubt, daß wenn gleich bey den Cornwall- und auch manchen anderen, z. B. den Kongsberger Erzgängen ein solches Streichen vorherrschend ist, doch in anderen Gegenden, z. B. am Harz, in Sachsen, in Böhmen, am Rhein, viele ausgezeichnete Erzgänge ein anderes Streichen haben. — Den Beschluß im vorliegenden Bande machen verschiedene Notizen, besonders über die Production von Zinn oder Kupfer in England, so wie über die Exportation dieser Metalle und einiger anderer Mineral-Producte aus Cornwall.

### Frankfurt am Main.

Verlag der Brönnerschen Buchhandlung: Archiv der Kirchenrechtswissenschaft im Vereine mit den Herren Professoren Blume in Halle, Brendel in Würzburg, v. Droste-Hülshoff in Bonn, v. Grolman in Gießen, Gründler in Erlangen, geistl. Inspector und Hofprediger Köhler in Gedern, Prof. Lang in Tübingen, Ministerial- und Geh. Regierungsrath Linde in Darmstadt, Dr. Lippert in Gießen, Prof. Michaelis in Tübingen, Regierungsrath Müller in Weimar, D.R. Ortloff in Jena, Prof. Scheurlen in Tübingen, Geh. Rath Schmalz in Berlin, Oberkirchenrath Stephani in Gunzenhausen, Dr. Uihlein in Heidelberg, Oberprediger Wolf in Kopenhagen und mehreren Andern, heraus-



gegeben von Carl Eduard Weiß, b. R. D. und Privatdocent zu Gießen. Bd. 1. Heft 1. 1830. 320 S. in 8.

Es ist schon bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern gezeigt worden, daß es ein Bedürfniß unserer Zeit sey, Zeitschriften zu haben, welche dazu bestimmt sind, kurze Abhandlungen von verschiedenen Verfassern in sich aufzunehmen. Daher haben auch die meisten Zweige der Jurisprudenz schon eins oder mehrere Werke dieser Art aufzuweisen. Unter diesen Umständen würde man sich sehr darüber wundern müssen, daß für das Kirchenrecht bisher noch keine solche Sammlung angelegt worden ist, wenn nicht leider schon längst die Erfahrung gezeigt hätte, daß die Juristen bey den wichtigsten kirchlichen Begebenheiten unserer Tage meistens müßige Zuschauer geblieben wären, und dieselben fast allein der Beurtheilung der Theologen überlassen hätten. Ref. ist daher überzeugt, daß durch das vorliegende Archiv der Kirchenrechtswissenschaft eine Lücke in der Literatur unserer neueren Jurisprudenz ausgefüllt wird, und wünscht dem Unternehmen des Herausgebers glücklichen Fortgang. Leider verspricht aber das vorliegende erste Heft einen solchen noch nicht. Denn eines Theils haben von den 13 auf dem Titel genannten Mitarbeitern nur wenige zu demselben Beiträge geliefert und sind die gelieferten so dürftig ausgefallen, daß über zwey Drittheile dieses Hefts von dem Herausgeber selbst herrühren, und andern Theils sind gerade des letzteren Aufsätze so werthlos, daß wenn sie auch in Zukunft den Hauptinhalt des Archivs bilden sollen, sich nicht erwarten läßt, daß dieses großen Beyfall bey dem Publicum finden werde. Es beginnt mit einem Vor-

wort des Herausgebers über den Zweck dieser Zeitschrift, worin er ziemlich verworren von der Rechtsbildung überhaupt, von der Religion, dem ursprünglichen Religionsrecht jedes Menschen, von der Entstehung kirchlicher Vereine, der Kirchenrechtswissenschaft, der Entstehung der christlichen Kirche und ihrer Fortbildung bis auf den heutigen Tag u. dergl. m. in einem kurzen Gemisch und auf eine höchst geistlose Weise redet, und dann erst am Schluß auf den Zweck der Zeitschrift kommt, welcher kurz in folgenden Worten enthalten ist: 'Die Vollendung des in seiner Anlage colossalen kirchlichen Doms zu fördern, ist eine unabweißliche Anforderung an jedes Zeitalter, insbesondere aber an das unsrige. Diesem hohen Zweck sey dieß Archiv geheiligt, das freundlich die Beysteuer unserer Zeitgenossen liefern soll, in denen der Geist der Toleranz nach den Ansprüchen unserer Vernunft herrscht.' Für sehr angemessen hält es Ref., daß der Herausgeber diese Zeitschrift ihrem Umfange nach auf das Gebiet der Kirchenrechtswissenschaft eingeschränkt hat, und daher namentlich der theologischen Streitsucht in ihr keinen Tummelplatz eröffnen will, weil sonst bald die juristischen Aufsätze in der Fluth der theologischen untergehen möchten. Jedes Heft soll enthalten: Abhandlungen aus dem gesammten Gebiete der Kirchenrechtswissenschaft, eine Uebersicht der neuesten deutschen kirchenrechtlichen Literatur, ein Repertorium der neuesten kirchlichen Verordnungen, insbesondere für die deutschen Staaten und kirchenrechtliche Miscellen. Die in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Abhandlungen sind folgende: I. Ueber die rechtliche Gleichstellung der christlichen Confessionen in den deutschen Bundesstaaten vom Herausgeber (noch nicht vollendet). II. Bemerk-

kungen über die Gemeingültigkeit der beiden Extravagantensammlungen von Lang. (Der Verf. nimmt hierin auf eine sehr scharfsinnige Weise seine schon früher geäußerte Meinung, daß jene Sammlungen keine Authenticität und daher keine Gemeingültigkeit hätten, gegen die entgegengesetzte Ansicht, besonders von Bickell, in Schutz).

II. Untersuchung der Frage, welches Princip über das Verhältniß der Kirche zum Staate jetzt eigentlich in Deutschland herrsche von Stephani. (Der Verf. beantwortet diese Frage dahin: daß absolute Einheitsystem, auf welches er in seiner Schrift Ueber die absolute Einheit der Kirche und des Staats (Würzburg 1802) zuerst als der Vernunft nur allein Genüge leistendes System aufmerksam gemacht habe, sey jetzt in der Wirklichkeit von allen deutschen Staaten bereits angenommen. Sollte dieß wirklich der Fall seyn, so würde der Verf. durch jene Schrift großes Unheil angerichtet haben; zum Glück ist dem aber nicht so.)

III. Welche Folgen hat die Präsentation eines unfähigen Subjects für den geistlichen, und welche für den Laien-Patron von Lippert (ein sehr gründlicher Aufsatz).

V. Aphorismen über den Rechtszustand und die Verfassungsgeschichte der evangelisch-protestantischen Kirche im Großherzogth. Hessen von Köhler, welche weit lehrreicher hätten werden können, wenn der Verf. statt der für ganz Deutschland und daher auch für Hessen gültigen Bestimmungen, wie des Westphälischen Friedens, des Reichsdeputations-Hauptschlusses und der deutschen Bundesacte, Mehreres aus dem Hessischen Particularrechte angeführt hätte, welches, wie er selbst sagt, bis jetzt ohne alle wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist.

V. Ueber den Judeneid von Wolf (eine gut geschriebene, höchst lehrreiche

Abhandlung. Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verf. seinen Plan, uns noch Mehreres über diesen Gegenstand mitzutheilen, recht bald ausführen möge). Die nach den Abhandlungen folgende Uebersicht der neuesten deutschen kirchenrechtlichen Literatur soll in jedem Hefte enthalten 1) ein alphabetisches Verzeichniß dieser Literatur, 2) Anzeigen und Recensionen und 3) eine Nachweisung der Recensionen und Anzeigen kirchenrechtlicher Werke in anderen Zeitschriften. Alle 3 Abtheilungen dieser Uebersicht rühren in dem vorliegenden Hefte von dem Herausgeber allein her. Die dritte Abtheilung enthält aber nicht bloß eine Angabe des Orts, wo in anderen Zeitschriften ein Werk recensiert ist, sondern einen kurzen Auszug aus der Recension oder Anzeige. So beliebt auch diese Manier jetzt ist, so kann sie Ref. doch nicht billigen, da sie seiner Meinung nach nur dazu dient, Leuten, welchen nicht bloß mehr die Bücher, sondern auch schon die Recensionen zum Durchlesen zu lang sind, Gelegenheit zu geben, über ein Werk zu urtheilen, und außerdem dadurch häufig sowohl dem Verf., als auch dem Recensenten Unrecht geschieht, indem des letzteren Urtheil durch das Herausreißen einzelner Sätze oft einen ganz anderen Sinn bekommt. Das Repertorium der kirchlichen Verordnungen in dem vorliegenden Hefte enthält die neueren Kirchengesetze der Königreiche Baiern und Sachsen. Hierbey kann Ref. es nicht billigen, daß der Herausg. die päpstliche Umschreibungsbulle für Baiern, in Ermangelung einer officiellen, in einer deutschen Privat-Uebersetzung hat abdrucken lassen, da er doch bey seinen Lesern Kenntniß der lateinischen Sprache voraussetzen konnte, und ohne Zweifel den meisten ein Abdruck des lateinischen Originals lieber gewesen seyn würde als eine solche Uebersetzung.

## W i e n.

Im Verlage bey C. F. Beck: Ueber die Natur, Erkenntnißmittel, Heilart und Vorbauung der Drehkrankheit der Schafe, von Joh. Georg von Am-Pach, Doctor der Arzneykunde, K. K. Professor der Thierheilkunde und d. ger. Medicin am Lyceum zu Salzburg. Ein Versuch zur Beantwortung der von der K. K. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien ausgesetzten Preisfrage. Mit einem Preisantheile und der Ehren-Medaille der Ges. ausgezeichnet. 1827. VI u. 96 S. in 4.

Eine obwohl späte Anzeige dieser Preisschrift glaubt Ref. um so mehr nachholen zu müssen, als die beiden gleichzeitig mit der vorliegenden von der K. K. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien gekrönten Abhandlungen von Zink und Brasche bereits in diesen Bl. von ihm angezeigt worden sind, und die Arbeit des rühmlichst bekannten Wfs. über die zwar vielbesprochene aber wenigstens in ihren Ursachen noch nicht ergründete Drehkrankheit der Schafe, zu den gelungensten die wir über diesen Gegenstand besitzen, gezählt werden kann. Nachdem der Wf. die Krankheitserscheinungen im gesunden und todten Zustande und ihre Unterschiede von ähnlichen entwickelt hat, sucht er die verschiedenen Theorien über die Drehkrankheit, besonders die der Hirnentzündung, des Nervenleidens, des Gastricismus und des Wurmlidens zu widerlegen. Die nächste und wesentlichste Ursache der Krankheit liege in einem eigenthümlichen Grad von Exirität, Schwäche und Ausdehnung der Lymphgefäße im Hirn, mit einer specifischen Säfteabsonderung verbunden, daß in der specifisch gemischten Flüssigkeit nach Art der Infusorien sich oft die Blasenwürmer bilden, wodurch die sensorielle Thätigkeit gehemmt wird und Betäubung, Schwindel und Drehen die Folgen sind.

Hierauf werden die Heilmittel geprüft, welche bisher mit oder ohne Nutzen angewendet wurden. Es gäbe zur Heilung der zum Theil oder vollkommen entwickelten Krankheit keine bestimmte Anzeigen. Im ersten und zweyten Stadium der Krankheit wird das Glüheisen zwar als das beste Mittel angerathen, um damit im Hirne eine erhöhte Reaction zu bewirken, das Gelingen der Cur sey jedoch stets sehr unsicher. Bey vollkommen ausgebildeter und complicierter Krankheit sey von keinem Mittel mehr etwas zu erwarten, auf jeden Fall müsse bey ausgebildetem Uebel der Blasenwurm weggeschafft werden, wozu der Riemische und Reutersche Saugtroakar sich am zweckmäßigsten erweise. Daneben schlägt der Vf. mehrere Mittel zum innerlichen Gebrauch vor, um die weiteren Fortschritte des Leidens zu hemmen. Zuletzt, was immerhin als das wichtigste gelten mag, handelt der Vf. von der Zucht der Lämmer im ersten Lebensjahre, um allen die Drehkrankheit veranlassenden Ursachen vorzubeugen und selbige entfernt zu halten.

### B r e m e n.

Geschichte des Rathhauses in Bremen vom Senator Dr. Deneken. Mit einer Abbildung des Rathhauses. 1831. 24 S. in 8. — Wir haben bereits ein paar anderer kleiner Schriften Erwähnung gethan, durch welche sich der Verf. um die Geschichte der Denkmähler seiner Vaterstadt verdient gemacht hat, und gern fügen wir zu diesen eine Dritte. Sie sind belehrend für die Bewohner der Stadt, die sonst leicht in völliger Unwissenheit über die doch sie zunächst interessierenden Gegenstände bleiben, und können oft zugleich erhebliche Beyträge der Kunstgeschichte seyn. Dieß letzte ist hier weniger der Fall, da das Rathhaus in Bremen erst durch mehrere einzelne Anbaue

seine jetzige Gestalt erhielt, aber doch immer ein durch das Ganze imponierendes Gebäude ist. Der erste Umbau desselben geschah in den J. 1405.. 1410; erweitert ward es 1491 u. 1545. Die jetzige Vorderseite nach dem Markt erhielt 1612 ihre Vollendung, so wie die nordliche Fronte 1682. Die neuesten beträchtlichen Bauten, wodurch das Ganze seine jetzige Gestalt erhielt, fallen in die Jahre von 1825.. 1827. — Die dem Rathhause gegenüber stehende Börse (ein schönes Gebäude) ward gegen Ende des 17. Jahrh. erbaut (vorher versammelte sich die Kaufmannschaft auf dem offenen mit Bäumen bespflanzten Plage), wodurch auch zugleich der berühmte Weinkeller seinen dermaligen Umfang und Einrichtung erhielt. Wenn nun aber gleich das Rathhaus auf diese Weise allmählich entstand, so blieb man doch dem ursprünglichen Character treu. 'Noch immer, sagt der Vf. mit Recht, steht dieß Gebäude in seiner alterthümlichen Ehrwürdigkeit da. Das Moderne hat das Antike nicht verdrängt, sondern sich, so viel möglich, jenem nur angepaßt.' Den Beweis davon gibt die vorgesezte lithographierte Abbildung.

Ein besonderes Interesse gewährt der Auszug aus der noch vorhandenen Baurechnung aus dem J. 1410 über die damaligen Preise der Dinge, an Lebensmitteln und Arbeitslohn. Die Tonne Tafelbier zu 12 Grote; das Quart Wein 1 Grote; ein geschlachtetes Schwein 24 Grote; ein Paar Schuhe 3 Grote &c. Jede der großen außen am Rathhause befindlichen Figuren der Kaiser u. a. war zu 23 Rh. Gulden verreehnet. Der Zimmermeister wie der Mauermeister erhielten täglich jeder 3 Grote. — Wer sieht nicht, daß durch solche Angaben die Ausführung der colossalen Gebäude des Mittelalters erst erklärlich wird?

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

120. Stück.

Den 30. Julius 1831.

---

B e r l i n.

Typis et impensis Reimeri, 1829: Sex. Aurelii Propertii Elegiae ex recognitione Caroli Lachmanni. 122 S. in gr. 8.

Schon vor funfzehn Jahren zeigte der Herr Prof. Lachmann, wie vielfach sich kritischer Scharfsinn an den kunstvollen Elegien des Propertius noch versuchen könne, und lieferte zugleich die herrlichsten Proben von seinen Wahrnehmungen im Gebiete der Römischen Sprachkunde und von einer ausgewählten Gelehrsamkeit, welche das Verständniß des Elegikers im Einzelnen um so mehr förderte, da dieser selbst seine Werke mit allen Reichthümern Hellenischer Gelehrsamkeit, der er seine ganze geistige Bildung verdankte, ausgestattet hat. Bey diesen bedeutenden Vorzügen, durch welche jener Jugendversuch die Aufmerksamkeit sachkundiger Männer für sich gewann, offenbarte sich indessen auch eine geistreiche Kühnheit, die sich oft mit großer Anstrengung scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten schafft, um



sie dann durch einen überraschenden Einfall plötzlich zu zerstreuen. Die ruhiger und tiefer einbringende Besonnenheit und das reifere Urtheil läßt sich aber von solchem Schein der Wahrheit nicht blenden; sondern ihrer Pflichten eingedenk suchen beide auf historischem Wege das Wahre zu finden und festzustellen, und machen nur da, wo die historischen Mittel nicht ausreichen, eigne Vorschläge. Dieß ist nun in der vorliegenden zweyten Revision des Propertius mit der größten Gewissenhaftigkeit und diplomatischen Treue geschehen. Eine große Menge früherer Verbesserungsvorschläge ist jetzt stillschweigend zurückgenommen; nur die eigenthümliche Eintheilung der sämtlichen Elegien in fünf Bücher, welche die Vorrede zur ersten Ausgabe mit gelehrter Umsicht vertheidigt, ist, nebst einigen andern Einzelheiten, dieselbe geblieben.

Sehen wir uns nach den Quellen um, aus deren Benutzung diese neue Recognition hervorging, so gibt uns eine kurze auf der ersten Seite des Textes (denn das Buch ist ohne Vorrede) mitgetheilte Notiz die nöthige Auskunft darüber: *Optimae Frid. Jacobi recensio aliquot locis a me relictæ adjeci varietatem scripturæ codicis Groningani, a Broukhusio et Schradero, et Neapolitani (nunc Guelferbytani) sæc. XIII., a me excussi, emendationes Fr. Puccii, quarum pars est ex antiquissimo codice Bern. Vallæ, scripturas editionis Regiensis a Lepido a. 1481, partim relictas a Puccio, partim ab eo immutatas.* Hiernach empfangen wir jetzt einen gewissenhaft constituirten bescheidenen Text, aus welchem die dem Herausg. eigenthümliche feine Beobachtungsgabe überall hervorleuchtet. Es war nicht die Absicht des Herausgebers, einen in jeder Ein-

zelnheit befriedigenden Text zu liefern, sondern seine angestrenzte Aufmerksamkeit ging nur dahin, denselben vermittelst des vorhandenen kritischen Apparats so weit herzustellen, als er sich erkennen ließ. Diesem Streben mußten selbst die blendendsten und wahrscheinlichsten Vermuthungen weichen, so daß das Dunkle und Unverständliche für jetzt stehen blieb, um von der Zukunft Aufklärung zu erwarten. Der Beurtheilung abweichender Ansichten ist gar kein Platz eingeräumt. Die Varianten sind mit Bekkerscher Kürze unter den Text gestellt, ohne auch nur von einem Worte zur Vertheidigung der vorgezogenen Lesarten begleitet zu seyn. Ob nun gerade dieses Verfahren den Vorzug vor allen andern versuchten Methoden verdiene, darüber wollen wir jetzt nicht rechten. Als Beweis indessen, mit welcher Aufmerksamkeit und Theilnahme Rec. den Gründen dieser neuen Arbeit nachgeforscht, und dieselbe mit den früheren Leistungen des Herrn Prof. L. zusammengestellt hat, mögen folgende Bemerkungen dienen.

In der sechszehnten Elegie des ersten Buchs stoßen wir auf zwey in verdächtige Klammern eingezwängte Verse (11. 12):

Nec tamen illa suae revocatur parcere  
famae,

Turpior et saeculi vivere luxuria.

Die Gründe dieser Klammerbezeichnung sind schon in der früheren Ausgabe dargelegt, und müssen wohl auch jetzt noch dieselben geblieben seyn, da der Herausg. sie durch sein Stillschweigen als bekannt voraussetzt. Diese feste Ueberzeugung fällt bey der leichten Zurücknahme so vieler anderer früherer Aeußerungen um so mehr auf, da ihr bisher sehr beachtungswerthe Gegengründe entgegengesetzt sind. Es wird nämlich behauptet,

et könne die in jenem Pentameter nöthige Negation aus dem vorhergehenden Hexameter nicht fortführen; und daß auf dieses Distichon folgende *has inter* würde durch dieses Distichon unerträglich weit von seiner Beziehung *noctes* entfernt. *Quare velim* (lautet der Schluß) *hos versus pro panno assuto ab homine balbutiente haberi.*

Die erste Behauptung, et könne keine Negation wiederholen, hat freylich sehr wichtige Auctoritäten für sich. Bentley (ad Horat. Epod. 16, 6. S. 377 und Serm. 1, 6, 68. S. 479 Sachs's Ausg.) und Ruhnken (ad Vellej. 2, 45. S. 226) haben dieselbe schon mit großer Bestimmtheit ausgesprochen; sonst schwebt um diesen Punct, der fast bey jedem Römischen Dichter, ja selbst bey Prosaischen zur Sprache kömmt, eine große Ungewißheit, welche noch keine Grammatik zu beseitigen versucht hat, da es an einer genauen Zusammenstellung der wichtigsten Einzelheiten fehlte. Indessen ist dieser Punct beyläufig von Wytttenbach (Biblio. Crit. 3, 4 S. 4) und Huschke (ad Tib. S. 346) berührt worden.

Bentley hat mit strenger Consequenz und nicht ohne Gewaltthätigkeiten jene Regel in den Horazischen Gedichten durchgesetzt. Ueberall wo *ac, et, que* ein vorhergehendes *nec, non, nondum, nihil* in den Handschriften wiederholte, hat er diese copulativen Partikeln in die disjunctiven *aut, vel, ve,* denen er allein jene verneinende Kraft beylegte, verwandelt. So früher Hr. Prof. P. im Properz. Außer der obigen Stelle haben sich noch folgende der kritischen Strenge fügen müssen, unter denen einige auch in anderer Rücksicht zu den schwierigsten gehören: 1, 8, 11 und 15:

Nec tibi Tyrrhena solvatur funis arena, —  
Et me defixum vacua patiat in ora, caet,  
wo et die Negation fortführt, und also für nec  
steht. 2, 1, 21:

Non veteres Thebas, nec Pergama, nomen  
Homeri, (sc. canerem)

Xerxis et imperio bina coisse vada —  
wo für Xerxis et gewiß keiner mehr Xerxive  
vorschlagen wird. 4 (3), 22, 37. steht nach ei-  
nem achtfachen non und nec, und nach einem  
einfachen aut:

Arboreasque cruces Sinis, et non hospita  
Grajis — Saxa.

Auch hier mußte ehemals que dem disjunctiven  
ve weichen, wie jetzt noch 5 (4), 1, 106 in:

Umbraque quae magicis mortua prodit  
aquis

nach neque und einem doppelten aut. Nicht  
ungewöhnlich ist dieser Gebrauch der Copula bey  
Virgil, und zwar oft in solchen Stellen, wo  
keine Variante vorhanden, und deren Wahrheit  
noch von Niemand bezweifelt worden ist. Hier-  
her rechnen wir Georg. 2, 136:

Sed neque Medorum silvae ditissima terra,  
Nec pulcer Ganges, atque auro turbidus  
Hermus

Laudibus Italiae certent; non Bactra,  
neque Indi,

Totaque turiferis Panchaia pinguis arenis.  
Bergl. B. 83: nec fortibus ulmis, nec salici,  
Iotoque, neque Idaeis cyparissis. 337:

Non alios prima crescentis origine mundi  
Inluxisse dies, aliumque habuisse teno-  
rem — crediderim

463:

Nec varios inhiant pulcra testudine postes,  
Inlusasque auro vestis, Ephyreïaque aera.

worauf dann noch ein doppeltes nec folgt. Ferner Georg. 3, 140:

Non illas gravibus quisquam juga ducere  
plaustris,

Non saltu superare viam sit passus, et  
acri

Carpere prata fuga, fluviosque innare  
rapaces

und bald nachher 175: non gramina, nec  
vescas salicum frondes, ulvamque palu-  
strem. 252:

Ac neque eos jam frena virum, neque  
verbera saeva,

Non scopuli rupesque cavae, atque ob-  
jecta retardant — flumina

371:

Hos non inmissis canibus, non cassibus  
ullis,

Puniceaeque agitant pavidos formidine  
pinnae.

Aen. 9, 139: nec solos tangit Atridas iste  
dolor; solisque licet capere arma Mycenis.

610: tarda senectus nec debilitat vires ani-  
mi, mutatque vigorem. 10, 319: nihil  
illos Herculis arma, nec validae juvere  
manus, genitorque Melampus.

Auch Lucan bedient sich dieser negativen Ver-  
bindung durch die Copula. Wir heben unter  
vielen nur drey Beyspiele hervor. 2, 39:

Nunc laniate comas, neve hunc differte  
dolorem,

Et summis servate malis.

Der Bermannsche Codex hat hier die Interpolati-  
on nec summis, was Bentley, seiner Regel  
eingedenk, in neu verwandelte. 6, 20:

Non opus hanc veterum, nec moles structa  
tuentur

Humanusque labor.

10, 474:

— non Thessala tellus,

Vastaque regna Jubae, non Pontus, et  
impia signa

Pharnacis, et gelido circumfluis orbis  
Ibero

Tantum ausus scelerum.

Aus Ovid mag nur folgende Stelle hier einen  
Platz finden, ex Po. 1, 2, 121:

Non tibi Thermodon, crudusque roga-  
bitur Atreus,

Quique suis homines pabula fecit equis.  
wo beide que die Negation wiederholen und für  
nec stehen, wie bey Silius Ital. 4, 608:

Experiar, sitne in terris, domitare quod  
ensis

Non queat Ausonius, Tyrrhenaque per-  
meet hasta.

Hier hat man in neuern Zeiten Tyrrhena ve  
vorgezogen, da schon frühere unberufene Hände  
Tyrrhena ne oder Tyrrhena nec enecet schrie-  
ben. Doch wir haben nicht nöthig, unsere Zu-  
flucht zu Dichtern einer spätern Zeit zu nehmen,  
sonst könnte man auch z. B. die Stelle in Sta-  
tius Achil. 1, 151:

Nunc illum non Ossa capit, non Pelion  
ingens,

Thessaliaeque nives.

noch zu diesem Zwecke benutzen. Die elegische  
Zeit selbst verneint so oft mit der Copula, daß  
man sich in der That wundern muß, wie Bent-  
ley diese Verneinung je hat verneinen können.  
Tibull 1, 3, 37: .

Nondum caeruleas pinus contempserat  
undas,

Effusum ventis praebueratque sinum.

2, 3, 12: Nec cithara, intonsae profuerunt-  
que comae. i. e. nec cithara, nec comae.  
Ferner 2, 4, 17 nach einem schon vorhergegan-  
genen non:

Nec refero Solisque, vias, et qualis, ubi  
orbem caet.

offenbar für nec qualis, was auch schon als  
Interpolation sich hier und da eingeschlichen hat,  
wie v e in 3, 4, 89:

Nec canis anguinea redimitus terga ca-  
terva —

Scyllaque virgineam canibus succincta  
figuram —

Barbara nec Scythiae tellus, horrenda-  
que Syrtis —

4, 1, 146 nach einer fünffachen Negation mit  
einigen zwischengeschobenen disjunctiven Partiz-  
keln:

Quaque Hebrus Tanaisque Getas rigat  
atque Mosynos.

i. e. nec qua, wie der Zusammenhang lehrt.

Kann man hiernach noch zweifeln, daß das  
handschriftliche ac in Horat. Serm. 1, 6, 68:

Si neque avaritiam, neque sordes, ac  
mala lustra —

gegen das gedruckte nec und das Acronisch = Bent-  
leysche aut in Schutz zu nehmen sey? und daß  
das doppelte que in Epod. 16, 5:

Aemula nec virtus Capuae, nec Sparta-  
cus acer,

Novisque rebus infidelis Allobrax,

Nec fera caerulea domuit Germania pube,  
Parentibusque abominatus Hannibal —

durch keine Maschine von der Stelle gerückt werden dürfe. Indessen wird Niemand aus Liebe für diese neue Ansicht ein bloß handschriftliches und überall gedrucktes *ve in que* verwandeln wollen, z. B. in Silius Ital. 3, 634: *non acies hostis ve.* 4, 61: *non Pyrenen Rhodanum ve.* 110: *nec finis satias ve.* — oder aut in et oder ac, z. B. in Virgil's Aen. 3, 43: *non me tibi Troga externum tulit, aut cruor hic de stipite manat.*

Die Auslassung der Negation in einem Satzgliede, wo sie sich von selbst aus dem Vorhergehenden ergibt, ist auch sonst eben keine ungewöhnliche Sache. Wenn Cornelius Nepos (de reg. 1, 2) sagt: *Lacedaemonius autem Agesilaus nomine, non potestate, fuit rex, sicuti caeteri Spartani,* so meint er *sicuti nec caet.* und bey Cicero (N. D. 1, 2, 3) muß man erklären *ut nec reliquae virtutes, ita nec pietas in sp. caet.*

Oft bildet die Copula aber auch einen Gegensatz, und äußert eine nachdrücklich affirmierende Kraft, wie bey Livius, z. B. 10, 20: *his rebus satis exploratis, (Volumnius) profectus tanto intervallo ab hostibus consedit, ut nec adventus suus propinquitate nimia nosci posset, et egredientem e castris hostem opprimeret.* Cicero (ad Q. Fr. 3, 3, 4): *Quare neque ego impediri Ciceronis iter atque illam disciplinam volo, et puer ipse magis illo declamatorio genere duci et delectari videtur.* Cäsar (B. G. 7, 80): *neque recte ac in piter.* Cicero (de or. 1, 39): *neque — stultus, et valde sapiens.* Virgil (Geo. 4, 549): *nec mutari pabula refert, quaesitae que nocent artes.* Properz (2, 5, 7): *nec mihi insultet, et te vellicet.* 5 (4), 5, 3:



Nec sedeant cineri Manes, et Cerberus  
ultor

Turpia jejuno terreat ossa sono.

Indessen ist der Gegensatz dieses Gebrauchs nach den obigen Ausführungen eben so gewiß, und erscheint schon als solcher in dem Griechischen καὶ für οὐ, μήδε. Wir führen hier absichtlich aus zwey Extremen ein Paar Beyspiele an. Musaios 214:

Καί μιν ὀπιπτεύων οὐκ ὄλομαι δύντα  
Βοώτην,  
Ὁὐ δρασὺν Ὀρίωνα καὶ ἄβροχον ὀκλόν  
Ἀμάξης.

Hymn. Hom. in Ven. 47:

— — — ὄφρα τάχιστα  
μήδ' ἀντὴ βροτέης εὐνής ἀποεργυμένη εἶη,  
καί ποτ' ἐπευξαμένη εἶπη μετὰ πᾶσι θε-  
οῖσιν —

Wer also in der oben angeführten Stelle des Properz et durch nec erklärt, macht sich weder der Schlaubeit verdächtig, wie Vulpus (i. e. ut nec Vulpus); noch begeht er ein generosum facinus, welches man wohl lieber demjenigen aufzubürden geneigt seyn möchte, welcher vorzugsweise aus dem oben widerlegten Grunde ein ganzes schönes Distichon für unecht zu erklären sich erkühnt. Der zweyte Grund, das inter werde durch dieses Distichon unerträglich weit von noctes getrennt, hat, für sich betrachtet, einen Schein von Wahrheit, und könnte sich zu einem vollgültigen Zeugnisse erheben, wenn nicht eine andere durch wichtigere Auctoritäten bestätigte Lesart ihm die Spitze böte, nämlich haec inter (i. e. interea) aus sehr alten Handschriften bey Passeratius und Heinsius. Daß diese aus Stalien stammen kann ihrer Glaub-

würdigkeit keinen Abbruch thun, besonders da schon van Santen deren überwiegendes Ansehen anerkannt, und Burmann, welcher das obige haec inter mit einem kräftigen male! zurückweist, ihnen auch sonst den gebührenden Vorzug einräumt. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß der Sinn durch haec inter bedeutend an Klarheit gewinnt.

Vielleicht haben wir uns schon länger bey dieser Einen Stelle verweilt, als es die Wichtigkeit der Sache, in den Augen Vieler, erfordert. Indessen würden wir uns, wenn wir eine ausführliche Recension liefern wollten, dadurch nicht abschrecken lassen, alle übrigen bemerkten Punkte auf ähnliche Weise zu prüfen; denn nur so schafft man einem Herausg. die ehrenvollste Satisfaction für seine Mühe. Da wir aber jetzt nur eine Anzeige schreiben, so beeilen wir uns, nach kürzerer Anführung einiger anderer Punkte, diese Bemerkungen zu beschließen.

Die Anerkennung einer Prolepsis in 1, 3, 35: clausis expulit e foribus, wo früher aspulit a foribus vorgeschlagen wurde, weil man die Möglichkeit, aus einer verschlossenen Thür zu entweichen (es sey denn durch das Fenster, zu 1, 5, 20), bezweifelte, hat dem Herausg. manche sonst zu bekämpfende Schwierigkeit erspart. Man braucht sich nur an das Virgilische submersas obrue puppes (Aen. 1, 69) zu erinnern, um jene Ausdrucksweise vollkommen verständlich zu finden, nach welcher Properz aus der Thür geworfen, und die Thür hinter seinem Rücken verriegelt wurde. Ähnlich Terenz, Andr. 1, 2, 27. Nichts anders als eine Prolepsis enthält auch der Vers über die Penelope 2, 9, 8:

**Illum expectando facta remansit anus**

Ovid, Heroid. 1, 115 :

Certe ego quae fueram te discedente puella,  
 Protinus ut redeas, facta videbor  
 a n u s.

Und daß da mihi pacato vela secunda pater, 4 (3), 17, 2. heißt nichts anders, als: sey mir günstig, und beruhige mich.

Auß dem 1, 5, 20 zurückgerufenen exclusum quid sit abire domum folgt nicht nur die völlige Anerkennung der Prolepsis, sondern auch die Erweiterung der Ansicht über fünf erlaubte Arten der *ὁμοιοτέλευτα* in den Hemistichien der Pentameter, so wie auch die Erträglichkeit der litera mugiens in solchen Reimhälften, ohne sich gerade am Ohre zupfen zu lassen. Zur Erweiterung der fünf Regeln mögen noch folgende Beispiele dienen, auf die hier nur verwiesen werden kann, ohne die Verse selbst aufzuführen: Ovid. ex P. 1, 7, 36. 1, 8, 20. Fast. 2, 632. Catull. 68, 47. u. 32. Ovid. ex P. 2, 11, 20. 1, 5, 16. Ibis 418. Her. 6, 64. Ferner Tib. 1, 3, 44. 1, 6, 54. 2, 4, 8. Cat. 78, 2. Ovid. F. 1, 588. 260. Tr. 4, 5, 34. 4, 6, 50. 5, 7, 58. — Endlich Ovid. Tr. 3, 8, 8. Cat. 68, 106. 156. 72, 4. 96, 10. Ovid. F. 2, 668. 3, 328. Her. 9, 114. F. 2, 152. 528.

Was nun aber die Unerträglichkeit der litera mugiens anlangt, so wird dieser Buchstabe selbst in der Art des desselben Verses so oft wiederholt, daß ihn die Alten unmöglich so sehr verabscheut haben können. Man lese nur folgende Verse hinter einander, und daß Ohr wird sich gewiß für das ganze Leben daran gewöhnen: Ovid. F. 5, 730. Ibis 584. F. 6, 88. Stat. S. 5, 1, 211. 1, 3, 34. Sil. It. 4, 50. Virg. G. 2, 21. 1, 112. 3, 520. Stat. S. 1, 1, 2. 1, 2,

184. 1, 3, 39. Ach. 1, 331. Theb. 1, 554. Luc. 3, 253. 6, 53. Virg. G. 4, 442. Ovid. Tr. 4, 7, 16 u. 18. Stat. S. 2, 2, 601. Endlich: Tib. 1, 5, 48. 1, 10, 24. 1, 4, 36. 3, 2, 12. 3, 3, 26. 3, 4, 68 u. 80. 3, 6, 58 u. 62. 4, 7, 8. Cat. 68, 108. 99, 2. Ovid. F. 1, 154. 2, 132. 5, 730. ex P. 3, 3, 32. Ibis 598. Nux El. 110.

Doch Ref. bricht, aus Furcht selbst gegen seinen Willen wieder in eine zu große Ausführlichkeit zu gerathen, hier plötzlich ab.

G. H. B.

### L e i p z i g.

Bey Wienbrack: Aug. Hermann Niemeyers theologische Encyclopädie und Methodologie, ein sichererer Wegweiser für angehende Theologen, mit erklärenden Anmerkungen, literarischen Zusätzen und biographischen Notizen der angeführten Schriftsteller begleitet und herausgegeben von einem ehemaligen Schüler des Vollenstedten. 1830. XVI u. 248 S. in 8. — In wie weit es den Zuhörern academischer Lehrer frey steht, deren nachgeschriebene Collegienhefte ohne ausdrückliche Erlaubniß durch den Druck dem größern Publicum mitzutheilen, ist eine Frage, die bey Unbestimmtheit des Begriffes vom geistigen Eigenthum auf eine legale Weise wohl noch nicht zu entscheiden ist. Von der Vervollkommnung der Geseze muß aber auch hierüber eine Bestimmung gehofft werden. Beeinträchtigung des Besizes ist solche unbefugte Herausgabe doch auf jeden Fall, die den rechtmäßigen Erben die Gelegenheit abschneidet, selbst unter passenden Umständen dieselbe zu übernehmen. Ob nun gesetzlich dagegen etwas zu erinnern sey, überlassen wir den Rechtskundigen, und merken nur an, daß vorliegende Schrift jeden Falls eine Verletzung der Pietät gegen einen ehrwürdigen Ver-

storbenen ist. Der Herausg., der sich weißlich hinter dem Schirm der Anonymität verbirgt, läßt hier die Vorlesung des verewigten Niemeyer über theol. Encyclopädie und Methodologie abdrucken, ungeachtet ihm von dem Sohne des Verewigten, dem Hn. Prof. Herm. Agath. Niemeyer, jetzigem Director der Frankeschen Stiftungen, der Wunsch des Vaters mitgetheilt war, nichts von seinen Vorlesungen gedruckt zu wissen. Zur Entschuldigung des dennoch unternommenen Drucks weiß der Herausg. nichts anzuführen, als eine Aeußerung des auch schon verstorbenen Biographen Niemeyers, des Superintendenten Fritsch zu Quedlinburg, der diese theol. Encyclopädie ein treffliches Vorbereitungscollegium nennt. Daß nun von einem Niemeyer, zumahl in methodologischer Hinsicht, nur etwas Treffliches erwartet werden kann, dazu bedarf er solches Testimonii nicht; noch weniger wird aber die Herausgabe dadurch gerechtfertigt, wenn sie sonst eine unbefugte ist. Man sieht gar nicht ab, wie der ausdrückliche Wunsch des Verstorbenen bey einem seiner Zuhörer nicht mehr Gewicht haben konnte!

Das eigne Verdienst des Herausg. ist nur sehr gering: er gibt eine ganz kurze Uebersicht von Niemeyers Leben und Schriften, und in einem biographischen Anhange Notizen über die angeführten Autoren; etwas mehr Genauigkeit wäre hier nun freylich zu wünschen gewesen; Twisten und Tholuck sind ganz übergangen; de Wette ist nach den Angaben des Herausg. noch zu Berlin, unser Hr. Prof. Lücke noch in Bonn. Die vom Verf. den einzelnen Disciplinen hinzugefügte Literatur wird vom Herausg. bis auf die neueste Zeit herabgeführt, wobey sich aber wiederum merkwürdige Mängel finden; Schleiermachers Glaubenslehre sucht man unter den dogmatischen Schriften vergebens; unsers Ewalds Verdienste um die hebräische Sprach-

forschung werden nirgends erwähnt; dagegen finden sich Streitwolfs libri symbolici der catholischen Kirche als schon im vorigen Jahre erschienen angegeben, da sie doch jetzt noch unter der Presse sind. Noch erklärt der Herausg. in den Noten einige philosophische Ausdrücke, aber so dürftig, daß kaum abzusehen ist, weshalb ein für academischen Gebrauch bestimmtes Lehrbuch sich damit befaßt: so wird S. 19 theoretisch und practisch nicht etwa in seinem wissenschaftlichen Unterschiede, sondern etymologisch nachgewiesen; der Herausg. meint, es sey um der Schwachen willen; allein wer noch solcher Nachhülfe bedarf, für den kommt auch diese zu spät.

Das Werk selbst läßt nun den Geist eines Niemeyer allerdings wohl erkennen: der Standpunct, den der Berewigte überhaupt in der Theologie einnahm, ist auch hier beybehalten; es legt sich Alles so dar, wie es unmittelbar zum Gebrauch dient, und ins Leben eingreift. Die Darstellung des Ganzen der Theologie und ihrer einzelnen Theile ist so einfach und klar hingestellt, daß dem Anfänger daraus ein allerdings sehr anschauliches Bild seiner Wissenschaft erwächst. Besonders die practischen Winke für richtige Anlage des ganzen Studiums wie der einzelnen Disciplinen bezeugen den erfahrungsreichen Meister. In Anordnung des dreijährigen academischen Cursus ließe sich aber vielleicht noch mit ihm rechten, ob die Kirchengeschichte, die er in das zweyte Jahr verlegt, nicht besser schon im ersten ihren Platz findet. Im zweyten Jahre wird jedenfalls die systematische Theologie vorherrschen müssen, und so den geschichtlichen Studien sicher Eintrag thun. Die methodologischen Nachweisungen sind jeder einzelnen Disciplin beygefügt, so daß für Hülfswissenschaften treffende Winke gegeben sind. Auch dafür müssen dem Verf. seine Zuhörer Dank

wissen, daß er sich nicht begnügt, den Begriff und Umfang der einzelnen Disciplinen aufzustellen, sondern so viel es anging, auch von den Resultaten derselben mittheilte; der Anfänger wird sofort in das Gebiet, das er zu durchlaufen hat, so weit hineingeführt, um sich in das Ganze desselben finden zu können. Am meisten gilt dieß von der Apologetik, wo nicht allein eine kurze Darstellung der verschiedenen apologetischen Beweisarten gegeben, sondern auch die Denkungsart der Gegner in scharfen Zügen verfaßt wird. Auch ein geschichtlicher Ueberblick der Behandlungsart wird den Hauptwissenschaften beygefügt, und gerade hier hätten wir etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht; die Geschichte der systematischen sowohl als der historischen Theologie wird auf wenigen Seiten abgemacht; und doch ist nicht zu verkennen, wie sehr bey Anfängern für Feststellung des richtigen Gesichtspuncts bey jeder Disciplin durch möglichst genaue geschichtliche Darstellung derselben gesorgt wird. Freylich durch Häufung von Namen und Büchertiteln wäre nichts gewonnen; aber der Geist jeder Periode scharf aufgefaßt und dargestellt gibt ein lebendiges Bild des Ganzen. Aus dieser kurzen Characteristik der Schrift ergibt sich, daß Niemeyer auf tieferes Eingehen in den Begriff und Zweck der Theologie wie auch eine organische Darlegung und Zerlegung derselben in ihre Theile durch Analyse der Begriffe sich nicht einläßt; wissenschaftliche Construction ist nicht seine Absicht; dagegen liefert er etwas durchaus für den Gebrauch Geeignetes, und mit Vergnügen stimmt Ref. in das oben erwähnte Urtheil des verewigten Fritsch ein: diese theologische Encyclopädie ist eine treffliche Vorbereitung für das theologische Studium.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

121. Stück.

Den 1. August 1831.

---

G ö t t i n g e n.

In der öffentlichen Sitzung der Königl. Societät am 11. Julius ward von dem Herrn Hofrath Hausmann die Vorlesung gehalten, wovon wir nächstens Nachricht geben werden.

Zur Beantwortung der von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius aufgegebenen, öconomischen Preisfrage, eine Darstellung und Prüfung der Methoden betreffend, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet (ausführlich bestimmt in den gel. Anz. vom vorigen Jahre S. 1933) war leider keine Schrift eingegangen.

In Hoffnung glücklicheren Erfolgs werden nun nachstehende, für die nächsten vier Termine ausgesetzten Aufgaben, theils wiederholt, theils aufs Neue bekannt gemacht.



Für den November d. J.:

Obgleich der Flachsbau für das nördliche Deutschland und zumal für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Culturzweig in den mehrsten unserer Gegenden von dem Grade der Vollkommenheit, den sein Betrieb in einigen anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden erreicht hat, noch weit entfernt und daher wesentlicher Verbesserungen fähig ist. Da nun gerade in der jetzigen Zeit der Wunsch sich lebhaft ausdringt, daß auf die Vervollkommnung des vaterländischen Flachsbaues möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt gerichtet werden möge; so macht die Königl. Societät d. W. zum Gegenstande einer Preisfrage:

‘Eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbau finden, nebst Angabe der Maaßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product, der Güte des in den Niederlanden gewonnenen, möglichst zu nähern.’

Die Königl. Societät wünscht, bey Beantwortung dieser Frage, auch die zur Erzielung von gutem Leinsamen dienlichen Maaßregeln beleuchtet und nicht bloß die eigentliche Cultur des Flachses, sondern auch seine Zubereitung berücksichtigt zu sehen.

Für den Julius 1832:

Der *Duwock* (*Equisetum* L.) ist lange als ein dem landwirthschaftlichen Betriebe nachtheiliges, besonders aber die Wiesen- und Weidenutzung der Marschländer beeinträchtigendes Gewächs bekannt, wie u. A. aus der schon früher in Holland aufgegebenen Preisfrage, die Ausrottung desselben betreffend, und den hierdurch veranlaßten Schriften zu ersehen ist. Auch im Königreiche Hannover hat man dem durch jenes Gewächs angerichteten Schaden Aufmerksamkeit gewidmet, wie mehrere auf die Vertilgung desselben sich beziehende Verordnungen und Erlasse beweisen. Dessen ungeachtet ist dem Uebel wenig oder gar nicht Einhalt geschehen. Gegenwärtig hat dasselbe in verschiedenen Marschgegenden der Elbe und besonders auf der Insel Wilhelmsburg so sehr zugenommen, daß der vorzüglichste Erwerbszweig dortiger Gegend, der Milchhandel nach Hamburg, dadurch bemerkbar vermindert worden.

Die Königl. Societät der Wissenschaften findet sich daher veranlaßt, zur Beschränkung dieses, die fruchtbarsten Gegenden des Landes heimsuchenden Uebels, die Frage zum Gegenstande einer Preisaufgabe zu machen:

‘Welches sind, unter besonderer Berücksichtigung des Bodens und der Öertlichkeit der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden,

die wirksamsten, im Großen ausführbaren Mittel, um dem Gedeihen des Duwocks und seinem weiteren Fortschreiten mit Erfolg entgegen zu wirken?’

Die Königl. Societät verlangt, daß bey der Beantwortung folgende, die Erörterung der Hauptfrage vorbereitende Punkte abgehandelt werden:

1. Welche Arten der Gattung Equisetum L. finden sich in den nördlichen Provinzen des Königreichs und welche derselben besitzen nachtheilige Eigenschaften?
2. Welche nachtheilige Wirkungen auf den Boden und das thierische Leben sind mit Recht den schädlichen Arten der Gattung Equisetum L. zuzuschreiben?

Was aber die Beantwortung der Hauptfrage anbelangt, so erwartet Königl. Societät:

1. Daß die vorgeschlagenen Mittel als in der Natur des Gewächses nachgewiesen und begründet erscheinen.
2. Daß ihre Wirksamkeit durch Erfahrungen und Versuche, in den Marschgegenden des Königreichs Hannover angestellt, erwiesen sey.
3. Daß sie sowohl auf directe Verminderung des Duwocks und Hemmung seiner weiteren Verbreitung gerichtet sind, als auch auf die Bekämpfung

des Uebels durch zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen im landwirthschaftlichen Betriebe dortiger Gegenden überhaupt.

Für den November 1832:

Die Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, welche bekanntlich eine deutsche Erfindung ist und auch in Deutschland zuerst weitere Ausbildung und Anwendung im Großen gefunden hat, ist bey uns in neuerer Zeit beynabe gänzlich vernachlässigt worden; wogegen sie seit einigen Jahren in mehreren Gegenden Frankreichs in sehr großem Umfange und mit bedeutendem Gewinn betrieben wird. Diese Erfahrung hat in einigen Gegenden von Deutschland, namentlich in Bayern, die Aufmerksamkeit auf jenen, der Landwirthschaft sich unmittelbar anschließenden Industriezweig, zurückgelenkt. Der sehr natürliche Wunsch, daß es auch im Königreiche Hannover möglich seyn möchte, Nutzen daraus zu ziehen, veranlaßt die Königliche Societät eine gründliche Beantwortung der Frage zu verlangen:

‘Ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Königreich Hannover die Fabrication von Runkelrübenzucker mit Vortheil auszuführen, und, wenn dieses der Fall seyn sollte, welche Einrichtungen sind zu treffen, um sie mit der Landwirthschaft in zweckmäßigste

Verbindung zu bringen und den größt möglichen Vortheil dadurch zu erlangen?’

Für den Julius 1833 wurde in der Sitzung der Königl. Societät am 16ten Julius folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

Das sogenannte Befallen des Getreides und anderer öconomischer Gewächse mit Rost und Brand ist seinem Wesen nach noch nicht hinreichend aufgeklärt; so wie es auch noch an sicheren Mitteln fehlt, den dadurch oftmals verursachten, großen Schaden zu verhüten. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Untersuchung der Natur und Entstehungsart des Rostes und Brandes am Getreide und an anderen Culturgewächsen, nebst Angabe der Mittel, welche dagegen im Großen mit Erfolg anzuwenden sind.’

Die Königliche Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage folgende Punkte besonders berücksichtigt werden mögen:

1. Wie erzeugen sich Rost (*Uredo linearis*) und Brand (*Uredo segetum*); worin liegen die Ursachen ihrer Entstehung?
2. Sind sie wirklich als parasitische Pflanzen, oder nur als Erzeugnisse vorangegangener Veränderungen der Säfte der Pflanzen und mithin als krankhafte Zustände zu betrachten?

3. Warum werden manche Gewächse so häufig und zwar mit Rost und Brand zugleich, andere aber mit Rost oder Brand, manche hingegen mit keinem von beiden befallen?
4. Gibt es verschiedene Arten von Rost und Brand und wie kommen sie bey verschiedenen öconomischen Gewächsen vor?
5. Woher rührt es, daß manche Gegenden dem Befallen so oft ausgesetzt sind, wogegen andere weniger davon leiden?
6. Steht die Beschaffenheit des Bodens mit der Erzeugung von Rost und Brand in irgend einem Zusammenhange?
7. Hat die Witterung, haben zumal Gewitter, Einfluß auf das Befallen?
8. Läßt sich die Erzeugung von Rost und Brand ganz verhüten oder wenigstens vermindern und welche Mittel kann man hierzu mit dem besten und sichersten Erfolge anwenden?

Um Mißverständnisse zu vermeiden, werden diejenigen, welche diese Preisfrage beantworten wollen, wohl thun, die Arten von Rost und Brand, welche den Gegenstand der Untersuchung ausmachen, durch systematische, lateinische Namen zu bezeichnen und Proben davon beyzulegen.

\* \* \*

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen

Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius = Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

### H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:  
 Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie, von J. C. H. Ludowieg, Cap. im Kön. Hannov. Artillerie-Regimente. Erster Theil, die ebene Geometrie und ebene Trigonometrie. XVI u. 404 S. 1831. — Der Vf., der an der Militärschule in Hannover Vorträge über die reine Mathematik hält, und schon früher ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra herausgegeben hat, will dieses durch ein Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie zu einem vollständigen Coursus der reinen Mathematik ergänzen, und hat, als ersten Theil desselben, vorliegendes Buch ausgearbeitet. Der Plan, welchen er dabey befolgt hat, läßt sich kurz dadurch andeuten, daß er sich sehr genau an das bekannte Werk von L'hibaut über die reine Mathematik gehalten hat, in welchem, nach seinem Urtheile, die Aufgabe eines systematisch zusammenhängenden Vortrages der Geometrie auf die vorzüglichste Art gelöst ist. Wenn daher auch Manches mehr entwickelt, auch hin und wieder abweichend dargestellt und bewiesen ist, so kann doch das Buch keinen Anspruch auf Originalität machen, wohl aber zu den guten Lehrbüchern der Geometrie gezählt werden. Der zweyte Theil wird die Stereometrie und sphärische Trigonometrie enthalten. Statt Hypotenuse ist, wie in den meisten neueren deutschen Werken über Geometrie, überall Hypothenuse geschrieben.

Dr. Stern.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

122. 123. Stück.

Den 4. August 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Wir haben das Vergnügen unsern Lesern eine doppelte, hier ausgeführte, Unternehmung anzukündigen, bey der die Poesie und die Kunst sich verbunden haben, unsern Schiller auf eine seiner würdige Weise auch den Briten bekannter zu machen; eine Englische Uebersetzung seines Meisterwerks Wilhelm Tell von Hn. Collin-Banfield, angestelltem Lehrer der Englischen Sprache bey unserer Universität, begleitet von einer Reihe lithographirter Scenen aus demselben, von einem practischen Künstler, unserm Hn. Dr. Carl Desterley. Wir werden von jeder einzeln sprechen.

William Tell. A dramatic poem, translated from the German of Schiller by Th. C. Banfield, London, 1831. 166 S. in 8. (Black and young). Unter den großen dramatischen Werken unsers Schillers möchte schwerlich eins seyn, das das Englische Publicum mehr ansprache als sein Tell, und die Wahl der Ue-



bersetzung fiel daher mit Recht auf dieses. Herr Banfield vereinigt mit der umfassendsten Kenntniß seiner Muttersprache auch die der deutschen Sprache und Poesie, und war also ganz der Mann, der sich einem solchen Unternehmen gewachsen fühlen konnte. Welche Forderungen er dabey an sich machte, und seine Ansicht des deutschen Werks werden wir am besten mit seinen eigenen Worten aus der Vorerinnerung darlegen. 'A translator, sagt er, must consider the main object of his labors as attained if he succeeds in producing on the minds of his readers the leading impression conveyed by a perusal of the original. The charm of Schiller's *Wilhelm Tell* consists in the simplicity both of the plot, and of the manner in which the author has treated it. A peaceable nation of shepherds, but whose minds are unsubdued by prejudices, and whose bodies are untainted by the evils of poverty and by a residence in confined cities, are represented as asserting the rights of man against their tyrannous rulers; a subject whose simplicity approaches to the grandeur of some of the poetical masterpieces of antiquity, and which equally rejects the aid of meretricious ornament. In the language which the author has put into the mouth of the personages he introduces, every one acquainted with German literature will be aware of the advantages he possessed from the circumstance, that in Germany the simplest language (including even colloquial phrases) is not considered unpoetical: so much so, that Mad. de Stael confers on the poets of that nation the praise of being more easily understood by stran-

gers than the prose writers. If therefore the translator, in his endeavor to preserve what appeared to him to be a principal characteristic of the original, should occasionally appear to transgress the generally received limits of poetical language in this country, he hopes that the difficulty of his task, will procure him the indulgence of his readers. — Herr Banfield hat es also allerdings nicht darauf angelegt, eine zum Entsetzen treue wörtliche Uebersetzung zu geben; er hatte den höheren Zweck den Dichter so sprechen zu lassen wie er als Briten gesprochen haben würde. Aber er ist darum nicht weniger streng gegen sich gewesen. Er hat das Werk des deutschen Dichters nicht nur metrisch wiedergegeben, sondern auch mit demselben Wechsel des Metrums, wie in dem Original. Wir glauben besser durch eine mitgetheilte Probe als durch eigne Beschreibungen den Character der Uebersetzung darzustellen, und wählen dazu gleich den Anfang: die Gesänge des Fischers, des Hirten, und des Gemsejägers, womit sich die Scene eröffnet.

### Fisherboy

The summer lake smiling allures to its billow,  
The boy fell asleep on the bank's grassy  
pillow;

He hears a soft ringing  
So sweet in his ear,  
As if angels were singing  
From heaven's sphere.

And when in a transport of bliss he awakes,  
He finds o'er his bosom the bright water  
breaks.

And a voice from the deep cries:  
"Sweet boy, thou art mine!"

“I draw down the sleeper,  
“My arms round him twine.”

### Shepherd

Ye meadows farewell,  
That smile in the sun,  
The shepherd must hasten  
The summer is gone.

We seek the green hills, and our meadows  
forsaken,  
When the Cuckoo calls, and the forests  
awaken,  
When the earth decks her out with young  
flowers so gay,  
When the streamlets sparkle in lovely May.  
Ye meadows etc.

### Chamois Hunter

The lofty peaks thunder, the narrow path  
shakes,  
On the precipice giddy the hunter ne'er  
quakes;  
O'er ice fields unstable  
He'll fearlessly rush,  
That spring never gladdens  
With corn or with bush.  
And below him outspread over city and  
vale  
The gray mist is rolled like an ocean so  
pale.  
Where the clouds beneath open  
The world he can see,  
And the valley's green beauty  
Of meadow and tree.

Wir glauben daß dieses hinreichen wird, den  
Leser auch auf das Weitere begierig zu machen.

Gleichsam Hand in Hand mit dem Uebersetzer ging der Künstler; jedoch so, daß sein Werk auch als für sich bestehend in den Handel kam. Es heißt:

Umriffe zu Schillers Wilhelm Tell; erfunden und auf Stein gezeichnet von Dr. Carl Desterley. 1831. Fol. XIII. Im Verlag der Kunsthandlung der Gebrüder Rocca Rocca in Göttingen.

Wenn man, sagt der Künstler, zu der großen Anzahl von Compositionen in Umrissen gezeichnet, die schon vorhanden sind, noch stets neue hinzukommen sieht, so drängt sich sehr natürlich die Frage auf, welche Umstände es wohl sind, die es veranlaßt haben, daß eigentlich erst seit den letzten 50 Jahren so viele Werke der Kunst, in Umrissen gezeichnet, herausgekommen sind.

Ein Hauptgrund dürfte in dem Mißverhältnisse liegen, welches zwischen der Masse von Künstlern, die ihrem inneren Drange nach Darstellungen der Kunst nicht widerstehen können, und der verhältnißmäßig kleinen Zahl von bemittelten Kunstfreunden, welche den Künstlern Gelegenheit verschaffen können, ihre Phantasien und Ideen im Größeren auszuführen, Statt findet. Kann sonach der Künstler seine Bilder nicht im Großen ausgeführt dem Publicum zeigen, so ist nicht zu leugnen, daß er kein passenderes Mittel in Händen hat, seine Bilder originell und unverfälscht andern vervielfältiget mitzutheilen, als in selbst radierten oder lithographierten Compositionen.

Dazu kommt ein anderer nicht minder erheblicher Grund; besitzt nämlich der Maler nicht eine große Uebung im Kupferstechen, so daß er durch eine gleichmäßige Ausführung, das den

Ausdruck, den Character in den Köpfen besonders, bezeichnende, gehörig vor den übrigen Schatten und Tönen hervorheben kann, wobey ein hoher Grad zarter Ausführung Statt finden muß, so wird der Ausdruck durch die vielen andern Linien leicht geschwächt; die Linien welche das Geistige bezeichnen, sind zu versteckt zwischen denen die bloß das Formelle ausdrücken, so, daß durch eine solche Verwirrung der Linien der Ausdruck, wenn auch nicht ganz verloren geht, doch sehr geschwächt wird. Da es nun der Hauptzweck ist, den geistigen Ausdruck in Compositionen zu zeigen, so ist es natürlich, daß man nur die Linien allein hinstellt, die eben die geistigen Linien sind. Hieraus erklärt es sich, wie mit so sehr Wenigem so viel gesagt werden kann, da alles Störende, Schwächende fehlt. Ein anderer Grund, warum eben bloß in Umrissen viele Compositionen von Künstlern gezeichnet werden, ist auch wohl der, daß man in viel kürzerer Zeit und auf eine für das Publicum viel billigere Weise, nun nicht bloß auf einzelne Bilder sich zu beschränken braucht, sondern ganze Reihfolgen von Bildern liefern kann, die einen innern geistigen Zusammenhang haben. Dabey ist freylich vorauszusetzen, daß der Beschauer solcher Umrisse schon einen gewissen Grad von Kunstbildung haben muß, damit er die Idee, welche der Künstler ausdrücken wollte, richtig aufzufassen vermag. Es sind hier in gewisser Beziehung nur Andeutungen, nur umschreibende Linien gegeben; der Beschauer soll mit seiner Phantasie das Fehlende ausfüllen; aber eben in dieser Thätigkeit der Phantasie, zu welcher der Künstler dem Beschauer noch Raum gelassen hat, liegt ein eigenthümlicher Zauber; indessen wie schon gesagt, nur dem, der da schon hat, wird gege-

ben; wer keine Phantasie mitbringt, für den bleiben solche Umrisse nur Umrisse, sie werden nicht durch ihn selbst belebt.

Das angezeigte Werk besteht aus einer Vorrede vom Künstler und aus 13 Compositionen in Umrisen auf Stein gezeichnet.

In der Vorrede stellt der Verfasser zuerst eine allgemeine Betrachtung über das Verhältniß der bildenden zu der musischen Kunst auf, worin er eine Parallele zwischen der Overture und der Oper mit dem Titelblatte und dem Cyklus von malerischen Compositionen zieht; es werden hier die Grundsätze angedeutet, nach denen der Maler ein Titelblatt und den nachfolgenden Cyklus componieren soll, wobey zugleich die große Schwierigkeit bemerkt ist, daß der Maler, um allgemeine Vorstellungen zu erregen, seine Zuflucht zu Allegorien nehmen muß, welche doch, indem sie hauptsächlich nur den Verstand und nicht so das Gefühl in Thätigkeit setzen, kein Gegenstand der bildenden Kunst seyn sollen. Um dieß Mißverhältniß so viel als möglich auszugleichen, glaubt der Verf. in einem Titelblatte dergestalt allegorische Figuren darstellen zu müssen, daß sie zugleich, abgesehen von der nur dem Verstande erklärlichen Bedeutung, auch unser Gefühl anregen.

Hierauf folgt die Beschreibung derjenigen Compositionen, welche nach der Meinung des Künstlers vielleicht ohne Commentar in einzelnen Puncten nicht ganz verständlich seyn könnten; aus diesem Grunde ist das Titelblatt, den Sieg der Freyheit über die Tyranney allegorisch darstellend, am ausführlichsten beschrieben, zu den übrigen zwölf Compositionen finden sich nur einzelne Andeutungen in der Vorrede, da hier der dargestellte Gegenstand schon durch die, den Moment der Hand-

lung bezeichnenden Stellen, aus Schillers Schauspiel näher bestimmt ist.

So weit der Künstler. Wir können, indem wir die weitere Beurtheilung den Kunstblättern überlassen, hier nur die Folge der zwölf Blätter, mit Anführung der Stellen des Stücks, auf die sie sich beziehen, geben.

Fol. I. aus Act I. Scene 1.

Kuoni zum Kuodi:

Ihr seyd ein Meister Steuermann. Was sich  
Der Tell getraute, das konntet Ihr nicht wa-  
gen?

Tell in dem Augenblick wo er, um Baum-  
garten zu retten im Sturm mit dem  
Kahn abstößt. Im Hintergrunde sieht man  
die heransprengenden Reiter.

Fol. II. aus Act I. Scene 3.

Ausrufer:

Verfallen ist mit seinem Leib und Gut  
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

Volksscene. Der Künstler bemerkt darüber  
Folgendes: Die Scene, wo der Ausrufer die  
Befehle des Geflers wegen dem Hute bekannt  
macht, soll einen Volksauflauf schildern, wie  
er auf einem Bauplätze, wo Menschen jederley  
Geschlechts und Alters sind, zu seyn pflegt.  
An dem Hute sind das Oesterreichische und das  
Kaiserliche Wappen angebracht, woran die Bau-  
leute ihn als den Fallstrick erkennen. Die Kin-  
der, welche diese sonderbare Bekanntmachung  
nicht anders als einen Scherz begreifen können,  
zeigen in verschiedenen Handlungen hierüber ih-  
ren Spott, welches der Trommelschläger, hier  
bloße Maschine, scherzhaft mit ansieht, indem er

wohl selbst nicht glaubt, daß es mit dieser Bekanntmachung wahrer Ernst sey; nicht so die beiden Soldaten, welche das Volk beobachten. Hinter dem Tell und Staufacher zur Linken steht der Mauermeister, voll von innerem Aerger.

Fol. III. Act I. Scene 4.

Melchthal:

In die Augen sagt Ihr?

Stauffacher:

Wer ist der Jüngling?

Stauffacher bringt die Nachricht von der Blendung seines Vaters.

Fol. IV. Act II. Scene 1.

Kuoni

Trinket frisch! Es geht

Auß einem Becher und auß Einem Herzen.

Rudenz tritt ein bey seinem Oheim dem alten Attinghausen. Kuoni bietet ihm den Becher, den er verweigert.

Fol. V. Act II. Scene 2.

Rösselmann

— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott  
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Der Schwur im Rütli.

Fol. VI. Act III. Scene 1.

Tell

Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen  
Daß er jetzt an die Felswand würde sinken;  
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm  
Bescheidenlich, und sprach: Ich bin's Herr  
Landvogt!



Tell wie er dem Landvogt im Engpasse begegnet. Der Künstler bemerkt dabey: In der Composition №. 6. erscheint die Figur des Geflzers auf den ersten Anblick wohl etwas zu sehr Karricatur; bedenkt man aber daß Geflzer hier in der Wildniß im Sturm am Felsen zitternd, kaum den Anblick des freyen Bergbewohners ertragen kann, so daß Tell sagte: da jamerte mich sein zc., so mußte er wohl im Gegensatz zu Tell so und nicht anders dargestellt werden; hätten die Beschauer, wie sie jetzt ruhig dieß Bild, so diese Handlung in der Wirklichkeit sehen können, so fragt es sich, ob sie nicht auf dieselbe Weise, wie beym Anblick der Figur des Geflzers im Bilde ein Lächeln erregt hätte, während dem man mit Freude den fest einherschreitenden Tell betrachtet.

## Fol. VII. Act III. Scene 2.

Bertha

Dürst Ihr von Liebe reden und von Treue  
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?  
Das Zusammentreffen Berthas und  
Rudenz auf der Jagd.

## Fol. VIII. Act III. Scene 3.

Tell

Mit diesem zweyten Pfeil durchschoss ich Euch  
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,  
Und Eurer — wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.  
Der Künstler hat aus leicht einzusehenden Gründen nicht den Moment des Schusses, sondern den nach dem Schusse gewählt. Der Landvogt und seine Begleiter zu Pferde; der geret-

tete Knabe schmiegt sich an den Vater an. Wir sehen dieses Blatt in Composition und Ausdruck als die Krone des Ganzen an.

Fol. IX. Act IV. Scene 1.

Tell

Und mit gewaltgem Fußstoß hinter mich  
Schleudr' ich das Schiflein in den Schlund des  
Wassers.

Tell in seiner ganzen Kraft, wie er  
ans Ufer springt.

Fol. X. Act IV. Scene 2.

Rudenz

Lebt Er? D saget kann er noch mich hören?

W. Fürst

Ihr seyd jetzt unser Lehensherr und Schirmer,  
Und dieses Schloß hat einen andern Namen.

Der Tod des alten Attinghausen.

Fol. XI Act IV. Scene 3.

Gesler

Das ist Tells Geschöß!

Die Ermordung Geslers in der Gasse bey  
Rüßnacht. Der Künstler bemerkt dabey: Nach-  
dem Tell in N<sup>o</sup>. XI. den Schuß gethan hat,  
tritt er hinter dem Hollunderbaum fest hervor,  
um nach seinem nun geretteten Weibe und Kin-  
dern zu eilen. Der Brautzug im Hintergrunde  
erscheint als Jubel über den Fall des Tyrannen,  
der Künstler stellte zum scharfen Gegensatz diesen

Brautzug mit dar, um den Tod des Tyrannen hier zu schildern, und den eines geliebten Vaters seines Volkes beym Attinghausen Fol. X.

Fol. XII. Act V. Scene 2.

Tell

Frage nicht! Geh aus dem Hause weit hinweg!

Du darfst

Nicht unter einem Dach mit diesem wohnen.

Johann Parricida, der Königsmörder, als Mönch in Tells Hause.

Wir schließen diese Anzeige mit einer erfreulichen Nachricht. Wird, wie wir nicht zweifeln, das Werk des Uebersetzers und des Künstlers dießseits und jenseits des Canals mit verdienstlichem Beyfall aufgenommen, so wird der Egmont unsers Dichtergreises auf gleiche Weise behandelt erscheinen.

Hn.

H a n n o v e r.

Bei Hahn: Sämmtliche Schriften von August Wilhelm Rehberg, Königl. Hannover. Geh. Cab. Rath, Commandeur des Suelphen-Ordens, und ordentlichem Mitgliede der Soc. der Wissenschaften zu Göttingen. Zweyter Band. 1831. 269 S. in 8.

Der Verf. hat seit dem Jahre 1779 eine ansehnliche Zahl von Schriften über mannigfaltige Gegenstände bekannt gemacht, und Alles was er darunter des Aufbewahrens werth hält, in diese Sammlung aufgenommen: das Einzelne jedoch sorgfältig gesichtet, abgekürzt, verbessert und

mit Zusätzen vermehrt: auch mehrere neue Aufsätze hinzugefügt. Sie gewähren in dieser Gestalt zugleich eine Uebersicht der Geschichte seiner Zeit, und seiner eigenen literarischen, politischen und practischen Thätigkeit. Im ersten 1828 gedruckten Bande, war die Darstellung des wissenschaftlichen und sittlichen Characters der deutschen Nation, und die Beurtheilung der verschiedenen Richtungen welche ihre Denkart durch den Einfluß einzelner Schriftsteller erhielt, bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortgeführt. Mit der französischen Revolution aber hat die ganze Zeit einen durchaus politischen Character erhalten; und seitdem ist das Interesse an den Vor- und Rückschritten in der Entwicklung neuer bürgerlicher, staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse der Nationen so überwiegend, daß kaum ein anderes noch daneben besteht.

Der vorliegende zweite Band enthält zuerst ein Gemälde des Zustandes von Deutschland im Augenblicke jener großen Catastrophe, des Eindrucks den diese auf die Gemüther der Deutschen machte, und der mannigfaltigen Modificationen, welche die Gesinnungen in dieser Beziehung erhielten: ferner die Veranlassungen der Revolution und ihrer verschiedenen Gestalten, eine Beurtheilung der Principien, über welche in Paris so viel gestritten worden, nebst der Schilderung einiger der hervorsteckendsten Charactere in jener Epoche. Hierauf folgen Anzeigen einiger Schriften, wodurch der Zustand von Frankreich vor der Revolution und der Gang den diese genommen, erläutert werden.

Da die öffentliche Stimme sich in Deutschland für die Revolution erklärte, fand der Verf.

sich bewogen, den vergeblich geführten Kampf gegen die Verbreitung ihrer Grundsätze aufzugeben: erhielt aber bald eine dringende Veranlassung, sich ihrem Einflusse im eignen Vaterlande thätig zu widersetzen. In einer hier folgenden Geschichte der Verhandlungen der Stände der Fürstenthümer Calenberg und Grubenhagen in den Jahren 1793 und 1794 stellt der Verf. den Character der Churfürstlichen Regierung seit der Erhebung des Hauses auf den britischen Thron und die Bewegungen der Stände in der gedachten merkwürdigen Periode dar. Diese haben zu ihrer Zeit ein lebhaftes Interesse erregt: vorzüglich durch den Antheil den ganz Deutschland an der Person des Herrn von Berlepsch nahm, der die Hauptrolle spielte. Die allgemeine Furcht vor einer willkürlichen Behandlung der Staatsdiener, die durch das Verfahren gegen jenen Mann eingeleitet werden könne, hat der Regierung welche der Verf. hier vertritt, böse Nachrede zugezogen. Es ist aber nicht von allgemeinen Grundsätzen und von einem für die Freiheit der Unterthanen gefährlichen Vorgange die Rede, sondern von dem Falle einer Nothwehr gegen die Feinde der öffentlichen Ruhe und Ordnung, deren Bestreben von keiner Regierung geduldet werden darf. Andere Fürsten haben ganz andere Dinge gethan und hätten noch weit mehr thun können, ohne getadelt zu werden. In dem hier erzählten Falle war es dem Gegner der Regierung gelungen, dem allgemeinen rechtlichen, Gerechtigkeit liebenden und fordernden Sinne der Deutschen, ein Vorurtheil für die bloße Beobachtung gerichtlicher Formen unterzuschieben.

Die hierauf folgende Schrift über den deut-

sehen Adel ist 1803 erschienen, hier aber ganz umgearbeitet. Dieser neuen Ausgabe liegt in historischer Beziehung die vom Hofr. Eichhorn entwickelte Darstellung der Geschichte des deutschen Adels zum Grunde. Es ist aber damit eine Vergleichung des Englischen Adels, einer Geschichte und der Gesetze die sich auf ihn beziehen verbunden, die dem Verfasser, bey dem großen Interesse welches die britische Nation in Deutschland immer mehr erregt, und der dennoch höchst mangelhaften Kenntniß jener Gegenstände, wichtig schien. Zum Beschlusse wird die jetzige Lage des deutschen Adels dargestellt, und auf die Nothwendigkeit neuer gesetzlicher Bestimmungen aufmerksam gemacht.

Die vom Verfasser in den Jahren 1803 bis 1814 bekannt gemachten Schriften werden in einer neuen Bearbeitung den dritten Band füllen, der demnächst erscheinen soll.

Es ist inzwischen als vierter Band bereits 1829 eine Sammlung kleiner politischer und historischer Schriften gedruckt. Von diesen betreffen die ersten den politischen Zustand und die neueste Geschichte von England; eine Erklärung der furchtbaren Catastrophen, welche seit 1825 den Handel und das ganze Gewerbe jenes Landes, und unmittelbar von ganz Europa erschüttert haben; eine Darstellung der politischen Wirksamkeit des berühmten C. J. Fox; darauf ausführliche Beurtheilungen zweyer merkwürdigen Schriftsteller über das Naturrecht, des Herrn Geh. Justiz-Rath Hugo und des Herrn von Haller, in Beziehung auf die im ersten Bande dieser Sammlung ausgeführten Grundsätze jener Wissenschaft. Ferner, Betrachtun-

gen über einige historische und politische Schriftsteller, welche in der Periode von 1780 bis 1810 einen bedeutenden Einfluß auf die Denkart und den Geschmack der Zeit gehabt haben: des Johannes Müller, dem eine so verdiente Verehrung gewidmet worden, und Anderer, die eine kurze und nur schimmernde Rolle gespielt haben, als Adam Müller, Buchholz, Woltzmann.

Den Beschluß macht ein Aufsatz über das Leben zweyer Freunde des Verfassers, des Geheimen Cabinets=Rath Brandes zu Hannover und des Geh. Justiz=Rath Heyne zu Göttingen, deren gemeinschaftlichen Bemühungen die Georg Augustus Universität eine lange Reihe von Jahren verdankt hat, in dem Geiste ihres Stifters, nicht etwa bloß als eine Landes=Anstalt, sondern als ein bedeutendes Institut zur Beförderung der Wissenschaften und der Cultur des Geistes in ganz Deutschland, auf der erregenen Höhe erhalten zu werden.

---

Auf die Anzeige und den Wunsch des Herrn Verfassers des im 108. Stück recensierten Werks wird hier noch nachträglich bemerkt, daß dasselbe zugleich den zweyten Titel führt: Mathematische Abhandlungen von L. A. Seeber, erster Band, enthaltend Untersuchungen u. s. w. und bey Tobias Löffler in Mannheim in Commission zu haben ist.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

124. Stück.

Den 6. August 1831.

---

L e i p z i g.

Bei Barth: Geschichte der Malerey in Ita-  
lien vom Wiederaufleben der Kunst bis zu Ende  
des achtzehnten Jahrhunderts von Ludwig Lanzi.  
Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmer-  
kungen von J. G. von Quandt, herausgege-  
ben von Adolph Wagner. 1 Bd. XXXVI und  
XXX u. 614 S. 1830. 2 B. 458 S. 8. 1831.

Das Unternehmen, Lanzi's *Storia pittorica della Italia*, welche seit 1796 erschien und im J. 1815 die vierte Ausgabe (in 6 Bänden) erhalten hat, ins Deutsche zu übertragen, füllt ein Bedürfniß derer aus, welche der Italiänischen Sprache unkundig, eine reichhaltige Materialiensammlung für die Geschichte der Italiänischen Malerey gern benutzen möchten. Lanzi's Werk ist eine solche, und liefert, wie der Uebersetzer dasselbe treffend bezeichnet 'Bauzeug zu einem Pantheon der italiänischen Maler'. Mehr durfte man in der Zeit, wo dieses Werk zuerst erschien, kaum von dem Verf. erwarten, und es wäre



unbillig, ihn nach den Forderungen zu richten, welche die Gegenwart an eine Geschichte der Kunst macht. Hat doch der fleißige Fiorillo noch späterhin, sich Lanzi anschließend, die Geschichte der Malerey nach Malerschulen angeordnet, obwohl ihm das Mißliche und Schwanzende eines solchen Princip's nicht unbekannt war. Daran ließ sich auch bey einer Uebertragung jenes Werks in unsere Sprache nichts ändern, und die Herausgeber konnten in dieser Beziehung nur auf das hindeuten, was ein künftiger Geschichtsschreiber der Malerey an die Stelle der geographischen Schuleneintheilung, welche Lanzi befolgte, zu setzen haben würde, um sich noch mehr, als jene Schriftsteller, über eine bloße Sammlung von Malerbiographien oder Nekrologen zu erheben (vergl. deshalb Vorwort S. V u. flg. und Anmerkung zu Lanzi's Vorrede S. IX. Anm.). Aber ein zweytes Gebrechen sprang bey dieser Uebertragung noch deutlicher hervor, nämlich der Mangel eines bestimmten, auf festen ästhetischen Principen gestützten und ins Einzelne eingehenden Urtheils. Um dem Leser hier einen Leitfaden zu geben, und allzuhäufige Einreden zu vermeiden, hat der geistreiche und kundige von Quandt eine Abhandlung über Lanzi's Kunstansicht vorausgeschickt, in welcher er zeigt, welche Vorurtheile ihr zu Grunde liegen, und in welche Vergleichungsformeln Lanzi's Urtheil gleichsam eingeschlossen ist. Hierbey wird auch die Ansicht Mengs's und Winkelmanns berührt und bestritten, auf welche sich Lanzi zum Theil gestützt hat. Gegen die Kritik der Mengs'schen Lehre läßt sich erinnern, daß wenn Herr v. Quandt nur eine relative und begriffsmäßige Vollkommenheit (nach S. XXXV) annimmt, welche mit der Zweckmäßigkeit zusammenfällt, er

dann auch nicht von der Identität der Idee und der Erscheinung in der Schönheit und von einem Idealen im Realen nach bekannter Formel sprechen kann, weil in diesem Ausdrucke von einer Vollkommenheit die Rede ist, die über den Begriff des bloß Zweckmäßigen hinausgeht. — Außerdem setzt sich auch Hr. v. Quandt in vielen Anmerkungen den Vorurtheilen des Mengs'schen Zeitalters, zuweilen mit schlagender Gewalt entgegen, z. B. wo er gegen Lanzi bemerkt: 'daß doch die Antike nicht die einzige Lehrerin der Kunst ist, und wo diese nicht zu finden, auch keine höhere Kunstbildung zu erreichen wäre, bedarf wohl heut zu Tage keiner Widerlegung. Die Natur ist die älteste Antike, nach welcher selbst die gebildet ist, die wir Antike nennen'; und wo er von einer Aehnlichkeit zwischen den Antiken und Raphael's Werken spricht (I. S. 361. Anm. 8); ferner wo er Signorelli in Schutz nimmt, aber dabey zu einem fast schönen Ausspruch gegen Mengs sich hinreißen läßt (I B. S. 71), obgleich er ihn anderwärts höher stellt (S. 529. Anm. 17); wo er über die Zeit der Eclectiker (I B. S. 230) und über Mengs's Eclecticismus (S. 531) spricht; wo er über einen falschen Begriff vom Ideal redet (I B. S. 380. Anm. 58); endlich in dem Excurs I. B. S. 254 flg. Anm. 18. vgl. II. B. S. 90. Anm. 29, wo das Verhältniß des Natürlichen zum Idealen so schön und leicht auseinandergesetzt wird, und wobey wir nur den Ausdruck, daß die romantische Dichtkunst ihrer Natur nach die Bildlichkeit ablehne und gestaltlos sey, zu unbedingt ausgesprochen und von dem Verf. nicht begründet finden. Es kann nicht geleugnet werden, daß die bildende Kunst bisher den antiken und christlichen Stoff zu ihrer Grundlage gemacht

hat; daraus folgt jedoch nicht, daß sie nicht auch, wie schon jetzt häufiger in der Malerey geschieht, die Gestalten der romantischen Poesie (z. B. eines Shakespear, der Nibelungen) in Licht und Farbe kleiden werde. — Am meisten hat sich Herr v. Quandt um die Leser dieses deutschen Lanzi durch die trefflichen Malercharacteristiken verdient gemacht, die er hier und da unter den Text setzt, um die Leser für das Urtheil des Autors schadlos zu halten; so z. B. I. B. S. 16 und 262 über Cimabue; S. 35 Giotto; S. 38 f. Dracagna; S. 203; Ulori; S. 214 Dolce; S. 270 u. 272 u. f. über den Meister Simon Memmi; S. 338 Perugino; besonders aber die Raphael betreffenden Anmerkungen S. 350 f.; über Luca della Robbia S. 432; Sassoferrato S. 467; Claude Lorrain S. 484; Maratti S. 505; über die Schule des Polidoro di Caravaggio S. 568. Ferner über Giac. Lanzi II. B. S. 9; über Cima da Conegliano S. 42; Libri S. 53; Giorgione S. 65. 66; Fra Sebastiano S. 68; Paris Bordone S. 77; Titian S. 87, 90, 96, 97; besonders Paolo Veronese S. 144, 146; Canaletto S. 239; die Anmerkungen über Mantegna S. 251 ff., Carotto 254, Giulio Romano 257, dell' Abate 277, Schedone 284; ferner über Correggio S. 297 ff. und bes. 319 Anm. 36; über Leon. da Vinci, bes. 403 Anm. 11 f.; über Marco d'Oggione und Luino 410 u. 412, Gaudenzio und Solari 418 ff. — über Canova 242. Man könnte jedoch wünschen, daß der geschmackvolle und wohlunterrichtete Kunstkenner über alle große Meister sich geäußert hätte.

Ein anderes Bedürfniß bey Uebertragung dieses Buchs waren historische, literarische und technische Berichtigungen und Ergänzungen, welche aus weiter fortgeschrittener Forschung und eigener

Anschauung entstanden sind. Hierin haben nun sowohl der genannte Kunstkenner, als auch der Uebersetzer Vieles für das Buch gethan. Man vergl. die interessanten Notizen des ersteren über Delmalerey I. B. S. 64 f. und über Tom. da Modena I. B. 61, über Kupferstecherkunst ebendas. S. 81, über Holzschnitt II. S. 282, über Firniß II. S. 185, über die Gräfin Mathilde II. S. 247. Die etymologische Ableitung des Wortes Ancona I. B. S. 31 Anm. 47 muß jedoch zweifelhaft seyn, wenn man das, was Fiorillo in s. Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland I. B. S. 232 Anm. a beygebracht hat, erwägt. So viel wir hier dem Fleiße der Herausgeber verdanken, so ist doch hierin ein Bedürfniß, welches schon Fiorillo fühlte, noch unbefriedigt geblieben. Panzi unterläßt häufig Geburts- und Sterbejahre der Maler anzuführen, was bey einer Darstellung, die mehr Malerbiographien enthält, als Geschichte der Malerey ist, ein um so wesentlicherer Mangel ist, und den Leser hindert, sich chronologisch zu orientieren, zumal da auch Panzi, wie Fiorillo bemerkte, die Kunstgeschichte nicht mit der politischen in Verbindung gesetzt hat. So fehlt dieß z. B. namentlich bey Masaccio und Fiesole (I. B. S. 51. 53), über welche Meister Herr v. D. auch in ästhetischer Hinsicht nichts hinzugefügt hat.

Die Uebersetzung ist, wie sich von dem gründlichen Sprachkenner A. Wagner erwarten ließ, immer sinngemäß und schließt sich treu an das Original an. Vielleicht ist derselbe nur zu weit gegangen, wenn er recipierte Fremdworte, deren Bedeutung uns einmal geläufig ist, vermeiden will, wie z. B. wenn er *oltramontano* (II. S. 29) Uebersetzer, und anderwärts 'überbergisch' übersetzt; ferner II, 25 die Maler, die in der

Landschaft (provincia) lebten. Die Uebertragung  
 freisige Zusammenstellungen, Gegengewicht u.  
 (composizioni circolare e sagome) ist durch  
 wörtliche Treue dunkel. Die Worte: das Papst-  
 thum Gregors XV. Lodovisi dauerte nicht lange,  
 war aber durch Eingebung der Landsmannschaft  
 für die Bologneser höchst günstig, B. I. S. 438  
 werden unverständlich, indem der Uebersetzer det-  
 tamente allzutreu durch Eingebung (deutlicher viel-  
 leicht: durch Einfluß) übersetzt hat. — Die  
 neue (Manier) begann — und noch länger bey  
 Salvator Rosa, ist wohl uur in der Eile ents-  
 schlüpft, und soll heißen: und noch mehr mit  
 S. R. — Die Stelle B. I. S. 452: 'Noch vor-  
 züglicher stellte er (es ist von Michelangelo Ame-  
 righi oder Morigi da Caravaggio die Rede)  
 Zaubereyen, Morde, nächtlichen Verrath dar,  
 denen er selbst nicht ganz fremd war, weshalb  
 er auch ein mühseliges und geschichtlich schönes  
 Leben führte' scheint dem Uebersetzer nicht gelun-  
 gen. Es heißt im Original per le quali arti  
 egli stesso, che non fu alieno, ebbe tra-  
 vagliosa la vita e infamia la storia — durch  
 welche Künste, weil er ihnen selbst nicht fremd,  
 sein Leben mühselig und seine Geschichte berück-  
 tigt war. Die genauere Lecture, wovon diese  
 Bemerkungen bloß ein Zeugniß ablegen sollten,  
 setzt Ref. in den Stand, dem Publicum diese  
 Uebertragung mit vollkommener Ueberzeugung zu  
 empfehlen. Das Außere des Buchs ist sauber  
 und ebenfalls empfehlenswerth. Der Rest des  
 Werks wird mit den Registern in einem dritten  
 Bande gegeben werden, dessen baldiger Erschei-  
 nung wir mit Vergnügen entgegen sehen.

## B i t t e r b o .

Bey Camillo Tosoni, Buchdrucker: *Muséum Etrusque de Lucien Bonaparte Prince de Canino, fouilles de 1828 à 1829. Vases peints avec inscriptions. 1829. 212 S. nebst 41 lithographischen Tafeln in 4.*

Als im Jahre 1826 mehrere Grabmäler des alten Tarquinius mit ihren in altgriechischem Styl sorgfältig ausgeführten Wandmalereyen ans Licht traten, und den Zusammenhang Etruriens mit den Kunstschulen des eigentlichen Griechenlands aufs deutlichste darlegten, konnte man noch nicht erwarten, daß so bald auf benachbartem Etruskischen Boden eine fast unübersehbare Fülle Griechischer Kunstwerke hervortreten und diesen Zusammenhang auf eine noch viel einleuchtendere Weise veranschaulichen würde. Im Anfange des Jahres 1828 geschah es, daß im Kirchenstaate auf den Gütern des Prinzen Lucian Bonaparte, zwischen Canino und Montalto, nahe am linken Ufer des Flüsschens Fiora, auf einem Felde, welches Cavalupo genannt wird, eine Grabkammer sich unter den Füßen von Ochsen, welche den Pflug zogen, öffnete, worin man zwey gemalte Vasen in Stücken fand. Zwey ungetreue Diener des Prinzen bemächtigten sich dieser Gegenstände, und setzten die Nachgrabungen mit bedeutendem Erfolge fort, aber so, daß sie den gesammten Fund an den bekannten Preussischen Kunstkenner, Herrn Dorow, verkauften. Plusieurs caisses d'objets étrusques passèrent ainsi mystérieusement dans les mains de Mr. Dorow, qui depuis a légitimé ses acquisitions, wie in dem vorliegenden Werke p. 12

von dem Prinzen Lucian selbst bezeugt wird. Wir haben von dem hohen Werthe, so wie von der Bestimmung, welche diese Dorow'schen Vasen erhalten haben, schon bey einer andern Gelegenheit in diesen Anzeigen (vom vorigen Jahre St. 203 S. 2019) gesprochen. Erst einige Zeit darauf gelangte die Sache zur Kunde der Eigenthümer des Bodens; im October 1828 begab sich die Prinzessin von Canino nach ihren Gütern; zwey Monate später kam der Prinz Lucian, der bis dahin mit dem Vater Mauritio von Brescia die Zenithal-Zone von Senigallia astronomisch durchforscht hatte, eben dahin; die Nachgrabungen wurden nun mit neuem Eifer begonnen, und ergaben bald einen solchen Reichthum der herrlichsten Vasen, daß am Schluß des Jahres 1829 die Zahl derselben bis gegen dritthalbtausend gestiegen war. Zu gleicher Zeit hatten die Besitzer der umliegenden Güter, die Familien Candelori und Feoli, die ersten im Verein mit Herrn Melchiore Fossati, Nachgrabungen angestellt, durch welche ebenfalls Vasen von ausgezeichneteter Schönheit und bedeutender Anzahl hervorgezogen worden sind. Von den Auffindungen der Candelori's haben die Bulletins des Instituts der archäologischen Correspondenz, durch welche die Archäologie so sehr an lebendigem Schwunge der Mittheilung gewinnt, fortgesetzte Nachrichten gegeben; über die auf dem Gute der Feoli's gefundenen Vasen hat man nur einiges Wenige vernommen. Die Vasen des Prinzen Lucian sind sämmtlich unter einem ebenen Felde zwischen dem linken Ufer des Flüsschens Fiora und einem in die Fiora fließenden Bache, Limone genannt, gefunden worden; ein großer Theil davon in der Umgebung eines Hü-

gels oder hohen Tumulus, welcher in der Gegend la Cocumella genannt wird. Man hat gefunden, daß dieser Hügel nicht von Natur gebildet, sondern von Menschenhänden aufgeschüttet ist; nach Abtragung eines Theils davon sind mehrere Etruskische Gebäude daraus hervorgetreten, eine sehr starke und feste Grundmauer, welche den ganzen Tumulus umschloß und stützte, einige aus großen Quadern sehr solid gebaute Sepulcral-Kammern und zwey Thürme, der eine von viereckiger, der andere von runder und konischer Gestalt, welcher letztere, so viel man nach der sehr kleinen und unvollkommenen Abbildung, welche das vorliegende Werk davon gibt, urtheilen kann, den wahrscheinlich auch von den Etruskern herrührenden Gebäuden Sardinien's, welche man Muraghen nennt, nicht unähnlich ist. Die unterirdischen Kammern, aus welchen man die Vasen hervorzieht, liegen nur auf dem Gute der Feoli's unter einer höhern Masse von Gestein; sonst sind sie sehr flach unter der Ebene in den weichen Tuf eingehauen, meist von geringem Umfange, ohne Malerey an den Wänden oder andern Zierrath, so daß sie überhaupt nicht darnach aussehen, als sollte man solche Schätze der Kunst, wie sie wirklich bergen, in ihnen erwarten.

Was nun zunächst das vorliegende Werk über diese Vasen betrifft: so ist dieses nicht die erste Publication des Prinzen von Canino über seine Kunstschätze, da ihm ein Werk: *Catalogo di scelte antichità etrusche trovate negli scavi del Principe di Canino 1828..29. Viterbo 1829. 4.* vorausgegangen ist, wovon die *Annali dell' Instituto di corrisp. archeologica 1829 p. 188 sq.* einen Auszug geben. Es scheint



nicht, daß für den Besitzer des Muséum Etrusque dieser Catalog Angaben und Erörterungen von Wichtigkeit enthält. Wichtiger wird ein Werk für uns seyn, welches lithographierte Abbildungen der interessantesten Vasen enthält, unter dem Titel: *Vases Etrusques de Lucien Bonaparte prince de Canino*; von zwey Lieferungen desselben, die bisher erschienen sind, gibt das *Bulletino dell' Instituto arch.* 1830. N. VI A. p. 143. N. X. XI. p. 222 sqq. Nachricht. Wem diese Hefte nicht vorliegen, wird, wenn er nicht etwa die Dorowschen Vasen zu sehen bekommen hat, in den *Monumenti inediti* des öfter erwähnten Instituts (welche mit dem Fortgange des Unternehmens immer interessanter und wichtiger werden) eine Anzahl Vasenbilder von Canino mitgetheilt finden, welche schon genügt, um von der Merkwürdigkeit der dargestellten Gegenstände und dem Kunstverdienst der Zeichnung einen Begriff zu geben.

Die Abschnitte, in welche das vorliegende Muséum Etrusque zerfällt, sind erstens eine Einleitung, welche von der Auffindung der Vasen handelt und dann die Principien des Systems darlegt, welches sich der Herausgeber über den Ursprung dieser Vasen gebildet hat. Darauf folgt als Haupttheil des Ganzen p. 31 bis 183 die Beschreibung und Deutung der Vasengemälde, welche mit Inschriften versehen sind; von neunzehnhundert sind dieß, so viel wir zählen, zweyhundert drey und funfzig: ein Verhältniß der beschriebenen zu den unbeschriebenen, was von den Ergebnissen aller andern Fundorte von Vasen sehr abweicht. Hieran schließt sich noch eine Note *supplémentaire* zur Rechtfertigung der bey der Erklärung befolgten Grundsätze. Zwey

Register sind diesem Texte voraus- und nachgeschickt, das erste gibt die Namen, die man auf den Vasen findet in einer Uebersicht, wobey der Herausgeber noch einige Vasen hinzugefügt, die in der ausführlicheren Beschreibung nicht vorkommen; das andere Register gibt die Gegenstände der im Werke beschriebenen Vasengemälde kurz an. Der schätzbarste Theil des Ganzen sind aber die lithographischen Tafeln, von denen eine einen Plan der Gegend der Nachgrabungen und eine sehr ins Kleine gezogene Ansicht des Berges Cocumella liefert, die vierzig andern aber getreue Facsimile's der Inschriften, welche die archäologische Wichtigkeit dieser Vasen so sehr erhöhen.

Wenn wir nun auch, unsere Stimme mit denen der in Italien lebenden und französischen Archäologen vereinigend, den Prinzen Lucian um des Eifers willen, mit welchem er diese Vasen an das Tageslicht gefördert, Kunstfreunden und Gelehrten den Zugang dazu verstattet, und das Publicum durch mehrere schnell auf einander folgende Werke davon in Kenntniß gesetzt hat, höchlich preisen müssen: so können wir doch auch nicht verhehlen, daß das System des Eigenthümers und Herausgebers dieser Vasen bey keinem Alterthumskenner, welcher in Griechenland und Etrurien einigermaßen zu Hause ist, Beystimmung finden wird. Auf ihn hat offenbar das Local der Auffindung, der Etruskische Boden, den ersten und stärksten Eindruck gemacht; gegen welchen das, was er hernach über den Styl der Gemälde und die Form der Inschriften vernommen, nichts mehr vermocht hat. So erneuert er nun die Behauptungen früherer Etruscomanen unter den Italiänischen Gelehrten, nach welchen die Künste in Etrurien schon um die Zeit des

Trojanischen Krieges, während Griechenland in Roheit versunken war, durch Pelasger aus dem Morgenlande dahin verpflanzt, geblüht haben sollen, und betrachtet seine Vasen als Producte Etruskischer Zeurisse, welche viele Jahrhunderte vor den Griechischen gelebt haben sollen. Es würde unartig seyn, mit dem berühmten Herausgeber über solche Gegenstände disputieren zu wollen, da er es selbst offen gesteht, daß er vor der Auffindung der Canino-Vasen nie ein archäologisches Buch aufgeschlagen, und erst hernach durch ein Durchblättern der Mémoires de l'Académie des Inscriptions et de belles lettres, welche nicht eben die lauterste Quelle genannt werden können, sich das Material zu seinen gelehrten Erörterungen gesammelt habe. Es gilt dagegen aber gewiß die einfache Versicherung, die jeder Philolog nach einer Durchsicht der lithographirten Inschriften abgeben wird: daß diese Inschriften, mit sehr wenigen Ausnahmen, in Schrift, Sprache und Inhalt Griechisch, d. h. Hellenisch, rein Hellenisch seyen, wie sie durchaus nur von eigentlichen Griechen, nicht aber von einem bloß verwandten und verschwisterten Volke, wie die Pelasgoi Tyrrhenoi ursprünglich gewesen sind, herrühren können. Wir sprechen natürlich hier nur von den lesbaren, zusammenhängende Sylben und Wörter ergebenden Inschriften, indem eine nicht unbedeutende Zahl zwar, wie die andern, Griechische Buchstaben enthält, aber ohne daß Sylben und Wörter, welche man lesen und aussprechen könnte, daraus hervorgehen. So räthselhaft diese Inschriften auch immer sind: so scheint es doch das gerathenste, sie für bloße Spiele oder für Versuche von Topfmalern, welche im eigentlichsten Sinne illiterat

waren, aber ihren Vasen wenigstens den Schein von Inschriften geben wollten, anzusehen, wofür besonders die häufige Wiederholung derselben Buchstaben in schneller Folge aufeinander spricht, welche man in diesen unverständlichen Inschriften so oft wahrnimmt.

Der Unterz. will hier seinen diesmaligen Bericht abbrechen und kann es um so mehr, da er nächstens Gelegenheit haben wird, bey der Anzeige einer Societätsvorlesung über den Ursprung der Canino-Vasen seine Gedanken darüber ausführlich darzulegen.

R. D. M.

### B r a u n s c h w e i g .

Verlag von Fr. Vieweg: Die Physikalische Sammlung des Herzoglichen Collegii Carolini in Braunschweig, beschrieben von Dr. C. M. Marr, ordentlichem Professor der Physik und Chemie am Collegio Carolino und am anatomisch-chirurgischen Institute daselbst. Mit Abbildungen. XII und 134 S. in 8. 1831.

Wir werden in vorliegender Schrift mit einem reichen Schatze physikalischer Werkzeuge bekannt gemacht, von dessen Vorhandenseyn vielleicht die Wenigsten eine Ahnung haben mochten. Das Collegium Carolinum in Braunschweig ist eine Mittelanstalt zwischen Gymnasium und Universität, deren Vortreflichkeit für Land und Stadt sich nun bald ein Jahrhundert hindurch bewährt hat. Mathematik und Naturwissenschaften gehören zu den Hauptgegenständen des Unterrichts und der Welt ist nicht unbekannt, welche ausgezeichnete Männer in diesem Fache Braun-

schweig geliefert hat. Hier werden wir nun von einem Theil der Hülfsmittel unterrichtet, deren sich jene Anstalt erfreut, und wir müssen gestehen, daß manche namhafte Universität sich freuen dürfte, einen solchen vollständigen und zweckmäßigen physikalischen Apparat zu besitzen.

In der Vorrede setzt der Verf. die Gründe, welche ihn zur Herausgabe dieser Beschreibung, die er auch als Leitfaden bey seinen Vorlesungen zu benutzen beabsichtigt, bewogen habe, auseinander. In der Einleitung erzählt er die Geschichte der Sammlung und die Biographien der an ihr und für sie thätigen Lehrer: J. E. Decker, C. A. W. Zimmermann, A. W. Knoch, J. H. G. Fricke und zuletzt seine eigene, in so weit sie auf seine physikalische Bildung und Wirksamkeit Bezug hat. Mit Interesse folgt man der Schilderung seiner mannigfachen Bestrebungen und Lebensereignisse und wie er aus einem trefflichen Philologen zu einem anerkannten Physiker sich durchgearbeitet hat. Man erinnert sich hierbey zweyer anderer berühmter Namen, des Astronomen Prof. Struve zu Dorpat und des Chemikers Prof. Mitscherlich zu Berlin, die auch von der Bahn der Philologie zu der der Naturwissenschaften übergegangen sind, und erkennt zugleich die Tüchtigkeit der Basis, welche eine gründliche Kenntniß des Alterthums für jeden andern Berufsweig gewährt.

Dann folgt eine Angabe der Localität und Aufstellung der Sammlung, die gleichfalls sehr zweckmäßig erscheint, und hierauf die Beschreibung der Instrumente selbst in zwölf Abschnitten (Allgemeine Körperereigenschaften; allgemeine Dynamik; Statik und Mechanik; Hydrostatik und Hydraulik; Aerostatik und Aerodynamik; Aku-

stik; Wärme; Optik; Electricität; Galvanismus; Magnetismus; Electro-Magnetismus). Die Unterabtheilungen sind nach den einzelnen Kapiteln der Naturlehre geordnet und wir vermissen keines von nur irgend einer Bedeutung.

Die Instrumente sind kurz, aber doch so beschrieben, daß man ihren Zweck und von vielen auch ihre Einrichtung leicht begreift. Die Anzahl derselben mag gegen tausend betragen, und viele scheinen von Seiten der wissenschaftlichen Construction sowohl als der mechanischen Ausführung eigenthümliche Vorzüge zu besitzen.

Bemerkenswerth ist die Reihenfolge wichtiger Instrumente von ihrer ersten Entstehung an bis zur neuesten Verbesserung, welche diese Sammlung besitzt; so z. B. in der Aerostatik der Original-Apparat Otto's von Guericke (S. 54), und beynah alle nachfolgenden Luftpumpen bis zu der von Smeaton; darn eine Suite von Electriciermaschinen von den ersten Schwefelkugeln an bis zu einer äußerst großen zweyscheibigen, deren Wirkung nach S. 104 ganz außerordentlich seyn muß. Neue Versuche und Beobachtungen mit ihr und andern Instrumenten werden hie und da angegeben. Wir glauben deshalb, daß diese kleine Schrift jedem Physiker und Freunde der Naturlehre eine willkommene Erscheinung seyn wird.

Auch äußerlich ist sie sehr schön ausgestattet. Der Titel enthält eine in Kupfer ungemein sauber gestochene Vignette, auf welcher acht im Texte ausführlich behandelte Instrumente zusammengruppiert sind. Wir müssen den Gedanken sinnreich nennen, nach welchem über der Electriciermaschine eine Blistafel angebracht ist, auf wel-

cher das Braunschweigische Pferd mit dem Symbolum nunquam retrorsum steht, um von dem electrischen Schläge erleuchtet zu werden. Dann befindet sich noch dabey eine große Steindrucktafel, auf welcher das von dem Verf. erfundene Instrument Panopticon genannt, eine neue Längen-Theilmaschine, zwey eigenthümliche Apparate für die Compression des Wassers und ein einfacher sehr brauchbarer Polarisations-Apparat abgebildet sind.

### D s n a b r ü c k.

Bei Fr. Rachhorst: Alexis Bompard's Betrachtungen über einige Krankheiten des Gehirns und seiner Anhänge, über ihre Behandlung, und besonders über die Gefahren der Anwendung des Eises. Nach der zweyten, im December 1828 in Paris erschienenen Ausgabe aus dem Französischen übersezt und mit Zusätzen von Dr. Hermann Wezin. 1830. VI und 110 Seiten in Octav.

Characteristische Schilderungen der Entzündung der Spinnenwebenhaut, des Wasserkopfs, der Gehirnentzündung, des Schlagflusses; Zeichen, Krankheitsverlauf, und Behandlung. Alles nach den Ansichten von Broussais. Der Verfasser erklärt sich (S. 75..90) gegen den Gebrauch des Eises und Eiswassers durchaus einseitig und zum großen Schaden mancher Gehirnkranken, wie auch der Uebersetzer in einer lesenswerthen Nachschrift auseinander gesetzt hat.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

125. Stück.

Den 8. August 1831.

---

L o n d o n.

Impensis Joannis Taylor, 1830: Rig-Vedae specimen. Edidit Frid. Rosen. 27 S. in gr. 4.

Ein Buch weniger Blätter, aber großer Wichtigkeit für das Studium des indischen Alterthums. Von den epischen Gedichten ist nun schon so viel herausgegeben, daß man daraus ein ziemlich vollkommenes Bild der ausgebildeten Sprache und Mythologie der Inder entwerfen kann: von den Vedas aber war bis jetzt so gut als Nichts in der Ursprache bekannt gemacht. Zwar hat Colebrooke schon vor 25 Jahren in den As. Res. T. 8. die treffliche Abhandlung über die Vedas geschrieben, welche die beste Einleitung in diese Studien werden konnte: aber in London, dem einzigen Orte Europas, wo Vedaschriften gesammelt sind, fand sich bis jetzt kein Gelehrter, welcher die reichen Hülfsmittel benutzte. Desto erfreulicher ist's, daß Hr. Dr. Rosen seine günstige Stellung in London besonders zu einem genauern Studium der Vedas benutzen wird, und in obiger



Schrift eine Probe der Erklärung der Vedas liefert, welche zu den besten Hoffnungen berechtigt. Um die eigenthümliche Sprache der Vedas verstehen zu lernen, hat er, weil dazu unsere Grammatiken und Wörterbücher nicht hinreichen, die Schriften indischer Gelehrten selbst benutzt, vorzüglich die Grammatik Panini's, des alten Fürsten der indischen Philologen, Taska's Wörterbuch über veraltete Wörter, und Canajatscharja's Commentar zu den Vedas.

Die in dieser Probe gedruckten sieben Hymnen aus dem ersten der vier Vedabücher, dem Ridsch-Veda, genügen schon, sich eine allgemeine Vorstellung über den Unterschied der Veda-Literatur von der übrigen altindischen zu entwerfen. Der Unterschied ist in der That bedeutend und weist auf den Zwischenraum mehrerer Jahrhunderte hin, der die Vedas von dem Ramajana trennen muß. Eine große Veränderung muß in dieser Zeit das geistige Leben der Inder umgestaltet haben, die sich in der religiösen Ansicht und der Mythologie noch stärker zeigt als in der Sprache. Fene sieben Hymnen sind gerichtet an Uschas (Aurora), an Agniß (Feuer), an Sol als Puschan (nutritor) und Savitri (prolificus), und an Varg'anja (Pluvius) — also nur an vergötterte Naturwesen, in deren Auffassung noch nichts Sagenhaftes und Historisches gekommen ist; die Beschreibungen solcher Götter sind treue Bilder der Natur, in welche noch keine Heroensage gemischt ist. Uschas z. B. oder Aurora erscheint als Tochter des Himmels, auf glänzendem Wagen fahrend, die Finsterniß verscheuchend: aber nichts Mythisches ist an sie weiter geknüpft. Von der unendlich reichen und ausgebildeten Mythologie der epischen Gedichte erscheint hier noch keine Spur, und die einfachern Götter der Vedas treten später in den

Hintergrund. Zwar sind die indischen Epiker nicht weniger leichte Bildner und Umbildner des mythologischen Stoffes als Homer: aber aus dem Grunde der einfachen Mythologie der Vedas hätte auch für den freyesten Dichter kein Ramajana entstehen können, wenn die Mythologie nicht bis auf die Zeiten der Epiker eine mächtige und durchgreifende Veränderung erfahren hätte. Es wird immer ein Vorzug des indischen Alterthumsstudiums seyn, daß sich in ihm die Religion und Mythologie, auf dem sichern Grunde einer vorepischen Literatur, bis in ein Alterthum und eine Einfachheit verfolgen läßt, welche wir bey den Griechen nicht erreichen können, da uns bey diesen über die vorepische Zeit so sichere und umfassende Zeugnisse gänzlich fehlen.

Denselben Abstand zeigen die hier vorkommenden Metra. Denn obgleich diese so beschaffen sind, daß sie schon vorher viel gebraucht seyn und manche Veränderung durchlaufen haben müssen, sind sie doch noch weit entfernt von der Art und den festern Gesetzen des epischen Sloka. Der Grund zwar ist derselbe, wie in diesem, nämlich Dijamben in Stanzas von zwey Versen zusammen gereihet, ohne Reim, mit der Pause nach dem je zweyten (oder dritten) Dijambus: aber in den Vedas ist dieses einfache Metrum mit viel größerer Freyheit und Abwechslung gebraucht, sowohl in der Zahl der Dijamben eines Halbverses als in der Recitation der einzelnen Füße. Es scheint erst in das alte Metrum die größte Freyheit und Verschiedenheit gedrungen zu seyn, bis es die Epiker an festere Gesetze wieder banden und ihm den zur Epopöe passenden ruhigern Gang gaben. Wenn auch im Eingange des Ramajana der epische Sloka schon als eine inspirierte Erfindung des göttlichen Balmiki Sängers geschildert

wird, so zweifeln wir doch nicht, daß er nur eine neue und festere Ausbildung des ältern Slokas der Vedas ist. Zu wünschen wäre, der Verf. hätte in diesem Werke über die Metra zu reden nicht unterlassen; eine Untersuchung derselben wäre schon der richtigen Lesarten wegen nothwendig gewesen. Einige Verse scheinen dem Ref. sehr verdächtig; wie z. B. S. 8, 3 am Ende nach aller Wahrscheinlichkeit ein Wort wie tvam fehlt, S. 12, 4 anders abzutheilen ist, u. s. w.

Die Sprache unterscheidet sich ähnlich von der epischen dadurch, daß sie dem Dichter durch Flüssigkeit, bald Dehnung und bald wieder Flüchtigkeit der Vocale, durch Reichthum der Formen und den Wechsel früherer und späterer Bildungen eine ungleich größere Freyheit und Leichtigkeit gewährt. Zwar ist die Freyheit der epischen Sprache noch groß, aber mit der der Vedasprache kaum zu vergleichen. Wir sehen, wie die Sanskritsprache der Vedas in den epischen Gedichten fast eben so gesetzt und gleichförmig geworden ist, wie die homerische Sprache in der Sprache der griechischen Dramatiker ihre große Freyheit abgestreift hat. So findet man den Wurzelvocal u reflectiert, wie abhüt (*éφv*) und abhüdu p. 6; vahasi (d. i. vehis) und zusammenfließend vaks'i p. 10, 2. 18, 9. 22, 4; den kurzen Endvocal eines Wortes durch die Kraft der Arsis gedehnt, wenn kurze Vocale auch in den umgebenden Sylben sind, p. 10, 10. 12, 3. 7. Nimmt man hinzu, daß die Vedasprache, obgleich sie sich von der gewöhnlichen Sanskritsprache wenig mehr entfernt als etwa die homerische von der spätern griechischen, doch in Wörtern und Formen eine bedeutend abweichende, alterthümliche Gestalt zeigt: so wird man in sprachlicher Rücksicht die Vedas für sehr wichtig halten und auf ihre Sprache in

dem gesammten Sprachstudium des Sanskrits und der verwandten Sprachen zurückgehen müssen. Es scheint der Mühe werth, hier die reiche Erndte anzudeuten, welche sich auf diesem Felde, wenn mehrere Proben der Bedasprache bekannt gemacht sind, erwarten läßt. Schon diese wenigen Hymnen zeigen dieß. Alte Worte daraus, welche auch für das vergleichende Sprachstudium wichtig scheinen, sind: *damas* = *domus* p. 16, 3 für das gewöhnliche *griham*; *savas* = *ὄνος* für *sutas* p. 21 not.; *raji* = *res*, nur mehr in der Bedeutung *Sache* = *Vermögen*; *rug* scheinen, glänzen, wovon lat. *rosa*, doch ist damit verwandt das gewöhnliche *rutsch*, pers. *روش*; *āsjas* der erste, von *ās*, lat. *os*, *oris* p. 16, 1. 24, 3; *uks'an* Stier (= Ochse) oder Pferd zum Fahren, von *vah* = *vehere*, womit auch das nach dem Siddhanta Kaumudi in den Bedas vorkommende *vaks'as* gleichbedeutend ist; *grih* = *گرفتن*, greifen p. 10, 7 für das gewöhnliche *grih*, wo, wie sonst oft, die aspirierte *Muta* zum bloßen Hauch abgestumpft ist. Unter den Pronomina erinnern die nur der Bedasprache eigenen *Accusative im (eum)* und *s'im (eam)* sofort an unsere *ihn, sie*. Auch sehen wir das Neutrum *id* sehr oft als *Adverbium* dem *Demonstrativum* nachgesetzt, wie *sa id* = *hicce* oder *ὅτσοί*, p. 8. 24. Unter den Partikeln bemerken wir *tschid* für *tscha*, lat. *que*, gr. *τε*, p. 8, 5, woraus sich die in der gewöhnlichen Sprache gebliebene Zusammensetzung *kastschid* im Sinne von *quisque* erklärt; auch wird man nun nicht mehr über die Etymologie dieser Verbindungswörter zweifelhaft seyn, da sie hiernach mit der Wurzel *tschi* (hinzufügen) deutlich zusammenhängen, eben so wie das gleichbedeutende koptische *vah*

hebr. ך mit der kopt. Wurzel vah (hinzufügen), f. Didymi literat copt. rud. p. 71. 88. Die Verneinungspartikel na wird in den Bedas merkwürdiger Weise auch als Vergleichungspartikel gebraucht, welches wir aber nicht gern mit R. durch non verum sed — i. e. quasi auflösen möchten, sondern aus dem fragenden ne, nonne ableiten, wie na auch immer enclitisch steht. — In den Ableitungssylben der Nomina ist mancher Reichthum, welchen die gewöhnliche Sprache abgestreift hat, z. B. das Suffix jus, welches Desiderativa bildet (wie *asmajus nostri amans* p. 18, 6 vergl. p. 12, 8), und wovon noch der Vocal i als dem Desiderativverbum wesentlich geblieben scheint. — In der Declination finden wir die Endung *ebhis* instr. pl. für das später daraus zusammengezogene *ais*; der nom. pl. neutr. bloß mit verlängertem kurzen Endvocal, wie *purū vanā* sg. *puru vanam* p. 10, 8, obgleich auch schon die gewöhnliche Endung p. 6, 2. In der Conjugation wird auch die 1 pl. ind. praes. mit i gesprochen, wie *emasi* für das gewöhnliche *imas* (= *imus*) p. 17, so daß dieser Person die Endungen des sg. der drey Personen *mi, si, ti* und die der 3 pl. *anti* entsprechen. Ueberraschend ferner ist das häufige Erscheinen eines kürzern Potentialis, oder eines kurzen Optativs aus der Wurzel selbst ohne den Modusvocal *i*, wie *bhavat* (= *fuat, sit*), *karat* für das gewöhnliche *kurjat* p. 12. 20. 24, eine Bildung, welche sich später ganz verliert. Ueberhaupt werden die Verbalformen viel häufiger als sonst aus der kurzen oder reduplicierten Wurzel selbst gebildet, ohne die Verlängerungen des Präsens am Ende der Wurzel, vorzüglich im Imperativ, wie *grudhi* = *κλῶδι*, wo sich auch die alte Aussprache der Imperativ-

endung dhi = Si für hi erhalten hat. — Die Präposition ist noch nicht stets mit dem Verbum verbunden, wie in der epischen Sprache; sie steht sehr häufig im Anfang allein, wie im Homer. Wie wenig sich die Regeln der Zusammensetzung schon völlig gesetzt und festgestellt haben, zeigt auch das Präfix dus', dur = dvs, welches hier mit dem Verbum zusammengesetzt erscheint p. 10, 7. Auch die Lautregeln über die Verbindung der Wörter (sandhis) sind noch nicht so streng durchgeführt, indem ein schließender Vocal doch nicht selten vor einem das Wort anfangenden geduldet wird. Obgleich sich aber das höhere Alter der Vedasprache so deutlich zeigt, würde man doch irren, wenn man sie für härter und rauher als die epische halten wollte; vielmehr ist sie weicher in der Aussprache und Bildung vieler Formen. Wir werden so darauf geführt, daß die epische Sprache nicht nur später, sondern auch in einer andern Gegend Indiens ausgebildet ist. Ähnlich ist die homerische Sprache, wenn auch die uns bekannte älteste, deswegen nicht die härteste und rauheste. Auch kann Ref. nicht unbedingt alle Eigenthümlichkeiten der Vedasprache zu dem Ursprünglichen zählen, da er manches für bloß dialectisch verschieden ausgebildet hält, wie die Festhaltung des nominativen s vor dem Casus obliquus, wodurch sich die Vedasprache an das Zend schließt.

Die in den Anmerkungen gegebenen kurzen Rechtfertigungen der Uebersetzung aus indischen Werken sind jedem Leser willkommen. Bisweilen möchte man aber mehr Beweise der Art sehen, und einige Stellen der Uebersetzung scheinen zweifelhaft. S. 6, 3 steht dadriks'a wegen der Lautregeln für dadriks'ê; die 2 ps.

pf. pass. paßt auch allein in den Zusammen-  
hang. S. 13 kann Ref. das *vir potentis-*  
*sime* im Text nicht erkennen, da *sahasva*  
wohl nichts anders als Imperativ seyn kann;  
in *naro*, das auch kein Vocativ ist, liegt  
wahrscheinlich ein Fehler. S. 14, 7 sieht Ref.  
nicht, wie *narā* (oder *naro*) einen andern Sinn  
haben kann als in der völlig entsprechenden  
Stelle p. 18, 7, vergl. auch Colebrooke in *As.*  
*Res.* VII. p. 400; die Bedeutung Männer  
(= *ἀνδρες*) ist hier vollkommen richtig. Wenn  
die Scholiasten hier *ner* (= *ἀνήρ*) von der  
Wurzel *nî* ableiten, so daß es eigentlich einen  
Führer, Helden bezeichnet: so mögen sie in der  
Ableitung Recht haben, aber was sie nach der  
spättern Philosophie aus dem alten Texte erklä-  
ren, sollten wir nie ohne große Vorsicht lesen.  
Wie das auch in der epischen Sprache übliche  
*aedhi* (= es, sey!) nach S. 13 von der Wur-  
zel *i* (gehen) kommen soll, ist weder aus Be-  
deutung noch Form klar. Vielmehr wie im Im-  
perativ *daehi* (gieb) aus *dad-hi* entspringt,  
indem von dem abspringenden Schlußconsonant  
noch der Vocal *i* als Spur bleibt, eben so  
*aedhi* von *as-dhi*, *ai-dhi*. Als Wurzel wird  
von den indischen Grammatikern ganz recht *as*  
= *esse* angegeben.

Der Zweck dieser Anzeige ist erreicht, wenn es  
gelingen ist auf die vielfache Wichtigkeit dieser  
Blätter aufmerksam gemacht zu haben. Möge  
dieser Probe bald ein größeres Werk über die  
*Bedas* vom Verf. folgen: keiner kann das schön  
Angefangene leichter vollenden, als er!

G. H. A. C.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. S t ü c k .

D e n 11. A u g u s t 1831.

M ü n c h e n .

Bey A. Weber: Ueber die Restauration des deutschen Rechts, insbesondere in Beziehung auf das Grundeigenthum. Von Friedrich Ludwig Bernhard. 1829. VI und 80 Seiten in Quart.

Schon von dem ersten Augenblick an, wo das Römische Recht in Deutschland Ueberhand nahm, wurden viele Klagen über die Verdrängung des deutschen Rechts erhoben. Leider mußten diese aber vor dem Geist der damaligen Zeit verstummen, und haben sich später nur noch dann und wann in bald verhallenden Nachklängen vernehmen lassen. Freylich ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder häufiger und ernstlicher von einer Verbannung des Römischen Rechts aus Deutschland die Rede gewesen; allein hierbey dachte man meistens nur an die formelle Gültigkeit, nicht aber an den materiellen In-



halt desselben, welcher daher auch in den neueren Gesetzbüchern größtentheils beybehalten ist. In unseren Tagen dagegen, wo das Gefühl der deutschen Nationalität wieder lebendiger geworden ist, wo man durch die historische Schule gelernt hat, daß die Nationalität eben so gut auf einem eigenthümlichen Rechte, wie auf eigenthümlichen Sitten und Sprache beruht, und daß daher durch die Annahme eines fremden Rechts, es sey dieses so vortrefflich wie es wolle, immer ein Theil der Nationalität vernichtet und die selbstständige Entwicklung der Nation unterbrochen wird, und wo man endlich durch ein gründlicheres Studium des älteren deutschen Rechts sich von dem Vorzug mancher eigenthümlich deutschen Einrichtungen vor den an ihre Stelle getretenen des Römischen Rechts überzeugt hat, ist der Gedanke an eine Wiederherstellung des älteren deutschen Rechts bey Vielen wieder lebendig geworden. Hierbey wird aber kein Vernünftiger an eine unbedingte Wiederherstellung desselben denken, da die Fortbildung des deutschen Rechts durch die Aufnahme des Römischen in Stocken gerathen ist, und es daher zur Beurtheilung der mannigfaltigen in unserem jetzigen bürgerlichen Leben vorkommenden neuen und veränderten Rechtsverhältnisse durchaus nicht ausreichen würde, und auch selbst in den Fällen, wo es ausreichte, sich mit unseren neueren durch die Einwirkung des Römischen Rechts und manche andere Begebenheiten dem älteren Rechte entfremdeten Ansichten nicht mehr vertragen möchte. Da aber das im Staate wirklich geltende Recht nur dann heilsam wirken kann, wenn es dem Rechtsgefühl des Volks entspricht, so muß man allerdings wünschen, daß aus unserem beste-

henden Rechte alles Fremdartige, welches dem Rechtsgefühl des deutschen Volks, wie es jetzt ist, widerstrebt, ausgemerzt, und statt dessen dasjenige aus unserem älteren Rechte mit der neueren Zeit angemessenen Modificationen wieder hergestellt werde, in welchem das Rechtsgefühl der jetzigen Deutschen im Wesentlichen noch dasselbe ist, wie das ihrer Vorfahren. Weil aber dieses bey unserem jetzigen Rechtszustande, wo dem Volke in der Regel alle Concurrenz bey dem Rechtsprechen entzogen ist, sich schwer ausmitteln läßt, so ist es sehr natürlich, daß es hierüber verschiedene Ansichten bey den Juristen gibt. Es ist daher gewiß an der Zeit, daß dieser Gegenstand einer genaueren Untersuchung unterworfen und mehrfach besprochen werde, um dadurch, wo möglich, eine Vereinigung der verschiedenen Ansichten zu bewirken, oder doch wenigstens die eine oder die andere zur herrschenden zu machen. Wenn nun auch gleich hierüber schon Manches geschrieben ist, so ist doch unseres Wissens dieser Gegenstand zuerst vom Verf. einer besonderen Abhandlung gewürdigt, und deshalb glauben wir keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir bey der Anzeige der vorliegenden Schrift etwas ausführlicher sind, als es wohl sonst der Umfang derselben mit sich bringen möchte. Wenn wir nun zuvörderst es versuchen, eine kurze Uebersicht des Gedankenganges des Verf. zu geben, so müssen wir im voraus bemerken, daß diese dadurch sehr erschwert wird, daß es dem Vf., wenn er auch die Sache klar gedacht haben sollte, doch wenigstens nicht immer gelungen ist, sie klar darzustellen. Er verliert sich nämlich oft zu sehr in allgemeinen Betrachtungen, wirft seine Gedanken zu abge-

rissen hin, und schadet überhaupt der Deutlichkeit sehr durch eine gezierte und gekünstelte Schreibart. Der Verf. geht davon aus, daß das Recht ein Organismus sey, eine Function im Leben, die man nicht construieren könne, sondern aus der Anschauung erkennen müsse, und hält es für einen höchst verderblichen Wahn, dasselbe als ein bloßes Erzeugniß des ausgesprochenen Willens der obersten Gewalt zu betrachten. Die Begründung dieser Ansicht gesteht er der geschichtlichen Schule als ein Verdienst zu, behauptet aber, daß diese Schule auf der anderen Seite dadurch ein gewisses Unrecht an der menschlichen Würde begangen habe, daß sie den Menschen lediglich als einem unabänderlichen Naturgesetz und einem innern Bildungstrieb gehorchend betrachte, da er doch auch bestimmt sey, selbst der Schöpfer seines besseren Theils zu werden. Das Recht beruhe nun aber gerade auf dieser dem Menschen von Gott verliehenen Schöpfungskraft, und der Organismus, welcher in demselben lebe, sey daher kein physischer, sondern ein geistiger. Das Recht sey also im weiteren Sinne des Wortes eine Kunst, wenn man unter Kunst das Vermögen verstehe, dem Stoff, welchen das Leben darbiere, aus unserer Freyheit eine äußere Form zu geben, die unserm Streben nach Vollendung entspreche. Die Kunst selbst bestehe aber hier darin, die Freyheit aller Einzelnen zu einem so harmonischen Zustande zu gestalten, daß sich in diesem Zustand die höhere Freyheit eines Ganzen darstelle. In den Zeiten der Reinheit christlich Germanischer Entwicklung sey dieß auch durch das tiefste und sicherste Gefühl anerkannt gewesen, welches ausgesprochen habe, daß man das Recht nicht mache, sondern finde; denn

hierin liege ein Unterordnen und Aufgeben der Freyheit des Einzelnen vor der höheren Freyheit des Ganzen. Dieß nationale Bewußtseyn der Deutschen sey aber durch das Eindringen Griechischer und Römischer Cultur, da diese in ihrer Sphäre eine weit reifere Zeit dargestellt habe, als damals die Germanische gewesen sey, verloren gegangen. Mit dem Verluste dieses Kleinods sey zugleich die Vorstellung mehr und mehr eingeführt, die öffentlichen Einrichtungen als ein wirklich Außerliches und von außen Wirkendes, nicht aber als die nur äußerlich sichtbaren Adern eines inneren Lebens anzusehen. Da hierdurch die Zweige des alten Organismus abzustarben begonnen hätten, so habe die Germanische Menschheit in demselben Grade, in welchem sie jene antike Cultur ergriffen habe, das, was ihr früher nur Anerkennung einer höheren Freyheit gewesen sey, als Gebundenheit und Verdorbenheit zu fühlen geglaubt. Hierdurch sey der Geist aus dem alten deutschen Staatskörper verdrängt, während die Nation in seiner Form festgehalten geblieben sey. Daher habe jener Staatskörper auch allmählich vermodern und zuletzt ganz untergehen müssen. Wenn nun aber von der gegenwärtigen und nächstkünftigen Zeit etwas zu hoffen seyn solle, so könne es, nachdem die antiken Momente in dieser Zertrümmerung unserer Staatsformen den höchsten Punct des Durchgangs durch unsere Bildung vollendet hätten, nun zur Herstellung und Wiederkehr des Floris unserer eigenen Germanischen Bildung kommen. Zu diesem Ende sey aufzusuchen, 'was in den Adern unserer Staatsleiber noch für deutsches Blut fließe, was in den Wäldern des deutschen Rechts noch für deutsche Bäume ständen. Dieses Blut, diese

deutschen Bäume seyen zu schützen. Wo Mißhandlung und Verheerung gewüthet, da sey eine neue Saat zu säen und mit dem Hauch Germanischen Lebens zu befruchten.' Je mehr sich aber die Rechtsbildung ihrer Beweggründe bewußt werde, und je mehr die Thätigkeit, worin sie bestehe, eine absichtliche werde, je mehr gehöre sie nicht mehr der allgemeinen Gesinnung unmittelbar an, sondern nur dem einzelnen Organ, welches über die Vernünftigkeit und Sittlichkeit einer öffentlichen Einrichtung urtheile. Darum könne jene Aufgabe auch nur durch die Gesetzgebung gelöst werden. Unsere gegenwärtige Legislation sey aber nur noch eine isolierte Reflexion des Einzelnen, die zur allgemeinen Regel des Handelns erhoben werden solle, und die durch eine abstracte Vergleichung aller Völker und Zeiten, oder gar durch die Erfindung oder Auffindung eines Ideals etwas Höheres zu leisten suche, als die früheren Satzungen in Deutschland, welche nichts gewesen seyen, als die Herstellung der Deutlichkeit und Ordnung in einer Unklarheit und Verworrenheit des Zustandes, nichts als die Entscheidung für ein durch gemeinsame Erfahrung bereits als solches anerkanntes Bedürfniß. Bey jener isolierten Reflexion sey Alles, was im vorhandenen Zustande den von dem Individuum in sich erschaffenen Kreis von Vorstellungen beengt habe, als ein unwürdig Bindendes erschienen. Daraus habe sich der Trieb nach einer absoluten Freyheit des Einzelnen ergeben, nach einer Freyheit, für welche die reine Vernunft das einzig Bindende seyn solle. Nach diesem Princip habe man die gesetzgebende Function niemandem sicherer anvertrauen können, als dem Vernünftigsten. Hierin liege aber

ein grober Irrthum. Denn so wie in den einzelnen Menschen eine gerade für sein Leben zureichende Intelligenz gelegt sey, so sey für das größere Leben, welches eine Vereinigung von Menschen lebe, nur ihrer Vereinigung und Gesammtheit eine zureichende Intelligenz gegeben. Die Gesetzgebung solle daher nichts anderes seyn, als die sich ihrer Freyheit bewußte nationale Rechtsbildung, ausgehend von den dazu bestimmten Organen. Das Bestreben müsse mithin dahin gehen, dem Genius der Nation seine Freyheit wiederzugeben, dadurch, daß unser Recht wieder zu einem heimathlichen gemacht werde. Daher habe der Gesetzgeber vor allen Dingen zu erforschen, was in dem gegenwärtigen Augenblick als in der nationalen Ueberzeugung beruhendes Recht bestehe. Demnach sey es die nächste Anforderung an die Schule, daß die Rechtswissenschaft jetzt das klare Bewußtseyn der vorhandenen nationalen Rechtskenntniß erreiche. Hierzu unter sey aber etwas Anderes, als die Kenntniß des gegenwärtig geltenden positiven Rechts zu verstehen, da dieses zum großen Theil nicht dem nationalen Bewußtseyn angehörig, sondern die Frucht der Ratiocination Einzelner, welchen die äußeren Einrichtungen überlassen worden wären, sey. Zur Lösung jener Aufgabewerde erfordert, daß die nationale Ueberzeugung einen Weg habe, in die Doctrin und Schule überzugehen. Dieß könnte man durch eine Gerichtsverfassung zu erreichen suchen, welche dem Volke eine Stimme in den Gerichten gäbe. Eine solche Einrichtung sey indessen durchaus unfähig, einen Anklang zu geben, sobald nicht zuvörderst dem vorhandenen Recht diejenigen größeren Grundlagen und Dimensionen wieder gegeben wären, die der all-

gemeine Sinn dafür fordere, um das Recht als sein Eigenthum zu erkennen. Um aber die Richtigkeit dieser anzuwendenden Formen zu erkennen, bedürfe es eines besonderen Kreises objectiver Wahrheiten. Nämlich die Geschgebung müsse eine Ethik haben, welche die Richtschnur für die Thätigkeit der Völker sey. Eine solche Ethik sey das Naturrecht und die Philosophie des positiven Rechts. Das erstere sey aber die niedrigere Stufe, indem sich darin die isolierte Reflexion des Einzelnen ausspreche; die letztere dagegen sey eine Reflexion, welche getragen werde durch die höhere Intelligenz der Nation. Bey dieser Gelegenheit hebt der Verf. Hugo's jetzt oft vergessene Verdienste hervor, und sagt von ihm, daß er vor der historischen Schule, deren Gewinn schon für sich in Sicherheit gebracht und zugleich deren Gebrechen schon überwunden gehabt habe. Für den Deutschen, fährt der Verf. fort, sey jene Ethik zunächst eine Kenntniß der deutschen und germanischen Ueberzeugungen und Bestrebungen. Für diese liege aber die höhere Richtschnur und Bestätigung in dem christlichen Glauben, da, wie die ganze Geschichte zeige, die Deutschen von Gott bestimmt seyen, die nächsten und unmittelbaren Träger des Christenthums zu seyn bis zu einer Zeit, deren Grenze uns noch verhüllt sey. — Diese allgemeinen Betrachtungen wendet der Verf. darauf in einem zweiten Abschnitt seines Werks auf Besonderes folgendermaßen an. Weil nämlich das Streben unserer gegenwärtigen Rechtsbildung in isolierter Reflexion des Einzelnen beruhe, die sich durch jede nationale Ueberzeugung gebunden fühle, so strebe sie unbedingt nach der Auflösung der Bande,

durch welche der Wille einer höheren Vereinigung den Einzelnen binde, und suche ihn daher frey zu machen von allen Schranken, welche ihm sein Standpunct als Mitglied der Familie zu Gunsten derselben auferlege, welche durch eine Verbindung von Einzelnen zu öffentlichen Corporationen gegeben seyen, und suche überhaupt ihn in jeder Weise von allem politischen Werthe zu entkleiden. Da es aber eine Stufenfolge unter den Menschen nach ihrer Bildung und Beschäftigung geben müsse, so sey die Standesehre jetzt, statt auf Blut und Besiz gegründet, bloß mit der Gewalt verbunden, und darum denjenigen allein zugefallen, welche Diener der öffentlichen Gewalt wären. Gewiß sey es aber, daß die deutschen Völker darin eine allgemeine Unfreyheit empfänden, und daß sie wieder Ehrenstufen unter dem Stande der Besizer und Ernährer forderten, wodurch diesem Stande selbst seine politische Ehre wieder hergestellt würde. Der Geist des deutschen Rechts fordere ferner einen nothwendigen Zusammenhang der Ehre mit dem Grundvermögen, und daher, daß dieses selbst eine Individualität habe und ein untheilbares sey, daß sich dessen Benutzung und Genuß nicht in ein bloßes vorübergehendes Forderungsrecht auflösen könne, daß es vielmehr ständige Verhältnisse gebe, welche auf der Sonderung eines mittelbaren Genusses der Grundertragniß von dem unmittelbaren beruhten, insbesondere deutsche gutherrliche Verhältnisse, und endlich, daß das Grundvermögen für den Einzelnen unveräußerlich sey. Aus diesem Gesichtspunct hält der Verf. sowohl das Römische Darlehn gegen Verpfändung des Grundeigenthums und Zinszahlung als auch die Römische Zeit



pacht für verderbliche Institute, indem beide allen wirklichen Genuß des Grundeigenthums in ein bloßes Forderungsrecht auflösten. Der Wille des deutschen Volks verlange vielmehr statt dieser Institute die eigenthümlich deutschen, welche den Sinn hätten, die vom Grundeigenthum ausgehende bewegliche Vermögenskraft auf einem sicheren Wege in ersteres zurückzuleiten, nämlich den Rentenkauf und die Grundherrlichkeit. Dabey sey auch namentlich der Rentenkauf mehr geeignet, den Realcredit zu beleben, als das Hypothekenwesen. — Gewiß sehr der Beachtung werth ist das, was der Verf. als Beleg hierzu über das Institut des Ewiggelds (einer Art von Rentenkauf) in der Stadt München sagt. Die tägliche Erfahrung gebe nämlich hier die Lehre, daß der Geldsuchende, so lange er noch ein Ewiggeld aufnehmen könne, gewiß nicht ein Darlehn gegen hypothekarische Sicherheit suche, und daß anderer Seits, wer sein Geld auf Immobilien geben wolle, bey gleich nachhaltigem Werthe, stets das Ewiggeld vorziehe. Es erfreue sich daher die Stadt München durch dieses Institut einer ganz bestimmten ungeheuren Summe unwiderruflichen Credits. — Wenn aber die Grundherrlichkeit, fährt der Verf. fort, segensreich wirken solle, so müsse dem Beruf des Obereigenthümers vor allen Dingen seine äußere Anerkennung als Ehrenstand wieder geschenkt werden, deren Entziehung die wirklichen Grundherren mit Recht ihres Berufs überdrüssig und sie in die Städte fliehen mache. Zu diesem Ende schlägt er vor, dem Grundherrn nach Maaßgabe der Größe seines grundherrschaftlichen Besizes einen Rang, der ihn den Beamten gleich setze, und eine Bog-

tey über das Verhältniß selbst, in welchem seine Bauern zu ihm ständen, zu geben. — Gern würden wir auch noch die Gründe, mit welchen der Verf. seine Ansichten zu unterstützen sucht, wenigstens in der Kürze anführen, wenn nicht der beschränkte Raum dieser Blätter uns hieran verhinderte. Aber auch schon aus dem, was wir aus dieser Schrift mitgetheilt haben, scheint sich uns zu ergeben, daß des Verfs. Ansichten jeden Falls Beachtung verdienen. Ob sie aber realisierbar sind, möchte eine wohl nicht ganz zu bejahende Frage seyn, da der herrschende Zeitgeist im Ganzen der Ausführung derselben widerstrebt, und dieser sich nicht aufhalten, sondern höchstens leiten läßt. Ueberhaupt möchte ein Zurückgehen zu einer größeren Nationalität schwerlich möglich seyn, da, so weit wir die Geschichte verstehen, sie uns hinreichend zu lehren scheint, daß im Lauf der Zeit, und wenn eine nähere Berührung der Völker eintritt, die Nationalität der einzelnen immer mehr dahin schwindet und abgeschliffen wird, und in gleichem Verhältniß das kosmopolitische Element mehr hervortritt. Für die neuere Welt hat in dieser Beziehung ohne Zweifel das Einschreiten der antiken Cultur in die nationale die Bahn eröffnet, und auf diesem Wege schreitet das Menschenleben bald mit rascheren, bald mit langsameren Schritten fort, ohne daß eine Hemmung möglich wäre. Von diesem Standpunct aus scheint uns das jetzige Streben der Edleren in der Nation nach Wiedererlangung einer größeren Nationalität nur einen neuen Beweis für den Satz zu liefern, daß man ein Gut meistens erst dann recht zu schätzen weiß, wenn es unwiederbringlich für uns verloren gegangen ist.

Mit der Nationalität müssen aber natürlich auch die nationalen Rechtsinstitute untergehen, weil wenn der Geist, welcher sie hervorrief und belebte, dahin geschwunden ist, sie nur noch todte Formen bilden, welche beym Andringen des Zeitgeistes keinen Widerstand leisten können. Eine Wiederherstellung derselben würde daher einen Widerspruch gegen die ganze Geschichte enthalten. Daß aber hierüber gerade jetzt die Meinungen sehr verschieden sind, erklärt sich daraus, daß wir uns an einem Wendepuncte befinden, wo ein Theil der Nation noch an den alten Erinnerungen festhält, ein anderer hingegen schon von dem Geist der neueren Zeit erfaßt ist, und diesem durch ein schonungsloses Einreißen alles Alten und Nationalen noch mehr, als es jetzt schon geschieht, in die Hände arbeiten würde, wenn er nicht durch den Kampf, welchen er mit dem ersteren zu bestehen hat, einen Aufenthalt erlitte. Daher ist dieser Kampf, wenn er auch zuletzt sich nothwendig zu Gunsten der letzteren Partey entscheiden muß, keineswegs fruchtlos, weil er dazu dient, daß die jetzige Generation wenigstens nicht bewußtlos das Alte einreißen kann und ein bloßer Spielball des herrschenden Zeitgeistes wird. — Am Ende der vorliegenden Schrift findet sich die Uebersicht eines ganz eigenthümlichen Systems des deutschen Privatrechts, zu dessen Beurtheilung es aber um so mehr an Raum gebricht, da wir diese gerade wegen der Eigenthümlichkeit jenes Systems nicht kurz wüßten fassen können.

Kraut.

## L e i p z i g.

Bey Barth: Systematische Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europa's mit Abbildung der Eyer. Im Vereine mit L. Brehm, Pastor in Bentendorf, (und) G. A. W. Thienemann, Pastor in Droyßig, herausgegeben von F. A. L. Thienemann, Med. Doct. und Inspector des Kön. Naturaliencabinet's zu Dresden. Dritte Abtheilung: Körnerfresser. 1829. 96 Seiten, nebst 4 illuminirten Kupfertafeln in Quart.

Von diesem Werke überhaupt, so wie von den ersten zwey Heften desselben haben wir unsern Lesern bereits Nachricht gegeben (m. s. gel. Anz. 1828. St. 205. S. 2044 u. f.). Das vorstehende dritte Heft umfaßt die Körnerfresser mit den Gattungen: Parus (12 Arten), Emberiza (12 A.), Loxia (2 A.), Pyrrhula (5 A.), Fringilla (17 A.), Cuculus (2 A.), Picus (8 A.), Yunx (1 A.); Sitta (1 A.), Certhia (1 A.), Tichodroma (1 A.), Upupa (1 A.); Merops (1 A.), Alcedo (1 A.), Hirundo (4 A.), Cypselus (2 A.), Caprimulgus (2 A.), Columba (4 A.), Tetrao (9 Arten). Es sind also die Eyer von 86 Vogelarten beschrieben aber nur von 63 abgebildet, woraus man ersieht, daß auch noch in diesem Zweige der Ornithologie viele Lücken übrig bleiben; übrigens ist die Beschreibung so genau und umfassend, daß man vorerst auch ohne Abbildungen zufrieden seyn kann. — Vorzüglich interessant ist das vom Kuckuk Gesagte. Der Herr P. Thienemann fand bey der Section eines in einem hohlen Baume lebendig gefangenen rothbrau-

nen Kuckuckweibchen im Legebarm ein zum Legen völlig reifes, grüngraues, dunkler marmorirtes Ey, am Eyerstock aber drey angeschwollene Eyer, wovon das größte im Durchmesser  $5\frac{1}{2}$ , das nächst größte wenig über 2, das dritte kaum 1 Linie hielt. 'Vergleicht man damit den Eyerstock eines andern im Legen begriffenen Vogels, welcher einen Tag um den andern, oder jeden Tag sein Ey legt, so liegt klar am Tage, daß der Kuckuck weit längere Zwischenräume zum Eyerlegen nöthig hat, weil der Größenabstand der sich ausbildenden Eyer bey ihm viel bedeutender ist, als bey den andern Vögeln'. Dieser Fall ist aber durchaus nicht auf diese Vogelart im Allgemeinen anzuwenden; denn konnten nicht die zu dem  $5\frac{1}{2}$  Linien im Durchmesser haltenden Ey gehörenden und in Bezug auf Größe mit demselben harmonisierenden Eyer bereits gelegt worden seyn? Ref. hat viele Kuckucke zergliedert und besonders deren Geschlechtstheile genau untersucht, immer aber die Eyer des Eyerstocks ganz in demselben gegenseitigen Verhältniß ausgebildet angetroffen, als bey den übrigen Vögeln, und ist der festen Ueberzeugung, daß auch dieser vermeintliche Unterschied eben so wenig als alle übrigen, welche man schon aufgefunden haben will, die Aufgabe lösen wird, weshalb die Kuckucke nicht selbst brüten.

Bb.

## L ü n e b u r g.

Bey Herold und Wahlstab: Nicolaus Georg Seven's Conchylien-Cabinet,

herausgegeben und systematisch nach der 13ten Gmelinschen Ausgabe des Linnéischen Systems beschrieben von Friedrich Bachmann; erstes und zweytes Heft. 1830. 24 Seiten nebst 8 Kupfertafeln in 4.

Das Sevensche Werk über die Conchylien blieb bekanntlich unvollendet; die jetzigen Herren Verleger kamen durch Ankauf abseiten der Erben des Herrn Seven in den Besitz der bereits abgedruckten Kupfertafeln sowohl, als der dazu gehörigen Kupferplatten. Sie sahen ein, daß bey einer Bekanntmachung der noch unbekanntten schon fertigen 15 Tafeln ein anderer Weg eingeschlagen werden mußte, als der verstorbene Verfertiger sich gewählt hatte, da bey der jetzt so allgemein verbreiteten Liebe für die Naturwissenschaften und namentlich auch für die Conchyliologie eine einfache Beschreibung ohne Rücksicht auf systematische Ordnung, ohne welche Herr Seven seinen ersten Band herausgegeben hatte, nicht genügen konnte. Sie übertrugen daher dem Herrn Bachmann nicht nur die Beschreibung der noch unbekanntten 15 Tafeln, sondern auch zur größeren Brauchbarmachung des schon Vorhandenen, eine Umarbeitung des bereits seit vielen Jahren im Buchhandel erschienenen ersten Bandes von N. G. Seven's Belustigung im Reiche der Natur, und zwar beides mit Bezug auf die im System festgestellte Ordnung. Als System wählte der Herr Herausgeber das Linnéische. — Das ganze Werk wird aus 8 Heften bestehen, von denen die sieben ersten vier, das achte aber fünf Tafeln enthalten sollen. Sollten indeß diese acht Hefte eine gute Aufnahme finden, so bez

absichtigt der Herr Herausgeber eine Fortsetzung folgen zu lassen, wozu er die Materialien bereits gesammelt hat und wobey ihn seine über 6000 Exemplare enthaltende Conchyliensammlung in den Stand setzt etwas Vorzügliches zu liefern. Da indeß die, ohne Rücksicht auf das System angefertigten Bevenschen Tafeln jene ersten acht Hefte ausmachen, so konnte der Herr Herausgeber bey der Erklärung derselben das System nur andeuten, wird aber im letzten Hefte ein systematisches Verzeichniß aller 33 Tafeln beyfügen. — Nach Angabe der Gattung und Art, folgen die deutschen, lateinischen, französischen und holländischen Namen, darauf reichhaltige literarische Nachweisung, dann eine kurze Charakteristik (die wir indeß gern mit Cursivschrift gedruckt gesehen hätten); hierauf Beschreibung der Schale nach Alters- und manchen andern Verschiedenheiten, dann der Aufenthalt, die Beschreibung der Gestalt des Thieres selbst, und endlich dessen Lebensweise, Nutzen und dergl. — Die vor uns liegenden zwey Hefte enthalten die Beschreibung von 28 Schnecken nebst 85 Abbildungen. — Die Abbildungen sind bekannt, die Beschreibungen mit vielem Fleiß und Sachkenntniß ausgeführt, so daß wir mit Recht den Wunsch äußern dürfen, nicht allein die noch fehlenden 6 Hefte, sondern auch die Fortsetzung des Bevenschen Werks vom Herrn Bachmann bald erscheinen zu sehen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

128. Stück.

Den 13. August 1831.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht, die bisherigen außerordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät, Herrn C. F. Ulrich, Herrn C. Hoef, und Herrn G. A. H. Ewald zu ordentlichen, und die bisherigen Privatdocenten Herrn Dr. Eduard Schmidt, und Dr. F. G. Bartling zu außerordentlichen Professoren in derselben Facultät zu ernennen.

E b e n d a s e l b s t.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 16. Julius hielt der Hofrath Hausmann eine Vorlesung: de Romanorum molis frumentariis.

Dieser Gegenstand ist bekanntlich schon von mehreren ausgezeichneten Technologen und Alterthumsforschern bearbeitet worden, daher der Hofr. H. es nicht gewagt haben würde, ihn aufs Neue einer Untersuchung zu unterwerfen, wenn sich ihm



nicht auf Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland die Gelegenheit dargeboten hätte, viele Reste Römischer Getreidemühlen zu betrachten und er nicht außerdem durch lehrreiche Mittheilungen, die er besonders der ausgezeichneten Güte des Herrn Oberbergraths und Prof. Dr. Möggerath zu Bonn und des Herrn Regierungs- und Bauraths Quednow zu Trier verdankt, in den Stand gesetzt worden wäre, die trefflichen Arbeiten von Beckmann, Schneider u. A. zu vervollständigen und hie und da zu berichtigen.

Daß man im Alterthume vor der Erfindung von Mühlen, sich eines Mörsers mit einer darin beweglichen Keule zum Enthülsen und Zermahlen des Getreides bedient habe, leidet wohl keinen Zweifel. Beckmann, Schneider u. A. haben darüber schätzbare und genügende Bemerkungen mitgetheilt. Der Mörser konnte, wie die Keule, verschiedene Gestalten haben. Jener mochte bald cylindrisch, bald kugelsegmentförmig, bald konisch ausgehöhlt seyn, bey welchen verschiedenen Formen auch die Gestalt der Keule verschiedenartig seyn mußte. Später wurden aus diesen Vorrichtungen, Maschinen, die anfangs einfach, später zusammengesetzter eingerichtet waren, indem man sich zuerst der Hand, dann auch thierischer Kräfte, später des Wassers zur Bewegung bediente. Daß bey den Römern zur Zeit des August's Wassermühlen im Gebrauch waren, lehren Vitruv's genaue Nachrichten über ihre Construction, so wie mehrere andere, von Beckmann (Beiträge zur Geschichte der Erfind. II. S. 12) gesammelte Notizen Römischer Schriftsteller. Die Wassermühlen scheinen aber in damaliger Zeit nicht sehr verbreitet gewesen zu seyn und noch lange blieben die schon von Homer erwähnten

Handmühlen, so wie die größeren, durch Thiere oder Menschen bewegten Mühlen (*molae jumentariae, asinariae*) in weit allgemeinerem Gebrauch. Auch mörserartige Vorrichtungen behielt man in Italien, theils zum Enthülsen und Zermahlen des Getreides, theils zu verwandten Bearbeitungen, namentlich zur Verfertigung der Graupen bey, wie Stellen im Plinius beweisen. Die Mörser waren entweder aus Stein gearbeitet und im Innern bald eben, bald rauh; oder aus Holz und dann inwendig wohl mit Eisen ausgefuttert. Einer solchen Vorrichtung bediente man sich, nach der Angabe des Plinius (*Hist. nat. XVIII. 29*) zur Bereitung von Speltgraupen.

Ueber die Steinarten, welche die Alten bey den Mühlen anwandten, hatte der Hofr. H. schon bey einer früheren Gelegenheit, in der *Commentatio de arte ferri conficiendi veterum*, eine Untersuchung mitgetheilt, deren Resultate durch spätere Nachforschungen bestätigt worden sind. Besonders häufig wurden von den Römern vulcanische Gesteine zu Mühlsteinen benutzt. In manchen Gegenden aber, wo diese nicht in der Nähe, oder durch den Handel zu erhalten waren, machte man von anderen harten Steinen Anwendung. Einige Mühlen, die sich zu Pompeji erhalten haben, bestehen aus einem vulcanischen Gestein, welchem der Hofr. H. den Namen Leukomelan beygelegt hat, einem Gemenge von Leuzit und Augit und zwar aus einer Abänderung, in welcher in einem undeutlichen Gemenge von sehr kleinen Leuzit- und Augit-Krystallen, größere Krystalle dieser Fosfilien ausgesondert liegen. Dieß Gestein, welches auf das Genaueste mit einer Abänderung von Leukomelan übereinstimmt, die an der Somma vorkommt, von den Vesuvischen

Leukomelan-Laven sich aber auffallend unterscheidet, ist zu Pompeji auch zu manchen anderen Zwecken angewandt worden. Man sieht davon Quader und unbestimmt geformte Stücke in der Stadtmauer, Platten in Tempeln und anderen Gebäuden, vieleckige Stücke im Straßenpflaster. Der Hofr. H. bemerkt bey dieser Gelegenheit: daß er zu Pompeji keine Spur von Gesteinen des jetzigen Besuvs gefunden habe, obgleich die Stadt dem Besuve ungleich näher liegt als der Somma; wodurch ihm die Annahme an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen scheint, daß die Somma ein Rest von dem eingestürzten Kraterrande des Besuvs der Alten war und daß der jetzige Besuv erst durch eine spätere vulcanische Thätigkeit erhoben worden, die, nach langer Ruhe, in der von dem jüngeren Plinius meisterhaft geschilderten Eruption, wieder erwachte.

Die Basaltischen Laven vom Rhein und aus Auvergne, welche die ausgezeichnetsten Mühlsteine liefern, wurden schon von den Römern dazu benutzt. In den Resten Römischer Handmühlen, welche sich in den Rheingegenden gefunden haben, gibt sich unzweydeutig die berühmte Niedermennicher Mühlsteinlava zu erkennen; und mehrere, in verschiedenen Gegenden Frankreichs vorhandene Ueberreste Römischer Handmühlen, bestehen aus einem Gestein, welches mit der basaltischen Lava von Volvic vollkommen übereinstimmt. Die Auffindung mehrerer von jenen Römischen Mühlsteinen in Gegenden, die von den Orten ihrer wahrscheinlichen Abstammung weit entfernt sind, scheint zu beweisen, daß schon im Alterthum mit den Rheinischen und Auvergnier Mühlsteinen Handel getrieben worden. Zwey Reste Römischer

Handmühlen, die sich zu Nismes gefunden haben, bestehen aus einem Kieselconglomerate mit kalkigem Bindemittel, welches einem Gesteine gleicht, wovon sich in mehreren Gegenden des südlichen Frankreichs, z. B. bey Vacluse, Ablagerungen finden. In der öffentlichen Sammlung von Alterthümern zu Vienne wird ein alter Mühlstein aus einem körnigen Gestein, in welchem Glimmer vorherrscht, aufbewahrt. Die übrigen Beschaffenheiten machen es aber zweifelhaft, ob er einer Römischen Handmühle angehört habe.

Die Untersuchung über die Construction der Römischen Getreidemühlen und ihren Gebrauch, ist zuerst auf die Handmühlen gerichtet. Der Hofr. H. hatte Gelegenheit zehn mehr und weniger vollständige Ueberreste, die sich zu Bonn, Neuwied, Badenweiler, Vienne, Grenoble, Nismes, Clermont befinden, zu sehen und ist selbst im Besitz eines nicht ganz vollständigen Bodensteins, der in der Gegend zwischen Köln und Bonn ausgegraben worden.

Die gewöhnlichen Handmühlen der Römer bestanden aus zwey Hauptstücken, dem ruhenden Bodenstein und dem beweglichen Läufer. Die Reste welche sich davon erhalten haben, zeigen nicht allein in der Größe, sondern auch im Wesentlichen der Construction, große Uebereinstimmung. Der Durchmesser der Steine schwankt etwa zwischen 15 und 18 Zoll Rhein. Die in den Rheingegenden gefundenen, haben einen Durchmesser von 16 oder 16½ Zoll. Der Bodenstein hat gewöhnlich eine etwas geringere Stärke als der Läufer, indem die Steindicke bey jenem 2.. 2½ Zoll, bey diesem dagegen 3.. 4 Zoll zu betragen pflegt. Der Bodenstein hat oben eine starke Conexität, welcher eine un-

tere Concavität des Läufers entspricht. Die Convexität des Bodensteins ist so bedeutend, daß auf einen Halbmesser von 8 oder  $8\frac{1}{2}$  Zoll, das Ansteigen  $1\frac{1}{2}$  Zoll zu betragen pflegt. Der Bodenstein hat unten gewöhnlich eine Concavität, so daß er nicht mit seiner ganzen, unteren Fläche, sondern nur mit seinem Rande die Unterlage berührte, auf welcher die Mühle stand. Die obere Fläche des Läufers hat ebenfalls eine Vertiefung, die auf verschiedene Weise geformt ist und offenbar zur Aufnahme der Frucht diente. Am häufigsten findet sich ein vorstehender, 2..3 Zoll breiter Rand, der eine gegen die Mitte geneigte Fläche umgibt. Bey einem mehreres Abweichende zeigenden Läufer in der Sammlung des Grafen Paizer zu Clermont, hat dagegen die obere Seite eine ähnliche Concavität wie die untere. In der Mitte vom Bodenstein und Läufer befindet sich ein cylindrisches Auge von 2..3 Zoll im Durchmesser. Das Auge des Läufers pflegt etwas größer als das des Bodensteins zu seyn. Das letztere diente offenbar zur Aufnahme des Zapfens, auf welchem sich ohne Zweifel der Läufer vermittelst eines durchlocherten Eisens bewegte. Dieses war auf der oberen Fläche des Läufers in Vertiefungen eingelassen und durch Bley befestigt, wovon an der Römischen Handmühle in der Neuwieder Sammlung noch Reste zu sehen sind. Zur Bewegung des Läufers war vermuthlich eine mit dem Eisen in Verbindung stehende Handhabe vorhanden. Diese scheint zuweilen aber auch auf andere Weise, in einer dazu bestimmten Vertiefung des Steins angebracht gewesen zu seyn. Es befindet sich nämlich an dem Läufer, den der Graf Paizer zu Clermont besitzt, an der Seite ein viereckiges Loch, welches wohl lei-

nen anderen Zweck gehabt haben kann. Was die Concavität an der unteren Seite des Bodensteines betrifft, so diente diese vermuthlich zur Aufnahme desjenigen Theils, in welchem der Zapfen befestigt war. Sie würde überflüssig erscheinen — indem ja der Zapfen in dem Auge des Bodensteins hinlänglich befestigt werden konnte — wenn man nicht annehmen dürfte, daß dadurch die Stellung der Mühle, eine mehrere oder mindere Entfernung des Läufers vom Bodenstein, möglich gemacht worden. Dazu mußte der Zapfen verschiebbar seyn und sehr leicht konnte nun die Stellung dadurch bewirkt werden, daß das, vielleicht aus Blei bestehende Stück, in welchem der Zapfen befestigt war, jene Concavität des Bodensteins nicht ganz erfüllte, auf diese Weise entweder auf der Unterlage der Mühle unmittelbar ruhte und dann die untere Fläche des Bodensteins nicht berührte, oder durch eine untergelegte Scheibe etwas weiter in die Höhe gerückt wurde. Besondere Beachtung verdienen die Hausschläge oder Rinnen auf den reibenden Flächen der Steine, die äußerst sinnreich angebracht sind und unstreitig vollkommner ihren Zweck erfüllt haben, als die bey unseren Mühlen üblichen. Die Flächen sind nämlich durch gerade Linien, welche vom Auge gegen den Umfang radial laufen, in mehrere — gewöhnlich acht — ziemlich gleich große, sectorische Felder getheilt, in deren jedem die Rinnen dem einen begränzenden Radius parallel laufen und daher, wenn man sich dieselben fortgesetzt denkt, die Linien in dem benachbarten Felde schiefwinklich schneiden. Nur in zwey einander gegenüber liegenden Feldern pflegen die Rinnen keinem der beiden begränzenden Radien, sondern einer mittleren radialen Linie parallel

zu seyn. Denkt man sich nun am Bodenstein und Läufer die Rinnen in gleicher Lage, wenn beide reibende Flächen nach oben gewandt sind, so schneiden sie dagegen einander, wenigstens in den mehrsten Feldern, wenn die concave Fläche des Läufers auf der convexen Fläche des Bodensteins ruhet. Die vorragenden Rücken oder sogenannten Hämmel wirken auf diese Weise bey der Bewegung des Läufers scheerenartig gegen einander, zermalmen die Körner schneller und verhüten das zu rasche Forttreiben der Frucht gegen den Umfang mehr, als wenn die Rinnen sämmtlich radiale Richtungen haben. In England und Frankreich wendet man jetzt hin und wieder eine ähnliche Schärfung der Mühlsteine an.

Aus dieser Beschreibung der Römischen Handmühlen würde sich von selbst die Art ihrer Manipulierung ableiten lassen, hätte uns nicht Virgil im Moretum eine überaus anschauliche Beschreibung davon gegeben, die nun anderer Seits durch diese Untersuchung eine vollständigere Erläuterung erhält. Vor dem Gebrauche der Mühle wurden die Flächen der Steine und die zur Aufnahme der Frucht dienende Vertiefung, welche die Römer nicht unpassend den Schooß der Mühle (*Gremium molare*) nannten, gereinigt. *'Praeverrit cauda silices gremiumque molarum'* (oder, wie in der Stuttgardter Handschrift, *'molare'*, welche Lesart den Vorzug verdienen dürfte). V. 23. In diesem Verse hat das Wort *'gremium'* Schwierigkeit gemacht, weil die Einrichtung der Römischen Handmühlen nicht genau bekannt war. Heyne war daher der Meinung, daß vielleicht *'geminumque molarem'* zu lesen sey; welche Conjectur in der neuen Ausgabe des Moretum von Sillig an-

genommen worden. — Um die reibenden Flächen abkehren zu können, mußte zuvor der Läufer abgehoben werden. Beide Hände theilten sich nun in die Arbeit: mit der Linken wurde die Frucht aufgeschüttet, mit der Rechten der Läufer gedreht. Indem seine Bewegung mittelst der an ihm befestigten Handhabe geschah, so mußte die Hand zugleich beständig Kreise beschreiben. Die zermahlte Frucht lief auf der geneigten Fläche des Bodensteins herab, von der heftigen Reibung der Steine getrieben. ‘*Tunsa Ceres rapido silicum decurrit ab ictu.*’ V. 27. In dem ‘*decurrit*’ ist sehr bestimmt die Con-  
 veritát des Bodensteins angedeutet. Ermüdete die rechte Hand, so übernahm zuweilen die linke ihr Geschäft. Hatte das umgehende Werk seinen Zweck gehörig erfüllt, so wurde von da das Gemahlene mit der Hand auf ein Sieb gebracht und dieses gerüttelt. Zu oberst blieben die Hülsen zurück, das Reinere begab sich nach unten und durch die Löcher des Siebes fiel die geläuterte Frucht. Ein eigentliches Beutelwerk war also nicht vorhanden, daher man nur eine Art von Schrot darstellen konnte.

Im Museum zu Trier befindet sich der Boden-  
 stein einer Römischen Handmühle aus Rheinischer Mühlsteinlava, dessen Einrichtung von der im Vorigen beschriebenen gänzlich abweicht. Sie stellt gleichsam einen Uebergang vom Mörser zur Handmühle dar. Der Stein ist mörser- oder schalenartig ausgehöhlt. Dabey ist aber der Boden convex, gleich der oberen Fläche des Bodensteins der gewöhnlichen Handmühlen. In der Mitte ist eine Pfanne von Eisen eingelassen, die ohne Zweifel dazu diente, daß ein am Läufer angebrachter Zapfen darin sich bewegte. In



dem Rande, der den Boden umgibt, sind zwey, einander gegenüberliegende Oeffnungen, durch welche das Gemahlene einen Ausgang fand.

Ueber die größeren, bey den Römern angewandten Mühlen, die nicht mit der Hand gedreht, sondern durch einen oder zwey Menschen, oder auch durch Zugthiere vermittelst angebrachter Deichseln in Bewegung gesetzt wurden, geben mehrere, zu Pompeji vorhandene Ueberreste Aufschluß. Eine genaue Beleuchtung ihrer Construction und ein Versuch, die Beschaffenheit der fehlenden Theile auszumitteln und dadurch wo möglich einen vollständigen Begriff von ihrer Einrichtung zu geben, schien um so mehr von Interesse zu seyn, da Alles was bisher darüber bekannt geworden, äußerst mangelhaft ist; so wie auch die in verschiedenen Werken mitgetheilten Abbildungen derselben nicht sehr genau sind. Man sieht zu Pompeji, wie aus mehreren Reisebeschreibungen und besonders, jener verschütteten Stadt gewidmeten Werken bekannt ist, die Reste von verschiedenen Bäckereyen, in denen, in der Nähe eines Backofens, mehrere Mühlen stehen, woraus sich ergibt, daß die Geschäfte des Mahlens und Backens vereinigt betrieben wurden. Die Mühlen haben nicht durchgehends genau dieselbe Gestalt und Größe; doch stimmen sie im Wesentlichen überein. Der Hofrath H. beschränkte sich zunächst auf die Beschreibung derjenigen, die er genauer zu untersuchen Gelegenheit hatte. In einem von vier Mauern eingeschlossenen Raume befindet sich ein Backofen, der in seiner Einrichtung unseren gewöhnlichen Backöfen nicht unähnlich ist. Seine vordere Seite ist gerade; hinten ist der Heerd zugerundet und darüber ist ein Gewölbe gespannt.

Das Mundloch an der vorderen, geraden Wand ist durch Platten von demselben Gestein von der Somma gebildet, woraus die Mühlen bestehen. Vor dem Mundloche ist ein Mantelgemäuer, mit einer engen Schlotte aufgeführt. Vor dem Backofen befinden sich an der Seite mehrere, eingemauerte, thönerne Gefäße, die vermuthlich zur Aufnahme von Wasser dienten. Im mittleren Theile des zur Bäckerey bestimmten Raumes stehen drey Mühlen, in nicht bedeutenden Entfernungen von einander. Ihre Größe und Construction ist so beschaffen, daß sie entweder durch Menschen, oder durch Thiere in Bewegung gesetzt werden konnten. Sie stehen aber so genähert, daß man annehmen muß, daß in jenen Bäckereyen zu Pompeji, Menschen die Arbeit verrichteten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie nicht sämtlich gleichzeitig gebraucht wurden. Dieß scheint theils aus ihrer großen Annäherung, theils daraus zu folgen, weil ihre Einrichtung keine Stellung zuließ; daher vielleicht jede der Mühlen eine bestimmte, weitere oder engere Stellung hatte, so daß die Frucht zuerst auf der einen gröber, auf der zweyten feiner gemahlen wurde u. s. f. Die Mühlen bestehen aus zwey Haupttheilen. Der eine feststehende Stein war vermittelst eines unteren, cylindrischen Stückes in den Boden versenkt und hat oben, wo er mit dem beweglichen Steine in Berührung kam, eine abgestumpft kegelförmige Gestalt. Dieser Stein wurde daher nach dem Zeugnisse des alten Juristen Paulus, *meta* genannt. Die betreffende Stelle (L. XVIII. §. 5. Digestor. De instructo vel instrumento legato) ist folgende: *Cum de villico quaereretur, et an*

instrumento inesset, et an dubitaretur: Scaevola consultus respondit, si non pensionis certa quantitate, sed fide dominica coleretur, deberi. Idem consultus de meta molenitaria respondit, si rusticis ejus fundi operariis moleretur, eam quoque deberi. Est autem meta inferior pars molarum, catillus superior.' Man hat die Richtigkeit dieser Stelle bezweifeln wollen. Besonders hat Scaliger in seinem Commentar zum Manilius (Astron. III. 307) sie verdächtig zu machen gesucht; worauf sich dann wieder Andere bezogen haben, u. A. Gesner im Thesaurus. Das was Scaliger anführt, kann Nichts beweisen, denn er bezog sich nur auf die älteren Reibwerke zum Zermahlen des Getreides, bey denen ein kegelförmiger Läufer in einem ausgehöhlten Gefäße sich bewegen mochte. Das Unstatthafte jenes Zweifels hat bereits Meister in seiner Dissertation de Torculario Catonis gerügt, welchem auch Schneider in der Abhandlung de Trapeto torcularia et prelo Catonis beypflichtete. Auffallend ist es, daß auch Beckmann irrte, indem er in seiner trefflichen Arbeit über die Geschichte der Getreidemühlen angab, daß die Römer den Läufer Meta, den Bodenstein Catillus genannt hätten. Bey einigen der Mühlen, die man zu Pompeji sieht, ist das cylindrische Stück des Bodensteins, da wo solches aus dem Boden hervorragt, von einem größeren cylindrischen Kranze umgeben, der die Fläche bildete, auf welcher die gemahlene Frucht sich ansammelte. In der kleinen, runden Fläche, wodurch die Spitze des Kegels abgestumpft ist, befindet sich eine viereckige Vertiefung, deren Zweck auf den

ersten Blick sehr räthselhaft ist; die entweder von denen, welche jene Mühlen erwähnt haben, gar nicht beachtet worden, oder zu Annahmen Veranlassung gegeben hat, die nicht zulässig sind. Die zuvor beschriebene Handmühle, welche zu Trier sich befindet, gibt darüber Aufschluß. Es diene nämlich jene Vertiefung ohne Zweifel zur Aufnahme einer eisernen Pfanne, in welcher der Zapfen des Läufers sich bewegte, wie gleich näher angegeben werden soll. Der zweyte bewegliche Haupttheil jener Mühlen hat beynah die Gestalt von zwey, mit den abgestumpften Spitzen gegen einander gesetzten Kegeln, oder gewissermaßen die Form eines Stundenglases. Die untere Hälfte dieses Läufers schließt auf den oberen, kegelförmigen Theil des Bodensteins, jedoch nicht ganz genau, indem nach oben der Zwischenraum zwischen den reizenden Flächen sich etwas erweitert, um den Körnern um so leichter den Eingang zu gestatten. Die obere Hälfte des Läufers vertritt die Stelle des Rumpfes bey unseren Mühlen, indem sie zur Aufnahme der zu mahlenden Frucht bestimmt war. Die innere Fläche dieses Theils weicht durch eine sanfte Biegung von einer Kegelfläche etwas ab. Dieser Läufer wurde nach der vorhin angegebenen Erklärung des Paulus, Catillus genannt, welcher Name zwar nicht der Gestalt des ganzen Läufers, aber wohl der einer jeden Hälfte und zumal des oberen, freyen Theils entspricht. Der Zustand, in welchem sich jene Mühlen zu Pompeji erhalten haben, läßt die Vorrichtung nicht erkennen, wodurch der Läufer getragen und seine Bewegung möglich wurde, indem das Eisenwerk verschwunden ist und der Läufer un-

mittelbar auf dem Bodensteine ruhet. Es ist jedoch nicht wohl denkbar, daß er ohne besondere Vorrichtung, in dieser zum Theil ganz anschließenden Berührung bewegt wurde. Es ist dieses um so weniger wahrscheinlich, da eine solche höchst unvollkommene Einrichtung nicht einmal den kleinen Handmühlen eigen war. Man wird daher annehmen dürfen — wofür ganz besonders die vorhin erwähnte Vertiefung in der Endfläche des Bodensteins redet — daß in den Läufer, in der Gegend, wo er mit dem oberen Ende des Bodensteins zusammenstößt, dicht unter seiner größeren Verengung, ein mit einem Zapfen versehenes Eisen eingeklemmt war, welches eine solche Einrichtung hatte, daß, wie bey der Haue unserer Mühlen, die Frucht durch die Oeffnungen, welche zwischen dem Eisen und dem Halse des Läufers blieben, in den zwischen den reibenden Flächen befindlichen Raum gelangen konnte. Auf solche Weise wurde der Läufer getragen und erhielt durch den in der Pfanne laufenden Zapfen, leichte Beweglichkeit. Ueber die Art wie die Umdrehung des Läufers bewirkt wurde, gibt seine Beschaffenheit genügenden Aufschluß. Der Läufer hat nämlich auswendig, in der Gegend, wo das obere Ende des Bodensteins eintrifft, an zwey einander gegenüber liegenden Seiten, eine starke Brüstung, in deren jeder sich ein viereckiges Loch befindet, welches offenbar dazu bestimmt war, um darin das Ende einer hölzernen Stange zu befestigen. Dieß geschah vermittelst eines Pflockes oder Nagels, zu dessen Aufnahme zwey cylindrische Löcher dienten, welche an den Seiten jener Brüstungen, rechtwinklich gegen das viereckige Loch gerich-

tet sind und mit denen ein Loch am Ende der Stange zusammen traf. Vermittelst der beiden Stangen konnte der Läufer durch eine mächtige, entweder schiebend oder ziehend wirkende Kraft, von zwey Menschen, oder zwey Zuthieren bewegt werden. Die senkrechte Höhe der ganzen Mühle — deren Dimensionen von dem Hofrath H. nicht genau gemessen, sondern nur geschätzt werden konnten — von der Stelle, wo sie aus dem Boden hervorragt, bis zum oberen Rande des Läufers, beträgt etwa 5. . 5½ Fuß und die innere größte Weite des Läufers etwa 3 Fuß. Die Steindicke des letzteren mißt im Durchschnitt ein paar Zoll, nimmt aber gegen den mittleren, engeren Theil im Allgemeinen etwas zu und beträgt da, wo die Brüstungen sich befinden, wohl 5 . . 6 Zoll. Uebrigens sind, wie oben bereits bemerkt worden, nicht sämtliche Mühlen, die sich zu Pompeji erhalten haben, von völlig gleicher Größe. — Eine Mühle von ganz ähnlicher Construction, nur um Vieles kleiner als die eben beschriebenen, aus Nordafrica, sah der Hofrath H. in dem Museum zu Leyden. Offenbar haben jene größeren Römischen Mühlen in ihrer Construction viele Analogie mit den kleineren Handmühlen, die wohl ohne Zweifel früher erfunden worden und auch allgemeiner im Gebrauch geblieben sind. Der flache Kege! des Bodensteins der letzteren hat sich bey den ersteren in einen spitzeren verwandelt, so wie die flachere Gestalt des Läufers bey den Handmühlen in eine mehr langgezogene übergegangen ist. Auf solche Weise läßt sich ein allmählicher Formenübergang unter den verschiedenen, zum Mahlen der Frucht dienenden Vorrichtungen nach-

weisen. Aus dem flachen Reibsteine wurde zuerst eine flach vertiefte Reibschale, daraus ein tieferer Mörser. Die Keule erhielt Zapfen und Handhabe — der erste Schritt zu einer zum Mahlen bestimmten Maschine. Der früher concave Boden wurde convex, die Keule in eine concave Scheibe verwandelt; der Rand wurde erniedrigt, aber mit Oeffnungen zum Ausgange des Gemahlten versehen. Der Rand verschwand ganz und der Bodenstein erhielt einen Zapfen, auf welchem sich der Läufer vermittelst einer Handhabe drehen ließ. Die Handmühle wurde allmählich vergrößert; um ihr nun aber nicht einen zu großen Durchmesser zu geben und um thierische Kraft dabey anwenden zu können, machte man sie verhältnißmäßig höher und bildete, um das beständige Ausschütten zu vermeiden, einen größeren Raum zur Aufnahme einer größeren Menge von Frucht.

Weniger allmählich war der Uebergang zur Wassermühle. Um Wasserkraft in Anwendung bringen zu können, waren besondere Maschinentheile erforderlich. Merkwürdig ist es, daß die Römer bey ihren Wassermühlen schon einer Construction sich bedient haben, die bis auf den heutigen Tag sich bewährt hat. Die klare Beschreibung, welche Vitruv von einer Römischen Wassermühle gegeben (Lib. X. Cap. 10), paßt im Wesentlichen genau auf die Einrichtung des einfachen Mahlganges unserer Mühlen.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

129. Stück.

Den 15. August 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Bey Dieterich: Supplément au recueil des principaux traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc conclus par les puissances de l'Europe tant entre elles qu'avec les puissances et états dans d'autres parties du monde depuis 1761 jusqu'à présent, précédé de traités du XVIIIème siècle antérieurs à cette époque et qui ne se trouvent pas dans le corps universel diplomatique de Mrs. Dumont et Rousset et autres recueils généraux de traités. Par George Frédéric de Martens, continué par Frédéric Saalfeld. Tome XII. 1825.. 1830 incl. Auch unter dem Titel: Nouveau recueil de traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc. et de plusieurs autres actes servant à la connoissance des relations étrangères des puissances et états de l'Eu-



rope tant dans leur rapport mutuel que dans celui envers les puissances et états dans d'autres parties du globe depuis 1808 jusqu'à présent. Tiré des copies publiées par autorité, des meilleures collections particulières de traités et des auteurs les plus estimés. Tome VIII. 1825..1830 incl. 1831. 426 S. in Octav.

Dieser neue Band der Fortsetzung der von Martens'schen Sammlung von Verträgen enthält die beiden Jahrgänge von 1829 und 1830, nebst einigen Nachträgen zu den früheren Jahrgängen seit 1825. Plan und Einrichtung dieses Werks sind auch in diesem Bande sich gleich geblieben. Das Ausbleiben einiger mit Sicherheit erwarteten Sendungen von Beyträgen, namentlich aus America, hat leider den Herausgeber genöthigt, verschiedene Actenstücke, welche der Zeitfolge nach, schon in diesem Bande hätten erscheinen sollen, für den nächsten Supplementband aufzusparen. Wer die mit einer solchen Sammlung unvermeidlich verbundenen Schwierigkeiten und die Unsicherheit einer in große Entfernungen gehenden Correspondenz kennt, wird ihm deshalb keinen Vorwurf machen.

F. S.

L o n d o n .'

For John Murray, 1830: Arabic Proverbs or the manners and customs of the modern Egyptians, illustrated from their proverbial sayings current at Cairo, translated and explained by the late John Lewis Burckhardt. Published by authority of the association for promoting the discovery

of the Interior of Africa. VII und 232 S. in gr. Quart.

Die Zeit, wo sich die Ansichten eines noch nicht zum zusammenhängenderen philosophischen Denken fortgeschrittenen Volks in kurzen von Mund zu Mund gehenden Denksprüchen festsetzen, ist nach dem Untergange früherer Cultur in die neuere muhammedanische Welt zurückgekehrt. So hat sich auch das ganze Leben und Treiben der neuern arabisierten Aegypter in Denksprüchen ausgeprägt, und nichts führt näher und sicherer zur Kenntniß des Volks und Landes als diese mitten aus dem Volksleben entstandenen Sprüche. Schon nach dieser Rücksicht muß die vorliegende Sammlung von 782 ägyptischen Sprüchen wichtig scheinen; sie kann die Berichte der europäischen Reisenden wesentlich ergänzen und berichtigen. Obwohl einige sehr schöne Lebensregeln sich in dieser Sammlung finden, welche an die herrlichsten Stellen der salomonischen Sprüche erinnern (wie N<sup>o</sup>. 117. 170. 249. 692), so sind doch die meisten sprechende Zeugen der großen sittlichen Entartung, in welche die neuern Aegypter gesunken sind, so wie des höchst verderblichen Einflusses der türkischen Herrschaft auf die Sittlichkeit des an geistigen und leiblichen Gütern immer tiefer sinkenden Volks (vgl. unter vielen andern N<sup>o</sup>. 392 'strafe den Unschuldigen, damit der Schuldige bekenne' als Maxime der Regierung; dagegen als Maxime des Volks N<sup>o</sup>. 598 'glaube dem Emir nicht, da der Bezier dich betriegt'). Wie unendlich erhaben stehen in dieser Rücksicht die altarabischen Sprüche, welche berühmte arabische Philologen, Maidani, Abu-Ubaida u. a. gesammelt haben, über den hier zusammengestellten! jene sind aus dem Leben des freyen und

edeln Volkes geflossen, diese aus dem des lange unterdrückten und entarteten. In der Form aber haben die neueren Sprüche große Aehnlichkeit mit den alten; denn ein entfernterer Zusammenhang des neueren arabisierten Aegyptens mit den alten Arabern läßt sich auch hier nicht verkennen. Der Spruch kleidet sich noch immer gern in den Reim; er liebt dieselbe Schärfe des Witzes und des Gegensatzes, welcher die alt-arabischen Sprüche auszeichnet. Viele Sprüche sind aus Dichterstellen geflossen; andere schildern Gleichnisse und erweitern sich bis zu kleinen Fabeln. Daß sie auch auf viele Stellen der Bibel, besonders des N. T., ein Licht werfen, liegt in der Natur der Sache, wie man z. B. besser einsehen wird daß  $\text{ܠܘܕܝܢܝܢ}$  'der Leidende' auch 'den Frommen' bedeuten könne, wenn man den Gebrauch des  $\text{ܡܫܟܝܢ}$  in diesen Sprüchen, und das was Burckhardt ohne an die Bibel zu denken S. 43 flg. darüber sagt, vergleicht. — Die Sprache dieser Sprüche soll nach Burckhardt die in Kairo herrschende seyn; jedoch scheint sie sehr gemischt zu seyn, wenigstens muß man davon die Dichterstellen ausnehmen; auch ist der Grund dieser Sammlung schon vor hundert Jahren durch einen Gelehrten von Kairo, Scherefeddin ibn Asad, gelegt. Zur Erklärung des oft versteckteren Sinnes der Sprüche hat B. aus seiner sichern Kenntniß des orientalischen Lebens so viel beigetragen als irgend möglich war. Bisweilen breitet sich die Erklärung über manches weniger Bekannte aus, wohin die Beschreibung der Heirathsfeyerlichkeiten in verschiedenen Gegenden S. 113..119, und der ägyptischen Blume Beschnein, des Lotus der Alten S. 220 flg., gehört. Auch die Abweichungen

der jetzigen ägyptischen Sprache von der alt-arabischen sind berücksichtigt, obgleich ein europäischer Philolog hier manches anders ansehen kann, wie auch der bescheidene Verf. in der Vorrede selbst vermuthete. Manches ist z. B. ohne Grund zu Versen gemacht (N<sup>o</sup>. 89. 439). Einige Fehler, welche ein verständiger europäischer Herausgeber dieses kurz vor Burckhardt's Tode geschriebenen Werks leicht hätte verbessern können, stoßen unangenehm auf, wie N<sup>o</sup>. 32 لَشْنَهِن, N<sup>o</sup>. 242 steht *س* nach ägyptischer Aussprache für *س* von *سو*, nicht aber für *س*, N<sup>o</sup>. 524 im Verse lies *سَمِر* für *سَمِرُوا*, N<sup>o</sup>. 344 ist die Stellung der Worte einzig richtig und bedarf keiner Verbesserung. Dem allgemeinen Werthe nach ist dieß Werk ohne Zweifel ein würdiger Anhang zu den vier größern Werken des ausgezeichneten Reisenden, deren letztes in St. 76 d. J. angezeigt ist.

G. H. U. C.

### M a i l a n d.

In der Kaiserl. Königl. Druckerey: Memorie dell' Imperiale Regio Istituto del Regno Lombardo-Veneto. Volume Terzo. Anni 1816 e 1817. 374 S. in Quart. 1824.

Ueber die Lagerungen einiger Porphyry- und Granitgebirge, die vom Grafen Marzari Pancati in Tyrol beobachtet worden sind, von Scipio Breislak. Abhandlung gegen die absolute Nothwendigkeit der gegenwärtigen Anordnung des Weltsystems, die in dem Werke Systeme de la Nature behauptet wird, von Pietro Gossali. Ueber einige sonderbare Kno-

chenbrüche von Giovanni Battista Palletta. Entwicklung einiger Eigenschaften der Wurzeln der Einheit von Paolo Ruffini. Beobachtungen über einige magnetische Erscheinungen von Simone Stratico. Untersuchung der medicinischen Frage, ob der Gebrauch des innerlich gegebenen Phosphors als nützlich, schädlich oder gleichgültig angesehen werden kann, von Pietro Moscati. Einige Versuche über die Entwicklung der Wärme bey der Reibung der Körper von Giuseppe Morosi. Untersuchungen über den Namen und die frühere Beschaffenheit der unbebauten Heideländer in der Lombardey von Luigi Bossi. Naturhistorische Beobachtungen, angestellt auf den Silabergen in Calabrien von Brocchi. Ueber die Ausflußgeschwindigkeit des Wassers, welches durch eine sehr kleine Oeffnung aus einem großen prismatischen Gefäße läuft, in dem das Wasser immer auf gleicher Höhe erhalten wird, von Giuseppe Avangini. Ueber die Grundsätze, nach denen man die Werke der bürgerlichen Baukunst beurtheilen muß, von Simone Stratico. Ueber die Verhältnisse und Gebräuche der Juden von Domenico Monga. Ueber die Rückwirkung des aus Gefäßen fließenden Wassers von Vincenzo Brunacci. Ueber die Berechnung der hydraulischen Maschinen von Vincenzo Brunacci. Enthält erstens die Berechnung der Maschinen, die durch den Stoß des Wassers in Bewegung gesetzt werden; zweytens Berechnung der von Finugio angegebenen Maschine; drittens, Berechnung des hydraulischen Hebers; viertens, Berechnung der Paternostermaschine von Frangini. Ueber die Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern von Bassiano Carminati, und Palletta. Außer den hier angegebenen Abhand-

lungen sind noch die Lebensbeschreibungen folgender verstorbenen Mitglieder der Academie beygefügt: Carlo Passeroni, Alfonso Longo, Pio Fontoni, Angelo Fumegalli, Luigi Villa, Francesco Reggio, Lodovico Sevioli, Francesco Soave, Saverio Bettinelli, Paolo Delanges, Michele Rosa, Antonio Testa, Vincenzo Ghiminnella, Giuseppe Jacopi, Girolamo Saladini, Tomaso Noni, Michelo Uraldi, Giovanni Battista Corniani, Luigi Lamberti, Leopoldo Caldani, Giambattista Monteggia.

### L e i p z i g.

Bey Hartknoch, 1831: Deutsche Dichter, erläutert von M. W. Götzinger; für Freunde der Dichtkunst überhaupt, und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Erster Theil. 687 S. in 8.

Das gegenwärtige Buch ist bestimmt nicht für Schüler, sondern für Lehrer, denen die Erklärung deutscher Dichter in den Schulen übertragen ist. In wie fern eine solche Erklärung in den Schulen passend ist, darüber sind die Stimmen noch sehr getheilt. Daß man sie, so wie die alten Classiker erklären solle, scheint uns nicht ganz passend, da nicht gleiche Bedürfnisse hier eintreten. Wort- und Sacherklärungen fallen hier größtentheils als überflüssig weg, und so bleiben hauptsächlich nur die ästhetischen Erörterungen übrig, wobey wieder die Frage entsteht, ob die Schüler dafür schon reif sind? Von bloßen Declamierübungen, deren Zweckmäßigkeit Niemand verkennen wird, ist hier nicht die Rede. Dürfen wir unsere Meinung sagen,

so ist sie folgende. Allerdings sollte eine historische Uebersicht der Geschichte unserer poetischen Literatur in den Schulunterricht in den höheren Classen aufgenommen werden, damit nicht die Kenntniß derselben sich, wie so oft auf die letzten zwey oder drey Decennien beschränkt. Dabey finden wir es sehr passend, und selbst nothwendig, daß einzelne Stücke als Proben vorgelesen und commentiert werden. Dieß scheint uns aber auch hinreichend.

Dem vorliegenden Werke ist eine Einleitung vorangeschickt, über Kunst überhaupt und Dichtkunst insbesondere. Dieser erste Theil umfaßt die kleineren erzählenden Dichtungsarten, Romanzen, Balladen, Idyllen. Wir vermiffen die Fabel, worin wir so vortreffliche Muster besiffen, sollen diese erst in dem zweyten Bande folgen? Oder soll der Name eines Gelehrten, des Lehrers unserer Nation, etwa nicht in den Schulen mehr gehört werden, weil man jetzt nur von drey oder vier andern spricht? Denn weiter scheint die Kenntniß unserer critischen Wortführer sich nicht zu erstrecken. Unter den Dichtern, deren Werke hier aufgenommen sind, ist Bürger der älteste. Seine *Lenore* steht voran, und bleibt allerdings das nicht wieder erreichte Muster. Allen sind reich ausgestattete Erörterungen beygefügt, so daß die Lehrer, denen dieser Unterricht übertragen ist, allerdings reichen Stoff hier finden werden.

Sn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

130. 131. Stück.

Den 18. August 1831.

---

K ö n i g s b e r g.

Bey J. H. Bon: Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. v. Loder's, wirkl. Staatsrathes und Kaiserl. Leibarztes zu Moskwa. 1831. 60 S. in 8.

Dies Sendschreiben ist an den Geh. Rath und Leibarzt von Stoffregen zu St. Petersburg gerichtet, welcher eine umständliche Nachricht über die Cholera, welche seit der Mitte des Septembers 1830 in Moskau herrschte, und eine Beantwortung der über diesen Gegenstand vorgelegten Fragen verlangt hatte, und dessen Wunsch der berühmte und in seinem hohen Alter noch so thätige Verf., so weit es seine eingeschränkte Zeit erlaubte, zu willfahren suchte. Obgleich es nun keine ausführliche Monographie über die Cholera seyn sollte, so werden doch darin die wichtigsten diese jetzt allgemeines Interesse erregende Krankheit betreffenden Punkte von einem Augenzeugen erörtert, und es zog die Aufmerksamkeit des Rec., wie gewiß auch vieler anderen Aerzte, um so mehr auf sich, als es, wenn man



von den Werken der Engländer und Franzosen über die Indische Cholera absieht, zu den wenigen Schriften gehört, die bis jetzt von Aerzten, welche die Krankheit selbst beobachtet und behandelt haben, über diese epidemische Cholera herausgegeben worden sind. Wegen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes will Rec. die Ansichten und Bemerkungen des Verfs. so umständlich, als es der Raum unserer Blätter nur erlauben kann, mittheilen, zugleich aber auch auf andere, in mehreren Zeitschriften mitgetheilte, Berichte über diese Cholera, insofern sie zur Beurtheilung mancher Thatsachen wichtig sind, Rücksicht nehmen.

Zuerst hält es der Verf. (S. 2) für unzweifelhaft, daß die in Moskau vorgekommene Cholera mit der in Ostindien fast einheimischen von einerley Art sey, obgleich die von den vorzüglichsten dortigen Aerzten empfohlenen Heilmittel sich in Moskau in ihrer Wirkung nicht durchaus bewährt hätten, wovon die Ursache vielleicht hauptsächlich in der großen Verschiedenheit des Klima's und der Lebensart, auch wohl selbst in der Beschaffenheit des Blutes und des Nervensystems der Einwohner, liegen möge. In Absicht der Zufälle und des Verlaufes, auch der Tödtlichkeit, kämen beide mit einander überein.

Hierbey bemerkt Rec. nur, daß zu unterscheiden ist zwischen der gewöhnlichen, manchmal auch höchst schlimmen Cholera, welche seit alten Zeiten in Indien wie in anderen Ländern theils sporadisch, theils auch epidemisch vorgekommen ist, und zwischen der besonderen epidemischen Art der orientalischen Cholera, welche vorzüglich seit dem Jahre 1817 in Bengalen erschien, dann weiter über Indien und andere Theile von Asien sich verbreitet hat. Diese epidemische Art, deren Ankunft am Mittelländischen und Caspischen Meere, an den Pforten von Europa im Som-

mer 1823 der würdige Director des Medicinalwesens im Russischen Reiche, Staatsrath Rehm ann in Hufeland's Journ. der pract. Heilk. (1824. Jun. 9) anzeigte und auf die Gefahr ihrer Verbreitung und die dagegen zu treffenden Maßregeln aufmerksam machte, ist es wohl, welche nach Europa fortgepflanzt worden ist, wenn sie auch hier einen mildereren Character angenommen haben mag als in Indien.

Gegen die angeführte Meinung, daß die Cholera in Moskau mit der Indischen von einerley Art gewesen, hat sich zwar ein Arzt in Moskau, der Dr. Sahnichen erklärt, welcher (in einer Abhandlung über die Cholera in Moskau in Hecker's literar. Annal. d. Heilk. 1831. April) überhaupt als ein arger Gegner des Verfs. aufgetreten ist und sich gegen den würdigen Veteran einen Ton erlaubt hat, durch welchen ein junger Mann wohl bey vielen soliden Gelehrten seinem Rufe eher schaden als sich empfehlen möchte, und welcher übrigens neben manchen allerdings interessanten Bemerkungen über diese Cholera doch auch manche Ansichten geäußert hat, die vor einer genaueren Critik nicht wohl bestehen würden. Dieser hat nun für seine Meinung, daß der Verlauf und die Symptome der Russischen Cholera merklich von denen der Indischen abwichen, die Characteristik, welche Deville von der im Jahre 1818 in Calcutta beobachteten Cholera gegeben, angeführt, wornach schon in zwanzig und manchmal weniger Minuten die stärksten Menschen dadurch getödtet worden, die Schmerzen äußerst heftig, das Erbrechen sehr häufig und beschwerlich, die ausgeleerten Materien grün und öfters schwarz gewesen seyen &c. Diese Characteristik bezieht sich aber nur auf schlimmere Fälle der indischen Cholera, dergleichen auch schon vor dieser neuen epidemiz

schen Art vorgekommen sind. Daß aber auch die Cholera in Rußland, obgleich sie im Allgemeinen milder gewesen ist als in Indien, hier und da höchst schlimm und schnell tödtlich war, daß auch dort Fälle von der sogenannten schwarzen Cholera (einer von dem sogenannten schwarzen Tode ganz verschiedenen Krankheit, vergl. mein Handb. der spec. Pathologie u. Therapie, 4. Ausg. B. 1. S. 304 und besonders die daselbst angeführte Schrift von Sprengel) vorgekommen sind, ist durch andere Berichte bekannt geworden. Vergl. besonders von Hübenenthal's Darstellung und Behandlung der orient. Cholera in Hufeland's Journ. der pract. Heilk. 1831. Jan. S. 88 flg. Außerdem sind aber die wichtigsten pathognomonischen Symptome dieser epidemischen Cholera, das Brennen in der Magengegend mit heftigem Durste und Verlangen nach kaltem Wasser, die große Beklemmung und Angst, die Beschaffenheit der durch Erbrechen und Bauchfluß ausgeleerten Materie, nämlich dünner, weißlicher, flockiger, manchmal auch röthlicher oder schwärzlicher Flüssigkeit, die oft geruchlos ist, in vielen Fällen aber auch einen sauren, nach Anderen widerlich süßlichen, zuweilen auch stinkenden Geruch hat und nicht mit Galle vermischt ist, das plötzliche Sinken der Kräfte, des Pulses, der bald gar nicht mehr zu fühlen ist, und Stocken des Kreislaufes, die schwarze, dicke und zähe Beschaffenheit des Blutes, die schnelle Unterdrückung der Harnabsonderung, die schneller eintretende Eiskälte und das Zusammenschrumpfen der Extremitäten, die voll Runzeln werden und wie in warmem Wasser gebrühet aussehen, wie auch die Kälte des Mundes, der Zunge zc., und des Athems, das äußerst schnell veränderte, ein ängstliches Ansehen habende und bald auch eingefallene, leichen-

hafte Antlitz, die schnell in den Gliedmaßen, zumal in den unteren und bald auch den oberen eintretenden Krämpfe und Zuckungen, die schwache, heisere, oder hohle, gedämpfte Stimme (als ob sie, wie Annesley sagt, aus einem Grabe käme), die blaue Farbe der Lippen, des Antlitzes und der Gliedmaßen oder der ganzen Haut, die kalte Feuchtigkeit auf der Oberfläche des Körpers, große Unruhe &c., bey welchen Zufällen die Kranken doch meistens bis kurz vor dem Tode ihr Bewußtseyn behalten, nach den meisten Berichten der Russischen Aerzte sämmtlich in Moskau wie in Astrachan und Drenburg sowohl als in Indien beobachtet worden. Uebrigens kommen ja auch, wenn man besonders von der Beschaffenheit des Blutes und in Bezug auf viele Fälle auch der ausgeleerten Materie absieht, die meisten Symptome der orientalischen Cholera auch in schweren Fällen der gewöhnlichen Cholera vor, nur daß sie bey jener schneller und heftiger sich zu äußern pflegen.

Auf die Frage, wie die Cholera nach Moskau gekommen sey, ob durch einige Barken? oder durch Menschen, welche diese Krankheit an sich trugen? oder bloß durch den Strom der mit dem Miasma angefüllten Luft? wird zuerst (S. 3) geantwortet, daß sich dies aller sorgfältigen Nachforschungen ungeachtet nicht mit Gewißheit habe ausfindig machen lassen. Durch die Luft allein könne es wohl nicht seyn, weil die Cholera dann einen bestimmten geraden Weg genommen und nicht manche ihr im Wege liegende Ortschaften überhüpft haben würde; auch dann alle gegen die Verbreitung derselben getroffenen Maßregeln ohne Nutzen gewesen seyn würden, was doch nicht der Fall sey. Daß aber die Luft den Stoff zu dieser Krankheit, ohne welchen sie

nicht entstanden seyn würde, enthalte, ergebe sich aus den hernach anzuführenden Umständen.

Gleich hernach (S. 4) heißt es jedoch, es lasse sich daher (?) wohl mit Gewißheit behaupten, daß die Krankheit durch Menschen, welche mit derselben angesteckt waren, hieher gebracht worden sey. Um dieß zu beweisen, wird aber, außer den Beispielen, welche man in Ostindien und in anderen Ländern beobachtet habe, nur angeführt, daß diese Krankheit von Astrachan nach Saratow und anderen Städten durch Barken gebracht worden, daß dagegen in Sarepta, wo man keiner Barke mit Flüchtlingen aus Astrachan zu landen erlaubt habe, und auch den Fuhren, welche von dem Nischneischen Jahrmärkte, wo die Cholera nachher war, durch Sarepta passieren mußten, schlechterdings kein Aufenthalt in derselben Stadt verstattet worden, kein einziger an der Cholera leidender Kranker vorgekommen sey.

Nachdem der Verf. ferner (S. 6 flg.) bemerkt hat, daß sich bis jetzt nicht habe bestimmen lassen, worin das feine in der atmosphärischen Luft enthaltene Miasma bestehe, spricht er doch auch die Meinung aus, daß eine gewisse Beschaffenheit in der atmosphärischen Luft sey, welche das Entstehen dieser Krankheit bewirke oder begünstige, und daß der klare Beweis davon schon darin liege, daß die Cholera sich epidemisch gezeigt und durch viele Gegenden verbreitet habe. Auch sey es merkwürdig, daß, seitdem sie dort vorgekommen, eine fast allgemeine Anlage zu anhaltenden Durchfällen, Coliken, Mangel an Appetit, fehlerhafter Verdauung, Kollern im Leibe, Uebelkeit, Magendrücken, Schwindel, Kopfsweh, Schlaflosigkeit oder unruhigem Schläfe, auch bey Personen, welche von der Cholera nicht befallen worden, Statt gefunden habe, und daß sich, während der dort herr-

schen den Cholera, die gewöhnlichen Herbstkrankheiten, z. B. Gallen- und Katarrhalsieber u. nicht gezeigt hätten, seit der Abnahme der Cholera aber wieder zum Vorschein gekommen wären, was doch offenbar eine eigene Constitution der Luft anzeige. Auch sey es sonderbar gewesen, daß der Barometer, selbst bey schlechterem Wetter, fast immer hoch stand.

Bey diesen Aeußerungen des Verfs. wäre wohl in mancher Hinsicht eine genauere Bestimmung zu wünschen. Insbesondere hat er auch das Wort Miasma, welches von den älteren Aerzten allerdings in demselben Sinne wie Contagium genommen worden ist (wie man aus den besseren medicinischen Wörterbüchern von Blancard, Castelli u. ansehen kann), von den Neueren aber für die feineren in der Luft vorkommenden Schädlichkeiten, welche theils gar nicht oder nicht immer im thierischen Körper erzeugt werden, theils nicht immer dieselbe Krankheit hervorbringen, gebraucht wird, in keinem genau bestimmten Sinne gebraucht, so daß es bald auf solche atmosphärische Einflüsse, die noch keine Ansteckungsstoffe sind, bald auf wahre in dem kranken Organismus erzeugte Ansteckungsstoffe bezogen werden kann. Eben so hat er sich über das Verhältniß der epidemischen und ansteckenden Krankheiten zu einander nicht genau erklärt. Auf den gegen die Verbreitung des Miasmas durch die Atmosphäre gemachten Einwurf, daß die Krankheit über manche ihr im Wege liegende Orte Sprünge gemacht habe, ist schon von Husfeld (Journ. d. pract. Heilk. 1831. April. S. 99) geantwortet worden, daß so gut wie zur Aufnahme des Contagiums im Organismus, eben so auch in der Atmosphäre Receptivität gehöre, und daß es sich recht wohl denken lasse, daß die Atmosphäre manches Ortes weniger, manches

Ortes mehr zur Aufnahme des Luftcontagiums disponiert sey. Für die Behauptung aber, daß die Krankheit durch von derselben angesteckte Menschen nach Moskau gebracht worden sey, hat der Vf. keine in Moskau selbst dargethane Facta angeführt, sondern sich nur auf die Beyspiele, welche von andern Orten angeführt worden sind, bezogen. Daher möchten auch diejenigen, welche der Meinung sind, daß die Cholera auch wie eine atmosphärisch-epidemische Krankheit weiter verbreitet werden könne, den Schluß des Verss. nicht für außer Zweifel gesetzt halten. So sagt auch der Dr. Jähnichen in seiner Schrift über die Cholera in Moskau (in Hecker's literar. Anz. d. Heilk. 1831. Apr. S. 390 flg.), daß zu der Behauptung, wonach die Krankheit durch von derselben angesteckte Menschen dorthin gebracht worden seyn soll, trotz aller angestellten Untersuchungen die nöthigen Thatsachen fehlten, daß aber für die Gegenwart einer epidemischen Luftconstitution die Ueberzeugung aller moskauerischen Aerzte spreche. Auch wird in dem in Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde 1831. №. 654. mitgetheilten Auszuge aus einem vom 21. März d. J. datirten Berichte des Königl. Preuß. Regierungs- und Medicinalrathes Dr. Albers die Bemerkung mitgetheilt, daß noch zu dieser Zeit in Rußland über die so überaus wichtige Frage, ob und in wie fern die Cholera ansteckend und verschleppbar sey? die größte Meinungsverschiedenheit herrsche, daß sich zwey Parteyen, die der Contagionisten (welches, wie weiterhin bemerkt wird, fast alle diejenigen seyen, welche die Cholera nicht gesehen haben, und denen daher von den andern Denkenden dieß hauptsächlich zum Vorwurfe gemacht werde) und der Anticontagionisten, gebildet hätten, daß insbesondere als die Cholera zu-

erst nach Moskau gekommen sey, alle dortigen Aerzte an die Contagion geglaubt hätten, daß aber die im Verlaufe der Epidemie gemachten Erfahrungen eine dieser völlig entgegengesetzte Ueberzeugung hervorgebracht hätten. Sie hätten die Unmöglichkeit, eine Stadt wie Moskau mit 300,000 Einwohnern und von beynähe 7 Meilen Umfang auf längere Zeit vollkommen zu sperren, erwogen, und die vielfachste Gelegenheit gehabt, die tägliche Umgehung dieser Maßregeln zu sehen. Während der Epidemie hätten ungefähr 40000 (nach unserm Verf. gegen 70000) Menschen die Stadt verlassen, von denen wenigstens eine sehr große Menge die Quarantäne nicht gehalten habe, und dennoch sey kein Fall bekannt, daß die Cholera von Moskau nach irgend einem anderen Orte verschleppt worden, und gewiß sey es, daß in sämtlichen Quarantainen kein einziger Fall von Cholera vorgekommen sey. Noch mehr hätte die am Orte selbst gemachte Erfahrung dazu beygetragen, die Krankheit für nicht ansteckend zu halten, indem es in vielen Häusern vorgekommen sey, daß ein Individuum von der Cholera ergriffen, von den Angehörigen ohne alle Rücksicht gepflegt worden und es doch bey dem einen Krankheitsfalle geblieben, alle übrigen Glieder des Hauses verschont worden seyen, und indem man endlich auch gesehen habe, daß nicht nur Aerzte und Krankenwärter von der Cholera frey geblieben seyen, sondern auch daß erstere ihre Zeit in dem Besuche der Cholera-kranken und dem des übrigen Publicums getheilt hätten, ohne daß dadurch eine Verbreitung der Krankheit herbeigeführt worden sey u. s. w. Und so wird auch von Fähnichen (a. a. D.) die in Moskau gemachte Erfahrung angeführt, daß die Absonderung einzelner Personen und Häuser nicht geschützt habe, daß Personen von der Krankheit



befallen worden seyen, die nie in die Nähe anderer Kranken der Art gekommen waren, daß überhaupt dort kein Beyspiel von Fortpflanzung der Krankheit durch unmittelbare Berührung vorgekommen, und daß auch kein Fall von durch Leichname bewirkter Ansteckung bemerkt worden sey.

Wenn auch gegen diese Erfahrungen, dergleichen auch schon Annesley, einer der trefflichsten Englischen Schriftsteller über die Cholera, in Indien gemacht und nebst anderen gegen die Contagiosität dieser Krankheit angeführt hat, bemerkt werden kann, daß sie nicht durchaus den Mangel der Contagiosität beweisen, sondern daß die meisten auch aus dem Mangel der Disposition in vielen Personen zu erklären seyen, so muß man doch gestehen, daß sie immer bedeutend sind und wenigstens ein schwächeres und mehr bedingtes Verhältniß der Ansteckung als bey so manchen anderen Seuchen darthun. Eben so verdienen die schon von Annesley für die Abhängigkeit der Krankheit von einer besonderen Constitution der Atmosphäre vorgebrachten Gründe, besonders das plötzliche Erscheinen der Cholera an gewissen Orten und in, manchmal auch weit von einander entfernten, Gegenden, wo keine Spur von Uebertragung aufzufinden war, die auffallende Hefigkeit, mit welcher sie auftrat, die große Menge von Menschen, die sogleich und zu gleicher Zeit davon befallen wurde, was durch persönliche Ansteckung nicht zu erklären ist, das höchst unerwartete und schnelle Abnehmen der Krankheit und ihr gänzliches Verschwinden, nachdem sie binnen wenigen Tagen eine fürchterliche Verheerung bewirkt hatte, alle Beachtung. Diesen Gründen hat man noch die leichtere Fortpflanzung der Epidemie in klimatisch mehr disponirten Gegenden, besonders tiefen und feuchten, an

Secküsten oder längs großer Flüsse zc. zugefügt, welcher letzte Umstand aber auch eine andere Erklärung zuläßt. Wenn man übrigens gegen die Abhängigkeit der Cholera von der Constitution der Atmosphäre und für die bloß ansteckende Natur derselben anführt, daß dieselbe bey hoher und niedriger Temperatur zc. besalle, so vergißt man, daß der Einfluß der erkennbaren Veränderungen der Atmosphäre, welcher bey den Jahres-epidemien offenbar ist, bey den stehenden Epidemien oft gar nicht nachgewiesen werden kann, sondern daß diese in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten, und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Witterung überhaupt fortbestehen können. So sagte schon einer der größten Beobachter der epidemischen Krankheiten, der treffliche Sydenham (Op. Sect. I. c. II.): ‘Quamvis autem diversorum annorum habitudines, quoad manifestas aëris qualitates, maxima, qua potui, diligentia, notaverim, ut vel exinde causas tantae Epidemicorum vicissitudinis expiscarer, me tamen ne hilum quidem hactenus promoveri sentio; quippe, qui animadverto annos, quoad manifestam aëris temperiem, sibi plane consentientes, dispari admodum morborum agmine infestari, et vice versa. Ita enim se res habet. Varias sunt nempe annorum Constitutiones, quae neque calori, neque frigori, non sicco humidoque, ortum suum debent, sed ab occulta potius et inexplicabili quadam alteratione in ipsis terrae visceribus pendent, unde aër ejusmodi effluviis contaminatur, quae humana corpora huic aut illi morbo addicunt, determinantque’ etc. Oft sind allerdings die Ursachen der Epidemien so dunkel, daß, wenn man nicht mit Manchen außer den atmo-

sphärischen und tellurischen Einflüssen die freylich auch dunkelen und zweifelhaften kosmischen Verhältnisse zu Hülfe ziehen will, man wohl mit dem Hippocrates das Divinum in morbis (τὸ Σίον) anerkennen muß.

Nicht minder sind aber auch die Erfahrungen zu berücksichtigen, wornach die Krankheit durch Ansteckung mitgetheilt, durch Menschen, und zwar einzelne sowohl als besonders die Züge von Truppen, die Handels-Caravanen und durch Schiffe an andere Orte gebracht, längs der Hauptstraßen zc. verbreitet worden seyn soll. Freylich möchten auch manche angebliche Erfahrungen der Art noch großen Zweifeln ausgesetzt seyn, manche ebenfalls (gleich manchen für die Nicht-Ansteckung angeführten) eine andere Erklärung zulassen, so wie dann, wenn in einer Epidemie mehrere Menschen, die zu derselben Familie gehören oder zusammenwohnen, von derselben Krankheit befallen werden, dieß allein nicht die Mittheilung von einem Kranken durch Ansteckung beweist, sondern auch der epidemischen Constitution, der die anderen ebenfalls ausgesetzt waren, und der gleichen, auch wohl durch Furcht zc. vermehrten, Disposition mehrerer Menschen zugeschrieben werden kann.

Nach gehöriger Erwägung aller dieser von beiden Seiten angeführten Erfahrungen und Gründe kann man wohl eher zu einer dritten Ansicht, welche außer der Meinung der strengen Contagionisten und Anticontagionisten Statt findet, sich hinneigen. So wie so manche epidemische Krankheiten, wenn sie auch ursprünglich bloß von atmosphärischen oder tellurischen zc. Verhältnissen abhängen, hernach auch die ansteckende Natur annehmen können (wiewohl dieß durchaus nicht immer und nothwendig der Fall ist), so möchte auch die Cholera für eine

ursprünglich epidemische, durch atmosphärische oder tellurische Einflüsse erzeugte und auch dadurch fortgepflanzte Krankheit, die aber in einem hohen Grade auch ein Contagium erzeugen und auch dadurch verbreitet werden kann, zu halten seyn. Daß man übrigens, wenn man dieser Ansicht zugethan ist, deshalb die gegen die Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung erforderlichen Maßregeln nicht für überflüssig erklären kann, braucht kaum bemerkt zu werden, indem, wenn auch durch diese die von atmosphärischen Verhältnissen abhängige Verbreitung der Krankheit nicht verhütet werden kann, dieselbe doch durch Verschleppung des Contagiums an Orte gebracht werden könnte, wohin sie die Richtung der atmosphärischen Einflüsse nicht gebracht haben würde.

Daß die Cholera nicht bloß und allein von dem in der Luft enthaltenen Miasma hervorgebracht, sondern daß zur wirklichen Entstehung und Erzeugung derselben auch eine gewisse Disposition des Körpers hinzukommen müsse, um es, selbst bey einer Statt findenden Mittheilung von angesteckten Menschen, aufzunehmen, hat der Vf. (S. 9 flg.) durch die auffallendsten und überzeugendsten Beispiele zu beweisen gesucht. Es wird bekanntlich auch bey anderen epidemischen und ansteckenden Krankheiten eine besondere Disposition erfordert, die für manche häufiger, für andere seltener sich zeigt. Daß nun die Disposition zur Cholera vielen fehlt, wird durch die meisten Berichte eben so wie durch den des Verfs. bestätigt, und muß allerdings Vielen zur Beruhigung dienen. Möge Mancher, der nur von Ansteckung spricht und dieselbe nicht furchtbar genug schildern zu können glaubt, dieß erwägen und dabey bedenken, daß auch die Furcht sehr ernsthafte Folgen hat, nicht nur insofern sie, wie

Annesley schon sagte, die Menschen abhält dem Kranken Hülfe zu leisten, deren er so sehr bedarf, sondern besonders auch, weil sie vorzüglich die Disposition zur Krankheit vermehrt. Die Mittheilung der Cholera erfolgt bey weitem nicht so leicht wie bey der Pest und manchen andern epidemischen und contagiösen Krankheiten, und meistens sind ihr nur Menschen, die sich unreinlich halten, in engen, feuchten Wohnungen leben, Fehler der Diät, besonders öftere Excesse im Genuße geistiger Getränke, begehen, Erkältungen nicht gehörig vermeiden, oder sich zu sehr vor der Krankheit fürchten zc., ausgesetzt. So führt der Verf. an, daß in dem Arbatzkischen Cholera-Hospitale, welchem er anfangs als medicinischer Inspector vorgestanden, weder er noch der andere Arzt Dr. Sebel, noch die jungen Aerzte, welche in dem Hospitale wohnten und einen großen Theil des Tages in den Krankenzimmern zubrachten, angesteckt worden seyen. Er selbst habe auch in dem höchsten Grade der Cholera, an deren Folgen einer seiner Freunde gestorben, oft ganz nahe bey demselben gestanden, so daß er seinen kaum fühlbaren Puls und seine eiskalte Zunge untersucht, und seine mit kaltem Schweiß bedeckte und blau gewordene Hand gehalten, ohne daß ihm dieses im Geringsten geschadet hätte. Die Gattin des Kranken, von sehr zartem und schwächlichem Körper, welche ihn Tag und Nacht nicht verlassen, sogar Stunden lang neben ihm auf seinem Bette gelegen, ihn mit bloßen Händen reiben und seine Wäsche und Betttücher wechseln geholfen, auch ihm alle Arzneyen und Getränke selbst gegeben, mit einem Worte, sich, bey dem sichtbarsten Seelenleiden und der größten Erschöpfung der Kräfte der höchsten Gefahr ausgesetzt und fast keine Nahrungsmittel

und Arzneyen zu sich genommen habe, sey eben so wenig als die bey ihm gewesenen Domestiken angesteckt worden. Auch von den Krankenwärttern und Wärterinnen in dem Arbatskischen Hospitale, welche die Kranken mit bloßen Händen — denn Handschuhe wollten sie nicht anziehen — Stundenlang gerieben, in die Bäder und aus denselben getragen, ihre verunreinigte Wäsche und Betttücher gewechselt und gewaschen, so wie die Todten in die Leichenkammer geschafft hätten, seyen nur einige mehr oder weniger von der Krankheit befallen und alle hergestellt worden. Außerdem seyen ihm auch Beyspiele bekannt geworden, daß Kinder, neben welchen andere an der Cholera gestorben waren, in eben demselben Bette liegen geblieben und doch nicht angesteckt worden seyen, auch daß erwachsene Personen ohne Weiteres in Betten, in welchen andere kurz vorher an der Cholera Gestorbene gelegen hatten, ohne Nachtheil geschlafen hätten. Wie weit günstiger ist nicht dieß Verhältniß, als selbst bey dem ansteckenden Nervenfieber, welchem man die Cholera in Ansehung der Ansteckungsart für am nächsten verwandt erklärt hat, dem aber auch von Seiten der Aerzte so viele Opfer gebracht worden sind?

Den angeführten Beobachtungen stehen jedoch, wie der Verf. (S. 11 flg.) weiter bemerkt, andere entgegen, wo, wenn Einer aus der Familie, z. B. der Mann, an der Cholera starb, bald nachher auch die Frau oder ein Anderer unter den Angehörigen von der Krankheit befallen ward und an derselben starb, oder nur mit vieler Mühe und in selteneren Fällen gerettet ward. Solcher Beyspiele habe es dort mehrere gegeben. Ob sie von ihm selbst oder von Anderen beobachtet worden sind, ist nicht gesagt, und es möchte bey ihnen

auch der oben schon über solche Fälle geäußerte Zweifel in Bezug auf die Annahme der Ansteckung Statt finden. Jedoch spricht er hernach (S. 14) die Meinung aus, daß man die Cholera allerdings in gewisser Hinsicht ansteckend nennen müsse. Sie sey aber nicht auf solche Art, auch nicht in gleichem Grade ansteckend, wie die Pest, durch unmittelbare Berührung, auch nicht durch das Einathmen der von den Kranken durch den Mund ausgehauchten und durch die Haut ausgedünsteten Luft, falls nämlich diese Luft nicht in sehr hohem Grade verdorben sey, in welchem Falle sie eben so schädlich und tödtlich werden könne, als die sogenannte Kerker- und Hospitalluft, und als die, welche in eingeschlossenen Kellern, Brunnen, Gräbern &c. enthalten ist. Dergleichen höchst verdorbene und mit einem Miasma überaus angefüllte Luft, also auch die bey Cholerafranken, könne sich allenfalls in Kleidungsstücke, zumal von Wolle, auch in Pelze und Betten ziehen und alsdann wohl eine Zeitlang für Andere ansteckend werden, wenn sie gleich für denjenigen, welcher dergleichen Kleidungsstücke an sich trägt, nicht ansteckend sey (?). Es sey übrigens der Klugheit und Vorsicht gemäß, so zu verfahren, wie z. B. nach faulichten Nervenfebern und anderen ansteckenden Krankheiten, die Betten und Kleidungsstücke, deren sich die an der Cholera Gestorbenen während der Krankheit bedient hätten, zu durchräuchern und zu lüften u. s. w. Bey verdächtigen Waaren sey es hinlänglich, sie nur einige Tage zu lüften, ohne sie vorher zu durchräuchern.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

132. Stück.

Den 20. August 1831.

---

K ö n i g s b e r g.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. von Loder's, etc. etc.

Was hier von der Art der Ansteckung gesagt wird, möchte wohl manchem Zweifel ausgesetzt seyn. Anderen, die die Ansteckung der Cholera annehmen, scheint nach den bisherigen Erfahrungen der Ansteckungsstoff vielmehr durch die den Kranken zunächst umgebende Luftschicht, durch seinen Athem, seine Ausdünstung und andere Ausleerungen, als durch unmittelbare Berührung, durch gewisse Kleider zc. desselben mitgetheilt zu werden. Man sieht aber wenigstens, daß der Vf. keinen hohen Grad der Ansteckung beobachtet und anerkannt hat, oder daß er die Mittheilung derselben für nicht so leicht hält wie bey der Pest und ähnlichen Krankheiten. Daß die Cholera durch Waaren und andere leblose Dinge in die Ferne verbreitet werde, ist zwar auch von Solchen, die sonst die Ansteckung dieser Krankheit annehmen



(s. Albers a. a. D. S. 251) geläugnet, und bis jetzt wenigstens durch keine sicheren Facta dargethan worden. Wenn es aber ausgemacht wäre (was der Vf. für möglich hält, jedoch nicht bestimmt dargethan hat und was auch nach Andern noch durch kein Beyspiel bestätigt ist), daß das Contagium an Kleidern ic. haften und dadurch mitgetheilt werden könne, so würde man auch in Bezug auf mancherley Waaren keineswegs sicher seyn können, und so lange es noch nicht durch sichere Erfahrungen verbürgt ist, daß dadurch keine Mittheilung der Krankheit bewirkt werden kann, dürfen auch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf solche Waaren nicht vernachlässigt werden.

Von dem zur Zerstorung des Choleragiftes empfohlenen Chlor erzählt der Verf. (S. 16 flg.), daß man es auf höchst übertriebene und zum Theil lächerliche Weise angewendet, daß Manche nicht bloß ihre Wohnzimmer, sondern auch das Schlafgemach mit der Ausdünstung desselben stark angefüllt hätten, Andere selbst alle Meublen und Geräthschaften, auch alles Geld und sogar das Brot und andere Nahrungsmittel mit Chlor hätten bereiben, auch Brustschilder, Handschuhe, Mützen, Mäntel ic. damit hätten wattieren und durchnähen lassen, und nur mit Chlorsäckchen vor Mund und Nase auf der Straße gegangen wären. Es habe aber doch mehrere Beyspiele gegeben, daß Leute, die beständig mit Chlorkluft umgeben waren, von der Krankheit befallen worden seyen, und ein Mann, der aus Furcht vor der Krankheit, nachdem er sich mit den nöthigen Nahrungsmitteln und mit Chlorkalk versehen, sich zehn Tage lang in sein Zimmer geschlossen und Niemand zu sich gelassen habe, sey in demselben von der Cholera befallen gefunden worden und

daran gestorben. In mehreren Häusern habe man es vor Chlorgeruch kaum einige Minuten aushalten können. Von dieser Thorheit sey man endlich zurückgekommen, weil man häufig wahrgenommen, daß Ekel, Schwindel, Kopfschmerz, Ohnmacht, Herzklopfen, Bluthusten, Beklemmung und selbst apoplectische Zufälle davon erfolgt seyen. Man begnüge sich jetzt, was er sehr vernünftig finde, die Zimmer zu lüften, sie des Tages ein paarmal mit Essig zu durchräuchern, zu besprengen u. Das Chlor werde allenfalls nur in den Zimmern der Domestiken angewendet, wo die Luft auf andere Weise nicht leicht zu reinigen sey, oder in den Hospitälern, weil es wohlfeil sey, noch neben dem Essig und auf eine mäßige, vernünftiger Weise.

In Bezug auf das Wesen der Krankheit hält der Vf. (S. 38 flg.) dafür, daß das in der Luft enthaltene Miasma zuerst auf das sympathische oder Gangliensystem der Nerven, insbesondere auf das Sonnengeflecht, und durch dieses bald nachher auf das Blutsystem und auf die Verdauungsorgane wirke. Die Veränderung des Blutes, welches dick war, wenig Serum enthielt, beim Aderlassen sogleich gerann, ja am Ende der Krankheit so dick war, daß es selbst beim Streichen und Drücken der geöffneten Ader nicht herauszubringen war, welches auch eine schwarze Farbe hatte, die sich nach dem Tode auch in dem Blute der Lungenvene und des linken Herzens zeigte (also wenig oder gar nicht oxydiert war), weshalb auch das Gesicht nebst den Extremitäten und anderen Theilen des Körpers eine blaue Farbe hatte, hält er (S. 38) für die Folge, nicht für die Ursache der Krankheit. (Dies ist bekanntlich auch die Ansicht von Annesley u. A., dagegen manche

auch die entgegengesetzte geäußert haben. Auf jeden Fall scheint die Ursache der Cholera gleich manchen Giften schnell heftige Affection des Nerven- und Blutgefäßsystems und veränderte Mischung des Blutes zu bewirken). Die Veränderungen im Nervensysteme aber gingen mit Blitzesschnelle vor sich; es sey also kein Wunder, daß das ganze Arteriensystem mit dem Herzen sogleich in Mitleidenschaft gesetzt, das Blut verändert und seiner Lebenskraft beraubt werde. (Hierbey führt er die Idee eines seiner Freunde, des Hn. Marin-Darbel, an, daß das Miasma der Cholera von electricisch-magnetischer Art sey, welches dadurch bestätigt zu werden scheine, daß das Miasma den Strömen und Flüssen folge, in tiefen und feuchten Gegenden hauptsächlich niste und sich so schnell durch das Nervensystem verbreite.) Merkwürdig sey es, daß das Muscularsystem nicht allein seine Kraft behalte, sondern daß diese sogar bis zu den heftigsten convulsivischen Bewegungen erhöht werde; die Muskeln aber erhielten auch ihre Nerven am Kopfe und Halse von den Gehirnnerven und an den übrigen Theilen des Körpers aus dem Rückenmarke. Das Schlucken, Athemholen und Sprechen gehe gewöhnlich selbst in dem höchsten Stadium der Krankheit noch vor sich, weil die dazu gehörigen Organe hauptsächlich durch Gehirnnerven versorgt würden. Die Sinne behielten mehrentheils bis zum letzten Augenblicke ihre Kraft, so wie sich auch das Bewußtseyn erst kurz vor dem Tode zu verlieren pflege: ein Beweis, daß das Cholera-Miasma nicht auf das Gehirn und Rückenmark zuerst und unmittelbar wirke, sondern später und vielleicht auch schwächer, durch den Consens dieses Systems mit dem sympathischen.

Aus der Ueberzeugung, daß das Miasma der

Cholera nicht die Respirations-, oder Verdauungsorgane, auch nicht die Blutgefäße, sondern das Nervensystem unmittelbar angreife und darin seinen Sitz habe, habe er gleich anfangs in einer der ersten Sitzungen des hiesigen temporären Medicinal-Rathes behauptet, daß die Leichenöffnungen keine Aufklärung über den Sitz der Cholera geben und von keinem bedeutenden Nutzen seyn würden. In dieser Behauptung ist der Vf. wohl zu weit gegangen, da sie immer manche interessante Resultate geliefert haben, die in mehreren Schriften mitgetheilt sind. Er bezieht sich indessen auf die Leichenöffnungen, welche von Englischen und Französischen Aerzten in und außer Indien angestellt worden, deren Resultate bekannt seyen. Es könnten sich allerdings in manchen Fällen Entzündungen der Gedärme und anderer Theile zu der Cholera gesellen, und dann werde man freylich nach dem Tode die Spuren davon wahrnehmen; daß wisse man aber schon im Leben und man wisse auch, daß die Entzündung nur ein zufälliger Umstand und daß die Krankheit an sich selbst nicht von entzündlicher Art sey. Sodann wird und wohl mit Recht bemerkt, daß bey den Leichenöffnungen in dem Magen &c. gefundene Anfüllungen kleiner Gefäße und rothe Stellen nicht Beweise einer vorhergegangenen Entzündung seyen. Uebrigens äußert der Verf. hier (S. 51 flg.) noch über die Leichenöffnungen, daß er dieselben anfangs, als sich die Cholera zuerst in Moskau gezeigt, für gefährlich gehalten habe, nachher aber, da er die Cholera selbst in ihrem letzten Stadium beobachtet hatte, von dieser Meinung zurückgekommen und jetzt der Meinung sey, daß, wenn die nöthige Vorsicht dabey beobachtet werde, weniger Gefahr dabey sey, als bey der Deffnung einer inficierten oder sehr in Fäulniß

übergegangenen Leiche. Auch nach den Beobachtungen anderer Aerzte ist bey den vielen Sectionen der an der Cholera Verstorbenen bis jetzt kein Beyspiel vorgekommen, daß Jemand, selbst wenn er sich dabey verletzete, dadurch angesteckt worden sey.

In Bezug auf die Beschaffenheit des Blutes und der ausgebrochenen Feuchtigkeit der von der Cholera Befallenen werden (S. 35 flg.) die chemischen Untersuchungen von Herrmann mitgetheilt, nach welchen das Blut weniger freye Säure (die nach den bisherigen Untersuchungen aber im Blute nicht vorkommt) als das gesunde enthalten, namentlich das Serum seine freye Säure gänzlich verloren haben und dabey viel weniger Wasser enthalten, dagegen die ausgebrochene Flüssigkeit hauptsächlich aus Wasser mit freyer Essigsäure und verhältnißmäßig wenig animalischen Verbindungen und Salzen bestanden haben soll, also dem Blute gerade die durch das Erbrechen ausgeleerten Bestandtheile entzogen werden.

Hierauf ist nun das über die Cur der Cholera Gesagte zu berücksichtigen. Wenn eine neue Epidemie einer Krankheit erscheint, müssen oft die einsichtsvollsten und gewandtesten Aerzte erst den eigenen Character derselben sorgfältig beobachten und studieren, ehe sie die Behandlung derselben gehörig bestimmen können. Als aber die orientalische Cholera sich der Gränze von Rußland näherte, konnte von den Russischen Aerzten wenigstens schon die Curart, welche von den Englischen in Indien bey dieser Krankheit angewendet worden und sich am wirksamsten bewiesen haben sollte, beachtet werden, worauf dieselben daher auch mit Recht von dem Medicinalrathe in St. Petersburg schon im J. 1823 in einer kurzen Anweisung zur Heilung der Cholera aufmerksam gemacht

wurden. Es fragte sich indessen freylich, ob sich diese Curart auch bey der nach Rußland vorgezungenen Cholera bewähren würde, und je weiter die Krankheit unterdessen vorgeedrungen ist, desto wichtiger muß es für uns seyn, die Erfahrungen der Aerzte in Rußland, Polen &c. über die dagegen versuchten Mittel in die sorgfältigste Erwägung zu ziehen. Rec. theilt hier erst die Bemerkungen des Vfs. über mehrere von den Englischen Aerzten besonders empfohlene Mittel, die Blutausleerungen, das Opium und Calomel, so wie die Behandlungsart, welche derselbe für die zweckmäßigste erklärt hat, mit, und wird dann seine weiteren Bemerkungen über die wichtigsten Mittel folgen lassen.

Ueber das Blutlassen wird von dem Verf. (S. 24 flg.) bemerkt, daß dasselbe anfangs in vielen Privat- und Polizey-Häusern ohne Unterschied angewandt und der bloßen Willkühr der Blutlasser in Ansicht der Quantität anheim gestellt gewesen sey, die gewöhnlich dabey nicht spärlich zu Werke gegangen seyen; er habe sich aber durch seine und mehrerer dortigen Aerzte Erfahrung überzeugt, daß dieses vom größten Nachtheile sey. Es sey das Blutlassen nach seiner und vieler dortigen Aerzte Erfahrung in der Cholera sehr selten nöthig, und in den bey weitem meisten Fällen schädlich, ja tödtlich, weil die Krankheit nicht von entzündlicher Art sey, und weil das Ueberlassen, besonders das starke, die Lebenskraft, auf welche hier Alles ankomme, schwäche und gleichsam das letzte Lebensfünkchen ersticke. In seinem Hospitale werde nur solchen Kranken die Ader geöffnet, bey welchen offenbare Zeichen von Congestion nach dem Kopfe und überhaupt von wahrer Plethora da seyen, und selbst da werde sehr behutsam verfahren. Bey sehr

heftigem Localschmerze im Kopfe, in der Brust, dem Bauche, wenn Umschläge, Einreibungen, Sinapismen zc. nicht Linderung schafften, welches mehr im Verlaufe, als im Anfange der Krankheit der Fall zu seyn pflege, würden Blutzegel, aber auch mit Vorsicht und nicht zu reichlich gesetzt.

Der starke und unbedingte innerliche Gebrauch des Opiums wird (S. 27) ebenfalls sehr widerrathen, so wie auch die starke Anwendung der großen angeblichen Panacee, des Calomels. Von jenem habe man nach der Ueberwindung der Cholera häufig narcotische Zufälle und Gehirnaffectationen gesehen, welche nicht selten unüberwindlich gewesen, und dem Leben durch einen Schlagfluß ein Ende gemacht, oder durch Ueberreizung einen Typhus und eine totale Erschöpfung der Kräfte herbeigeführt hätten. Von großen Dosen und fortgesetztem Gebrauche des Calomels aber sey das Drüsen- oder Saugadersystem dergestalt angegriffen worden, daß eine völlige Dyskrasie der Säfte und am Ende der Tod die Folge davon war. Daher sey dasselbe im Arbatskischen Hospitale fast ganz verbannt und nur in einigen Fällen, bey heftigen Localschmerzen im Unterleibe, die von örtlicher Entzündung, besonders von syphilitischer oder scrophulöser Art herzurühren schienen, in mäßigen Dosen und mit etwas Opium versetzt gegeben worden.

Dagegen wandte er besonders zuerst ein Bannbad von 30 bis 35° R. oder ein Dampfbad von 40 bis 45° R. an, nach welchem der Kranke schnell abgetrocknet, auf ein gewärmtes Bett gelegt, mit warmem trockenem Flanell, zum Theil auch mit einer flüchtigen Salbe, so lange gerieben wurde, bis an den kalten Gliedern eine natürliche Wärme und ein warmer Schweiß erfolgte, auch

der im stärkeren Grade der Krankheit nicht fühlbare Puls wieder zu fühlen war. So wie der Schweiß erfolge, pflege das Brechen nebst dem Durchfalle nachzulassen, der Kranke ver falle gewöhnlich bald in einen ruhigen Schlaf und dann sey die größte Gefahr schon vorüber, wiewohl der Kranke noch nicht völlig gerettet. Nachher erhalte der in dem warmen Bette gut zugedeckte Kranke alle halbe Stunden, auch öfter oder seltener, eine Mischung aus einem dünnen Salepschleim (4 Unzen) mit Krausemünzwasser (eine halbe Unze) und thebaïscher Tinctur (10 bis 20 Tropfen) zu einem Eßlöffel voll und abwechselnd mit sehr warmem Thee aus Lindenblüthen und Melisse oder Hollunderblüthen, wozu Minderers Geist getropfelt werde. Wenn das Erbrechen nicht nachläßt, wird abwechselnd mit diesen Mitteln die Riverische Potion gegeben oder zu Zeiten ein Soda-Pulver, bey heftigem Durchfalle ein Klystier von Stärkmehl und Eigelb oder Del, auch wohl mit etwas Opium versetzt, Krämpfe der Gliedmaßen sollen durch das Reiben mit einem flüchtigen Liniment mit Opium oder mit Campher-Essig, mit der Tinctur des Capsici annui versetzt, beseitigt, auch, wenn sie nicht nachlassen, Opium in kleinen und nicht lang fortgesetzten Gaben innerlich dagegen angewendet werden. Vom Moschus, Campher, Hirschhornsalz, Baldrian &c. will er keinen bedeutenden Erfolg gesehen haben, eben so wenig vom Ricinusöl &c., rühmt aber noch besonders Hautreize, scharfe Sinapismen, so wie Fomentationen. Am Ende der Cur würden die Kräfte durch Bouillons, leicht verdauliche und nahrhafte Speisen, Haller's saures Elixier mit Salepdecoct (welches den Kranken vortrefflich bekomme), auch durch Wein, oder einen gelind bitteren Thee, auch wohl durch Chinin &c. unterstützt. Zum Getränk werde



eine Abkochung aus Gerste oder aus Graupen, Reis, oder das Sydenhamsche weiße Decoct, oder Brotwasser mit etwas Wein gegeben. — Für das Wichtigste und Dringendste bey der Behandlung der Cholera wird hiernach (S. 53) erklärt, das Miasma möglichst schnell durch Schweiß aus dem Körper zu schaffen.

Was nun zuerst die von dem Verf. besonders gerühmten Bäder, die Erwärmung, das Reiben mit gewärmtem Flanell oder reizenden Linimenten oder spirituösen und aromatischen Dingen, so wie die Sinapismen und andere Hautreize betrifft, so gehören dieselben, wenn sie auch gerade nicht dadurch, daß sie das Miasma schnell durch Schweiß aus dem Körper schaffen (wie der Verf. meint), sondern durch Erregung der Thätigkeit der Haut, der Gefäße *cc.*, Beförderung oder Wiederherstellung des Kreislaufes des Blutes, oder auch durch Ableitung helfen sollten, allerdings zu den sichersten Mitteln, deren Wirksamkeit auch allgemein anerkannt wird.

Daß von dem Vf. zwar nicht ganz verworfene, aber doch in den meisten Fällen für schädlich erklärte Aderlassen ist in dieser Krankheit schon von englischen Aerzten nicht sowohl als ein antiphlogistisches, sondern vielmehr als ein der Ueberfüllung des venösen Systems abhelfendes, die Compression des Herzens und der Lungen hebendes und so deren Verrichtungen beförderndes Mittel empfohlen worden. Wenn es auch oft gemißbraucht worden und in so manchen Fällen nicht nöthig, überhaupt mit Vorsicht anzuwenden seyn mag, so hat es sich doch nach vielen Erfahrungen (nicht bloß englischer, sondern auch russischer Aerzte) besonders gleich im Anfange der Krankheit, ehe noch Erbrechen und Bauchfluß eingetreten sind und dem Blute viel Serum entzogen worden ist,

und bey vollblütigen starken Personen angewendet sehr nützlich bewiesen. Manchmal soll es auch gegen das Ende der Krankheit, indem bey der Wiederherstellung des Kreislaufes heftige Wallung und Congestion entstand, zur Verhütung örtlicher Entzündung nöthig gewesen seyn. — Die schon von Celsus, Aretäus und Cälius Aurelianus bey der Cholera empfohlenen und auch von dem Rec. in seinem Handb. d. Therapie unter den wichtigsten Mitteln gegen diese angeführten trockenen Schröpfköpfe möchten auch bey dieser Art eine besondere Berücksichtigung verdienen. Mit Recht hat neuerdings auch Hufeland (Journ. d. pract. Heilk. 1831. Jan. S. 128. . 129) darauf besonders aufmerksam gemacht.

In Bezug auf das von vielen englischen Aerzten so sehr gepriesene und in ungeheuern Dosen, scrupelweise, angewendete Calomel ist zwar auch schon von anderen englischen Aerzten nach Scot's Berichte bemerkt worden, daß es keinen besonderen Einfluß auf diese Krankheit äußere, daß diejenigen, welche es gar nicht brauchten, einen eben so großen Erfolg als die, welche es angewendet, gehabt hätten, daß es den Magen eher reize als beruhige, und daß besonders auch die frühzeitige Anwendung desselben mißlich sey. Auch wurde es von Annesley oft erst nach dem Opium gegeben, besonders auch um die in die Gedärme abgesetzte zähe, klebrige Materie auszuleeren. Es soll dasselbe nun im Anfange der Epidemie auch von der Mehrzahl der russischen Aerzte angewandt worden seyn, und es wollen auch manche, die es zu 16 bis 20 Gr. gegeben haben, erwünschte Wirkung davon beobachtet haben (vgl. den Bericht des Staatsraths Rang über die Cholera in Hufeland's Journ. 1830. Aug. S. 98. 99). Andere haben sich dagegen gleich unserem Vf. gegen

die Anwendung desselben erklärt, es sind nach mehreren neueren Berichten die meisten sehr bald von der Anwendung desselben in großen Dosen zurückgekommen und es hat überhaupt den davon gehegten Erwartungen so wenig entsprochen, daß es in Moskau in den Anfällen der Cholera selbst fast gar nicht mehr, höchstens in dem späteren typhösen Zeitraume, angewendet worden ist (vgl. besonders Albers a. a. D. und Fähnichen üb. die Cholera in Moskau in Hecker's literar. Annal. d. ges. Heilk. 1831. Apr. S. 408. 409). Der Colleg. Rath v. Hüben thal bemerkt (a. a. D. S. 98), daß er die ungeheuern Gaben von Calomel aus leicht zu erachtenden Gründen nicht versucht, daß es aber da, wo er dieß Mittel von Anderen anwenden sah, ihm immer geschienen habe, als ob es die krampfhaften Erscheinungen vermehrt hätte, das Uebel selbst aber dadurch nie vermindert oder geheilt worden sey. So sagt auch der Prof. Blumenthal zu Charkow in seinem Berichte, daß er zwar dieß Mittel selbst nicht angewandt, indem er für die Anwendung desselben in kleinen Gaben nie die mindeste rationelle Indication gefunden, daß er aber bey anderen gesehen habe, wie es hier immer wieder weggebrochen worden sey. Eben so habe er selbst es nie gewagt, dieß Mittel in Gaben von 15..20 Gr. anzuwenden, sey aber einigemal Zeuge gewesen, als es von Anderen in ungeheuren Gaben gereicht wurde; die Ausleerungen nach oben und unten wurden schnell gestopft, der ganze Organismus gerieth in eine furchtbare Reaction, die Kranken warfen sich unruhig hin und her, ihre Angst stieg mit jedem Augenblicke, das Auge irrte wild umher, der ganze Leib fing an zu zittern, bis endlich, im glücklichen Falle, ein allgemeiner Schweiß ausbrach und der Kranke gerettet war. Er sah aber auch Kranke, deren

Zustand noch viel Hoffnung zur Genesung versprach, nach der Darreichung des Calomels in furchtbare Convulsionen mit Zähneknirschen verfallen und in diesen sterben, andere, die dadurch zwar der Cholera entrisen wurden, in ein langwieriges Siechthum verfallen, und so ward er immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß das Calomel hier ein verwerfliches Mittel sey, das für den wenigen Nutzen, den es in einzelnen Fällen gewähre, in der Mehrzahl derselben einen überwiegenden Schaden stifte. Auch in Warschau soll man es nicht nützlich befunden haben, und es ist neuerdings von einem dortigen Arzte (Leo in Hufeland's Journ. 1831. May. S. 139) dagegen angeführt worden, daß es den Speisecanal reize und gewöhnlich laxierend wirke, daher auch bey dieser Krankheit keine günstige Wirkung haben könne, um so mehr, als dabey gar kein entzündlicher Zustand vorhanden sey. Wenn nun auch Rec. die guten Wirkungen, welche die englischen Aerzte von diesem in ungeheuren Dosen, aber gewöhnlich in Verbindung mit Opium, angewendeten Mittel erhalten zu haben versichern, nicht läugnen will, und in den schweren Fällen dieser Krankheit wohl oft der Ausspruch des Celsus, *satius est enim anceps auxilium experiri, quam nullum*, in Betracht kommen mag, so gesteht er doch, daß er nach dem, was die Erfahrungen der Aerzte in Rußland und Polen über die Wirkung desselben ergeben haben, nicht ohne Weiteres für die unbedingte Anwendung desselben, besonders auch im Anfange der Krankheit, in kleinen sowohl als in großen Gaben, seyn kann.

In Bezug auf das Opium mag der Verf. zwar Recht haben, wenn er den unbedingten Gebrauch so starker Dosen desselben, wie sie von den englischen Aerzten in Indien angewendet worden

sind, wiberräth. Dagegen scheint er aber doch in der Anwendung desselben zu ängstlich zu seyn und die durch so häufige Erfahrungen bewährte gute Wirkung auch stärkerer Dosen desselben nicht gehörig gewürdigt zu haben. So wie dasselbe schon von Sydenham, J. P. Frank und anderen Aerzten vom ersten Range in schweren Fällen der gewöhnlichen Cholera für die *sacra anchora* erklärt worden ist, so möchte Rec. hiernach und nach den bekannten Wirkungen desselben überhaupt, so wie nach dem was von englischen und anderen Aerzten über die Wirkung desselben bey der Cholera orientalis mitgetheilt worden ist, dafür halten, daß es unter den Mitteln gegen letztere eine Hauptstelle einnehme, und daß es in schweren Fällen, wenn auch gerade nicht so allgemein in den ungeheuern Dosen der Engländer, doch weit kräftiger als es von dem Wf. geschehen ist, angewendet werden müsse. Nach dem oben angeführten Berichte von Albers ist auch von den meisten Aerzten zu Moskau das Opium als das Hauptmittel gegen die Cholera erkannt worden. Es soll von ihnen der fast allgemein gegen das Erbrechen gegebenen *Potio Riverii c. Aqu. Menth. piperit. et Mucilage Gumm. arab.* schon frühe und öfter als Aether zugesetzt werden, was Rec. auch für zweckmäßiger hält, da der Aether hier leicht zu sehr reizend wirken möchte und die übermäßigen Ausleerungen nicht so wie das Opium stillen kann. Rec. bemerkt hierbey noch in Bezug auf die *Pot. River.*, daß eine ähnliche Art derselben nach der Angabe des Prof. Fuchs in Kasan auch von anderen Russischen Aerzten sehr hülfreich befunden worden seyn soll (vgl. den Bericht des Staatsr. Rang in *Hufel. Journ.* 1830. Aug. S. 101), und nach der guten Wirkung, die er von einer ähnlichen Mischung bey

der gewöhnlichen Cholera beobachtet hat, möchte er dieselbe manchen Mitteln, die nach Anderen im Anfange der Cholera gegeben werden sollen, vorziehen.

Auf ähnliche Weise wie der Vf. hat bekanntlich auch der Dr. Leo in Warschau den starken Gebrauch des Opiums für gefährlich erklärt und dagegen das Magisterium Bismuthi empfohlen. Rec. gesteht indessen, daß, wiewohl er sonst die treffliche antispasmodische Wirkung dieses Mittels wohl zu würdigen weiß, er doch nicht ohne Weiteres sich hat überzeugen können, daß dasselbe in dieser Krankheit das Opium (als die übermäßigen Ausleerungen hemmendes und auf die Haut wirkendes Mittel und zugleich als cardiacum) ersetzen oder übertreffen werde. Auch soll man nach neueren Berichten die gerühmte Wirksamkeit desselben an anderen Orten nicht bestätigt gefunden haben.

Der Moschus, Campher, Hirschhornsalz, Baldrian &c., wovon der Vf. keinen besonderen Erfolg beobachtet haben will, werden von Anderen wenigstens im weiteren Verlaufe der Krankheit, wenn excitantia nöthig sind, gerühmt, wiewohl unter jenen Mitteln der Campher nach Blumenthal's Bemerkung gewöhnlich nicht vertragen werden soll.

Wo zur Beförderung der Reconvalescenz stärkende Mittel nöthig sind, würde Rec. manchen von dem Vf. und Anderen hier genannten Mitteln die Colombo, welche überdem in Westindien selbst während der Cholera mit Nutzen angewendet werden soll, vorziehen.

Was endlich die Schuzmittel gegen die Cholera betrifft, so werden von dem Vf. wie von Anderen ähnliche wie gegen andere epidemische und ansteckende Krankheiten empfohlen. Oben an wird gesetzt Furchtlosigkeit und Vermeidung aller heftigen Gemüthsbewegungen. Der Vf. führt hier außer dem bekannten schönen Beispiele von Muth

und Vertrauen auf die Vorsehung, welches der treffliche Senior Hüber in Saratow gegeben hat, besonders das bewunderungswürdige Beyspiel an, welches man in Moskau vor Augen gehabt habe und das die Geschichte ohne Zweifel auf die Nachwelt bringen werde, indem nämlich der Kaiser sogleich auf die erste Nachricht von der dort bemerkten Krankheit hingekommen und mehrere Tage dort geblieben sey, um dem Volke Muth einzulößen und die nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu verordnen. Wenn man außer der Bestürzung, welche die eben eingedrungene Krankheit unter den dortigen Einwohnern erregt und viele (nach dem Bf. wohl 60 bis 70000) die Stadt zu verlassen bestimmt hat, auch den Umstand erwägt, daß im Anfange der Epidemie nach dem oben angeführten Berichte von Albers auch die meisten Aerzte in Moskau gleich denen in Petersburg an die Ansteckung der Cholera glaubten, und daß überhaupt noch die Ansteckung für stärker und allgemeiner gehalten wurde, so muß man dieß Beyspiel, was auch zur Beruhigung, Sicherung und Rettung so vieler Zurückgebliebenen sich höchst wirksam bewiesen hat, um so preiswürdiger finden. — Außerdem werden zu den Schutzmitteln gerechnet Vermeidung der Erkältung und Erhaltung einer gleichmäßigen Wärme des Körpers, zumal der Füße und des Unterleibes (wozu man auch das Tragen eines Flanellgürtels auf bloßer Haut mit Recht empfohlen hat), Vermeidung der Ueberfüllung des Magens, auch des Genusses fetter, roher, stark saurer und schwer verdaulicher Nahrungsmittel, reine, trockene, gesunde Luft in der Wohnung, ohne sich durch starken Chlordampf und Rauchwolken zu schaden, endlich daß man nicht Morgens nüchtern in die Luft gehe zc. Da die niedrige und ärmere Volksclasse von diesen Schutzmitteln nicht Gebrauch machen könne und möge, da diese Menschen in engen feuchten Wohnungen und in verborbener Luft lebten, mehrentheils unreinlich seyen, rohe und schlechte Lebensmittel genöffen, häufig der Wöllerey ergeben, schlecht bekleidet seyen und sich unaufhörlich der Erkältung aussetzen, so sey es leicht erklärlich, warum die bey weitem größte Zahl der Kranken und Todten unter dem Pöbel vorgekommen. Von wohlhabenderen und vornehmeren Personen und aus dem Mittelstande seyen sehr wenige krank geworden und noch weniger gestorben, und auch bey vielen derselben lasse sich nachweisen, daß sie als Opfer vorheriger Krankheiten oder der Unvorsichtigkeit oder der kindischen Furcht gefallen seyen.

J. W. H. Conradi.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

133. Stück.

Den 22. August 1831.

---

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 30. Julius hielt Hr. Prof. Müller eine Vorlesung unter dem Titel: *De origine pictorum vasorum, quae per hos annos in Etruriae agris, quos olim Volcientes tenuere, effossa sunt.*

Da der Fundort und die Geschichte der Auf-  
findung dieser gemahlten Thongefäße, welche man  
am kürzesten die Canino-Vasen nennen kann,  
nach der Anzeige des Muséum Etrusque des  
Prinzen Lucian Bonaparte in diesen Blättern  
St. 124. S. 1231 als unsern Lesern hinlänglich  
bekannt vorausgesetzt werden kann: so wendet sich  
dieser Bericht gleich zu den Erörterungen, welche  
die vorgelesene Abhandlung über die Herkunft  
und die Verfertiger dieser Vasen mittheilte.

Der Verf. ging dabey von den berühmten Ge-  
fäßen aus, welche eine zum Kampfe vorschreitende  
Pallas auf der Vorderseite und verschiedene Sce-  
nen aus den Wettkämpfen Griechenlands auf der



Rückseite zeigen, mit der immer wiederkehrenden Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἄθλον (TON AΘENEON AΘΛON) d. i. ein Kampfpriß derer von Athen: praemium ex iis quae Athenis reportantur. Diese Gefäße sind von Allen für Attische Amphoren erkannt worden, wie sie mit Del gefüllt den Siegern der Panathenäen als Preis gegeben wurden. Während nun ein solches Gefäß, welches sich im Besitze des Herrn Burgon zu London befindet und von Millingen herausgegeben ist, bey Athen selbst gefunden worden ist, ein anderes ganz neuerlich auf einer Insel des Archipelagus, und zwey der Art unter den Nolanischen Vasen zum Vorschein gekommen sind: ist die Menge der in der Gegend des alten Vulci an der Fiora ans Licht getretenen außerordentlich bedeutend. Ein genauer Bericht des Secretärs des Archäologischen Instituts, Hn. Prof. Gerhard's, im zweyten Bande der Annalen desselben über die Vasi Pausatenaici ergibt, daß schon im vorigen Jahre neunzehn Amphoren, ungefähr derselben Größe, mit den angegebenen Gegenständen bemahlt und mit derselben Inschrift, gefunden worden waren, die meisten auf den Gütern des Prinzen Lucian Bonaparte, zwey in den angrenzenden Besitzungen der Familie Feoli, und eben so viel durch die Nachgrabungen der Herren Candelori in demselben Revier. Dabey sind die kleineren Vasen von mannigfacher Gestalt nicht mitgezählt, welche ohne die Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἄθλον sind, aber mit denselben oder verwandten Gegenständen bemahlt sind; Gerhard hält sie für gastliche Geschenke, ξένια, welche die Sieger von Freunden und Verwandten erhalten hätten; von dieser Art haben sich sechszehn in der Gegend gefunden. Jene neunzehn aber haben sämtlich, mit einer Ausnahme, dieselbe In-

schrift und dieselben Bilder, nur daß in den Zeichen auf dem Schilde der Gottheit eine merkwürdige Varietät Statt findet, von der es schwer seyn wird einen befriedigenden Grund zu geben, und daß natürlich die Darstellungen aus den Kampfspielen auf der Rückseite mannigfacher Art sind — Wagenrenner, Reiter, Läufer, Ringer, Faustkämpfer, Penthathlen, auch einmal ein Kitharöde, welcher beweist, daß die Vase, obwohl in ihrer Malerey scheinbar alterthümlich, doch erst nach Olympias 84 gefertigt ist, da erst in dieser Zeit Perikles das Attische Volk bewog, auch diese Art von Wettkämpfen an dem Panathenäischen Feste zuzulassen.

Was nun zunächst zu liegen scheint, um zu erklären, wie diese Vasen nach Etrurien gekommen, die Annahme nämlich, daß sie wirklich von Etruskern dieser Gegend als Preise in den Athensischen Panathenäen gewonnen und nach der Heimath zurückgebracht worden seyen, zeigt sich doch bald als im höchsten Grade unwahrscheinlich. Während wir geschichtlich von keinem einzigen Etrusker wissen, welcher in den Spielen Griechenlands gekämpft und gesiegt habe, und unter den zahlreichen Namen von Siegern, welche in Listen geordnet sind, nirgends ein *Τυρρηνός* namhaft gemacht wird: sollten von Athen hunderte solcher Preise (denn nach den schon gefundenen darf man eine viel größere Zahl als noch verborgen und schon untergegangen voraussetzen) nach einem so beschränkten und so wenig im Alterthum gekannten Districte Etruriens gekommen seyn? Die kühne Hypothese des Prinzen von Canino, daß die Athener ihre Preis-Vasen von Etrurien geholt hätten, wird Niemand, welcher mit den Attischen Alterthümern bekannt ist, zu seiner Ansicht machen, und sie konnte hier, ohne die Co-

lidität der fernern Untersuchung zu gefährden, unwiderlegt bleiben. So können alle Meinungen, welche irgend möglich und statthaft genannt werden können, nur zwey Richtungen nehmen, indem man entweder annimmt, daß diese Vasen an Ort und Stelle als Nachahmungen der Athenischen, es sey nun von einheimischen Etruskern oder Griechischen Schutzgenossen in der Etruskischen Stadt oder einer präsumierten Griechischen Colonie in dieser Gegend, verfertigt, oder zweitens, daß sie geradezu durch den Handel von Athen importiert worden seyen: wo man wahrscheinlich solche Panathenaischen Amphoren in größerer Anzahl als für die Preise der Feste nöthig war verfertigte, und an den Liebhaber verkaufte. Um nun zwischen diesen Wegen zu entscheiden, war es nöthig, sogleich alle übrigen Vasen dieses Districts in den Kreis der Untersuchung zu ziehen, und zuerst im Allgemeinen die paläographische und sprachliche Form der Inschriften, dann deren Inhalt, und die Gegenstände so wie den Styl der Gemälde auf den Vasen in Betracht zu ziehen.

Die sämtlichen Inschriften auf den Vasen von Canino unterscheiden sich, mit wenigen Ausnahmen, in paläographischer Hinsicht sehr wenig von einander; sie haben die gewöhnlichen einundzwanzig Buchstaben des ältern Griechischen Alphabets ( $\alpha \beta \gamma \delta \epsilon \zeta \eta$  als  $h \theta \iota \kappa \lambda \mu \nu \omicron \pi \rho \sigma \tau \upsilon \phi \chi$ ); die langen Vocale  $\eta$  und  $\omega$  kommen nie darin vor, und die zusammengesetzten Consonanten  $\xi$  und  $\psi$  werden regelmäßig durch  $\chi\sigma$  und  $\phi\sigma$  wiedergegeben. Der Diphthong  $OT$  wird durch  $O$  ausgedrückt, dagegen  $EI$  auf eine mannigfaltige Art bald durch die beiden Buchstaben  $EI$  (ANTIOPIEA, ΠΟΣΕΙΑΔΟΝ), bald durch  $E$  (AINEΑΣ, ΠΕΠΙ-

ΘΟΣ), bald durch I (XIPON, ΧΛΙΣΟΦΟΣ für Κλείσοφος) ausgedrückt wird. Alles dieß stimmt im Ganzen sehr wohl mit den Attischen Inschriften überein, welche vor dem Archon Eukleides, Pl. 94, 2, abgefaßt sind, der Mangel der langen Vocale sowohl wie die Art, auf welche ξ, ψ und ον gegeben werden; in der Bezeichnung des Doppellauts EI aber schwankt die Attische Schrift vor der bezeichneten Periode wenigstens zwischen EI und E. Besonders wichtig ist es, daß die Vasen von Canino (eine Vase ausgenommen, die auch in anderm Betracht sich von der Masse der übrigen absondert) nirgends eine deutliche Spur eines Digamma's zeigen, welches in der Schrift des Dorischen und Aeolischen Stammes sich so lange erhalten hat und daraus in die Etruskische und Lateinische Schrift übergegangen ist, in Attischen Inschriften aber nirgends nachzuweisen ist. Auch das bey den Doriern vorkommende, der Attischen Schrift fremde Koppa, welches dem Hebräischen Koph und Lateinischen Q entspricht, ist nur auf einer Vase im Namen Klytios nachweisbar, welche Vase aber wieder auch aus andern Gründen aus der Zahl derer gestrichen werden muß, von deren gemeinsamem Ursprunge hier die Rede ist. Eigenthümlichkeiten der unteritalischen Schriftart, wie die Bezeichnung des Spiritus asper durch ein halbirtes H, lassen sich auf den Canino-Vasen nicht nachweisen. Eben so stimmen auch alle auf den Vasen von Vulci gewöhnlichen Züge der Buchstaben mit denen überein, welche in dem Jahrhundert zwischen den Peisistratiden und dem Archonten Eukleides auf den Monumenten Athens gefunden werden, wie eine von dem Verf. der Abhandlung beygegebene Vergleichungstafel deutlich macht, und es bleiben nur wenig Züge

übrig, deren Athenisches Bürgerrecht sich nicht nachweisen ließe; dagegen auf Peloponnesischen, Böotischen und Groß-Griechischen Inschriften aus derselben älteren Periode viele Buchstabenformen gefunden werden, welche den Canino = Vasen fremd sind. Es versteht sich, daß bey dieser Untersuchung darauf Rücksicht genommen werden muß, daß die mit dem Pinsel gemachten Züge auf den Vasen weder so bestimmt und scharfwinklich sind, noch in so regelmäßigen Linien stehen, wie auf den zum Theil außerordentlich schönen Marmorschriften Athens. Ein naheß Verhältniß zur Etruskischen Schrift findet bey den Inschriften, die den Vasengemälden beygegeben sind, gar nicht Statt; und die Schrift der Vasen unterscheidet sich auf das bestimmteste von den wirklich Etruskischen Inschriften, welche ebenda auf Piedestalen von Stein oder rohen und ungemahlten Vasen von einheimischer Fabrik gefunden werden, und unverkennbar die Namen Etruskischer Individuen enthalten, welche in diesen Grabmälern beerdigt worden sind, worunter man mehrere auch sonst bekannte Vor- und Familien-Namen wiederfindet. Nur auf einigen wenigen Vasen finden sich Buchstaben, welche den Etruskischen näher kommen, namentlich auf den beiden Gefäßen №. 1499. 1500, welche in einem Hypogeum gefunden worden sind, das sich über der Reihe der andern befindet, gleichsam ein höheres Stockwerk derselben bildend. Hier weisen zugleich die Namensformen Achilei, Pelei, welche den gewöhnlichen Etruskischen Formen Achle, Pele sehr nahe stehen, und die schlechtere Malerey der Figuren darauf hin, daß wir hier in der That statt echt griechischer Gefäße, wie die übrigen sind, in Etrurien gemachte Imitationen vor uns haben; wie Gleiches von einem

bey Bologna (etruskisch Felsina) gefundenen Gefäße mit Etruskisirten Namen (wie Tritun) sicher ist.

Was dagegen die Inschriften betrifft, die man unter den Füßen der Vasen sehr häufig eingekraht findet, und von mehreren Seiten auch als Etruskisch in Anspruch genommen hat: so zerfallen diese theils in wirkliche Worte, welche mit dem Griechischen Alphabet geschrieben sind, und, wie man ungeachtet der nachlässigen Züge doch deutlich erkennt, die Gefäßarten bezeichnen ( $\epsilon\upsilon\delta\rho\rho\iota\alpha$ ,  $\chi\acute{\epsilon}\tau\rho\alpha$  oder  $\chi\upsilon\tau\rho\iota\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\rho\upsilon\sigma\iota\varsigma$  oder  $\acute{\alpha}\rho\upsilon\sigma\tau\rho\iota\varsigma$ ), theils in gewisse Monogramme, welche öfter wiederkehren und zum Theil aus Griechischen Buchstaben zusammengesetzt scheinen, ohne daß es indes bisher gelungen ist, über ihre Bedeutung etwas ausfindig zu machen. Möglich, daß sich auch einiges Etruskische unter diesen Inschriften findet, deren Einkrahtung mit der Verfertigung der Vasen im Ganzen nicht zusammenhängt, und mit mehr Wahrscheinlichkeit den damit handelnden Kaufleuten als den Verfertigern zugeschrieben wird.

Nach der Schrift war der Dialect in Betracht zu ziehen, von dem man mit voller Sicherheit sagen kann, daß er weder Dorisch noch auch Ionisch, insofern das Ionische vom Attischen abweicht, sondern Attisch sey. Die Göttin Athens heißt  $A\Delta\eta\nu\alpha\iota\alpha$  ( $A\Theta\epsilon N A I A$ ), wie auf ältern Attischen Monumenten, nicht  $A\Delta\eta\nu\alpha\iota\eta$ , ebenso findet man  $\text{Ἡρα, Τιμάνδρα, Αἴθρα, Κλειταγόρα}$ , nicht  $\text{Τιμάνδρη u. s. w.}$ , wie bey den Joniern; dagegen  $\text{Νίκη, Κλεοκράτη, Ἀνδρομάχη, Ἐλένη}$ , nicht wie bey den Doriern  $\text{Νίκα, Κλεοκράτα u. s. w.}$  Der Name Herakles findet sich nur einmal uncontrahiert  $\text{Ἡρακλέης}$ , sonst immer contrahiert  $\text{Ἡρακλῆς}$ .

Der Freund des Theseus heißt wie bey den Athenern Πειρίθους oder Περίθους (ΠΕΡΙΘΟΣ). Attisch-Ionisch sind die Formen Ἴόλεως, Μενέλεως, Κτησίλεως welche sogar einen Schreiber zu der Form Ἀχιλεως verführt haben, obgleich sonst Ἀχιλεὺς (mit einfachem λ, wie in den meisten Fällen der Gemination eines Consonanten) durchherrscht. Als Genitive findet man Ἴόλεω, Ἑρμοῦ (ΗΕΡΜΟ), nicht wie bey den Joniern Ἑρμέω. Der Imperativ ἔλα, ἔλα findet sich auf einer Panathenaischen Vase von Canino, wie bey Euripides und Xenophon. Das Einzige was übrig bliebe, wenn man nach diesen Proben den Dialect nicht geradezu Athenisch nennen will, wäre ihn als Chalkidisch zu bezeichnen, indem es glaublich ist, daß die Mundart der Jonier, welche sich vom Euböischen Chalkis aus nach Sicilien und Italien verbreiteten, dem Attischen Dialect näher gestanden habe, als der Dialect der Kleinasiatischen Jonier. Uebrigens sind auch hier einzelne wenige Vasen auszunehmen, wie die mit der Fahrt des Odysseus bey der Sireneninsel, wo die eine Sirene Ἰμερόπα (mit reizender Stimme begabt) in Dorischer Form genannt wird, Odysseus selbst aber Οδυσσεύς, mit einer Namensform, welche in Sicilien gefunden wird, und mit dem Römischen Ulysses und Etruskische Uluxe zusammenhängt. Auch scheint die Malerey dieses Gefäßes, welche in den Monumenti des Archäologischen Instituts bekannt gemacht ist, eines Attischen Ursprungs nicht würdig zu seyn.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 25. August 1831.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Vorlesung des Herrn Prof. Müller in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften. 2c. 2c.

Hierauf wendet sich die Untersuchung zum Inhalte dieser Inschriften. Sie zerfallen, wenn man von den schon abgeforderten Zeichen unter dem Fuße der Vasen absieht, in drey Classen, in Angabe der Vasenverfertiger, in die auf Vasen gewöhnlichen Huldigungen gegen schöne Knaben und ähnliche Begrüßungen, und in die Namen der dargestellten, in der Regel mythischen Personen. Was die Vasenverfertiger anlangt, so hat man erst durch die Entdeckungen von Canino gelernt, daß zwischen ποιεῖν und γράφειν hier ein durchgängiger Unterschied gemacht wird, indem nicht selten der, welcher ἐποίησεν, neben dem, welcher ἔγραψεν, auf einer und derselben Vase genannt wird, und diejenigen von diesen Künstlern, welche auf mehreren Gefäßen vorkommen, immer nur mit der-



selben Qualification, als ποιήσαντες oder γράψαντες, angegeben werden, niemals aber ein ποιήσας der einen Vase als γράψας einer andern oder umgekehrt. Diesen Unterschied faßt man gewiß, obgleich man auch einen andern Weg versucht hat, am natürlichsten und richtigsten so, daß ποιεῖν die Arbeit des Töpfers, γράφειν die des Malers bezeichnet. So finden wir nun als Töpfer auf diesen Vasen die Namen: Eleon Nearchos Sohn (ΤΑΕΣΟΝ ΗΟ ΝΕΑΡΧΟ), Andokides, Elefipolemos, Nikosthenes, Hischylos (von ἰσχυς, mit Attischer Aspiration), Hieron, Euphronios, Python, Panthaios, Kanchrylion (ΧΑΧΡΤΑΙΟΝ №. 560. 1186), Deiniades, Euritheos, Erechias, Chelis, Amasis, Epitimos; als Maler dagegen: Duris, Philtias (nicht Phintias, wie der Name in Sicilien lautete), Pheidippos, Epiktetos, Euthymides Polios Sohn, Snesimos, Hypsis, Hippachmos. Es versteht sich, daß wir hierunter keinen Namen zu finden hoffen dürfen, den uns die alte Kunstgeschichte aufbewahrt hätte; jedoch ist es sehr merkwürdig und spricht für den Handelstransport dieser Vasen, daß einer und der andere dieser Namen auch auf Vasen in weit entlegenen Gegenden gefunden worden ist, wie der Nikosthenes auf einem Agrigentinischen Gefäße, und Epiktetos auf einem andern; auch den Euthymides glaubt der Verf. auf einer Vase von Adria, dem Etruskischen Emporium an der Po-Mündung, entdeckt zu haben. Auch unter diesen Künstlernamen ist keiner, der etwas Dorisches oder ausschließlich Ionisches in seiner Bildung hätte; dagegen erinnern viele besonders an Athen, wie Nearchos, Andokides, Euritheos, Epitimos u. a. m.

Wie auf zahllosen andern Vasen in allen Gegenden, wohin die Hellenen sich ausgebreitet:

so tritt auch auf sehr vielen von diesen die Sitte hervor, durch Schönheit ausgezeichneten Personen beider Geschlechter, besonders aber des männlichen, durch das Epitheton *καλός* zu huldigen. Bey weitem am gewöhnlichsten ist *καλός ὁ παῖς* oder *ὁ παῖς καλός* ohne Nennung des Namens, wobey bemerkt zu werden verdient, daß das Wort *παῖς* niemals wie so häufig auf den unteritalischen Vasen in *πας*, *πους*, *ποας*, corrumpiert erscheint. Dester kommt zu diesem Satz auf diesen Vasen ein betheuerndes *ναίχι* hinzu, gerade wie in einem bekannten Epigramme des Kallimachos; auch liest man die Begrüßungsformel *καλός χαῖρε*; mehrmals steht auch *καλός καλή* (ΚΑΛΕ) zusammen, welches eine hochzeitliche Beziehung zu haben scheint. Häufig sind nun aber auch die *καλοὶ* namentlich genannt, welche die Vase ehren will, und wir finden auf diesen Gefäßen in dieser Beziehung angegeben die Namen Megakles, Hipparchos, Diogenes, Leagros, Akephitos (?), Epidromos, Nikon, Solon, Memnon, Athenodotos, Labotos, Simiades, Pantatios, Phlebippos, Euphiletos, Hippokrates, Leokrates, Ktesileos, Dnetor, von welchen Namen einige, wie besonders Leagros, mehreremal wiederkommen. Auch sieht man auf einer Vase ein Brautpaar, welches auf dem hochzeitlichen Wagen einherfährt, durch die Beschriften *Λυσίπιδης* (ΛΥΣΙΠΙΔΕΣ) *καλός* und *Ῥόδον καλή* ausgezeichnet; mit dieser ist aber eine andere zusammengefunden worden, welche vier Frauen oder Jungfrauen aus einer architectonisch verzierten Fontäne Wasser schöpfend zeigt, mit beygeschriebenen Namen, von denen drey deutlich Mnescilla, Anthyle und Rhodon gelesen werden; der letzte bezeichnet offenbar die Braut des Lysippides selbst. Wer gedenkt hier

nicht des Athenischen Gebrauchs, aus der Fontäne Kallirrhoe oder Enneakrunos, welche in der Zeit der Peisistratiden architectonisch ausgeschmückt worden war, das Wasser für das bräutliche Bad zu holen, wie noch in Thukydides Zeit geschah. Auch jene Namen von Jünglingen erinnern wieder auffallend an Athen; und wenn mit Hipparchos nicht gerade der Peisistratide gemeint seyn soll: so dürfte es doch natürlich seyn, bey Megakles an einen Alkmaoniden des Namens zu denken, da in diesem glänzenden Geschlechte der Name sich gewissermaßen erblich fortpflanzte, bey dem öfter gepriesenen Leagros aber an den Sohn des Glaukon, der in dem Laios des Komiker Platon als Weichling, wie es scheint, verspottet wurde. Leokrates endlich könnte der schöne Sohn des Ströbos seyn, auf den wir ein dem Simonides zugeschriebenes Epigramm haben, und dessen Jugend in die Zeit gleich nach den Perserkriegen fällt. Nun muß es freylich Wunder nehmen, daß wir diese Schmeicheleyen, welche Athenischen Jünglingen bestimmt sind, auf Vasen finden, die in den Grabmälern der Bulcianter Kanusa, Sipi u. s. w. aufgestellt sind, indem man sich gewöhnlich vorstellt, daß solche Gefäße speciell dazu verfertigt und bemahlt wurden, um den Jünglingen bey wichtigen Lebensmomenten, einer gymnastischen Auszeichnung oder dem Eintritt in das Alter der Mellepheben und Epheben, als Angebinde dargebracht zu werden, worauf allerdings auch die Anreden *χαῖρε καλός*, *χαῖρε σὺ*, *καλός εἶ* führen, die auch auf den Canino-Vasen vorkommen. Allein eben so sicher bestand in Athen zu den Zeiten des Aristophanes und später die Sitte, die Namen schöner Personen überall, wo sich Raum zur Schrift bot, mit einem ehrenden *καλός* anzumalen oder

einzuschneiden; ὁ Πυριλάμπος Δῆμος καλὸς  
 ließ man damals in Athen an allen Thürpfosten;  
 später findet man besonders die Mauern des Ke-  
 rameikos mit solchen erotischen Inschriften be-  
 schrieben; der wahnsinnige Liebhaber der Knidi-  
 schen Aphrodite bey Lukian tragt sein καλὴ Ἀφρο-  
 δίτη in jede Wand und jede glatte Baumrinde;  
 und Phidias wagte, nach bekannter Erzählung,  
 ein καλὸς Παντάρκης am Finger des Olympi-  
 schen Jupiters verstohlen anzubringen. So darf  
 es uns denn nicht wundern, daß auch die Topf-  
 maler, es sey nun in Athen oder in einer an-  
 dern griechischen Stadt, die Namen schöner Knab-  
 en, von denen die ganze Stadt sprach, auf  
 Gefäße setzten, die hernach in ganz fremde Ge-  
 genden gerathen konnten, obgleich bey manchen  
 solchen Gefäßen die eigentliche Bestimmung doch  
 ohne Zweifel die war, als Angebinde zu dienen,  
 wie eben jene Anreden beweisen. Und so konnte  
 auch jene Hochzeit der schönen Rhodon und des  
 Eysippides, wenn sie ein allgemeines Interesse  
 erregt hatte, auf Gefäße gemalt werden, die  
 zum Kauf ausstanden und sich am Ende in das  
 Grab eines Vulcianters verloren, der sich wohl  
 sehr wenig um jene Personen kümmern mochte.

Auch gymnastische Kampfszenen sind auf  
 diesen Vasen mit Inschriften versehen, wo also  
 an wirkliche Scenen aus den gymnischen Kämp-  
 fen eines Festes zu denken seyn wird; auf ei-  
 ner großen Schale von der vortrefflichsten Zeich-  
 nung sind diese Inschriften in die hellfarbigen  
 Figuren selbst hineingeschrieben — kein ausschließ-  
 lich Etruskischer Gebrauch — und geben so viel  
 wir erkennen, die Namen: Ασποκλῆς, Αντιμα-  
 χος, Ολυμπιόδωρος, Βατραχὸς καλὸς, Δωρο-  
 θεὸς καλὸς, Ἀμβροσιὸς, Κεφισοφών καλὸς,  
 Ἀντίας, Φορμῖος, Ἐρατοσθένης, Κλεισοφῶς, Ἐπι-

Chares, Timon, Kleon, Euagoras, Kleibulos. Wer fühlt sich nicht wieder durch die Mehrzahl dieser Namen mitten nach Athen versetzt, wo es z. B. der Kephisophon so viele gab; möglich auch, daß der Epichares, der hier als Faustkämpfer erscheint, derselbe junge Athener ist, der gegen die Zeit des Peloponnesischen Krieges zu Olympia unter den Knaben im Stadion siegte.

Die meisten Inschriften indessen, welche sich auf die Gegenstände der Gemälde beziehen, enthalten mythische Namen von Göttern und Helden. Indem man sich bey der Erklärung der mythischen Scenen durch diese Namen leiten läßt, wird man gewahr, wie ausgebreitet damals noch die Bekanntschaft mit den Heldenkreisen der Vorzeit war, indem unsere aus Dichtern und Mythographen gewonnene Kunde nicht überall zur Erklärung auslangt. Von Gegenständen aus dem Troischen Cyclus stellt ein schon früher (S. g. N. 1830. St. 203. S. 2019) erwähntes höchst sorgfältig ausgeführtes Bild, welches jetzt das Institut der archäologischen Correspondenz herausgegeben hat, den bisher unbekanntem Mythos dar, wie der verwundete Patroklos von Achilleus verbunden wird. Auf einer andern Base ist der Tod des Priamiden Troilos und dessen Schleifung zu dem Altar des Thymbräischen Apollon, wahrscheinlich nach dem kyklischen Gedicht der Kypria, vorgestellt. Ein vortreffliches Gemälde zeigt die Vertheidigung des Leichnams des Patroklos und als Folge dieses Ereignisses die Versöhnung des Achilleus mit den Griechen, im Ganzen nach Homer, jedoch mit einzelnen Zügen, die aus einer andern Quelle fließen. Mit Homer stimmt im Ganzen das alterthümliche Vasenbild: die Schleifung des Hektor um den Tumulus des Patroklos, während

das Eibolon, der Schatten des Helden selbst, auf dem Grabe sitzt, und sich der ihm erwiesenen Ehre freut. Auf einer Base, welche ein Gegenstück zu dieser bildet, ist der Kampf um Achilleus Leichnam mit einer Gelehrsamkeit ausgeführt, deren Quellen uns unbekannt sind, besonders darin, daß Neoptolemos, Achilleus Sohn, bey dem Kampfe um den Leichnam des Vaters gegenwärtig dargestellt wird, gegen alle andern mythologischen Traditionen. Dasselbe Gefäß, welches die Mythen der Aekiden zusammenfaßt, stellt auf der äußern Seite zugleich den Raub der Thetis durch Peleus mit mythologisch interessanten Beyschriften dar, wie das vorher beschriebene mit dem verbindenden Achilleus außen mit einer Darstellung des Göttermahls bey der Hochzeit der Thetis geschmückt ist. Einen andern Hauptgegenstand bildet die Mythologie des Herakles, von dessen Thaten unter andern die Kämpfe mit Apollon um den Dreyfuß, mit dem Giganten Alkyoneus, und den Amazonen (Ezkyopis und Andromache) dargestellt werden; oft erscheint neben dem Helden Iolaos, auch als sein Wagenlenker, wie in dem Hesiodischen Schilde. Eine Base, von der der bisher herausgekommene Band des Muséum Etrusque noch nicht die Beschreibung liefert, sondern nur die dabey geschriebenen Namen angibt, stellt mit Herakles seinen Sohn Glens zusammen, einen wenig bekannten Helden der Dorischen Nation, der bey einigen Mythographen als Sohn der Deianeira vorkommt, und auch im Texte des Pausan. IV, 30, 1 wieder herzustellen ist (wie der Verf. bereits in der Engl. Ausg. der Dorianer B. I. S. 61 gethan hat).

Indem wir andere Mythenkreise übergehen, verweilen wir bey dem Attischen, welcher auch

in der That auf diesen Vasen eine solche Breite einnimmt, daß die Ueberzeugung, Attisches Geschirr hier vor uns zu haben, dadurch immer mehr befestigt werden muß. Wir sehen hier die Athena, ganz wie an dem Panathenaischen Peplos der Athener, den Enkelados niederstoßen, und in einem berühmt gewordenen Vasenbilde den kleinen Erichthonios, welchen die Erde aus der Tiefe emporhebt, mit mütterlicher Sorgfalt in die untergebreitete Megis aufnehmen; überhaupt aber ist Athena die auf diesen Vasen am häufigsten gebildete Gottheit. Auf einer im alten Styl bemalten Vase sieht man den Festzug der Panathenäen auf eine Weise dargestellt, welche mit dem Fries des Parthenons merkwürdige Vergleichungspuncte darbietet. Ferner sehen wir, wie Poseidon die Aethra raubt, welche von ihm die Mutter des Theseus wurde. Theseus ist besonders gern bey'm Raube der Amazone Antiopeia dargestellt, wobey Peirithoos und Phorbas hülfreich erscheinen. Dieser Phorbas war nämlich, wie der Attische Mythograph Pherkydes erzählte, der Wagenlenker des Theseus, mit dessen Hülfe er auch die Amazone entführt habe. Man sieht also hier eine Particularität der Attischen Mythologie, die kaum anderswo so genau bekannt seyn konnte, da die Vase schwerlich nach Pherkydes gemalt ist. Eine andere Vase, von der nur die Inschriften bekannt sind, stellt wahrscheinlich die Entführung der Helena durch Theseus dar; eine andere, deren Beschreibung wir mit besonderm Verlangen erwarten, die Erlegung des Minotaur (*Ταύρος* genannt) durch denselben Hauptheros der Athener, dessen Führerin Ariadne (*Ἀριάνη* genannt) dabeysteht, während man auf einem Gefäße bey Dorow den weitem Verlauf der Begebenheit sieht: Ariadne

(*Ἀριάνη*) in demselben Momente von Dionysos umarmt, in welchem Theseus durch die Pallas von Naros abgerufen wird.

Die bacchischen Gegenstände, welche auf den Vasen Unteritaliens so vorherrschen, fehlen auch hier nicht, aber finden sich doch lange nicht in dem Maße, wie dort. Der neue Name eines Satyrs, den wir auf einer Vase finden, Briachos, ist einerley mit Briakhos, wie Sophokles eine Bacchantin genannt hatte: gewiß aus Attischer Volksmundart. Auch Bacchische Züge, *κῶμοι* und *θίασοι*, gehören in diesen Kreis; die Namen Komarchos, Teles, Heledemos, welche drey unbekleidete und mit Blumen bekränzte Jünglings-Figuren führen, scheinen nicht Individuen zu bezeichnen, sondern im Allgemeinen Mitglieder eines bacchischen Thiasos, dessen Anführer wenigstens sehr wohl *κῶμαρχος*, wie *θαλίαρχος*, heißen konnte.

Wenn man alle diese verschiedenen Inductionen aus Schrift, Dialect, Namen und Gegenständen erwägend zusammenfaßt: so wird man sich kaum der Ueberzeugung erwehren können, daß Alles darin auf einen Attischen Ursprung hinweist. Alle Aeolischen und Dorischen Griechischen, also auch die Werkstätten von Korinth, Aegina, Agrigent, sind durch den Dialect der Inschriften ausgeschlossen, und man könnte, wie schon oben bemerkt, nur noch an die Chalkidier, etwa an die aus Chalkidiern und Aeolern zusammengesetzten Einwohner von Ryme in Dyke, nachmals Campanien, denken. Auf jeden Fall müßte man dann annehmen, daß diese Rymäer mit den Athenern in einer weit engern Colonialverbindung und Gemeinschaft der Religion, Mythologie und Bildung gestanden hätten, als man es sich bisher denken konnte, und der Bf. auch jetzt



für wahrscheinlich hält. An Verfertigung an Ort und Stelle zu denken wäre nur unter der Voraussetzung statthaft, daß entweder geradezu eine Griechische, Attisch redende Colonie an dieser Küste Etruriens existiert habe, oder eine sehr große Anzahl von Metöken, Schutzgenossen aus Griechenland, hier sich angesiedelt, und unter Etruskern ihre heimatliche Sprache, Sitte, Religion und Mythologie in völliger Reinheit bewahrt habe. Aber Griechische Colonien unter den Etruskern an dieser Küste sind ganz unerhört, und obgleich das Gefallen an schönen Geräthen und Luxuswaaren die beiden Völker zeitig verband: so meiden sie sich doch als Ansiedler ungefähr eben so, wie Griechen und Phöniciern. Zugleich sieht man ja aus andern, nicht auf den Vasen befindlichen Inschriften deutlich, daß es Etruskische Familien waren, welche hier wohnhaft waren und ihre Grabmäler hatten. Dieß spricht auch entschieden gegen die neuerlich aufgestellte Ansicht von Millingen, wonach ein völlig Griechisches den Athenern nah verwandtes Volk bis ins vierte Jahrhundert Roms das südliche Etrurien bewohnt und hier die Denkmäler seiner Kunstübung hinterlassen haben soll, so wie gegen die Meinung eines deutschen Alterthumsforschers, welcher jenen Aufsatz übersetzt und erweitert hat, wonach die Tyrrhener, von den Etruskern geschieden, so lange in dieser Gegend als ein Griechisch gebildetes Volk existiert haben sollen: Annahmen, welchen der Verf. noch manches andere Bedenken entgegenzusetzen hat. Wollte man aber Griechische Metöken annehmen, aus deren Händen diese Vasen hervorgingen, so müßten diese hier beynah eine kleine Stadt von Töpfern und Topfmalern gebildet haben, so viele Namen von beiden kommen schon auf den bereits gefunde-

nen Vasen vor; eine Stadt, in welcher ein Kunstgeist blühte, wie er sonst nirgends in Etrurien, ja in Italien überhaupt gefunden wird, und das in einer Gegend Etruriens, welche weder durch Kunstfleiß noch auch durch Handel, welcher allein eine solche Anzahl von Metöken hierher ziehen konnte, so viel wir hören, jemals im geringsten ausgezeichnet war. Auf Handelseinfuhr dagegen weist außer manchem schon Angeführten besonders der Umstand hin, daß alle Orte Etruriens, welche bis jetzt gemalte Gefäße in größerer Anzahl ergeben haben, dem Meere nahe oder wenigstens nicht allzufern liegen, wie außer Volci besonders noch Tarquinii und Cäre, auch die Gegend von Viterbo und das etwas weiter zurückliegende Polimartium oder Bomarzo; weit weniger zeigen sie sich in den Gräbern von Clusium und verschwinden ganz im innern und höhern Etrurien, aber erscheinen wieder an der jenseitigen Küste, in der Etruskischen Handelsstadt Hadria.

Aber, wird nun dagegen eingeworfen, wer kann glauben, daß ein solcher Handel mit gemalten Vasen in der alten Welt bestand, durch welchen diese Tausende von Gefäßen Attischen Ursprungs in den Gräbern der Etruskischen Volcien erklärt werden könnten. Wir sehen keine Unstatthaftigkeit darin, ja sind vielmehr wirklich überzeugt, daß ein so ausgebreiteter Handel bestand. Das Attische Thongeschirr war der Hauptstolz der Industrie dieses Landes; die Göttin Athena selbst sollte den Keramos, den ein Dichter scherzend den Sohn der Erde, des Rades und der Esse nennt, erfunden haben, und eine gemalte Amphore, mit dem reinsten Del gefüllt, war eben deswegen der beständige Preis der Panathenäen. Zeitig gingen diese Gefäße nach

dem Peloponnes, von wo sie bereits vor dem Perserkriege die Eifersucht der Aegineten und Argiver ausschloß, so wie nach Bötien; Attische Thongeschirre, namentlich Mischkessel aus dem Thon von Kolias in Attika, waren überall in Griechenland verbreitet. Wenn beym Anbruch des Frühjahrs der Wein aus den großen Fässern, in denen er den Winter über gegohren hatte, in Amphoren und andere kleinere Gefäße umgegossen wurde, am Feste der Choen oder Anthesterien, fand zugleich ein großer Topfmarkt in Athen statt, bey welchem nach Skylax auch die Phönicier ihre Geschirre kauften, in denen sie Griechischen Wein bis nach Kerne in Westafrika führten. Daß aber diese Thongefäße, auch wenn sie zu den geringsten Diensten des Lebens bestimmt waren, vorausgesetzt nur daß sie nicht dem Feuer ausgesetzt werden sollten, größtentheils bemalt waren, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Die Alten, im Besitze der größten Leichtigkeit im freyen Producieren von Kunstwerken, da wo wir nur ein mechanisches Wiederholen desselben Fabricats haben, gingen mit ihrer Kunst, eben weil sie ihnen so wenig kostete, höchst verschwenderisch um. Die Nachgrabungen in alten Grabstätten haben gezeigt, daß auch selbst solche Gefäße, welche bloß bestimmt waren, zu einer Todten-Libation in die Flammen des Kozus geworfen zu werden, wobey sie in Stücke brachen und ihren Inhalt verschütteten, ebenfalls bemalt waren; man findet die Scherben derselben in verschiedenem Grade geschwärzt, je nachdem das Feuer längere oder kürzere Zeit an ihnen haftete, aber erkennt noch deutlich die gemalten Figuren.

Wenn nun der Verfasser hiernach seine Uebersetzung ausspricht, daß die Gefäße von Canino

meistentheils von Athen oder einer mit Athen engverbundenen Stadt stammen, und viele davon als Denkmäler des Attischen Kunstgenies anzusehen sind, wie es sich in den Zeiten des Polygnot und Phidias auch bis zu den niedersten Stufen, die dem Alterthum selbst der Beachtung kaum würdig schienen, verbreitet hatte: so bescheidet er sich zugleich, daß er nur nach den bisher bekannt gewordenen Notizen so urtheilen könne, und erst eine genauere Vergleichung der Vasen von Canino mit den in Athen selbst gefundenen hinsichtlich der Formen und der Arbeit der Gefäße sowohl, wie der Technik und des Styls der Malereyen, eine fester begründete und genauer bestimmte Ueberzeugung hervorbringen könne. Bis jetzt ist der Griechische Boden noch lange nicht genug erforscht, um eine solche Vergleichung anstellen zu können, und mehr noch der von Aegina, wo gegenwärtig jeder neue Bau, welchen die Griechische Regierung veranstaltet, altgriechische Gräber mit gemalten Vasen aufdeckt, als die Umgegend von Athen. Im Ganzen spricht indeß, was der Verf. von Notizen über diesen Gegenstand auffinden konnte, mehr für Uebereinstimmung als Verschiedenheit der in Griechenland und der in Etrurien gefundenen Vasen. Wird dagegen der Einwurf gemacht, daß die in den Attischen Gräbern gefundenen Vasen meist von der Classe seyen, welche die Italiäner *balsamario*, die Alten *λίχνθος* und *guttus* nannten, dagegen die Vasen von Canino weit mannigfaltigere Formen zeigen: so erklärt sich das wohl hinlänglich durch den Umstand, daß während die Athener, nach Aristophanes, jene Lekythen besonders für die Bestattung malen ließen, die Etrusker alle gemalten Gefäße, welche sie durch den Handel erlan-

gen konnten, auch zum Schmucke ihrer Gräber brauchten.

Der Styl der Zeichnung ist bey den Vasen mit schwarzen Figuren alterthümlich streng und auster, womit aber häufig die sorgfältigste Ausführung des Details verbunden ist; die Vasen mit hellen Figuren dagegen zeigen, wie der Verf. auch nach den bey Herrn Dorow gesehenen Zeichnungen urtheilen kann, zum Theil den edelsten und reinsten Styl, voll Wahrheit und einfacher Grazie. Dabey ist überall noch weit mehr Sorgfalt und Präcision in den Contouren, ja eine gewisse Schärfe und Strenge wahrzunehmen, die in einzelnen Vasen, wie an der berühmten Patera mit Patroklos und Achilleus, in eine ängstliche und kleinliche Manier ausartet; selten dagegen zeigt sich etwas von jener flüchtigen und unbestimmten Manier, wie sie in den Campanischen Vasen vorherrscht. Auch darin würden diese Vasen von Canino der Vorstellung entsprechen, welche man sich von der Malerkunst in Athen, in der Zeit von Polygnotos und Miskon bis auf Zeuxis herab, machen darf; und so wenig der Verf. bis jetzt wagt, diese Bemerkung weiter auszuführen: so darf er doch am Schlusse andeuten, wie viel die Gräber der Volcianter dazu beytragen könnten, die Griechische Kunstgeschichte zu consolidieren, wenn die historische Ansicht derselben, welche der Verf. in Vorschlag bringt, sich bestätigte.

### L e i p z i g.

Bey E. B. Schwiefert: De Cometarum caudis disquisitio mathematica. Pars prima, qua Candidatos Magisterii ad solemnia examina invitat Henricus Guilielmus Brandes.

Cum duabus tabulis lithographicis. 1830.  
20 S. in 4.

Der Verf. nimmt hier die Hypothese an, daß der Kometenschweif aus Theilchen bestehe, die durch eine gewisse Kraft von dem Kometen abwärts getrieben werden, wobey er es jedoch unentschieden lassen will, ob diese Theilchen vermöge einer der Sonne eigenthümlichen Repulsivkraft, oder bloß vermöge ihrer specifischen Leichtigkeit im Aether aufsteigend, vom Komet sich entfernen. Er wählt jedoch die erstere Ansicht, da sie sich dem Calcul leichter fügt, und indem die abstoßende Kraft der Sonne dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional gesetzt wird, ergibt sich, da die Theilchen des Schweifes, die von der parabolischen Bewegung des Cometen herrührende Geschwindigkeit besitzen, eine hyperbolische Bahn für die einzelnen Schweiftheilchen. Rücksichtlich der Helligkeit des Schweifes findet der Vf., daß dieselbe nach dem Perihelium größer sey als vorher, allein daß der Schweif kürzer und dunkler erscheine, als in der Gegend des Periheliums. Die Zeit des größten Glanzes ist nicht bestimmt. Obgleich nun freylich diese Resultate im Allgemeinen mit den Beobachtungen übereinstimmen, so zeigen sich doch wiederum bey den Kometenschweifen so sonderbare Erscheinungen, die sich durch diese Kräfte nicht erklären lassen, daß es keinesweges überflüssig seyn würde, auch nach andern Hypothesen Rechnungen auszuführen. Außerdem verspricht uns der Vf. noch eine Fortsetzung der Untersuchung, vorzüglich mit Berücksichtigung des Umstandes, daß nicht alle Schweiftheilchen gleiche Geschwindigkeit besitzen, indem hier bloß diejenigen betrachtet sind, die dieselbe Geschwindigkeit als der Comet selbst besitzen.

## G ö t t i n g e n.

Wie kann dem Nothstande, den die Wetterschäden des Jahrs 1830 brachten, am heilsamsten abgeholfen werden? 1831. 51 S. in 8. (Bey Dieterich).

Die hier angezeigte kleine Schrift hat einen benachbarten Landprediger zum Verfasser, der nicht bloß durch Rath, sondern — was wir noch höher schätzen — durch die That, indem er den Ertrag dieser Schrift zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, zu helfen sucht. Der Ertrag nämlich ist nicht sowohl zu müßigen Almosen, als zu kleinen nützlichen Verbesserungen gegen Bezahlung an die Arbeitenden, als Ziehung von Gräben, Anlage von Dorfwegen, von Befriedigungen u. dergl. bestimmt. Mehreren darbenden Familien ist dadurch bereits Unterhalt und Erleichterung verschafft, 'damit sie nicht zu stehen nöthig hatten' und sumpfige Flecke sind in fruchtbare Flächen verwandelt. Der Verfasser wird damit fortfahren, wenn die kleine Schrift in der erwähnten Verlagsbandlung weitem Absatz finden sollte; und es wird wohl nicht erst der Auszüge aus derselben bedürfen, um bey dem so oft erprobten wohlthätigen Sinn unsers Publicums darauf aufmerksam zu machen. 'Wer den Armen hilft leiht dem Herrn' sagt der heilige Schriftsteller, und welches Darleihen könnte bessere Zinsen tragen?

Sn.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

136. Stück.

Den 27. August 1831.

---

W i l n a.

Bey Zawadzki, 1821 und 1823: Initia Historiae Graecorum litterariae. Secundum edidit Godofr. Ernestus Groddeck. Pars prior 226 S. Pars posterior 278 S. in 8. \*).

Unter den Werken über griechische Literaturgeschichte, welche in der neuern Zeit geschrieben worden, nimmt die Arbeit von Groddeck einen rühmlichen Platz ein, so viel auch in anderer Hinsicht noch darin mangelhaft erscheint. Es kann nicht unser Zweck seyn ein Buch, das längst in den Händen der gelehrten Welt ist, jetzt erst noch bekannt zu machen, doch mag es zu jeder Zeit nützlich seyn die Methode und Anordnung solcher Werke zu prüfen, zu den Berathungen über die Behandlung dieser Wissenschaft etwas beyzutragen und auf Mängel im

\*) Wir glauben durch die Anzeige eines zu wenig unter uns bekannt gewordenen frühern Werks vielen unserer Leser einen Gefallen zu erzeigen.

D. Redact.



Einzelnen aufmerksam zu machen. — Es gibt im Allgemeinen zwey Behandlungsarten der Literaturgeschichte, die chronologische nach der Zeitreihe die Schriftsteller aufzählend ohne Unterscheidung der Gattungen, welche in neuerer Zeit an Matthiä einen Hauptvertheidiger gefunden, und die systematische nach den Arten der Schriftwerke in Poesie und Prosa. Gegen die erste ist von andern schon eingewendet worden daß sie sich theils nicht consequent durchführen läßt, indem von Vielem auf diesem Gebiete die genauere Zeit unbekannt ist, theils auch die Einsicht in den Zusammenhang der Entwicklungen aufhebt, indem hier alle möglichen Gattungen durch einander genannt werden und das Verwandte zerrissen ist. Die wissenschaftliche Behandlungsweise hat daher mit Recht insofern den Vorzug erhalten und herrscht auch in diesem Werke. Indessen scheint nun bald weiter klar daß auch diese für sich allein nicht genüge: wir sind da ganz beschäftigt mit dem Detail der einzelnen Satzungen und Arten, welches nicht gehörig begriffen werden kann ohne die Anschauung von dem geistigen Wesen und Leben der Nation überhaupt und der durch äußere und innere Umstände bedingten Entwicklung ihrer Literatur im Großen und Ganzen. Daher wird es immer am passendsten seyn die chronologische und systematische Behandlung insofern zu verbinden, daß man eine chronologische Uebersicht von dem Gange der Literatur überhaupt nach ihren Epochen als ersten Theil vorausschicke, ehe man im zweyten das systematische Detail erörtert. Da ist also zu reden von der geistigen Eigenthümlichkeit des griechischen Volks überhaupt, von den Ursachen der Entwicklung, des Steigens, des Verfalls der Literatur, und was in politischer, religiöser,

häuslicher Art des Lebens dieselbe bedingt hat; es gehört in diesen Theil ferner die so nothwendige Erörterung über die geistige Verschiedenheit der Hauptstämme, ohne welche auch nicht das mindeste von der Form und inneren Einrichtung der einzelnen Gattungen begriffen werden kann. Werfen wir nun mit dieser Anforderung einen Blick auf das vorliegende Werk, so erscheint es von dieser Seite offenbar sehr mangelhaft; es fehlen alle solche allgemeine Erörterungen ganz, man erhält nirgends eine Uebersicht vom Gange der Literatur im Ganzen durch alle Zeiten, man erfährt nichts weder von dem Character griechischer Literatur überhaupt noch der einzelnen Stämme, und wer aus diesem Buche lernen wollte wie Ionisches, Aeolisches, Dorisches sich unter einander verhält und zu diesem wieder das Attische, würde vergebens Aufklärung suchen. Zwar finden sich hie und da in den Eingängen der Perioden oder sonst kurze allgemeine Angaben, aber nicht einmahl als Einleitungen in das Besondere reichen diese hin, geschweige daß sie das Ganze überblicken lehrten. Daher man schon deswegen das Innere der Literatur aus diesem Buche nicht kennen lernen kann. Eine andere und zweyte Frage in der Behandlung der Literaturgeschichte ist die nach den schicklichsten Epochen, worin sie abzutheilen. Hier ist man mit Recht darin einig daß derselben nicht zu viele gesetzt werden dürfen, sondern man sich an große Zeitabschnitte zu halten habe, wo der politische Zustand der Nation verändert, und eben dadurch auch in der Literatur eine wesentliche Veränderung hervorgebracht wurde. Der Verf. setzt außer der mythischen Vorzeit die überall den Anfang macht, drey Hauptabschnitte: von Homer bis Pindar oder den Perserkrieg, etwa von 900

bis 490 ant. Chr., dann von Socrates bis Demosthenes von 490. . 324, drittens von Alexander dem Großen bis Constantin d. Großen, von 324 ant. Chr. bis 323 post Chr. Den Beschluß des Buches macht dann noch eine geordnete Uebersicht der Schriftsteller von Constantin bis zum Untergange des Byzantinischen Reichs, als Anhang der dritten Periode. Andere dagegen, wie schon Wolf, setzen als besondern Abschnitt nach den zwey ersten die Alexandrinische Zeit von Alexander bis zur Zerstörung Corinths, zählen einen folgenden von da bis Constantin und einen letzten bis zur Einnahme Constantinopek. In beiderley Abtheilungsart fällt besonders auf, daß wenn einmahl auf große und durchgreifende politische Veränderungen gesehen wird, die alte monarchische und die republicanische Zeit in ein gemischt werden, da doch außer der Unterjochung Griechenlands keine wichtigere und durchgreifend folgenreichere politische Veränderung kann gefunden werden als das Aufhören der königlichen Gewalt und das Aufblühen freyer Republiken. In der monarchischen Zeit herrscht vorzugsweise das Interesse der Vorzeit, hier wurzelt und erreicht ihre schönste Blüthe die epische Poesie, und vertritt das ganze Gebiet der Literatur, während sie später und theilweise noch fortgeübt wird neben andern mächtiger gewordenen Richtungen; in der republicanischen Zeit tritt dagegen das Interesse der Gegenwart in den Vordergrund, darum ist nun erst die volle Zeit der Lyrik; nun erst entsteht die allseitige Entwicklung des griechischen Geistes frey nach allen Seiten hin. Warum man dagegen einen Hauptabschnitt für die attische Zeit machen müsse, sehen wir nicht ein; die attische Blüthe ist keine ganz neue Hauptepoche mit veränderter Rich-

tung der Nation, sie ist nur der Culminationspunct jener großen unendlich reichen Zeitperiode des freyen republicanischen Lebens. Sie kann also nur einen Theil, einen Abschnitt der ganzen Hauptepoche bilden, und steht mit der frühern Literatur der übrigen Stämme in genauem Verhältniß. Die epische Zeit ist die unvergleichliche Grundlage der folgenden Literatur in mehr als einem Betracht; diese selbst aber entfaltet sich nach den Stämmen continuierlich bis zum Atticismus hinauf. Wir würden also die erste Epoche setzen von Trojas Zerstörung an, wo die trojanisch-epische Dichtung anfängt, bis um den Anfang der Olympiaden, die zweyte von da bis auf Alexander. Die folgende Hauptepoche nach dem Untergange der Freyheit kann man füglich fortführen von Alexander bis Constantin, in derselben aber mag man die Alexandrinische und Römische Periode als Theile unterscheiden. Solche Hauptepochen nun müssen dem ersten oder chronologischen Theile der Literaturgeschichte zum Grunde liegen, und hier gehören sie eigentlich hin; hingegen der zweyte oder systematische Theil kann diese Abschnitte nicht brauchen und sie stören ihn jedesmahl, weil sein Gesetz ein anderes ist. Will man z. B. die Epik zweckmäßig abhandeln, so muß man die verschiedenen Arten und Formen derselben in einer zusammenhängenden Uebersicht vereinigen, das Homerische und Hesiodische Epos, die Cycliker, hiernächst die folgenden bis zur Kunstdichtung des Antimachus und das Alexandrinische Epos endlich, dessen Vorläufer jener war; wird dagegen diese Uebersicht zersplittert nach Zeitepochen und in verschiedene Theile des Buches verlegt, und das nicht Einmahl sondern ebenso bey allen andern Zweigen auch, so entsteht die unangenehmste Stö-

rung die nur möglich für den Leser, und für den Darsteller ist ein unaufhörliches Anknüpfen an das anderswo abgebrochene erforderlich, und was in Einer Uebersicht mannigfach sich fast von selbst einander erläutert, muß nun durch beständige Wiederholungen erklärt werden, oder man muß auf lebendige Anschaulichkeit der Gattungen überhaupt verzichten. An diesem Fehler der Zerstückelung dessen was systematisch zusammen gehört, leidet nun auch zum Theil das gegenwärtige Buch, da es die Anordnung nach den großen Zeitepochen in die systematische Behandlung einmischt, die es allein kennt. Nur daß zufällig der Uebelstand nicht immer so groß ist wie bey andern, weil weniger Perioden angenommen sind. Dagegen findet man hier besonders häufig das falsche Hinübergreifen aus einer Periode in die andere, wie wenn z. B. die Geschichte des Epos in der ersten Periode über Pin- dar hinaus bis zum Antimachus geführt wird, oder umgekehrt in der zweyten man wieder auf Thales, Solon und andere zurückkommt. Es ist klar wie alles dieses am Ende seinen Grund in dem gerügten Hauptfehler habe. Man muß eben aus dem systematischen Theile die Epochen weglassen. — Um nun endlich nach diesen allgemeinen Betrachtungen auch noch die Behandlung des Einzelnen in diesem Buche kurz zu charakterisiren, darf nur bemerkt werden daß der biographische und bibliographische Theil der Literaturgeschichte oder Nachweisungen über die Lebensumstände der Schriftsteller und die Bearbeitung und Ausgaben der Werke hier die Hauptsache ist, und hierin hat das Werk lobenswerthe Verdienste; hingegen was der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Literaturgeschichte seyn soll, die Stylarten und Kunstformen jeder Gattung

möglichst klar und anschaulich zu machen, dieses ist auch hier, wir sagen nicht bloß noch unvollständig geleistet, denn zur Vollständigkeit wird es sobald noch nicht genügend kommen, sondern überhaupt noch viel zu wenig versucht und angefangen, indem offenbar der Verfasser viel zu wenig den künstlerischen Standpunct gefaßt hatte um die verschiedenen Formen der Poesie und Prosa der Hellenen geistreich zu würdigen. Nur hie und da begegnet man einigen Betrachtungen dieser Art, zumahl wo etwas vorgearbeitet war. Wie ungenügend ist z. B. das über den Aristophanes, obgleich es ein ausführlicheres Urtheil seyn soll. Ueber Thucydides steht wenigstens etwas da, über Xenophons schriftstellerischen Character aber gar nichts. Und so in vielen andern Fällen. Das Aeußere der Literatur beschäftigt überall den Verfasser vorzugsweise; in das Innere tiefer einzuführen war nicht eigentlich seine Sache. Wir könnten nun auch noch zu allerlezt in das Einzelne des Buches näher eingehen. So ist in Beziehung auf die Namen der vorhomerischen Hymnoden längst bemerkt worden daß man suchen müsse sie nach den Cultusbeziehungen und andern Verhältnissen womit sie zusammenhängen, genauer zu characterisieren. Auch ist es falsch noch immer von vorhomerischen Kosmogonien und Theogonien zu reden, dergleichen Gedichte wohl schwerlich damahls existiert haben. Die Hesiodische Poesie aber dürfte man nicht unpassend überhaupt unter den Begriff der didactischen Epik stellen, insofern ja auch die Genealogien der Götter und Helden diesen Character haben. Es wird hier keine große Hauptbegebenheit wie im Homer gesetzt und die Gesetze der Construction und des Fortschritts sind ganz anders. Die genealogische Dichtung ist wie

ein Netz oder ein Baum mit Nesten und Zweigen. In der Theogonie z. B. wo alles vom Chaos und der Erde ausgeht, werden erst die Kinder des Chaos, dann der Erde angegeben; hierauf geht der Dichter auf den ersten Punct zurück und verfolgt das Geschlecht des Chaos bis zur dritten Generation, sodann nimmt er das Geschlecht der Erde vor und entwickelt auch dieses jedesmahl bis zur dritten oder vierten Generation. Alles ist so gestellt daß vorangeht was im Folgenden vorausgesetzt wird. Der Catalog der Frauen ging in noch strengerer Einheit von der Pandora und dem Prometheus aus, und leitete hieraus die Geschlechter ab bis zur dritten oder vierten Generation. Alles war so geschickt geordnet, daß nichts herausgenommen werden konnte. Kam die Heirath eines Helden, der noch nicht dagewesen war, so ging die Erzählung kurz zurück und erklärte sein Geschlecht. In die genealogische Darstellung wurden dann eingewebt und eingelegt, wie wir dieß noch deutlich in der Theogonie sehen, Reden, Schlachten, Thaten, Begebenheiten bey Gelegenheit einzelner Geschlechter und Helden oder Heldinnen, die Trockenheit des Genealogischen angenehm zu unterbrechen und überhaupt mehr Anschaulichkeit in das Ganze zu bringen, weil bloße Namen zu todt sind ohne lebende Schilderungen und Thaten und Localitäten. Diese Partien hatten also eine freyere Bewegung und konnten fast homerischen Geist der Darstellung annehmen, blieben aber als nur eingelegte Massen der genealogischen Construction des Ganzen untergeordnet, und waren ihr dienstbar. Thaten, Begebenheiten sang die Schule wohl überhaupt immer nur aus genealogischem Grunde, um das Leben gewisser Helden und Geschlechter zu erläutern. Ue-

ber die verschiedenen Gedichte dieser Schule, die eine interessante Kunstform darstellt, sind noch speciellere Untersuchungen nöthig, z. B. über das Verhältniß des Catalogs und der Eden, worauf wir hier nicht weiter eingehen können. Bey den Cyclikern wiederholt Groddeck noch den gewöhnlichen Irrthum, daß diesen Gedichten überhaupt die historisch-logographische Anordnung der Begebenheiten nach der Zeitfolge charakteristisch gewesen sey; es herrscht eben jetzt auf diesem Gebiete so viel Untersuchungsgeist, daß man hoffen darf nach Berichtigung des Begriffs von *Kyklos* und dem *Kyklichen*, welcher diese Irrthümer veranlaßt, auch über die Compositionsweise wenigstens mancher dieser Gedichte richtigere Vorstellungen zu gewinnen, und dann dürfen sich bey einigen neue geistreiche Formen ergeben. Viele dieser Dichter waren Epiker der edelsten Art, die das Einzelne einer erhabenen Idee poetisch zu unterwerfen verstanden. Dagegen im Alexandrinischen Epos, wie man sich aus Apollonius deutlich machen kann, die Erfindung und Ausschmückung mannigfaltiger einzelner Geschichten, Situationen, Intriguen zum Theil kleinlicher Art Hauptsache ward und die ergreifende Würde der dominierenden Hauptidee fehlte. Daher hier das Einmischen des *Lyrischen* und *Tragischen* in die *Epik*. Wir brechen hier ab, obgleich noch vieles andere in diesem Buche Stoff gibt zu Bemerkungen.

### E r l a n g e n.

Bey Palm: Die *Lex Salica* und ihre verschiedenen Recensionen. Ein historisch-kritischer Versuch auf dem Gebiete des Germanischen Rechts, von Dr. Eduard August Feuer-



bach, außerord. Prof. d. R. zu Erlangen. 1831. 164 S. gr. Quart.

Die Handschriften der Lex Salica lassen sich, je nachdem sie mit den Malbergschen Glossen versehen sind, oder nicht, in zwey Hauptclassen eintheilen, in glossierte und nicht glossierte. Unter den erstern zeichnen sich die Wolfenbüttler Handschrift (herausgegeben von Eccard in *Leges Francorum Salicae et Ripuariorum*), die Pariser (von Schilter im *Thesaur. antiq. Teuton.* Tom. II. p. 1..42 ediert), und die Fuldaer (bekannt gemacht durch Herold in *f. Orig. ac germ. antiquit. libris*) aus. Diese drey glossierten Handschriften sind bey aller ihrer mannigfaltigen Uebereinstimmung, wieder in so wesentlichen Punkten von einander abweichend, daß man jede derselben als eine eigene Recension betrachten kann. Von den letztern ist eine ungleich größere Anzahl auf unsere Zeit gekommen, welche abgesehen von einigen unwichtigen Verschiedenheiten, alle denselben Text enthalten. Wir besitzen demnach mit dem unglossierten Text eigentlich vier Recensionen der Lex Salica. Wie sich diese verschiedenen Recensionen gegen einander verhalten, ist bis jetzt sehr bestritten gewesen. Zuvörderst ist man darüber uneinig, in welchem Verhältnisse die glossierten Handschriften zu dem unglossierten Texte stehen. Bis auf Wiarda hielt man den glossierten Text für älter, als den unglossierten; seit ihm, der zuerst die Meinung vertheidigte, daß letzterer der ältere sey, den unglossierten (v. Savigny, Ortloff, Rogge); für die Meinung der frühern Herausgeber hat sich wiederum Perz im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. V. S. 206 erklärt. Dann haben sich aber auch verschiedene Meinungen

darüber gebildet, wie das Verhältniß der mehreren glossirten Recensionen gegen einander sey. Bald wird die Wolfenbüttler (Wiarda, Perz), bald die Fuldaer (Ortloff) für die älteste erklärt; bald gibt man der Pariser den Vorzug vor der Fuldaer (Wiarda), bald umgekehrt dieser vor jener (Perz). Um diese verschiedenen Ansichten zu prüfen, und ein festes Resultat zu gewinnen, hat sich unser Verf. der mühseligen Arbeit unterzogen, die verschiedenen Texte der Lex Salica einer neuen eigenen Untersuchung zu unterwerfen, und dieselben nach Form und Inhalt, im Ganzen wie im Einzelnen prüfend unter sich zu vergleichen — ein Unternehmen welches ebenso dankenswerth ist, als dessen Ausführung ein großes Lob verdient. Durch dasselbe ist fast bis zur völligen Evidenz ausgemittelt, daß der glossirte Text allerdings der ältere, der un glossirte dagegen, der jüngere seyn muß, und daß, was das Verhältniß der drey verschiedenen glossirten Recensionen zu einander betrifft, der Wolfenbüttler Codex die älteste Recension enthält, hierauf die in dem Pariser, und auf diese endlich, die in dem Fuldaer Codex enthaltene Recension folgt. Daß der un glossirte Text dagegen Karl dem Großen zuzuschreiben sey, und dieser Fürst Urheber der neuen Recension gewesen, wird außerdem von dem Verfasser gegen Wiarda, gleichfalls mit höchster Wahrscheinlichkeit, ja vielleicht mit Gewißheit, dargethan. — In die Reihe der glossirten Handschriften gehört auch ein Codex der Münchner Bibliothek, welcher zwar sehr mit dem Wolfenbüttler übereinkömmt, und deshalb nicht als besondere Recension angesehen werden kann, aber dennoch manche bemerkenswerthe Eigenthümlich-

keiten enthält und außerdem zu der Berichtigung des glossirten Textes, so wie er in jener und der Fuldaer Handschrift enthalten ist, wichtige Dienste leistet. Zudem gehört dieser Codex, was schon allein das Interesse für ihn erregen muß, einer eigenthümlichen Gattung von Handschriften an, deren im Epilog der Fuldaer und in der sogenannten Recapitulation der Lex Sallica Erwähnung geschieht, und von welcher bis jetzt noch kein einziger Repräsentant im Druck erschienen ist. Höchst dankenswerth ist es daher, daß der Verfasser diesen Münchner Codex, mit seinen Anmerkungen, welche theils Berichtigungen und Ergänzungen des Textes aus den vorhandenen Ausgaben, theils Andeutungen über die Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen desselben mit den übrigen Recensionen, in dem Anhange zu seinem Werke genau hat abdrucken lassen. — Zu bedauern ist es übrigens, daß bey der Prüfung der Wolfenbüttler Handschrift eine Abhandlung über dieselbe in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. V. N<sup>o</sup>. VIII., von dem Verfasser übersehen worden ist. Eccard hat den Text derselben nicht getreu geliefert; indem er sogar einen ganzen Titel *de andometo* übergangen hat. Der Verfasser würde dort nicht allein denselben, sondern auch eine genaue Vergleichung der Eccardschen Ausgabe mit der Handschrift gefunden haben. Daß jene Handschrift zugleich das sogenannte Breviarium in einer eigenthümlichen Bearbeitung enthält, daß beide Rechtsbücher planmäßig in einem und demselben Volumen mit einander vereinigt worden sind, wie sowohl allein das Zusammenschreiben derselben (auf einer Rehrseite beginnt das Breviarium, so wie

die Lex Salica auf der Stirnseite desselben Blatts schließt), als auch die Schlusschrift: *Explicit liber juridicus ex diversorum sententiis elucidatus* anzudeuten scheint, dieses hätte vielleicht auch noch einige Berücksichtigung verdient, indem wenigstens, des Ref. Dafürhalten nach, dieser Umstand zu eigenen Vermuthungen Raum gibt.

### N ü r n b e r g.

Bey Riegel und Wiefner, 1830: Jahrsbericht des historischen Vereins im Rezatkreis für das Jahr 1830. 42 Quartseiten.

Wir haben erst mit diesem Bericht Kunde von einem im Anfang des verwichenen Jahrs zu Ansbach und Nürnberg geräuschlos zusammengetretenen Verein empfangen, der, ausgezeichnet durch seine musterhafte Einrichtung und gleich im Entstehen durch bedeutende Mitglieder belebt, wenn der Frieden unseres Vaterlandes nicht wieder gestört wird, gewisse Frucht zu tragen verheißt. Es ist nämlich allen solchen Verbindungen erfahrener und thätiger Geschichtsfreunde eine provinzielle Beschränkung sehr zu wünschen, welche ihren Blick auf alle und jede Denkmäler ihrer Landschaft festhält und die Freude an dem Naheliegenden erhöht, selbst wenn dieses schiene an Werth und Bedeutung von dem Auswärtigen übertroffen zu werden. Jedwede wissenschaftliche Gesellschaft, der man Wirksamkeit zuschreiben darf, schwächt diese nicht, sondern stärkt sie dadurch, daß sie sich eine warme Enge schafft und alles dessen enthält, was den Eifer der zusammenwohnenden Theilnehmer erkälten müßte. Ge-

gesellschaften à la Férussac sind nicht mehr an der Zeit, wenigstens für uns Deutsche nicht. Durch Bücher, Bibliotheken und Buchhandel wird die allgemeine Verbindung satzsam angefaßt und unterhalten; was Correspondenten berichten können, hat gewöhnlich der vertrautere Privatbriefwechsel früher an die rechte Stelle gemeldet. Unter den hier Seite 6 — 8 verzeichneten Mitgliedern haben wir lauter benachbarte, hingegen auswärtige, d. h. solche die keine Arbeitsbienen sind und die Ernennung entweder der Eitelkeit der Gesellschaft oder der ihrigen verdanken, mit Recht nicht angetroffen. Kostspielige, Zeit und Gelegenheit raubende Feste und Prunkaufzüge will die Gesellschaft meiden, im Stillen wirken, vor der Hand nur durch jährliche Berichte, die etwa in einer passenden Zeitschrift erscheinen sollen, Rechenschaft von ihrem Thun und Treiben ablegen, mit der Zeit aber auch, wenn ihre Arbeit in vollen Gang kommt, eigene Bände ihrer Verhandlungen der Deffentlichkeit übergeben. Alles sehr löblich, wohlervogen und nachahmenswerth.

Der vorliegende Jahrsbericht enthält einige werthvolle Aufsätze und Auszüge. Seite 19.. 27 eine, wie uns dünkt, treffende Ausführung des Staatsraths von Feuerbach, daß Carl der Große im Jahr 793 von Regensburg aus durch den Altmühlgraben zu Schiff nach Würzburg nicht gefahren ist, mit geschickter Critik der fränkischen Annalen. Seite 28.. 34 Auszüge aus alten Leutershauser Stadtbüchern vom Jahr 1440.. 1493, aus einer Bestenberger Gerichtsordnung vom Jahr 1558. Dergleichen Actenstücke, die kaum je gedruckt, selten ordentlich gelesen werden, können unter einer Masse von

gewöhnlichem Stoff und Wiederholungen schätzbare Nachrichten über den alten Rechtsgebrauch und die Sitten der Zeit enthalten; Excerpte, wenn sie von geschickter Hand gemacht werden, sind in solchem Falle das willkommenste, und den gegenwärtigen merkt man leicht an, daß sie von dem Anwalt und Conservator des Vereins, Ritter von Lang herrühren. Sollte nicht das räthselhafte fränkische Schuchkauf, Schukauf (S. 31. 32), worunter deutlich ein bestimmtes Landmaaß von Grundstück verstanden wird, zusammenhängen mit dem allemanischen scuopoza, scopoza, späterhin und noch heute in der Schweiz schuppusse, schuppisse (Neugart №. 1010 vom Jahr 1271. Schöpflin №. 334 vom Jahr 1185. Pupikofers Thurgau №. 74 vom Jahr 1404. Urx Buchsgau p. 72. Scherz 720b und Oberlin s. v. schuchboß)? Wir verstehen darunter ein altes Maaß nach Schuhen und bolse, pöze gehört zu dem Verbo pözan, stoßen, abstoßen.

Die Rezatgesellschaft hat den Trug mit dem Reynitzschischen Kunststein, wodurch die Boigtländische Gesellschaft angeführt worden war, vollkommen abgethan, ohne etwas von des Rec. Ausführung (S. 1942. 43 des vorigen Jahrg. unserer Anzeigen) zu wissen; so wenig dieser ahnen konnte, was den 31sten December 1830 zu Ansbach von einem ihm noch nicht bekannt gewordenen Verein herausgegeben werden würde. Der verhörte Maurermeister (Seite 15) hat nunmehr selbst ausgesagt, daß er die ganze Inschrift auf das Geheiß von Reynitzsch und nach dessen Anweisung 1804 in den Stein eingegraben. Und dieser todtgeborne Spaß eines Un-

wissenden wurde 1830 wiederum lithographirt und weitläufig commentirt!

Jac. Grimm.

## G i e s s e n.

Quaestiunculae Philippenses 1831.  
47 Seiten in Octav.

Unter diesem bescheidenen Titel hat der Herr Dr. H. Chr. M. Rettig, Lehrer des dortigen Gymnasiums in der vorliegenden gelehrten Schrift, den Brief Pauli an die Philipper betreffend, zu einer Schulfeyerlichkeit eingeladen. Die Quaestio I. sucht darzuthun, daß das Beywort *πρωτη*, das Act. 16, 12 der Stadt Philippi beygelegt wird, nicht die Würde sondern die Lage bezeichne; wobey über den Wechsel und die Unbestimmtheit der Grenzen zwischen Macedonien und Thracien Erörterungen gegeben werden. Quaestio II. zu 1, 11 enthält grammatische Bemerkungen über die Verbindung von *πεπληρωμενον*, mit dem Accusativ. Quaestio III. zu 2, 17. 18. so wie Qu. IV. zu 2, 25..30. betreffen theils die Erklärung, theils bey der letzten zugleich die Critik dieser Stellen. Endlich Qu. V. zu 4, 25 sucht die Zeit zu bestimmen wann der Brief an die Philipper geschrieben sey. Durch eine gelehrte historische Induction wird dargethan, daß dieses nicht nach dem Jahre 58 oder 59 unserer Zeitrechnung habe geschehen können, sondern in diese Jahre falle.

---

G ö t t i n g i f c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

137. Stück.

D e n 29. August 1831.

---

S t. P e t e r s b u r g.

Bey Gräff, und in Leipzig bey Cnobloch:  
Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome premier. Livraison 1. 2. 3. 1830. XXVIII und 341 S. in 4.

Ueber das gewöhnliche Salz des Gouvernement Irkutsk von Germain Hefß. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß alles Salz, welches in diesem Gouvernement, theils aus Salzquellen, theils aus dem Meerwasser produciert wird, sehr leicht feucht wird, wenn es mit der Luft in Berührung kommt. Außerdem fand sich in den Salzmagazinen immer ein viel größerer Verlust an Salz vor, als der vom Gouvernement wegen des Zerfließens des Salzes bestimmte, und der im allgemeinen nur anderthalb Procent betragen soll, während die Erfahrung zeigte, daß der Verlust in manchen Magazinen siebenmal mehr ausmachte. Der Verf. erhielt den Auftrag die



verschiedenen Salzarten rücksichtlich ihrer chemischen Bestandtheile zu untersuchen, und fand darin eine große Menge von Alaun, Kalk und Magnesia mit Chlor verbunden, so wie schwefelsaures Natron vor, welche Bestandtheile in dem aus den Salinen von Selenguinsk erhaltenen Salze mehr als den vierten Theil der Masse ausmachen. Diesen Beymischungen schreibt der Vf. die Neigung des Salzes zum Zerfließen bey, so wie auch zugleich die verschiedenen in den dasigen Gegenden herrschenden Krankheiten, Scorbut, Hautkrankheiten, Ausschlag *zc.*, zu deren Hervorbringung vorzüglich der Chlorkalk wirksam seyn soll. Um das Salz zu verbessern, schlägt derselbe vor, dasselbe mit kohlensaurem Kali zu behandeln. Bemerkung über ein Integral, welches bey der Berechnung der Anziehung der Sphäroide vorkommt, von Ostrogradsky. Es ist bekannt daß bey der Berechnung der Anziehung von Körpern auf einen Punct, wenn man das Newtonsche Gesetz der Gravitation zum Grunde legt, die Anziehung des Körpers nach den drey Axen durch partielle Differentiale einer Function  $V$  dargestellt werden kann, welches schon Lagrange gefunden hatte, und daß Laplace später zeigte, diese Function werde durch die partielle Differentialgleichung der zweyten Ordnung 
$$\frac{d^2 V}{da^2} + \frac{d^2 V}{db^2} + \frac{d^2 V}{dc^2} = 0$$
 dargestellt, wo  $a, b, c$  die Coordinaten des angezogenen Punctes angeben. Poisson fand nachher daß obige Gleichung nur dann Statt findet, wenn der angezogene Punct außerhalb des Körpers liegt. Befindet er sich im Innern, so ist obige Summe nicht Null sondern  $= -4k\pi\rho$ , und liegt er auf der Oberfläche des anziehenden Körpers so wird

sie =  $-2k\pi\rho$ , wo  $k$  eine von der anziehenden Kraft abhängige Constante ist, und  $\rho$  die Dichtigkeit des Körpers bedeutet, an der Stelle, wo der angezogene Punkt liegt. Der Vf. suchte nun zu zeigen, daß es auf der Oberfläche gewisse Punkte und Curven geben kann, wo der Werth  $-2k\pi\rho$  nicht Statt findet, und wie man in solchen Fällen den Werth berechnen kann. Bemerkung über die bestimmten Integrale, von Ostrogradsky. Enthält die Untersuchung über die Unmöglichkeit in manchen doppelten Integralen die Folge der Integration zu ändern, ohne andere Werthe zu erhalten, welche Bemerkung für manche Fälle schon Cauchy gemacht hat. Länge von Rio Janeiro, bestimmt aus einer Beobachtung der Bedeckung des Antares vom 17. May 1822, von Tarphanoff. Die westliche Länge von Rio Janeiro vom Pariser Meridian, findet sich aus dem Eintritt  $3^{\circ} 2' 20'' 97$ , aus dem Austritt  $3^{\circ} 2' 18'' 51$ . Analyse des Wassers der Nawa von Hef. Nach dieser Untersuchung befinden sich in hundert Pfund Wasser, Kiesel Erde 0,04 Gran; Chloralaun 1,92; Chlormagnesia 0,97; Chlorkali 4,17; Chlornatron 0,54; Chlorkalk 4,21; schwefelsaures Natron 1,95; kohlensaurer Kalk 9,40; Extractivstoff 24,00; außerdem enthält das Nawa Wasser den elften Theil des Volumens Stickgas, und etwas kohlensaures Gas.

Lehrsätze über die Differentiation der Producte, deren Factoren die auf einander folgenden Glieder irgend einer Reihe sind, von Collins. Beschreibung eines neuen Pantographen von Georg Friedrich Parrot. Neue Beschreibung einiger Grasarten von Trinius. Berechnung der zu Petersburg im J. 1818 beobachteten Oppositionen des Jupiters und des Saturns von Tarpha-

noff. Bemerkung über die Veränderung der arbiträren Constanten bey Aufgaben der Mechanik von Ostrogradsky. Bemerkungen über die Theorie der Wärme von Ostrogradsky. Arithmetische Untersuchungen von Buniaowski. Abhandlung über eine neue Construction der Schiffsmaste von Parrot. Allgemeine Untersuchungen über die Transformationen der Functionen durch Substitution von Collins. Bemerkungen über die Abnormität rücksichtlich des Ursprungs und der Anzahl gewisser Arterien, beobachtet von Zagorsky. Beschreibung der Dikopleura, einer neuen Molluskengattung von Mertens.

Physikalische Beobachtungen angestellt auf einer Reise um die Welt, unter dem Commando des Capitäns Otto von Kozebue in den Jahren 1823 bis 1826 von E. Lenz. Die mit dem von Hales angegebenen Bathometer angestellten Beobachtungen über die Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen, gaben im Allgemeinen folgende Resultate: Die Temperatur des Meeres nimmt von  $45^{\circ}$  nördl. Br. bis zum Aequator, bis auf 1000 Toisen Tiefe beständig ab. Größere Tiefen sind noch nicht untersucht worden. Diese Abnahme der Temperatur geschieht anfangs schnell, wird aber immer langsamer und zuletzt fast unmerklich. Auch rückt der Punct, wo die Abnahme unmerklich zu werden anfängt, in größern Breiten immer höher herauf. Die niedrigste in der Tiefe gefundene Temperatur betrug  $2^{\circ},2$  Centesimalscale, und ungefähr derselbe Werth der Temperatur zeigt sich bey allen Tiefen, wo die Abnahme der Temperatur unmerklich zu werden anfängt. Aus den Beobachtungen über den Salzgehalt des Meerwassers scheint zu folgen, daß derselbe in größern Tiefen bis zu 1000 Toisen vom Aequator bis

45° Breite gleichen Werth hat. Anders verhält es sich mit dem Salzgehalt von der Oberfläche. Hier fanden folgende Resultate statt: der atlantische Ocean ist von größerem Salzgehalt als die Südsee, und daher ist der indische Ocean nach Westen zu salziger als nach Osten. In jedem der beiden großen Oceane ist ein nördliches und ein südliches Maximum von Salzgehalt vorhanden, und das Minimum fällt im atlantischen Ocean einige Grade nördlich vom Aequator. Vom nördlichen Maximum unter ungefähr 22° Breite, und vom südlichen Maximum unter 17°, nimmt der Salzgehalt des Meerwassers mit zunehmender Breite immer ab. Die auf der Insel Luzon (14° 34' nördl. Br. 239° 9' westl. v. Greenwich) angestellten Beobachtungen rücksichtlich der Veränderung des Barometers zeigten im Allgemeinen denselben regelmäßigen Gang, welchen man überhaupt in der heißen Zone bemerkt; es finden nämlich zwey Maxima um 9 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends, so wie zwey Minima um halb fünf Uhr Morgens und Abends statt. Rüksichtlich der Vergleichung der mittlern Temperatur der Luft und des Wassers an der Oberfläche des Meeres innerhalb 24 Stunden ergab sich, daß vom Aequator bis zu 45° nördl. Br. die mittlere Temperatur der Luft geringer ist als die des Wassers; von da bis 55° findet aber ein Schwanken der Temperaturen statt, so daß bald die Luft bald das Wasser im Mittel wärmer war. Auf der südlichen Halbkugel war bis 33° Breite das Wasser wärmer; von 33° bis 57° tritt aber wieder das Schwanken ein. Zwischen den Grenzen von — 33° bis + 45° Br. sind die Beobachtungen das ganze Jahr hindurch angestellt, so daß man ebenfalls für das ganze Jahr auf eine höhere Temperatur des Wassers als der Luft schließen kann, allein die jenseits dieser Grenzen gefundenen Resultate können bloß auf die Som-

mermonate ausgedehnt werden, da nur in diesen Beobachtungen gemacht wurden. Auch wurden auf dieser Reise Versuche über die Compression des Quecksilbers und des Wassers angestellt. Für das Quecksilber fand sich die Compression bey dem Druck 914,9 Toisen Wasserhöhe = 0,0005; dieß würde wenn die Compression dem Druck proportional wächst für den Druck einer Atmosphäre, die Compression = 0,0000027 geben, fast das Dreyfache von dem was Dersted gefunden hat. Ueber die Compression des Wassers konnten keine gehörige Resultate geliefert werden, weil gleich nach dem ersten Versuch, das hiezu bestimmte Instrument unbrauchbar wurde. Die mit dem Eudiometer zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts der Luft angestellten Versuche zeigen eine Veränderlichkeit desselben, die zwischen den Grenzen 0,2044 und 0,2249 enthalten ist. Um zu untersuchen, ob die Luft über dem Meere Salztheilchen enthalte, wurde etwas destillirtes Wasser in einer Flasche mit der darin befindlichen Luft geschüttelt, und dann durch salpetersaures Silber geprüft, wobey sich in den meisten Fällen eine geringe Weißfärbung des Wassers zeigte. Die hierdurch indicirten Salztheilchen sind aber wahrscheinlich bloß vermittelt des feinen bey starkem Winde entstehenden Wasserstaubes in die Luft gekommen, keinesweges aber vermittelt der Verdunstung des Wassers. Außerdem sind noch einige Berghöhen, die vermittelt des Barometers gemessen wurden, angegeben, nämlich der Vulcan von Awatscha in Kamtschatka zu 7473 Par. Fuß, der Berg Edjeczumbo auf der Insel Sitcha zu 2759, und der Pyramidenberg auf Sitcha am Hafen von Neu-  
 Archangel zu 3020 Par. Fuß Höhe. Das Ganze beschließt eine Untersuchung über die krumme Linie, die ein in strömendem Wasser hängendes Bleyloth bildet. Der Vf. bemerkt noch, daß die ihm

aufgetragenen Beobachtungen über die Neigung der Magnetnadel zwar angestellt sind, allein weil sie kein Vertrauen verdienen, nicht angegeben worden, indem man fand, daß die Nadel ihre Intensität während des Versuchs, wegen zu geringerer Härting, änderte. Eben so wenig konnten die angestellten Versuche über die Pendelschwingungen mitgetheilt werden, da die vollständige Berechnung derselben bey dem Abdruck dieser Beschreibung noch nicht beendigt war.

### M i n d e n .

Bey Eßmann: Westphalia. Beyträge zur vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von der historischen Section der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden. Zweytes Heft. 1830. 160 S.; Codex diplomaticus S. 41 .. 71, und 2 Steindrucktafeln. Octav. — Ueber das erste Heft dieser schätzbaren Zeitschrift vergl. unsere Blätter, Jahrg. 1828. S. 1855. Unter den in dem vorliegenden Hefte mitgetheilten Abhandlungen zeichnet sich vorzüglich, durch ungemeine Belesenheit in den isländischen und andern Werken, die des Hn. Kaufmann Mooyer aus, mittelst welcher auszuführen versucht worden ist, daß unter dem in der Kristni-Saga ok Thattr af Isleifi Biskupi, erwähnten Orte Herfurda, weder das thüringische Erfurt, noch Hereford oder Hertford in England, sondern vielmehr das westphälische Herford, zu verstehen sey; ein Resultat, welches durch die vom Hn. Vf. mit Hn. von Ledebur gemeinschaftlich angestellten Untersuchungen gefunden ist. Zwey Aufsätze des Hn. Bürgermeister Rose in Herford geben interessante Andeutungen über die älteste Verfassung und Landesgeschichte des westphälischen Sachsens und über die ältere Geschichte

Herfords bis zur Gründung der Abtey. Hr. Wilhelm Redeker hat aus mündlicher Ueberlieferung 50 westphälische Sagen gesammelt und mitgetheilt, von denen sich sehr viele auf den 'König Wefing' (Wittekind) beziehen; dem im J. 1829 bey Wedigenstein, wo ursprünglich der Sage nach, Wittekind's steinernes Waldhaus gestanden, ein einfaches Denkmal gesetzt ist, über welches S. 124 flg. gleichfalls eine Notiz gegeben ist. Zur Kunstgeschichte gehört die Beschreibung eines merkwürdigen Altars in der Altstädter Kirche zu Bielefeld, der wegen seiner schönen Schnitzarbeit und noch mehr wegen der trefflichen Gemälde, welche seine Flügel zieren, die Aufmerksamkeit und Bewunderung jedes Kunstfreundes in Anspruch nimmt. Aber noch merkwürdiger, und auch das Interesse des Rechtsgelehrten in Anspruch nehmend, sind die am Schlusse des Hefts gegebenen Abbildungen aus einem Codex der Stadt Soest. Dieser ist ein Original-Protocollbuch des Rath's jener Stadt, und enthält in ziemlich chronologischer Ordnung Verzeichnisse derjenigen, welche Urfehde geschworen, den Eid der Treue geleistet, oder eidlich angelobt haben, die Stadt oder das Weichbild derselben zu meiden. Die dieser Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts hinzugefügten 13 buntfarbigen Bilder, von denen hier sieben mitgetheilt und beschrieben sind, beziehen sich theils auf die Gerichtsverfassung der Stadt, theils auf die Art der erkannten Strafen, und schließen sich in Form und Bedeutung den Darstellungen in den berühmten Codicibus picturatis des Sachsenspiegels an. — Der Codex diplomaticus liefert die Fortsetzung der aus dem Archive der Stadt Minden zum Druck beförderten Urkunden, aus den Jahren 1328. . 1346; unter welchen auch einige für die Hannoversche Landesgeschichte von Werth sind.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band  
auf das Jahr 1831.



Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.



# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1831

by unknown author

Göttingen; 1831

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

D e n 1. S e p t e m b e r 1 8 3 1.

B o n n

Anaxagorae Clazomenii et Diogenis Appolloniatae fragmenta, quae supersunt omnia disposita et illustrata. Dissert. quam etc. (die Jahrszahl fehlt) defendet Wilhelmus Schorn. 64 S. in 8.

Eine Preisaufgabe der philosophischen Facultät in Bonn veranlaßte den Verf. die philosophischen Fragmente des Anaxagoras zu sammeln; der günstige Erfolg seiner Arbeit bestimmte ihn späterhin, sie von neuem aufzunehmen, und jene Bruchstücke zum Behuf seiner Inauguraldissertation zugleich in Verbindung mit den bisher (d. h. vor Herausgabe dieser Schrift) noch nicht zusammengestellten Bruchstücken des Diogenes von Apollonia herauszugeben. Die Anmerkungen sollten das bisher noch nicht Erläuterte aufhellen; und sie betreffen vorzüglich die äußere Gestalt des Textes, worin Schaubach's Monographie über den erstgenannten Philosophen (s. diese Anz. 1827 St. 96) unserm Verf. nicht Genüge gethan zu

haben scheint und auch noch Manches zu wünschen übrig ließ. Von diesem Gesichtspuncte aus bietet nun dieses Schriftchen manches Lobenswerthe dar, obwohl der lockere Zusammenhang der Bemerkungen und die hier und da sehr nachlässige Sprache keinen angenehmen Eindruck macht.

Einleitungsweise redet der Verfasser von den Schriften beider Männer, dem Dialect derselben und dem seit Schleiermacher streitig gewordenen Zeitverhältnisse beider Physiker. Dafür, daß Anaxagoras nur eine einzige Schrift und zwar *περι φροσεως* (daß dieses der besondere Titel des Buches gewesen, sagt kein älterer Bericht) geschrieben habe, finden wir keinen stärkern Grund, als des Diogenes von Laerte Auctorität. Wenn dagegen 'nichts nothigt', unsern Glazomenier als Verfasser einer von Vitruv erwähnten Schrift über die Scene anzusehen, so folgt doch auch nicht, daß dieser Anaxagoras der Verfasser nicht seyn könne, 'ad quem talia pertinere non videantur', denn von Demokrit, welcher neben Anaxagoras in gleicher Qualität erwähnt wird, hätte Herr S. dann dasselbe sagen können. Ueber das, was den Diogenes v. A. und sein Verhältniß zu Anaxagoras betrifft, wollen wir später sprechen. Den Dialect betreffend, welchen Herr S. in den Bruchstücken beider durchaus wieder herzustellen suchte, überlassen wir das Urtheil den Philologen vom Fache.

Die Bruchstücke des Anaxagoras, welche Herr S. zusammengestellt hat, sind sämmtlich in dem Commentar des Simplicius zu Aristoteles Physik aufbewahrt. Indem der Verf. zwey Stellen bey Sextus Empiricus und Diogenes von Laerte, von denen zweifelhaft ist, ob sie eigene Aus-

drücke des A. enthalten, ausgeschlossen und Wiederholungen vermieden hat, beträgt die Zahl der von ihm aufgestellten Bruchstücke nur XVII, während Schaubach XXV zählt. Ref. hat in der bisher vernachlässigten Schrift des Theophrast *περι αισθητων* eine von beiden Herausgebern übersehene Stelle aufgefunden, welche er für eigenen Ausspruch des Anaxagoras zu halten geneigt ist. Nämlich im 17 §. (ed. Schneider T. 1. p. 653) sagt Theophrast *Καίτοι πολλάκις αισθανόμενοι λυπούμεθα κατ' αὐτὴν τὴν αἴσθησιν, ὡς Αναξαγόρας φησὶν, αἰεὶ πᾶσαν γὰρ αἴσθησιν εἶναι μετὰ λύπης*. Die letzten Worte scheinen dem Anaxagoras selbst anzugehören, um so mehr, da sie Theophrast auch in der später folgenden Kritik (§. 31) wiederholt und sagt: *Τὸ δὲ μετὰ λύπης ἅπασαν εἶναι, ψεύδος*. Vielleicht könnten auch noch die Worte §. 28 *πάντα γὰρ ἐνυπάρχειν ἐστὶν ἐν ἡμῖν*, welche von einem bekannten Sage des Anaxagoras nur der speciellere Ausdruck sind, ihm zugeeignet werden.

Die Folge, in welcher Herr S. die Bruchstücke, zum Theil von Schaubach abweichend, aufstellt, findet Ref. probabel; obgleich in solchen Dingen Gewißheit unerreichbar ist. So ließe sich z. B. wohl auch zwischen III und IV die umgekehrte Folge denken (mit Weglassung der letzten Worte von IV *Τουτων — χρηματα* welche sich bey Simplicius nicht unmittelbar anschließen); dann aber würde man mit dem Vf. *εἶναι* zu lesen haben, dahingegen man sonst wohl bey der Lesart der Aldine: *εἶναι* bleiben kann.

Einige wichtigere Bestimmungen und Erklärungen des Textes, welche der Verf. gibt, wollen wir berühren. Herr S. hält erstens die

Form ἐνδηλος für die Bruchstücke des Anax., und wir glauben mit Grunde (vergl. S. 16 f.), fest. Das πάντα γὰρ ἀήρ τε καὶ αἰθήρ κατεῖχεν erklärt er richtiger, als Schaubach, indem er κατεῖχεν durch continebant, penetra- bant (nicht circumdabant) übersetzt. Im zwey- ten Fragmente wird richtig gelesen: ἀπο τοῦ τα πολλα περιεχοντος, wie Fragm. XII. — Die Erklärung der ἡδοναί welche im III. Bruchstück neben den χροαίαι erwähnt werden, ist verfehlt, und sinnlos die Stelle: ἡδοναί ‘animique ple- rumque sunt, h. l. rerum inanimatarum; in- tellige vim et gravitatem ceterasque qualita- tes internas. — Im IV. Fragmente corrigiert er statt σπερμάτων ἀπείρων πλήθους, σπ- α. πληθῆος. — Im VI. Fragm. emendiert Hr. S. καὶ ἄν ἐκώλυεν, besser als Schaubach (καὶ ἀνε- κώλυεν), wenn nicht vielleicht καὶ ἀπεκώλυεν (welches Wort auch IV vorkommt) zu lesen ist. — Der Grund welchen Herr S. S. 29 zu Frag- ment VI davon angibt, daß, nach Anaxagoreischer Vorstellung, die Bewegung mit wenigen an- fängt: nam et res sic melius in ordinem re- digi potuerunt nec motus semel inceptus substitit ist nicht haltbar, da wenn überhaupt Anaxagoras nicht, dualistisch, die gemischte Mate- rie, als hemmendes, dem νοῦς als thätigem Princip entgegengesetzt hätte, ein solcher An- fang mit wenigem nicht nothwendig gewesen wä- re, und der νοῦς aus seiner Machtvollkommenheit eine geordnete Welt hätte aus dem Nichts her- vorrufen können. Aber einmal verfolgte Anaxa- goras die Consequenz seiner dualistischen Voraus- setzung, dann trug er zugleich als Naturforscher die Wahrnehmung der Entwicklung vom Einzelnen auf das Ganze über. Hiebey ließt Herr S. mit Ritter ἐπειτε πλέον περιχώρει

καὶ περιχωρήσει ἐπὶ πλεόν statt der Albinischen  
 Vesart ἐπεὶ δε, was vielleicht aus ἐπι δε ent-  
 standen ist. In demselben Fragmente liest Herr  
 S. καὶ ὁκοῖα ἐμελλεν ἔσεσθαι καὶ ὁκοῖα ἦν  
 καὶ ἄσσα νῦν ἔστι καὶ ὁκοῖα ἔσται κ. und  
 bezieht den ganzen Satz auf das folgende πάντα  
 διεκόσμησε νόος, wodurch der Wortüberfluß, der  
 auch andern (s. Ritter Gesch. d. ion. Phil. S.  
 228) zu schaffen machte, besser bewältigt wird. —  
 In dem verdorbenen und von Hn. Sch. für un-  
 heilbar gehaltenen Bruchstücke №. XII ὁ δὲ  
 νόος ὅσα ἐστὶ τε κάρτα, καὶ νῦν ἐστίν, ἵνα  
 καὶ τὰ ἄλλα πάντα ἐν τῷ πολλὰ περιέχοντι  
 κ. τ. λ., wo Carus statt ἐστὶ τε ἐστήσε vor-  
 geschlagen, Ritter ἐστὶ τε corrigiert hatte;  
 Schaubach statt ἐστίν, ἵνα lesen wollte: ἐστίν,  
 κινεῖ, (wodurch wie der Rec. in diesen Anzei-  
 gen bemerkt hatte, der Anstoß noch nicht völlig  
 gehoben ist), möchte ich statt ἵνα, ἔγνω zu le-  
 sen vorschlagen, was auch mit den Worten im  
 VI. Fragmente πάντα ἔγνω νόος übereinstimmt.  
 Zu dem XIII. Fragmente, wo es heißt: es ist  
 nichts in der Welt mit dem Beil durchhauen,  
 bemerkt der Verf. Significanter quidem, sed  
 tamen von satis convenienter ad discinden-  
 dum adhibetur securis; est enim instrumen-  
 tum illud minime tenue, quo tenuissima se-  
 mina penitus disiungantur; aber A. will ge-  
 rade sagen, man müsse sich die Scheidung nicht  
 als eine absolute (grobe) Trennung denken. —  
 In XV. Fragmente ergänzt Herr S. durch die  
 ausgefallenen Worte οὔτε τὸ μέγιστον recht glück-  
 lich das bey Schaubach unter №. V angeführte  
 Fragment. — Im XVI. Fragment interpungiert  
 Herr S. καὶ ὅτε δε ἰσαι μοῖραι εἰσι τοῦ τε  
 μεγάλου καὶ τοῦ μικροῦ πληθος, καὶ οὕτως  
 αὐν εἰη, übersetzt aber gleichwohl: quum aequa-

les res quaeque habeat partes, multitudo et in magno et in parvo inest. Daher wahrscheinlich die Interpunction ein Druckfehler ist und das Komma nach *σμικρον* stehen muß. Statt *αλλ' ὅπερ περι αρχην ειναι* wird *αλλ' ὅπως περι ἀρχήν* gelesen.

Was die Lehre des Diogenes von Apollonia anlangt, so ist diese nun ganz kürzlich auf eine umfassendere und gediegene Weise in einer Schrift behandelt worden, mit deren Anzeige wir zugleich das von Herr Sch. über diesen Gegenstand Mitgetheilte nächstens berücksichtigen werden.

### B e r l i n.

**Hey Dümmler:** Die Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft mit besonderer Rücksicht auf Preussisches provinzielles und allgemeines Recht, dargestellt von Dr. George Philipps, außerord. Prof. d. R. auf der Königl. Friedr. Wilhelms Universität zu Berlin. 1830. VIII u. 303 S. in 8.

Bekanntlich gehört die Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft zu den schwierigern des deutschen Privatrechts, so daß sogar ein Schriftsteller über dieselbe, in einer Art von Verzweiflung sie schon auf dem Titel seines Buchs als eine verworrene bezeichnet hat. Ganz so schlimm ist es freylich nicht, falls man nur der darstellenden Behandlung derselben eine geschichtliche Grundlage gibt, und die leitenden Grundsätze eher durch historische Forschung, als durch Schlußfolgerungen aus der sogenannten Natur der Sache zu ermitteln strebt; wie sich dieses aus den trefflichen Lehrbüchern eines Mittermaier und Eichhorn, welche auch bey dieser Lehre die Bahn

gebrochen haben, ergibt. Auch unser Verf., durch mehrere das germanische Recht betreffende Schriften bereits rühmlichst bekannt, hat dieselbe Bahn verfolgt, wiewohl die überwiegende practische Richtung, welche er beabsichtigte, die, ihr zur Grundlage dienende historische Forschung einigermaßen in den Hintergrund gestellt hat; woraus es sich erklärt, daß der erste Theil seines Werks (historische Entwicklung des Begriffs der ehelichen Gütergemeinschaft) ein dürftiges Ansehen erhalten hat, da in demselben lediglich nur der einheimischen Rechtsquellen, nicht aber der, jenen doch so sehr zur Erläuterung dienenden Rechtsbücher stammverwandter Völker, wohin vorzüglich die so überaus wichtigen Französischen Landesrechte (Coutumes) gehören, Erwähnung geschieht. Von größerer Wichtigkeit ist dagegen der zweyte Theil, welcher in drey Abschnitten, deren jeder in mehrere Kapitel zerfällt, die dogmatische Darstellung der Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft, nach allen ihren Richtungen enthält. Nicht allein, daß dieselbe, nach klaren und deutlichen Grundsätzen erörtert ist, so hat der Verf. bey dieser Gelegenheit den Versuch gemacht, die verschiedenen Preussischen provinziellen und statistischen Rechte, die gerade so höchst mannigfaltige Bestimmungen über das erwähnte Institut enthalten, in Betreff desselben zusammenzustellen. Da er in dieser Hinsicht von dem Herrn G. R. von Kampß aus dessen reichen Sammlungen unterstützt worden ist, so ist die S. 50 und folg. gelieferte Uebersicht der Gesetze und Literatur über die eheliche Gütergemeinschaft in den Provinzen der Preussischen Monarchie äußerst vollständig ausgefallen. Die derselben vorangehende Uebersicht der Gesetze und Literatur über den nämlichen Gegenstand in den Nichtpreuss-



schen deutschen Ländern hat dagegen nicht so erschöpfend ausfallen können, und da der Verf. selbst um Vervollständigung derselben bittet, so glaubt Ref. ihm einen kleinen Beytrag hiezu durch folgende Nachweisungen, größtentheils in Bezug auf den hiesigen Staat mittheilen zu dürfen. Ueber die in einzelnen Gegenden des hiesigen Königreichs vorkommende eheliche Gütergemeinschaft wäre noch von Pufendorf (observat. T. III. №. 115. T. IV. №. 31. 111), Hagemann (Pract. Erörter. Bd. VI. №. 49. Bd. VIII. Abth. I. №. 3), und die unter dem Präsidium Ayrer's erschienene Dissertation von Cassius de communione bonorum inter conjuges in Episcopatu Osnabrugensi, Hülsemann observationes ad Statuta Stadensia, die Abhandlung in der allegierten v. Duvè'schen Zeitschrift. Bd. 1. S. 2. S. 73 u. flg., so wie von Ramdohr's jurist. Erfahrungen Bd. 1. unter Ehe und Erbrecht, nachzutragen gewesen; über die eheliche Gütergemeinschaft im Lippischen, Strube (rechtl. Bedenken. Bd. IV. №. 57 oder 61 der neuesten Ausgabe); in Bezug auf die S. 127 erwähnte Streitfrage Struve ebendas. Bd. IV. №. 70 oder №. 62 der neuesten Ausgabe; von Pufendorf (Observ. T. II. №. 121. Animadvers. T. I. №. 56. 57. und Pfeiffer pract. Ausführungen. Bd. II. №. 6. — Darf Ref. endlich sein Urtheil über das Werk im Allgemeinen aussprechen, so hält er es vorzugsweise der Beachtung der Geschäftsmänner werth, denen durch dasselbe in der That ein angenehmes Geschenk gemacht worden ist.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

139. Stück.

Den 3. September 1831.

---

G e t t i n g e n.

Wir sind unsern Lesern noch die Anzeige der Schriften schuldig, durch welche unserm ehrwürdigen Senior der theologischen Facultät zu der Jubelfeyer seines öffentlichen Lehramtes, Glück gewünscht wurde.

Typis Dieterich. Academiae Georgiae Augustae Prorektor cum Senatu Collegae Suae de Academia, eidemque de Ecclesia merittissimo Viro S. V. J. Theophilo Planckio rel. Sacrum semisaeculare muneris in Ecclesia atque in Academia per L. annos feliciter administrati pie gratulatur. Examinatur, quae speciosius nuper commendata est, sententia de mutato per eventa, adeoque sensim emendato Christi consilio. Particula II., exegeticam illius rei quaestionem continens. MDCCCXXXI. Als Fortsetzung und Schluß des Osterprogramms von diesem Jahre, (Partic. I. apologeticam rei quaestionem continens).

Von der höchst erfreulichen Veranlassung dieses academischen Programms, und der Feyer selbst, zu deren Veranlassung es geschrieben wurde, ist bereits St. 82. dieser Anz. die Rede gewesen. Das Programm enthält in seiner ersten Abtheilung die apologetische, in seiner zweyten, die exegetische Bestreitung der von Herrn Prof. Hase in Jena in seinem Leben Jesu vorgetragenen Meinung, daß man eine zwiefache besondere Gestaltung des Planes Jesu zu unterscheiden habe. 'In der ersten Periode seines öffentlichen Lebens nämlich (bis zum zweyten Pascha, Joh. 5, 1), sagt Herr Prof. Hase, habe Jesus das politische Element der Theocratie von seinem Plane nicht ausgeschlossen; erst später, als er in seinem Volke überall Widerspruch fand und die Unmöglichkeit einsah, auf die Weise das Reich Gottes zu stiften, habe er das politische Moment ganz aufgegeben, und beschlossen, unbekümmert um die Mißverhältnisse der Staaten und die Spaltungen der Völker ein geistiges Reich des religiösen Lebens zu gründen, welches früher oder später auch die weltlichen Verhältnisse durchdringen und die Welt überwinden müsse. So sey die Verzweiflung Christi an der ersten Gestaltung seines Planes zum erhabensten Siege und der jüdische Messias zum religiösen Weltheilande geworden. Es sey aber wahrscheinlich daß Jesus auch nach diesem Entschlusse das Streben nach einer äußeren Theocratie nicht sogleich unbedingt aufgegeben, sondern die Entscheidung dem im unabwendbaren Gange seines Schicksals ausgesprochenen Willen Gottes allein überlassen habe.'

Dies ist in ihren Hauptzügen die Meinung, welche in diesen Programmen bestritten wird, aber, wie sich versteht, mit aller Liebe und Ach-

tung gegen das ausgezeichnete Talent des Gegners. Es wird zuerst das theologische Moment jener Abweichung von der allgemeinen christlichen Ueberzeugung, wonach Christus gleich mit der vollkommensten Einsicht und der besonnensten Weisheit sein Erlösungswerk entworfen und begonnen hat, etwas näher bezeichnet, und so die Polemik dagegen gerechtfertigt, in der wir während der Zurüstungen unerwartet an Dr. Heubner (in der neuen Ausgabe von Reinhard's Versuch über den Plan Jesu) zwar den einzigen, aber einen sehr glücklichen Vorkämpfer antrafen. Die Bemerkung des Herrn Prof. Hase, daß durch seine Ansicht die fromme gläubige Verehrung Christi auf keine Weise beeinträchtigt werde, nöthigte, der apologetischen Erörterung mehr Raum zu gewähren. Es wird versucht zu zeigen, daß, wenn wir den biblischen Begriff des Erlösers, als des Sohnes Gottes vorzugsweise, also den Begriff des vollkommenen Heiligen und Weisen festhalten — (ein anderer Begriff aber, worin die Absolutheit des vollkommenen sittlichen Lebens irgendwie beschränkt oder aufgehoben wird, ist für den christlichen Glauben weder historisch wahr, noch logisch denkbar), damit die Annahme eines so wesentlichen Irrthumes Christi über seinen Plan, noch mehr aber die Meinung, daß Christus auch nach gewonnener besserer Einsicht das Streben nach einer äußeren Theocratie nicht sogleich unbedingt aufgegeben, und die Entscheidung dem im unabwendbaren Gange seines Schicksals ausgesprochenen Willen Gottes allein überlassen habe, durchaus unvereinbar sey. Die allmähliche rein menschliche Entwicklung des Geistes Christi geben wir nicht nur zu; wir fordern sie aus apologetischem Interesse. Allein, wenn seine Entwicklung die ei-

nes wahrhaftigen Erlösens war, so mußte sie auch ohne Irrthum und Sünde geschehen. Beides aber, und zwar so daß eins das andere einschloß, mußte in Christo angenommen werden, wenn Herr Prof. Hase Recht hätte. Kurz, über das Dilemma kann die apologetische Betrachtung nicht hinaus. Entweder Christus ist der wahrhaftige, vollkommene Erlöser, wofür der christliche Glaube ihn von Anfang an gehalten hat und er sich selber ausgibt, und in diesem Falle hat Herr Prof. Hase Unrecht, oder Herr Prof. Hase hat Recht, und in diesem Falle hat der christliche Glaube an die vollkommene Erlösung in Christo keinen Grund.

Das Hauptmoment des Streites aber ist das exegetische oder historische, womit das zweyte Programm sich beschäftigt. Es könnte scheinen, als hätte dieser Theil der Untersuchung dem apologetischen vorangehen müssen; die Apologetik, sagt man, beruhet auf der Exegese. Allein abgesehen davon, was wir hier nicht weiter entwickeln können, daß das Verhältniß zwischen Apologetik und Exegese ein wechselseitiges ist, und die letztere als theologische Disciplin eben so wesentlich auf der ersteren beruhet, so schien in diesem Falle die Erregung des Interesses an der Untersuchung von der apologetischen Seite auszugehen, und sonach angemessen, die apologetische Betrachtung als Vorfrage oder Einleitung der Hauptentscheidung durch die Exegese voranzustellen.

Die exegetische Erörterung nun geht davon aus, daß unsere Evangelien und die apostolische Literatur überhaupt in keiner Hinsicht zu der Behauptung berechtige, daß die Apostel 'jene lebendige Bewegung im Plane Jesu', d. h. den früheren Irrthum Christi und die spätere Verz.

besserung, nicht erkannt und anerkannt, daher auch die Aussprüche Christi aus der ersten und zweyten Periode nicht genau geschieden hätten, daß also die Ansicht von der Veränderung im Plane Jesu weniger auf dem Zeugnisse einzelner klarer Aussprüche Jesu, als vielmehr auf klaren Folgerungen seiner ganzen messianischen Stellung beruhe. Es wird gezeigt, wie so eine bedeutende Veränderung denen nicht habe entgehen können, welche den Kampf Christi mit dem widerspenstigen, ungünstigen Volke beobachteten und in seinen Hauptpunkten so anschaulich und klar darzustellen vermochten. Die Art der Beweisführung, sich die historische Grundlage seiner Ansicht willkürlich zu bestimmen, unabhängig von allem Einzelnen, Individuellen und Ausdrücklichen in den historischen Zeugnissen, und von dem Allgemeinen einer sonst wie bestimmten, doch immer subjectiven Gesamtanschauung von Christo aus das einzelne historische Factum ohne bestimmte Zeugnisse dafür zu construieren, ist gleich bedenklich, der außer den Evangelien genommene Standpunct mag ein dogmatischer oder skeptischer, ein rationalistischer oder supernaturalistischer seyn. Die exegetische Polemik folgt dem Gegner Schritt für Schritt, eben so sehr das Allgemeine durch das Einzelne, als das Einzelne durch das Allgemeine bestimmend. Indem die Untersuchung so nach beiden Richtungen dem Gegner sowohl die einzelnen Stellen, worauf er sich beruft, als auch 'die Folgerungen der ganzen messianischen Stellung Christi', welche er geltend macht, zu entwinden sucht, gewinnt sie zuletzt das Resultat, daß die Hypothese von der zwiefachen besondern Gestaltung des Planes Jesu in den Evangelien nirgends Schutz, sondern überall Widerspruch finde, und daß man allen

Grund habe, bey dem allgemeinen Zeugnisse und Glauben der apostolischen Tradition und Kirche zu verbleiben.

Der Verf. der Programme benutzte diese Anzeige zu einer nachträglichen Bemerkung. Wenn Christus Anfangs ganz im Sinne des Jüdischen Volkes auftrat, insofern als er das politische Element der alten Theokratie in seine Messiasidee aufnahm, wie sollen wir in diesem Falle die Ungunst und Widerspenstigkeit des Volkes erklären? Daß Christus Buße und Besserung zum Eintritte in das Messianische Reich verlangte, konnte Niemanden befremden und abstoßen. Diese Art der Messianischen Verkündigung wurde ja erwartet. Nicht bloß die höheren Stände, die Orthodoxie und Priesterschaft — waren feindlich und abgeneigt; innerlich war es eben so sehr das Volk. Wenn der Herr Prof. Hase §. 81 sagt, der Gegensatz des Volksfreundes wider die Volksverachtung und Volksverführung der Pharisäer sey ein Hauptgrund der Feindschaft der höheren Stände gegen Jesum gewesen, so möchten wir fragen, warum Christus, wenn er doch das politische Element Anfangs für so wesentlich in seinem Plane gehalten haben soll, daß er es nur sehr ungern und nach und nach aufgab, die Macht des Volkes, das ihm anhing, nicht benutzte, um den Widerstand der Vornehmen allmählich zu überwinden? Auftritte, wie bey dem letzten Einzuge Christi in Jerusalem, den Herr Prof. Hase politisch deutet, gab es genug. Und die Leidensgeschichte zeigt, daß die Gewalthaber das Volk, wenn es auf der Seite Christi stand, sehr fürchteten.

Der Schluß des zweyten Programmes enthält die festliche Gratulation. Im Namen der Universität geschrieben, gestattete sie dem Vf. nicht,

sein persönliches Verhältniß zu dem geſeyerten Manne irgendwie durchſcheinen zu laſſen. Aber daß das Herz die Feder geführt, wird auch in dem fremden Sprachgewande nicht leicht verkannt werden. Was aber hindert den Ref., es hier dankbar zu rühmen, daß auch er in unſerm Planck ſeinen geliebten Lehrer und väterlichen Freund verehrt, deſſen Unterricht und Beyſpiel, Ermunterung und wohlwollender Fürſorge neben der Freundschaft deſ ſel. Dr. Knapp in Halle er ganz vorzüglich die erſten wiſſenſchaftlichen Anregungen und Förderungen auf dem Wege einer beſonnenen, in dem Streite der Extreme die gerechte Mitte und den Frieden der einfachen Wahrheit ſuchenden Theologie ſchuldig iſt. Das Bild deſ ehrwürdigen Lehrers, wie es in jener Gratulation nur in allgemeinen Umriffen aber mit voller Wahrheit gezeichnet worden iſt, wird aus dem dankbaren Herzen deſ Schülers nimmer verſchwinden und erbleichen!

---

Wir verbinden hiermit die Anzeige zweyer bey derſelben feſtlichen Gelegenheit geſchriebenen Programme der Univerſität Tübingen, der vaterländiſchen Hochſchule unſereſ Planck. Es ſind dieſe:

Epistola Gratulatoria ad D. Th. Jacobum Planck — Idib. Maji anni MDCCCXXXI vitae quinquaginta per annos publicis in muneribus peractae solemnibus celebrantem data ab Ordine Theologorum, qui Tubingae sunt, Evangelicorum, interprete D. Ferd. Chr. Baur, Theol. Evang. Prof. P. O. Addita est brevis disquisitione in Andreae Osiandri de justificatione doctrinam, ex recentiore potissimum theologia illustrandam. Tubingae typis Hopferi de L'Orme. 23 S. in 4.



Und

Beglückwünschung Sr Hochw. dem Hn. Dr. Gottl. Jac. Planck, Oberconsistorialrath, erstem Prof. d. Theologie in Göttingen und Ritter des Guelphen=Ordens, zur Feyer seiner 50jährigen Amtsführung am 15. May 1831 dargebracht von der katholisch=theologischen Facultät zu Tübingen. Nebst einem Versuche über den Ursprung des Gnosticismus von Dr. J. A. Möhler, ordentl. Prof. der katholisch=theol. Facultät. Tübingen bey Hopfer de P'Orme. 30 S. in 4.

Ihrem berühmten Landsmanne und Schüler zu dem seltenen Glücke eines so lange von Gott gesegneten Lebens und Wirkens, wenn dasselbe auch größtentheils einem andern Lande und dem Flor einer andern Universität gewidmet war, ihre Verehrung zu bezeugen, konnte die vaterländische Universität um so weniger unterlassen, da Planck's Name, indem er dem ganzen deutschen Vaterlande angehört, den Ruhm des Würtemberger Stammes in der deutschen Gelehrsamkeit auf eine so ausgezeichnete Weise verherrlicht. Was diese Erscheinung noch erfreulicher und denkwürdiger macht, ist, daß nicht bloß die evangelisch=theologische Facultät, sondern auch die katholische sich gedrungen gefühlt hat, dem unparteyischen Geschichtschreiber beider Kirchen ihre glückwünschende Verehrung darzubringen. Das schöne Zeichen der Zeit wird jeder Aufmerksame verstehen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

140. Stück.

Den 3. September 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Gratulationschriften zu dem Amtsjubiläum des Herrn Dr. Gottl. Jac. Planck, Oberconsistorialrath etc. etc.

Wer Planck's Wirksamkeit und Verhältniß zu beiden Kirchen, so wie die freye Stellung, und die tüchtige und geistvolle Gelehrsamkeit der in der Tübinger katholisch-theologischen Facultät vereinigten Männer kennt, den kann die Erscheinung nichts weniger als befremden: aber auch so, ganz in der Ordnung, erfreuet sie das Herz eines Jeden, der an dem Wachstume des göttlichen Reiches lebhaften Antheil nimmt, auf eine ausgezeichnete Weise, eben als ein sicheres Zeichen fortschreitender Annäherung und Verständigung beider Kirchen im deutschen Vaterlande. In welchem edlen Geiste aber die katholischen Männer unserm Planck ihren Antheil an der Feyer seines Festes bezeugt haben, lehrt folgende Stelle: 'Fühlen wir uns als Theologen gedrungen, Ihnen, dem Gelehrten, dem um die Fortbildung der Wissen-

schaft und die Gestaltung des wirklichen Lebens so Hochverdienten, unsere Huldigung darzubringen, so sehen wir uns noch insbesondere als Katholiken aufgefordert; denn manches schöne, gewichtvolle Wort des Friedens haben Sie in die zerrissene Zeit hineingesprochen und den Genossen der getrennten Kirchen das Schöne und Erfreuliche gegenseitiger Verständigung, freundlicher Annäherung, anerkennender Eintracht dringend ans Herz gelegt. Wer, gleich Ihnen, in seinem Gegner mit Liebe das Gute und Wahre aufsucht und anerkennt, legt von sich selbst den überzeugendsten Beweis ab, daß auch er in reichem Besitze von Wahrem und Gutem sey; denn dieß ist die unerläßliche Bedingung, es auch in Andern aufzufinden. Daher die so betrübende Erscheinung in den mannigfaltigen Kreisen des kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens, daß sich so oft gerade diejenigen, für die es kaum noch eine eigenthümliche christliche Wahrheit gibt, in ihren Beziehungen zu Bekennern der ihnen entgegengesetzten Confessionen aufs unfreundlichste und schroffste erweisen: auf solche geht bloß die in sich selbst leere Form der Opposition über, ohne irgend einen wesentlichen Inhalt, was allenthalben am verderblichsten wirkt. Daß Sie selbst dort, verehrungswürdiger Herr College, wo Sie mit vieler Anerkennung von den Eigenthümlichkeiten der katholischen Kirche sprechen, den besondern Standpunkt des Protestanten nie aus dem Auge verlieren, konnte unsere Hochachtung nur vermehren; jene Art von Verträglichkeit, die eigentlich Unwissenheit, Stumpfsinn, Gleichgültigkeit gegen Alles und damit das Grab der Religion, der höheren Wahrheit, der Wissenschaft und alles ernstern religiösen Lebens ist, war Ihnen mit Recht verhaßt, und wurde von einer Denk- und

Sinnesweise abgewiesen, die wir preiswürdig nennen müssen.'

Beide Programme behandeln zu Ehren des gefeyerten Kirchenhistorikers interessante kirchenhistorische Gegenstände. Ihr wissenschaftlicher Werth fordert eine genauere Anzeige, zu der wir uns um so mehr verpflichtet halten, da diese kleinen academischen Schriften doch immer nur Wenigen zugänglich sind.

Die Abhandlung des Herrn Prof. Baur erörtert ein Thema, welches von Planck in seiner Geschichte der protestantischen Theologie zuerst mit Genauigkeit und billigem Urtheile behandelt worden ist. Die Osiandrische Streitigkeit über den Begriff der Justification im 16ten Jahrhunderte ist interessanter und wichtiger, als sie auf den ersten Anblick scheint, und als die damalige protestantische Theologie und Kirche sie zu beurtheilen und zu benutzen verstand. — Sie bezieht sich auf eine Grunddifferenz zwischen der lutherischen und römisch-katholischen Erlösungslehre, und wurde veranlaßt von einem Manne, der die neue kirchliche Freyheit zur ungehinderten Entwicklung und Darstellung seiner individuellen dogmatischen Denk- und Lehrweise zu gebrauchen willens und fähig war. Er war namentlich einer der Wenigen, die gleich Anfangs gegen die falsche Autorität der Augsburgerischen Confession und der Wittenberger Orthodorie protestierten. Allein die heftig aufgeregte Zeit gestattete keine ruhige Exposition und Ausgleichung der individuellen und öffentlichen gemeinsamen Lehrweise, und der Streit wurde bey wachsendem Ungestüm der theologischen Leidenschaften, gegenseitigen Mißverständnissen und Uebertreibungen sehr bald ein leerer und eben so gehässiger, als fruchtloser Zank. Herr Prof. Baur bezeichnet nach einer kurzen

historischen Einleitung über den Zeitpunkt und Zeitgeist des Streites, so wie über die Persönlichkeit der Hauptperson, des Andr. Osiander, den er sehr hoch stellt, als Hauptabsicht seiner Untersuchung, die Lehre Osianders genauer zu beleuchten und in ihrem wahren Sinn und Zusammenhang darzustellen. Dieß geschieht so, daß zuerst die öffentliche lutherische Lehrformel: *hominem peccatorem per fidem ita justificari, ut pro justo reputetur, s. actu quodam, ut ajunt, forensi a Deo justus pronuntietur vel declaretur*, und die entgegengesetzte Lehrweise Osianders, der unter der Justification den realen oder effectiven Act Gottes, wodurch der Mensch gerecht gemacht werde, verstand, kurz einander gegenüber gestellt werden. Da Osiander auf die Weise sich sehr der römisch-katholischen Lehre von der *justitia infusa* näherte, dabey aber auf das entschiedenste gegen den Vorwurf protestierte, daß seine Lehre römisch-katholisch sey, so zeigt Herr Dr. Baur, daß Osiander, wie wohl er mit den katholischen Lehrern jener Zeit der lutherischen Formel vorwarf, daß sie keine practische Kraft habe, und außerdem, daß sie mit der Idee des heiligen und gerechten Gottes, der nur für gerecht erklären könne, was wirklich gerecht sey, in Widerspruch stehe, dennoch über die Rechtfertigung in so fern wahrhaft Protestantisch gelehrt habe, daß er die Rechtfertigung allein an den Glauben, als eine göttliche Qualität, aber nicht als eine verdienende oder bedingende, sondern allein aneignende Kraft knüpfte, und den Grund der Rechtfertigung nicht in der *caritate animis hominum infusa et inhaerente*, sondern in der *essentia Dei justitia nobis inhabitante* fand. Es wird sodann Osianders Lehrbegriff aus den Quellen weiter erörtert, und der

Ungrund des vierfachen Vorwurfs seiner Gegner, nämlich daß durch seine Lehre der Werth und die Kraft des erlösenden Leidens Christi verringert, die Rechtfertigung des Menschen allein auf die göttliche Natur Christi bezogen, Göttliches und Menschliches, Gott und Mensch vermischt und verwirrt werde, und daß sein Justificationsbegriff mit der Paulinischen Lehre im Widerspruch stehe, — durch authentische ausführliche Erklärungen des angegriffenen Mannes nachgewiesen. S. 11 bestimmt dann der Verf. die Differenz zwischen Osianders und der kirchlichen Ansicht und Ausdrucksweise genauer dahin, daß diese die Rechtfertigung auf das Bewußtseyn der Sündenvergebung beschränkt, Osiander aber dieses Bewußtseyn zwar als wesentliche Bedingung der Rechtfertigung festhält, diese selbst aber auf das Bewußtseyn des neuen Lebens aus Gott bezieht. So sey der Streit in Wahrheit ein philosophischer und lasse sich auf die allgemeine Frage, ob das Negative früher sey als das Positive, und beides getrennt gedacht werden könne, zurückführen. Es sey unverkennbar, daß beide Denkweisen gleiches Recht haben, und daß, während die kirchliche Lehre die einzelnen Momente der Erlösung sondere, Osiander das Einzelne in seinem positiven und realen Grundpunct zusammenfasse. Herr Dr. Baur widerlegt sodann die Einwürfe, welche Calvin, mehr scharf und bitter, als wahr der Osiandrischen Lehre gemacht habe, und nachdem er, wie er liebt, die Osiandrische Abweichung von der protestantischen Kirchenlehre mit der Art, wie Dr. Schleiermacher, (den er den Calvin unserer Zeit nennt) die Mangelhaftigkeit derselben auf ähnliche Weise rügt, zusammengestellt hat, schließt er seine gelehrte und scharfsinnige Untersuchung damit, daß er Osianders

Lehren von dem Ebenbilde Gottes und dem Worte Gottes, dem äußeren und inneren, in ihrem Zusammenhange mit der Lehre von der Rechtfertigung auseinandersetzt. Auch hierin findet er viel Aehnliches zwischen Oslander und Schleiermacher, so daß er diesen überhaupt zum Schutz und Zeugen der Wahrheit und tieferen Speculation in der Oslanderischen Dogmatik aufruft und geltend macht.

Herr Dr. Möhler behandelt, indem er den Ursprung des Gnosticismus erörtert, eine Frage, welche seit Neanders allgemein als ausgezeichnet anerkannter Schrift über die Gnostiker häufig zur Sprache gekommen ist. Er verwirft mit Recht die ältere mehr empirische Ansicht vom Ursprunge des Gnosticismus. Aber auch die tieferen Erörterungen der Neueren, welche den historischen Grund der merkwürdigen Erscheinung in dem Zusammentreffen des christlichen Glaubens entweder mit der Jüdischen Kabbala, oder mit Buddhaistischen oder Zoroastrischen Religionsideen, oder endlich mit einer damahls verbreiteten orientalischen Theosophie, namentlich dem Neuplatonismus oder dem orientalisirten Platonismus in solchen Gemüthern, welche das neue christliche Glaubenselement sich nicht anders, als speculativ anzueignen vermochten, gefunden zu haben glaubten, genügen dem Verf. nicht. Er ist vielmehr der Meinung, daß die Gnosis, nämlich eben die häretische, ganz unmittelbar und innerlich aus dem Christenthume selbst hervorgegangen sey. Wie nämlich der Hauptpunct der Gnostik die Frage nach dem Ursprunge des Bösen und Uebels in der Welt sey, so sey nach einer langen und tiefen Versunkenheit in die Außenwelt und in das irdische Streben der menschliche Geist durch das Christenthum, welches die innere Welt des Ge-

müthes und das Leben aus Gott in ihrer vollen Schönheit und Tiefe aufgeschlossen habe, wieder nach Innen gewendet und zwar auf eine so mächtige und gewaltsame Weise, daß in vielen und gewiß nicht den schlimmsten Christen eine überspannte und krankhafte Ansicht der Außenwelt, eine innere Unheimlichkeit bey allen Berührungen des äußeren, leiblichen Lebens, unter den Drangsalen und Verfolgungen der ersten christlichen Zeit und bey den bitteren Erfahrungen von der sittlichen Versunkenheit der damaligen Welt, sehr natürlich entstanden sey. Der Verf. drückt seine Ansicht S. 8 kurz so aus: 'Durch den durch das Christenthum bewirkten Umschwung der realen Weltanschauung (im Heidenthume) in die ideale versiel ein bedeutender Theil der christlichen Kirche in einen frommen Wahnsinn; der so lange veräußerte, in der Sinnenwelt verlorene Geist, fuhr bey der plötzlichen, mächtigen Zurückrufung so gewaltsam und schnell in sich zurück, daß das Band zwischen ihm und dem leiblichen Daseyn abschnellte, zerrissen ward und alles Körperliche, nicht als das vom Geiste zu Beherrschende und Bildende betrachtet, sondern als das ihm schlechthin Feindselige, als das an sich Böse verabscheuet wurde. Hieraus ergibt sich denn auch, daß die Gnosis zunächst keinesweges als Reaction gegen das Judenthum und die judaisierende Geistesrichtung unter den Christen aufgefaßt werden könne. Sie ist, wenn ihr Character negativ bezeichnet wird, Vertheufelung der Natur, und darum als Gegenbewegung einer Erscheinung zu nehmen, deren Eigenthümliches die Naturvergötterung war, und diese finden wir im Heidenthume, nicht im Judenthume. In jenem war der Geist in der Natur auf- und untergegangen, und vergötterte sie; die Gnosis,



als christliches Extrem, als Hyperchristenthum, trachtete nun ganz aus der Natur herauszugehen und verteufelte sie.' Diese Richtung, meint der Verf., sey zuerst rein practisch gewesen, ein dunkles, ungestümes Gefühl; erst im zweyten Stadium ihrer Entwicklung, als im natürlichen inneren Fortschritt der Verstand dem Gefühle zu Hülfe gekommen, sey sie speculativ geworden. Begründet hat der Verf. seine Ansicht auf folgende Weise: 1. Offenbar sey in dem Gnosticismus die enkratitische Askese das erste, und das speculative Interesse das zweyte. Wohl pflege nach einem psychologischem Gesetze auf jene dieses zu folgen, nicht aber dieses jene hervorzubringen. 2. Die Gnosis habe sich mit dem größten Erfolge und kaum glaublicher Schnelligkeit über die christliche Kirche verbreitet, und nur durch die größte Anstrengung sey es der Kirche gelungen, sich und die reine christliche Lehre zu retten. Dieß sey unerklärlich, wenn die Gnosis mit der Speculation angefangen habe; nur, wenn sie ursprünglich rein practischer Art gewesen, und eine innere Disposition der christlichen Gemüther dafür vorausgesetzt werde, sey die Erscheinung begreiflich. 3. Daß die Gnosis so viele Jahrhunderte sich in der Kirche erhielt und bis ins 14te Jahrhundert hinein fortbauerte, auch dieser Umstand mache einleuchtend, daß ihr Ursprung nicht in einer willkürlichen Combination orientalischer Speculationen mit dem christlichen Glauben gesucht werden dürfe. Schon sehr früh finde sich in der Kirche ohne alle orientalische Speculation die dualistische Ascetik und *βδελυγία* oder Verabscheuung des Leiblichen und Natürlichen; Can. apost. 50. womit zu vergleichen sey Syn. Gangr. Can. 1 u. 9. und Euseb. H. E. 4, 23. 4. Auch späterhin, als die gnostische

Speculation sich schon entwickelt hatte, sey das Wesentliche in der Gnostik nicht die Speculation über das Böse, sondern der Kampf gegen die böse Welt gewesen. 5. Es sey unmöglich, die Erscheinung des Gnosticismus in seiner ersten Gestalt aus gleichzeitigen auswärtigen Glaubensweisen historisch sicher und genügend zu erklären. Und zwar a. aus dem Zoroastrischen Religionsysteme nicht; denn es sey schwer zu begreifen, wie dasselbe damals in seiner äußersten Ohnmacht einen so belebenden Einfluß auf die christliche Kirche habe äußern sollen; weit begreiflicher sey, daß dasselbe erst durch das Christenthum wieder belebt wurde und zu einem neuen Verständnisse gelangte; auch sey der gnostische Dualismus wesentlich ein anderer, als der des Zendsystems, worin 'das Böse aus einem Abfall vom Guten erst entstanden' gedacht werde, während der gnostische Dualismus das gute und böse Princip als absolut und durchaus unabhängig von einander darstelle. b. Auch aus dem Platonismus nicht; denn der Begriff der Hyle und somit auch die Kosmogonie sey in dem Platonischen Systeme ein ganz anderer, als in der Valentinian. Gnosis, die sonst freylich etwas Platonisierendes habe, was aber nur zufällig sey und untergeordnet; wie denn auch das Fragment einer Valentinianischen Schrift über die Entstehungsweise dieses gnostischen Systems in dem dialog. de recta in Deum fide, Ed. Wetst. sect. IV. p. 85 ff. \*) auf gar keinen äußeren und inneren

\*) In der schwierigen Stelle: ἢ εἰ τοῦτο ἀνάγκη λέγειν, ὡς ἦν τότε καιρός, ὅτε τοῖς κακοῖς ἔχαρεν ὁ θεός· νῦν δὲ [ὅπερ ἀδύνατον εἶναι μοι δοκεῖ, λέγειν τοῦτο περὶ θεοῦ] ἀνοίκειον, αὐτοῦ τῆς φύσεως τοῦτο προσαρμόζειν, deren Sinn der Verfasser richtig anzugeben scheint, ließe sich vielleicht

Zusammenhang des Valentinianischen Systems mit dem Platonischen hinweise. c. Auch aus der Alexandrinisch = Jüdischen Ideali-  
stik und der Jüdischen Kabbala nicht; denn die Grundlage der Gnostik, der absolute Dualismus, finde sich in beiden Formen der speculativen Jüdischen Theologie nicht; wie denn überhaupt ein Uebergang vom monotheistischen Judenthume zur häretischen Gnosis ungemein schwer zu begreifen sey. Endlich d. auch aus dem Neu-Platonismus nicht; denn wir kennen denselben nur aus Schriftstellern, die über 100 Jahre nach den Häuptern der gnostischen Secten lebten; dagegen sey der Einfluß des Christenthumes auf diese neue Gestaltung der Philosophie außer allem Zweifel; auch gebe ja der Neu-Platonismus auf die Hauptfrage, nämlich vom Ursprunge des Bösen, eine andere Antwort, und halte den Leib für die nothwendige Bedingung der Existenz der Seele, was ganz ungnostisch sey.

Am Schlusse widerlegt Herr Dr. Möhler die Ansicht seines Collegen, des Herrn Dr. Baur de gnostic. Christ. ideal. Diss. Tub. 1827. p. 24, wonach das Böse im Sinne der Gnostiker nur als das Platonische  $\mu\eta\ \delta\upsilon$  zu begreifen sey. Die Widerlegung beruhet vornehmlich auf historischen Zeugnissen, besonders auf einigen Fragmenten des Valentin (dial. de recta fide a. a. D. und Herakleon (Orig. Tom. XX. in Joan. n. 22. und n. 20), denen wohl schwerlich von Herrn Dr. Baur etwas Begründetes entgegengesetzt werden möchte.

Ref. kann der Ansicht des Herrn Dr. Möhler

leicht helfen, wenn man die eingeklammerten Worte als späteres Glossen austiefe.

über den Ursprung des häretischen Gnosticismus nicht bestimmen: schon Brief an die Kolosser Kap. 2, 8 u. 17—23. und 1 Tim. 6, 20. 21. A. Gesch. 8, 9 ff. 13, 8 ff. 19, 14 ff. scheinen auf eine andere historische Erklärungsweise hinzudeuten. Doch wir enthalten uns hier billigerweise aller weiteren Opposition, so wie der Begründung derselben, und erkennen es mit Dank an, daß Herr Dr. Möhler eine Betrachtungsweise der Sache geltend gemacht hat, welche den bisherigen als Ergänzung und zur Correctur dienen wird.

---

Außer den angezeigten Programmen erschienen noch zur Feyer des fast von allen deutschen Universitäten freudig begrüßten Jubelfestes unseres ehrwürdigen theologischen Seniors im Druck folgende zwey Denkschriften:

1. Von der hochwürdigen theologischen Facultät in Jena eine Denktafel mit folgender Inschrift: Theophilo Jacobo Planckio Theol. in Acad. Georgia Augusta Professori Primario Viro incomparabili de ecclesia, reque theologica et de optimis literis immortaliter merito, scribendorum ecclesiae temporum ac placitorum magistro et arbitro, Theologo in paucis docto sobrio pio placido solemnia Professorii muneris clarissima in luce atque cum fructu amplissimo per L annos gnaviter gesti Q. B. F. F. Q. S. pie gratulatur Ordo Theologorum Academiae Jenensis, idque ut palam constet, suaeque pietatis diuturnam consecraturus memoriam publica hac tabula testatur.

Es ist dieselbe Hand, welche vor einigen Jahren dem deutschen Dichtergreife in Weimar zu

seinem Jubiläum im Namen der theologischen Facultät in Jena eine Denktafel setzte in gleicher classischer Rede und auf gleich sinnvolle Weise.

2. *Viris magnificis et summe venerandis Theophilo Jacobo Planckio — et Carolo Ludovico Nitzschio, Philos. et Theol. Doctori, hujusque in alma olim Univ. Viteberg. P. P. O. Dioeceseos in Ducat. Saxon. Bor. Superint. Gener. Seminarii Theol. Directori rel. rel. Duumviris de religione, theologia, ecclesia et patria optime meritis semisaecularia sacra pio atque grato animo gratulatur Ordo Theologorum Evangel. in Univ. Frider. Guil. Rhenana.*

Dies zwiefache Glückwünschungsschreiben feyert das glückliche Zusammentreffen der academischen Jubelfeyer unserers Herrn Abt Planck mit der des Herrn Generalsuperintendenten Dr. Nitzsch in Wittenberg in demselben Monate und fast zu gleicher Zeit. Auch dieser ehrwürdige Theolog, gleich ausgezeichnet als academischer Lehrer und practischer Geistlicher, der eine lange Reihe von Jahren die Kanzel und den academischen Lehrstuhl Luthers geziert hat, gehört zu den wenigen, die uns von denen, welche die Epoche der neueren protestantischen Theologie begründet haben, noch übrig sind, und je geringer ihre Anzahl noch ist, desto mehr die dankbare Verehrung des jüngeren theologischen Geschlechts, das zum Theil von den Verdiensten und Arbeiten jener Epoche lebt, in Anspruch nehmen. Noch kürzlich sind wir durch des verehrten Mannes *Prolusiones academicae de discrimine revelationis imperatoriae et didacticae, fasc. II.* daran erinnert worden, wie er das unbestrittene Verdienst hat, die Kantische Philosophie unter allen am geistvollsten und auf eine wahrhaft apologetische Weise auf die christ-

liche Theologie angewendet zu haben. — Der Vf. dieser zwiefachen gratulatio, Hr. Oberconsistorialrath Dr. Augusti, deutet auf eine eben so gemüthliche, als erheiternde Weise das Verwandte und Synchronistische beider Jubilarien in ihren Schicksalen, wie in ihren Verdiensten um Kirche und Theologie an, und da es sich trifft, daß die theol. Facultät in Bonn aus ihrer Mitte dem einen Jubilarius den Sohn desselben, dem andern aber zwey ehemalige Collegen, dieß aber nicht ganz so freywillig, zu unmittelbar gegenwärtigen Theilnehmern des Festes sendet, — wird auch dieser Umstand auf eine wohlthuende und rührende Weise erwähnt und benutzt.

£.

### M e i ß e n.

Sumptibus Friderici Guilielmi Goedschii, 1830: C. Sallustii Crispi Historiarum lib. III. fragmenta ex codice Vaticano edita ab Angelo Majo, Vaticanae bibliothecae praefecto. Editio auctior et emendatior curante Joanne Theophilo Kreissigio. Accedit codicis Vaticani exemplum a lithographo descriptum. XVI u. 48 S. in gr. 8.

In dem Berichte über die zwey ersten Bände der *Classicorum e Vaticanis codicibus editorum* von Mai (S. g. U. 1830. S. 883) wurde die Aufmerksamkeit der Leser besonders auf die damals zuerst entdeckten Bruchstücke aus den Geschichtsbüchern des Sallustius gelenkt (B. 1. S. 414 — 425), da die Hauptmassen jener Sammlung nur Wiederholungen von schon früher durch Mai zuerst bekannt gemachten Schriften waren. Fast gleichzeitig (1828 u. 1829) mit Mai's Ausgabe erschienen dieselben Bruchstücke in veränder-

ter Gestalt, nach einer genauen Abschrift Niebuhr's, begleitet von einem ausführlichen Berichte über den neuen Fund nach Niebuhr's brieflichen Mittheilungen und von kritischen Erörterungen, Verbesserungsvorschlägen, und einer vertheidigenden Auseinandersetzung der neuen Zusammenstellung der in Unordnung gerathenen und zerrissenen Vaticanischen Blätter, in einem von Hn. F. Th. Kreiffig besorgten Werkchen, das aus zwey Abtheilungen besteht: *Commentationis de C. Sallustii Crispi Historiarum lib. III. fragmentis, ex bibliotheca Christinae, Suecorum Reginae, in Vaticanam translatis, Pars I. II.*

Die vorliegende Ausgabe enthält nun außer den Bruchstücken wie sie Mai hat drucken lassen, und allen historischen und kritischen Notizen, womit derselbe Gelehrte seinen Abdruck ausgestattet hat, noch Berichtigungen und Ergänzungen des behandelten Gegenstandes. Drey lithographierte Bogen liefern ein Facsimile der sämtlichen Bruchstücke, wie sie schon bey Mai in Kupfer gestochen zu finden sind. Was aber die Zusammenreihung der einzelnen Blätter und Columnen anlangt, so hat Hr. K., um die Verschiedenheit seiner eignen Anordnung von der Maischen recht anschaulich zu machen, jene aus seiner ersten Ausgabe auch abdrucken lassen. Er behauptet, Mai habe den innern Zusammenhang der Bruchstücke übersehen und sich ein *ὑστερον πρότερον* zu Schulden kommen lassen. Mai's dritte Folie hat er an die Spitze des Ganzen gestellt, dann die erste Columne der vierten Folie und die erste Columne der zweyten Folienhälfte als zusammenhängend vereinigt, und endlich die zweyte Columne der Rehrseite der zweyten Folienhälfte, und die beiden Seiten der ersten Folienhälfte ebenfalls auf einander folgen lassen. Das Ganze ist unter acht

Nummern gebracht worden. Biewohl nun diese Anordnung durch Niebuhr's Hand geleitet worden ist, die sich schon in ähnlichen Fällen, z. B. in der Zusammenstellung der Bruchstücke der Scaurischen Rede (Ciceronis orationum pro M. Fontejo et pro C. Rabirio fragmenta, Rom. 1820, S. 30. cf. Peyron Praef. ad Orationum Cic. fr. S. 8) als eine sichere Leiterin bewährt hat, so ruht doch besonders an den Stellen, wo zu große Lücken selbst der glücklichsten Divinationsgabe Troß bieten, und wo durchaus kein Zusammenhang auf vernünftigem Wege ausgemittelt werden kann, ein zu großes Gewicht auf der Autopsie jener zerrissenen Folien, als daß das Urtheil sich auf eine bloße Abschrift derselben, sollte diese auch noch so genau gemacht worden seyn, verlassen könnte. Das Unsichere und Triegliche der Sache fühlte auch der Herausg., und wandte sich deßhalb nochmals an Niebuhr, um durch ihn weitere Auskunft über einzelne Punkte zu erhalten; allein dieß geschah zu einer Zeit, als sich Niebuhr schon von Rom entfernt hatte, so daß die neue Zusammenstellung so lange problematisch und nur als ein gewagter Versuch betrachtet werden muß, bis es einem Dritten vergönnt seyn wird, die Vaticanischen Folien mit eignen Augen zu sehen und so über die mehr als ungewissen Punkte ein gültiges Zeugniß ablegen zu können. Am wahrscheinlichsten scheint indeß die Umstellung des sechsten und siebenten Fragments zu seyn, für die der Herausg. einen innern Grund aufgefunden hat (S. XI).

Eine sehr dankenswerthe Zugabe bilden die *adnotationes*, in denen die Abweichungen der Niebuhr'schen Abschrift von Mai's Ausgabe bemerkt und beurtheilt, und viele glückliche und unglückliche Ergänzungsversuche einzelner Worte u. Zeilen gemacht werden.



## G i e s s e n.

Von Hn. D. Georg Ferdinand Kettig, Lehrer des Gymnasiums daselbst (einem Bruder des Hn. D. Chr. M. Kettig, dessen Quaestiunculas Philippenses wir neulich angezeigt haben), erhalten wir gleichfalls eine gelehrte Schulschrift *Quaestiones Platonicae* überschrieben, 39 S. in 8. 1831, welche wir, als einen Beweis des eifrigen Studiums des Plato, nicht unbemerkt lassen wollen. Sie zerfällt aber in zwey Abschnitte, wovon der erste: *Quam cognoscendae verae animi naturae viam Plato commonstraverit?* dem Plato, der zweyte: *Aristotelis politicorum locus additamento liberatur*, dem Aristoteles gewidmet ist. Der erste bezieht sich auf die Stelle *Polit. IV. p. 435 Ap' οὐν ἦν δ' ἐγὼ — ἀλλὰ σκοπεῖ*. Der Zweck ist, durch die Vergleichung anderer Stellen zu zeigen daß Plato die Natur der Seele einfach annehme; *visum esse Platoni, simplicem revera esse animi naturam*; und daß die Erforschung ihrer Natur durch die Dialectik geschehen müsse; *eamque rem ita intelligi, si in animi naturam inquirentes, dialecticam viam, quae tota est in idearum disciplina insistamus*. — Die Untersuchung über Aristoteles bezieht sich auf *Polit. II, 2. 3*, welche beide Kapitel mehrere Interpolationen erhalten haben, welches theils aus der Unterbrechung des Zusammenhangs, theils durch die Critik einzelner Stellen in Bezug auf die Sachen und die Sprache dargethan wird. Wir empfehlen die Untersuchung der Aufmerksamkeit der Critiker; ein Auszug daraus ist nicht möglich ohne das Ganze abzuschreiben.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

141. Stück.

Den 5. September 1831.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruhet, den bisherigen Professor der Philosophie in Halle, Herrn Wilhelm Weber zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät allhier zu ernennen. Selbiger wird zu Michaelis hier eintreffen und seine Vorlesungen eröffnen.

L u c c a.

Bey Francesco Bertini: Atti della Reale accademia Lucchese di science Lettere ed Arti. Tomo I. 342 Octavf. 1825.

Die Einleitung zu diesem Bande enthält die Geschichte der Entstehung dieser neuen gelehrten Gesellschaft, welche, wie viele andere, ursprünglich nur in einem Vereine weniger Gelehrten zu wissenschaftlichen Zwecken bestand, und bereits um das J. 1684 in der Behausung von F. Cor. Malpighi ein Asyl für die Bearbeitung der Poesie

und der schönen Wissenschaften fand, in der Folge aber eine Zeitlang unter der Protection des Senats den bescheidenen Namen einer *Accademia degli Oscuri* führte, bis sie nach mancherley Hindernissen und Unterbrechungen mehr aus ihrer Einsamkeit hervortrat, und im J. 1803 unter der Protection ihrer Fürstin Marie Louise von Bourbon, deren Sohn Carl Ludwig sie zum Präsidenten dieser Gesellschaft ernannte, zu einer königlichen *Academie der Wissenschaften* erhoben wurde, von deren Einrichtung und Statuten, so wie von den seit der Zeit gehaltenen regelmäßigen Versammlungen und Vorlesungen diese Einleitung die weitere Nachricht ertheilt. Der gegenwärtige Band ihrer Arbeiten enthält folgende.

Abhandlungen mathematischen und physicalischen Inhalts. S. 1—28. *Delle Misure Lucchesi, et del miglior modo di ordinarle* von Giulio Cordero-San Quintino. Zuerst über die mancherley Hindernisse welche sich der Einführung eines neuen und verbesserten Maaß- und Gewichtssystems überhaupt entgegenzustellen pflegen; dann insbesondere über die zweckmäßigsten Vorschläge dergleichen in dem Fürstenthum Lucca in Ausführung zu bringen, ohne daß die neuen Maaße zu merklich von den seit langer Zeit gebräuchlichen abweichen, und dadurch Unzufriedenheit erregen. Z. B. die bisher gebräuchliche *Braccio* dürfe nur um eine Kleinigkeit abgeändert werden, daß auch sie, wie das neufranzösische Längenmaaß, ein zur Rechnung bequemer aliquoter Theil des mittlern Erdmeridians werde, und so auf eine unveränderliche Größe zurückgeführt werde, die dann den Namen eines *Metro Italiano* führen dürfte u. s. w. S. 29—96. *Teoria analitica delle Projezio-*

ni, von Gaetano Giorgini. Der Verf. geht von dem einfachsten Falle der Projection einer vorgegebenen geraden Linie aus, indem er in einer durch diese Linie gelegten Ebene sich zwey Coordinaten-Axen gedenkt, auf welche diese Linie entweder durch Perpendikel, oder durch Parallelen mit beiden Axen projiciert wird. Die erste Projection durch Perpendikel nennt er Orthogonalprojection, die andere eine schiefe Projection, falls der Winkel jener Coordinatenaxen nicht selbst ein rechter ist. Dann erweitert der Verf. diesen einfachern Fall auf die gerade und schiefe Projection eines ganzen Systems von Linien und sucht auch die allgemeinen Formeln für dergleichen Projectionen in Beziehung auf drey Coordinatenaxen, die recht- oder schiefwinklicht auf einander stehen, woraus er denn weiter zu einem ganzen System von geradlinigen Figuren fortgeht, und für das Verhalten ihrer geraden und schiefen Projectionen eine Menge von Lehrensätzen entwickelt, welche hier keinen Auszug verstaten, deren Beweise aber in einem Prunkte von ungewöhnlichen und höchst unbequemen Bezeichnungen verhüllt sind, und daher schwerer und verwickelter zu seyn scheinen, als sie wirklich sind. Zuletzt eine Anwendung dieser Lehren auf das Problem der Zusammensetzung der Kräfte und ihrer Momente. S. 79..166. Saggio di una elementare Teorica de Poligoni rettilinei, corredata di qualche Indagine su i Poliedri von Pietro Franchini. Eine Menge von Lehrensätzen für reguläre und irreguläre Vielecke, Aufgaben sie in einander und um einander zu beschreiben, daß zugleich diesen oder jenen Bedingungen ein Genüge geleistet werde, Lehrensätze für Vielecke die in oder um einen Kreis beschrie-

ben werden, von ähnlichen und parallelen Polygonen. Beschreibung eines 17Ecks in einem Kreis. Von spiralförmigen, cycloidischen und excycloidischen Polygonen, von abgewickelten Polygonen, von Polygonen welche Eigenschaften des Größten und Kleinsten an sich tragen u. dgl. In allem 82 Lehrlätze, von denen die meisten dem Verf. eigen sind, und angehenden Analytischen zu einer guten Uebung des Nachdenkens dienen können.

Zu den Abhandlungen die historische Beziehungen haben, gehören nur zwey. Nämlich: *Del diritto d'asilo sacro presso gli Ebrei; dissertazione del Sign. Cesare Lucchesini.* Der Verf. sucht darzuthun daß ein solches Recht des Asyls bey den Juden allerdings Statt gefunden habe; theils aus Moses, theils aus Philo; theils aus einzelnen Beyspielen; und beleuchtet die Vorfälle, welche das Gegentheil darzuthun scheinen. — *Della Zecca e delle Monete degli antichi Marchesi della Toscana del S. Cordero San-Quintino.* Der Verf. arbeitet an einer Münzgeschichte von Lucca, und gibt hier als Probe Nachricht von den Münzen aus dem neunten und zehnten Jahrhundert, als Lucca unter den Markgrafen von Toscana stand, und diese dort ihren Sitz hatten. Beygefügt sind die Abbildungen von drey Münzen. Eine sowohl für die Numismatik des Mittelalters, als auch für die Bestimmung der Folge der Grafen und Markgrafen von Toscana, vom neunten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts lehrreiche Abhandlung.

## S e n f.

Chez les héretiers J. J. Paschaud et à Paris Rue de Seine Nro. 48. 1826: Mélanges de Chirurgie étrangère. Par une Société de Chirurgiens de Genève, composée de MM. J. P. Maunoir, C. T. Maunoir, F. Mayor, Ch. G. Peschier, J. C. Morin, J. P. Dupin, F. Olivet, Docteurs en Chirurgie. Tome III. 579 S. in 8.

Mancherley Ursachen, wozu besonders der Tod des Verlegers von den Herausgebern gezählt wird, haben die Erscheinung vorliegenden Bandes etwas verspätet; aber wie wir versichern können, nicht zum Nachtheile der Leser. Denn ganz zeitgemäß erhalten wir hier in chronologischer Folge was bis zum Jahre 1816 über die Unterbindung der Arterien von den bewährtesten Wundärzten außerhalb Frankreichs geleistet worden ist, und haben nach der in der Vorrede gegebenen Zusicherung in dem folgenden Bande das von da bis zu dem heutigen Tage über denselben Gegenstand Geleistete zu erwarten. Unseren Wunsch, den wir schon bey der Anzeige des zweyten Bandes zu erkennen gaben, daß die Herausgeber nur einen Auszug aus den Abhandlungen, und nicht den vollständigen Abdruck liefern möchten, finden wir zu wiederholen uns hier um so mehr aufgefördert, da dieser dritte Band gewiß um die Hälfte des Volumens geringer und dann wegen minderer Weitläufigkeit mit größerem Nutzen für den Leser erschienen seyn dürfte. Die Einleitungen der verschiedenen Schriftsteller zu ihren Abhandlungen mußten abgekürzt benutzt und nur ihre eigenthümlichen Ansichten daraus hervorgehoben

werden; denn nicht Studierende sollen die Chirurgie aus diesen vermischten Aufsätzen erlernen, sondern Geübtere die vollständige Zusammenstellung eines betreffenden Gegenstandes darin finden und ihre eigenen Ansichten hiernach läutern.

Was des vorliegenden Bandes Inhalt selbst betrifft, so können wir uns nur zu einer Anzeige desselben aufgefordert fühlen, da die einzelnen Abhandlungen schon vielfältiger Beurtheilung unterworfen worden sind.

1. *Traité sur le travail de la nature pour la suppression de l'hémorrhagie des artères divisées et piquées, et sur l'usage de la ligature; suivi d'observations sur les hémorrhagies secondaires.* Par J. F. D. Jones, aus dem Englischen von G. T. Mau noir. S. 1..265. Eine sehr genügende Abhandlung, die aber besonders in Betreff des vollständigen Abdrucks der citierten Stellen, die schon in der Originalschrift selbst für unstatthaft erklärt werden müssen, unsere Rüge ganz besonders in Anspruch nimmt. Die Einleitung zu dieser Abhandlung, die sich nur auf die Anatomie der Schlagadern bezieht und keine eigenthümliche Ansichten enthält, hätte ohne Nachtheil ganz und gar wegbleiben und einem andern gediegenen Schriftchen dieser Raum gegeben werden können.

2. *Collection chronologique d'observations d'anévrismes opérés; pour servir de moyen de comparaison entre les différentes méthodes de ligature.* Von welchem der Herausgeber diese Sammlung veranstaltet worden ist, finden wir nicht bemerkt.

a) *Cas d'anévrisme de l'artère carotide* par A. Cooper, aus den *Medico-chirurgical Transactions of London*. Vol. I. p. I.

b) Second cas d'anévrisme de l'artère carotide, von Demselben.

c) Cas d'anévrisme par anastomose dans l'orbite; guéri par la ligature de l'artère carotide primitive, par Benjamin Travers, auß den Medico - chirurgical Transactions. Vol. II.

d) Dissection d'une extrémité inférieure, sur un sujet guéri d'une anévrisme poplitée par la ligature de l'artère crurale, par A. Cooper.

e) Observations sur la ligature des artères et sur les causes des hémorrhagies secondaires, suivies d'une nouvelle méthode de lier les artères dans les cas d'anévrisme; par Benjamin Travers, auß den Medico - chirurgical Transactions. Vol. IV.

f) Cas d'anévrisme de l'artère fessière, guéri par la ligature de l'artère iliaque interne, par W. Stevens Chirurgien de l'île de Santa-Cruz, communiqué par B. Travers, in den Medico - chirurgical Transactions. Vol. V.

g) Anévrisme par anastomose dans l'orbite, du côté gauche, guéri par la ligature du tronc commun de l'artère carotide gauche; par W. Dalrymple, communiqué par Astley Cooper, in den Medico - chirurgical Transactions Vol. VI.

h) Cas d'anévrisme axillaire et ligature de l'artère au-dessous de la clavicule, par R. Chamberlaine, communiqué par J. Abernethy, ebendasselbst Vol. VI.

i) Nouvelle méthode de lier les artères dans l'anévrisme, dans l'amputation et au-



tres opérations chirurgicales etc. par W. Lawrence.

k) Nouvelles observations sur la ligature des artères, par B. Travers.

l) Histoire d'un cas de plaie à la face et de ligature de l'artère carotide commune, par Charles Collier, communiqué par Sir James Macgregor.

m) Cas d'extirpation dans la face et au cou, précédée de la ligature de l'artère carotide, par W. Goodlad; communiqué par M. Abernethy.

n) Addition à l'histoire de la maladie de Mme. Kershan, rapportée par W. Goodlad; aus den Medico - chirurgical Transactions. Vol. VIII.

o) Cas d'anévrisme de l'artère fémorale et ligature de l'artère iliaque externe, par Charles Collier, communiqué par J. Macgregor.

p) Cas de blessure de l'artère peronière, guéri par la ligature, par George-James Guthrie, aus den Medico - chirurgical Transactions. Vol. VII.

q) Nouvelle méthode d'opérer les anévrismes externes, accompagné de quelques observations et d'expériences relatives aux différentes méthodes de procurer l'oblitération des artères, par Philippe Crampton; communiquée par B. C. Brodie.

r) Cas d'anévrisme inguinal, guéri par la ligature de l'artère iliaque externe, par John Smith-Soden, communiqué par Hodgson.

Mansfeld.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

142. 143. Stück.

Den 8. September 1831.

---

B e r l i n.

Typis et impensis Ge. Reimeri. A. 1829:  
Q. Valerii Catulli Veronensis liber ex re-  
censione Caroli Lachmanni. 82 Seiten in  
gr. Octav.

Als positive Aeußerung über die Basis dieser merkwürdigen Recension des Catullus findet sich zu Anfang des gediegenen critischen Commensars nur folgende Notiz: Codices D et L (h. e. Caroli Dati et Laur. Santenii), cum quorum alterutro ceteri non interpolati ubique consentiunt, hac editione totos exhibemus. quas emendationes nullo auctore indicato recepimus, eae Italicae saeculi XV debentur. Das Ergebniß dieser Collationen stellt sich nebst den berichtigenden Conjecturen einfach und bescheiden in dem Texte und in den Noten dar. Zur Vertheidigung des Neuen und früher Angefochtenen schien es dem Herausg. zweckmäßig nichts hinzuzufügen. Wo die alten Grammatiker eine eigenthümliche, in keinem Codex stehende, Ba-

riante liefern, ist diese durch ein genaues Citat notiert. Zu einzelnen Stellen finden sich auch noch Resultate aus andern benutzten Hülfsmitteln, z. B. aus einem Cod. Paris. 7989. Riccard. Laurent. und Thuan. zu 62.

Zur näheren Bezeichnung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Ausgabe verdient zuerst das engere Anschließen des Herrn Prof. L. an Scaliger's critisches Verfahren erwähnt zu werden. Nach strengen Grundsätzen prüft er den Werth der einzelnen Handschriften und wählt dann diejenigen zu seinen Führerinnen, von deren Glaubwürdigkeit er sich fest überzeugt hat; und sucht dann selbst mit der größten Gewissenhaftigkeit Jegliches nach seiner ältesten Auctorität auszumitteln, sollte auch diese älteste Auctorität nicht immer das critische Urtheil befriedigen. Dieß Verfahren setzt also der Conjecturalcritik sehr enge Grenzen, innerhalb deren man nur für offenbar verderbte Stellen sichere Hülfe darbieten kann.

Schon der erste Buchstabe des Ganzen lautet nicht mehr C., woran man sich jetzt allgemein gewöhnt hat, sondern Q., wie Scaliger richtig nach der ältesten Auctorität schrieb. Es ist wunderbar, wie man den wahren Vornamen des Dichters nach Scaliger wieder so hat verschmerzen können. — Was nun ferner bey der Betrachtung der Form dieser neuen Arbeit sehr auffällt, ist die Abwesenheit aller Ueberschriften. So ungerne diese auch Mancher vermissen wird, so möchten doch Andere die Entfernung derselben sehr billigen und bey andern Dichtern als nachahmungswerth empfehlen. Kein alter Dichter hat seine lyrischen Hervorbringungen mit Ueberschriften versehen, am wenigsten mit solchen, die unsern Dedicationen gleichen. Für denjenigen, welcher

das Gedicht lieft, sind sie ganz überflüssig, ja oft störend, indem sie der feinsten und sinnreichsten Wendung des Ganzen vorgreifen. Nur zum bequemern Zurechtfinden bey'm flüchtigen Nachschlagen sind sie von einigem Belange. Und nur für diesen Zweck scheinen sie größtentheils von den Grammatikern den einzelnen Gedichten vorgesetzt zu seyn. Sonst könnte es überhaupt nicht schwer fallen, auch hier das Unpassende derselben durch einige der merkwürdigsten Beyspiele darzuthun, besonders nach Anleitung der überzeugenden Beweise, welche der gründliche Buttmann schon in Bezug auf den Venusinischen Dichter geliefert hat.

Ferner sticht die äußere Gestalt der neuen Recension auch darin von ihren Vorgängerinnen bedeutend ab, daß sie den ganzen Nachlaß des Catullus auf 76 Seiten (jede Seite mit 30 Zeilen) zusammengedrängt hat, so daß die einzelnen Gedichte die Bezeichnung ihrer besondern Numern und ihrer besondern Verszahl eingebüßt haben, und fortlaufend von 30 zu 30 Versen aufgeführt werden. Nur vergleichungsweise ist die gewöhnliche Zählung über jeder Seite der Ausgabe angegeben. Fene Anordnung scheint nun die älteste Handschrift darstellen zu wollen. Indessen kann das Urtheil über die Ursache dieser Urbezeichnung nach der muthmaßlichen Urform eines Urcodex kaum befriedigend ausfallen, da der Herr Prof. E. dieselbe seine Leser nur in täuschender Ferne errathen läßt. Als geistreiche Anspielung auf die jetzt wieder in der Urgestalt des Urcodex erscheinenden Gedichte des Catullus tritt uns nämlich auf der Rückseite des Titelblattes jenes räthselhafte Epigramm entgegen, welches, der letzten gelehrten Untersuchung von Näke zufolge, wahrscheinlich Guarini, der äl-

tere, aus Verona, auf einen gewissen Schreiber Francesco (tribuit cui Francia nomen) aus derselben Stadt (daher compatriota des Catullus) verfertigte, um diesen als denjenigen zu bezeichnen, welcher das unter einen Scheffel gestellte Licht des Catullus (cujus sub modio clausa papyrus erat) zuerst ans Licht zog.

Der Zweck dieser Anordnung, auf die sich die Notizen sowohl, wie alle Nachweisungen beziehen, ist nun zunächst, den häufigen Lücken, welche von Anfang an bey der Entdeckung des Catullus (um 1425 oder schon 1375) in dem verderbten Exemplare Statt fanden, und nachher durch neue Abschriften zusammengezogen und unkenntlich gemacht worden sind, auf die Spur zu kommen, und dieselben richtig zu erkennen. So gleich im ersten Gedichte der Verlust des zehnten und der letzten Hälfte des elften nebst der ersten des zwölften Verses. Ferner das Ausfallen des 24sten Verses der ersten Seite (2, 11), und ganzer 60 Verse nach S. 37 (62, 32). Dazu kommen noch bedeutende Umstellungen ganzer Seiten nach Scaligers Anleitung, wie S. 68. 69, Versetzungen einzelner Verse, z. B. 30, 4 u. 5. 50, 23—32 u. s. w. und ganzer Gedichte; endlich Vereinigungen mehrerer kleiner Gedichte zu einem ganzen, besonders von 75 an, und Zerlegungen anderer in mehrere Theile.

Eine mit tiefer Einsicht in den Geist des Dichters veränderte Interpunction hat das Verständniß des Einzelnen nicht wenig gefördert; und in orthographischen Kleinigkeiten wird man ebenfalls manche plausible Aenderung finden. Man erwarte aber hier keine strenge Consequenz, die vielleicht nirgends durchgeführt werden kann, sondern vielmehr ein enges Anschließen an handschriftliche Auctoritäten.

Zur allgemeinen Characteristik der neuen Recension mögen diese wenigen Worte genügen. Unter den vielen Einzelheiten, wo sich nun das eigenthümliche Verfahren des Herausgebers in seinem vollen Glanze zeigt, findet sich viel Vortreffliches sowohl in Rücksicht der eigenen Verbesserungen als auch in der scharfen Auswahl früher gemachter Vorschläge. Wo sich kein befriedigendes Auskunftsmittel darbietet, sind die beiden Handschriften selbst in ihren Fehlern mitgetheilt; und so ist einer glücklichen Zukunft auf keine Weise vorgegriffen worden. Selbst der fehlerhaften Vulgata ist hier und da vor den noch verderbtern Lesarten der eignen Collationen der Vorzug eingeräumt worden, z. B. S. 59, 17. (66, 85):

Illius ah mala dona levis bibat irrita  
pulvis:

wie schon Statius und Scaliger nach 5 Manuscripten schrieben; jedoch so, daß sie ah! für das handschriftliche á, welches auch der cod. L. hat (aber von andern codd. und den ersten Herausgebern gänzlich ausgelassen worden ist) hinstellten. Die große Verschiedenheit der Varianten an dieser Stelle, und die fehlerhafte Anordnung der Worte in den besten Handschriften levis bibat dona, welcher bessernde Hände durch obige Umstellung und durch das Einschieben eines hyperbolisch = wehmüthigen ah! aufzuhelfen suchten, deuten ohne Zweifel auf den Verlust der ursprünglichen Lesart hin. Schon der Angstschrei oder Nothschrey ah! muß in solcher Verbindung und in einem für sich kraftvoll ausgedrückten Gedanken sehr befremden, und widerstrebt durchaus dem freyen und einfachen Sinne des Alterthums; nicht so der neueren Welt, die ihren Poesien eine stärkere Dosis von Ach! und Weh!

benzumischen pflegt, und dann glaubt, in den klassischen Dichtern müsse es eben so seyn. Auf diese Weise ist namentlich in die Elegiker im Laufe der Zeit so viel Ach! und Weh! gekommen, daß man ernstlich auf Mittel sinnen muß, dem Uebel Einhalt zu thun. Einige Beispiele mögen hier genügen. Prop. 1, 12, 5 nach Scaligers Interpolation: *Nostri cura subit memores ah! ducere noctes!* 3, 2, 15 nach Muret: *Evolat heu! quoniam nostro de pectore numquam!* 1, 10, 30 nach Bothe *Sylv. crit. S. 73: Quisquis es, assiduas ah! fuge blanditias!* 4, 24, 34 nach Livinejus: *Ah! rugas speculo increpitante tibi.* In nichts haben sich vielleicht die Abschreiber weniger geirrt, als in den Interjectionen; und doch liest man in den neueren Ausgaben des Prop. 4, 6, 43: *O! si contentus patrio bove verteret agros!* für *quodsi caet.* 1, 12, 21: *Ah! mihi non major carae custodia matris!* 1, 14, 7: *Perditus en! quandam tardis pallescere curis.* statt *in quadam.* 2, 4, 1: *hei! mihi si quis,* statt *aut mihi.* 2, 8, 11: *Munera quanta dedi, vae! qualia carmina feci!* statt *vel qualia.* 3, 7, 31:

*Nullane sedabit nostros injuria fletus?*

*Ah! dolor hic vitiis nescit abesse suis!* für an, welches in seinem ursprünglichen Verhältnisse zu ne steht, wenn man die Stelle richtig faßt. Dieser Schmerz kann sich von seiner Krankheit (also seiner Ursache) nicht trennen, i. e. der Liebeskranke gefällt sich in seiner Krankheit, überläßt sich ihr gern; also *favet morbo, tam juvat ipse dolor!* (Tibull. 2, 5, 110) oder *nimum suo favet ille dolori* (Ovid. Am. 2, 5, 11); nicht *fovet morbum* oder *dolorem*; denn dieß würde gerade das Gegentheil bedeuten, le-

nit, levat, er sucht seinem Schmerze Vinderung zu verschaffen, wie Cicero (ad Att. 12, 18). Uebrigens ist den Elegikern nichts geläufiger als malum, vitium, morbus animi in jenem Sinne; Prop. 3, 17, 6. 2, 1, 67 und 60: Omnes humanos sanat medicina dolores; solus amor morbi non amat artificem. An der Bossischen Ausgabe des Tibullus haben die liberalen Beförderer der vorlauten Interjectionsgelehrsamkeit eine starke Stütze gefunden. 1, 10, 5: Ah! nihil illa miser meruit! für at. 1, 8, 53:

Vae! miser absenti quam nostras saepe querelas

Conjicit; ut lacrimis omnia plena madent!

statt Vel und et. 1, 9, 48: Ut me nunc nostri Pieridumque pudet! statt at.

Doch, um das bedrängte ah! der Abschreiber in dem Catullischen Verse nicht noch mehr durch schlagende Zeugnisse zu foltern, wollen wir jetzt ganz unbefangen die andere sehr verschiedene Lesart prüfen, wie sie uns nach van Santen's treuem Berichte (in Balckenaer's Callimachi Eleg. fragm. ed. Luzac S. 197) durch Minturn's alten Codex, Vatic. Saib. II. und durch die Ausgaben von 1474. Vicent. Brix. und die Ald. II. erhalten ist:

Illius aura levis bibat et dona irrita pulvis. Schon diplomatisch betrachtet verdient diese Lesart auf alle Fälle den Vorzug. Dazu kommt noch, daß man in der scheinbaren Unverständlichkeit derselben den Stein, oder vielmehr die Steine des Anstoßes nachweisen kann, welche die Abschreiber zu jenem gellenden Nothschrey ah! und des damit zusammenhängenden mala nebst der veränderten Wortfolge vermochte; und die Geläufigkeit dieser konnte unmöglich zu illius



aura levis caet., noch zu irgend einem andern Einfalle Veranlassung geben. Die Steine des Anstoßes waren aber bibat in Verbindung mit aura, und die eigenthümliche Stellung des et. Beides stimmt jedoch mit dem sonstigen Sprachgebrauche der Römischen Dichter genau überein; und die beiden hier zusammengeschmolzenen sprichwörtlichen Redeweisen: aura i. e. ventus auferat, und pulvis bibat sind sehr significant und kraftvoll; und dürfen den Erklärern eben so wenig mißfallen, als die Vereinigung von in vento et aqua scribere (70, 3). Alle diese Sprichwörter waren schon in Hellas allgemein bekannt, und wurden besonders von den Römizern zweckmäßig angewandt: ἐν ὕδατι γράφειν, ἐν ὕδατι σπείρειν, oder εἰς ὕδωρ γράφειν, εἰς ὕδωρ σπείρειν. oder endlich εἰς κόνιν, τέφραν, und οἶνον γράφειν. Suidas bemerkt bey jenen: ἐπὶ τῶν μάτην πονούντων. bey diesen: ἐπὶ τῶν ἀδυνάτων. Es waren beynahе stehende Ausdrücke in Bezug auf den Venuschwur, dessen Nichtgültigkeit schon Hesiodos durch Zeus' eignes Beyspiel bewies (Schol. ad Plat. Symp. S. 54 ed. Ruhnk.):

ἐκ τοῦδ' ὄρκου ἔδηκεν ἀμείνονα ἀνδρώ-  
ποισιν  
νοσφιδίων ἔργων περὶ Κύπριδος Ἀφρο-  
δισίων.

Vergl. Apollod. 2, 1, 3. und Hesych. Ἀφροδίσιος ὄρκος. Der letztere Vers ist offenbar sinnlos, und scheint so hergestellt werden zu müssen:  
νοσφὶ θεῶν ἔργων περὶ Κυπρογενοῦς Ἀφρο-  
δίτης.

Hesiod. Theog. 57: νοσφὶν ἀπ' ἀδανάτων ἱερὸν λέχος εἰσαναβαίνων. Ueber Κυπρογενοῦς S. Solon Fr. 1. Br. Κύπρις Ἀφρ. hym. Hom. in Ven. 1. Mus. 33. — Schon bey Sophokles

(Fr. S. 678. Br.) zeigt sich jener Ausdruck rein sprichwörtlich:

*ὄρκους ἐγὼ γυναικὸς εἰς ὕδωρ γράφω.*

oder *εἰς οἶνον γράφω* in dem Pentathlon des Komikers Xenarchos (Athen. 10. S. 441. e.), oder *εἰς τέφραν γράφω* bey Philonides (Helladios' Chrest. S. 4. Thesaur. Gron. T. 10), *ἐν ὕδατι γρ.* bey Plato Phädr. S. 344. ed. Heind. sehr gut benutzt von Wolf Proleg. S. CI. *καταχάρασσεν τὴν κόνιν* bey Basilios; *γραμμαὶ ἐγκόνιοι*, Casaub. ad Pers. Sat. 1, 131. *τὰ εἰς τὴν κόνιν γεγραμμένα*; in abaco pulvis, *κεπτὴ τέφρα* vom gelehrten Staube bey Arist. Nub. 177. Die Zusammenstellung und Vergleichung dieser Sprichwörter schützt wenigstens gegen einseitige Einfälle, wenn man bey dem Lesen der Classiker auf dieselben einzeln stößt. Als z. B. Luzac in dem Xenarchischen Verse statt *οἶνον* lesen wollte *κόνιν*, erinnerte er sich nicht, daß schon Erasmus (Adag. S. 258 u. 442) *οἶνον* in Euzianos und Plutarchos nachgewiesen; und als Gifanius (ind. Lucr. S. 405) und der jüngere Burmann (Anth. Lat. 1, 541) im Catullus 70, 3 *vento in vino* umwandeln, entging ihnen, daß schon Victorius (V. L. 9, 13) die nöthigen Stellen zur Vertheidigung von *vento* beygebracht habe. Es liegt aber in den Worten des Catullus:

— — — *mulier cupido quod dicit amanti,*

*in vento et rapida scribere oportet aqua*  
die größte komische Kraft, welche besonders in *rapida aqua* einzig in ihrer Art ist; wenigstens hat dieß nur eine entferntere Aehnlichkeit mit dem Horazischen *ventis tradere*, oder *ventus, aura, aqua, unda rapit*, fert oder auferet bey Tib. 3, 6, 49. 1, 4, 21. Ovid. Ar.

am. 1, 653. Am. 1, 8, 105. 2, 16, 45. Tr. 687. Prop. 2, 28, 9. 2, 16, 47:

Haec videam rapidas in vanum ferre  
procellas,

Qua tibi terra, velim, qua tibi fiet  
aqua.

τὸ φέροιεν ἀναρπάξασαι ἀελλαι bey Hom. Od. 8, 109. — τὸν οὐτ' ἀνεμος ἐς μύχους ἀλὸς ἀξει bey Pind. Pyth. 6, 10. — ἐν ἕδατι φέρεσθαι bey Meleag. 71, 5. Mehreres bey Mitscherlich zu Hor. 1, 26, 2. Wie nun Propertius die Geschenke des verhaßten Prator den rapidis procellis übergibt, so schreibt Catullus den Venuschwur in rapida aqua, und nicht in liquida aqua, was Pierson, die Kraft und Schönheit jenes Ausdruckes verkennend, wollte. Indessen könnte jemand versucht werden, die andere Lesart rabida, die jetzt auch L. bestätigt, vorzuziehen. Die Entscheidung ist hier sehr schwer; denn rabidus findet man fast überall als Variante zu rapidus. Huscke hat dieses aus zu strenger Consequenz aus Tibullus verbannt. Beides wird vorzugsweise von reißenden Strömen und von dem stürmischen Meere gesagt, jedoch so daß rabidus etwas stärker ist, und mehr dem Meere, wie iratus, ferus, saevus, insanus, trux; rabies maris, und auch den Stürmen (rabies noti; vesaniante vento) zukömmt; rapidus aber sich mehr für schnell fließende reißende Ströme eignet; wiewohl beides auch vom Feuer gesagt wird, Tib. 1, 9, 49. gerade wie ἄγριος, (Theokr. 2, 54. 24, 89) μαλερός bey Homer, und στερεός bey Pind. 11, 37. B. Diesem Grundsatz gemäß lese man rabidus in Tib. 4, 1, 72. 126. 193. Val. Fl. 4, 272. nach Virg. Ae. 5, 802: rabies maris; rapidus aber in Tib. 1, 2, 42. 46. 4, 1, 141. 4, 4, 7. Lu-

can. 3, 235 weil man rabies fluminis schwerlich irgendwo findet. Es konnte nun dem Catullus ziemlich gleichgültig seyn, ob sich seine Leser unter aqua das wüthende Meer (also rabida), oder einen torrens, (rapida) dachten; denn beides paßt gleich gut zu seinem gesteigerten Sprichworte. Aber wie haben wir die Vereinigung von in vento et rapida aqua scribere zu fassen? Ist es etwa ein künstliches ἐν διὰ δυοῖν für scribere in aqua vento agitata? Allein das wäre ja schon in rabida enthalten; und könnte auch nicht mit rapida oder irgend einem andern Adjective stehen. Ferner, sagte man überhaupt im Alterthume in vento scribere? da nun einmal die Hendiadyss mit Adjectiven nicht Stich hält. Arist. (zu Plat. Phädr. S. 389) führt den Ausdruck als Sprichwort auf; aber nur aus Catullus. Sollte daher nicht hier einer der neuern hermeneutischen Kunstgriffe angewandt werden können? etwa die Lehre von der Verwirrung zweyer Constructionen? — ventus rapiat und in aqua scribat — oder ein bequemes Zeugma? Eins hiervon muß man annehmen, oder in vento scribere als Sprichwort anerkennen.

Ein ähnliches Verhältniß waltet bey der zuerst angezogenen Stelle des Catullus ob: Illius aura levis bibat et dona irrita pulvis. Denn aura et pulvis bibat steht offenbar für aura ferat oder rapiat et pulvis bibat, wie bey Theogn. 165: εἶσιν δ'οἱ βουλῇ τ'ἀγαθῇ καὶ δαίμονι δείλῳ μοχθίζουσιν für βουλῇ ἀγαθῇ χρωῶνται καὶ caet. denn die Copula τε - καί verbietet die Erklärung 'bey guter Absicht.' Doch hat nicht auch Sophocles (El. 435), wie Catullus, gesagt: ἀλλ' ἢ πνοαῖσιν, ἢ βαθυκαφεῖ κόνει κρύψον νιν, wo bey πνοαῖσιν zu supplieren

ist  $\rho\acute{\iota}\psi\omicron\nu$ ? Außerdem sind noch die andern Steine des Anstoßes, die sonderbare Wortstellung, und vorzüglich die nachgesetzte Copula, mit ein Paar Worten zu berühren. Jene ist bey ihrer großen Verwirrung doch echt Römisch. Prop. 2, 26, 3: Non si Cambysae redeant et flumina Croesi, dicat caet. Corn. Gall. Fr. 1, 7: cupit illa paternam impleat ut pulchra filia prole domum. Tib. 1, 5, 13: ipse procuravi ne possent saeva nocere somnia. 2, 3, 14: quidquid erat medicae vicerat artis Amor. Horat. Serm. 1, 1, 88. 2, 1, 60. Dieselbe Wortversetzung ist auch bey den Griechischen Dichtern nicht ungewöhnlich. Lobeck ad Soph. S. 294. Wolf's Litt. Anal. 1. S. 173. — Endlich machen wir zur Vertheidigung der nachgesetzten Copula nur aufmerksam auf Tib. 1, 3, 56: Messalam terra dum sequiturque mari. 1, 1, 51. O quantum est auri potius pereatque smaragdi. Prop. 3, 21, 16. Virg. 6, 396. S. 3, 240. Mit der Griechischen Copula verhält es sich eben so. Hermann ad Eurip. Hec. 77. Heindorf. Plat. Phädr. S. 353. Wolf Anal. 1. S. 175.

Schließlich erwähnen wir noch der beygefüzten Sammlung Catullischer Fragmente, wovon das zweyte früher den achtzehnten Platz in der Reihe der Gedichte selbst neben andern, Priapischen Inhalts, einnahm. Die übrigen 12, wovon das vierte zweifelhaft ist, erscheinen in dieser Zusammenstellung jetzt zum ersten Male. Angehängt sind 19 Bruchstücke des in gleichen Studien aussharrenden Dichters C. L. Calvus, eines vertrauten Freundes des Catullus.

G. H. B.

## Göttingen und Riga.

In der Dieterichschen Buchhandlung und bey J. J. Deubner: Das Sehen seinem äußern Proceß nach entwickelt von Dr. Alexander Huet (Professor in Dorpat). 1830. 146 S. in 8.

Der Hr. Vf. des vorliegenden Werkes erkannte die Nothwendigkeit den gesammten Proceß des Sehens dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft gemäß darzustellen, und entschloß sich daher zur Bearbeitung dieses Gegenstandes. In der Einleitung wird das Sehen überhaupt, als Selbstäußerung des Lichtes, auseinandergesetzt, worauf dann die ganze Schrift in drey Abschnitte zerfällt. Der erste bezieht sich auf das unmittelbare objective Sehen, welches als bloßes Erscheinen eines Sichtbaren, eines Objectes beginnt, und nur auf die gegenständliche Welt sich bezieht. In diesem Abschnitte wird von Licht, Dunkel, Lichtintensität und Farbe, Richtung, Lage und Bewegung, scheinbarer und wahrer Größe, Spiegelung, Luftbild, Beleuchtung, Farbe (welche der Hr. Vf. durch Licht und Trübung entstehen läßt; er sucht demnach auch nachzuweisen, daß die Farbenverschiedenheit der Pigmente nur in einer Verschiedenheit der Structur der feinsten Theilchen des Pigments als kleinsten spiegelnden Flächen bestehe, und daß demgemäß also die Färbung das durch Individualisierung, Particularisierung der Fläche in gesetzmäßiger Weise reflectierte Licht sey), Durchsichtigkeit und Trübheit des Mediums, und von der Brechung des Lichts gehandelt. — Der zweyte Abschnitt betrachtet das Sehen nicht mehr als bloßes Erscheinen, sondern als Erscheinen für ein Anderes, für das sehende Auge. Das Bemerken und Beachten des im Gesichtsfelde Erscheinenden, die Reaction des Sinnes gegen die Einwirkung

des Lichts, und die Fixirung der beleuchteten Einzelheiten, das Beschauen, oder Richten des Blicks auf ein Object, das Augenmaaß, die Gränze des Sehens und die Gesichtsschärfe, das Sehen mit zwey Augen und die innere Veränderung des Auges zum deutlichen Sehen näherer und entfernterer Objecte, sind die hier ihre Erörterung findenden Gegenstände. — Der letzte Abschnitt, das subjective Sehen in sich fassend, handelt von den subjectiven Gesichtserscheinungen (Phantasmata, Spectra, Druckfiguren), von den eigentlichen Gesichtstäuschungen, die theils von den Lichtverhältnissen am Objecte, theils von einem fehlerhaften Urtheil oder einer falschen Vorstellung von dem sonst richtig gesehenen Objecte, theils (zwar am Object erscheinen, indeß) von den Verhältnissen der Thätigkeit des Auges selbst abhängig sind; — und endlich von den Gesicht Fehlern. Das Normalauge ist nach dem Hn. Vf. ein ideelles, das Musterbild das wir uns aus der Menge von Sehorganen zusammensetzen, oder vielmehr, in welchem wir uns alle Thätigkeiten auf eine gleichmäßige harmonische Weise zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet denken.

Wir bedauern sehr nicht genauer in das Einzelne eingehen zu können, hoffen aber fest, daß unsere Leser schon aus dem hier Angegebenen auf den Werth des Ganzen einen Schluß machen werden. Wir dürfen wohl sagen, daß wir gegenwärtig nicht im Besitze eines das gesammte Sehen umfassenden Werkes sind, welches diesem, durch Reichthum eigener Ideen, Schärfe der Critik, logische Behandlung in Bezug auf die Darstellung, und fließende Sprache, sich vortheilhaft auszeichnenden, den Rang streitig machen dürfte. Druck und Papier sind vorzüglich.

## P a r i s.

Imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale: Mémoires présentés par divers savans à l'Académie royale des Sciences de l'institut de France et imprimés par son ordre. (Sciences mathématiques et physiques). Tome deuxième. 1830. 813 Seiten in 4.

Dieser vor uns liegende zweite Band enthält nur eine Arbeit, nämlich: Essai sur les Myodaires, par le Docteur J. B. Robineau - Desvoidy, de Saint-Sauveur (Yonne). Die Königliche Academie hatte im J. 1826 einen Bericht über das Werk des Hn. Robineau abgestattet und den Druck desselben beschlossen; der Herr Verf. fand es aber für gut das ganze Werk, mit Benutzung jenes Berichts, vor dem Beginne des Drucks noch einmal genau durchzugehen, um so seiner Abhandlung den möglichsten Grad von Vollständigkeit zu geben. — Unter Myodariae (fliegenförmige Dipteren) versteht er fast die Gattung Muscidae von Latreille, Lamarck, Fallen und Meigen, und definiert sie: Weiche, fußlose Larve mit Athemlöchern längs des Leibes, und einem mit verticalen Haken versehenen Munde: sie scheinen keiner Häutung unterworfen zu seyn. — Unbewegliche sphäroidisch = langgestreckte oder tönnchenförmige (dolioliformis) Puppe, an ihrem vordern Ende zum Austritt des Insects sich öffnend. — Das vollkommene Insect: bald ohne, oder fast ohne, — bald mit häutigem, zurückziehbarem, in der Mitte geknieten, an der Spitze zweygezlippten und nur zwey Mandibular = Borsten enthaltenden, bald mit festem und zuweilen doppeltgeknieten — Rüssel. Immer mit zwey obern,



selten mit zwey oder vier untern deutlichen, hautartigen oder festen Palpen. — Diese Thiere werden in 9 Hauptabtheilungen oder Unterfamilien, nämlich in die Calypteratae, Mesomydae, Malacosomae, Palomydae, Phytomydae, Napaeellae, Aciphoreae, Micromydae und Muciphoreae abgetheilt, wobey die Organisation und die Lebensart als Eintheilungsprincip beobachtet wurde. Jede Unterfamilie zerfällt dann wieder in Gänste und jede Gänst in Gattungen. Diesen letzteren gehen gemeiniglich noch Unterabtheilungen der Gänste voran, die ihren Namen meist von einer der vorzüglichsten Gattungen entlehnt haben. — Indem wir uns darauf beschränken müssen auf dieses wichtige und ins Detail eingehende Werk aufmerksam gemacht zu haben, führen wir nur noch an, daß es sehr reich an neuen Arten und neu gebildeten Gattungen ist, und daß zur Benennung jener sowohl als auch dieser häufigst die Namen berühmter und bekannter, mitunter aber auch wenig oder nicht bekannter Naturforscher oder Entomologen benutzt wurden. Auch die Deutschen sind dabey nicht unberücksichtigt geblieben, so daß wir z. B. als Gattungen eine *Germaria*, *Wagneria*, *Roeselia* (nicht *Roëselia*), *Sturmia*, *Winthemia*, *Meigenia*, *Weberia*, *Megerlea*, *Illigeria*, *Gesneria* u. s. w. besitzen. — Das Werk würde durch einen vorangeschickten Rahmen und durch ein gutes Register noch sehr an Werth gewonnen haben, so wie wir auch gute erläuternde Abbildungen nur ungern vermissen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

144. Stück.

Den 10. September 1831.

---

P a r i s.

Cours de Chimie par M. Gay-Lussac, comprenant l'histoire des sels, la chimie végétale et animale. T. I. II. Pichon et Didier, éditeurs. 1828. Octav.

Dieser Cours de Chimie, fait à la faculté des sciences et recueilli par la sténographie, wie es auf einem zweyten Titelblatte zu dem Nachtrage der eingeschlichenen Druckfehler von Gaultier de Claubry heißt, umfaßt 33 Vorlesungen, jede im Durchschnitt zwey Bogen einnehmend, welche vom 11. April bis 1. August 1828 von Gay-Lussac gehalten und gleichzeitig von den Herausgebern zum Druck befördert wurden. Mit jeder Vorlesung beginnt eine neue Zählung der Seiten, nicht ohne Beeinträchtigung der leichten Benutzung des Werkes, welcher Uebelstand weder durch die Inhaltsanzeige der einzelnen Vorlesungen, noch durch das hinzugefügte alphabetische Register gehoben wird.

Die Herausgeber bemerken zwar in einem

Vorworte, daß die genannten Theile der allgemeinen Chemie so vollständig, als man es wünschen könne, abgehandelt seyen; allein es liegt schon in der Natur der Sache, daß in academischen Vorlesungen nur das Wichtigere und zum weitem Studium Nothwendige aus den Wissenschaften gegeben werden kann. Es wäre ganz unmöglich, Alles, was in dem Bereiche der Lehre von den Salzen, der Phytochemie und Zoochemie liegt, in einer solchen Anzahl von Vorlesungen zur Sprache zu bringen. Abgesehen von der ihm gestatteten Zeit für diese Vorlesungen hat Gay-Lussac hervorgehoben, was ihm das Beachtungswertheste erschien und hat daher Vieles ganz übergangen, was Andere zu berücksichtigen für nothwendig halten. Aus diesem seinem Dafürhalten können wir ihm daher ebenso wenig einen Vorwurf machen, als wir aus der Weitschweifigkeit im Ausdruck, den häufigen Wiederholungen des bereits Gesagten, den nachträglichen Bemerkungen und dergleichen Eigenthümlichkeiten eines freyen Vortrages einen Grund hernehmen wollen, den Druck dieses nachgeschriebenen Collegienheftes für unstatthaft zu erklären. Der Nutzen dieses Werkes scheint uns besonders darin zu liegen, daß sowohl Anfänger auf eine leichte und angenehme Art und Weise mit der Lehre von den Salzen und den organischen Körpern bekannt gemacht werden, als auch daß die in diesen Theilen der Chemie schon bewanderten theils manche interessante wissenschaftliche und besonders technisch nützliche Bemerkungen finden, theils die zweckmäßige Methode des berühmten französischen Gelehrten, durch welche auch die weniger anziehenden Gegenstände der Wissenschaft belebt werden, kennen lernen. Aus diesen Rücksichten bleibt die treue

Wiedergabe der Vorträge Gay-Lussac's auch dankenswerth, und wir glauben nichts Ueberflüssiges zu thun, im Nachfolgenden den Inhalt derselben im Allgemeinen anzugeben.

Die Definition von 'Salz', welche Gay-Lussac in der ersten Vorlesung gibt, ist die, nach welcher nur die Verbindungen von Säuren mit Salzbasen Salze genannt werden. Dieses macht aber eine genaue Begriffsbestimmung von Säure und Salzbasis nöthig, welche G. = L. denn auch aus früheren Vorlesungen hier wieder anführt und durch passende Beispiele erläutert. Indessen bezieht sich alles hier Vorgebrachte nur auf die Salze mit Sauerstoffsäuren und erst in der dreizehnten Vorlesung wird von den Salzen mit Wasserstoffsäuren gehandelt, von denen diejenigen chemischen Verbindungen, welche bey dem Zusammentreffen der Wasserstoffsäuren mit Metalloryden entstehen, von G. = L. für binäre Verbindungen des Radicals der Säure und Basis erklärt werden, welche nur der bequemern Uebersicht wegen und um so eher bey den Salzen eine Stelle finden, als sie in Verbindung mit Wasser auch als Salze aus Wasserstoffsäuren mit oxydierten Salzbasen betrachtet werden können. Die hieraus hervorgehenden Inconsequenzen sind offenbar eine Folge der gegebenen Definition von Salz. Deshalb ist von Wichtigkeit, dieser Classe von Körpern möglichst bestimmte und weder zu weite, noch zu enge Gränzen zu geben, wofür fortwährend Versuche gemacht werden. Wir glauben, daß man, um nicht zuletzt alle stärkern chemischen Verbindungen zweyer oder mehrerer Körper zu den Salzen rechnen, aber auch nicht aus der Classe der Salze Körper streichen zu müssen, welche von jeher als Typus derselben betrachtet wurden, mehr auf das Herkömmliche

und Conventionelle hierbei zu achten habe, als in einer Definition die Classe der Salze über die Gebühr zu erweitern oder zu beschränken. Der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft fordert übrigens zu einem weitem Begriffe von Salz auf, als derselbe noch vor einem Decennium gültig war. Auch dürfen wir mit Zuverlässigkeit Nutzen für den Ueberblick einer sehr zahlreichen Menge von chemischen Verbindungen von einer Vorstellungsweise von den Salzen erwarten, die mit der gangbaren chemischen Theorie auf das Innigste verbunden ist.

Unter den Definitionen des Begriffes Salz scheint uns diejenige, welche von der electrochemischen Indifferenz zusammengesetzter Körper abgeleitet ist, die dem Bedürfnisse am meisten entsprechende. Salze, sagen wir, bestehen entweder aus zwey einfachen Elementen, und zwar aus einem Metall und einem nichtmetallischen Körper, oder aus zwey zusammengesetzten Elementen, deren electrochemischer Gegensatz völlig neutralisiert oder doch in einem merklichen Grade aufgehoben und deren stöchiometrisches Verhältniß dem gemäß ein nicht compliciertes ist.

Der herkömmliche Begriff von Salz ist zunächst an das Kochsalz geknüpft, an welcher chemischen Verbindung wir vornehmlich die Veranlassung des chemischen Gegensatzes ihrer Bestandtheile als das mit andern Salzen Gemeinsame erkennen. Indessen werden wir auch gewahr, daß die von Berzelius so benannten Salzbilder, Ch, Br, J und F diesen Namen besonders nur in Bezug auf die mehr electropositiven Metalle verdienen, während ihre Verbindungen mit den mehr electronegativen Metallen ebenso wenig eine vollständige Ausgleichung des chemischen Gegensatzes zeigen, als

dieses beynah im umgekehrten Verhältnisse bey den Verbindungen des O, S und Se (das Se mögen wir lieber den Metallen beyzählen) den Säuren und Basenbildern Berzelius's, mit den Metallen der Fall ist. Es sind z. B. Zinnober, Chromoxydul und arsenige Säure unlöslich von größerer chemischer Indifferenz, als Einfach-Chlorquecksilber, Underthalb-Chlorchrom und Underthalb-Fluorarsenik. Nichtsdestoweniger ist die Tendenz der Salzbilder, die Metalle völlig zu neutralisieren, als vorherrschend nicht zu verkennen.

Ist man geneigt, in die Vorstellung von Haloidsalzen einzugehen, wofür übrigens, wie für vieles Andere in der Naturforschung, was nicht mit Nothwendigkeit aus obersten Grundsätzen folgt, nur die bloße individuelle Meinung und Ansicht entscheidet, so hat man außer dieser ersten Classe der Salze, als den binären Verbindungen eines Metalles mit einem Salzbilder, der entweder einfach oder zusammengesetzt ist, wie das Cyan, noch eine zweyte Classe von Salzen mit zusammengesetzter Salzbasis, dem electropositiven Elemente, und mit zusammengesetztem salzbildendem Körper, dem electronegativen Elemente des Salzes. Diese Classe von Salzen zerfällt sichtlich in zwey Abtheilungen. In der ersten stehen die aus mehr als zwey Grundstoffen zusammengesetzten Salze der Salzbilder, namentlich die Doppel-Haloidsalze, z. B. Chlorquecksilber-Natrium; die sauren und basischen Haloidsalze, z. B. chlorwasserstoffiaures Chlorgold, Antimonoxyd — Chlorantimon; die Salze aus einer Wasserstoffsäure eines Salzbilders mit einer nicht oxydierten Basis, z. B. Salzmiaß, Salznaphtha, oder mit einer sauerstoffhaltigen Basis, z. B. salzsaures Brucin. Die

Consequenz erfordert es, auch die wasserhaltigen Haloidsalze in diese Abtheilung der Salze zu verweisen, z. B. Chlorbaryum-, Cyaneisenkalium-Hydrat. Die zweyte Abtheilung der mehr als zwey Grundstoffe enthaltenden Salze umfaßt die Salze der Säuren- und Basenbilder. Die von Berzelius für dieselben gewählte Benennung Amphidsalze kann, da sie für die meisten Salze dieser Art bezeichnend ist, vorläufig beybehalten werden. Sie sind dadurch characterisirt, daß die beiden electrochemisch entgegengesetzten nächsten Elemente derselben zwey Säurenbilder, oder wenigstens in dem electronegativen Elemente, d. h. in der Säure, einen Säurenbilder als electronegativen Bestandtheil enthalten (weßhalb wir auch den Ausdruck Säurenbilder der Benennung Basenbilder vorziehen). Als Salze der Säurenbilder oder als Amphidsalze stellen sich dar die Salze mit Sauerstoffsäuren, z. B. chlorsaures Kali, schwefelsaures Ammoniak, Essignaphtha; die zusammengesetzten Schwefel- und Selen-Metalle, z. B. Underthalb-Schwefelantimon-Kalium; die Verbindungen des Schwefelwasserstoffs und Schwefelkohlenstoffs mit nicht oxydierten Salzbasen, z. B. schwefelwasserstoffsaures Ammoniak, schwefelwasserstoffsaures Schwefelkalium; des Schwefelcyans mit den Metallen; der Dryde mit den Schwefelmetallen, z. B. Antimonoryd — Schwefelantimon. Die Hydrate dieser Salze, so wie auch die Hydrate der beiden nächsten Elemente derselben, d. h. ihrer Säuren und Salzbasen könnten gleichfalls zu dieser Abtheilung von Salzen gezählt werden.

Was die Nomenclatur der Salze anbetrifft, so ist es unseres Bedünkens unnöthig, eine nach der bestehenden für die Sauerstoffsalze gebildete durchgreifende Nomenclatur einzuführen. Durch

zusammengesetzte Substantiva wird die Zusammensetzung eines Salzes deutlicher, und mindestens nicht unbehüllicher ausgedrückt, als wenn aus dem Namen der Säure da, wo es nicht schon seit langer Zeit üblich ist, ein Adjectivum gebildet wird. Demnach wählen wir z. B. die Benennung Einfach = Schwefelarsenik = Kalium, oder Chlorquecksilber = Natrium anstatt der Bezeichnung unterarsenigschwefliges Schwefelkalium, oder chlorquecksilberfaures Chlornatrium. Uebrigens scheint uns ein Widerspruch darin zu liegen, daß man bey der Annahme von Haloidsalzen diese mit Namen belegt, welche eine Analogie derselben mit den binären einfachen Verbindungen der Säuren = und Basenbilder anzeigen. Wir müssen daher in Folge der angeführten Vorstellungsweise von den Salzen Ausdrücke wie Chlorür und Chlorid aufgeben, und glauben vielmehr, daß der einfachere Ausdruck Chlormetalle angemessener sey, da derselbe einer allgemeineren Benützung fähig ist. Wird in den zusammengesetzten Substantiven, durch welche wir viele Salze bezeichnen, dasjenige Element, welches man für das electronegative in dem Salze hält, vorangesetzt, so dünkt uns den Anforderungen an die Nomenclatur für die Salze genügt. Bey den chemischen Formeln überhaupt pflegt man bekanntlich umgekehrt zu verfahren, z. B.  $\text{SnCl}_2$ , Doppelt = Chlorzinn.

Gay = Lussac bleibt, wie oben bereits angeführt wurde, zunächst nur bey den Sauerstoffsalzen stehen und entwickelt die Lehre von den chemischen Proportionen in den Salzen klar und deutlich. Er folgt hierbey der atomistischen Ansicht, legt derselben aber nur den Werth einer bloßen Voraussetzung bey. Denkt man sich unter Atom eine bestimmte wägbare Menge eines Körpers,



so läßt sich auch nichts gegen diesen Ausdruck erinnern; soll hingegen Atom einen untheilbaren Körper bezeichnen, so folgen Ungereimtheiten aus dieser Annahme. Jeder Körper von beliebiger Ausdehnung ist an sich ein Ganzes ohne Theile, die erst durch wirkliche Theilung zum Vorschein kommen. Warum aber ein ungetheilter Körper nicht theilbar seyn sollte, ist nicht einzusehen. Mit der chemischen Theilbarkeit der Körper verhält es sich aber entschieden anders, da wir in Gemäßheit der jetzt möglichen Evidenz unserer Wissenschaft eine bestimmte Gränze angeben können, bis zu welcher die Körper in Theile zerfällt werden können, die nicht in Ansehung ihrer Quantität sondern nur in Betreff ihrer Qualität von einander verschieden sind, und deswegen auch Bestandtheile heißen. Soll nun ein zusammengesetztes Atom mechanisch untheilbar, aber chemisch theilbar seyn, so kommt dem Atom Untheilbarkeit und Theilbarkeit zugleich zu, was unnöthig und eben so ungereimt ist, als  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{2}{3}$  Atom. Ungeachtet der Bequemlichkeit des Wortes 'Atom' hat uns doch die Vermeidung von solchen möglichen Widersprüchen, besonders bey Anfängern in der Wissenschaft, rätlich scheinen wollen, weshalb wir auch in Ermangelung eines kürzern bezeichnendern Ausdruckes für die im stöchiometrischen Verhältnisse zu einander stehenden Bestandtheile der Körper den Ausdruck Mischungsverhältniß (M. G.) vorziehen.

Als eine nothwendige Folge der chemischen Proportionen, wie es auch in der That sich damit verhält, erklärt Gay-Lussac das beobachtete Gesetz von dem bestimmten Verhältnisse zwischen dem Sauerstoff in der Säure und in der Basis der Sauerstoffsalze. G.-L. theilt die Salze in Gattungen nach ihren Säuren, und in Arten

nach ihren Basen. Ueber die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Salze im Allgemeinen theilt G. = L. das Wesentlichste mit. Die Salze mit vegetabilischen und animalischen Säuren werden hier nicht mit berücksichtigt, sondern kommen später in der organischen Chemie in Betracht. Nach der Reihe werden nun die gewöhnlicheren und interessanteren Salze der Borarsäure, Kohlenäure, der Säuren des Phosphors, des Arseniks, des Schwefels, des Stickstoffs, der Chlorsäure, Bromsäure und Jodsäure abgehandelt, wobey es nicht an häufigen Einschaltungen von Bemerkungen für die Wissenschaft sowohl, als auch für die technische Benutzung der Salze fehlt. Hierauf folgen die Salze der Wasserstoffäuren, von denen diejenigen, welche Ammoniak oder ein Alkaloid zur Basis haben weiter keinen Zweifel über ihre Zusammensetzung darbieten. Dagegen kann aber auf dem Wege der Erfahrung nicht ausgemacht werden, ob sich die Metalloxyde direct mit den Wasserstoffäuren, oder die Metalle jener mit den Radicalen dieser vereinigen, wenn zugleich Wasser zugegen ist. Da letzterer Vorgang immer Statt hat, wenn die Metalloxyde und Wasserstoffäuren völlig wasserfrey sind, so ist nicht einzusehen, wie das Wasser denselben hindern könne. Je nach den Umständen benutzt G. = L. bey den Erklärungen beide Vorstellungsweisen von den in Wasser aufgelösten Haloidsalzen, indem die diese Salze besonders auszeichnenden Eigenschaften von den Radicalen der Wasserstoffäuren abhängig sind. Es werden nun von den Fluor-, Chlor-, Jod- und Schwefel-Metallen und den Salzen mit den gleichnamigen Wasserstoffäuren, diejenigen, welche ein allgemeineres Interesse haben, abgehandelt und auch manche

Verbindungen erwähnt, welche mit jenen in Beziehung stehen, z. B. Homberg's Pyrophor. Es müssen hier einige Unrichtigkeiten, welche auch zum Theil von dem Nachschreiben des Vorgetragenen herrühren mögen, erwähnt werden.

16. Vorl. Alle Eisensalze verändern sich an der Luft. 17. Vorl. Das in Ammoniak aufgelöste Einfach-Chlorkupfer nimmt in Folge einer Anziehung von Sauerstoff an der Luft eine schönere Farbe an. Ebend. Einfach-Chlorquecksilber wird durch Licht in Halbchlorquecksilber unter Entweichung von HCl umgeändert (was aber nur bey Gegenwart von Wasser geschieht). Einige andere zu verbessernde Stellen übergehen wir. Beachtungswerth ist, was über die chemische Constitution einer mehrere Salze enthaltenden Auflösung von S. & L. gesagt wird. Sind die Salze in stöchiometrischem Verhältnisse in der Auflösung enthalten, so ist kein directer Beweis zu führen, daß sich die Salze gerade so in der Flüssigkeit befinden, wie sie sich darin auflösen, und man kann nur sagen, daß so viel von dem einen oder andern Salze aus der Auflösung abgeschieden werden könne. Nur der das stöchiometrische Verhältniß übersteigende Antheil eines Salzes muß unverändert in der Auflösung enthalten seyn. — Den Beschluß der nach den Säuren geordneten und abgehandelten Salze machen die Chromsauren, antimonisauren und antimonsauren Salze. Gay-Lussac geht nun über zur Eintheilung der Salze in Bezug auf ihre Basis, und bildet nach der Fällbarkeit der Salzbasis durch schwefelwasserstoffsaures Ammoniak oder Schwefelkalium, durch kohlenensaures Kali und durch Schwefelwasserstoff mehrere Gruppen der Salze. Obgleich gegen die Ansicht Gay-Lussac's, bey der Unterscheidung der Körper nur

die hervorstechenden Eigenschaften derselben zu beachten, nichts einzuwenden ist, so sind die zur Erkennung der Salzbasis in den Salzen weiter angegebenen Merkmale keinesweges genügend, und wir glaubten mit Recht hier eine größere Ausführlichkeit erwarten zu dürfen.

Mit der 22. Vorlesung beginnt die organische Chemie, und zwar, wie uns scheint für den Vortrag am zweckmäßigsten, in Phytochemie und Zoochemie eingetheilt. Nach einer das Allgemeine der organischen Körper berücksichtigenden Einleitung, in welcher die Elementaranalyse der organischen Körper verhältnißmäßig ausführlich abgehandelt wird, werden die Pflanzensäuren, die Alkaloide, die indifferenten Pflanzenstoffe, Fette, fettigen Säuren, Alkohol, Aether, stickstoffhaltigen Pflanzenstoffe zc. durchgegangen. Wenn man das über die vegetabilischen Substanzen Vorgelegene nur für Umrisse der Phytochemie anerkennen kann, so ist das aus der Thierchemie Bengebrachte kaum mehr als ein Bruchstück dieses Theils der organischen Chemie. Wir wollen daher auch nicht in das Detail eingehen und nur noch folgende Bemerkungen hinzufügen. Die Ameisensäure wird unseres Wissens nur unter Mitwirkung von Manganhypoxyd aber nicht von Eisenoxyd aus der Oxelsäure durch Schwefelsäure erzeugt. Die Blausäure brennt nicht mit weißer, sondern mit gefärbter Flamme. Es ist unrichtig, daß das Cyaneisen = Kalium nicht durch Säuren zersetzt werde. Die Meinung Bauquelin's, daß im Blutrothe kein Eisen enthalten sey, hat durch die Versuche Engelhardt's wenigstens an Glaubwürdigkeit verloren. Aber nicht allein in diesem besondern Falle, sondern auch überhaupt hat Gay = Lussac nach der nicht ungewöhnlichen Weise der französischen Natur =

forscher die Erfahrungen der deutschen Chemiker nur dann und wann für seine Vorlesungen benutzt.

H. Wackenroder.

### D f e n.

Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus et civilis, studio et opera Georgii Férjér, Bibliothecarii regii. Tomus I. 490 S. T. II. 464 S. T. III. Vol. 1. 480 S. Vol. 2. 495 S. T. IV. Vol. 1. 480 S. Vol. 2. 528 S. Vol. 3. 560 S. T. V. Vol. 1. 328 S. Vol. 2. 606 S. Vol. 3. 520 S. T. VI. Vol. 1. 400 S. Vol. 2. 416 S. Und zwey Bände Indices. Octav. 1829. 1830. Budae, typis typogr. Reg. Universitatis Hungaricae.

Wenn gleich die Geschichte von Ungarn sich theilweise mehrerer trefflicher Bearbeiter zu rühmen hat, und wir auch einem Schwandtner, und andern, Sammlungen der scriptores zu verdanken haben, so ist es doch eine oft wiederholte Klage, daß es an einer Urkunden-Sammlung, wie andere Staaten sie besitzen, noch fehle. An Stoff dazu mangelt es keineswegs; sowohl die öffentlichen, als die Privatarchive mehrerer Familien, und besonders auch die Sitze der höhern Geistlichkeit sind reich daran. Aber entweder fehlte es an unternehmenden Männern, die ihr Leben einer solchen Arbeit gewidmet hätten; oder, was das Haupthinderniß war, der Zugang zu diesen Sammlungen ward erschwert oder ganz verschlossen gehalten; Klagen die auch von unserm Verf. noch wiederholt werden. Er beschloß indes, so weit es in seinen Kräften stand, diese Lücke auszufüllen; wenn er dabey nicht allen Wünschen und Forderungen Genüge leisten konnte,

so war es nicht seine Schuld. Wir sind unsern Lesern sowohl von dem Umfange und der Einrichtung, als dem Inhalt der Sammlung im Allgemeinen eine Anzeige schuldig, denn was die Anführung und Beurtheilung des Einzelnen betrifft, so bedarf es nicht erst der Erinnerung, daß diese nicht für diese Blätter gehört. Was zuerst den Umfang der Zeit nach betrifft, so beschränkt sich dieser eigentlich auf die Arpad'sche Regentenperiode, und geht also bis 1301; jedoch mit Aufnahme auch der früheren Urkunden, vor der Festsetzung der Madjaren in Ungarn, oder was hier als Urkunde angesehen werden konnte. Dem Inhalte nach umfaßt die Sammlung sowohl die kirchlichen als politischen Verhältnisse, was freylich hier am wenigsten getrennt werden konnte.

Die Hauptfrage betrifft die Quellen aus denen der Vf. schöpfte. Er beklagt es wiederholt, daß ihm der Zugang zu den Originalen der Urkunden fast durchweg verschlossen geblieben sey, und er sich meist mit Abschriften habe behelfen müssen. Unter diesen steht die Sammlung in dem erzbischöflichen Sitz des Primas von Ungern, in Gran (Strigonium) oben an. Der vormalige Erzbischof daselbst und Primas von Ungarn Cardinal Colloniz († 1713), dem daran lag sich die Abschriften der kirchlichen Urkunden aus dem K. Reichsarchiv zu verschaffen, hielt um die Erlaubniß dazu an, die ihm auch durch ein Rescript v. 13. Oct. 1702 gegeben ward. Aus diesen Abschriften ging eine Sammlung von 14 Folioebänden hervor, bey denen der Erzbischof die Treue der Copie bey jeder einzelnen zu bezeugen pflegte. Den Manen dieses hochverdienten Mannes ist daher auch das Werk gewidmet. Er beehrte sich dabey eines Jesuiten Gabriel Hevenesi, nach dem daher auch die Sammlung in den Unterschriften gewöhnlich genannt wird. Die

andern Quellen sind theils gedruckte, theils ungedruckte. Letztere sind zum Theil Originale, die ihm aus einzelnen Sammlungen mitgetheilt wurden; zum Theil Abschriften. Dem Index ist ein Verzeichniß derer vorgesetzt, welche sich durch Sammlungen von Diplomen, sowohl früher, als auch noch jetzt auszeichneten; theils Mitglieder der hohen Geistlichkeit; theils Klöster; theils Weltliche, besonders aus den Magnaten. Die gedruckten sind aus den Werken über Ungerische Geschichte entlehnt. Jedem Diplome ist erstlich eine kurze Inhaltsanzeige vorgesetzt, am Ende aber jedesmal die Quelle angegeben aus der es entlehnt ist; und bey Abschriften, wo der Verf. es konnte, auch der Ort, wo das Original sich findet.

Die Ordnung ist streng nach den Jahren, welches bey jeder Urkunde vorgesetzt wird; nicht nach dem Inhalt, so daß also Diplome der verschiedensten Art auf einander folgen. Daß die größere Zahl derselben sich auf kirchliche Verhältnisse und Besizthümer bezieht, wird schon aus der Entstehung der oben bemerkten Hauptsammlungen hervorgehen. Auf Critik der Echtheit der Urkunden hat sich der Vf. nur in einzelnen wichtigen Fällen eingelassen. Die Diplome sind in der Regel immer vollständig gegeben; nur bey einigen zu unerheblichen begnügt sich der Vf. mit einem kurzen Auszuge. Die Urkunden sind sämmtlich, wie sich von selbst versteht, in lateinischer Sprache.

Der Vf. bemerkt selbst daß er in Verlegenheit gewesen sey, wo er seine Sammlung anfangen sollte. Da er sie nicht bloß auf die Periode der Arpadischen Könige beschränkte, sondern auch auf die frühere Zeit ausdehnte, so beginnt er mit den Rescripten der Imperatoren, demnächst der Carolinger insofern sie sich auf Ungern bezogen, oder auch nur zu beziehen schienen. Indessen ist gleich

der erste Band bis auf das J. 1094, der zweyte bis 1205 fortgeführt u. s. w. Es versteht sich, daß in dem Fortgange der Bände der Zeitraum den sie umfassen bey der sich immer mehr anhäufenden Menge der Urkunden auch immer kürzer wird. Jedem Bande ist eine kurze historische Erörterung über die Lage und die Schicksale Ungerns, in den Jahren die der Band umfaßt, vorgefetzt.

Die Brauchbarkeit des Werkes ist nun sehr durch den doppelten Index in zwey Bänden erleichtert. Der erste derselben ist chronologisch, und enthält das vollständige Verzeichniß der Urkunden mit der kurzen Angabe des Inhalts, vom Jahr Ehr. 104 bis zum Jahr 1301, nämlich von Trajan (dessen Briefwechsel mit Plinius, die Christen betreffend — man sieht nicht recht warum? — die Sammlung eröffnet) bis auf die Bestätigung einer Schenkung vom Papst Johann XXII. — Der zweyte Index ist nach den Ausstellern der Urkunden für jeden einzelnen Band geordnet, so daß zuerst die der Könige, dann der Königinnen, der Päpste, der Erzbischöfe und Bischöfe, der Barone, der Städte u. s. w. für jeden Band aufgezählt werden.

Es gehörte, bey den großen Hindernissen mancherley Art, mit denen der Vf. zu kämpfen hatte, nur durch eine zahlreiche Subscription gelang es (und doch wäre der Vf. nicht mehr weit von dem Ziel ermattet, wenn ihn nicht einige Patrioten unterstützt hätten), kein geringer Grad von Vaterlandsliebe dazu, ein solches Unternehmen auszuführen. Mögen die Verdienste, die er sich dadurch erworben hat, anerkannt werden!

Wir verbinden damit die Anzeige einer kleinen Schrift desselben Verfassers, welche gewissermaßen als ein Anhang der Sammlung betrachtet werden kann: *Decretum originale Andreae Secundi*,



quo Regnum Hungariae constituit anno 1222. Detexit ac illustravit Georgius Féyér, Bibliothecarius Regius, Budae 1829. 24 S. 8. Im J. 1222 mußte König Andreas II. den Ständen einen Freybrief ausstellen, wodurch er die von König Stephan dem Heiligen verliehenen aber von ihm verletzten Rechte erneuert und bestätigt, welcher als die Magna Charta von Ungern betrachtet werden kann. Das eigentliche Original dieser Urkunde, mit einer goldenen Bulle versehen, hat sich verloren. Aber bey den Untersuchungen in dem Erzbischöflichen Archiv von Gran war der Bf. so glücklich eine zweyte Ausfertigung oder Copie desselben, mit wächsernen Sigeln versehen, zu entdecken, welches durch Zufall in das dortige Verzeichniß der Urkunden nicht eingetragen, und daher selbst Kovachich, der nur gesammelte Bruchstücke desselben geben konnte, unbekannt geblieben war. Aus dieser Handschrift ist diese wichtige Urkunde in der Sammlung T. III. Vol. 1. p. 374 zum erstenmal abgedruckt und bekannt gemacht. Der Zweck dieser Schrift ist nun die Echtheit dieser Abschrift zu beweisen. Es wird also zuerst dargethan, daß es Sitte der Könige gewesen sey, bey wichtigen Urkunden von dem Original mit der goldenen Bulle zugleich Abschriften mit wächsernen Sigeln ausfertigen zu lassen, und da es mit drey solchen Sigeln versehen sey, daß auch diese Mehrzahl keinen Beweis gegen seine Echtheit geben könne. Außerdem aber kommen Pergament, Schrift, Abkürzungen und andere critische Kennzeichen mit den andern von Andreas II. ausgestellten Originalurkunden auf das genaueste überein, so daß durch dieses alles die Echtheit dieses für die Ungersche Geschichte so erheblichen Diploms, so weit man ohne eigne Ansicht urtheilen kann, hinreichend dargethan wird.                      Sn.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

145. Stück.

Den 12. September 1831.

---

J e n a.

Typis et sumptibus Friderici Frommann, 1829: M. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum libri quinque. E Wolfii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner Dr. XVI u. 404 S. in gr. Octav.

Diese neue Bearbeitung der Tusculanischen Gespräche soll der Absicht des Verlegers zufolge den Platz der nunmehr aus dem Buchhandel verschwundenen Ausgabe von Karl Meide einnehmen, und ist, wie ihre Vorgängerin, zunächst für den Schulgebrauch bestimmt. Sie sucht jedoch diesen Zweck auf einem sehr verschiedenen und, wie nicht zu zweifeln, auf einem weit richtigern Wege zu erreichen, indem sie auf Wortforschung und Erklärung des Sprachgebrauchs ein größeres Gewicht legt, als auf allgemeine Angaben des philosophischen Ideenganges, und auf Anhäufung von Parallelstellen, besonders aus Griechischen Philosophen, womit Meide seine Ausgabe größtentheils ausstattete. Obgleich also die

Neidische Ausgabe der vorliegenden ursprünglich zur Grundlage dienen sollte, so ist doch aus ihr nur ein sehr geringer Theil zur Ausfüllung kleiner Lücken in diese verarbeitet worden; etwa nur so viel, als jeder neue Bearbeiter irgend eines Autors von seinen Vorgängern zu billigen und aufzunehmen pflegt; z. B. etwa so viel, als Neide selbst von Davis' Leistungen beybehielt, oder Davis aus den Commentaren von Peter Victorius, Joachim Camerarius und Heinrich Stephanus wiederholte.

Eine an den Herrn Professor Dissen gerichtete epistola, welche dem Herzen des Verfs. Ehre macht, gibt zugleich als Vorwort in einer einfachen, bescheidenen Sprache Rechenschaft über die Veranlassung und Ausführung der neuen Arbeit. Auf die epistola folgen prolegomena in M. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum libros quinque (1 — 42), welche zum Theil aus der 1825 bey Fr. Perthes in Hamburg erschienenen, und mit verdientem Beyfalle aufgenommenen hiesigen Preisschrift: 'M. Tullii Ciceronis in philosophiam ejusque partes merita' geflossen sind. Diese geben zuerst in allgemeinen Umrissen ein Bild von dem Studium der Philosophie bey den Römern überhaupt, suchen darauf Cicero's Verdienste zu würdigen, und sprechen zuletzt über die Tusculanischen Disputationen insbesondere. Was nun den Titel der Schrift selbst anlangt, so ist die schon von Paullus Manucius und Davis mit den überzeugendsten Beweisen eingeführte Benennung disputationes gegen die in den Handschriften gewöhnliche, und deswegen noch neulich von Drelli vertheidigte Ueberschrift quaestiones, mit Recht in Schutz genommen. Kein alter Schriftsteller hat dieselbe je unter dem Namen quaestiones

angeführt; und dieser Umstand überwiegt das Ansehen der Codices. — Die Zeit der Aufzeichnung wird nach der hergebrachten Annahme zwischen das Ende 708 und den Anfang 709 gesetzt. Ob das Werk in ein oder höchstens zwey Monaten niedergeschrieben worden sey, wie Wolf aus der ungemein leichten und oft nachlässigen Schreibart schließen zu können glaubte, darüber läßt sich natürlich keine neue Untersuchung und überhaupt keine weitere Auskunft erwarten. — Was der Herausg. ferner über die Quellen der Tusculanen und deren philosophischen Werth zusammenstellt, vereinigt in einer kurzen Uebersicht die Hauptpuncte, deren Kenntniß für einen Schüler am zweckmäßigsten zu seyn scheint.

Da es dem Herausgeber an kritischen Mitteln mangelte, um mit deren Hülfe eine eigene Textrevision veranstalten zu können, so hat er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit an die treffliche Recension von Wolf geschmiegt, welche bekanntlich auch Drelli, der doch mit einem sehr schätzbaren Apparate ausgerüstet die neue Prüfung der Tusculanen unternahm, im Ganzen billigte und selbst in unverglichenen Handschriften bestätigt fand; so daß ihm nur Einzelheiten, die zum Theil wohl immer Controversen bleiben werden, der Berichtigung zu bedürfen schienen. Daneben sind Drelli's Leistungen in den fortlaufenden kritischen Noten zwischen dem Texte und dem Commentare genau berücksichtigt, und dasjenige von ihnen wiederholt worden, was zu einer kurzen geschichtlichen Uebersicht des Textes nöthig war. Auch ist das kritische Verzeichniß der Hülfsmittel, die Drelli'n zu Gebote standen, vollständig mitgetheilt. Einzelne Abweichungen Drelli's von Wolf's Texte werden für diesen bekämpft; z. B. die Echtheit der letzten

Worte des ersten Kapitels des ersten Buchs: qui fuit major natu, quam Plautus et Naevius, welche Wolf nach Pearce für ein anachronistisches Glossen hielt, und theils (et Naevius) wegließ, theils in Klammern einschloß, Schütz aber ganz verwarf, und Davis für einen verzeihlichen Gedächtnißfehler erklärte. Gewiß mit Unrecht. Es ist hier weder ein Anachronismus; denn qui geht nicht auf Ennium, sondern auf das entferntere Livius; noch die Spur eines Glossens; denn Cicero rechnete es sich als besonderes Verdienst an, das zweifelhafte Alter des Livius zuverlässiger angegeben zu haben, als Attius, u. a. (Brut. 18. Gellius 17, 21); daher nimmt er auch hier, wo auf dieselbe Zeitbestimmung sehr viel ankommt, wieder die erwünschte Gelegenheit, seine Ansicht noch mehr geltend zu machen. Er scheint gegen die allgemeine Annahme seiner Zeit zu kämpfen, als habe Livius erst nach Plautus und Naevius dramatische Stücke aufgeführt, die Cicero auch sonst gern zusammen nennt (de or. 3, 12, 45). — Die entferntere Beziehung des Relativum kann leicht durch zweckmäßige Beispiele aus Cicero und andern competenten Autoren bewiesen werden. Schon Gerhard Voß machte darauf aufmerksam; und Krehl (ad Priscian. 2, 9 §. 48 S. 91) neigt sich zu derselben Meinung hin. Das deutlichste Beispiel ist bey Liv. 21, 26: C. Atilium praetorem una cum legione Romana et quinque millibus sociorum, delectu novo a consule conscriptis, auxilium ferre Manlio jubent; qui sine ullo certamine (abscesserant enim metu hostes) Tanetum pervenit, — wo qui offenbar auf das obige Nomen C. Atilius praetor geht. Daher ist auch durch Nissen's Verbesserungsvorschlag, statt qui fuit zu lesen quin

fuit oder fuitque (auf Livius bezogen) an der behandelten Ciceronischen Stelle nichts gewonnen.

Die schon oft geänderten und vielfach erklärten Worte *ut multi ante veteres* (1, 10), wie sie in sämtlichen Handschriften stehen, möchte der Herausg. mit Wyttenbach gern in *at multa ante veteres* umwandeln, um dadurch den Ueberdruß des Redenden an der Aufzählung der vielen Meinungen Griechischer Philosophen über das Wesen der Seele anzudeuten. Aber ein Ueberdruß darf wohl da nicht geäußert werden, wo der Redende das größte Gewicht auf eine möglichst genaue und vollständige Angabe der verschiedenen Meinungen legt. Und dieß ist hier offenbar der Fall. Es soll bemerkt werden, daß die neuesten Ansichten des Aristoxenos und Xenokrates schon von manchem ältern Philosophen, unter andern von Plato und Pythagoras, aufgestellt worden seyn; und dem zufolge muß es heißen *ut multi ante veteres, proxime autem Aristoxenus — sc. animum esse censebat — ipsius corporis intentionem quandam.*

An einer andern Stelle (2, 27 fin.) wird mit *Drelli non quo* gegen Wolf's *non quod* vertheidigt, weil nämlich jenes hier dasselbe bedeuten würde, als dieses. Derselbe Fall tritt auch 3, 22 wieder ein; und ist außerdem in andern Schriften des Cicero oft zur Sprache gekommen. Beispiele sind schon in Menge und mit großem Fleiße von Schöner und Krüger gesammelt worden. Aus der Vergleichung dieser, wie aus der Sache selbst, geht klar hervor, daß überall ein feiner Unterschied zwischen beiden Wendungen obwalte. Wem wird es z. B. einfallen *Acad. 2, 42 §. 131: introducebat etiam Carneades, non quo probaret, sed ut opponeret Stoicis, summum bonum esse cett. für quo setzen*

zu wollen quod, was nur einfach den Grund angibt; da doch hier offenbar Absicht, Zweck ausgedrückt werden soll. Oder wie könnte auf der andern Seite quo statt quod stehen Tusc. 2, 24: pugiles — ingemiscunt; non quod doleant, animove succumbant, sed quia — corpus intenditur —. Die Bestimmung beruht hier meistens auf dem Umstande, ob in der Apodosis sed ut, sed tamen; oder sed quod, sed quia folgt; und man möchte mit Recht zweifeln, ob es dort im Vorderfaze je heißen könne non quod; oder hier je non quo; auch wenn man annimmt, daß quo durch Attraction aus eo quod entstand, wie das Griechische ἐφ' ᾧ aus ἐπὶ τούτῳ ὁ. Namentlich in den Stellen, wo idcirco (Fam. 9. 1) oder ideo (Agr. 3, 2, 4) vorangeht, wird niemand quo erwarten. Nach diesen Grundsätzen kann also nur noch das non quo vor quia ein Gegenstand des Zweifels bleiben. Uebrigens steht non quod immer mit dem Conjunctiv; non quia aber oft mit dem Indicativ in einem sehr verschiedenen Sinne, z. B. Sen. N. Q. praef. §. 5: virtus enim ista, quam affectamus, magna est, non quia per se beatum est, malo caruisse, sed quia animum laxat.

Sonst verfährt der Herausg. in seinen kritischen Urtheilen mit Vorsicht und anspruchloser Bescheidenheit; indem er sich keineswegs das Richteramt zwischen zwey so ausgezeichneten Kritikern, als Wolf und Drelli, die so innig mit Cicero's Denk- und Schreibart vertraut sind, und noch mehr ein überaus sicheres Gefühl, welches ihren tief eindringenden Scharfsinn nie verläßt, überall bewähren, anmaßt, sondern meistens nur referiert.

Für Auslegung war bisher in Bezug auf die Tuseulanen sehr wenig geschehen. Schulmänner

werden es daher dem Hn. Dr. K. Dank wissen, daß er hierin mehr geleistet hat, als sein Vorgänger. Sein Commentar ist größtentheils grammatisch. Was die Entwicklung der einzelnen Gedanken und den Ideengang überhaupt anlangt, so ist dem Ganzen eine ausführliche und genaue Uebersicht des Inhalts vorangeschickt, wobey ihm Fr. H. Kern's Vorgang von einigem Nutzen war. Meide verwebte die Uebersichten der einzelnen Bücher und der einzelnen Abschnitte in seinen Commentar, und suchte den durch häufige Digressionen unterbrochenen Zusammenhang, oder Faden des Gesprächs an den Stellen, wo er sich verloren zu haben schien, nachzuweisen. — Eine genauere Prüfung und Beleuchtung der in dieser Schrift niedergelegten philosophischen Grundsätze lag außerhalb der Grenzen, die sich der Herausg. gleich bey der Anlage des Commentars gesteckt hatte. Diese Anlage machte Hülfsmittel nöthig, deren Kenntniß und Benutzung auch Schülern von großem Nutzen ist. Deswegen wird man hier sehr häufige Verweisungen auf allgemein bekannte und benutzte Grammatiken und Lexica finden.

Angehängt ist ein index historicus nach Meide's Bearbeitung; jedoch mit Hinweglassung alles dessen, was keiner Erklärung bedurfte, und mit Hinzufügung und Berichtigung einiger von Meide übergangener oder unrichtig angegebener Notizen. Der index rerum ac nominum in annotationibus explicatorum erleichtert den Gebrauch des Commentars bedeutend.

G. H. B.

### D e b r e z n .

Summarium historiae recentioris Europae a detectione Americae ad revolutionem Gal-



licam per temporum intervalla digestum a Josepho Peczély. Accedit conspectus brevis historiae Europae recentissimae a revolutione Gallica ad nostra usque tempora. Tomus II. periodus tertia a fine Saeculi XVII. ad finem Saec. XVIII. 1830. 440 S. in 8.

Wir haben den ersten Theil dieses Handbuchs bereits 1828 St. 129 angezeigt. Die Fortsetzung ist nach demselben Plan und in derselben Manier gearbeitet. Die Leser werden sich aus der Anzeige des ersten Theils erinnern, daß der Vf. einst Zuhörer des Unterz., auch dessen Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems dabey hauptsächlich zum Grunde gelegt hat. Es steht also nicht anders zu erwarten als daß ähnliche politische Grundsätze darin vorherrschend sind; aber auch eine weitere Beurtheilung würde eben deshalb hier nicht an ihrer Stelle seyn. Von den neuesten Begebenheiten ist, wie es der Titel sagt, nur eine kurze Uebersicht gegeben; wobey jedoch mehrere, durch die Censur entstandene, Lücken, bemerkt gemacht sind. Der Gebrauch der lateinischen Sprache legt, wenn von Gegenständen der neuen Politik die Rede ist, große Schwierigkeiten in den Weg, da für so viele dieser Gegenstände keine classische Ausdrücke vorhanden sind. Man wird es daher auch dem Verf. nicht als Fehler anrechnen wollen, daß er durchweg die Verständlichkeit der Classicität vorzog. Dem Unterzeichneten, insofern seine Arbeit dabey benutzt ward, konnte es nicht anders als angenehm seyn, daß seine politischen Ansichten auch in Ungarn Eingang und Billigung gefunden haben.

Sn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

146. 147. Stück.

Den 15. September 1831.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruhet, den mit der Aufsicht über das Gemälde=Cabinet und die Kupferstichsammlung bereits beauftragten Hn. Dr. Carl Wilhelm Desterley zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät zu ernennen.

E b e n d a s e l b s t.

Für ein gründliches Studium der ansteckenden Cholera sind (wie wir in diesen Blättern bey der Anzeige des Berichts von Madras 1831. St. 41 bemerkten) die officiellen Berichte der drey Präsidentschaften Indiens die unentbehrlichen Quellen.

Bey der großen Seltenheit dieser nicht in den Buchhandel gekommenen Werke mußten wir uns bis jetzt bloß an Auszüge aus ihnen in den Englischen Journalen halten. Nun aber sind wir so glücklich auch die Reports von Bombay

und Calcutta auf unserer Universitäts-Bibliothek zu besitzen, indem der hohe Beschützer derselben, S. Königliche Hoheit unser allergnädigster Vicekönig ihr solche als Geschenk zugesandt hat. Eine genauere Angabe ihres Inhalts behalten wir uns auf ein späteres Blatt vor.

## L o n d o n.

For Thomas and William Boone, 1831: History of the war in the Peninsula and in the south of France, from the year 1807 to the year 1814. By W. F. P. Napier, C. B. Colonel H. P. forty third Regiment. Vol. 3. 640 Seiten.

Dieser dritte Theil der Napierschen Geschichte des Krieges in der Halbinsel enthält die Ereignisse der Feldzüge von 1809, 1810 und 1811. Als Quellen bezeichnet der Verf.: Wellington's öffentliche und Privat-Correspondenz, Mittheilungen von dem Könige Joseph, vom Marschal Soult, von dem Englischen Gesandten Stuart, den Generälen Graham, Pelet und Campbell, vom Admiral Codrington und Obersten Cox. Das 9te und die beiden folgenden Bücher dieses Theils beschäftigen sich beynahe ausschließlich mit den Ereignissen des Krieges zwischen den Franzosen und Spaniern in dem Jahre 1809, vorzüglich im südlichen Spanien, die, militärisch genommen, keine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen. In dieser Periode dieses Krieges geschah es, daß das Guerilla-Wesen in Spanien seinen Anfang nahm, und zwar in den zwischen Frankreich und dem Ebro liegenden Provinzen. Wir kennen schon des Verfassers scharfe und schneidende Beurtheilung, wenn von Spaniern und Portugiesen, oder überhaupt auswärtigen Natio-

nen die Rede ist. Als Ursache daß in den bezeichneten Gegenden Guerillas sich aufwarfen, gibt er an: weil die Engländer dorthin keine unmittelbare Hülfe schickten, und erlaubt sich aus dieser Bemerkung den Schluß zu ziehen: es sey überhaupt nicht rathsam, wenn man Alliirter von Spanien sey, ihnen gleich beym Ausbruche des Krieges thätigen Beystand zu leisten; auf diesen sich verlassend würden sie die Hände in den Schooß legen. Nur sehr geringen Werth legt Napier diesen Guerillas bey: 'die Gesammtstärke dieser Guerillas in Biscaya, Navarra, Aragonien und Catalonien betrug, sagt er, bestimmt über 30,000 freywillige und kräftige Männer (worunter etwa  $\frac{2}{3}$  Spanier und  $\frac{1}{3}$  Deserteurs von der Französischen und Englischen Armee); sie waren angeführt von unternehmenden, tapfern Männern, allein sie beschäftigten nicht halb so viele Franzosen, als ihre eigene Stärke betrug, und verrichteten mit Ausnahme der Ueberrumpelung von Figueras, keine einzige bedeutende That.' Am Ende des Jahrs 1810, sagt der Verf. an einem andern Orte, waren von den zwölf Guerillasparteyen, die sich bis dahin gebildet hatten, nur noch sechs übrig geblieben, angeführt von Empecinado, Sanchez, Longa, Campello, Portier und Mina, die dem Feinde unzählige aber nichts entscheidende Gefechte lieferten, mehr die Geißel ihrer eigenen Landsleute als die der Franzosen waren. Der Verf. tadelt bitter die Suprema = Junta dieß Guerillasystem begünstigt zu haben; ganz im Gegensatz von Wellingtons System, der in Portugal, wo er als Gebieter schaltete, sich allen unregelmäßigen Bewaffnungen widersetzte, und nur Einientruppen errichtet wissen wollte. Napier verbreitet sich weitläufig über die Unzweckmäßigkeit und die

nachtheiligen Folgen von der Errichtung unregelmäßiger Corps und insbesondere von Volksbewaffnungen, er ist der unbedingte Sachwalter geregelter Armeen, ganz im Geiste der Englischen Militärverfassung. Kein Militär, der Erfahrungen des Kriegs gemacht hat, wird sich hier dem Verf. als Gegner aufwerfen; allein zur Errichtung von regelmäßigen Armeen gehört vieles, was den Spaniern in dieser Epoche mangelte; ein geregeltes und allgemein anerkanntes Gouvernement, Geld und abermals Geld, hinreichende Muße reguläre Soldaten zu bilden, gute Officiere und Unterofficiere, hinlängliche Waffen und übrige Kriegsvorräthe. Gerade weil die Spanier den Stolz hatten, sich in geregelten Schlachten mit ungeübten Linientruppen mit den Franzosen messen zu wollen, erlitten sie Niederlagen, während ihre Parteygänger von der Beschaffenheit des Terrains unterstützt, den Franzosen großen Abbruch thaten. Die Dienste, welche die Guerillas der Spanischen Sache leisteten, richtig zu würdigen, braucht man nur die vielen Schriften von französischen und deutschen Officieren über diesen Krieg in Spanien zu lesen. Napier sucht sich gegen den ihm schon von der Kritik bey Beurtheilung der beiden ersten Theile seiner Geschichte gemachten Vorwurf: er behandle die Spanier mit zu vieler Härte, zu rechtsfertigen: 'soll ich sagen daß sie in Schlachten siegten, getreulich ihre eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllten, ihre Kriegsgefangenen menschlich behandelten? Daß ihre Juntas aus ehrlichen und klugen Leuten zusammengesetzt waren; daß ihre Generäle die Kriegskunst verstanden und ihre Soldaten Stand hielten? Ich spreche nur die nackte Wahrheit aus, wenn ich behaupte: die Spanier waren unfähig ihre eigene Sache zu

vertheidigen!’ Der Verf. sagt uns hier keine neue Wahrheit. Während der französische Coloss die großen Militärmächte auf dem Continente beynabe zu Boden gedrückt hatte, wie stand zu erwarten daß das gänzlich zerrüttete Spanien, seinen eigenen Kräften überlassen, Widerstand leisten sollte? Geben wir der Wahrheit die Ehre: von allen Continentalvölkern haben die Spanier, als Volk betrachtet, dem Napoleon am mehrsten zu schaffen gemacht.

Die Spanier hatten in dieser Periode ihres Mißgeschicks mehrmals um Hülfe bey Wellington nachgesucht, die dieser beständig verweigerte. Durch die bey Talevera und später gemachten Erfahrungen gewarnt, hatte der britische Feldherr kein Vertrauen mehr, weder zu der Suprema-Junta noch zu den spanischen Armeen. Am 10ten Januar 1810 schrieb Wellington an Lord Liverpool die prophetischen Worte: ‘The defect and dispersion of the Spanish Armies will be the probable consequence of any action in which either imprudence, necessity or even expediency, may lead them to engage, but the war of Partisans will probably continue.’ In der That die Wahrscheinlichkeit, daß der Partisan- oder Guerilla-Krieg in Spanien, auch wenn der regelmäßige Widerstand aufhörte, fort dauern würde, mußte bey dem Plan, auch in diesem Fall Portugal vertheidigen zu wollen, sehr mit in Anschlag gebracht werden. Die Fortschritte der Franzosen in Spanien waren noch rascher, als selbst die Engländer sie vorausgesehen hatten. Sogar Andalusien, bis auf Cadix nach, war von ihnen besetzt. Im Englischen Cabinet herrschten die größten Besorgnisse daß auch Portugal ein gleiches Schicksal theilen werde; es war darauf be-

dacht die Englischen Truppen zurückzuziehen. Wellington, und nur er allein, sah die Möglichkeit nicht nur Portugal zu vertheidigen, sondern sogar Spanien zu befreuen. Seitdem sein Bruder, Lord Wellesley an Lord Castlereagh's Stelle ins Cabinet getreten war, hatte er dort eine kräftige Stütze. Das Englische Cabinet ging in Wellington's Plan hinein, so gewagt er ihm zu seyn schien; aber auf dem Feldherrn sollte die ganze Verantwortlichkeit ruhen. Welcher anderer britischer General als Wellington würde gewagt haben sich dieser zu unterziehen?

Die Kriegsgeschichte liefert uns viele Beyspiele von Feldherren die Schlachten gewannen, den Erfolg oft mehr zufälligen günstigen Ereignissen als ihren Talenten verdankend. Allein die Kunst einen Operationsplan zu dem Feldzuge und selbst zur Führung des ganzen Krieges, mit Berücksichtigung der vorliegenden und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit eintretenden Verhältnisse zu entwerfen, vorzubereiten, und mit Beharrlichkeit und Geschicklichkeit auszuführen, diese Kunst scheint uns der Probierstein des Talents des Feldherrn zu seyn. Wellington hat diese Aufgabe gelöst, groß wie die Schwierigkeiten waren, die er zu bekämpfen hatte. Sein Vertheidigungsplan von Portugal ist die schönste Feder auf seinem Kopfschmuck. Er verlangte vom Englischen Cabinette als vorläufige Bedingung: die Englischen Truppen in Portugal sollten zu der effectiven Stärke von 30,000 Mann gebracht; 30,000 Portugiesen sollten auf britischen Fuß formiert und exerciert, in Englischen Sold treten; er selbst wollte als Generalissimus unumschränkten Befehl über alle Hülfsmittel, die Portugal zur Führung des Krieges leisten könnte, erhalten: diese Forderungen wurden ihm ge-

währt. Der Plan, den Wellington für die Vertheidigung von Portugal entwarf, war neu, groß und kühn. Er betrachtete Lissabon als den einzigen Punct, wo die unter seinem Befehle stehenden Truppen der ihm so sehr überlegenen feindlichen Macht ernstlichen Widerstand leisten sollten; Biseu, Guarda, Almenda, Belmonte und Colerico sollten die Vorposten dieser Centralposition bilden. Die Hoffnung eine Stellung vor Lissabon behaupten zu können, gründete sich auf die großen Schwierigkeiten die die Franzosen finden würden, bey einer so weit ausgedehnten Linie ihre Armee mit Lebensmitteln zu versorgen. Diese Schwierigkeiten, die sich schon aus der natürlichen und politischen Beschaffenheit Spaniens und Portugals, und aus dem damals so sehr aufgeregten Zustande dieser Völker ergaben, noch zu vermehren, befahl Wellington, daß bey dem Eindringen der Franzosen in Portugal die Portugiesen ihre Mühlen, Brücken und Böte zerstören, ihre Kornfelder verwüsten, ihre Häuser verlassen, und mit ihrem beweglichen Eigenthume in den Rücken der Englischen Armee sich begeben sollten. Die ganze waffenfähige Bevölkerung Portugals sollte zu den Waffen greifen und als irreguläre Truppen den Feind in seiner Flanke und in seinem Rücken beschäftigen. Den Schlüssel zu der ganzen Vertheidigung sollte eine befestigte Linie auf der Landzunge, auf welcher Lissabon liegt, bilden. — Bereits im J. 1799 hatte Sir Charles Stuart die Umgegenden von Lissabon aufnehmen lassen; die Plane die der französische Marschal für die Vertheidigung von Lissabon durch den Oberst Vincent hatte entwerfen lassen, befanden sich in Wellingtons Händen. Nach diesen Materialien bearbeitete der britische Feldherr das Project der so berühmt gewordenen



Linien von Torres Vedres. Dieß Project verdient um so mehr riesenhaft genannt zu werden, wenn man in Erwägung zieht, daß eine bergige Landstrecke von mehr als 500 Quadratmeilen zwischen dem Tagus und der See, vermittelst Verschanzungen, Redouten und Ueberschwemmungen gedeckt werden sollte. Erwägen wir die Schwierigkeiten die die Aufwerfung so vieler Arbeiten hatte, die durch den Widerstand der Portugiesischen Regierung und die Abneigung des Portugiesischen Volks, solche große Opfer zu bringen, vermehrt wurden; ziehen wir in Betracht daß das Englische Ministerium das Project zu gewagt fand, und daß sogar zwey der ersten Generale in Wellingtons Armee, es in ihren Briefen an Lord Liverpool für unausführbar erklärten, und vergessen wir nicht, welche Stärke des Geistes es voraussetzt, sich den herrschenden Ansichten zum Troße eine ganz neue Bahn vorzuzeichnen, und unerachtet aller dieser Schwierigkeiten das vorgesezte Ziel unablässig verfolgen: so müssen wir den Herzog von Wellington den größten Feldherren der neueren Zeit beygefellen. — Wir beklagen, aus Mangel an Raum unsern Lesern nicht eine nähere Beschreibung der Linien von Torres = Vedres, nicht die Bewegungen der gegenseitigen Heere, als Massena gegen sie anrückte und nachher sich aus Portugal zurückziehen mußte, mittheilen zu können; die Erzählung aller dieser Vorfälle gehört zu den am gelungensten in Napier's Geschichte. Wir erlauben uns mit wenigen Worten das Urtheil des Verfs. über die beiden gegen einander kämpfenden Feldherrn hierher zu setzen: 'War is not a conjectural art.' Massena vergaß diese Regel; er bildete sich ein Wellington würde nicht den Muth haben, sich vor Lissabon zu schlagen,

und die Portugiesische Miliz würde keine Unternehmungen in seinem Rücken wagen, allein die Schlacht von Busaco und des Obersten Trants Ueberfall von Coimbra, endigten diesen Traum. Dann setzte Massena abermals voraus, Wellington vor Lissabon angekommen, würde sich so schnell als möglich einschiffen; mit Schrecken erblickte der französische Feldherr die Linien von Torres-Redres, deren Daseyn er erst erfuhr, als er nur noch fünf Tage von ihnen entfernt war. Allein einmal aus seinen Träumen erwacht, führte er den Krieg als ein wahrhaft großer Feldherr; als solcher zeigte er sich unendlich mehr, als seine Mittel vermindert waren und die Schwierigkeiten, die er bekämpfen mußte, mit jeder Stunde sich vermehrten. Auch Wellington hatte Massena unrichtig beurtheilt; als dieser eine feste Stellung vor Santarem nahm, glaubte Wellington es geschähe nur um den Rückzug zu decken; er ward zurückgeworfen und von nun an verfuhr der britische Feldherr mit einer Vorsicht, würdig des Gegners. — Nach den ersten Feldzügen Napoleons in Italien, in welchen Massena sich den Beynamen: 'l'enfant gâté par la fortune', erworben hatte, dachte man sich diesen Feldherrn als kühn und unternehmend, vorzüglich glänzend am Tage der Schlacht. Ganz anders schildert ihn uns Napier. 'Die Pläne Massena's, sagt dieser von ihm, waren weit umfassend, wahrhaft groß zu nennen, und aus diesem Gesichtspunct betrachtet, konnte sich keiner der französischen Feldherren mit ihm messen; allein auf dem Schlachtfelde fand er seine Meister, unter diesen vorzüglich den Marschall Ney, dessen Dispositionen zum Gefechte und persönliche Leitung der Truppen einzig genannt zu werden verdienen.' — Aber man kann nicht zugleich seyn und gewesen

seyn. Als Massena gegen Wellington in die Schranken trat, war er alt, fränklich und bey nahe blind; doch erklärte Wellington in ihm seinen größten Gegner gefunden zu haben. Die Uneinigkeit die unter den französischen Generälen Montbrun, Junot, Drouet, Regnier und Ney herrschte, und ihre Eifersucht auf Massena, die zuletzt in offenbaren Ungehorsam ausartete, erleichterte dem Herzoge von Wellington sein gewagtes Spiel. — Die Schlachten von Fuentes Onoro und von Albuera, so wie die Belagerungen von Almenda und Bajados machen den vorzüglichsten Inhalt des 12ten Buchs, womit dieser Theil schließt, aus, dessen Schluß eine scharfe Beurtheilung des Marschals Beresford enthält. Beresford blieb Meister des Schlachtfelds bey Albuera, aber Napier sagt von ihm: 'kein General gewann eine große Schlacht mit einem so geringen Gewinnst für seinen militärischen Ruf als Marschal Beresford.'

### B r e m e n.

Bey J. G. Heyse: Descriptio ichthyosis corneae congenitae in virgine observatae tabulis tribus lapidi incisus illustrata. Qua viro cel. ac doct. Henr. Guil. Matth. Olbers diem semisecularem XXVIII Decembris MDCCCXXX summorum a facultate illustri medica Georgiae Augustae honorum ipsi delatorum pia mente debitaque reverentia gratulatur Chr. Helw. Schmidt M. Dr. II u. 12 S. in Folio. 1830.

Es ist eine schöne Sitte unserer Zeit, die Amts-Jubelfeyer um das Vaterland und die Wissenschaften hochverdienter Männer nicht al-

lein durch Glückwünsche und Erneuerung von Diplomen zu verherrlichen, sondern auch durch eigens für diese Feyer geschriebene wissenschaftliche Werke den Zeitgenossen und den spätesten Nachkommen zu beweisen, wie sehr die Verdienste berühmter Veteranen in der Wissenschaft und Kunst eine gerechte Anerkennung gefunden haben. Die neueste Zeit, in welcher namentlich einer verhältnißmäßig großen Anzahl deutscher Naturforscher und Aerzte das Glück geworden ist ihr Jubiläum zu feyern, hat bey solchen Gelegenheiten schon viele treffliche Arbeiten dankbarer Schüler und Verehrer der Jubelgreise entstehen sehen. Das am oben genannten Tage des vergangenen Jahres gefeyerte Jubelfest des um seine Vaterstadt und die Menschheit als Bürger und Arzt, um die Wissenschaft als weltberühmter Astronom hochverdienten Olbers bewog auch den Hn. Dr. Schmidt zur kurzen Schilderung einer seltenen, höchst merkwürdigen Abnormität der äußeren Haut, welche je nach der geringeren oder größeren Verbildung bald Fischschuppen-Ausschlag, bald Stachelschwein-Ausschlag genannt worden ist, welche aber als eine meistens angeborene Mißbildung der Cutis und davon abhängende qualitativ und quantitativ abnorme Absonderung der Epidermis den Namen eines Ausschlages nicht verdient. Sie wurde an einer, jetzt 22jährigen, übrigens gesunden, und von einer gesunden Familie abstammenden Holländerin aus der Gegend von Utrecht beobachtet, welche im vergangenen Winter auch in Göttingen sich öffentlich sehen ließ. Das Gesicht, den Nacken, die Schultern und den Hals bis zu den Brustwarzen hinab ausgenommen, sind alle Theile ihres Körpers mit Borken, Schwielen, Schuppen und Schrunden besetzt, welche am Rumpfe

und an den Armen den Schlangen-Schuppen, an den Händen und namentlich an den Füßen, nach des Ref. Ansicht, mehr der Haut eines Landschildkröten-Fußes ähnlich sind. Schon vier Tage nach der Geburt wurden die ersten Spuren von der Hebamme bemerkt. Ihre Gestalt ist sehr verschieden, je nach den Furchen und Erhabenheiten der Haut, auf welchen sie liegen; an mehreren Stellen sind spärliche, dünne Haare durch die Zwischenräume der Schuppen hervorgezungen; auch tritt zuweilen Schweiß über den ganzen Körper ein. (Gewöhnlich fehlt bey solchen Menschen die Hautausdünstung ganz, so z. B. bey einem vom Ref. im Jahre 1824 in Paris beobachteten, damals 13jährigen Knaben, dessen ganzer Körper, nur mit Ausnahme des Gesichtes, von dachziegelförmig über einander liegenden, ganz trockenen Schuppen so genau überzogen war, daß der Rumpf einem alten, runzelichten, mit Eichenen überzogenen Baume sehr ähnlich sah.) Der Verfasser hält dieß für ein Zeichen der Anwesenheit eigenthümlicher Schweißporen. Der größeren Menge von Poren, welche an einigen Stellen der Haut seyn möchten, schreibt er es zu, daß dort sich keine Schuppen bildeten und eben daher leitet er es ab, daß bey den von Tilesius beschriebenen beiden Brüdern die Hand- und Fußflächen frey waren. (Ref. scheint gerade im Gegentheil das Schwitzen am ganzen Körper, an den mit Schuppen besetzten Theilen so gut wie an den freyen, gegen die Ableitung des Schweißes von eigenen Schweißporen zu sprechen. Der Schweiß drang nur zwischen den zahlreichen Furchen und Schründen der verdickten Epidermis hindurch). Ungeachtet ihres Hornpanzers ist die Holländerin doch sehr empfindlich gegen die Kälte. Die Haut selbst ist,

wenn die Schuppen abfallen (was in der Aequinoctialzeit besonders geschehen soll) sehr gerunzelt, rauh, trocken und zu roth. (Sehr zu bedauern ist es, daß man bislang über die abnorme Beschaffenheit der Cutis, namentlich ihrer Gefäße keine anatomische Untersuchungen an den Leichen solcher Schuppenmenschen angestellt hat.) Die Nägel sind kolbig, gefurcht, blättrig. Am Bauche sind die Schuppen am schwärzesten; ihre Dicke ist sehr verschieden, von 1 — 3''' (Ref. sägte von einem Zehen ein sehr beträchtliches Stück, und vom Hacken ein noch größeres ab: die Späne rochen wie geraspeltet Horn.) Sie bestehen aus thierischer Materie, welche im Wasser weich wird, ohne sich darin aufzulösen: verbrannt liefern sie ein empyreumatisches Del, kohlen-saures Ammonium und Kohlenwasserstoffgas; ein kleiner Rückstand enthielt sechs bis sieben Hunderttheile phosphorsauren Kalks und phosphorsauren Natrons. Die Extremitäten des Mädchens sind abgemagert; das Becken sehr geneigt.

Zuletzt berührt der Verf. die von Baker, Tilesius und Buniva gelieferten Beschreibungen der Ichthyosis, welcher der männliche Stamm der Englischen Familie Lambert durch drey Generationen hindurch unterworfen war (der Großvater wurde schon in den Philos. Transact. for the year 1731 von Machin beschrieben. Ref.), der von Martin beschriebenen Mutter und Tochter, der von Rayer beobachteten beiden Brüder: diese Fälle werden in einigen Puncten mit einander verglichen. — Die Natur des Uebels sucht der Verf. mit Tilesius in einer krankhaften Beschaffenheit der folliculi sebacei der Haut, weil bey dem vorsichtigen Abziehen der Auswüchse kleine wurzelförmige Stiele mit herausgezogen würden, die aus jenen Bälgen selbst

zu kommen schienen. (Dieß kann aber schon deßhalb nicht richtig seyn, weil die Schmierbälge gar nicht überall und bey weitem nicht in so großer Zahl vorhanden sind, als sie zur Bildung der Krusten fast über den ganzen Körper hin hätten seyn müssen; außerdem fehlten die Krusten gerade da, wo die Schmierbälge am zahlreichsten sind, nämlich im Gesichte und an dem oberen Theile der Brust).

Die drey Steintafeln stellen das Mädchen sitzend, einen Vorderarm nebst der Handfläche und einen sehr colossalen Fuß dar. Die Abbildung des letzteren ist dem Ref. als die getreueste erschienen.

W. Hy.

## H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung, 1830: C. Julii Caesaris commentarii de bello civili. Accedunt libri de bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi. Mit geographischen, historischen, kritischen und grammatischen Anmerkungen für studierende Jünglinge und Freunde der Römischen Literatur von Anton Moebius. X und 484 Seiten in gr. 8. Mit einer Kupfertafel von C. Weerth, den Belagerungsthurm vor Massilia darstellend.

Jüngere Leser, für die vorliegende Ausgabe vorzugsweise bestimmt ist, werden an dem begleitenden Commentare ein sehr nützlich und zweckmäßiges Hülfsmittel zum leichtern und gründlichen Verständniß der Cäsarischen Geschichtsurkunden finden. Die enge und gleichmäßig durchgeführte Verbindung der Sprach- und Sacher-

Klärung, und die gewissenhafte Berücksichtigung aller Schwierigkeiten, welche der Text in dieser doppelten Beziehung darbietet, so wie auch das durch vielseitige Erfahrung gebildete Streben nach befriedigender Klarheit der erläuternden Phraseologie wird auch dieser Arbeit des thätigen Herausgebers das verdiente Lob und eine günstige Aufnahme sichern. Als die beachtungswürtheste Vorarbeit über die Bücher des bürgerlichen Krieges erkennt der Herausgeber den Commentar von Held an, dessen Absicht übrigens weniger umfassend ist, und meistens nur Sprach-erörterungen in sich schließt, die aber in Feinheit grammatischer Beobachtungen und in Schärfe synonymischer Bestimmungen einen hohen Grad der Vortrefflichkeit erreicht haben.

Der Text von Duden dorp bildet die Grundlage dieser neuen Revision, deren Abweichungen von ihrem Muster sich überall auf eine genaue Bekanntschaft mit dem Cäsarischen Sprachgebrauche gründen. — Die einzelnen Kapitel sind von kurzen Inhaltsanzeigen begleitet, die sehr dazu geeignet sind die Aufmerksamkeit des jungen Lesers zu spannen, und die allgemeine Uebersicht des Geschichtsganges zu erleichtern. Die geographischen Anmerkungen, welche, weil die Interpretation sie seltener erheischt, sparsam eingestreut sind, werden meistens mit Verweisung auf neuere Werke dieses Faches, z. B. Mannert u. s. w. mitgetheilt. Das Geschichtliche ist unmittelbar aus den Quellen erläutert, und die zum tiefern Eindringen in die Cäsarische Schilderung nöthigen Stellen sind wörtlich aus Dio Cassius, Plutarch, Appian u. a. dem Commentare einverleibt worden. Bey den Spracherörterungen hat der Herausgeber sehr häufig die neuern Forschungen der zahlreichen Grammatiker



berücksichtigt, und Manches zur Erweiterung oder festern Begründung ihrer Regeln beygetragen; überhaupt verdankt auch diese neue Arbeit den vielen gediegenen grammatischen Leistungen der neuesten Zeit sehr viel Vortrefliches. Unbenutzt sind die *Observationes ad Caesaris Commentariorum locos quosdam* von G. W. C. Pochner (Mürnberg 1828), so wie auch die in demselben Jahre in Copenhagen erschienene Schrift von C. W. Elberling: *Observationes criticae ad Caji Julii Caesaris commentarios de bello civili* — zwey Werkchen von geringem Umfange, aber nicht ohne Werth.

Die drey übrigen Geschichtsbücher von den Kriegsunternehmungen des Cäsar in Aegypten, Africa und Spanien, um deren Auslegung sich bisher Dähne und Kreiffig besonders verdient gemacht haben, sind vom Herausgeber in demselben Geiste, wie die Cäsarischen Commentarien bearbeitet worden. Kurze Einleitungen über Verfasser, Styl und Darstellungsweise dieser Werke theilen die Ansichten früherer Gelehrten, z. B. eines Hudendorp und Morus mit. Die angehängten Bruchstücke des Cäsar sind nach Kreiffig's Anordnung wiederholt, so daß zuerst die Briefe nebst den Zeugnissen der Alten über dieselben aufgeführt werden, dann die Reden; ferner die wenigen Stellen *ex libris in Catonem, de analogia ad M. T. Ciceronem*; endlich die Zeugnisse über die *Apophthegmata, dicta collectanea, ephemerides, libri auspiorum, auguralia, astronomica, libri de sideribus*. Den Schluß machen die Gedichte und die Sprüche des Cäsar.

G. H. B.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

148. Stück.

Den 17. September 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden unfehlbar in der mit dem 24. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst- und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, Können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie der theologischen Wissenschaften trägt Hr Ober=C.R. Planck, nach s. 'Grundriß', um 8 Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie, Hr Prof. Reiche um 3 Uhr.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Theologie in Deutschland, insbesondere über die neuesten Erscheinungen auf ihrem Gebiete, hält Hr Licent. Matthäi eine Vorlesung Mont. und Donnerst. um 3 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr Consist.R. Pott erklärt die Psalmen, mit besonderer Hinsicht auf die Grammatik, um 10 Uhr; Hr Hofr. Dyhsen, den Jesaias um 2 Uhr, und in einer öffentlichen Vorlesung die den historischen Schriften eingeschalteten Lieder; Hr Prof. Ewald, den Jesaias um 10 Uhr; Hr M. Holzhausen, das Buch Hiob nebst den Propheten Joel und Habakuk, um 10 Uhr.

Eine historisch=critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Planck um 11 Uhr; Hr Prof. Reiche um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr Consist. R. Pott erklärt das Evangelium und die Briefe des Johannes, nebst der Geschichte der Apostel, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr Prof. Planck (in der zweyten Abtheilung seiner Vorlesung über das N. T.), das Evangelium und die Briefe des Johannes, nebst der Geschichte der Apostel, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Lücke, die Briefe Paulus an die Thessal., Galater, Römer, und Philipper, nach einer vorausgeschickten Einleitung in alle Paulinischen Briefe, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die kleinern Briefe des Apostels Paulus, 6 St. wöch. um 9 Uhr; über Uebungsstunden, die mit dieser Vorlesung verbunden werden sollen, wird das nähere mit den Zuhörern verabredet werden. Die Briefe an Corinther erklärt Hr M. Klose Mittw. u. Sonnab. um 9 Uhr unentgeltlich; die Briefe an die Römer, und an die Corinther, mit einer vorausgehenden Einleitung zu den Paulinischen Schriften, Hr Rep. M. Köllner 5 St. wöch. um 9 Uhr; derselbe erbiethet sich zu Uebungen in lateinischen Erklärungen des N. T. Ueber die vier Evangelien, mit besonderer Rücksicht auf die Lehre

vom Messias, und mit ausführlicher Erläuterung der Wunder Jesu, hält Hr Licent. Matthäi, nach seiner bey van den Hoeck und Ruprecht erschienenen 'Synopse der vier Evang.' 6 St. wöch. um 9 Uhr eine Vorlesung.

Die christliche Dogmengeschichte trägt Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr vor; Hr M. Holzhausen um 3 Uhr; Hr M. Klose um 10 Uhr.

Die Dogmatik trägt Hr Prof. Lücke 6 St. wöch. um 11 Uhr vor, und verbindet damit in einer bequemen Stunde Unterredungen über einzelne Gegenstände dieser Wissenschaft.

Zu Repetitorien über Dogmatik so wohl als Dogmengeschichte, in lateinischer Sprache, er bietet sich Hr Rep. M. Rettberg so wie auch Hr Rep. M. Köllner; ersterer auch zu einem Privatissimum über Schleiermachers Glaubenslehre.

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte handelt Hr Ober-Consist. R. Planck um 11 Uhr ab; die zweyte Hälfte derselben, Hr Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr; die Kirchengeschichte bis zum 14. Jahrh. Hr M. Holzhausen 6 St. wöch. um 8 Uhr; die erste Hälfte, Hr Rep. M. Rettberg 5 St. wöch. um 8 Uhr, und die neueste Kirchengeschichte Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr, unentgeltlich; die zweyte Hälfte, Hr M. Klose 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Die Pastoral-Theologie, nebst einem Abrisse des allgem. protestantischen Kirchenrechtes, trägt der Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Göttingen 1825' 5 St. wöch. um 9 Uhr vor.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Eine theoretisch-practische Vorlesung über die religiöse Catechetik hält der Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Göttingen 1825' 4 St. wöchentlich um 1 Uhr.

Practische Uebungen im catechetischen Seminar stellt derselbe Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. an.

Zu Repetitorien, Examinatorien, und Disputatorien über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissenschaft er bietet sich Hr Pastor Bunnemann, Hr Pastor Fraas, Hr Rep. M. Köllner.

Ein lateinisches Disputatorium über Gegenstände der Theologie und Philosophie, nach lateinischen Abhandlungen, wird Hr Rep. M. Köllner eröffnen.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die lateinische theologische Gesellschaft unter der Aufsicht des Herrn Prof. Lücke versammelt sich Donnerst. um 7 Uhr Abends.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn. Prof. Ewald wird Freyt. Ab. um 6 Uhr ihre Uebungen fortsetzen.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät wird Hr Pastor Fraaß zu leiten fortfahren. — Auch wird Hr Rep. M. Kettberg seine latein. Privat-Soc. Mittw. Ab. von 8 bis 10 Uhr fortsetzen.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. M. Kettberg Dinst. u. Freyt. um 3 Uhr die dogmatischen Beweisstellen des N. T., Hr Rep. M. Köllner Mont. und Donnerst. um 3 Uhr die Propheten Joel und Habakuk erklären.

### R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, mit Verweisung auf sein Lehrbuch, um 10 Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie, Hr Assess. Dr Desterley 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Schumacher um 10 Uhr;

Naturrecht, Hr Hofr. Bauer, nach der 3. Ausg. seines Lehrbuches, 4 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Dr Schumacher, um 8 Uhr;

Das positive Europäische Völkerrecht, Herr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, Mont., Dinst. und Mittw. um 9 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Staats- und Privatrechtes, Hr Prof. Albrecht, 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Albrecht 6 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Assessor Dr Balett um 4 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr Dr Quentin um 8 Uhr;

Das Criminal-Recht nebst dem Criminal-Proceß, Hr Geh. Just. R. Meister, nach der 7. Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Strafrechts-Wissenschaft, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuch', um 10 Uhr; Criminal-Recht, und Criminal-Proceß, Hr Dr Zachariä, nach Feuerbach, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr von Dehn-Rotfelser, nach Feuerbach, 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, mit Verweisung auf sein Lehrbuch, um 8 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr Hofr. Goeschen um 1 Uhr; Hr Prof. Ribbentrop um 10 Uhr; Hr Dr Zachariä um 2 Uhr;

Die Geschichte der Digesten und Erklärung der ersten Bücher derselben, Hr Prof. Blume 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop 6 St. wöch. um 11 Uhr und Dinst. u. Frent. um 9 Uhr; Hr Assess. Dr Walett, der die äußere und die innere Geschichte des Röm. Rechts damit verbindet, um 10 Uhr; Hr Dr Zachariä, nach eigenem Grundrisse, um 11 Uhr; Hr Dr Northoff um 10 Uhr;

Die Pandecten, Hr Hofr. Götschen, nach der neuen Ausg. seines Grundrisses, 12 St. wöch. um 9 u. 11 Uhr; Hr Prof. Blume in dens. Stunden; Hr Assessor Dr Walett, mit Einschluß des Erbrechtes, nach seinem Lehrbuche, um 8 u. 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Prof. Ribbentrop 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Lehre von der Verjährung, das System der Befriedigung der Gläubiger im Concurse, und das sog. Notherbenrecht, Hr Dr Grefe in 2 am schwarzen Brete zu bestimmenden Stunden.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Ass. Dr Desterley 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr Dr Rothamel, Hr Dr von Dehn-Rotfeller, Hr Dr Thöl.

Das Kirchenrecht trägt Hr Prof. Kraut, nach der fünften von ihm besorgten Ausg. des Wieseschen Lehrbuches, 5 St. wöch. um 2 Uhr vor; Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr von Dehn-Rotfeller um 2 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes und des deutschen Privat-Rechtes, Hr Prof. Albrecht 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, mit Einschluß des Lehnrechtes, Hr Prof. Kraut, nach seinem 'Grundriß . . . nebst beigefügten Quellen, Göttingen. 1829' 12 St. wöch. um 9 u. 11 Uhr; Hr Dr Duncker, mit Einschluß des Handelsrechtes, nach Eichhorn, 10 St. wöch. um 8 u. 2 Uhr;

Das Lehnrecht, nach Päß, Hr Dr Rothamel um 9 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr Dr Thöl 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Ueber den Verkehr mit Staatspapieren, diesen vom juristischen Standpuncte aus betrachtet, hält Hr Dr Thöl 1 St. wöch. um 11 Uhr eine unentgeltl. Vorlesung.

Das Privatrecht des Königr. Hannover trägt Hr Hofr. Bergmann um 1 Uhr vor; Hr Dr Quentin (nebst dem Staatsrechte), 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Das Braunschweigische Landesrecht, Hr Dr Zachariä 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Das Preussische Landrecht, mit Inbegriff des Processus, Hr Dr Quentin, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, Hr Geh. Just. R. Meißner, nach Martin, um 3 Uhr; Hr Dr Grefe 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Den Hannoverschen Civil-Process, Hr Dr Quentin 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, Hr Dr Benfey, 4 St. wöch. um 8 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Process hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu Privatissimis über den Civil-Process, verbunden mit Vorlegung von Formularen und Actenstücken erbiethet sich Hr Db Zimmermann.

Das Concurß-Recht und den Concurß-Process erläutere Hr Assess. Dr Desterley Mont., Mittw. und Sonnab. um 8 Uhr.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz, oder die Lehre von der freywilligen Gerichtsbarkeit, dem Notariats-Wesen, und der Gantelar-Jurisprudenz, handelt Hr Ass. Dr Desterley, nach f. in den Buchhandlungen unentgeltlich zu erhaltenden 'Grundrisse', 5 St. wöch. um 2 Uhr ab.

Privatissima, General-Examinatoria über alle Rechtsheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Repetitoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr Dr Quentin, Hr Dr Rothamel, Hr Assess. Dr Balett, Hr Dr Benfey, Hr Dr Northoff, Hr Dr von Dehn-Rotsfeller, Hr Db Zimmermann.

## Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Philosophische Encyclopädie für sämtliche Doctrinen der Physik und Medicin trägt Hr Dr Kraus 5 St. wöch. nach Dictaten vor.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr Hofr. Langenbeck und Hr Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem anatomischen Handbuche und mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln, die Splanchnologie, Angiologie, und Neurologie, dieser, die Myologie vortragen. — Practischen Unterricht im Zerlegen gibt Hr Hofr. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr, Hr Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Osteologie und Syndesmologie trägt Hr Prof. Hempel, nach der fünften Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont. und Donnerst. um 11 Uhr vor;

Die vergleichende Anatomie und Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr; Hr Dr Berthold 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, Hr Dr Herbst, nach Blumenbach's Handb. 6 Stunden wöch. um 8 Uhr;

Physiologie, verbunden mit erläuternden Experimenten und Demonstrationen, Hr Dr Berthold, nach seinem 'Lehrbuch der Physiologie. Gött. 1829', 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Physiologie des Menschen, mit Rücksicht auf die Physiologie der Thiere, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und lebenden Thieren, Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Pathologische Anatomie, Hr Dr Himly (s. Medicinische Chirurgie);

Allgemeine Pathologie, nach der 4. Ausg. seines Handbuchs, und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Kraus, nach Dictaten, 5 St. wöchentlich.

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorlegung vergleichender Pflanzenabbildungen, derselbe, nach seinem 'Handbuche', 6 St. wöchentlich;

Den pharmacologischen Theil der Materia Medica, Hr Hofr. Schrader, Mittw., Donnerst., Freyt. und Sonnab. um 2 Uhr;



Practische Arzneymittel-Lehre, Hr Dr Herbst, 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Conradi 5 St. wöchentl. um 4 Uhr.

Ueber die Mineral-Wasser hält Hr Dr Conradi Mont. u. Dinst. um 2 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Nosologie und Therapie der Verdauungs- Werkzeuge, der Respirations- Werkzeuge, der Haut, der Harn- Werkzeuge und der Geschlechtsheile trägt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten zc. enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der dritten Ausgabe seines Lehrbuches, 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Die eine Hälfte der speciellen Pathologie und Therapie, die, nach vorausgeschickter Einleitung, die Lehre von den Nervenkrankheiten, den Cachexien, Profluvien, und Verhaltungen begreift, wird Hr Prof. Marx um 3 Uhr vortragen, und dabey mit zeitgemäßer Ausführlichkeit die Cholera abhandeln, mit Verweisung auf seine so eben erschienene Schrift 'die Erkenntniß, Verhütung, und Heilung der ansteckenden Cholera'.

Die Lehre von den Krankheiten der Schwangeren, Kreißenden, und Wöchnerinnen handelt Hr Prof. Wende 4 St. wöch. um 3 Uhr ab.

Therapeutische Casuistica hält Hr Dr Kraus in deutscher und lateinischer Sprache.

Die zweyte Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck um 6 Uhr vor;

Allgemeine medicinische Chirurgie, d. h. Pathologie und Therapie der Entzündung und deren Folgen im Allgemeinen, der materiellen Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf die pathologische Anatomie, Hr Dr Himly 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Die Manual-Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen und der Ohren stellt Hr Hofr. Himly privatissime an;

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen, Hr Hofr. Langenbeck privatissime.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande handelt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr ab, und gibt zugleich eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, derselbe.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr; die Stunde Sonnab. um 9 Uhr, so wie die im Entbindungshause vorkommenden Fälle, bestimmt er zu practischen Uebungen; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr Prof. Oslander gibt um 2 Uhr Anleitung zu der Entbindungskunst und den geburtshülflichen Operationen. Hr Dr Tresurt handelt die Lehre der geburtshülflichen Operationen mit Uebungen am Fantome verbunden 6 St. wöch. um 3 Uhr ab, und hält Mont. und Donnerst. um 8 Uhr ein Examinatorium über die Geburtshülfe.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor; Hr Dr Himly, nach der neuesten Ausgabe des Henkeschen Lehrbuches, um 8 Uhr.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die verschiedenen medicinischen Wissenschaften erbietet sich Hr Dr Herbst, Hr Dr Berthold.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Die Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere trägt Hr Director Dr Lappe 5 St. wöch. um 1 Uhr vor;

Die Thier-Arzneymittel-Lehre, Hr Director Dr Lappe 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält Hr Stallmeister Myrer eine Vorlesung.

**Philosophische Wissenschaften.**

Ueber die Methode der speculativen Wissenschaft hält Hr M. Brockhausen, nach Hegel's Encyclop. der philos. Wissenschaften, Mont., Mittw. und Freyt. um 3 Uhr eine Vorlesung.

Geschichte der Philosophie trägt Hr Hofr. Wendt, nach der von ihm besorgten fünften Ausgabe des Tennemannischen Lehrbuches (Leipzig. 1829), 5 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr Hofr. Schulze, jene nach der fünften, diese nach der dritten Ausg. seiner Lehrbücher, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Metaphysik, nebst der Religions-Philosophie, Hr. Hofr. Schulze um 4 Uhr;

Psychologie, oder psychische Anthropologie, Hr Hofr. Wendt, nach Dictaten, 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Religions-Philosophie, Hr M. Böhs, Dinst. und Freyt. um 8 Uhr.

Für die Uebungen der philosophischen Gesellschaft bestimmt Hr. Hofr. Wendt eine öffentl. Stunde.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, trägt Hr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 5 Uhr vor;

Die gesammte Politik, auf historischem Wege erläutert, nach kurzen Dictaten, verbunden mit einem ausführlichern Vortrage der Polizey, Hr Hofr. Dahlmann, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr M. Ler um 5 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr;

Die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Hr Hofr. Dahlmann, nach Dictaten, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr M. Ler um 2 Uhr;

Die Lehre vom Ackerbau, Hr. Hofr. Hausmann Mittw. und Sonnab. um 8 Uhr;

Die Metallurgie, Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr privatissime.

**Mathematische Wissenschaften.**

Die keine Mathematik trägt Hr Hofr. Thibaut, nach der neu bearbeiteten 5. Auflage seines Grundrisses, um 5 Uhr vor; Hr Prof. Ulrich um 2 Uhr; Hr M.

Focke in bequemen Stunden; Hr M. Köhler, nach Lorenz Grundriß, um 2 Uhr;

Die Algebra und die analytische Geometrie, Hr Prof. Ulrich um 9 Uhr;

Die Analysis nebst der analytischen Geometrie, Hr Prof. Schmidt um 3 Uhr;

Die analytische Geometrie, Hr M. Stern 4 St. wöch. um 9 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Hofr. Thibaut um 3 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie, die Polygonometrie und Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich, nach seinem Lehrbuche, um 4 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr; Hr M. Stern um 11 Uhr;

Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der angewandten Mathematik, vorzüglich der Astronomie, der höhern Geodäsie, und der Crystallometrie, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. M. Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Rechenkunst lehrt Hr M. Schrader; Hr M. Focke;

Die practische Geometrie, so wie es die Witterung erlaubt, Hr. M. Schrader;

Die Anfangsgründe der mathematischen und physischen Optik, Hr. M. Stern 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Optik in ihrer Anwendung auf Malerkunst, Hr Prof. Ulrich Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr Prof. Harding um 10 Uhr vor;

Populäre Astronomie, Hr Prof. Schmidt um 6 Uhr.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die Schiffahrts-Kunde, Hr Prof. Harding um 2 Uhr;

Die bürgerliche Baukunst, Hr Prof. Ulrich um 1 Uhr; verbunden mit Uebungen im Zeichnen, Hr M. Schrader, nach Dictaten, in einer noch zu bestimmenden Stunde; Hr M. Köhler, mit der Ausarbeitung der Risse, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Eine Anleitung richtige Bauanschlätze anzufertigen gibt Hr M. Schrader.

Die Lehre von der Säulenordnung, so wie die Brückenbau-Kunst trägt Hr M. Schrader vor;

Die Erfindung und Ausarbeitung der Risse zu Stadt- und Landgebäuden, Hr M. Schrader.

Unterricht im Planzeichnen gibt derselbe.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen sowohl als practischen Mathematik erbiethet sich Hr M. Schrader, Hr M. Focke, Hr M. Köhler.

## N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Die zweyte Hälfte der Botanik, welche die cryptogamischen Gewächse begreift, handelt Hr. Hofr. Schrader Mont. u. Dinst. um 11 Uhr ab, und verbindet damit die gewöhnlichen Excurtionen; Hr. Prof. Bartling 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien hält Hr. Prof. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt Hr Hofr. Schrader Mittw. um 11 Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen handelt Hr Hofr. Schrader Mont. und Dinst. um 2 Uhr ab; Hr Prof. Bartling, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Die Mineralogie trägt Hr Hofr. Hausmann, nach der 2. Ausg. seines Handbuches, 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Die physische Geographie, Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die Experimental-Physik, Hr Prof. Weber um 2 Uhr.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöchentlich um 9 Uhr ab;

Die Zoo-Chemie, derselbe Mittw. und Sonnab. um 8 Uhr;

Die Phyto-Chemie, derselbe Dinst., Donnerst. und Freyt um 8 Uhr.

Für die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium bestimmt Hr Hofr. Stromeyer die Stunde von 1 bis 3 Uhr Mont. u. Dinst.

## Historische Wissenschaften.

Die alte Geschichte bis zum Untergange des Weströmischen Reiches trägt Hr Prof. Hoek 5 St. wöch. um vier Uhr vor;

Mythologie und Religionsgeschichte der ältesten Völker, Hr. Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Die Römische Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf die politischen Verhältnisse des Römischen Volkes, Hr M. von Leutsch 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr Hofr. Heeren, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franzöf. Revolution, Hr Prof. Saalfeld nach seinem Grundrisse um 3 Uhr;

Die deutsche Geschichte, Hr. Hofr. Dahlmann, mit Rücksicht auf seine 'Quellenkunde der deutschen Geschichte, Göttingen. 1830' 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Geschichte der Thronbesteigung des Kurhauses Hannover in England im J. 1714, und deren Folgen für Europa, Hr M. Thospann Mont., Mittw. und Freyt. um 6 Uhr Abends;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord-Americanischen Freystaaten, Hr Hofr. Heeren um 11 Uhr;

Die Statistik von Deutschland, Hr. M. Lex, 5 St. wöch. um 9 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande wird Hr Hofr. Bauer für die hier studirenden Nassauer 4 St. wöch. um 8 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

## Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reuß 4 St. wöch. vor;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr Affes. M. Bode 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Die Aesthetik und die Theorie der schönen Künste, nebst einem Abriss der Geschichte der deutschen Poesie, trägt Hr. Hofr. Wendt, nach Dictaten, 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Aesthetik oder die Philosophie der Kunst, nebst der Poetik, Hr. M. Böhß 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Ueber den deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr eine Vorlesung.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Architectur, Sculptur, und Mahlerey trägt Hr. Prof. Desterley, mit Benutzung der hiesigen Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen erbötig. Hr. Eberlein wird gleichfalls fortfahren, Unterricht im Landschafts-Zeichnen zu geben.

Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse ertheilt Hr. Musik-Director M. Heinroth. Die Sing-Academie wird Mont. Ab. 8 Uhr gehalten.

### Alterthumskunde.

Die Hebräischen Alterthümer erläutert Hr. Hofr. Lachsen, nach seinem 'Grundriß' um 9 Uhr.

Biblische Archäologie nebst der Geschichte der Hebräer trägt Hr. Prof. Ewald um 2 Uhr vor;

Die Römischen Alterthümer, Hr. Prof. Dissen 5 St. wöch. um 3 Uhr.

## Orientalische und alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. Rep. M. Rettberg 5 St. wöch. um 10 Uhr, und verbindet damit practische Uebungen.

Ueber den Koran und die Samasa hält Hr. Prof. Ewald Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr eine öffentliche Vorlesung;

Ueber ausgewählte Rhapsodien des Mahabharat, derselbe Mont. und Mittw. um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Griechischen und der Lateinischen Sprache handelt Hr. Prof. Müller 5 St. wöchentlich um 10 Uhr ab.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt den Agamemnon von Aeschylus, Oedipus den König von Sophocles, die Phönissen und den Cyclops von Euripides um 2 Uhr. Hr. Prof. Dissen bestimmt für die Mitglieder des Königl. philologischen Seminars Sophocles Ajax Mont. und Dinst. um 11 Uhr. Hr. Prof. Hoef erklärt die Staatsreden des Demosthenes philologisch und historisch um fünf Uhr. Hr. Assess. M. Beutler erklärt Sophocles Ajax um 2 Uhr, und läßt unentgeltlich in einer von ihm zu errichtenden lateinischen Gesellschaft Sonnab. um 11 Uhr den Theocrit erklären. Hr. M. Lion erklärt einige Tragödien des Sophocles um 11 Uhr; Hr. M. von Leutsch, Aristophanes Vögel 5 St. wöch. um 4 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr. Assess. M. Bode, Hr. Assess. M. Beutler, Hr. M. Lion.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich leitet Sonnab. um 11 Uhr die Disputations-Uebungen der Mitglieder des Königl. philologischen Seminars. Hr. Prof. Müller bestimmt für dieselben die Captivi von Plautus Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr. Hr. Assessor M. Bode erklärt Ciceros Tusculanae disputationes 4 St. wöch. um 2 Uhr; Hr. Assess. M. Beutler, Horazens Oden 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr, Horazens Satiren, 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. M. Lion, einige Comödien des Plautus um 1 Uhr; Hr. M. Thospann, das erste und zweyte Buch der Annalen des



Lacitus; Hr M. von Leutsch, auserlesene Gedichte des Catullus, Mont., Dinst., Mittw. um 2 Uhr, unentgeltlich. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen er-bietet sich Hr Assessor M. Bode, Hr Assess. M. Beutler, Hr M. Lion.

Eine Anleitung zur Kenntniß der Mittelhochdeuts-chen Dichter, und dem gründlichen Verstehen ihrer Werke gibt Hr Hofr. Benecke. — Hr Prof. Jacob Grimm lehrt die Grammatik der alten deutschen Sprache mit Hinsicht auf die heutige Mont., Dinst., Don-nerst. u. Freyt. um 4 Uhr. — Hr Prof. Wilh. Grimm erklärt Hartmanns Iwein, nach der von Benecke und Lachmann besorgten Ausgabe.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Auch werden Hr M. Lion, und Hr M. Dubois ihren Unterricht im Französischen fortsetzen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache in Verbindung mit practischen Uebungen, trägt Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr M. Lion er-bietet sich zum Privat-Unterricht im Englischen

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spa-nischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Privat-Unterricht im Italiänischen ertheilt Hr M. Lion.

---

Die Reitbahn ist dem Hn Stallmeister Myrer un-tergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

---

Bei dem Logis-Commissär, Pöbell Schäfer, können die- jenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

---

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

149. Stück.

D e n 19. S e p t e m b e r 1831.

---

Stuttgart und Tübingen.

Bey Cotta: Antike Bildwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Eduard Gerhard. Erste Centurie, Heft 3 und 4. (Tafel 41 bis 80). 1830.

Wir freuen uns, daß dieses vortreffliche Werk, daß so viele merkwürdige Bildwerke, welche nicht bloß als einzelne Stücke, sondern ihrer ganzen Art und Gattung nach neu und unbekannt sind, dem archäologischen Publicum mittheilt, wenn auch nicht mit der Schnelligkeit, welche in unsern Wünschen liegt, doch auch nicht allzu langsam fortschreitet. Der Unterz. hat bey der Anzeige der ersten beiden Hefte in diesen Blättern 1828. St. 92. S. 906 ff. versucht, von dem eigenthümlichen Standpuncte des gelehrten Verfs. und seinen Ansichten über die Erklärung der alten Kunstwerke im Allgemeinen Rechenschaft zu geben, und zugleich angegeben, warum er den Deutungen nach der mystischen Seite der alten Religionen nicht eine solche Breite, wie Herr

Prof. Gerhard ihnen einräumt, gestatten möchte, so sehr er sich auch durch die tiefsinnige und gedankenvolle Auffassungsweise des Verfs. angezogen fühlt, und so standhaft er selbst in dem eigentlich mythologischen Felde an der Primitivität einer Natursymbolik in der Griechischen Mythologie festhält. Er will daher hier nur mit den Worten des Herausgebers selbst mittheilen, welche Deutung dieser den mitgetheilten Bildwerken gibt, und in Parenthese seine eigene Ansicht hinzufügen, insofern sie von der des Herausgebers abweicht, was natürlich bey dem dritten Hefte, *Mysterienbilder* überschrieben, mehr als bey einem andern der Fall seyn muß.

Drittes Hefte. *Mysterienbilder*. **XLI**, 1 — 3. Gottheiten von Samothrake: Dionysos, Kora und Hermes (nach Mnaseas), Apollo, Venus und Amor (von Plinius unter den Namen Venus, Phaethon und Pothos angeführt). Dreyseitige Herme im Vatican. (Eine Grab-Herme, zusammengesetzt aus dem alten Hermes, dem jugendlichen [von deren Unterschied Plutarch an seni c. 28. Phurnutus de nat. deor. c. 16] und Hekate, denen Eros, Apoll und Aphrodite in kleinen Bildern beygegeben sind.) — 4. Bacchus und sein Satyr neben einer Herme des Bacchus Sabazios in dem Frontispize eines Reliefs des Museo Chiaramonti (neben einer Herme des alten Hermes). — **XLII**. *Mysteriengottheiten* auf drey zusammengehörigen Reliefs am Pavillon des Pallastes Colonna in Rom. 1. Hermaphrodit und Amor, der als Mysteriengenius die Herme eines bärtigen Bacchus bekränzt, auf der andern Seite die Statue der Libera. 2. Satyr neben der Herme des Pan. 3. Jugendlicher Bacchus zwischen den Bildern des Pan und der Telete oder irgend einer ähnlichen Mysteriengöt-

tin. (Eine höchst interessante, aber, wollen wir gern gestehen, uns noch dunkle Composition.) — XLIII. Libera auf einem Thron, umgeben von andern Mysteriengottheiten, Hermes und Telete, Athene, Artemis und Aphrodite. Basengemälde in der Sammlung des Herrn Pacileo zu Neapel. (Eine der auf Basengemälden in so mannigfacher Weise vorkommenden Darstellungen des Urtheils des Paris. Er sitzt in Amazonenartiger Tracht, mit einem Hunde neben sich; ihn umgeben Athena, Aphrodite, Hermes und die auf einem Throne sich als Herrscherin darstellende Hera. Von Paris fliegt eine Nike mit der Palme aus.) — XLIV. Libera aus dem Meere geboren. Basengemälde im Besitz des Gr. v. Ingenheim. (Höchst liebliche Darstellung einer über das Meer auf einem fliegenden Schwan hinschwebenden Frauengestalt, welche wir, bey der Dunkelheit des Gegenstandes, noch am liebsten für Aphrodite nehmen möchten.) — XLV. 1. 2. Pan und die Horen, Dionysos, Libera und Thiasoten, Relief eines marmornen Kraters im K. Museum zu Neapel. 3. Dionysos, Pan und die Horen, Relief eines ähnlichen Kraters im Campo Santo zu Pisa. (Interessant ist die Darstellung des mehr stier- als ziegenbeinigen Pan, welchen weibliche Figuren, die wir lieber Nymphen nennen möchten, zu necken scheinen.) — XLVI. 1. 2. Apollo und die Grazien, Base in der Sammlung des Barons von Koller; jetzt in Berlin. 3. 4. Minerva von Thiasoten umgeben, aus derselben Sammlung. — XLVII. Herkules und Methe, Gemälde auf einer Base, die sich im Jahre 1825 zu Neapel befand. (Die Person der Methe ist sehr zweifelhaft.) — XLVIII. Telete und Dionysos von Satyrn umgeben, Base der Kollerschen, jetzt K. Preussischen Sammlung.

(Diese geflügelte Jungfrau mit dem Caduceus unter den Dionysischen Figuren können wir wohl mit größerem Recht Hestia [Eurip. Bacchen 367] nennen.) — XLIX. Telete zwischen eingeweihten Frauen. Vase derselben Sammlung. (Derselbe Zweifel.) — L. Weihe einer Frau und eines Mädchens. Vase derselben Sammlung. — LI. Weihe eines Kindes. Vase im Besitz des Herrn Gargiulo zu Neapel. (Scheint wirklich die Aufnahme eines Kindes zu der Bacchischen Feyer, und die Consecration desselben zu einem  $\pi\alpha\iota\varsigma \acute{\alpha}\phi' \epsilon\sigma\tau\iota\alpha\varsigma$ , wie in den Eleusinien, s. Böckh ad Corp. Inscr. n. 393, zu enthalten.) — LII. Weihe eines Jünglings. Vase derselben Sammlung. (Dunkler Gegenstand. Das Kind im Kessel erinnert an die Geschichte des Pearchos und des kleinen Dionysos selbst.) — LIII. LIV. LV. Reinigungen durch Luft. S. Panofka Museo Bartoldiano p. 120 sq. LIII. Brettschaukel, Vasengemälde im Besitz des Hn. Catalani zu Neapel. LIV. Strickschaukel, Vasengemälde im Besitz des Hn. Rogers in London. LV, 1. 2. Strickschaukel, Vase im Museum Bartholdy, schon von Millingen herausgegeben. (Wir sehen nirgends ein deutliches Kennzeichen der Mysterien, und bleiben bey der Darstellung schaukelnder Mädchen und Frauen stehen.) — LV, 3. 4. Amor mit der Mysterienbinde. Vase im Besitz des Herrn Gargiulo. (Sollte die Tänie nicht bloß Preis der Schönheit seyn?) — LVI. 1. Amor mit einem Kaminchen. Rückseite derselben Vase. (Ganz dasselbe Spiel, welches bey Philostrat Imagg. I, 6. p. 12, 27 Jacobs, die Groten beschäftigt.) — 2. 3. Silenopappos; Graffito auf einem Bronzehelm im Museum Bartholdy. — LVII. 1. Krieger, wovon einer den Kopf eines Silens auf dem Schilde trägt. Vase des Cav. Savaresti

zu Neapel. — 2. Mystische Ceremonie vor einer Blume. Unedierte Vase aus der Tischbeinischen Sammlung, mitgetheilt durch Hn. Hofrath Thiersch. (Der Ref. deutet solche Bilder nach Theokrit XVIII, 48 Ἑλένας φυτόν εἰμι, von Pflanzen, welche einzelnen Personen geweiht waren und ihnen zu Ehren gepflegt wurden.) — LVIII. Siegreicher Citharöde, auf der Rückseite die Einweihungsgöttin. Vase in der Nähe von Girgenti gefunden, und herausgegeben von Hn. Politi. — LIX. Mysterien- und Hochzeitgötter. Vase in der Bibliothek des Klosters S. Martino zu Palermo, herausgegeben von Hn. B. Deuti Illustr. di un Vaso Greco-Siculo. Palermo. 1823. 4. (Sehr anmuthiges Vasenbild, dessen Gegenstand wir: Naxos und Delos mit ihren Gottheiten, bezeichnen möchten. Vergl. Philostratos II, 17. p. 80 Jac.) — LX. Libera von Victorien umgeben. Berühmter goldner Kranz, in einem griechischen Grabe mit den Vasen von Canosa gefunden, mit diesen und den übrigen Alterthümern aus der Sammlung der Madame Murat jetzt im Besitze des Königs von Bayern. (Wir verzichten darauf die Ideen dieser phantasiereichen Verbindung von Blätter- und Blumenwerk mit Figuren zu enträthseln; daß kaum rein hellenische Vorstellungen zu erwarten, läßt sich aus der halbbarbarischen Inschrift abnehmen: ΚΡΕΙΘΩΝΙΟΣΗΘΗΚΙΤΟΕΙΣΤΗΦΑΝΟΝ, was wohl heißen soll: Κρεθώνιος ἔδηκε τὸν (?) στέφανον, wie auch Avellino in einer Abhandlung über diesen Kranz: Mem. dell' Accadem. Ercolanese V. I. p. 207 erklärt.)

Viertes Heft. Privatleben. LXI. Prometheus. Sarkophag in der Gegend von Pozzuoli gefunden, jetzt im Königl. Museum zu Neapel. S. Gerhard u. Panofka Neapels Ant.

Bildw. 1. Marmorb. №. 179. (wo eine das Einzeln kundig und gelehrt erörternde Erklärung gegeben ist, in der wir nur statt der Aurora eine Luna auf den Stierwagen setzen würden.) — LXII. 1. Psyche, verstümmelte Statue im Kön. Museum zu Neapel, nach einer Zeichnung in der Sammlung des Herrn Gargiulo. (Diese im Amphitheater von Capua gefundene Statue von der höchsten Schönheit und Anmuth ist auch in Millingen Ant. uned. Monuments. S. II. pl. 8. erschienen, wo die schon von andern Archäologen aufgestellte Deutung auf eine Psyche verworfen wird.) — 2. 3. Spiele des Amor und der Psyche. Wandgemälde im Pantheon oder Casareum zu Pompeji, jetzt fast zerstört. (Diese Spiele, welche die künstlichen Weisen des Alterthums im Flechten von Blumenkränzen und Quirlenden zeigen, sind auch im Mus. Borbon. T. IV tv. 47 erschienen.) — LXIII. 1. Fackellauf, schwarzes Mosaik in der B. Albani. — 2. Opferzug. Fragment eines Basreliefs im Mus. Chiaramonti. — LXIV. Hausaltar mit Darstellung der Laren. Terracotta im Mus. Bartholdy. S. Panofka Mus. Barthold. p. 152 sq. — LXV. Kinderspiele. Sarkophag zu Ostia gefunden, jetzt im vatican. Museum. — LXVI. Unterricht im Tanz. Base des Herrn Gargiulo zu Neapel. (Ein zartes Mädchen, welches in leichtem Kleidchen tanzend und Castagnetten schlagend (κρεμβαλιάζουσα) zu einer Art von Bajadere erzogen wird.) — LXVII. Palästriten. Base in der Rollerschen, jetzt K. Preussischen Sammlung (im Hauptzimmer der Basen im fünften Schrank der linken Reihe. Die Pentathlen schicken sich theils mit den Gewichten oder Halteren, theils mit dem Springstocke, von dem wir hier wieder ein deutliches Beyspiel haben, zum Sprunge an.) — LXVIII. 1. 2. Dis-

cobolus. Base des Herrn Catalani zu Neapel. (Der Discobol ist in einer Stellung, die der des Myronischen vorausgeht.) — 3. Faustkämpfer. Statue im Pallast Gentili zu Rom. — LXXIX. Diadumenos. Statue im Pallast Farnese zu Rom. (Doch wohl dieselbe Statue, welche bey Cavalleriis Antiq. Stat. Urbis Romae n. 97 und zu Winkelmanns Werken B. VI Taf. 2. A., auch bey Guattani Memor. enciclop. V. p. 81, abgebildet ist?) — LXX. Jäger. Base des Hn. Raimone zu S. Agata de' Goti. (Vgl. Millin Vas. 1, 18.) — LXXI. Gastmahl. Base zu Sirgenti gefunden und herausgegeben von Hn. Politi. (Die zechenden Männer heißen Κλεόφραμος und Δημήτριος, die Flötenspielerin dabey Κλεόφονις.) — LXXII. Ländliche Festspiele. Base des Hn. Raimone. — LXXIII. Komische Schauspieler. Base des Hn. Raimone. (Ihr Spiel scheint eine Parodie eines tragischen Stoffes.) — LXXIV. Römische Vermählungsscene. Großer Sarkophag im Hofe des Belvedere im Vatican. — LXXV. 1. Todtenopfer. Basrelief in gebrannter Erde, nach einer Copie, die sich bey Hn. Fratiscelli, Kaufmann in Rom, befand. — 2. Vermählung und Grabes-Pforte. Großes Sarkophag-Relief, eingelassen in die Mauer des Belvedere. — LXXVI. 1. Grabesabschied. Basrelief gewöhnlich Protesilaos und Laodamia genannt, in der Gallerie der Ariadne im Vatican. (Scheint sehr ergänzt zu seyn). — 2. Todtenmahl. Basrelief aus Griechenland gebracht, einem Privatmann in Rom gehörig. (In häufig vorkommender Weise.) — LXXVII. Genien des Todes und der Todten. 1. Herme einer Frau, mit dem Genius der Verstorbenen in Relief (einem schlafenden Eros möchten wir sagen). Im Casino des Pirro Ligorio im Garten des Vaticans. (Das



bacchische Costüm der Frau deutet auf Orphische Mysterien). — 2. Genius eines Verstorbenen mit der Grabesinschrift. Statue aus der Sammlung des Gr. v. Ingenheim in das königl. Museum zu Berlin übergegangen. (Ein schlafender Croß als Bezeichnung des Todes.) — 3. Amor, Todesgenius auf eine Psyche tretend. Fragment einer Gruppe im Magazin des Vaticans. (Höchst interessantes Bruchstück.) — LXXVIII. 1. Wagenrennen. 2. Stier von Löwen zerfleischt. Reliefs in gebrannter Erde von gleicher Größe und Ausführung; 1825 im Besiz des Hn. Gargiulo in Neapel. Sie finden sich öfters wiederholt und gehörten wahrscheinlich zum Fries eines Grabes. (Man sieht aus der Zusammenstellung dieses und der folgenden Bildwerke, daß der Herausgeber in diesen Thierkämpfen eine sepulcrale Beziehung sucht: worin wir gern beypflichten.) — LXXIX. 1. Zähmung von Löwen. Fragment eines Sarkophags auf der Treppe der Villa Medicis auf Monte Cavallo. — 2. Löwen (mit Ebern) im Kampfe. Sarkophag der Villa Miollis. — LXXX. 1. Hirsch, von einem Panther und einem Eber zerfleischt. Grabsfitto in Bronze, aus der Sammlung Bartholdy. (In einem Styl, der an Babylonische Cylinder lebhaft erinnert). — 2. Umzäunung eines Gartens mit Kämpfen eines Wolfs und Ebers, Stiers und Bären, einer Hindin und eines Löwen. Basrelief eines Tischfußes im Museo Chiaramonti.

R. D. M.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

150. Stück.

Den 22. September 1831.

---

D a r m s t a d t.

Typis Goebelianis 1830: De legione Romanorum vicesima secunda. Scripsit Paulus Ernestus Arminius Wiener, gymnasii Darmstadini selectae classi adscriptus. Ejusdem gymnasii nomine edidit Julius Fridericus Carolus Dilthey, Doctor philosophiae, professor atque gymnasii director. Adjectae sunt duae tabulae lithographicae. VIII u. 147 Seiten in Quart.

Als Beweis des regen literarischen Eifers, womit der Herr Director Dilthey das unter seiner Leitung blühende Gymnasium zu Darmstadt fortwährend beseelt, mag unsern Lesern vorliegende Jugendschrift dienen, womit der Verfasser das zweyhundertjährige Jubelfest jenes Gymnasiums im vorletzten Jahre feierte, und dadurch sich selbst und der Lehranstalt, die ihn bildete, ein ehrenvolles Denkmal errichtet hat. Möge die lobenswerthe Thätigkeit durch die guten Absichten, die kräftige Aufmunterung und Mit-

wirkung der trefflichen Lehrer daselbst noch lange erhalten werden, und sich durch andere gute Früchte fernere Ansprüche auf Anerkennung und herzliche Theilnahme des Publicums zu erwerben suchen!

Der in vorliegender Schrift behandelte Gegenstand ist in Bezug auf Römische Geschichte und auch für sich betrachtet von einiger Wichtigkeit. Die zweyundzwanzigste Legion gehört bekanntlich zu den tapfersten und thatenreichsten der alten Römerwelt, und gewinnt für uns auch dadurch noch besonderes Interesse, daß sie mit Deutschlands frühester Geschichte in Verbindung tritt. — Die Geschichte dieser merkwürdigen Legion wird vom Verfasser in 5 Abschnitten erzählt, denen eine Einleitung über den Begriff, die Anzahl, Benennung und Organisation einer Römischen Legion im Allgemeinen vorangeschickt ist. Der erste Abschnitt über den Ursprung der zweyundzwanzigsten Legion stellt aus Mangel an sichern Nachrichten kein bestimmtes Resultat auf; vermuthet aber aus guten Gründen und mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe ihr Entstehen den Zeiten des Bürgerkrieges verdanke, obgleich sie Cäsar selbst in seinen Commentaren nicht erwähnt. — Der zweyte Abschnitt untersucht die Frage, wie viel Legionen den Namen der zweyundzwanzigsten geführt haben; stellt die verschiedenen Nachrichten und Andeutungen der Alten und die zum Theil übereilten Urtheile der Neuern zusammen, und wählt sich die *primigenia* und die *Dejotariana* zur geschichtlichen Behandlung, indem gezeigt wird, daß die Annahme von 4 oder mehr Legionen dieses Namens zum Theil auf Verwechslungen und unrichtigen Voraussetzungen beruht; namentlich scheint die *XXII Gallica* erdichtet, und die *Aegyptiaca*

falsch angegeben zu seyn. Die Germanica soll nach des Verfassers Ansicht dieselbe mit der primigenia gewesen seyn; und die victrix kömmt nur auf einer Inschrift vor; und damit ist wahrscheinlich die primigenia oder die Deiotariana gemeint. — Zuerst wird also im dritten Abschnitte die Geschichte der primigenia verfolgt, und die Vermuthung aufgestellt, daß dieselbe nach einem kurzen Aufenthalte in Gallien etwa zwischen 61 bis 68 unserer Aera nach Germanien übergegangen sey. Darauf wird der dortige Aufruhr derselben gegen Galba, und ihre übrigen Thaten und Schicksale nach Tacitus' Berichten geschildert. Sie schützte den Römern Germanien länger als zwey Jahrhunderte, und konnte also nicht ohne Einfluß auf dieses Land bleiben. Man legt ihr sogar das Verdienst bey, die christliche Lehre unter den Germanen zuerst verbreitet zu haben — eine Annahme, die jedoch auf sehr schwacher Basis ruht. Ihre Geschichte wird bis auf die Ermordung des Severus Alexander durch Maximinus 235 p. Chr. heruntergeführt. Wann sie entlassen, oder sonst auf irgend eine Art aufgelöst worden sey, läßt sich nicht nachweisen. Wahrscheinlich pflanzte sie sich noch bis auf die Zeiten Constantins des Großen fort. Nachher hören wir nichts mehr von ihr.

Der vierte Abschnitt handelt von der Einrichtung, den militärischen Zeichen der primigenia. Bey dieser Gelegenheit kömmt der vor 9 Jahren bey Würzburg gefundene und vielbesprochene kleine eherne Adler der primigenia noch einmal zur Sprache, und wird nach der allgemeinen Ueberzeugung für unecht erklärt. Unter den Beynamen dieser Legion wird der allgemeinere und permanente primigenia, die Erstgeborne, durch *πρωτόγενεια* erklärt, nicht in Bezug auf die

Fortuna Primigenia, welche von den Soldaten verehrt wurde; sondern weil sie sich als die ältere und zuerst gebildete zweyundzwanzigste Legion von der später angeworbenen des Dejotarus unterscheiden wollte. Die andern mehr temporären und vorübergehenden Benennungen der primigenia sind pia fidelis, Antoniniana und Severa Alexandrina. Den Titel Immunis consularis, welcher ihr in einer Inschrift beygelegt wird, bezweifelt der Verf. mit Recht, da er schwerlich auf eine Legion angewandt werden kann.

Im fünften Abschnitte werden die wenigen bekannten Notizen über die Dejotariana mitgetheilt. Ihr Ursprung ist ebenfalls unbekannt. Denn aus dem Namen läßt sich nicht schließen, daß der König Dejotarus dieselbe zuerst geworben habe; sondern nur so viel, daß sie mit ihm in einem nähern Verhältnisse stand. Sie kämpfte wahrscheinlich gegen die primigenia in dem Kriege zwischen Octavianus und Antonius. Augustus soll sie nach Aegypten zur Besatzung gesandt haben. Dasselbst hinterließ sie viele Denkmäler von ihrer Existenz. Schon zur Zeit der Antonine wird sie nicht mehr erwähnt.

Angehängt sind genaue und mit vielem Fleiße bearbeitete Verzeichnisse von Münzen und Denkmälern, auf denen die zweyundzwanzigste Legion erwähnt wird. Die Münzen sind sämmtlich (26) auf einem lithographierten Blatte in Abbildungen mitgetheilt. Das andere Blatt stellt ein Monument dar. Die Eintheilung der behandelten Münzen ist 1) legionis vicesimae secundae primigeniae. 2) — nullo cognomine signatae. 3) Coloniae Patrensis. Dann folgen die Inschriften der Legion, und zwar nach Drelli's Beispiele in geographischer Ordnung; zuerst die der

primigenia in Italien, Gallien, Helvetien, Germanien und in Ancyra, zusammen (103); dann die der Deiotariana in Sicilien, Kleinasien und Aegypten (8); endlich die der titellosen (4). — Zuletzt ist eine historische Tabelle über beide Legionen hinzugefügt.

G. H. B.

### B r a u n s c h w e i g.

Ben Bieweg: Stammtafel des deutschen Welfenhauses, mit Bemerkung der wichtigsten Thaten und Schicksale seiner Glieder, besonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen seiner sächsischen Erblande. Vom Land syndicus Pricelius in Braunschweig. 1830. (Vier große Foliobogen, welche zu Einer Tafel an einander zu fügen sind.)

Außer dem Grath'schen *Conspectus historiae Brunsvico - Luneburgicae universalis*, besitzen wir eine äußerst schätzbare Arbeit des Herrn Oberamtmanns Wedekind in Lüneburg über denselben Gegenstand, in dessen 'Stammtafel des durchlauchtigsten Gesammthausess Braunschweig und Lüneburg in bloßer Hinsicht auf Erbtheilungen und Landesregierung, fortgesetzt bis 1826.' Nichts destoweniger war die vorliegende Bearbeitung des Herrn Landyndicus Pricelius ein dringendes Bedürfniß, theils, weil sie viel umfassender ist, als die Wedekindsche, theils, weil sie auch über den Ursprung und Erwerb der Erbgüter des Welfischen Hauses die trefflichsten Notizen gibt. Die Wedekindsche Stammtafel beginnt nämlich erst mit Otto I., dem Enkel Heinrichs des Löwen, wogegen unser Verf. mit der ältesten Zeit beginnt, und die Genealogie sämmtlicher Vorfahren Heinrichs, näm-

lich der Glieder des Ludolfinischen, Nordheimischen, Brunonischen, Supplingenburgischen, Bilungischen und besonders des Welfischen und Estisch-Welfischen Stammes mittheilt, und zugleich auch die Töchter und diejenigen Mitglieder jenes Stammes aufzählt, die bey den Erbtheilungen unberücksichtigt geblieben sind. Vorzüglich wichtig ist daneben die Zusammenstellung der Notizen über die Erbtheilungen selbst, und über die Erwerbung der Erbgüter des Welfischen Hauses in dem alten Sachsen; besonders in der jetzigen aufgeregten Zeit, in welcher so manche unhaltbare Behauptungen und Forderungen aufgestellt werden. Namentlich erhellt aus ihnen, daß, und obgleich diese Erbgüter, als unveräußerliches Stamm- und Familiengut, vermöge der alten Erb- und Landesverträge anzusehen sind, und allerdings auch vermöge jener Verträge, nicht nur deren Ertrag zur Sustentation des Fürsten, sondern auch zum Besten des Landes verwendet werden muß, sie dennoch dem größten Theile nach, unstr eitiges Familiengut sind. Uebrigens beruht die ganze Arbeit des Verfs. zunächst auf eigenen kritischen Forschungen in den Quellen, und da ihm, vermöge seiner Stellung, manche bisher unbekanntes zu Gebote standen, so wird der Werth derselben hierdurch ausnehmend erhöht.

### F r a n k f u r t.

Ben Sauerländer: Reiseskizzen von Hofr. Dr. Bernhard Meyer. 1831. 140 S. in 8.

Zwar keine Reise um die Welt, denn sie ging nur von Offenbach nach Kiel und Hamburg, um hier der vorjährigen Versammlung der Naturforscher beyzuwohnen, und von da zugleich nach Helgoland. Also doch Land- und Seereise, und

zwar eine Seereise, die, wenn man auch nicht zu Eisbären und Menschenfressern kam, doch auch ihre Merkwürdigkeiten hatte, ja einzig in ihrer Art war; denn noch nie sind, so weit die Geschichte reicht, selbst in den mythischen Zeiten, über 160 Naturforscher, beiderley Geschlechts, so in Einem Schiffe vereint gewesen, und vom Sturm, der sie ergriff, umhergeworfen als hier geschah; und, meint der Verf., 'hätte das Geistige eine körperliche Schwere, so wäre auch in diesem Schiff die größte Last, die je das Meer trug, vereinigt worden.' Ueber Holstein und besonders Kiel, sowohl über dortige Gesellschaft und Lebensweise, als auch über die Universität viel Interessantes. Zu den Merkwürdigkeiten wird dort gezählt unter dem 5. Sept. erstlich: daß es den ganzen Tag nicht geregnet; zweytens: daß drey Candidaten an demselben Vormittage, in derselben Kirche, über dasselbe Thema, nämlich die christliche Nächstenliebe, vor denselben Zuhörern, versteht sich einer nach dem andern, hätten predigen müssen. Der dritte, meint der Vf., war am meisten zu beklagen, da er wohl am wenigsten hätte hoffen dürfen die vacante Stelle zu erringen. — Bey Gelegenheit einiger kleinen Seefahrten wissenschaftliche Bemerkungen über die Mollusken, und über das Leuchten des Meers. In der Ostsee finde es nur vom August bis zum October statt. Wenn es die Mollusken verursachen, wie man glaubt, sind sie nur in diesen Monaten da? und verleben sie ihr räthselhaftes Leben die übrige Zeit etwa auf dem Boden des Meers? Man sieht man braucht nicht bis zu den Polen zu reisen, um sich von der Natur Räthsel aufgeben zu lassen, die man nicht auflösen kann. — Ueber Hamburg, und die dortige Versammlung, meist nur das Bekannte. Doch müssen wir



Einß berichtigen. Es ist ungegründet daß auf der neuen Esplanade, jetzt der schönsten Straße Hamburgs, die Häuser alle einerley Form und Höhe haben, und das Ansehen einer Caserne geben. Wenn der Verf., wie es zu erwarten steht, da es ihm so wohl dorten gefallen hat, noch einmal wieder hinreiset, wird er schon genauer zusehen. Was die Reise nach Helgoland betrifft, so läßt sie sich allerdings besser in Ruhe auf dem Zimmer lesen, als im Sturm auf dem Dampfschiff machen; wir laden die Leser daher auch nur zu dem ersten ein; wo die Mischung des Halb-Tragischen und Comischen ihnen gewiß keine lange Weile verursachen wird. Es wird ihnen vielmehr nach überstandenen Gefahren selber leicht ums Herz werden wenn sie sehen daß sämmtliche Herren und Damen bey dem Baumhause wohlbehalten wieder aussteigen.

Hn.

### H a n n o v e r.

Bey Hahn: Von dem daselbst erscheinenden Repertorium für die Chemie als Wissenschaft und Kunst in alphabetischer Ordnung verfaßt und herausgegeben von Hofrath Dr. Brandes, 18331, in Quart, schließt der dritte Band mit dem Artikel Berzelit. Da die Beurtheilung solcher Real-Wörterbücher nach einzelnen Artikeln außerhalb dem Plan dieser Blätter liegt, müssen wir uns begnügen die Erscheinung dieses dritten Bandes anzuzeigen, der von vier Kupfertafeln begleitet ist.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 24. September 1831.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: Diogenes Apolloniates. Cujus de aetate et scriptis disseruit, fragmenta illustravit, doctrinam exposuit Fridericus Panzerbieter (Meiningae in Gymn. Bernhardin. Collabor.) 140 S. in 8. (s. St. 138).

Der Verf. der schon in einer kleinern Schrift über Diogenes Leben und Schriften, welche Ref. in seiner Bearbeitung der Tennemannischen Gesch. d. Philos. berücksichtigte, sich um diesen Gegenstand verdient gemacht hat, sucht nun im vorliegenden Buche etwas Erschöpfenderes über Diogenes v. A. zu leisten. Philosophischer Sinn und philologische Gelehrsamkeit vereinigen sich hier auf rühmliche Weise. Ersterer beurfundet sich in der Vorrede, in welcher der Verf. dem Diogenes in der Geschichte der griechischen Philosophie seine Stelle anzuweisen versucht — doch hätte er sich noch ausführlicher über diesen Gegenstand erklären und namentlich die Vergleichung mit Empedokles näher bestimmen sollen. Letztere zeigt sich

in der umsichtigen Sammlung vielfältigen Stoffes, den der Verf. mit regem Eifer, seinen Gegenstand von allen Seiten zu fassen, hier und da nur zu sehr aufhäufte; doch schreitet die Erklärung in gesundem Zusammenhange vorwärts und verbindet die erhaltenen Bruchstücke und Berichte der Schriftsteller über Diogenes zu einem geordneten und wohl übersehbaren Ganzen.

Ref. hebt die Hauptpunkte der Untersuchung heraus und knüpft zugleich seine eigene Ansicht an. Ein solcher Hauptpunct ist die Untersuchung über die Lebenszeit des Diogenes und sein Verhältniß zu Anaxagoras. Die Hypothese Schleiermachers, als ob die anaxagoreische Lehre vom *νοῦς* zu ihrer Erklärung den Vorgang der Lehre des Diogenes von A. nothwendig fordere, hat bey näherer Betrachtung immer mehr an Glaubwürdigkeit verloren. Herr P. bleibt bey der Angabe des Diogenes Laertius stehen, welche den Apolloniaten zu einem Zeitgenossen des Anaxagoras macht. Der Hauptgrund, dessen er sich hierbey bedient, ist, daß die Reihe der Physiker nicht über Socrates Zeit hinausgegangen sey; da nun Socrates 469 v. Chr. geboren, Anaxagoras (nach einer abgeänderten Lesart bey Diog. von L.) 428 gestorben, beide aber Zeitgenossen gewesen seyen, so müßte Diogenes von A. auch des Anaxagoras Zeitgenosse gewesen seyn. Die Angabe des Simplicius daß D. fast der jüngste der Physiker sey und Einziger nach Anaxagoras, anderes nach Lucipp in seinen Schriften vorgebracht habe, verwirft der Vf., weil sie mit den gemeinen Annahmen der *διαδοχῶν* zusammenhänge, welche keinen Glauben verdienen. Indessen geht sein Angriff doch mehr auf die Bemerkung der oben angeführten Stelle, daß D. manches nach Anax., manches nach Leucipp ge-

lehrt habe; die Uebereinstimmung des D. mit letzterm finde nur in der Erklärung einzelner Naturerscheinungen statt, während sie in den Principien sehr von einander abgewichen wären; die Eklektiker späterer Zeit, wie Simp. hätten freylich immer gern Verschiedenes zu combinieren gesucht. Der Vf. hält es dagegen für möglich, daß D. des Anaximenes Zuhörer (hier verfällt ja der Verf. selbst in die Successionenhypothese) gewesen sey, wenn nämlich Anaximenes (nach Pseudorigines) 548 v. Chr. blühte und um die Einnahme von Sardes (unter welcher er die Einnahme und Verbrennung der Stadt durch die Griechen *Pl.* 68, 2 d. i. 502 oder 499 v. Ch. versteht) gestorben wäre; um ihn aber als geforderten Mittelsmann zwischen Anaximenes und Anaxagoras aufzustellen, reichten die von Schleiermacher vorgebrachten Gründe nicht zu. Der Verf. entgegnet letzterem noch, daß es ja noch andere Philosophen zwischen beiden gegeben habe (wie Heraklit, Parmenides *rc.*) welche die Erkenntniß des Geistigen so weit gefördert haben konnten, daß A. eingreifend den Begriff des Geistigen im strengen Gegensatz der Materie hätte fassen können. Herr P. geht hierbey die Lehren mehrerer namhafter Philosophen vor Anaxagoras durch; doch kann Ref. nicht einräumen, daß er damit erwiesen habe, *conjunctis illorum laboribus summas et tanquam cardinales tam animalis quam rationalis naturae vires satis jam cognitatas et intellectas fuisse omnes.* Und gesetzt auch der Vf. hätte dieß bewiesen, so hätte er unfehlbar zu viel und mithin nichts bewiesen, denn so stände Anaxagoras in dieser Hinsicht wieder hinter jenen Früheren zurück. Es gibt andere innere Gründe, welche den Gründen der Schleiermacherschen Hypothese sich entgegenstellen.

Sehen wir nämlich den Fortschritt, welcher in der Lehre des A. gemacht worden seyn soll, mit Schleiermacher voraus, so muß man sagen, daß die Annahme überhaupt, eine philosophische Lehre könne nur von einer andern vorbereitet eintreten, doch den Genius und die höhere Geisteskraft nicht ausschließen darf. Aber es läßt sich ja noch fragen, ob die Philosophie von Diogenes zu Anaxagoras einen Fortschritt, oder nicht vielmehr einen Rückschritt gemacht habe; es läßt sich, wie Herr P. irgendwo selbst angedeutet hat, fragen, welches denn das Höhere sey, den Geist von der Materie losreißen und wenig oder nichts damit anzufangen wissen (wie auch Plato und Aristoteles ihm vorwerfen) oder ihn zwar in Verbindung mit der Materie lassen, aber seine Wirksamkeit bis ins Einzelne verfolgen und nachweisen? Das Letztere hat Diogenes v. A. gethan und weil dieß auch größere und genauere Kenntniß des Einzelnen voraussetzt und dieses, wie alle Erfahrung Zeit und Belehrung, so ist Ref. geneigt, den Diogenes als jüngern Zeitgenossen des Anax. anzusehen. Für dieses spätere Auftreten und zugleich für die Berücksichtigung der Anaxagoreischen Lehre von Seiten des Diogenes lassen sich noch andere von Hn. Schorn beygebrachte Gründe anführen, nämlich daß Diogenes, der an der Einheit des ionischen Principis festhielt, der aber auch zugleich sich der Gründe, welche für diese Einheit sprechen, bewußt wurde, von dieser Bestimmung des Principis so ausführlich redet, daß es scheint, als habe er sich hiermit der neuernenden Ansicht welche das Materielle von dem Geistigen trennte, widersehen und den Gegensatz wieder auf die Einheit zurückführen wollen ( $\tau\delta\ \zeta\eta\nu\ \kappa\alpha\iota\ \tau\delta\ \phi\rho\nu\epsilon\iota\nu\ \tau\omega$

ἀέρι ἀνάπτει sagt Theophrast a. a. D.) wozu noch kommt, daß ja Diogenes gegen die Physiker gesprochen haben will, welche er Sophisten nannte, welches nicht minder auf Anaxagoras paßt. Jedenfalls gewinnt unter dieser Voraussetzung Sinn und Richtung der uns aufbehaltenen Aussprüche des Diogenes, vornehmlich der vorausgeschickten Reflexionen über die Erfordernisse des philosophischen Princips, an Klarheit, da wir bey der umgekehrten Voraussetzung nichts für das Verständniß des Anaxagoras gewinnen würden. Dieß hat auch schon Ref. am a. D. S. 429 Anmk. angedeutet, nur daß er den Ausdruck 'Annäherungs- und Bereinigungsver such' zurücknimmt und die Anschließung und Ausbildung der Anaximenischen Ansicht mit Ritter behauptet, ohne daß doch hier von dem Verhältnisse eines Schülers im buchstäblichen Sinne die Rede seyn kann. Herr Schorn bemerkt auch, mit uns übereinstimmend, (S. 11) daß auch der präcisere Styl des Diogenes ein jüngeres Zeitalter, als die noch unbeholfene, pleonastische Prosa des Anaxagoras verrathe. Mit Unrecht hat daher wohl Herr P. jene Stelle des Simplicius verdächtigt, und Ref. muß dagegen bemerken, daß jene Angabe, Diogenes sey fast der jüngste der Physiker, gar nicht nothwendig von der darauf folgenden Bemerkung abhängig ist, D. habe vieles nach Anax. und Leucipp vorge tragen. Simplicius konnte seine Angabe aus besserer Quelle, als aus jenen Schriften von den Successionen der Philosophen schöpfen, und sich die Aehnlichkeit, die er zwischen beiden fand, aus jener Angabe erklären. Aber aus welcher besseren Quelle? — nämlich aus Theophrast. Herr P. bezweifelt dieß zwar, und meint S. führe diesen Schriftsteller bloß als Zeugen über das.

Princip des D. an. Daß aber Theophrast den Diogenes als den jüngeren, dem Anaxagoras nachfolgenden Physiker angesehen hat, ist nach zwey Stellen über diesen Philosophen, auf welche uns kürzlich der Beurtheiler der Panzerbieterschen Schrift in der Jen. Lit. Zeit. d. J. St. 71 aufmerksam gemacht hat, im höchsten Grade wahrscheinlich; nämlich de sensu §. 39 — 49 opp. ed. Schneider T. I. p. 662 — 665 und hist. plant. III, 1. §. 4. In beiden Stellen führt Theophrast nicht nur zuerst die physiologische Ansicht des Anaxagoras, dann die des Diogenes auf (in der Stelle de sensu wird noch Kleidemos zwischen beide gestellt); sondern, worauf der schätzbare Beurtheiler ebenfalls aufmerksam gemacht hat, es zeigt sich auch in der Erklärungsweise des D. eine größere Kenntniß des Specielleren. Hat sich hiermit Theophrast auch nicht ausdrücklich über die Zeitverhältnisse zwischen beiden Denkern erklärt, so liegt es doch in der Natur der verständigen Darstellung, welche Th. beobachtet, die zu einer Art gehörigen Ansichten, welche er aufführt und beurtheilt, in ihrer historischen Folgereihe, insofern diese meist auch die natürliche (d. i. die durch die Natur der Fortentwicklung des Begriffs bestimmte Reihe) ist, darzustellen. So verliert jene Hypothese immer mehr von ihrer Haltbarkeit und man könnte wohl noch hinzufügen, was Herr P. (S. 18) nachholt: 'hätte Anax. des Diogenes Lehre gekannt, so würde er wohl durch sie seinen *νοῦς* besser zu benutzen gelernt haben'; auch würde er darin einen Anstoß gefunden haben, die Einheit dieses Principis zu widerlegen, wiewohl darauf von dem Verf. kein entscheidendes Gewicht gelegt wird. Dagegen ist es verwunderlich, wie Herr P. behaupten kann, viel sicherer lasse sich

nachweisen, daß Anax. dem Diogenes unbekannt gewesen sey. Denn wäre ihm dessen Lehre bekannt gewesen, so würden wohl seine Fragmente, oder die Berichte anderer über D., eine Spur davon enthalten; D. hätte gegen A. kämpfen müssen, was Simpl. nicht verschwiegen haben würde. Wir haben schon oben geäußert, daß wir solche Spuren in den ersten Bruchstücken des D. wirklich zu finden glauben und bemerken nur noch, daß D. ebenfalls Gründe haben konnte, den A. nicht dabey zu nennen, während er glaubte, in genauer Begründung seiner eigenen, und der ionischen Lehre überhaupt, den Andersdenkenden getroffen zu haben; dann konnten aber auch in dem übrigen Buche noch mehrere Spuren der Art und Gegen Gründe enthalten seyn. Daß aber Anaxagoras und dessen Lehre, wie Hr. P. behauptet, dem D., sofern dieser nämlich (nach Diog. E.) ihm gleichzeitig und ebenfalls in Athen war, sollte unbekannt geblieben seyn, da doch Anaxagoras in Athen, schon als Freund des Perikles so berühmt seyn mußte, daß wüßten wir durchaus nicht zu erklären. Wir können uns also mit dem Resultat des Hn. P., daß beide einander unbekannt und doch in Athen gewesen, nicht begnügen.

Der Streit, ob der Apolloniat nur eine oder mehrere Schriften verfaßt habe, ob mithin Simplicius im Irrthum gewesen oder nicht, möchte wohl bey den jetzt vorliegenden Daten überhaupt nicht entschieden werden können. Kein Grund, welcher jetzt gegen die Mehrheit vorgebracht worden ist, ist entscheidend. Wir geben z. B. gern zu, daß D. in einem und demselben Buche seine Lehre vortragen, und die Physiologen bestreiten konnte; ja wir haben vorhin sogar in einem Bruchstücke des Buchs, welches uns



aufbehalten worden, eine indirecte Opposition gefunden; aber unmöglich wäre es an sich nicht, daß D. dieß auch in einer besondern Schrift gethan habe, und will man es nur darum unzulässig finden, weil damals die Dialectik noch nicht sehr weit gediehen sey (P. S. 22) so vergißt man, daß schon Männer, wie Zeno und Protagoras, da gewesen waren. Man kann ferner die Abhandlung über die Meteore in einer besondern Schrift unwahrscheinlich finden, aus dem Grunde, weil nicht leicht jemand in einer solchen Schrift von dem Princip und von der menschlichen Natur gehandelt haben würde. Herr Schorn verwirft aus diesem Grunde die Annahme einer besondern Schrift des D. über die Meteore. Aber wenn auch andere uns bekannte Physiker jener Zeit das Meteorologische mit ihren allgemeinen Untersuchungen über die Natur verbunden haben, woher weiß Herr Sch. daß dieß alle gethan, und daß es auch D. habe thun müssen. Ebenfalls ist nicht entscheidend daß, wenn D. eine besondere Schrift über Meteore verfaßt hätte, in welcher er nicht nur von dem Princip, sondern sogar von des Menschen Natur gehandelt hätte (Herr P. hat nämlich aus philologischem Grunde seine frühere Meinung zurückgenommen, als bezeichne das *καὶ μὲντοι* des Simpl. eine dritte Schrift), ihm für das Buch *περὶ φύσεως* nichts übrig geblieben wäre, da vielmehr auch nach Galens Zeugnisse D. in dem Buche *περὶ φύσεως* selbst ausführlich vom Menschen gesprochen habe.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 24. September 1831.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Diogenes Apolloniatos. etc. etc.

Abgesehen nämlich davon, daß auch schon damals ein Schriftsteller einen Gegenstand einmal kürzer und ein andermal ausführlicher und für sich abhandeln konnte, so würden wahrscheinlich Schriften, welche auf diese Weise verschieden gewesen wären, auch unter dem allgemeineren Titel *περι φροσεως* angeführt worden seyn; und es fragt sich daher, ob ein zweytes Buch *περι φροσεως*, welches von Galen angeführt wird, wirklich mit jenem ersten als Theil zusammenhing. Dagegen läßt sich auch eben so gut denken, daß alle diese Gegenstände in einem Zusammenhange, wenn auch unter mehreren Abtheilungen behandelt worden und die Lehre von den Empfindungen, aus welcher uns Theophrast die Hauptpunkte mitgetheilt hat, würde dann in die zweyte Abtheilung des sogenannten Buchs oder in dem zweyten Buche *περι φροσεως* ha-

ben Platz finden können. Hr. Schorn macht (S. 6) einen raschen Schnitt in die Stelle des Simpl.; es werden nämlich die Worte *ἐν ᾗ καὶ λέγει* herausgeworfen, dagegen wird das Wort *περὶ* zweymal in den Text hineingesetzt, so daß es nun heißt *καὶ περὶ μετεωρολογίας γεγραφέναι καὶ περὶ τῆς ἀρχῆς* &c. Allein mit Allem diesem wird nur ein geringer Grad von Wahrscheinlichkeit gewonnen, daß Simplicius die Verweisung des Apolloniaten auf die Abhandlung anderer Gegenstände in seiner Schrift falsch verstanden habe, und daß auf des Diogenes v. Laerte Singular (*το σγγραμμα*) Gewicht zu legen sey. — Ueberhaupt hat man jene Stelle eigentlich bloß darum in Verdacht gebracht, weil Simpl. die auffallende Ansicht des Nicolaus von Damascus und des Porphyry über das Princip des Apolloniaten (daß es nämlich ein Mittleres zwischen Feuer und Luft sey) sich nur durch irgend eine andere Schrift des letztern erklären konnte, als die er selbst in Händen gehabt, weshalb er denn auf Verweisungen des Diogenes aufmerksam gemacht, die sich auf andere Schriften oder Abtheilungen beziehen, als die er selbst gelesen. Aber Simpl. konnte in Hinsicht der Wahrheit der Schriften des D. Recht haben, ohne daß es mit jener Veranlassung seine Richtigkeit hat, die ihn bewog, diese Verweisungen herauszuheben. Nicolaus und Porphyry nämlich, auf deren Meinungen Simpl. großes Gewicht legt, konnten sich eben so täuschen, wie Simpl. selbst bey dem ersten Lesen (vgl. in phys. p. 316, und meinen Excurs zu Tennemanns Gesch. der Philos. 1 B. S. 442) getäuscht war. Doch davon später; denn die Angabe des Simpl. steht damit in keiner nothwendigen Verbindung.

Herr P. handelt nun von den Fragmenten des

D. vollständig und genau; Hr. S. hat das längste, welches über die Venen handelt, und bey Aristoteles zu finden ist, ganz übersehen und weggelassen. Der Beurtheiler der Panzerbieterschen Schrift in der Leipz. Litt. Zeit. d. J. S. 122 machte auf zwey von Hn. P. übersehene Fragmente aufmerksam, welche bey Galen de dogm. Hippocr. et Plat. lib. II. p. 281 ff. ed. Kühn zu finden seyn sollten. Dem gegenwärtigen Ref. kam das darin vorkommende *ηγεμονικον* schon verdächtig vor. Er schlug nach, und fand — daß jener Beurtheiler sich getäuscht hatte — denn diese Stellen gehören dem Stoiker, Diogenes von Babylon an und sind aus dessen Schrift *περι τῆς τοῦ ψυχῆς ἡγεμονικοῦ* genommen. Unter diesem Titel wird dieselbe bey Galen p. 241 angeführt und eine Stelle daraus mitgetheilt. Daß Hr. P. unter den zur Erklärung und Ergänzung der Diogenischen Lehre beytragenden Schriftstellern die wichtigen Beyträge des Theophrast, wie oben bemerkt, übersehen hat, ist eine Schuld, welche auch Ref., und vor ihm Schleiermacher, Ritter u. a. welche über Diogenes v. A. gesprochen haben, mit ihm theilen. Dem Verf. ist auch entgangen (vgl. S. 30) daß Theophrast (nach Diog. L. V, 43) in einer besondern Schrift über den Apolloniaten gehandelt hatte. In der Wiederherstellung des ionischen Dialects in den vorhandenen Fragmenten ist unser Verf. nicht ganz consequent zu Werke gegangen, denn er schreibt z. B. S. 50 *σημεῖα*.

In der Erklärung der Bruchstücke sind beide Herausgeber sehr verschieden; Hr. Sch. flüchtig und unvollständig, selten in die Sache eingehend, doch oft glücklich in der Bildung des äußern Textes; Hr. P. klar und überall gründlich, aber mit Hinneigung zu philologischer Breite, die beson-

ders einen Ueberfluß titirter Nebenstellen zeigt. So geht z. B. Herr Sch. über den schwierigen Ausdruck τὸ ἕτερον τοῦ ἑτέρου im II. Fragm. ganz hinweg, beschäftigt sich aber mehr mit der in dieser Stelle befindlichen Lücke und liest (S. 51) statt οὐδαμῆ οὔτε μίλογεσαι κ. οὐδ' ἄν — βλάβη ἀπὸ τοῦ ἑτέρου γενέσθαι nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Aber Nb. diese Verbesserung gehört Schneider an, der als Herausgeber des Theophrast T. IV. p. 523 diesen Vorschlag gemacht hat. Die Bemerkung zu den Worten ἐν τῷ δε τῷ κόσμῳ unum esse mundum docuit Diogenes wird durch Panzerbieter als falsch nachgewiesen p. 37 u. 138 der überhaupt das zweyte Fragment trefflich erläutert hat. Ueber die Stellung der Bruchstücke im ganzen Buche wollen wir nicht Worte verlieren, da verschiedene Anordnung (z. B. das III. u. V. bey Panzerbieter) denkbar ist und №. IV wie bey Schorn geschehen, eigentlich in zwey, freylich durch Inhalt noch zusammenhängende Fragmente abgetheilt werden müssen, wovon das letztere ετι δε κ. — επιλειπει auch die Möglichkeit zuläßt, daß die Lust vorher als αρχη genannt worden seyn könnte. In dieser letztern Stelle rechtfertigt Schorn die Beziehung des τουτο auf ὁ ἀηρ durch Aehnliches; sollte man es auf αναπνεῖν (welches erst aus αναπνεοντα gezogen werden müßte) beziehen, dann würde man αναπνεοντα mit ζωει zu verbinden haben, was Hr. P. aus Gründen nicht will. In №. V. hat Hr. P. das αιδιον και αθανατον σωμα durch animae sedes et quasi receptaculum erklärt; da aber die νοησις in dem Princip, welches hier so genannt wird, enthalten seyn soll, so würde man es wohl am besten durch Substanz übersetzen können; in diesem Sinne heißt es auch bey Heraclit αιδέριον σῶμα.

Wir kommen nun zu der Erklärung über den *αηρ* als Princip des *Δ.*, über welchen Punct Hr. P. S. 54 — 55 eine Menge überflüssiger Stellen zusammengetragen hat. Hier kommt nun der Hr. P. auf die Ansicht des Nicolaus und des Porphyry, und will erklären, wie sie in jene Täuschung verfallen sind. Er widerlegt Schleiermachers und Ritters Meinung darüber, welchem letztern auch Hr. Schorn beytritt. Ritter nämlich hatte unter dem *αηρ*, welchen *Δ.* als sein Princip anspricht, schon eine dünnere durch Wärme entzündete Luft verstanden, und seine Meinung zum Theil durch die Ansicht jener beiden Männer, zum Theil durch die Worte eines Fragments (VI bey P.) unterstützt, in welchem von der Seele (Lebenskraft) der Thiere gesprochen und behauptet wird, daß sie eine wärmere Luft als die atmosphärische sey — wo aber klar ist, daß schon von einem bestimmten Modus (*τροπος*) der Luft gesprochen wird, der Luft, die er als die Bedingung des *φρονειν* bey den lebendigen Wesen betrachtet (nach Theophrast) nicht von dem *ὁ ἀήρ καλοῦμενος ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων*. Hätten Nicolaus und Porphyry also jenes Fragment gesehen, so hätten sie dasselbe wohl falsch verstanden und eben so gut diese Meinung an des Diogenes Vorgänger Anaximenes anknüpfen können. Der eben angeführte Grund steht auch der Meinung entgegen, *Δ.* habe unter seinem *αηρ* den Aether verstanden; letzterer ist vielmehr schon die feinste und wärmste Luft und man mag wohl die Stelle des Aristoteles da an. 1, 2 in dieser Beziehung häufig mißverstanden haben. Die Luft wird (an sich) das dünnste genannt, und daher ihre Bewegungskraft erklärt; aber die Luft ist nach Fragm. VI vielgestaltig wärmer und kälter, womit auch zusammenhängt

dünner (feiner) oder dicker; wie denn von einem besondern Grad von Wärme die Beseelung der Thiere (nach demselben Fragment) abhängt, und Theophrast a. a. D. weiter sagt, daß Denken geschehe durch reine und trockne Luft. Mit unserer Ansicht stimmt auch Hr. P. überein, aber er sucht den Grund der Täuschung des Nicolaus und Porphyre in dem Canon des Aristoteles, die Seele hätten die Alten nach dem bestimmt, was ihnen *αρχη* sey; aber dann hätten N. und Porphyre den Canon umgedreht. Zum richtigen Verständniß des D. muß unfehlbar die genauere Auffassung des angeführten VI. Fragments viel mitwirken. Hr. P. hat dazu sehr beigetragen und insbesondere die *ἠδονας*, welche hier vorkommen, einzig befriedigend erklärt (S. 64); dagegen uns die Stelle, in welcher das *εδος* der Luft vorkommt, ungeheilt geblieben zu seyn scheint, obgleich der Verf. von der gemeinen Lesart bey Simpl. abgewichen ist und statt *απο τουτου*, (welches Hr. Sch. auf das vorhergehende *κυβερνασθαι* und *κρατειν* bezieht) *αυτου τουτου* liest.

Das genannte Fragment gibt dem Vf. zugleich Gelegenheit zu einer im Ganzen treffenden Vergleichung des Anaxagoreischen *νους* und der *νοησις* des D. (S. 66). Wir haben dabey noch Folgendes hinzuzusetzen. D. behauptete, wie angeführt nach Theophrast §. 44 *το φρονειν γενεσθαι τω αερι καθαρω και ξηρω· κολυειν γαρ την ικυαδα τον νουν* (die Masse hindere den Verstand); daher man im Schläfe, in der Trunkenheit und Sättigkeit weniger denke; davon sey Beweis, daß die übrigen Thiere minder Erkenntniß besitzen; denn sie zögen die von der Erde kommende Luft ein und hätten feuchtere Nahrung. Diese Ansicht erinnert sehr stark an Heraklits trockne Seele; gleichwohl nehmen wir

doch mit Hn. P. an, daß D. den Anaxagoras insofern weit übertroffen, als er sein Princip, d. i. den *αερ* und die *νοησις* in sich trägt, mehr im Einzelnen durchgeführt hat als jener. Theophrast sagt anderswo A. *μὲν τὸν ἀέρα πάντων φάσκων ἔχειν σπέρματα* (beyläufig wollen wir bemerken, daß eine solche Aussage vielleicht mit beytragen konnte, den Simp. zu der Erklärung zu bestimmen, D. habe *συμπεφορημένως* geschrieben, *τα μὲν κατὰ Αναξαγοραν*) von dem Diogenes aber sagt er: *παντὰ ἀναπτειτὸ ἀερ*, er knüpft alles an die Luft an, d. h. sucht in allem Einzelnen dieß Princip nachzuweisen. Er mußte also, wie auch der Schluß des VI. Fragments lehrt, durch eine Luftbestimmung das *φρονεῖν* der Menschen und der höheren Thierarten erklären. Alle ältere Philosophen hatten es aus der körperlichen Beschaffenheit erklärt (hierüber lesen wir bey Theophrast *de sensu* §. 72 die sehr wichtige Stelle: *παντες γὰρ οἱ παλαιοι καὶ οἱ ποιηται καὶ σοφοι κατὰ τὴν διαθεσιν ἀποδιδουσι τὸ φρονεῖν*. Dieß hatte auch Anaxagoras gethan; er setzte die Verschiedenheit der Pflanzen-, Thier- und Menschenseele in die Verschiedenheit der (freylich durch den *νοος* wieder bewirkten) Organisation, da ja der *νοος* sich immer gleich ist; — so trat die Verschiedenheit zwischen (*νοος*) und Lebenskraft (*ψυχὴ*) — wie auch Aristoteles an Anax. getadelt hatte, nicht deutlich hervor; um so weniger, da Anax. nicht tiefer in die Verschiedenheit der Organisation einging. Dagegen schloß zwar Diog. alles einseitig an den *αερ* an; aber er mußte, um seine Hypothese durchzuführen, in das Specielle eingehen und es durch irgend eine in der Erfahrung nachzuweisende Bestimmung mit seinem Princip vermitteln; er erklärte, um uns



seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, daß Specielle durch einen τροπος der Luft und so unterschied er auch το ζην und die ψυχη (als das Allgemeinerere) genauer als Anaxagoras von dem φροειν oder der νοησις. In dieser Beziehung ist nach jenem Fragmente die warme Luft, welche das Leben der Thiere bedingt, von der äußern atmosphärischen und von der Sonnenwärme (dem Grade nach) verschieden; aber die Luftwärme der Thiere ist ebenfalls, ja sogar die der Menschen unter einander verschieden, doch so, daß diese gleichartig bleibt (ωστε παραπλησια ειναι, im VI. Fragm., wo das παραπλησια ohne Zweifel als Adverbium zu betrachten ist, wenn man es nicht lieber auf das vorhergegangene ζωα beziehen will; Hr. Sch. um das erstere zu vermeiden, corrigiert ohne hinlänglichen Grund παραπλησιον; Herr P. aber hat die Stelle übergangen). Mit der Reinheit und Trockenheit der Luft verband er aber als Bedingung der vollkommenen Lebensbeschaffenheit das Durchströmen der Luft durch den ganzen Körper mittelst der Venen. Von den letztern machte er nach Simplicius p. 33 a, der hier aus der Quelle schöpfte, die νοησις abhängig (denn das vollkommene körperliche Leben bedingte ihm auch das geistige als die Empfindungen und die Erkenntniß) und nach Theophrast (a. a. D. 45 §.) leitete er auch den Unverstand der Kinder, die Stumpfheit und Dummheit von dem Nichtvorhandenseyn jener beiden Bedingungen (die er am letztern Orte als eine betrachtet) ab; Bohn, Reizbarkeit, Veränderlichkeit aus der unverhältnißmäßigen Menge der durch die kleinen Gefäße bewegten Luft; ja selbst das Vergessen erklärte er daraus, daß jenes Hindurchgehen durch den ganzen Körper nicht statt finde; welche Behauptungen

denn der in der Natur bewanderte Theophrast als Folgen consequenter Einseitigkeit in ihrer Blöße darstellt.

Dem Simplicius folgend trägt dann Hr. P. die Ansicht des Diog. über den Thiersaamen vor, und schließt daran das Fragment von den Venen, als den Gefäßen, durch welche die Luft mit dem Blute durch den Körper geleitet werden soll. Hierbey hat der Verf. die lobenswerthe Probe seines Fleißes in der Erklärung dieses schwierigen Bruchstücks abgelegt, wobey er sich, wie die Vorrede bemerkt, selbst bey den Physiologen Rathsholte.

Wir überlassen die Beurtheilung dieses Gegenstandes, der nur mittelbar mit der philosophischen Ansicht des D. in Beziehung steht, den Kennern der Angiologie, welchen die unvollkommenen Versuche einer früheren Zeit, die meist nur aus der Anschauung der äußern Form des menschlichen Körpers schöpfen konnte, historisch interessieren, und gehen nun zu des D. Lehre von den Sinnen über. Hierzu nun gewährt Theophrast die erwünschtesten Ergänzungen und Berichtigungen. Ueber die Principien jener Empfindungslehre bemerkt dieser Schriftsteller, daß D. wie Leben und Denken so auch die Empfindungen durch die Luft bedinge; deshalb scheine er auch die Empfindung durch Aehnliches zu bewirken (im Gegensatz nämlich seines Vorgängers Anaxagoras, von welchem gesagt worden war, daß er die *αισθησις τοις εναντιοις* geschehen lasse (§. 27 vgl. r oder *εν αλλοιωσι*). Diesen Bemerkungen des Theophrast gemäß sehen wir, wie Diogenes zu allen Sinnempfindungen das Zusammentreten der inneren und äußeren Luft braucht; vor allen zum Geruch, durch welchen mittelst der Luft im Gehirn ein Duft empfunden werde (so viel wenig-

stens läßt sich aus der verdorbenen Stelle §. 39 herausnehmen); so auch zum Hören, welches Statt findet, wenn die Luft in den Ohren, von der äußern Luft bewegt, dem lockern Gehirn sich mittheilt und die innere Luft bewegt (40 u. 41 l. l.), — worüber bey Panzerb. nur nach einem mangelhaften Berichte des Pseudoplutarch gesprochen wird — ferner zum Sehen; denn bey dem Sehen bewirke das auf die Pupille geworfene Bild, vermischt mit der innern Luft die Empfindung; und dieß bestätige sich dadurch, daß bey Verschleimung die Mischung verhindert werde und man, ungeachtet des Einscheinens in die Pupille, doch nicht sehe (ebendas.). Endlich zum Geschmack (denn das Betasten berührt er nicht), den er von der lockern und schwammigen Beschaffenheit der Zunge abhängig machte, womit auch die S. 86 von Hn. P. benutzte Stelle des Pseudoplutarch zusammenstimmt — mit einziger Ausnahme des *νημωνικον*, daß der Berichterstatter anderswoher, wahrscheinlich durch Verwechselung der beiden Diogenes — hinzugesetzt hat. Der Vf. der sich hierbey weitläufiger über dieses *νημωνικον* ausläßt, hat doch die richtige Ahnung gehabt, daß es dem D. v. A. nicht eigenthümlich sey. Aber besser hätte er sich an die oben bemerkte Stelle des Simplicius gehalten, wo von der Bedingung des vollkommenen Lebens die Rede ist. Nach Theophrast, setzen wir hinzu, erklärte D. auch worauf die größere Schärfe der Empfindungen beruhe und bey wem sie sich finde. Das Gehör nämlich sey z. B. am schärfsten bey denen, welche am wenigsten Luft im Gehirne und lange, dünne Geruchsorgane haben. Daher seyen einige Thiere geruchsschärfer, als der Mensch, der am besten empfinde, wenn der eingezogene Dufte, der Mischung nach, der Luft nicht entsprechend

sey. Daß scharfe Hören hänge von der Feinheit der Gefäße ab, und von der Bildung und Größe des Ohrs. Auch die Schärfe des Gesichts hänge von Feinheit der (innern) Luft und Gefäße ab (§. 42). Daß aber von der innern Luft das Empfinden abhängt, dieß erweise sich dadurch, daß wir oft wo anders den Geist hinwendend nicht sahen oder hörten. Hier ging Diogenes noch tiefer in das Psychologische ein und versucht auch Lust und Schmerz zu erklären. Lust meinte er entstehe wenn viel Luft sich mit dem Blute mische und sich hebe, und wenn dieselbe sowohl naturgemäß sey, als auch den ganzen Körper durchlaufe; dagegen Schmerz, wenn sie die natürliche Beschaffenheit nicht besitzt, sich nicht mischt, das Blut sich setzt und schwächer oder dicker wird. So erklärte er auch Muth, Gesundheit und das Gegentheil. Am meisten aber werde die Lust durch die Zunge beurtheilt; denn sie sey das weichste und lockerste Organ (wobey wieder auf die Luft Rücksicht genommen ist) und alle Venen gingen in dieselbe (§. 43). — Hr. W. berührt in Hinsicht des Schlafes die Stelle des Pseudoplutarch. Aus Theophrast, nach dem D. das Denken von der trocknen und reinen Luft abhängig macht, geht hierfür nur das hervor, daß er im Schläfe ein Vorherrschen der Feuchtigkeit im Körper annahm. In Hinsicht des Todes hätte sich der Wf. an den Schluß des IV. Fragm. erinnern sollen. Aus dem Bisherigen sehen wir, daß Diog. schon bey Erklärung der Empfindungen von den Thieren handelte. Die Stelle des Pseudoplutarch, wo den Thieren das *διανοεῖσθαι καὶ αἰσθάνεσθαι* abgesprochen wird, ungeachtet sie das *νοῦτον* haben sollen, zeigt sich hier als ein verborbenes Excerpt. Nach Theophrast sind die Thiere (*τα*

αλλα ζωα) χείρω την διανοιαν; denn sie athmen die Luft von der Erde ein und haben feuchtere Nahrung. Diogenes mußte sich hierbey selbst den Einwurf machen, daß die Vögel in der höhern Luft athmen, und daher setzt Theophrast hinzu, die Vögel athmeten zwar reiner, aber hätten eine den Fischen ähnliche Natur; denn das Fleisch derselben sey zähe und die Luft (πνευμα) ου διεναι δια παντος (sc. του σωματος), αλλα ισταναι περι την κοιλίαν. Dieser abgeschmackte Grund ist die Consequenz der obigen Grundsätze, daß das vollkommene Leben auf einer vollkommenen Beschaffenheit und Bewegung der Luft im Körper beruhe. Daher wird auch den Pflanzen (welche ihm, nach Theoph. de plant. III, 1. 4 durch faulendes Wasser entstehen, das sich mit Erde vermischt) das φρονειν darum abgesprochen (44 a. a. D.) weil sie nicht hohl seyen und die Luft aufnahmen; die Fische dagegen haben ein geringeres Leben, wahrscheinlich nur, weil sie nur wenig Luft (durch Wasser) aufzunehmen gemacht sind, daher sie in der freyen Luft sterben. Die Beziehung der Luft auf die Metalle weist Herr P. durch genaue Erklärung einer Stelle des Alexander von Aphrodisias nach.

Ob nun Diogenes, nachdem er schon sein Princip an den einzelnen Erscheinungen nachgewiesen, erst von den ursprünglichen Verwandlungsarten desselben gesprochen, wie Herr P. meint, kann wohl bezweifelt werden. Ueber diese Verwandlungsarten aber hat Hr. P. das Vorzüglichste was Ref. bekannt ist gegeben, und besonders die ursprünglichen Gegensätze in welche D. die (an sich indifferente) Luft eintreten ließ, von den abgeleiteten genau unterschieden. Nur können wir nach dem Vorigen der Behaup-

tung nicht beystimmen (S. 103) (Diogenem) rationalem naturam a ceteris rebus prorsus diversam iisque quodammodo oppositam putasse und eine alteram partem universi aeris animatam ac ratione praeditam nicht annehmen, so wenig wir auf der andern Seite Hn. Ritter (Gesch. d. Philos. I. S. 223) beystimmen können, welcher behauptet bey dem D. sey der Gegensatz zwischen dem Geistigen und Körperlichen gar nicht hervorgetreten; — weil der ursprüngliche Unterschied des Warmen und Kalten durch Verdichtung und Verdünnung hervorgegangen, doch nur ein quantitativer und wechselnder ist, ferner der Unterschied der menschlichen und thierischen *νοησις*, und so auch der Geistesbeschaffenheit der Menschen zwar ein bestimmt ausgesprochener, aber doch hauptsächlich ein Gradunterschied (der Wärme und Trockenheit und des damit zusammenhängenden Durchgehens der Luft durch den Körper, so wie endlich der Menge derselben) ist.

Ueber die Weltbildung hat Herr P. die vorhandenen dürftigen Berichte umsichtig benutzt. Es scheint uns daraus hervorzugehen, daß D. in dieser Hinsicht dem Heraklit näher steht, als man bisher nachgewiesen hatte. Wie dieser sagt, daß die Welt ein ewiges Feuer sey, mit Maasse sich ertzündend, mit Maasse erlöschend, so wird dem Diogenes die unentstandene, unvergängliche Luftsubstanz durch Bewegung halb erkältet, halb erwärmt (Euseb. praep. ev. I. 5), und läuft in stetiger Verwandlung nach beiden Seiten, deren äußerstes ihm vielleicht Sonne und Stein sind, verschiedene Stufen hindurch (nur daß Hr. P. statt der bekannten Elemente unzählige Verschiedenheiten annimmt, vergl. S. 109, wovon die Elemente jedoch immer die allgemeinen Stufen bezeichnen konnten). Vielleicht könnte

man für eine solche Verwandlungsart auch die oben bemerkte Entstehung der Pflanzen aus faulendem Wasser anführen. Ungeachtet dieser stetigen Umformung gibt es nach D. doch bestehende Körper, wie die Sonne *zc.*, wenn gleich der Untergang der Welt, und die dereinstige Austrocknung des Meers in einigen Berichten angedeutet wird. — Die Annahme einer doppelten Bewegung, Kreisbewegung und Bewegung nach oben und unten trägt keinen Widerspruch. Doch muß hier vieles Vermuthung bleiben, namentlich die Art und Weise der Welt- und Erdbildung. Bey letzterem mußte die Luft wiederum eine bedeutende Rolle spielen, was daraus hervorgeht, daß Sonne und Meer sich von Dämpfen nähren und die Sterne die Ausathmungen der Welt sind (s. hierüber P. S. 161); daß ferner die runde Gestalt von der περιφορα του σφαιρου, wie Diog. L. berichtet, ihre Dichtigkeit von der Kälte abhängt (vergl. Panzerb. S. 117. 120); eben so bey den Erscheinungen des Blitzes und Donners. In diesen Gegenständen trifft D. auch oft mit Anaxagoras und andern Physikern zusammen. Denselben Einfluß äußert die Luft bey der Erzeugung der lebendigen Geschöpfe, und besonders bey der Geburt derselben, wo die äußere Luft durch das Athmen mit der inneren in Berührung tritt (nach Pseudopl. V, 15, vgl. Panzerb. S. 125).

Vieles lohnt sich der Mühe nicht, weiter zu durchlaufen, besonders insofern man daran das Grundprincip des Diog. und seine Erklärungsweise nicht wiedererkennt, und Hypothesen über Hypothesen (z. B. über die veränderte Stellung der Erde, welche Hypothese Pseudoplutarch dem Diogenes mit Anaxagoras gemeinschaftlich beylegt — vergl. die mühsame Erklärung des Verfs. S. 182 flg.) meist

gezwungen ausfallen müßten. Denn das eigentlich Interessante bleibt hier immer die Kraft des Scharffsinns mit welchem ein Gedanke durchgeführt wird; und wir müssen dann die Energie der Abstraction und Consequenz bewundern, wenn wir auch auf höherem Standpunct gestellt die Einsicht schon erlangt haben, daß eine solche Voraussetzung in einer beschränkten Seite der Sache ihren Grund hat, und was aus solcher einseitiger Voraussetzung mit Aufwand von Wiß und Beobachtung gefolgert wird, an den Reichtum unserer geläuterten Naturansicht gehalten, nur als die ersten Kinderversuche erscheinen, sich in der umgebenden Welt zu orientieren und Ordnung und Zusammenhang in derselben zu finden.

Wendt.

### St. Petersburg.

Druckerey der Academie d. Wissenschaften: Recherches sur les phénomènes lumineux, qu'on aperçoit quelquefois au ciel dans des positions déterminées par rapport au Soleil ou à la Lune par le Professeur émérite Ossipofsky, traduit du Russe par Loustannau, publié par Ordre de S. M. l'Empereur, et aux frais de l'Académie. 1828. XIII u. 41 S. in 4., nebst einer Kupfertafel. — Der Verf., welcher Fraunhofers Arbeit über diesen Gegenstand nicht gekannt zu haben scheint, leitet die Lichterscheinungen, welche sich in der Luft zu manchen Zeiten vermöge des gebrochenen und zurückgeworfenen Lichts der Sonne und des Mondes zeigen, aus den gewöhnlichen Gesetzen der Brechung und der Zurückwerfung des Lichts, in einer horizontalen Schicht von Wasserbläschen, die in der Luft schwimmen, her. Er folgert ferner aus der geringen Breite des gewöhnlichen um die Sonne und den Mond sich zeigenden Ringes, daß das



Brechungsverhältniß, dem Verhältniß des innern Halbmessers des Wasserbläschens zum äußern Halbmesser gleich sey, und indem er den Abstand des Ringes vom leuchtenden Körper im Mittel zu 22 Grad annimmt, findet sich das Brechungsverhältniß = 0,98, welches stärker als jedes andere uns für gas- und dampfförmige Substanzen bekannte Brechungsverhältniß ist. Was nun die verschiedenen Kreise betrifft, die aus diesen Rechnungen vermöge der Brechung und Zurückwerfung des Lichts der Sonne oder des Mondes sich ergeben, so sind diese folgende: Erstens, ein sehr heller Kreis um das Gestirn in einem Abstand von 22 Grad, dessen Ränder die Farben des Regenbogen zeigen. Zweitens, ein Kreis von weißem Lichte in einer Entfernung von ungefähr 90 Grad. Drittens, eine hellere Kreisfläche um das Gestirn bis zu einem Abstand von  $13^{\circ} 10'$ , dem noch ein schwächeres Licht bis zu  $17^{\circ} 48'$  folgt. Viertens, ein Kreis um das Gestirn in der Entfernung von  $44^{\circ} 16'$  mit Regenbogenfarben. Fünftens, zwey Kreise, deren Halbmesser  $68^{\circ}$  und  $112^{\circ}$  betragen, und zwischen denen ein helleres Licht vorhanden ist. Sechstens, ein durch das Gestirn gehender Horizontalkreis. Siebentens, sechs weiße gleich große Streifen, erscheinen symmetrisch auf beiden Seiten der Sonne. Achters, ein durch die Sonne gehender Verticalkreis. Die Nebensonnen und Nebenmonde entstehen dann im Durchschnitt zweyer oder mehrerer solcher Streifen und Kreise, wo sich das Licht nothwendig in größerer Intensität zeigen muß. Bey dieser ganzen Untersuchung ist aber zu bemerken, daß der Gang derselben nicht passend erscheint, da der Wf. den Halbmesser von 22 Grad des am häufigsten um die Sonne und den Mond erscheinenden Ringes, als Princip aufgenommen, während unserer Ansicht nach, gerade diese Beobachtung aus theoretischen Gründen bewiesen werden mußte.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

153. Stück.

Den 26. September 1831.

---

M ü n c h e n.

Reise in Brasilien, auf Befehl S. M. Maximilian Joseph K. von Bayern in den Jahren 1817 bis 1820 gemacht von weisland Dr. J. B. von Spix, Ritter des Bayerischen Civilverdienst-Ordens, wirkl. ord. Mitglieder der K. B. Academie der Wissensch. und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Ritter des B. Civilverdienst-Ordens, ord. wirkl. Mitglieder der K. B. Academie der Wissensch. 2c. Dritter und letzter Theil, bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. Fr. Ph. von Martius; mit sieben Blättern Charten, und zwey Tafeln Abbildungen. 1831. gr. 4. LVI und mit fortlaufender Seitenzahl von 888 bis 1388 S. und 40 S. Anhang.

Mit wahrer Theilnahme zeigen wir die Vollendung dieses nicht bloß Bayerischen, sondern Deutschen Nationalwerks an; dessen Wichtigkeit schon bey der Anzeige des zweyten Theils (S. g. A. 1829. St. 8.) von uns bemerklich gemacht ist. Sowohl seinem Umfange als seinem Inhalte nach,

hat dieser dritte Theil eine so reiche Ausstattung erhalten, daß die Erwartungen die man davon fassen durfte, mehr als erfüllt worden sind. Es ist daher auch hier der Reichthum der Materialien, der uns bey der Anzeige in Verlegenheit setzt; und wir hoffen leicht die Verzeihung unsrer Leser zu erhalten, wenn wir derselben einen etwas mehr als gewöhnlichen Raum in diesen Blättern einräumen. Des Neuen und Wissenswürdigen ist hier so viel und mancherley, daß wir auch so nur einen Vorschmack des Ganzen werden geben können. Wir beginnen, wie bey der Anzeige des zweyten Theils, mit einer geographischen Uebersicht des Theils der Reise, damit jeder Leser mit einer guten Charte S. Americas uns folgen kann. Es ward schon bey dem vorigen Bande bemerkt, daß dieser dritte die Reise auf dem Maragnon oder Amazonen-Strom, dem größten auf der bekannten Erde, enthalten würde. Und so ist es. Sie geht von der Mündung desselben bey Belem oder Gram Pará stromaufwärts bis zu dem Eintritt des Stroms aus dem Gebiet des vormaligen Spanischen Americas in Brasilien, und wieder zurück. Zugleich aber wurden von den beiden Reisenden einzeln auch drey Nebenflüsse des Hauptstroms befahren; nämlich vom Dr. v. Martius der Yapurà bis zu der Grenze von N. Granada; vom Dr. Spix der Rio Negro bis Barcellos, beide nördliche Nebenflüsse; und von den südlichen durch beide Naturforscher der Madeira-Strom. Schon diese Angabe wird die Wichtigkeit dieser Reise darlegen, da sie durch theils noch gar nicht beschriebene, theils wenig bekannte Länder ging. Seitdem la Condamine 1743 den Maragnon herunter fuhr, ist diese Reise von keinem Naturkundigen wieder gemacht und beschrieben worden (die von dem

Berf. aufgezählten Visitationstouren einiger Geistlichen und Statthalter kommen hier nicht in Betracht); und wäre auch die Ausbeute dieses Theils seiner Reise im Vergleich mit der gegenwärtigen nicht gering zu nennen, so würden doch schon die vielen und großen in diesen Weltgegenden seit fast einem Jahrhunderte eingetretenen Veränderungen dieser neuen Reise, indem sie uns den jetzigen Zustand der Dinge dort kennen lehrt, ihren eigenthümlichen Werth geben. Der Band umfaßt übrigens das achte und neunte Buch des Ganzen, von denen das erstere in vier, das letztere in sieben Kapitel zerfällt. Vorangeschickt ist ein Aufsatz über die Pflanzen und Thiere des tropischen Americas, worauf wir die Naturkundigen nur aufmerksam machen können.

Der Band beginnt mit einer Beschreibung der Landschaft und Stadt Pará. Die Stadt liegt nahe am Aequator  $1^{\circ} 25'$  S. B. Die Natur der Tropenländer zeigt sich hier in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit. Die Beschreibung der Folge der Stunden und Tageszeiten bey dem immer gleichen Wechsel von Nacht und Tag, die darnach eingerichtete Lebensweise der Menschen, wie der thierischen ja selbst der vegetabilischen Schöpfung, macht uns hier einheimisch. Die Stadt Pará, etwa 16 Meilen vom Ocean, an dem südlichen Arm des Maragnon, nachdem der mächtige Tocantines sich schon mit ihm vereint hat,  $1\frac{1}{2}$  Meilen breit, bietet ganz das Ansehen einer Europäischen Stadt, mit schönen Gebäuden, bequemen Häusern, und Europäischer gesellschaftlicher Cultur dar; mit 24000 Einwohnern. Der Aufenthalt der Reisenden war hier sehr angenehm, und doch — wie nahe waren die Wildnisse und der Urwald? Das Clima ist gesund; das gelbe Fieber hat sich nie hier gezeigt. Die Natur bietet

den nöthigen Unterhalt freywillig dar; wie sollten sich die Menschen an Arbeiten gewöhnen? Die letztere fällt den Negern zu; die Indianer lassen sich allenfalls als Ruderer und Matrosen auf den Flußschiffen brauchen, und auch das fast nur durch Zwang, ungeachtet sie mansos (gezähmte, civilisirte) sind oder heißen. (In einer Anmerkung werden die Verhältnisse der Einheimischen und Portugiesen historisch erläutert.) Die Mulatten sind hier wie anderwärts. Spiel, Musik und Tanz, ist ihre Beschäftigung. Pará, vormals auch die Hauptstadt von Maranhao und Piaubi, so lange diese noch untergeordnet, kann einst große Handelsstadt werden, wenn die Civilisation sich längs dem großen Strom wird verbreitet haben. Es ist auch schon jetzt eine bedeutende Handelsstadt; über Bevölkerung, Einfuhr und Ausfuhr werden Listen mitgetheilt. Man hat die Gewürze von den Molucken, und auch den Zimmtbaum dahin verpflanzt, und sie gedeihen. In einem Zeitraum von 6 bis 7 Jahren hatten die Zimmtbäumchen, etwa 800 an der Zahl, eine Höhe von 6 bis 8 Fuß erreicht, und waren theilweise schon benützt worden. Eine Wanderung nach der nahen Insel das Ungas hätte den Verf. fast genöthigt die Nacht auf einem Baume zuzubringen, als er, entzückt durch den Anblick einer herrlichen Waldwiese, wo das Gefieder jeder Art sich um eine Niederung versammelt hatte, sich bey dem Rückwege bald in dem Urwald verlor. Auch mußte er in Pará aus eigener Erfahrung die Züge der weißen Ameisen kennen lernen. 'In einer Nacht wurden wir durch das Gefühl einer unangenehmen Kälte aufgeweckt, die sich queer über den Körper verbreitete. Wir tasteten im Finstern umher, und fanden eine kühle fettig anzufühlende Masse, die über das Bett hinwimmelte.

Es war ein Zug der Termiten. Die Straße welche sie, dicht auf und aneinander herlaufend, einnahmen, war anderthalb Fuß breit. In gerader Linie verfolgten sie ihren Weg, ohne durch das Schicksal der Vorgänger sich irre machen zu lassen, die durch heißes Wasser getödtet wurden. Erst mit Tagesanbruch hörte der Marsch der Thiere auf, deren Leichname einige große Körbe anfüllten. Zum Glück fanden sie in dem Zimmer nichts, das ihrer Gefräßigkeit hätte dienen können; doch waren von einigen Delgemälden Farbe und Leinwand weggefressen.' — In Pará fand der Verf. Gelegenheit die Ororuca, die hereinbrechende alles vor sich niederwerfende Welle des Oceans bey Springsluthen zu beobachten, welche die Indianer einem bösen Geiste zuschreiben. 'Dreißig Minuten nach Ein Uhr Mittags hörte ich ein gewaltiges Brausen, gleich dem Tosen eines großen Wasserfalls; ich richtete meine Augen abwärts, und nach einer Viertelstunde erschien eine etwa 15 Fuß hohe Wasserwoge, mauerähnlich die ganze Breite des Flusses einnehmend; die unter furchtbarem Gebrause in großer Schnelligkeit aufwärts rückte, indem die von der Spitze herabrollenden Sluthen stets wieder von der hintern Anschwellung ersetzt wurden. Kaum war das Getöse des ersten Anlaufs verschollen, so bäumte sich das Gewässer wieder auf, stieg unter gewaltigem Brausen, und strömte, eine lebendige Wassermauer, die bebenden Ufer in ihren Grundfesten erschütternd, stets vom schäumenden Gipfel überschlagend, den Fluß hinauf. Die Erscheinung war das Werk einer halben Stunde.'

Die Fahrt auf dem südlichen Arm des Amazonas (so nennen wir den Strom mit dem Verf.) ward am 21. August in einem Canot mit Ru-

bern und Segeln, von Indianern geführt, angetreten. Man kam demnächst in das Stromgebiet des Tocantins, der seine Gewässer in den Amazonas ausleert, durch einen Archipel von Inseln, mit gewaltiger Vegetation, in ein wahres Meer von süßem Wasser, Bahia nennen es die Einwohner, das die Südseite der großen Insel Marajo, welche die beiden Hauptmündungen des Amazonas einschließen, umgibt. Diese große Insel, eine völlige Ebene, könnte alle Colonialproducte der heißen Zone erzeugen. Aber Viehzucht ist fast die einzige Beschäftigung der Bewohner. Die Regierung hat auf ihr zwey große Facendas, welche das Heer und die Marine mit Rindfleisch versorgen. — Am 10. Sept. erreichte man die Mündung des Kingu, der gleichfalls von S. kommend sich in den Amazonas ergießt. Eine Vega breit wälzt er seine grünlichen Gewässer in den Hauptstrom. In der Wohnung eines Geistlichen sahen sie hier eine ganze Ladung von Nelkenzimmet (*Cassia caryophyllata*), die derselbe durch Indianer hatte einsammeln lassen, um sie nach Pará zu schicken. Eine Menge Treibholz begegnete ihnen, auf dem Thiere mancherley Art sich niedergelassen hatten. Störche saßen neben Affen, Eichhörnchen neben Enten; ja auf einem Cederstamm hatte ein großes Crocodill eine Tigerkatze zum Nachbar erhalten, die sich mißtrauisch beobachteten, das Crocodill aber doch seines künftigen Sieges gewiß zu seyn schien. Nach den Angaben der Indianer soll auf dem Boden des Stromes die große Wasserschlange hausen, die von Zeit zu Zeit sich auf der Oberfläche zeigt (sie nennen sie die Flußmutter), und von der viel Fabelhaftes erzählt wird. Unglaublich ist der Reichthum an großen und kleinen Fischen. Nie

warf man das Netz aus ohne einen reichen Fang. Die Indianer sind darin, wie im Angeln sehr geschickt. Auch mit Lanzen und Pfeilen wird Jagd auf sie gemacht. Ein anderes Mittel ist durch den Milchsaft eines Baums, wornach die Fische sehr begierig sind, das Wasser zu vergiften. Desto ärmllicher war die Bevölkerung. Man sah Tage lang keine Menschen am Ufer. Die von la Condamine erwähnten Indianerstämme waren zum Theil gar nicht mehr vorhanden, oder hatten sich in das Innere der Urwälder zurückgezogen. Am 18. Sept. erreichte man die Mündung des Tapajo, nicht viel schmaler als die des Xingu, und die villa Santarem. Der Ort mit etwa 2000 Einwohnern besteht aus Einer Hauptstraße einstöckiger Häuser, und einigen Nebenstraßen. Die Einwohner sind zum Theil Weiße, meist jedoch Indianer von sehr verschiedenen Stämmen. In der Nähe des Stroms sind Wiesen, die Rindviehzucht gestatten; aber tiefer ins Land ist Alles Urwald. Am 23. ward die Fahrt fortgesetzt, begleitet von dem Capitän Zani. Die Strömung in dem Amazonas war so heftig, daß man das Fahrzeug aufwärts ziehen mußte. Indeß erreichte man die Stromenge von Abydos (der Strom hat hier nur 869 Klafter Breite), wo ein Ruhepunct der Fahrt war. In den Anmerkungen zu dem hier endenden Capitel werden unter andern historische Nachrichten über die Beschiffung des Tocantines gegeben. So auch über den Xingu, dessen Quellen und südliche Nebenflüsse noch gänzlich unbekannt sind. Dagegen ist der Tapajo von Santarem aus mehr befahren; man konnte dort Nachrichten über seinen Lauf und seine Anwohner einziehen. Die Gegend um Abydos ist bey Drellana das Vater-



land der Erzählung von den Amazonen. Der Verf. hat keine Mühe gespart ihr auf den Grund zu kommen. Das Resultat aber ist, daß es eine Fabel sey. Man hatte hier Gelegenheit eine der umherziehenden Horden der Muras-Indianer in ihren Hütten zu besuchen. 'Noch nirgends, heißt es, war uns das rohe Elend der Americanischen Wilden so unheimlich und traurig erschienen. Alles deutete darauf hin, daß selbst die ersten Bedürfnisse auf eine fast thierische Weise befriedigt würden. Die aus kurzen Baumstämmen errichtete, mit Reißig und Palmblättern gedeckte Hütte, deren niedrige Thüre zugleich als Fenster und Rauchfang diente, war kaum länger als eine Hangmatte, die aus einer abgezogenen Baumrinde bestand. Ausser einigen Waffen fehlte aller Hausrath. Das Weib war eben so wenig bekleidet als der Mann und die Kinder. Der Ausdruck der Physionomien war wild, unstät und widrig. Selbst das Freiheitsgefühl konnte die breiten, verwirrten, von herabhängenden Haupthaaren verdüsterten Züge nicht erheitern. Die Weiber trugen insgesammt im Gesicht und am Körper die Spuren erlittener Gewaltthaten. Ihre Körper waren breit, sehr fleischig und von mittlerer Größe; die Hautfarbe dunkelbraun; die Behaarung fast nur am Kopfe und bey einem Manne auf der Oberlippe bemerkbar, der seine finstere Gesichtsbildung durch drey große Schweinszähne in der Ober- und Unterlippe noch furchtbarer gestaltet hatte.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

154. 155. Stück.

Den 29. September 1831.

---

M ü n c h e n.

Beschluß der Anzeige: Reise in Brasilien u. c.

Sie bereiten sich eine Art Schnupftaback, der bey ihren Festen durch ausgehöhlte Knochen in die Nasenlöcher geblasen wird, wodurch sie in Wuth und in eine viehische Trunkenheit versallen, nachdem die Männer sich vorher mit lederen Riemen paarweise als Gunstbezeugung bis aufs Blut gespeicht haben. Was der Grund von diesem letzten seyn mag, ist doch schwer einzusehen. Welche Tiefen hat nicht die menschliche Natur schon im rohen Zustande! Auch hatte man bald Gelegenheit bey diesen Indianern sich von der Sitte des Erdeessens zu überzeugen, nämlich von Thon, der mit der Mandioca, oder auch mit Fischen als Zuspeise genossen ward. Die Sitte soll weit verbreitet seyn; man wußte keinen andern Grund davon anzugeben, als ein dadurch erregtes Wohlbehagen. Am 15ten October gelangte man zu der Mündung des großen Ma-

deira = Stroms; man sah bey der Vereinigung mit dem Amazonas ein wahres Meer von süßem Wasser. Eine ungeheure Menge Wasservögel bedeckte die nahen Inseln; große Störche und Enten waren mit einander im Kriege und bekümmerten sich gar nicht um die Reisenden. Eine Schaar Geyer war mit dem Cadaver eines Crocodils beschäftigt; die Indianer behaupteten daß so eben der Königsgeier aufgeflogen sey, und Erlaubniß zum Fraß ertheilt habe. Am 22. Oct. kündigten Massen von dunkelbraunem Wasser die nahe Mündung des Rio Nero an, wo man in dem Hafen der Barra do rio Nero Anker warf. Auch zu diesem Kapitel sind in den Anmerkungen ausführliche Untersuchungen über die Sage von den Amazonen, über die Tupis und ihre Sprache, über den Amazonenstein, angestellt. Der Aufenthalt in dem Fort der Barra ward zu Ausflügen in die Umgegend benutzt. Erst seit 1809 ist dieser Ort statt Barcellos Hauptort der Provinz geworden. Er liegt auf einer anmuthigen Höhe, und kann mit der Zeit von Wichtigkeit werden. Man fand hier Europäische Bequemlichkeiten; die Besatzung bestand aus 150 Mann. Die Ufer des Rio nero scheinen recht eigentlich zur ersten Betrachtung und ruhigen Speculation einzuladen. (Es möchte also der passendste Platz für eine Philosophen-Colonie seyn.) Der Aufenthalt war hier angenehm, und ward noch durch einen lächerlichen Vorfall aufgeheitert. Da nämlich täglich Diebstähle in den benachbarten Wohnungen vorfielen, hatte man zuerst die armen Indianer in Verdacht; bis man den Thäter auf der That ertappte; einen großen Affen nämlich, den die Reisenden mit sich führten, und frey umherlaufen ließen. Er hatte mit großer Schlaueit seinen Weg über die Dächer genom-

men, und das gestohlene Gut neben seinem Lager verborgen. — Von der Mündung des Rio Negro an verändert bey den Portugiesen der Amazonas seinen Namen und heißt der Solimoes; auch auf der Charte des Verfs. Es mag uns indeß frey stehen den bekanntern Namen beyzubehalten. Bey der Barra ist außer dem Anbau des Cacao auch der des Caffé eingeführt, und gedeihet sehr gut. In der Umgegend waren Niederlassungen von Muras. Sie kamen zahlreich herbey in der Hoffnung Brantewein zu erhalten, und sobald der Mond aufgegangen war begannen ihre Tänze und Gesänge; sie bildeten dabey einen großen Kreis, auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Weiber und Kinder. Die Tanzwuth ergriff auch die Indianer der Reisenden; das bacchantische Fest dauerte bis zum Morgen. Den Inhalt des Gesanges wird man nicht sehr poetisch finden. Er lautete bey den Männern in der Uebersetzung: 'Ich bin ein schöner Teufel; wer will mich heirathen?' Der Refrain der Weiber: 'Du bist ein hübscher Teufel, alle Weiber wollen dich heirathen.' Dieß ward im wilden Unisono stundenlang wiederholt. — Nirgends hatte man noch eine solche Schaar von Kaimans zusammen gesehen — es waren ihrer über sechzig — als hier. Der Kaiman des Amazonas ist so groß als der Aegyptische, und bildet eine eigene Species. Auch die Menge der Delphine, die schaarenweise sich zeigten, war auffallend. Wie unglaublich groß muß in dem Strom die Menge von Fischen sey, wenn alle diese gefräßigen Ungeheuer ihre Nahrung finden sollen! Durch Hülfe eines großen Hakens an einer eisernen Kette, woran man Köder befestigt hatte, ward ein Kaiman gefangen; und trotz des gewaltigen Widerstandes ans Ufer geschleppt, wo

man ihn an einen Baum gebunden einen Tag lang liegen ließ, bis ein kühner Mura ihm den Bauch aufschnitt. Auch dieses Kapitel ist von mehreren wissenschaftlichen Anmerkungen begleitet; größtentheils botanischen Inhalts, so wie einer andern über die verschiedenen Affenarten am Amazonas. Von der Gattung Cebus werden fünf Arten unterschieden, für welche die Indianer eigene Namen haben. Man sieht sie scharenweise durch das Dickicht der Wälder ziehen. Der Strom aufwärts von der Barra hatte noch über eine Seemeile in der Breite, und ward durch mehrere Sandinseln zertheilt, oft von bedeutender Länge. Der Urwald trat bald bis an die Ufer hervor, bald zog er sich um die Buchten zurück. Man hörte nur das Geräusch der Wellen, oder aus der Ferne das Geschrey wandernder Affenheerden. Die früher hier hausenden Horden der Barinas und Caripuras sind jetzt spurlos verschwunden. Nirgend war ein Ueberbleibsel der früher von Indianern angebauten Nuzpflanzen, der Mandioca, Mais oder Bananen, zu sehen. Dagegen bot sich auf einer der Sandinseln zum erstenmal das Schauspiel einer Lesse von Schildkröteneyern und ihrer Zubereitung zum Schildkröteneyerfett, einer Hauptnahrung der Einwohner, dar. Auf einer Spitze der Sandinseln waren neben den Hütten aus Palmblättern ganze Haufen ausgegrabener Eyer aufgethürmt; und ganze Kessel in den Kähnen mit Fett angefüllt. Wir können nicht umhin die Beschreibung dieser merkwürdigen Naturscenen mitzutheilen. In den Monaten October und November vereinigen sich die Schildkröten in unzähligen Haufen aus den benachbarten Seen kommend, zum Eyerlegen auf den Sandinseln im Strom. Durch einige wenige wird der Lagerplatz erst ausgewählt, um

zu sehen ob sich die nöthige Tiefe trockenen Sandes findet, die dann zurückkehren. Wenn alles sicher ist, beginnt das Eyerlegen. Bey Nacht, vorzüglich im Mondenschein, kommt dann ein Zug nach dem andern aus der Fluth hervor. Die Weibchen gehen in der Mitte, die bey weitem wenigern und kleinern Männchen gleichsam zum Schutz an den Seiten. Ein dunkles Gewimmel bedeckt nun weithin den weißen Sand, und mit solcher Eile kommen und gehen die Thiere daß das Wegen der Schilder dem Gerassel schwerer Wagen ähnlich in großer Entfernung durch die stille Nacht gehört wird. Schnell wird dann die Sandfläche aufgewühlt, und der Staub verfinstert den Horizont. Jedes Weibchen legt im Durchschnitt etwa hundert Eyer, und bedeckt die Grube wieder mit trockenem Sande. Wenn die Sonne aufgeht, begibt sich die Schaar wieder in den Strom zurück.' Je weiter man den Strom hinauffuhr desto zahlreicher und gefährlicher wurden die Kaimans; man hatte Beyspiele daß sie selbst Kähne angefallen und umgeworfen hatten. Einer der größten wollte selbst das Canot der Reisenden angreifen, und erst nach mehreren Flintenschüssen, nachdem er einem der Indianer schon einen Finger abgebissen hatte, ließ er von dem Angriffe ab. Am 26. November erreichte man die Villa da Ega, an der Mündung des Rio Teffé; ursprünglich eine Mission der Carmeliter. Auch dieser Flecken besteht aus einer Gasse einstöckiger Häuser, und ist nicht mehr so blühend als er es früher war, so lange die Spanisch-Portugiesische Grenzcommission 1782 — 1788 hier ihren Sitz hatte. In der nächsten Umgegend sieht man nur dichten Urwald. Stämme von 120 Fuß Höhe, und 12 Fuß im Durch-

messer sind gar nicht selten. Colossale Schmaroherpflanzen überziehen sie; und gewaltige Pilze schießen aus dem Moder auf. Vielerley Thiere beleben die Waldung. Die Affen treiben ihr lautes Spiel in den Wipfeln; wilde Schweine und Coatis durchstreifen schnobernd den Grund; und die Hocco's flattern von Ast zu Ast. Bey dem Mangel aller Landstraßen wären Pferde und Maulthiere unbrauchbar. Von der Barra bis zur Spanischen Grenze sah man nur zwey Pferde, und ein Maulthier. Der Verf. sah hier einen Taufactus von einem halben Duzend Indianer. Es war eine bloße Ceremonie. Am Abend gingen sie wieder in ihre Wälder zurück. Die Anmerkungen zu diesem Kapitel geben über den eßbaren Thon, den Handel zwischen Rio nero und Mainas (im Spanischen America) Nachricht. Bey Mainas hätten wir eine Erwähnung unsers Landsmanns Weigl, und seiner Beschreibung und Charte erwartet. — In Ega beschloßen die Reisenden sich zu trennen, so daß Dr. Spix den Amazonas von Ega weiter aufwärts bis zu der Spanischen Grenze; Dr. von Martius dagegen den Yupurá bis eben dahin befuhr. Die Reise des Dr. Spix wird daher aus seinen eigenen Papieren und dem von beiden abgestatteten gemeinschaftlichen Bericht mitgetheilt. Am 7. Dec. verließ Dr. Spix Ega, in einem kleinern Fahrzeuge, mit acht rudern den Indianern. Die Schwierigkeiten und Gefahren vermehrten sich, besonders durch die von dem Strom unterwühlten Ufer, die oft mit den darauf befindlichen Wäldern auf halbe Stunden weit in den Strom stürzten. Und dazu die Leiden von den mancherley Schnaken und Stechfliegen! Die Indianer-Stämme waren von niedriger Statur;

man erzählte selbst von einem Zwergvolke den Cavanäs; ein Individuum von drey Fuß vier Zoll sah man in Ega, woraus freylich noch nichts für den ganzen Stamm folgt. Die Wohnungen oder Hütten der Indianer sind auch hier nichts weniger als reizend. Der Dr. Spix kam nun über Olivenza bis Tabatinga an die Spanische Grenze, und würde diese noch überschritten haben, wenn nicht die Nachricht von der in Peru ausgebrochenen Revolution es verhindert und ihn zum Rückwege genöthigt hätte. — Von den benachbarten Indianer-Stämmen sind die Campavas die gesittetsten, und bis auf wenige, die noch in den Wäldern leben, fixirt. Sie haben die Sitte den Kindern die Köpfe platt zu drücken, wie bekanntlich auch die Caraißen. Die Grenze bildet der Navary; an seinem südlichen Ufer ist der Grenzstein gesetzt. Während der Dr. Spix so den Amazonas hinaufschiffte, führte sein Reisegefährte die Fahrt auf dem Yapurá, einem der größeren nördlichen Nebenflüsse des Hauptstroms, aus. Diese Reise erforderte größere Zurüstungen. Sie ist wegen der Stärke und Wildheit der anwohnenden Indianerverstämme nicht ohne Gefahren. 'Dafür aber, sagt der Verf., sind es auch die Erfahrungen welche sich in diesem abgelegenen Gebiete darbieten, denen ich die naturgemäße und allein richtige Ansicht von dem Urzustande des Americanischen Festlandes und seiner Bewohner verdanke.' Der Yapurá hat oberhalb seiner Mündungen im Durchschnitt die Breite einer Seemeile. Sein Wasser ist etwas klarer als das des Hauptstroms, mit dem er sonst große Aehnlichkeit hat. Am siebenten Tage nach der Abfahrt von Ega erreichte man S. Antonio di Maripi; die erste Ortschaft am Yapurá. Sie



bestand jedoch nur aus sechs Häusern und einer Kirche, wo aber der Geistliche schon seit langer Zeit fehlte. Die Pässe gelten für den schönsten Stamm unter den Indianern. Sie sind es auch verhältnißmäßig; doch fehlt den Männern der Bart. Bey den Völkern am Yupurà ist das Vergiften der Pfeile allgemeine Sitte; doch wächst der Giftbaum nur in der westlichen Hälfte dieser Landschaft, von wo das Urari-Gift versendet wird. Ueber die Verfertigung desselben haben wir schon durch einen Britischen Reisenden, Waterton, genaue Nachricht, worauf wir uns beziehen (S. g. A. 1828. St. 58. 59). Auch der Verf. war Augenzeuge der Bereitung desselben, und gibt davon genaue Nachricht S. 1237. Die vergifteten Pfeile werden nicht sowohl vom Bogen geschossen, als durch Blasröhre, worin die Indianer eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen; selten verfehlen sie ihr Ziel. Das Fleisch der erlegten Thiere wird ohne Nachtheil gegessen, weil das Gift nur auf das Nervensystem wirkt. Das äußerste Volk zu dem man an der Grenze gelangte, waren die Miranhas; sie sind noch ganz unabhängig (nur ihr Häuptling hatte einen christlichen Namen angenommen, João Manuel, trug ein Hemd und Beinkleider, speisete von einer Porcellanschüssel und putzte täglich den sparsamen Bart; Alles aus Eitelkeit). Sie sind also noch ganz in dem alten sogenannten Naturzustande, und in diesen Gegenden der mächtigste Stamm; man schätzte sie auf 6000 Köpfe. Sie sind Anthropophagen; 'Menschenfresser', die kaum die angeborne Sprache sprechen, keinen Begriff von Oberherrschaft kennen noch dulden, im dumpfen Uebermuth nur sich selbst befehlen wollen. Sie sind, unbewußt, des Manuels Die-

ner aus Stolz, Eigennuß, und Trägheit geworden. Denn lediglich der Verkehr mit den Weißen scheint ihm das Uebergewicht gegeben zu haben. Aus einem Handelscommissär ist er Befehlshaber der Horde geworden. Uehnliche Verhältnisse (außer denen des Krieges) scheinen es immer gewesen zu seyn, durch welche die rohen Indianer vermocht wurden, Einem aus ihrer Mitte ein Uebergewicht einzuräumen.' Wie lehrreich! Ein Gefühl von dem Werth der Civilisation, wenn sie sie auch selber nicht annehmen, scheint auch selbst bey den rohsten Völkern nicht ganz auszurotten zu seyn! Die Nachrichten über diese Wilden sind ausführlich und interessant. Es erweckte schon ein ganz eigenes Gefühl hier außer aller Verbindung mit der civilisierten Welt mitten unter diesen Horden zu leben. 'Sie empfangen uns mit einer Lebhaftigkeit, einer heitern lärmenden Beweglichkeit, die gar sehr von der traurigen Gravität abstach, womit wir gewöhnlich von Indianern aufgenommen wurden. Wir schrieben diese Naivität, diesen naiven Antheil an Allem was uns betraf, dem freyen Naturzustande zu, worin sie sich, entfernt von Weißen, ohne Kunde von Frohnen, die für alle Indianer ein Schrecken sind, als ein mächtiger Stamm den andern gegenüber befinden. Nob bis zur Thierheit fand ich bey genauerer Bekanntschaft diese Miranhas; aber jene Hinterlist, Furchtsamkeit und Kleinheit der Gesinnung, wodurch sich der aldeirte Indianer oft zum Gegenstande der Verachtung der Nachbarn macht, war ihnen fremd. Sie sind ein kräftiger, wohlgebauter, dunkelgefärbter Indianerstamm. Ihre breite Brust entspricht dem breiten Antlitz; sie haben die abscheuliche Sitte die Nasenflügel zu

durchbohren, um darin Holzcylinder oder Muscheln zu stecken; was mehr als irgend ein anderes Abzeichen entstellt.' Die Hütten der Miranhas sind einzeln durch den Urwald zerstreut; sie haben aber ihre Tontelegraphen oder Holzpaucken, durch welche im Anfange der Bekanntschaft auch die gleichgültigsten Dinge welche die Reisenden betrafen, promulgiert wurden. 'Der Weiße schläft, der Weiße ißt, wir tanzen mit den Weißen'. Allerdings konnten solche Signale bey entstandenen Streitigkeiten sehr gefährlich werden; und bey Menschenfressern hatte man doppelte Ursache vorsichtig zu seyn, wenn man nicht ihren Appetit reizen wollte. Indesß verschwand bald das Mißtrauen, und es fehlte auch bey diesen Barbaren nicht an Proben von Gutmüthigkeit. Am 22. Januar verließ der Verf. die Miranhas, und nach acht Tagen einer gefahrvollen und mühsamen Schiffahrt den Strom aufwärts, erreichte er das Ziel dieser Reise, die Cataracten des Yupurá, welche die Grenzen von Brasil und Peru bestimmen. Der Fall bietet ein großartiges Schauspiel dar. Zugleich hatte der Verf. das Glück hier den Chinarindenbaum zu finden; und konnte die Beweise mitnehmen, daß dieser auch in Brasil einheimisch sey. Es war hohe Zeit den Rückweg anzutreten. Das Fieber hatte den Verfasser und die Indianer ergriffen, und sie drohten mit Aufstand. In drey Tagen kam man wieder zu den Miranhas; und war hier Zeuge eines Festes, das das Innerste der Seele empörte. Eine Schaar der Miranhas hatte ihre Feinde überfallen und schleppte die unglücklichen Gefangenen meist Weiber und Kinder mit sich. Es gelang dem Verf. einige davon zu befreyn; ein Mädchen ward nach Mün-

chen mitgenommen, wo sie gestorben ist. Kaum ertönte die Holzpauke, so strömten auch mehrere Hunderte der Barbaren herbei, und die Tänze und Gefänge begannen. Es war ein scheußlicher Anblick; man sah hier die menschliche Natur in ihrer tiefsten Erniedrigung. — An den Felsen des obern Yapurá sah der Verf. mehrere Bilder eingehauen; Menschenköpfe und Thiere; es schie- nen aber nur rohe Versuche zu seyn. Aber sie sind doch durch ihren Umfang merkwürdig, und müssen, halb verwittert, Jahrhunderte alt seyn. Die Indianer staunen sie an; es muß doch ein- mal hier anders gewesen seyn wie jetzt. Am 11. März kam der Verf. wieder in der Barra del rio nero an. Die Anmerkungen zu diesem Kapitel enthalten wieder ausführliche Erörterun- gen besonders in botanischer und geognostischer Rücksicht über das Stromgebiet des Yapurá.

Während der Zeit daß der Verf. die Reise auf dem Yapurá machte, führte Dr. Spix die auf dem Rio nero aus, so daß er ihn bis Bar- cellos hinaufging, wo die herrschenden Fieber ihn nöthigten umzukehren. Die Ufer sind san- dig und reinlich, aber die Fahrt auf dem Flusse ist traurig. Die Ufer bieten nicht das Bild von Leben dar, wie auf dem Amazonas; die Wäl- der sind ohne Vögel, und der Fluß ohne Fische, die in seinem trüben Wasser wahrscheinlich nicht leben können oder mögen. Die Nachrichten des Dr. Spix sind mangelhaft; aber die Anmerkun- gen des Herrn von Martius geben aus einge- zogenen glaubwürdigen Berichten theils geogra- phischen, theils ethnographischen, Aufschlüsse. Der untere Theil des Rio nero bildete wahrscheinlich einst eine Reihe von Landseen; aus den Nach- richten des Herrn v. Humboldt ist bekannt, daß

er durch den Cassiquiare auch in Verbindung mit dem Orinoco steht. An den Ufern desselben und denen des in ihn sich ergießenden Rio branco zählte man gegen funfzig Indianerstämme, die aber durch Kriege, Krankheiten und Portugiesische Politik sehr geschwächt worden sind. Von einem frühern Verkehr mit den gebildeten Peruanern findet sich bey ihnen keine Spur, die, meint der Verf., auf diese Barbaren wohl wie die Griechen auf die Hyperboreer herabgesehen haben mögen.

Die beiden beschriebenen Nebenreisen fanden auf nördlichen Zuflüssen des Amazonas statt; aber außerdem ward eine andere auf einem südlichen Nebenflusse, dem Madeira, dem größten von allen, ausgeführt. Es war auch keine angenehme Fahrt. Sie geschah in der Regenzeit; wo man bey schwüler Hitze fast nie einen heitern Himmel sah. 'Dicke Nebel hingen tief in den qualmenden Wäldern umher; und vor ihnen bewegten sich lebendige Wolken von Schnaken und Mücken; die Bäume triefen von unendlicher Feuchtigkeit, und die Thiere verbargen sich in dem Dickicht der Wälder.' Die Fahrt ging bis zu den Mundrucu, bey denen 1811 eine Mission errichtet war, der ein Weltpriester Gonzalvez vorstand, nebst seinen Schwestern, die die Indianerinnen unterrichteten. Sie wohnten in Hütten, die eine Reihe bildeten; der Missionär beklagte sich wie schwer es sey sie an bürgerliche Einrichtungen zu gewöhnen. Auffallend war ihre große Unreinlichkeit; die Kinder besonders starrten von Schmutz. Das Tättowieren war bey ihnen allgemein. Krieg ist ihre Hauptbeschäftigung; sie sind die Spartaner unter den Indianern. Der Verf. hörte ihre Anzahl auf 18 ja

40000 Köpfe angeben; wohl sehr übertrieben. Der Kopf des erschlagenen Feindes wird gedörret, mit Augen von Harz und Zähnen versehen, und bleibt so als Siegeszeichen der Begleiter des Siegers. Weiter hinauf in der Mission der Mauches fand der Verf. einen höhern Grad der Civilisation, die ein Pauliste, Preto, gegründet hatte. Die Mauches, sonst Feinde der Mundrucus, sind jetzt mit ihnen befreundet. Die Fahrt stromabwärts ging bis Santarem. Die Anmerkungen enthalten historische und geographische Nachrichten über den Madeira-Fluß. Dann aber ist hier von dem Verf. ausführlich dasjenige zusammengestellt, was er über den Amazonas selbst und sein Gebiet, sowohl in hydrostatischer als geognostischer Rücksicht gesammelt hatte. Das letzte Kapitel enthält die Nachrichten über den letzten Aufenthalt zu Pará, und die Rückreise nach Europa. Die Abfahrt geschah am 6. Junius und am 23. August landete man zu Lissabon, das der Verf. am 10. October verließ und nach einer Abwesenheit von fast vier Jahren am 10. December 1820 wieder in München eintraf.

Wir schließen diesen dürftigen Auszug aus einem Werke, das sich neben dem wissenschaftlichen Reichthum durch die Lebendigkeit der Darstellung, welche den Leser nie ermüden läßt, und die Schönheit der Sprache auszeichnet, mit ein paar allgemeinen Bemerkungen.

Die Entdeckungsreisen dieser weiten Länder können nur auf den Flüssen gemacht werden. In das Innere der Urwälder einzudringen ist eine Unmöglichkeit, und wird es auch, bis sie gelichtet sind, auf Jahrhunderte bleiben. Die Kenntniß beschränkt sich also auf die Ströme und de-

ren Ufer. Welch ein geringer Theil des Ganzen also ist durch alle bisherigen Anstrengungen erforscht?

Es ist aus den früheren Zeiten bekannt, daß nur durch Hülfe der Missionen einige Fortschritte in der Civilisation der Indianer gemacht wurden. Es war besonders durch die Jesuiten geschehen; und ihre Aufhebung konnte also nicht anders als nachtheilig auf sie wirken. Die meisten sind verschwunden, und die wenigen, noch vorhandenen im Verfall. An ihre Stelle sind hin und wieder einzelne Militärposten getreten; aber damit verbundener Zwang, und die Nichtswürdigkeit einzelner Befehlshaber, hat die Indianer mißtrauisch und scheu gemacht. Wie gering war aber auch selbst in den frühern Zeiten die Zahl der fixierten Indianer gegen die übrigen; und wie schwer war auch bey jenen ihre Vorliebe für das umherstreifende Leben zu besiegen! Es scheint uns keine Wahrscheinlichkeit vorhanden zu seyn, daß diese Verhältnisse sich ändern werden. Wosfern Europäische Civilisation in das Innere jener Länder eindringt, wird es nicht anders als mit der Verminderung und in dem Laufe der Zeit vielleicht mit der Ausrottung oder dem Aussterben jener Stämme, wie es schon mit so vielen der Fall ist, geschehen. Der hartnäckige Widerstand, den die Völker der dunkeln Rassen der Europäischen Civilisation entgegen setzen, ist eine der am schwersten zu erklärenden Erscheinungen; und die Frage ob nur äußere, oder auch innere der Rasse anklebende Hindernisse dieß erschweren, möchte wohl nicht so leicht zu beantworten seyn.

Die dem Bande beygefügten Tafeln geben die eine die Thierwelt Brasiliens, die andere die

Portraits mehrerer Individuen von verschiedenen Stämmen. Von den sieben Charten enthalten vier die östlichen Provinzen von Brasilien, eine Minas Geraes, eine die obern Gegenden des Madeira; die siebente aber, auf diesen letzten Theil sich beziehende, den Amazonenstrom mit seinen Nebenflüssen bis zu ihren Quellen, noch bis über die Grenzen von Brasil. Der geographische Anhang des Hn. Professor Desberger gibt Rechenschaft über ihre Construction.

Hn.

### L e i p z i g.

Bey Barth. Von des Herrn Dr. Christ. Abrah. Wahl Clavis Novi testamenti philologica, usibus scholarum et juvenum theologiae studiosorum accommodata, 1831. 342 Seiten in Quart, dessen zweyte größere Ausgabe in zwey Bänden wir bereits St. 25 d. J. angezeigt haben, ist nun auch eine editio minor in Einem Bandr erschienen. Den Unterschied derselben von der größeren bestimmt der Verfasser in der Vorrede auf folgende Weise: Differt a superioribus, quae nunc prodit editio, primum locorum, quos attulimus, et Novi testamenti et scriptorum graecorum numero minore, tum observationum, quas habet, grammaticarum afferendarum modo ac ratione. Den weniger Bemittelten, so wie auch den Studierenden, die auch mit dieser abgekürzten Arbeit sich begnügen können, ist dadurch die Anschaffung des Werks erleichtert. Eine ausführlichere Beurtheilung ist demselben bereits bey Erscheinung der ersten größeren Aus-



gabe in diesen Blättern 1823. St. 30 zu Theil geworden. Dem Verfasser, wie der Verlags- handlung wird man dafür dankbar seyn, daß sie die weitere Verbreitung dieses so nützlichen Hülfsmittels zu der Erklärung unserer heiligen Schriften N. T. durch diese abgekürzte Ausgabe befördert haben.

Hn.

### E b e n d a s e l b s t.

Anleitung zur Visitation der Apo- theken und der übrigen Arzneyvorrä- the, so wie der chirurgischen Apparate welche medicinische Policen = Aufsicht fordern, von Dr. Johann Friedr. Niemann, Kön. Pr. Reg. = und Medicinalrath zu Merseburg. Dritte ver- besserte und vermehrte Ausgabe. 1831. 181 S. in Octave. Mit einem Kupfer. — Die erste Ausgabe dieser Schrift wurde bereits in unsern Blättern (1808 St. 4) als sehr zweckmäßig und wohlengerichtet empfohlen. Diese dritte Aus- gabe heißt mit Recht: vermehrt und verbessert; und wir brauchen daher nur jene frühere Em- pfehlung zu wiederholen. Der erste Anhang enthält die Preussische Apotheker = Taxe für 1830. Der zweyte die vergleichende alte und neue Nomenclatur der pharmaceutischen Präparate. Das Kupfer gibt den Grundriß einer zweck- mäßig angelegten Apotheke als freystehendes Ge- bäude.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

156. Stück.

Den 31. September 1831.

---

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Beyträge zur Anatomie, Zoologie und Physiologie. Von A. A. Berthold. 1831. X und 265 S. in 8. nebst IX Steindrucktafeln in 4.

Das vorliegende Werk enthält außer der Vorrede, worin mit wenigen Worten der Werth der Experimentalphysiologie gewürdigt, und auf den Irrthum derjenigen aufmerksam gemacht ist, welche in der neuesten Zeit Klage darüber erhoben haben, daß die Physiologie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung eine Anwendung auf die practische Arzneykunde gefunden habe, folgende neun, bis dahin noch nicht gedruckten, Abhandlungen:

I. Bergliederung der Seeanemonen, und namentlich der *Actinia coriacea*. S. 1 — 19. Tab. II. Fig. 1 — 7. Obwohl die Actinien in neuern Zeiten häufig Gegenstand anatomischer Untersuchung waren, so blieb dennoch in dieser Hinsicht noch Manches zu wünschen übrig. Ein Nervensystem, welches Spix ent-

deckt haben wollte, ist bey diesen Thieren durchaus nicht anzutreffen. Die Einmündung der Fühler in die Leibeszellen fand der Verf. nicht so, wie sie von jenem u. a. Zoologen angegeben ist, daß nämlich immer zwey oder drey in eine Zelle sich öffnen, sondern er sah deutlich, daß abwechselnd in eine Zelle ein, in die folgende zwey, in die darauf folgende aber wieder ein Fühlfaden mit ovaler Oeffnung einmündete, um das Wasser der sämtlichen Zellen theils von außen nach innen, theils in umgekehrter Richtung ein- und austreten zu lassen. Aus anatomisch-physiologischen Gründen widerspricht der Verf. der gewöhnlichen Annahme, daß bey der Ausleerung der Magenreste, der Magen wirklich sich umstülpe; vielmehr, meint er, werde, indem sich die Birkelfasern des Magengrundes und die Längenasern des Magenmundes zusammenziehen, der Magengrund verengert, der Magenmund hingegen erweitert, und indem diese Contraction der Birkelfasern allmählich von unten nach oben sich fortsetze, trete mit dem Herausbewegen der etwanigen Speisereste die innere sehr faltige und laxe Magenhaut auf eine Strecke nach außen hervor. Diese Behauptung des Verfs. ist neuerdings durch Gravenhorst (Tergestina. Breslau 1831. p. 114), welcher lebende Actinien eine längere Zeit hindurch beobachtete, durch die reine Beobachtung bestätigt worden. — Wie sich die jungen Actinien bilden und ausbilden war bisher ein durchaus unerklärter Gegenstand, im vorliegenden Buche findet sich aber so viel über diesen Vorgang, als der Verf. durch Zergliederung sehr junger Individuen ausmitteln konnte.

II. Auffallend characteristisch gebildeter Mohrenschädel mit Wormschen Knochen in der Sutura mastoidea. G.

20 — 28. Tab. I. Fig. 1 — 3. — Schwerlich möchte wohl ein Mohrenschädel deutlicher den Nationalcharacter in der Gesichtsbildung verrathen als der vorliegende; die thierische Physiognomie, die umfangreichen Löcher und Höhlen für die Gehirnnerven und die Sinnesorgane deuten den niedern Standpunct an, auf dem der Neger in der Reihe des Menschengeschlechts steht. Was an diesem Schädel aber noch besonders bemerkenswerth ist, sind drey große Wormische Knochen in der angegebenen Rath, die sich indeß vielleicht durch das jugendliche Alter (indem nämlich die Weisheitszähne noch in ihren Höhlen versteckt liegen) erklären lassen.

III. Das dotterlose Fließey, eine noch nicht beobachtete Art sogenannter Hahneneyer. S. 29 — 38. Taf. II. Fig. 8. — Fließeyer mit Dotter sind keine seltenen Erscheinungen, dotterlose hingegen waren bis dahin noch nicht beobachtet worden. Obwohl eine solche Beobachtung an und für sich kaum von Wichtigkeit seyn möchte, so kann sie doch, wie es vom Verfasser geschehen ist, dazu benutzt werden, um, mit Berücksichtigung der Umstände, unter welchen jene Producte sich bilden, über die Thätigkeit der Geschlechtsorgane während der Eyz- und Eyweißbildung Aufklärung zu erhalten. Die gewöhnliche Annahme, daß die Fließeyer entweder nur von sehr alten Hennen oder auch von jüngeren gelegt würden, in diesem letzteren Falle aber den Schluß des Legegeschäftes für das eine Jahr bezeichnen, wird durch den vorliegenden Fall thatsächlich widerlegt.

IV. Ueber das Wachsthum, den Abfall und die Wiedererzeugung der Hirschgeweihe. S. 39 — 96. Taf. II. Fig. 9 — 12. — Die Natur der Hirschgeweihe lag

bisher, ungeachtet man sich nicht wenig damit beschäftigt hatte, noch immer in einem tiefen Dunkel. Nach kurzer Angabe des Historischen über diesen Gegenstand, nach einer Andeutung der Classification der Hirschgattung nach den Geweihen, nach Angabe des allmählichen Hervorkommens und Ausbildens dieser Organe der äußern Form nach, nach Erörterung, inwiefern der Geweihewechsel mit dem Abfall der Blätter von den Bäumen verglichen werden dürfte, wird zunächst erörtert was der eigentliche Grund des Abfalls sey. Mit dem Abfegen des Bastes hat das Geweihe seine vollkommene Reife erlangt; eine Folge hiervon ist, daß das Geweihe nur noch an einer Stelle durch innige Knochenverbindung mit dem Hirschkörper in Verbindung bleibt. Da aber jetzt das Geweihe nicht weiter ernährt wird, und nicht mehr in wirklicher organischer Wechselwirkung mit dem übrigen Organismus steht, so muß es als fremder Körper den Gesetzen der Natur gemäß abgestoßen werden. Die Natur ist aber alsdann, wenn das Geweihe reif geworden ist, zum Abstoßen zu schwach, wird indeß stark genug dazu, wenn im nächsten Frühjahr eine vermehrte Lebensenergie gegen die Peripherie des Körpers sich ereignet. Jetzt nämlich beginnt eine neue (Geweihes-) Bildung, und damit diese ungehindert vor sich gehen könne, stößt die reproductive Kraft das dem Organismus fremd gewordene alte Geweihe ab. Nachdem diese Entfernung statt gehabt hat, geht die Bildung des neuen Geweihes rasch und ungehindert vor sich, und die umgebende Haut des Rosenstocks muß mit der Stelle, an welcher das frühere Geweihe abgestoßen ist, eine Einigung eingehen. Eine wirkliche Verbindung im eigentlichen Sinne des Wortes zwischen der die Ober-

fläche des Rosenstocks überziehenden Schicht und der diesen leystern umgebenden Haut findet aber genau genommen nicht statt. Denn da die ernährenden Gefäße des Rosenstocks aus der Rosenstockhaut ihren Ursprung nehmen, so sind auch die auf dem Rosenstockende organisch producirenden Gefäße unmittelbar in den Rosenstock eingedrungene Fortsetzungen der Gefäße der Rosenstockhaut; mithin ist auch jene auf dem Rosenstockende neugebildete Masse Fortsetzung, aber mittelbare jener Haut, aus welchem Grunde denn auch nur von reiner Weiterbildung, nicht aber von Ueberragung, Vereinerung und Vernarbung die Rede seyn kann. — Die Verknöcherung der Hirschgeweihe ist von der der übrigen Knochen verschieden, indem dem Erhärten der Geweihe keine eigentliche Knorpelbildung vorangeht. Wie die Geweihebildung bey dem fernern Entwickeln der Gefäße der Kolbenhaut in gewisser Beziehung von oben nach unten, in anderen aber von unten nach oben sich ereignet, hat der Verf. durch genaue Beschreibung und Abbildung nachgewiesen. — Den anatomischen Bau der Geweihe anlangend, so verhält sich derselbe natürlich verschieden im kolbenartigen und im verhärteten Zustande. Die ernährenden Arterien entspringen — nicht wie bey den hohlhörnigen Wiederkäuern aus der Art. frontalis, sondern vielmehr — aus der A. temporalis. Die Nerven nehmen theils ihren Ursprung vom N. facialis, theils vom N. trigeminus, und begleiten als feine Fäden die Gefäße jenseits der Rose. — Fälschlich betrachtet man allgemein den gesammten haarrichten Ueberzug als Periosteum; der Verf. unterscheidet das Periosteum noch als besonderes unter jener Haut gelegenes Gebilde; er entdeckte dasselbe auch sogar bey den vollkommen reifen

Geweihen als besondere Substanz, in der die braune Farbe ihren Sitz hat, und welche durch die Behandlung mit verdünnter Salzsäure als eine zusammenhängende Rinde von  $\frac{1}{2}$  Linie Dicke mit Leichtigkeit sich abtrennen läßt. Außer jenem verkücherten Periosteum und außer der bekannten Medullar- und Corticalsubstanz, entdeckte er noch eine besondere, welche er Substantia intermedia nennt, die etwa  $\frac{2}{3}$  Linie dick ist, auf der Schnittfläche ein ins Grünliche spielendes Ansehen hat, und bey der Längenspaltung enge, der Länge nach verlaufende Kanäle zeigt, welche bey weitem weniger mit einander anastomosieren als die Kanäle der Medullarsubstanz und die größte Aehnlichkeit mit denen der Corticalsubstanz der noch nicht ganz reifen Geweiheweiche verrathen. — Der Vorgang bey der Zackenbildung, das Entstehen der Rose, das Dicker- und Kürzerwerden des Rosenstocks mit dem häufigern Geweihewechsel, der Abfall des Bastes, die Bedeutung der Geweiheweiche überhaupt, der Grund davon, daß bis zu einer gewissen Periode jährlich eine größere Anzahl von Zacken zum Vorschein kommt, das Verhalten der Geweiheweiche zum Geschlechtsleben, und die Erklärung des Vorkommens doppelter Rosen bey fossilen Hirschgeschlechtern machen den Schluß dieser Abhandlung.

V. Beschaffenheit der Haare des Weichselzopfs. S. 97 — 104. Der Verfasser hatte ein Stück Weichselzopf erhalten und benutzte solches, um die sogar in den neuesten Schriften noch vorkommenden Irrthümer in Betreff dieser krankhaften Metamorphose der Haare zu schlichten; namentlich finden hier die Fragen: — ob ein Bluten und eine Empfindlichkeit der Haare bey der Weichselzopfbildung statt habe?, ob die Weichselzopshaare durch Kochen mit Wasser

in unverschlossenen Gefäßen sich auflösen?, woher die die Haare mit einander verklebende Materie ihren Ursprung nimmt?, und wie die Weichselzopshaare unter dem Microscope sich verhalten? — ihre Erörterung. Als die einzige Veränderung, welche die Haare, abgesehen von dem Fettüberzuge, durch diese krankhafte Umbildung erleiden, betrachtet der Verf. eine Verminderung des Cohärenzgrades, also eine verminderte Haltbarkeit derselben. — Das Wesen der Krankheit finden wir am Ende der Abhandlung auseinandergesetzt.

VI. Das Brustbein der Vögel, besonders in Bezug auf seine Gestalt. S. 105 — 185. Taf. III — VIII. Fig. 1 — 38. Der Verf. betrachtet diesen Knochen als die Ordnung der Vögel sehr charakterisierend, und zeigt in dieser Beschreibung der Brustbeine, welche 86 Gattungen und 130 Arten angehören, die hauptsächlichsten verschiedenen Formen desselben, welche indeß zur eigentlichen Eintheilung der Vögel nicht dürften angewandt werden.

VII. Das Wiederkäuen. S. 186 — 225. Taf. IX. Fig. 1 — 8. Ohne Zweifel gehört das Wiederkäuen zu den dunkelsten Processen in der thierischen Deconomie; die Art und Weise, wie es möglich sey, daß auf einem und demselben Wege das Futter bald in den Magen ein-, bald aber herausdringen könne, setzte die Physiologen aller Zeiten in Erstaunen. Der Verf. hat diesen Vorgang aus der mechanischen Wirkung der Schlundwülste zu erklären gesucht, und seine Ansicht durch viele angestellte Experimente und Versuche unterstützt. — Ob ein solcher oder solchartiger Gang von Stoffen, wie wir ihn beim Wiederkäuen bemerken, etwas Ungewöhnliches in der thierischen Natur sey und ob er nicht häufig



seine Parallelen finde, — ob die Ansicht von der Umwandlung einer Schlundrinne in eine Schlundröhre richtig sey, was in diesem Falle die Ursache jener Umwandlung oder vielmehr des Umstandes sey, daß das zum zweytenmale gekauete Futter einen andern Weg nimmt, als das zum erstenmale verschluckte, — ob das Futter und Getränk, oder nur ersteres, in den ersten und zweyten Magen übergleiten, oder ob letzteres vielleicht, ohne die ersten beiden Mägen zu berühren, direct in den dritten Magen eintritt, — ob das Futter vor oder nach dem Wiederkäuen in die Haube gelangt, — was wohl die Bedeutung oder der Endzweck des Wiederkäuens seyn möchte, — und ob es die mechanische Wirkung der Speisen sey, wodurch der Magen und die einzelnen Abtheilungen desselben nach und nach ausgedehnt und ausgebildet werden? — sind die hauptsächlichsten hier erörterten Punkte. — Daß die richtige Lehre vom Wiederkäuen nicht allein für den Arzt und Thierarzt, wie es P. Camper so gründlich auseinandergesetzt hat, und für einen Naturforscher überhaupt, sondern auch für den Landwirth von der größten Wichtigkeit sey, weist der Verf. dadurch nach, daß er das verschiedene Verhalten der Magenthätigkeit, je nachdem ein Thier mit Futterkräutern, oder mit Branteweinspüblicht, Schrot, Kleien und dergl. zu mästen beabsichtigt wird, auseinandergesetzt hat.

VIII. Das Ende der Samenleiter bey dem Staar. S. 226 — 234. Taf. IX. Fig. 9 — 11. Eine gewiß nicht unwichtige Entdeckung des Verfassers, daß bey dem Staar und einigen andern Vögeln die Samenleiter, bevor sie in die Cloaca einmünden, nach den Jahreszeiten verschieden bald einen vielfach zusammen-

gewickelten Kanal, bald der Form nach eine wirkliche conglobierte Drüse vorstellen.

IX. Ueber den Faserstoff des Blutes. S. 235 — 265. Der Faserstoff wird als der edelste und am höchsten organisierte Bestandtheil des Blutes angesehen, aus dem bey der Ernährung des Körpers alle Organe und Gebilde hauptsächlich und zunächst entstehen. Der Verf. ist nicht der Meinung, daß er den Kern der Blutkügelchen ausmache, sondern nimmt vielmehr an, daß derselbe im Blute in einem aufgelösten Zustande vorkomme. Da diese Abhandlung fast zu gedrängt ist, so dürfte eine genauere Angabe der Ansichten des Verfs. über den in Frage stehenden Körper hier überflüssig erscheinen, wozu bey nur noch erwähnt wird, daß er die nähern Bestandtheile des Blutes, also den Blutkuchen und das Blutwasser, dann den Eyweiß- und den Wassergehalt des Blutwassers, so wie den Faserstoff-, den Cruor-, den Eyweiß- und den Wassergehalt des Blutkuchens bey Menschen, Schweinen, Ochsen, Kälbern, Hammeln, Ziegenlammern, Hunden, Katzen, Hühnern, Tauben, Fröschen und Karpfen in quantitativer Hinsicht bestimmt hat.

Die mit der Feder gezeichneten Abbildungen, auf Göttingischen Steinen, können zwar durchaus nicht auf Schönheit Anspruch machen, lassen aber in Hinsicht der Schärfe der Umrisse nichts zu wünschen übrig.

H a n n o v e r.

Gedruckt bey F. B. Culemann, 1831: Materialien für die zu erwartende Reform des deutschen Münzwesens, von L. A. Brüel. 58 Seiten in Octav.

Bei Behandlung der gemeinsamen deutschen Angelegenheiten wird wohl heutiges Tages eben so häufig durch übertriebene Hoffnungen und allzu umfassende Pläne, als durch Gleichgültigkeit gegen das Gemeinbeste gefehlt. Man möchte Alles, und verzieht darüber was erreichbar ist. Der Verfasser des vorliegenden kleinen aber durchdachten und aus der gründlichen Sachkunde eines practischen Münzbeamten entsprungenen Werks scheint gerade den erwünschten Mittelweg zu halten.

Er geht von drey Grundsätzen aus:

1) Bei der Ausmünzung der Cassen- und Landes-Münze muß ein Preis des Silbers festgesetzt werden, der bey dem Ankaufe dieses Metalles, zum Behuf des Vermünzens, niemals überschritten werden darf; ein Preis, der einen billigen Schlagschatz bedingt und das unzeitige Münzen verhindert.

2) Der Circulationskreis der einmal angenommenen Cassen- und Landes-Münze muß auf alle Weise geschützt und nicht durch Papiergeld oder durch leichte Aufnahme und Zulassung von fremden Geldsorten in den herrschaftlichen Cassen, oder den kleinen Handel verengt werden; selbst nicht von den Münzen, welche von andern Staaten, nach dem darauf genannten Münzfuße richtig ausgemünzt sind, wenn sie nicht dem Münzvereine angehören.

3) Es muß eine General-Münzcontrole angesetzt werden, welche aus Männern besteht, die im Münzfache erfahren und von allen anderweitigen Staatsgeschäften unabhängig sind; ihnen muß die Münzpolicey des sämtlichen Münzvereins aufgetragen werden.

Ein allgemeiner deutscher Münzverein scheint aber vor der Hand noch nicht möglich;

dagegen ist es allerdings thunlich, daß diejenigen norddeutschen Staaten, in denen nach Thalern und Groschen gerechnet wird, in welche überdem die Preußische Münze bedeutend eingedrungen ist, einen Münzverein bilden, und alle die Länder, welche nach Kreuzern rechnen, zu einem zweyten zusammen-treten.

Denn so steht die Sache. Preußen wird durchaus nicht von seinem 14 Thaler Münzfuße abgehen, und alle die deutschen Staaten, worin nach Kreuzern gerechnet wird, werden zu dem Preußischen Fuße nicht übergehen und weder die guten Groschen noch die Silbergroschen annehmen wollen, auf die ihre Kreuzer nur durch Brüche reduciert werden. Denn

1 feine Mark Silber ist gleich

20 Gulden (à 60 Kreuzer) = 1200 Kr. (à 4 Pf.)  
= 4800 Pf.

oder

14 Thaler (à 30 Silbrgr.) = 420 Silbrg. (à 12 Pf.)  
= 5040 Pf.

oder

14 Thaler (à 24 gGr.) = 336 gGr. (à 12 Pf.)  
= 4032 Pf.

Wird nun davon ausgegangen, daß es für die norddeutschen Staaten im Allgemeinen nützlich seyn würde, den 14 Thalerfuß anzunehmen, so würde dieses nur thunlich seyn, 1) wenn alle diese Staaten, diesem Münzfuße gemäß, vollkommen gleich und ohne davon abzuweichen ausmünzen ließen; 2) wenn diese Regierungen gemeinsam darauf hinwirkten, daß diese ihre Casen- und Landes-Münze einen höheren Zahlwerth, als ihr Metallwerth erhielt und behauptete; zu welchem Ende ihr Circulationskreis mög-

lichst gesichert und erweitert, auch nie zu viel davon geprägt werden müßte.

Der Herr Verfasser entscheidet sich durchaus für die Annahme des jetzt bestehenden Preussischen Münzfußes, des 14 Thalersfußes; weit entfernt, wie Klüber in seinem Werke über das deutsche Münzwesen thut, die Einheit auf dem Wege des Conventionsfußes, zu dem sich Preußen bequemen müsse, zu suchen; er begehrt daß die feine Mark Silbers inclusive des Remediums in justierten Münzen zu 14 Thalern ausgemünzt werde, und fügt nur den Preussischen justierten  $\frac{1}{2}$  Thalern noch justierte  $\frac{1}{2}$  Thaler wegen der Bequemlichkeit dieser Münze hinzu. Die Silber-Scheidemünze soll zu 16 Thalern auf die Mark fein gemünzt werden, ebenfalls dem Preussischen Satze gemäß. Dagegen wäre es mit großen Inconvenienzen verbunden, die Gute-Groschen-Eintheilung aufzugeben, um zu der neuen Preussischen Silber-Groschen-Eintheilung überzugehen, auch scheint das nicht absolut nothwendig. Schon die Einziehung der Guten-Groschen würde Schwierigkeit machen und manches Jahr erfordern, die für Preußen freylich leicht ward, da seine Scheidemünze auf ihren Silberwerth herabgesunken war, so daß man 7 gGr. Scheidemünze für 4 wirkliche gute Groschen erhalten konnte, man sie also gern einlieferte. Beider Eintheilungen aber zugleich sich zu bedienen, wäre wegen der vielen Brüche lästig. Der Verein kann also vor der Hand nicht weiter als auf alle die Münze gehen, die nach dem 14 Thaler-Fuß geprägt wird.

Die für die practische Aufrechthaltung des Münzvereins unentbehrliche gemeinsame General-Münz-Controle hat nur darauf zu halten, nicht allein daß die Münzen kunstverständlich,

richtig und schön geprägt werden, sondern auch daß nie zu viele, weder justierte, noch Scheidemünzen, geprägt werden. Es soll und darf nur dann justierte Münze gemünzt werden, wenn das dazu benöthigte Silber so wohlfeil gekauft werden kann, daß der Schlagschaz (von  $1\frac{1}{2}$  Procent) beym Ausmünzen gewonnen wird; denn erfahrungsmäßig gibt der Preis der edeln Metalle, vorzüglich des Silbers, den besten, am wenigsten veränderlichen Maaßstab für den Preis aller Geldsorten ab. Es soll und darf keine Scheidemünze weiter geprägt werden, sobald die gerechte Scheidemünze gegen die justierte Münze mit Verlust verwechselt werden muß. — Die Opfer und Schwierigkeiten, welche jede Veränderung im Münzfuße eines Staats mit sich bringt, sind natürlich nicht übersehen; es werden vielmehr verschiedene Wege eröffnet, auf denen die bisherige Münze ohne zu empfindlichen Verlust kann beseitigt und den Privat-Verbindlichkeiten kann genügt werden; nur daß wir dahin den Hn. Bf. hier nicht begleiten dürfen.

In Absicht der Goldmünzung soll sich der Verein auf eine Münze und zwar lediglich auf Pistolen beschränken und demnächst 1) einen Münzfuß für die zu prägenden Pistolen festsetzen, der mit dem Durchschnittspreise der jetzt laufenden Pistolen möglichst genau übereinstimme, 2) einen Preis in Pistolen für die feine Mark Gold bestimmen, der  $\frac{2}{3}$  Pct. niedriger sey als die Ausmünzung der Pistolen; ein Schlagschaz von  $\frac{2}{3}$  Pct. genügt. 3) Alle Pistolen, welche nicht innerhalb des Münzvereins gemünzt sind, sollen in den herrschaftlichen Cassen nicht angenommen werden, und im Handel soll die auswärtige Pistole um den Schlagschaz (etwa 1 gGr.) geringer gelten, falls nicht ausdrücklich fremde Pistolen be-

dungen sind. — Hier führt nun wohl die Ungunst gegen die Altonaer Pistolen-Münzung den Verf. etwas zu weit, wenn er wünscht, daß ihr gehört werde, weil das Gold gar keinen Circulationskreis in Dänemark habe und Altona so die ganze norddeutsche Pistolen-Prägung (nur  $\frac{1}{2}$  Pct. der Schlagschatz) an sich zu ziehen drohe. Allein eben darum wird die Dänische Regierung sie nicht aufgeben.

Der Vf. hat sich unserß Erachtens ein wahres Verdienst um die Erörterung eines echt-vaterländischen Anliegens erworben, und wer wollte nicht auch ohnedieß einem so besonnenen Eifer auch den Lohn eines befriedigenden Erfolges wünschen?

### L e i p z i g.

Das gelehrte Rußland von Phil. Strahl Dr. und Prof. in Bonn. 1828. XX u. 512 S. 8.

Das gelehrte Deutschland von Meusel und seinen Fortsetzern ist in einem noch nicht halben Jahrhundert, seit 1783, zu 22 Bänden angewachsen; das gelehrte Rußland seit der Mitte des neunten Jahrhunderts, also beynah einem Jahrtausend, läßt sich noch bequem in Einen Octavband fassen; und doch gehören beide Völker zu den ersten Europas. Zu welchen ernstern Betrachtungen führt nicht diese einzige Bemerkung? In welchem Verhältniß steht die Macht und die Blüthe eines Volks mit seiner Literatur? Wenn es, wie man es nicht bezweifeln wird, für jedes Volk ein Glück ist, wenn es seine literarische Heroen, seine Classiker hat, in wie fern ist es wünschenswerth, daß neben diesen Eichen noch das zahllose Geschlecht der Kräuter und Unkräuter aufsprößt und wuchert; und wo ist die Grenzlinie zwischen diesen letztern zu ziehen? Es möchte uns zu

weit führen diese Fragen zu beantworten; wir begnügen uns sie aufgeworfen zu haben; gewiß aber ist es erwünscht von einem der Sprache kundigen Verfasser eine solche Uebersicht der Russischen Literatur zu erhalten, die, wenn sie gleich unmöglich vollständig seyn kann, doch einen Maasstab des Ganzen abgibt. Der bey weitem größere Theil, der Vf. glaubt ihn auf 10000 Schriften angeben zu können, liegt aber auch noch handschriftlich in den Bibliotheken, besonders in Moskau, insofern sie nicht ein Raub der Flammen geworden sind; in dem Werke konnte nur von den gedruckten die Rede seyn. Es ist nach Jahrhunderten abgetheilt, und beginnt mit der Einführung des Christenthums in dem 9. Jahrh. Daß die ersten Jahrhunderte jedes nur wenige Nummern enthalten können, versteht sich von selbst. Aber auch das 17te liefert erst 56 Nummern; und das 18te, womit das Werk endet, steigt nur bis auf 90 Nummern, nach den Schriftstellern gezählt. Von jedem Schriftsteller werden seine Lebensumstände, und demnächst seine Werke angeführt. Ueber den dormaligen Zustand der Russischen Literatur sagt der Vf. in der Einleitung: 'Unter den verschiedenen Zweigen derselben behauptet die belletristische den ersten Platz; denn sie ist die reichste und gehaltvollste, und hat wahre Meisterwerke aufzuweisen. Da nicht Ruhmsucht (?) noch Geldgewinn die Feder des Autors leitet, und nur der unwiderstehliche Apollo zum Schreiben treibt, die Schriftsteller dieser Gattung aber größtentheils aus den höhern Ständen, und unabhängig sind, so findet man hier das Mehrste und Beste. Nicht minder reich ist die linguistische Literatur; aber am ärmsten die politische, kritische, und speculative. Die erotische steht noch verschämt im Winkel, und scheut sich noch, mit gleicher frecher Stirn her-



vorzutreten, wie sie es bisher zur Schande der Menschheit in London, Paris und — China that.' Dieß Alles aus bekannten Gründen; wozu außer der Beschränkung der Presse der Zustand der Leibeigenschaft des zahlreichsten Theils der Nation, und die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Städten zu rechnen ist. Wo wenig gelesen wird, kann auch wenig gedruckt werden; denn immer behält seit der Einführung der Buchdruckerey doch die Literatur nothwendig ihre mercantilische Seite; wenn diese auch nicht, wie leider! bey uns, die vorherrschende geworden ist. — In Beziehung auf die Sprache bemerkt der Verf.: 'daß der Streit zwischen den Puristen und Karamsinern, d. i. Petersburg und Moskau allmählich beschwichtigt sey; denn durch Karamsins berühmtes Werk sey es zu Gunsten der Puristen entschieden, da sich in ihm die Prosa in einfach edlem und bezauberndem Gewande, frey von Einmischung fremder Wörter, für jedermann verständlich, und nicht verbrämt mit dem veralteten Schmucke hoctönender Slavonismen, noch glitzernd von dem Flitterstaate französischer Tandeleyen und englischer Baconismen fast tadellos zeige.'

So viel wir wissen ist dieser Versuch des Vfs. der erste in Deutschland uns eine solche Uebersicht der Russischen Literatur zu geben. Wie mangelhaft er also auch seyn mag, was jeder billige Beurtheiler wohl für unvermeidlich halten wird, so verdient er darum doch mit nicht weniger gerechtem Danke aufgenommen zu werden. Ein gutes Namen-Register erhöht die Brauchbarkeit.

Hn.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

157. Stück.

Den 2. October 1831.

---

## Karlsruhe und Baden.

Im Verlage der D. K. Marx'schen Buch- und Kunsthandlung: Die Erkenntniß, Verhütung, und Heilung der ansteckenden Cholera. Von Dr. K. F. H. Marx, ordentlichem Professor der Medicin in Göttingen. VIII u. 385 S. in 8.

Ueber keine Krankheit ist in so kurzer Zeit so viel geschrieben worden, als über diejenige, welche aus dem fernen Indien her gewaltsam dem Herzen Europas zueilt. Man sollte glauben, daß Schreibens wäre genug und es bedürfe nunmehr nur des Handelns; doch dem ist nicht also. Noch fehlt eine Schrift, welche von dem freyesten Standpunkte der Wissenschaft, mit umfassender Kenntniß des bisher Geschehenen und Geleisteten alle Verhältnisse dieses Uebels behandelt und ebenso wohl dem Arzte und Staatsmann als wie jedem Gebildeten eine geordnete, vollständige Einsicht in die wahrhaften Bedingungen der Krankheit gewährt. Eine solche zu liefern, war die Absicht und die angestrengteste Bemühung des Verfassers. Um

sofort den Standpunct zu bezeichnen, von dem er dabey ausgegangen, hat er auf dem Titel selbst der Cholera den Beynamen der ansteckenden gegeben. Die Gründe dafür bietet das Buch allwärts die Fülle dar.

Die Verblendung, mit welcher die Cholera als eine epidemische Krankheit ausgegeben ward, hat mehr Unheil angerichtet, als Feuer und Wasserfluthen. So wie diese irrige, hoffentlich nun widerlegte Schularsicht, der Verbreitung des Uebels rathlos zusah, so hat der viel grimmigere Dämon des Kriegs und der Eroberung dasselbe aus einem verborgenen Winkel Asiens hervorgezogen und bald von einem Pol bis zum andern geschleppt. Alle Anstrengungen, alle Mühen, alle Opfer einzelner Staaten können für sich allein die schwerbedrohte Menschheit nicht mehr retten, wenn nicht zugleich der Genius des Friedens das entfesselte Ungeheuer bändigt. Diese Wahrheit wird sich Jedem aufdrängen, der die hier gegebene Entwicklung aufmerksam vergleicht.

Welche Mittel dem Verf. bey der Ausarbeitung zu Gebote standen, um etwas Erschöpfendes zu leisten, hat er in der Vorrede angedeutet. Wer in dem vollen Besiz fast aller gedruckten, zum Theil seltenen und schwer zugänglichen Mittheilungen, Nachrichten und Berichte ist; wer Gelegenheit hat die verwandte Krankheitsform in ihrem milden wie höchst gefährlichen Erscheinen zu beobachten, der braucht nicht, um bey der Berathung über die neue Form stimmfähig zu seyn, sie unmittelbar selbst gesehen, und in dem Sturm, den sie erweckt, mit die Ruder geführt zu haben. Oft erlaubt das freye Ueberblicken aus einer ruhigen Ferne eine gründlichere Prüfung, ein unbefangneres, klareres Urtheil.

Wer die vorliegende Schrift zur Hand nimmt,

wird bald erkennen, daß sie nicht auf eine ephemere Wirkung berechnet ist. Sie soll eine Krankheit, welche leider nur zu sehr Eigenthum der Geschichte geworden ist, auch zum Eigenthum der Wissenschaft machen, was wahrhaft für sie gewonnen worden, für jede Zukunft hin bewahren und festhalten, was aber als leer und nichtig sich bewiesen, als Spreu und Taumelhafer darstellen, wenn es auch noch so oft als fruchtbares Korn ausposaunt wird.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes möge eine etwas nähere Darlegung des Inhalts entschuldigen.

Das Ganze zerfällt in 4 Abtheilungen und jede von diesen, wo es erforderlich schien, in mehrere Abschnitte.

Voran steht die alphabetisch aufgeführte allgemeine Literatur, wo nämlich nur diejenigen Schriftsteller aufgenommen wurden, die nach eigener Ansicht oder nach vorgenommenem Quellenstudium über die Krankheit berichteten. Wer nur hie und da einen einzelnen beachtungswerten Beytrag lieferte, ist im Texte genannt. Der Werth oder Inhalt jeder Schrift ist durch eine kurze Bemerkung bezeichnet.

Abth. I. Von der Natur der Krankheit.

Abschn. 1. Krankheitsbild.

Das Totalbild der Krankheit ist so gedrängt als möglich nach den besten Beobachtern entworfen und die pathognomonischen Zeichen hervorgehoben. Um die Beurtheilung zu erleichtern, wurden die einzelnen derselben näher erörtert und wo es nöthig schien auf ihr Verhalten bey dem gewöhnlichen Brechdurchfall hingewiesen. So konnte zugleich vorläufig eine Andeutung gegeben werden für die spätere Entwicklung des Wesens und der Diagnose. Je nach der Wichtig-

Zeit der Zufälle sind folgende mehr oder weniger auseinandergesetzt: das brennende Gefühl über dem Nabel; die eigene Empfindung im Rückenmark; der Kopfschmerz; der Schwindel; die Angst; das Schwächegefühl; die Ausleerungen nach Oben und Unten; die Gallenabsonderung; der Durst; der Puls; die Beschaffenheit des Bluts; das Aussehen; das Athemholen; die Krämpfe; die Beschaffenheit der Haut; die Temperatur; die Urinbeschwerden; die Stimme; der Zustand der Zunge, der Augen; das Gehör; die höhern Seelenfunctionen. Diese Zeichen werden auch in späteren Abschnitten, wo der Zusammenhang es erheischte, besprochen, und dort ihre Natur, Bedeutung und die deswegen erforderlichen therapeutischen Rücksichten näher entwickelt.

Ubsch. 2. Von dem Verlaufe. So weit es nach den bisherigen Beobachtungen thunlich war, ist das wechselnde Verhalten dieser Krankheitsform dargestellt. Trotz des äußerst raschen Verlaufs können doch öfters bestimmte Zeiträume oder Stadien unterschieden werden, die auch nach den verschieden gewählten Gesichtspuncten aufgezählt wurden. Der Verf. ist der Ansicht, daß das Contagium eine mehr oder minder geraume Zeit braucht, um den Krankheitsproceß einzuleiten, und daß in der Regel dem ausgebildeten Erkrankten Vorboten vorhergehen. Da diese zu kennen von Wichtigkeit ist, hat er sie sehr ausführlich angegeben. Darauf folgt die Betrachtung des Characters der Krankheit, wie es sich mit dem ursprünglichen und nachfolgenden Fieber verhalte; unter welchen Modificationen die Cholera bereits erschienen und welche Ausgänge sie zeigen. Es ist darauf hingewiesen, wie leicht ein typhöser Zustand sich ausbilden kann. Dieser Umstand verdient um so größere Beachtung,

als wahrscheinlich dann meistens das Contagium entwickelt wird. Als Krise wird der Schweiß, der Schlaf und die metastatische Ablagerung zugegeben. Bey der Reconvalescenz, bey den Rückfällen, bey den Nachkrankheiten ist angedeutet, was der Krankheit an sich, was den Umständen zuzuschreiben. Den Schluß macht die Betrachtung der Dauer, der Todesursache und der Sterblichkeit.

Abshn. 3. Von der Vorherverkündigung. Wie überall, so erscheint auch hier die Prognose als eine schwierige Aufgabe. Um so wünschenswerther ist es die Erfahrungen der Beobachter zu kennen, um allmählich in den Stand gesetzt zu werden für die bloß empirischen Angaben leitende Ansichten und wissenschaftliche Regeln einzutauschen. Für gute Zeichen gelten: der sich hebende Puls; die zurückkehrende Wärme; sich einstellende Neigung zum Schlaf; Nachlassen der heftigen Krämpfe; Verminderung der Ausleerungen; Rückkehr der fehlenden Absonderungen; Nachlassen der Urinverhaltung; Verminderung des Durstes; unerwarteter Hunger; freyer werdendes Athemholen; Minderung der Angst. Zu den schlimmen Zeichen gehören: das plötzliche Aufhören der Ausleerungen; kaum bemerkbare schmerzhafteste Krämpfe; eine erstarrende Kälte; Blauwerden des Körpers; Ausbleiben des Bluts bey dem Aderlaß; kalter zerfließender Schweiß; Runzeln auf den Handflächen und Fußsohlen; reichliches Nasenbluten; Veränderung der Stimme; schwarzer Zungenbeleg; verfallenes Aussehen; Taubheit im Anfange der Krankheit; anhaltendes Herumwerfen; plötzliche Ohnmacht; andauernde Delirien; ein comatöser Zustand; Magenkrämpfe; Schmerzen in der Brust- und Unterleibshöhle; Aufschwellen des Leibes; Ein-

sinken der Cornea; Schlafen mit halbgeöffneten Augen; Wirkungslosigkeit der gereichten Arzney; chocoladefarbige Stühle; cadaveröser Geruch.

Abchn. 4. Von der Leichenuntersuchung. Obgleich die von englischen und ganz besonders von russischen Aerzten bekannt gemachten Sectionen auf das fleißigste benutzt und verglichen wurden, so ergab sich doch als Resultat, daß die nächste Krankheitsursache bis jetzt aus dem Leichenbefunde nicht nachweisbar ist. Man hat bey der Mittheilung desselben die Berücksichtigung der einflußreichen Umstände: wann der Kranke starb, ob reichliche Ausleerungen vorhergingen, ob große Blutentziehungen vorgenommen, ob und welche Mittel angewandt wurden, nicht gehörig immer hervorgehoben. In Indien fand man oft eine beträchtliche Menge Calomel in den Falten des Magens. Die Fäulniß tritt keineswegs so frühe ein, als man, von theoretischen Voraussetzungen ausgegangen, annahm. Ueber die von mehreren Beobachtern als eine Erstaunen erregende Erscheinung hingestellten krampfhaften Bewegungen nach dem Tode wird bemerkt, daß der wirkliche Tod noch nicht Statt fand. Bey der Inspection verdienen Beachtung: die zuweilen dauernde Wärme der Brust und des Bauchs, das Zusammengezogensseyn der Finger, die welke oder steife Beschaffenheit der Muskeln, ihre Anfüllung mit coaguliertem, schwarzem Blut und das Vorkommen harter Knoten in denselben. Bey der Section ist vorzüglich hingewiesen auf die Beschaffenheit wie auf den Inhalt des Magens und der Gedärme, auf deren Einschiebungen und Einschnürungen; auf die sich findenden Flecken, Melanose &c.; ferner auf den Zustand der Schleimmembranen, der Milchgefäße, der Leber und Gallenblase, der Ganglien, Nie-

ren und Harnblase, der Luftwege, des Herzens, der Arterien, Venen, des Gehirns und Rückenmarks. Letzteres fand man häufig und bedeutend afficiert; besonders entdeckte man oft Ergießungen in demselben und eine Erweichung der Substanz an der hintern Seite.

Abschn. 5. Von der Diagnose. Um diese richtig zu stellen, muß stets auf die ganze Symptomengruppe geachtet werden. Nach der Verschiedenheit der Climate könnte eine Verwechslung Statt finden mit einer heftigen Magenentzündung, mit einer Vergiftung, mit einem Sonnenstich, einem hitzigen Typhus, mit dem gelben Fieber, mit der Pest, mit dem Anfall eines bössartigen Sumpfwesselfiebers, mit der Schleimkrankheit, mit Mort de Chien, mit dem Mal de Terre, mit der die Kinder befallenden epidemischen Cholera Nordamericas, mit den Folgen heftiger Gemüthsbewegungen oder der Unmäßigkeit, mit den Zufällen einer Gehirnerschütterung, einer zurückgetretenen Sicht oder des ersten Stadiums exanthematischer Krankheiten und mit dem gewöhnlichen Brechdurchfall. Es wurde gezeigt, wie bey einer Vergleichung der Erscheinungen jede Täuschung wegfallen muß. Von der höchsten Wichtigkeit ist die rasche und sichere Unterscheidung des gewöhnlichen Brechdurchfalls von der ansteckenden Cholera. Diese schlimme Form gibt sich kund durch die Intensität ihrer pathognomonischen Zeichen, durch die mögliche Nachweisung der Statt gefundenen Ansteckung und durch ihr Auftreten zu jeder Tageszeit.

Abschn. 6. Von dem Wesen, dem Sitze und der Benennung. Die Schwierigkeiten der Untersuchung über die Natur dieser Krankheit und die bis jetzt bekannt gewordenen Erklärungsversuche sind auseinandergesetzt. So leicht



man durch das Ueberraschende mancher Zufälle sich geneigt fühlt die Affection des Bluts und des Blutgefäßsystems als eine ursprüngliche zu betrachten, so überwiegt doch, bey einer nähern Vergleichung derselben, die Ansicht, daß die Symptome einer krankhaft umgestimmten und erschöpften Nerventhätigkeit zuerst eintreten, und daß sodann dadurch eine Veränderung der Blutmischung und des Blutkreislaufs bedingt werde. Denn in den meisten Fällen bemerkt man gleich Anfangs Niedergeschlagenheit, Muthlosigkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Angst, äußerste Schwäche, selbst Krämpfe und Zuckungen, worauf erst die Verlangsamung und der Stillstand des Herzens wie der Lungen sich zu bilden scheinen. Will man es daher wagen die einzelnen Lebensbedingungen scharf abzusondern und, der Erklärung halber, aus der innigen Verschmelzung der organischen Thätigkeiten einzelne Factoren derselben als für sich bestehend abzulösen, so möchte behauptet werden dürfen, daß in ursprünglicher Theilung der Thätigkeit des Nervensystems, namentlich des Unterleibes, das Wesen dieser Krankheit zu suchen sey. Hestig einwirkende Schädlichkeiten, besonders Contagien und Miasmen, werden meistens zuerst von den Nerven empfunden, und erst durch die Unruhe im Nervensysteme entstehen Veränderungen im Kreislaufe. Nur der Totaleindruck des Verlaufs und die Vergleichung aller eintretenden Erscheinungen können eine vorurtheilsfreye Ansicht bilden.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

158. 159. Stück.

Den 6. October 1831.

---

## Karlsruhe und Baden.

Beschluß der Anzeige: Die Erkenntniß, Verhütung und Heilung der ansteckenden Cholera. 2c. 2c.

Bei der ansteckenden Cholera hat die Annahme viele Gründe für sich, daß die primären Affectionen durch den Nervus sympathicus, besonders durch die splanchnischen Nerven so wie durch die plexus und Ganglien, welche sich durch Verbindung mit dem vagus und pneumogastricus bilden, bedingt werden. Ob und inwiefern andere Organe beschuldigt und Erklärungen nach der Humoral- und Solidarpathologie zugelassen werden können, ist erwähnt worden; hauptsächlich folgende Annahmen: ursprüngliches Leiden des Rückenmarks, des kleinen und großen Gehirns; Hemmung der allgemeinen freyen Circulationsthätigkeit durch überwiegende Contraction der peripherischen Gefäßenden und Hypercarbonisation des Bluts mit gleichzeitig antagonistisch erregten Reizung des Magens und Darmcanals; Erschütterung und

Paralysiß des Herzens; venöse Lebercongestion; arterielle Hämorrhagie, Ausschwißen aus den Capillargefäßen auf die Oberfläche des Darmcanals; Magenentzündung; Herzentzündung; Mischungsänderung des Bluts, Neigung zur Gerinnung und Polypenbildung; Exanthembildung; scharfe oder saure Galle; krampfhaftes Verschließen der Gallengänge; vermehrte Diarrhoe durch unterdrückte Hautthätigkeit; Säure im Magen; krankhafter Drüsensaft; giftige Materie in den Gedärmen; eine Art Malaria. Schließlich wird von der Classification und Benennung gehandelt. Unter den äußerst vielen Namen, selbst die asiatischen sind mit angegeben, hält der Verf. den de. ansteckenden Cholera am meisten für gerechtfertigt.

II. Abth. Von den Ursachen der Krankheit. 1. Abschn. Von der Entstehungsweise. Genau wie im Alterthume, so suchten auch im Jahre 1817 und später die indischen Aerzte die Entstehung der verheerenden Krankheit in dem Zorne und einer Strafe der Götter, in der Einwirkung böser Dämonen und im Einflusse der Gestirne. Es wird jedoch gezeigt, wie die ansteckende Cholera keineswegs neu sey, sondern wie schon zu verschiedenen Zeiten ähnliche Ausbrüche, nur im geringeren Grade, Statt fanden; ferner, daß sie weder für eine Endemie noch für eine Epidemie gehalten werden dürfe. Der Verfasser läugnet durchaus die fast allgemein angenommene epidemische Natur der Krankheit, und er hofft, daß durch die innere Beweisraft der angeführten Gründe die bisherige Ansicht vollständig widerlegt erscheinen wird. Aller charakteristischen Zeichen einer Epidemie ermangelt die Cholera; selbst die Annahme einer ansteckenden Epidemie reicht nicht aus; man hat es mit

einer rein contagiösen Krankheit zu thun. Die *Constitutio epidemica*, welche als Veranlassung beschuldigt wird, dauert seit dem Jahre 1817 doch etwas lange, und zum wenigsten muß es befremden, daß sie als etwas allgemein Wirksendes ihre Gewalt nicht auch in den streng abgeschlossenen Orten entfaltet. Dann muß auch auffallen, daß sie zu allen Jahreszeiten, bey den verschiedensten Temperaturgraden, bey der größten Trockenheit wie bey dem anhaltendsten Regen vorkommt. Darf man in einer Stadt, wo die Cholera ausgebrochen ist und wüthet, wenn Viele an Appetitlosigkeit, Bülle des Magens, Kollern im Leibe, Schwindel und Durchfall leiden, an einen epidemischen Einfluß denken, oder müssen nicht vielmehr die allgemeine Noth und Sorge, die Traurigkeit, die Angst, der Ekel, die übermäßigen Anstrengungen *ic.* als Ursachen dieser leichten und gewöhnlichen Zufälle angesehen werden? und wenn wirklich charakteristische Symptome der Krankheit, wie z. B. Wadenkrämpfe, ohne das vollständige Krankheitsbild bey Einzelnen sich einstellen, kann man nicht ebenso gut glauben, daß der Ansteckungsstoff kein vollkommen receptives Individuum gefunden habe und nur theilweise sich äußere? Wenn Thiere erkranken, so ergibt es sich meistens, daß sie mit Dingen in Berührung kamen, die von angesteckten Menschen herrührten. Die anderen Krankheiten hören nicht, wie fälschlich behauptet wird, auf; sondern sie dauern fort; man wendet nur, von dem größeren Uebel zu sehr in Anspruch genommen, keine so ängstliche Aufmerksamkeit auf sie, wie sonst. Die Dauer der Cholera ist durchaus nicht auf einen gewissen Zeitraum eingeschränkt, sondern sie richtet sich nach der verschiedenen Heftigkeit der Krankheit und nach den äußeren Um-

ständen. Sie hört nicht plötzlich auf, sondern sie dauert, selbst bey dem größten Wechsel der Witterung, ja bey eintretenden hohem Kältegrade fort, bis die Receptivität der Menschen für den einwirkenden Krankheitsstoff getilgt, und die Fortdauer durch arzneylische und policeylische Maaßregeln gehemmt worden. Sie kann jedoch, wenn durch Zeit und einen Wechsel der Umstände eine stärkere Entwicklung des vorhandenen Zunders, des unter der Asche glimmenden Funken, so wie eine neue Receptivität erwacht, in denselben Ort, in dieselben Verhältnisse zurückkehren und mit schwächerer oder stärkerer Gewalt wiederum ihre Opfer wählen. Mehrere, welche eine epidemische Verbreitung annehmen, glauben, daß die Krankheit einen nach Stunden zu bestimmenden Weg täglich zurücklege; allein dieß ist nur insofern richtig, als solche Tagereisen von Menschen auf die eine oder andere Weise gemacht werden können.

2. Abschn. Von den ursächlichen Momenten. Der Verf. erklärt sich auf das Bestimmteste gegen die Erklärungsweise der Entstehung und Verbreitung aus ungewöhnlichen Naturerscheinungen, namentlich aus Erdbeben, sowie aus der Richtung der Erdelectricität, aus einem gestörten Zustande der Lustelectricität, aus einer gestörten galvanischen Einwirkung &c. Die Neueren haben diese scheinbaren Aufschlüsse vor den Alten nur insofern voraus, als diese nicht der pomphaften Worte: kosmische und tellurische Momente sich bedienten. Der Boden ist ohne Einfluß; fast ebenso die Erhebung über die Meeressfläche, Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft, Wind, Wärme, Kälte, Lebensweise &c. Inwiefern die Unregelmäßigkeit in der sonst gewöhnlichen Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, die un-

terbrochene Dauer der characteristischen Beschaffenheit der Bitterung in Indien, die dort stattfindende Zersetzung animalischer und vegetabilischer Substanzen, von wahrscheinlicher Mitwirkung zur Bildung der Krankheit gewesen, ist bemerkt. Ein besonderes Gewicht wird auf die damaligen politischen Ursachen gelegt.

3. Abschn. Von der Receptivität. Bey der Empfänglichkeit für diese Krankheit machen sich keine besonderen geheimen Vorgänge nach Vaterland, Religion &c. geltend; sondern jene läßt sich aus den näher liegenden Veranlassungen, aus der Wahl und Bereitungsweise der Nahrungsmittel, aus der Gewöhnung an Getränke, aus dem Aufenthaltsorte, aus der Kleidungsart, aus der Geistes- und Körperanstrengung, aus den Gebräuchen und Vorurtheilen erklären. Inwiefern eine Verschiedenheit Statt findet nach der Beschäftigung, nach den Ständen, nach dem Alter, nach dem Geschlechte, nach der Gemüthsstimmung so wie nach dem Befinden, darüber ist nach den vorhandenen Materialien das Wesentliche bemerkt. Die Receptivität für die Ansteckung ist verhältnißmäßig gering; bey nur einiger Vorsicht von Seiten der Behörden werden nur 3 p. C. der Bevölkerung ergriffen; durch eine zweckmäßige Lebensweise und durch psychische Stärke kann sie fast völlig aufgehoben werden.

4. Abschn. Von der Ansteckungsfähigkeit. Eingedenk des Streits, der zu wiederholten Malen über mehrere Krankheiten zwischen den Contagionisten und Nichtcontagionisten geführt ward, hielt es der Verf. unter der Würde der Wissenschaft anderer Gründe sich zu bedienen, als solcher, welche die vorurtheilsfreye Untersuchung lieferte, und wie er ohne vorgefaßte Meinung an die Arbeit trat und wie er einzig

nach einer objectiven Ueberzeugung strebte, so versuchte er es die gewonnenen Resultate einfach vorzulegen, auf daß die Sache selbst für sich rede und ihren Beweis führe. Zuerst widerlegt er die vorgebrachten haltlosen Gründe gegen die Ansteckung, daß nämlich eine solche Ausnahme gegen die Nächstenliebe streite, daß die Freyheit des Einzelnen gefährdet, der bürgerliche, gesellige, politische Verkehr gestört würde, daß in Ostindien überhaupt keine ansteckende Krankheit vorkomme, und daß die Natur der Cholera mit der Bildung eines Ansteckungsstoffs unverträglich sey. Darauf entwickelt er die Resultate seiner Forschung; er beweist, daß ein specifisches Contagium erzeugt werde und daß die Fortpflanzung der Krankheit einzig und allein nur dadurch, nicht durch ein Miasma, geschehe. Die Gründe, warum bis jetzt so wenig Sicheres über den Ansteckungsstoff ausgesagt werden kann, so wie die Bedingungen für die erforderliche wissenschaftliche Nachweisung desselben sind auseinandergesetzt. Wahrscheinlich wird es mit der Lungen- und Haut-Ausdünstung, so wie mit den Ausleerungen ausgeschieden, und befindet sich immer in der nächsten Nähe des Kranken. Außer der Höhe der Krankheit bestimmt gewiß die Intensität des Leidens und die Menge der in einem Orte zusammenliegenden Kranken seine Kraft.

Es ist nicht möglich bey einer Krankheit gehäuftere und überzeugendere Beweise ihrer Contagiösität zu liefern, als bey dieser; man muß nicht wissen, was Ansteckung heißt, oder es nicht wissen wollen, wenn man bey einer Verbreitungsweise wie hier, an die Mitwirkung der Atmosphäre oder gar an ihre alleinige Vermittlung denken und glauben mag. Schon das plötzliche Erkranken eines Einzelnen, von dem aus die

Krankheit sich verbreitet, muß jeden Gedanken eines epidemischen Einflusses ausschließen; um so mehr, wenn die Gesundesten rasch von der vollkommen ausgebildeten Form der Krankheit und mit ihrer ganzen Hestigkeit ergriffen werden, nicht erst in der Höhe des Verlaufs, wenn sehr Viele bereits darniederliegen. Dann zeigten sich bey dieser, wie überhaupt bey jeder ausgebildet ansteckenden Krankheit, die Zufälle in allen Individuen, bey allen Verschiedenheiten des Alters, des Geschlechts, der Leibesbeschaffenheit, der Lebensweise, in allen Ländern, zu allen Jahreszeiten, bey jeder Beschaffenheit der Atmosphäre immer dieselbe; nur dem Grade nach gering abweichend, zuweilen etwas milder, zuweilen etwas bössartiger.

Es werden aber noch folgende überzeugende Beweise durch Thatsachen unterstützt: 1) die Verbreitung geschieht von Einem Punkte aus. 2) Die Glieder einer Familie erkranken häufig successiv. 3) Die nächste Umgebung des Kranken wird oft ergriffen. 4) Verhältnißmäßig werden viele Medicinalpersonen angesteckt. 5) Die Krankheit erscheint in einem Hospitale, wenn Cholerafälle hineingebracht werden. 6) Sie verbreitet sich regelmäßig im Lande. 7) Die Vermittlung der Verbreitung von Ort zu Ort ist nachweisbar. 8) Der Wind ist ohne Einfluß. 9) Die Cholera bleibt auf derselben Stelle, wenn keine weitere Communication Statt findet. 10) Die Krankheit bricht immer nur dann erst aus, wenn der Ansteckungsstoff importiert worden. 11) Gesunde werden erst bey den Angesteckten krank. 12) Die Schiffsmannschaft wird erst dann ergriffen, wenn sie mit einem Lande in Berührung kömmt, wo das Uebel herrscht. 13) Die Cholera bricht auf der See aus, wenn bey-



Absegeln Angesteckte an Bord gekommen. 14) Die Verschleppung geschieht durch Schiffe und 15) durch verschiedene Stoffe. 16) Alle Communicationsarten, wodurch Menschen, besonders in großer Zahl, mit einander in Berührung kommen, sind die Wege der Verbreitung. Daher die schnelle Ausdehnung der Krankheit längs des Laufs der Ströme, längs der Handelsstraßen und von besuchten Hafenplätzen aus; daher die erneuerte Ansteckung nach großen Märkten, nach Volksfesten, Processionen und Wallfahrten. Wo von einem angesteckten Orte nach einem andern, rücksichtslos auf die geographische Entfernung der stärkste Verkehr Statt findet, da erscheint auch die Krankheit am frühesten. 17) Ihre Marschroute von Calcutta bis an unsere Gränze. 18) Ab- und Einschließung schützt.

Auch der Englische Gesundheits-Rath (Board of Health) hat sich durchaus für die Ansteckung erklärt und alle erforderlichen Maßregeln darnach getroffen. Nach der reiflichsten Prüfung der Indischen Berichte, nach Vernehmung vieler Aerzte, welche die Krankheit in den heißen Klimaten zu beobachten Gelegenheit hatten und nach der Einsicht der Gutachten, welche die Englischen Aerzte aus Rußland, wo diese theils schon länger lebten und wohin sie theils im Auftrage der Regierung geschickt wurden, eingeschandt hatten (Keir aus Moscau, Kussel und Barry aus St. Petersburg), wurde dieser wichtige und entscheidende Beschluß gefaßt. Diesen mit einem Vorworte des Präsidenten des Board, Sir H. Halsford, so wie mit einem Auszuge der aus Rußland eingeschandten Gutachten findet man in folgender kürzlich erschienenen officiellen Schrift: London, Winchester and Varnham: Papers relative to the disease

called Cholera spasmodica in India, now prevailing in the North of Europe. Printed by Authority of the Lords of His Majesty's most honourable privy council. 38 Seiten in 8. 1831.

Abth. III. Von den Vorsichtsmaaßregeln. Wo die Obrigkeit mit weiser Umsicht und consequenter Kraft zu Werke geht, wo die Unterthanen, über ihr wahres Interesse belehrt, deren Verfügungen mit Willigkeit entgegen kommen und Muth und Vertrauen nicht verlieren; wo die Behörden und Aerzte sich in die Hände arbeiten, gemeinschaftlich berathen und handeln; wo besonders letztere, nach wahrhaftiger Einsicht strebend, einseitigen Lehrmeinungen und egoistischen Hypothesen entsagen: da und nur da kann das Uebel mit Erfolg bekämpft und beschränkt, seinem Umsichgreifen eine unübersteigliche Gränze gesteckt und sein Game bis auf die letzte Spur vertilgt werden. Die prophylactischen Maaßregeln bestehen darin, die ursächlichen Momente der Krankheit so viel als irgend möglich, zu meiden, und die Wege, auf denen sie sich fortpflanzt und ausbreitet, zu verschließen und abzuschneiden.

Der Verf. geht diese Gesichtspuncte nach vier Rubriken durch: A) Maaßregeln, welche die oberste Staatsgewalt einzuleiten hat. Als solche werden aufgeführt: eigene, unabhängige Behörden, welche auf die Durchführung ihrer Beschlüsse mit unnachgiebiger Strenge halten müssen. Einrichtung von Wohlthätigkeitsvereinen; Sorge für eine zureichende Anzahl Medicinalpersonen; Aufsicht auf die öffentlichen Blätter, um übertriebene ängstigende Gerüchte über die Gefahr und die Opfer der Krankheit

durch einfache Darstellung des Thatbestandes, so wie durch die Bekanntmachung regelmäßiger officieller Berichte über den Gesundheitszustand zu verhüten und zu berichtigen. Verständiges allgemeines Eingehen in die Sache zur Verbreitung besserer Einsichten; Vertheilung guter populärer medicinischer Schriften. Zweckmäßige Anordnungen nach der Localität; Absperrung, absolute Isolierung der Angesteckten von den Nichtangesteckten. Alle Gründe, welche dagegen vorgebracht werden, sind Scheingründe; sie haben ihre Quelle in der Unkenntniß der Natur dieser Krankheit oder im kleinlichen Interesse. Quarantäne für Schiffe; Militärcordon; Zeit für die zu haltende Contumaz; Auseinandersetzung des bisher erprobten Desinfections- oder Reinigungsverfahrens; über Chlor, Chlorverbindungen, Säuren, saure Dämpfe, Kohle, Waschmittel, Lüften, Flammenfeuer. Ueber Vorkehrungen im Lager; Rücksichten auf öffentliche Zusammenkünfte; Aufsicht auf die Post; Maaßregeln in Betreff der Transportmittel, des Trödelhandels, der Märkte und der Verhafteten. B. Maaßregeln, die zunächst vom ärztlichen Personale ausgehen müssen. Zusammenkünfte der Aerzte, besonders der Armenärzte, werden für ersprießlich gehalten. Da die Aerzte das Erkrankte Einzelner so schleunig wie möglich erfahren müssen, so ist es rathsam, daß einem jeden für seinen District zuverlässige, thätige Einwohner beygegeben werden. Bey Zeiten hat man für eine hinreichende Anzahl Medicinalpersonen, für eingelernte Krankenwärter und Wärterinnen, für den erforderlichen Heilapparat, für Träger und Wäscherinnen zu sorgen. Nur keine Ueberfüllung der Krankenzstuben; schleunige Trennung der Genesenen von den Kranken; das Entlassen darf nicht zu frühe

Statt finden. Wo irgend möglich, richte man Reconvalescenten-Zimmer oder Reconvalescenten-Häuser ein. Der Krankheit verdächtige Personen, die keine eigene Wohnung haben, wie Landstreicher, Bettler &c. müssen in Observationshäuser gebracht werden. Die Verbesserung der Luft wird durch häufiges Lüften am sichersten erreicht.

C. Maaßregeln, welche die städtische Policity zu nehmen hat. Handhabung einer strengen Straßen- und Häuserpolicen. Nothige Rücksichten auf Todte; über die Aufbewahrung der Leiche; über Beerdigung; erforderliche Aufsicht auf Hausthiere und ausgestorbene Häuser.

D. Maaßregeln, welche jedem Einzelnen obliegen. Die wichtigste aller Mahnungen ist die: Muth und Standhaftigkeit zu behaupten, die Angst zu bannen, den Schmerz um Entbehrung und Verlust durch religiöse Resignation niederzuhalten, die Seele durch Thätigkeit aufzurichten und in einem erhebenden Vertrauen seiner Pflicht zu leben. Wie die niederschlagenden Affecte und Leidenschaften zu vermeiden sind, so jede Ueberreizung durch geistige Anstrengung, Nachtwachen, Spirituosa, oder sinnlichen Genuß. Die Schwäche, welche darauf folgt, vermittelt die größte Geneigtheit zur Aufnahme des Ansteckungsstoffs. Als Schutzmittel wirken: eine angemessene Thätigkeit des Körpers, Warmhalten und Vorsicht hinsichtlich der Speisen und Getränke. Der sicherste, der beruhigendste Schutz muß von den Regierungen ausgehen. Wenn Sperren angewendet und mit Kraft gehandhabt werden, wenn Quarantainen und Reinigungen unerbittlich vorgeschrieben sind, wenn jede andere politische Rücksicht dieser einzigen, das Land vor einer pestartigen Krankheit zu bewahren, hintangeseht bleibt, dann kann der Bürger ge-

trost in die Zukunft blicken. Naht dessenungeachtet das unabwendbare Uebel, so werden Behörden und Einwohner vertrauensvoll zusammenwirken, um es auf den kleinsten Raum, auf die kleinste Zahl zu beschränken.

Abth. IV. Von der Heilung. Die Cholera erscheint als eine von den bisherigen Krankheiten derselben Gattung in der Hauptsache nicht sehr verschiedene Form, die also auch nach denselben allgemein gültigen Regeln behandelt werden muß. Nur Mangel an Studium und Nachdenken, so wie die Folgen des Schreckens konnten den Wahn erzeugen, als habe man es hier mit einem ganz unerhörten Uebel, mit einem seltsamen, pathologischen Wunderdinge zu thun, das nie durch die Heilkraft der Natur, sondern bloß durch die eingreifendsten Mittel geheilt werden könne. Der Grund dieser Annahmen ist nachgewiesen, und gezeigt, daß hier, wie immer, die Indication auf die Erkenntniß des Wesens, des Verlaufs, der wichtigsten Symptome und der Naturheilung gegründet seyn müsse. Als wichtige Hülfsmittel der letzteren bewähren sich der Schweiß, der Schlaf und die metastatischen Geschwülste. Die Methodus activa muß jedoch mit Umsicht und Festigkeit angewandt werden. Der Behandlung nach Stadien ist zwar Erwähnung geschehen, allein für weit sicherer wird das Festhalten der wesentlichen Krankheitserscheinungen erklärt; die Beachtung der ausgesprochenen Störungen in dem organischen Systeme, der Symptome von Unterdrückung, Erschöpfung, Lähmung oder der innern Reaction, mit einem Wort die Aufmerksamkeit auf die Hauptindicationen. Als solche werden genannt: die rasche Beseitigung der krankhaft erhöhten Reizbarkeit des Magens und Darmcanals; die

Wiederherstellung der gestörten Circulation und Wärme, so wie die Hervorrufung der normalen Ab- und Aussonderungen. Um diesen Anforderungen Genüge leisten zu können, muß man vorzüglich äußere Mittel anwenden; die inneren, bey einer Scheu vor specifisch wirkenden, in passender Qualität und Quantität, mit Rücksicht auf den Zeitraum der Krankheit, und auf den Stand der Kräfte. In der Art, wie die einzelnen Indicationen aufgeführt sind, können sie keineswegs immer angewandt werden. Da Vieles mit einander geschieht, was nach einander geschehen sollte, und da der Arzt den Kranken in verschiedenen Zeiträumen in die Behandlung bekömmt, wodurch der Heilplan höchst modificiert wird, so muß gegen die Summe derjenigen Symptome, welche als die heftigsten und das Leben bedrohendsten auftreten, zunächst gewirkt werden.

Zur Erfüllung der ersten Indication, nämlich zur Beschwichtigung des krampfhaften Sturmes im Magen und Darmcanale müssen die Hautreize, die theils durch Gegenreiz, theils als Excitans rasch wirken, am ersten empfohlen werden. Wo möglich eine Ableitung ungesäumt einzuleiten und die äußere Haut in eine größere Thätigkeit zu versetzen ist die dringendste Bedingung. Wie diese zu erreichen, ist auseinander gesetzt. Ebenso ist über die Wahl der inneren Mittel, namentlich des Calomels, Opiums, Bismuths &c. ausführlich gehandelt. Zur Erfüllung der zweyten Indication, nämlich zur Wiederherstellung der normalen Circulation wird die Anwendung der Blutentziehungen, der Säuren, der Electricität und des Galvanismus besprochen. Wie der dritten Indication, nämlich der Belebung der darniederliegenden Hautthätigkeit durch

schweißtreibende Mittel, Wasser- und Dampf-  
bäder, heiß gemachte Umschläge, Excitantia,  
Nervina, Einreibungen, Pflaster, Waschungen  
und Begießungen zu genügen, ist ins Einzelne  
gehend angegeben. Wie die vierte Indication,  
nämlich die Entfernung untauglicher Stoffe aus  
dem Körper erfüllt werden müsse, ist auf dieselbe  
Weise behandelt. Dann folgt die Schilderung  
der Nachkur, des diätetischen Verhaltens, der  
Behandlung nach den Stadien, einzelner wichti-  
ger Symptome, der Complication, der Recon-  
valescenz, der Ausgänge und Nachkrankheiten.  
Die Euthanasie bildet mit der Aufgabe den  
Schluß 'daß wenn auch die Pflicht der Selbst-  
erhaltung Vorsicht und Besonnenheit gebiete,  
doch die Furcht vor Ansteckung die Anhänglich-  
keit nicht lähme und die Liebe nicht schwäche.'

Die aufgeführten Gegenstände sind theils lite-  
rarisch, theils critisch behandelt, und die Anga-  
ben der bedeutendsten Auctoritäten getreulich re-  
feriert; aber kein wichtiger Punct ist ohne selbst-  
ständige Prüfung und Untersuchung oder Darle-  
gung der eigenen Gesinnung gelassen. Der Zweck  
des Verfs. war in einer hochwichtigen Angele-  
genheit nach Kräften nützlich zu seyn. Möge  
der Erfolg seine Hoffnungen nicht trügen.

### U r n h e i m.

Gedenkwaardigheden uit de Geschiede-  
nis van Gelderland, door unoutgegevene  
Oorkonden opgehelderd en bevestigd door  
Is. An. Nijhoff. Eerste Deel, de toestand  
van Gelderland in de eerste Helft der veer-  
tiende Eeuw. 1820. CXXXIV und 477 Sei-  
ten in 4.

Wir erhalten hier den Anfang eines großen diplomatischen Werks für die Geschichte von Geldern, welches auf Befehl der Regierung veranstaltet ist. Schon früher erschien der Anfang einer Sammlung der Gelderschen Urkunden durch den Professor Bondam; sie reichte aber nur, als er 1800 starb, bis auf das Jahr 1286, und der Herr van Spaen, der sie fortsetzen wollte, ward auch zu früh durch den Tod daran verhindert. Die gegenwärtige Sammlung beginnt daher mit dem Jahre 1286, und ist in diesem ersten Bande bis auf das Jahr 1343, das Todesjahr von dem Grafen Reinald II. fortgeführt. — Voran geht eine Abhandlung über den Zustand von Gelderland in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; die nicht anders als sehr lehrreich seyn kann, da sie die Frucht der genauesten Bekanntschaft mit den urkundlichen Quellen ist, aus denen der Verf. schöpfte. Eine solche zuverlässige Schilderung des Zustandes eines Landes in einem früheren Zeitraum ist baarer Gewinn für die Geschichte; es ist ein heller Fleck mehr in ihrem Gebiete. Auch ist die Arbeit des Vfs. so umfassend, daß keine Seite des Gegenstandes unbeachtet geblieben ist. Zuerst Land und Volk. Lage, Begrenzung und einzelne Theile von Geldern. Producte, Handel. Dieser wird nach seinen einzelnen Richtungen erläutert. Voran steht der Rheinhandel nach Cöln. Im J. 1306 mußten 1750 Schiffe den Zoll dahin bezahlen. Demnächst der Handel mit Brabant und Flandern, mit Holland, England, Lübeck und Hamburg. — Jahrmärkte — Juden und Lombarden. Jene kommen zuerst 1339, diese 1332 als einheimisch in Geldern vor. — Münzen, Maas und Gewicht. — Kunstfleiß. Mühlen, sowohl Wind- als Wassermühlen allenthalben verbreit-



tet. — Die Schulen waren meist Klosterschulen. — Lebensweise. — Die Kleidung war gewöhnlich von Tuch; außerdem von Leinen. Bey jenem war Scharlach die Lieblingsfarbe; er bezeichnet jedoch nicht bloß roth, sondern auch dunklere Farben. Fische und Fleischspeisen waren die Hauptnahrung; Wein und Bier gewöhnliches Getränk. Bey den Mahlzeiten erschienen Musicanten und Sänger. Unter den Spielen war das Würfelspiel das beliebteste. Die Sitten waren roh, wie man es nicht anders erwarten konnte. — Der zweyte Abschnitt erläutert die Staatsverhältnisse. Zuerst also die der Grafen. — Demnächst die Verhältnisse mit den Nachbarstaaten, die einzeln erläutert werden. — Die Verhältnisse der Geistlichkeit und der Klöster; demnächst des Adels; und der Städte; zuerst der einzelnen; und dann im Allgemeinen. — Zuletzt Gesetzgebung und Gerichtsverfassung. Als Beylage Finanzetat von Geldern und Rütphen im J. 1340; Einnahme und Ausgabe nach den einzelnen Artikeln.

Die Urkundensammlung umfaßt den schon bemerkten Zeitraum von 1286 bis 1343. Sie folgen in strenger chronologischer Ordnung. Ihre Zahl steigt bis 403. Jeder ist der Inhalt kurz vorangesetzt. Bey den unerheblichen hat man sich damit begnügt diesen anzugeben. Die wichtigen sind vollständig abgedruckt, und bey jeder wird bemerkt ob sie nach dem Original — welches mit den meisten der Fall ist — oder nach einer Copie abgedruckt ist. Ein doppeltes Register, sowohl nach den Orten, als nach den Ausstellern erleichtert den Gebrauch, und ein drittes erklärt die vorkommenden veralteten Worte und Redensarten. — Zwey beygelegte Kupfertafeln geben die Abbildungen der Siegel.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

160. Stück.

Den 8. October 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Am 23. Sept. entschlief nach langen Leiden, die er mit Muth und Ergebenheit trug, im 46sten Jahre seines Alters Herr Dr. Heinrich Pland, Professor der Theologie; nachdem er, gleich achtungswerth durch seine Gelehrsamkeit und seinen Character, der Universität 21 Jahre als öffentlicher Lehrer gedient hatte.

E b e n d a s e l b s t.

Die Hn. Hofräthe Stromeyer und Hattmann haben der Königl. Societät der Wissenschaften unter dem 25ten September eine mineralogische und chemische Arbeit über einen in mehrfacher Hinsicht sehr merkwürdigen Mineralkörper aus dem südlichen Africa übergeben, den der letztere schon vor längerer Zeit durch die Güte seines verehrten Lehrers und Freundes, des Hn. Superintendenten Hesse zu Hoya erhalten hatte, dessen vieljährigem Aufenthalte am Vorge-

birge der guten Hoffnung die Kunde der südafri-  
 canischen Natur bekanntlich mehrere schätzbare  
 Beyträge verdankt. Das am Dranje-Rivier  
 gefundene Fossil war für Asbest gehalten wor-  
 den, dem es auf den ersten Blick sehr ähnlich  
 ist. Bey einer genaueren Untersuchung wurden  
 aber nicht allein bedeutende Abweichungen von  
 den Eigenschaften dieses Minerals erkannt, son-  
 dern es wurde auch die Ueberzeugung gewonnen,  
 daß jenes Africanische Fossil nicht etwa eine sa-  
 serige Abänderung vom Eisenblau oder Vi-  
 vianit seyn könne, mit welchem es in der  
 Farbe einige Aehnlichkeit hat. Eben diese Farbe,  
 so wie das specifische Gewicht und Verhalten vor  
 dem Löthrohre erregten bey dem Hn. Hofr. Hau-  
 smann um so mehr die Vermuthung, daß jenes  
 Mineral eine Varietät des von dem Herrn Pro-  
 fessor Lichtenstein aus Africa mitgebrachten  
 und von dem verstorbenen Klapproth beschrie-  
 benen und analysirten Blau eisens (Bey-  
 träge z. chem. Kenntn. d. Min. VI. S. 237)  
 seyn möchte, da dieser nach Lichtenstein's  
 Beobachtungen (s. dessen Reisen im südlichen  
 Africa. II. S. 382) ebenfalls am Dranje-Rivier  
 sich findet. Diese Vermuthung hat durch die  
 von dem Hn. Hofrath Stromeyer unternom-  
 mene, chemische Untersuchung Bestätigung erhal-  
 ten. Da der Name Blau eisens leicht  
 eine Verwechslung mit Eisenblau oder Blau-  
 eisenerde veranlassen könnte und es auch nicht  
 passend zu seyn scheint, ein Silicat, in welchem  
 der Eisengehalt von dem Gehalte an Kieselerde  
 überwogen wird, Eisenstein zu nennen, so bringt  
 der Hofr. H. Statt dessen den Namen Kroky-  
 dolith (von dem Griechischen Κροκος, Flocke,  
 oder eigentlich die vom Einschlage des Luchs  
 sich ablösende Wolle) in Vorschlag, der sich auf

die ausgezeichnete Eigenschaft des Fossils, in die zartesten Flocken sich zertheilen zu lassen, bezieht. Diese neue Varietät würde mit dem Namen 'asbestartiger Krokydolith' zu bezeichnen seyn, um sie von der durch Klaproth bekannt gewordenen, dichten Abänderung zu unterscheiden.

Der asbestartige Krokydolith ist vollkommen und zartfaserig. Die Länge der schwach gebogenen Fasern beträgt an dem Stücke welches für die Untersuchung zu Gebote stand, 1,8 Par. Zoll. Sie sind gegen zwey parallele Begrenzungsflächen unter Winkeln von etwa 106 und 74 Grad geneigt. Die faserige Masse bildet auf diese Weise eine starke Platte, welche von dünnen, höchstens eine halbe Linie starken Schalen begrenzt wird, die aus kurzfasrigem Krokydolith bestehen und zwischen denen das bewaffnete Auge zarte Lagen von Magneteisenstein erkennt, der sich durch die Wirkung auf die Magnetnadel verräth und von welchem die rostbraune Verwitterungsrinde der Schalen herühren dürfte. Ob das Stück einem Gange oder einer Lagermasse angehört habe, läßt sich nicht entscheiden; aber nach den Bemerkungen, die Hr. Prof. Lichtenstein über das Vorkommen des dichten Krokydoliths mitgetheilt hat, dürfte es nicht unwahrscheinlich seyn, daß die asbestartige Abänderung auf ähnliche Weise wie die dichte, lagerartig bricht und gleich dieser ganze Gesteinschichten bildet. Die Fasern lösen sich nicht allein ihrer ganzen Länge nach sehr leicht und auf das Vollkommenste von einander, sondern lassen sich weiter in die allerzartesten Fäden zertheilen, bis zu einer Feinheit, welche die von Spinnefäden übertrifft. Faserbündel sind dünnstänglich abgefondert, aber weniger vollkom-

men, als bey dem schillernden Asbest. Löst man die Faserbündel von einander, so bilden sich höchst zarte, der Seide ähnliche Flocken.

Sowohl diesen fein zertheilten Flocken, als auch dem durch Schaben gebildeten Pulver, ist eine lavendelblaue Farbe eigen. Die unzertheilten Faserbündel sind dagegen von einer Mittelfarbe zwischen dunklem Indig- und Entenblau.

Die Flächen auf denen die Fasern sich frey darstellen, sind seidenartig glänzend und schillernd; auf den Flächen der Faserbündel neigt das Seidenartige des Glanzes etwas zum Wachstigen hin. Die fein zertheilten Flocken sind seidenartig schimmernd. Nur in diesem aufgelockerten Zustande ist das Fossil durchscheinend; dagegen sind selbst die kleinsten Faserbündel undurchsichtig.

Das specifische Gewicht wurde, bey einer Temperatur des Wassers von  $15^{\circ}$  R. = 3,200, also genau mit dem von Klaproth angegebenen eigenthümlichen Gewichte der dichten Abänderung übereinstimmend gefunden. In der Härte steht das Mineral dem Flußspathe am nächsten. Scharfe Kanten stärkerer Faserbündel rizen Kalkspath; dagegen werden ihre Absonderungsflächen durch Apatit geritzt, welches am deutlichsten wahrgenommen wird, wenn man rechtwinklich gegen die Faserbündel einschneidet.

In dünnen Faserbündeln ist das Mineral stark und vollkommen elastisch biegsam; haben aber die Faserbündel eine Stärke von etwa einer Linie, so findet nur eine geringe Biegsamkeit Statt. Dabey besitzt der Körper einen außerordentlichen Zusammenhalt. Stärkere Faserbündel sind schwer zu zerbrechen; dünnere sehr schwer zu zerreißen und die zartesten Fasern lassen sich sehr oft hin und herbiegen, ja es lassen sich so:

gar Knoten daraus bilden, ohne daß der Zusammenhang aufgehoben wird. Diese Eigenschaft, durch welche sich der asbestartige Krokydolith vor allen anderen faserigen Mineralkörpern im hohen Grade auszeichnet, veranlaßte den Hofr. H. zu versuchen, die Größe des Zusammenhaltes wo möglich etwas genauer zu bestimmen, wobey er sich der eben so gütigen als geschickten Beyhülfe des Herrn Domänenpächters Henrici in Harste zu erfreuen hatte. Es wurden aus dem Fossil genau caliberierte Cylinder dargestellt, um diese durch daran angebrachte Gewichte zerreißen zu lassen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie so zu befestigen, daß bedeutende Gewichte angehängt werden konnten, gelang solches bey einem Cylinder, der einen Durchmesser von 0,04" Engl. hatte (zur genauen Bestimmung der Stärke diente ein Lond'scher Wollmesser). Er trug 91 Hannov. Pfund ohne zu zerreißen. Der Cylinder zerriß nachher unter Umständen, die eine ganz genaue Ausmittelung des Gewichts, bey welchem es geschah, nicht zuließen; doch kann dieses zu etwa 100 Hannov. Pfund angenommen werden. Aus gemeinem Asbest gearbeitete Cylinder von 0,07" Engl. Durchmesser, zerrissen dagegen schon bey einem Gewichte von 11 bis 12 Loth. Ein Versuch mit einem aus Fasergyps von Ilfeld dargestellten Cylinder von derselben Stärke, gab zwar kein sicheres Resultat, aber doch die Gewißheit, daß er ein Gewicht von 5 Pfund nicht zu tragen im Stande war.

Der asbestartige Krokydolith ist sanft anzufühlen und hängt nicht an der Zunge. Vollkommen reine Stücke zeigen nicht die mindeste Einwirkung auf den Magnet; auch werden die zarresten Flocken von einem starken Magnet nicht

angezogen. Er wird weder durch Erwärmung, noch durch das Reiben oder den Druck electricisch; leitet aber, nach den von Herrn Henrici und dem Hofr. H. gemeinschaftlich angestellten Versuchen, die Electricität, wiewohl langsam und unvollkommen.

Eben so ausgezeichnet ist dieses Fossil zu Folge der von dem Hn. Hofr. Stromeyer mit demselben angestellten Versuche auch in seinem chemischen Verhalten.

Im Feuer schmelzt es ungemein leicht, so bald es bis zum starken Rothglühen erhitzt wird, zu einem schwarzen, glänzenden, undurchsichtigen und etwas blasigen Glase, welches vom Magnet stark gezogen wird, und zerrieben ein schwärzlich graues Pulver gibt. Seine Leichtflüchtigkeit ist dabey so groß, daß es fast augenblicklich in Fluß kommt, wenn man es in dünnen Faserbündeln nur in die Flamme einer Spirituslampe hält. Hierdurch unterscheidet es sich, außer den schon angeführten Eigenschaften, ebenfalls sehr wesentlich von dem Asbest.

Beym Schmelzen nimmt zugleich sein Volumen dem Breitedurchmesser nach bedeutend zu, und dehnt sich wohl zu dem Vier- bis Fünffachen desselben aus.

Wird dasselbe hingegen einer geringern und nur allmählich bis zum anfangenden Rothglühen gesteigerten Hitze ausgesetzt und dabey der Zutritt der Luft abgehalten, so zieht es sich unter Ausgabe einer geringen Menge Wasser etwas zusammen, verliert seinen Glanz und zugleich sehr an Elasticität und Zusammenhang, ohne übrigens weder auffallend seine Farbe noch sonst seine Gestalt zu verändern und ohne dadurch auch die Eigenschaft zu erlangen, vom Magnete gezogen zu werden.

Auf dieselbe Weise verhält sich dieses Fossil auch, wenn man es in Wasserstoffgas einem gleichen Hitzegrade aussetzt.

Geschieht das Glühen aber unter vollem Zutritt der Luft, so erleidet dasselbe zwar anfangs dieselben Veränderungen, nimmt aber dann sehr bald, ohne sich zuvor zu schwärzen, gleich dem reinen Eisenoxydul eine rothbraune und zuletzt völlig eisenrothe Farbe an, indem es zugleich um einige Procent am Gewicht wieder zunimmt. Sein faseriges Gefüge erhält sich hierbey aber noch unverändert. Wird aber jetzt die Hitze bis zum starken Rothglühen vermehrt, so schäumt es schnell auf, und schmelzt rasch unter bedeutender Vermehrung des Volumens und unter abermaliger Abnahme seines Gewichts zu dem schon erwähnten schwarzen Glase.

Erhitzt man dagegen das roth gebrannte Fossil in Wasserstoffgas ohne die Hitze bis zum Schmelzen zu steigern, so färbt es sich wieder bläulich grau und gleicht dann völlig dem beym Ausschluß der Luft geglühten Fossil.

In Wasserstoffgas aber bis zum Schmelzen erhitzt, gibt es ein eisengrau gefärbtes, blasiges Glas, das vom Magnet sehr stark gezogen wird und mit Salzsäure übergossen, Wasserstoffgas entbindet.

In fließendem Borax löst sich dasselbe sehr leicht auf, und schmelzt mit demselben zu einer grün gefärbten, vollkommen durchsichtigen Perle zusammen, welche auf Zusatz von Salpeter eine rothbraune Farbe annimmt.

Wasser zeigt auf dasselbe, wie sich schon im Voraus erwarten ließ, gar keine Einwirkung, und nimmt auch aus demselben nicht das Gerinste auf. Damit einige Zeit in Berührung



erhalten und zugleich der Luft ausgesetzt, ändert sich weder die Farbe desselben, noch erleidet dasselbe sonst eine merkbare Veränderung.

Auch von den Säuren, sowohl der Schwefelsäure, als auch der Salzsäure, Salpetersäure und Salpetersalzsäure wird es nicht merkbar angegriffen, selbst wenn deren Einwirkung durch Wärme unterstützt und es auch anhaltend damit gekocht wird. Dieselben ziehen nur eine Spur Eisen aus demselben aus, ohne übrigens weder dessen Farbe noch dessen Zusammenhang und faserige Textur nur im mindesten zu verändern.

Die Alkalien hingegen greifen es an, zerstören sein Gefüge und ertheilen ihm zuerst eine grüne und dann rothbraune Farbe; jedoch ist dazu die Mitwirkung der Wärme erforderlich.

Da die lavendelblaue Farbe dieses Fossils bey dem bedeutenden Eisengehalte desselben anfangs vermuthen ließ, daß es phosphorsaures Eisenoxydul enthalte, und von diesem die blaue Farbe desselben abhängig sey, so wurde es auf das Vorkommen dieser Säure zuerst geprüft, und zu dem Ende mit ätzendem Kali zerlegt. In der hierdurch erhaltenen alkalischen Auflösung konnte indessen weder eine Spur Phosphorsäure, noch eine andere Säure außer Kieselerde aufgefunden werden, und es ergab sich auch aus den fernern Versuchen, daß das Eisen in diesem Fossile bloß an Kieselerde gebunden sey und die blaue Farbe desselben nur allein von dem kiesel-sauren Eisenoxydul herrühre. Hierdurch erhält nun auch die von dem Hofr. Str. schon früher geäußerte Meinung, daß das Eisen im Minimo seiner Oxydation ein blau gefärbtes Oxyd bilde, und diese Farbe auch mehreren seiner Verbindungen mittheile, abermals eine neue Bestätigung.

Zufolge der hierauf vorgenommenen quantitativen Analyse sind in 100 Theilen des asbestartigen Krokydoliths enthalten:

Kieselerde . . . . .	50,81
Eisenoxydul . . . . .	33,88
Manganoxyd . . . . .	0,17
Magnesia . . . . .	2,32
Kalk . . . . .	0,02
Natron . . . . .	7,03
Wasser . . . . .	5,58

---

199,81

Durch das Resultat dieser Analyse wird demnach die Vermuthung des Herrn Hofr. Hausmann, daß dieses Fossil eine Varietät des von Klaproth untersuchten Blau-Eisensteins sey, schon zur Genüge bestätigt. Um indessen diese Meinung noch vollends außer allem Zweifel zu setzen, wurde von dem Hofr. Stromeyer auch dieses letztere Fossil noch einer Analyse unterworfen, wozu er durch die Güte des Herrn Professor Weiß in Berlin unlängst in Stand gesetzt worden war.

Die mit diesem Fossil angestellte Untersuchung ergab nun vollends die vollkommenste Identität beider Mineralkörper, denn dasselbe zeigte nicht nur genau dasselbe Verhalten im Feuer und gegen die Säuren und Alkalien, wie der asbestartige Krokydolith, sondern fand sich auch genau aus denselben Bestandtheilen und in demselben Mengenverhältniß unter einander verbunden, zusammengesetzt.

Aus 100 Theilen desselben wurden nämlich erhalten:

Kieselerde . . . .	51,64
Eisenoxydul . . . .	34,38
Manganoxyd . . . .	0,02
Magnesia . . . .	2,64
Kalk . . . .	0,05
Natron . . . .	7,11
Wasser : : . . . .	4,01

---

 99,85

Eine faserige Abänderung vom Krokydolith, die sich durch mehrere Merkmale von der Africanischen Varietät unterscheidet, hat der Hofr. H. im Norwegischen Zirkonsyenite aufgefunden. Sie ist unvollkommen, theils gleich, theils auseinander und durcheinander laufend faserig. Faserbündel lassen sich von einander ablösen; sie haben aber bey weitem nicht die Theilbarkeit, als bey der asbestartigen Varietät. Das Fossil ist von lavendelblauer Farbe, die einer Seite in das Schwärzlichblau, anderer Seite in das Grünliche sich zieht. Es ist inwendig seidenartig schimmernd und undurchsichtig. Das specifische Gewicht wurde, bey einer Temperatur des Wassers von 15° R. durch eine Wägung = 3,393, durch eine andere = 3,394, also etwas höher als bey den Africanischen Abänderungen gefunden, welches vermuthlich von einem anderen, mit dem faserigen Krokydolith innig verwachsenen Mineralkörper herrührt. In der Härte stimmt diese Varietät mit der asbestartigen überein. Sie ist sehr schwer zersprengbar, mager anzufühlen und hängt schwach an der Zunge. Das Verhalten im Feuer ist mit dem der Africanischen Abänderungen vollkommen übereinstimmend.

Mit diesem Fossil kommt ein blätteriges Mineral verwachsen vor, welches sich durch seinen lebhaften Glanz bemerklich macht und an Stellen, wo es reiner ausgesondert ist, bald lauch- bald schwärzlich-grün erscheint. Es hat zwey ausgezeichnete Blätterdurchgänge, die rechtwinklich einander schneiden. Außerdem scheinen noch zwey schiefwinkliche vorhanden zu seyn. Die Spaltungsflächen sind stark glänzend, von einem zwischen Glas- und Perlmutterartigem das Mittel haltenden Glanze. Das Mineral ist durchscheinend, ritzt Apatit und schmelzt vor dem Löthrohre sehr leicht zu einem anfangs rothbraunen, später schwarz und dem Magnete folgsam werdenden Glase. Dieß Fossil scheint mit Amphibol oder Pyroxen verwandt zu seyn; aber die innige Verbindung mit dem Krokydolith gestattet keine Entscheidung über seine wahre Natur.

Jene faserige Abänderung des Krokydoliths, die von dem verstorbenen Schumacher in dem Verzeichnisse der Norwegischen Mineralien S. 139 als blaue Eisenerde mit aufgeführt zu seyn scheint, kommt im Zirkonsyenite von Stavera im südlichen Norwegen, zwischen fleischrothem Feldspath, zugleich mit Titaneisen, eingewachsen vor.

Einen Uebergang von dem faserigen Krokydolith aus Norwegen zu dem dichten aus Südafrica bildet eine in Grönland sich findende Abänderung, die der Hofr. H. unter mehreren Grönländischen Fossilien durch die Güte des verstorbenen Gratzraths Londer Lund in Kopenhagen erhielt. Diese ist unvollkommen, kurz und durcheinander laufend faserig, dem Unebenen genähert. Sie hat eine dunkel-lavendelblaue Farbe; ist inwendig matt; undurchsichtig; sehr

schwer zersprengbar; an der Zunge hängend. Das specifische Gewicht = 3,220. Die Härte wie bey den anderen Varietäten und ebenso das Verhalten im Feuer. Das Stück welches der Hofr. H. besitzt ist unbestimmtkegig, auswendig zum Theil löcherig und zeigt an einigen Stellen Spuren von weißem Feldspath. Da in Grönland Zirkonsyenit vorkommt, so ist es möglich, daß diese Gebirgsart dort, wie im südlichen Norwegen, das Muttergestein des Krokydoliths ausmacht.

Zu dieser Mineralsubstanz scheint auch das lavendelblau, unvollkommen faserige, mit Saphirquarz zusammenbrechende Fossil von Golling im Salzburgerischen zu gehören, welches von dem Herrn Geheimenrath Ritter von Leonhard unter dem Namen von faserigem Siderit beschrieben worden. Es schmelzt zwar etwas schwerer als die anderen Abänderungen, welches vielleicht von innig beygemengtem Quarz herrührt, verhält sich aber übrigens im Feuer, wie jene und steht im Aeußeren dem faserigen Krokydolith aus Norwegen am Nächsten.

Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ein lavendelblauer Anflug, der zuweilen an Gebirgsarten sich zeigt, welche Hornblende enthalten, z. B. an dem körnigen Hornblendegestein vom Kjernerud = Wasser unweit Kongsberg in Norwegen, eine erdige Abänderung des Krokydoliths ist. Daß dieser Anflug keine Phosphorsäure enthält und daher nicht Blaueisenerde ist, hat eine von dem Herrn Hofrath Stromeyer damit vorgenommene, chemische Prüfung erwiesen.

Sollte der asbestartige Krokydolith aus Südafrica in größerer Menge zu erhalten seyn,

so würde man wegen der Eigenschaft, in die feinsten Fäden von verhältnißmäßig ausgezeichnete Festigkeit sich sehr leicht zertheilen zu lassen, vielleicht nützliche Anwendungen, z. B. zu Fadentreuzen in Teleskopen, davon machen können.

## M ü n c h e n.

Druck und Verlag von F. G. Franckh: Kirchenzeitung für das katholische Deutschland, herausgegeben im Verein mit mehreren katholischen Gelehrten von Jacob Sengler. Zweyter Jahrgang. Erstes bis siebentes Monatsheft. 1831. Quart.

Rec. hat sich niemals von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der sogenannten Kirchenzeitungen überzeugen können. Der Zeitgeist freylich scheint diese Art der theologischen und kirchlichen Literatur zu fordern und im hohen Grade zu genehmigen. Wir zählen jetzt in Deutschland nicht weniger als 11 Kirchenzeitungen, 6 protestantische und 5 katholische; es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß in den nächsten Jahren ihre Zahl eher wächst, als abnimmt. Wenn man sagt, sie dienen zur Erregung und zum schnellen Verkehr der öffentlichen Meinung in der Kirche, so mag das wahr seyn: aber es fragt sich, ob es recht und gut ist, die Kirche in dieser Hinsicht mit dem Staate zu parallelisieren. Rec. zweifelt daran. Nach seiner Ansicht fordern die religiösen Angelegenheiten immer und überall eine viel ruhigere Erwägung und Besprechung, als die reine Zeitungs-Literatur erlaubt. Die Bildung der öffentli-

chen Meinung in der Kirche dem schwankenden Boden flüchtiger Tagesblätter anzuvertrauen, halten wir für sehr bedenklich. Aus dem allgemeinen Gespräch und dem tagtäglichen Geschreibe auch der Unberufensten kann nur ein Zerrbild und eine wachsende Verwirrung der öffentlichen Meinung hervorgehen, nie ihre reine und klare Gestalt. Sollen aber einmal Kirchenzeitungen seyn, so ist es gut, daß jede Partey und Richtung die ihrige hat, wie in der politischen Welt. Die vorliegende, welche schon im Laufe des Jahres 1830 ihren Anfang genommen, ist eine der achtbarsten in der katholischen Kirche. Ihr würdiger Herausgeber ist durch andere literarische Productionen als ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit bekannt; so daß sein Name schon dafür bürgt, was die That lehrt, daß seine Kirchenzeitung in einem edlen und würdigen Tone die kirchlichen Gegensätze der Zeit mehr zu versöhnen und zu mäßigen, als neu aufzuregen und zu schärfen sucht. Ihr Inhalt ist mannigfaltig. Längere Abhandlungen und Aufsätze über die wichtigsten und interessantesten Gegenstände der Theologie und Kirche, wechseln mit Recensionen, kurzen Aphorismen, auch geistlichen Poesieen und kirchlichen Nachrichten auch aus dem Auslande. Der Standpunct ist durchaus der Römisch-Katholische, aber, wie sich besonders in den Abhandlungen kund gibt, der der neueren Zeit, der das Positive geistig zu verstehen und durch eine entsprechende Philosophie zu verklären sucht. Dieß Letztere macht den Ton der Zeitung oft weniger populär und verständlich, als er seyn sollte.

## Hildburghausen und Neu-York.

Im bibliographischen Institut. Prachtausgaben der ganzen Heiligen Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. 1. Bibel für Confirmanden, 1. 2. 3. 6. 8. Lieferung. 2. Haus- und Familienbibel, beste und wohlfeilste Prachtausgabe, von jeder die 4 ersten Lieferungen. 3. Kirchen- und Pastoralbibel 1. und 2. Lieferung; die beiden ersten Ausgaben in groß 8., die dritte in Imperialquart, jede mit vielen Kupfern aus der biblischen Geschichte. 1831 und 1832.

Ein Unternehmen, das aller Ehren werth ist, und alle Aufmunterung verdient. — Nach den vorliegenden Proben zu urtheilen scheint die Aufgabe, das Meisterwerk Luthers durch typographische Schönheit und Correctheit zu ehren, und diesen Schatz der deutschen Kirche in edlerer Gestalt durch wohlfeile Preise so viel als möglich unter dem Volke zu verbreiten, wirklich gelöst zu seyn. In wissenschaftlicher Hinsicht hat diese Ausgabe das Eigenthümliche und Verdienstliche, daß sie den Lutherischen Text 'unverfälscht und unverkümmert' zu liefern verspricht. Zwey ausgezeichnete Theologen, heißt es, hätten sich der kritischen Revision unterzogen, und nach den Originaleditionen Luthers, (vom N. T. Wittenberg 1522, Basel 1523; von der ganzen Bibel Wittenberg 1534. 35. 41., vornehmlich aber 1545, nach der letzten Revision Luthers), den Text mit Vorsicht so constituirt, daß Luthers Ausdruck unangetastet geblieben, und nur Orthographie und Inter-



punction nach den ausgemachten Grundsätzen der neueren Zeit geändert, auch nur da, wo eine Form in der Wortbeugung offenbar gegen die jetzt bewährten grammatischen Gesetze anstößt und Mißverstand veranlassen könnte, eine scheinende Berichtigung zugelassen worden sey. Ref. findet das Verfahren verständig und wohl begründet. Nur hätte er gewünscht, die Revisoren wären zur Bürgschaft für das deutsche Publicum genannt worden; auch muß er wünschen, daß dem beendigten Werke eine Vergleichungstabelle der Revision hinzugefügt werde, damit auch die darüber urtheilen können, welche nicht im Stande oder Willens sind, die Originaleditionen mit dem vulgären Texte zu vergleichen.

L.

---

### Nachtrag zu S. 801 . . 807.

Der Herausgeber des im 81. Stücke angezeigten Fragmentes eines mittelhochdeutschen Gedichtes hält es für seine Pflicht, ein von ihm begangenes Versehen zu berichtigen. Das Pergamentblatt, das die Erzählung von Breimundes Kampfe mit dem Schenken Dietrich enthält, ist von dem Buchbinder verkehrt eingeklebt worden, und die Seite B ist die erste, die Seite A die zweyte Seite; oder, mit andern Worten, Zeile 101 bis 3. 194 müssen zuerst stehen, und 3. 1 bis 100 müssen darauf folgen.

G. F. Benecke.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

161. Stück.

D e n 10. O c t o b e r 1 8 3 1.

---

R o m.

Wir würden fürchten unsere Leser zu ermüden, indem wir nach der kürzlich gegebenen Anzeige des *Muséum Etrusque* des Prinzen von Canino und dem Berichte über die die Canino-Basen betreffende Societäts-Vorlesung des Unterzeichneten schon wieder von diesem Gegenstande in diesen Blättern reden, wenn nicht wirklich die Frage nach dem Ursprunge dieser Vasen für die alte Kunst-, Cultur- und Handelsgeschichte von gleicher Wichtigkeit, und einer allgemeinen Aufmerksamkeit würdig wäre. Wir eilen daher, die Hauptgedanken einer Abhandlung des trefflichen Archäologen Ed. Gerhard, welche uns wenige Tage nach dem Abdrucke jenes Berichts zugekommen sind, überschrieben: *Excerpta sententiarum quae in Ed. Gerhardii de vasis Volcentibus commentario continentur*, schon ehe wir die Abhandlung selbst zu Gesicht bekommen, mitzutheilen, indem wir einige Bemerkungen daran knüpfen, welche die Thesen-

form dieser Sätze gewissermaßen absichtlich hervorrufft. Der kundige Leser, welcher sich des Inhalts der Societätsvorlesung erinnert, wird in Hauptpunkten eine auffallende Uebereinstimmung der in Rom und in Göttingen geäußerten Ansichten bemerken; wo aber das Urtheil von der autoptischen Kenntniß der Vasenfabrication und der Malerey abhängt, wird er natürlich sich an den an Ort und Stelle lebenden Archäologen halten, da der Unterz. wiederholen muß, ganz und gar von dem Studium der von Lucian Bonaparte mitgetheilten Inschriften ausgegangen zu seyn, und darauf seine Sätze gebaut zu haben. Die erste und die letzte These, vieldeutiger Art, läßt der Ref. uncommentiert.

1. Monumentorum artis qui unum vidit, nullum vidit: qui millia vidit, unum vidit.

2. Leonem ex ungue, Volcentes ex voce, Graecorum artem ex testa cognoscas; picturas vasorum fictilium explicaturus, nisi primum de arte et aetate quaesiveris, eruditionis horrea frustra adibis. Eine Bemerkung, die an dem Muséum Etrusque sich vollkommen beurfundet.

3. In vasis pictis quae ex Volcentium sepulcris extrahuntur, Graecorum ubique ars, sed triplex artificum disciplina ita deprehenditur, ut quid Atticae, Siciliae, Magnae Graeciae, quid Graecorum in Etruria degentium, quid ipsorum Etruscorum moris fuerit, ex congruente formarum, lineamentorum, imaginum et inscriptionum usu penitus intelligatur. Ars apula et lucana a Volcentium picturis plane abhorret. Hier wird also auch Attika unter den Waterländern dieser Vasen zuerst genannt, aber zwey andere Classen werden davon, als in jeder Hinsicht da-

von verschieden, getrennt. Auch in den herausgegebenen Inschriften sondern sich einzelne von den andern ab, aber die große Masse scheint dem Unterz. in den Formen der Buchstaben gleichartig, und unverkennbar nach einer Heimat hinzuweisen. Wir sind daher begierig zu erfahren, wie viel Vasen im Verhältniß zu den andern Groß-Griechenland und Sicilien zugetheilt, wie viele als in Etrurien selbst gearbeitet angesehen werden. Von Wichtigkeit ist die Bemerkung über die große Verschiedenheit, welche zwischen diesen echt Hellenischen Vasen und den halbbarbarischen von Apulien und Lucanien (Basilicata) statt findet.

4. Cum triplex sit species picturae fictilis, seu stylum artis dicere mavis, qui ex formarum, colorum et lineamentorum diversitate pseudoaegyptiaca, archaicae graecae, graecaeque perfectae artis nomine distinguitur, monumenta cujusque styli in picturis volcentibus plurima reperire licet, archaici graeci ceteris frequentiora. Sed archaica species usum, non aetatem indicat; quae originem habuerat ceteris antiquiorem, non idcirco monumenta reliquit primaevi temporis. Dieß Alles entspricht völlig auch unsern Ansichten. Diese drey Arten von Vasenbildern, die barocken buntfarbigen Thierfiguren, bey denen Manche ohne gehörigen Grund an Aegypten gedacht haben, die schroff und hart gezeichneten schwarzen Figuren des altgriechischen Styls, die schöngebildeten des spätern Styls finden sich eben so wie zu Canino in den Vasen-Fundorten in Griechenland und Campanien zusammen; und der zweyte Styl pflanzt sich in den Vasen, wie in hieratischen Reliefs, Jahrhunderte lang neben dem ersten fort. Griechenlands Kunst erhält durch

das Fortüben der Kunstweise früherer Perioden, innerhalb der Schranken einer eigenthümlichen Bestimmung, eine ganz eigene Mannigfaltigkeit.

5. Graecorum numinum in picturis volcentibus religio veterem Atticae usum sequitur; Minervae, Apollinis Neptunique primarius est cultus, mysticorum numinum imagines et festa visuntur, arcana non divulgantur; deorum species antiquiore modo, Bacchus barbatus, Venus vestita, expressae sunt. Hercules, Theseus, Homeri et Homeridarum heroes in iisdem, sunt celebratissimi; athletica, palaestrica, nuptialia argumenta ex graeco more ducta eaque frequentissima sunt. Hier begegnen sich verwandte Studien auf das erwünschteste in demselben Resultat.

6. Inscriptionum quae ex vasis volcentibus innotuerunt, maxima pars graeca est graecaque lingua explicatur; ceterae graecis litteris scriptae pictorum negligentia sive simulatione vetustae originis obscurae sunt; tres solae inter ter millia picturarum linguam etruscam vilemque Etruscorum operam profitentur. In graecis autem quas dixi inscriptionibus aspiratarum litterarum constans, simonidearum rarus est usus. Auch hier Einstimmung. Nur möchten wir jene sonderbaren Inschriften ohne Sinn, besonders weil sie oft nur in einer Wiederholung einiger weniger Buchstaben bestehen, noch immer lieber daraus erklären, daß des Schreibens unkundige Topfmalers doch auf ihre Gefäße etwas einer Inschrift Ähnliches setzen wollten. Daß die Simonideischen Buchstaben ( $\eta$   $\omega$   $\xi$   $\psi$ ) auf diesen Vasen selten vorkommen, ist wohl nicht genug gesagt, da die mit den Malereyen verbundenen Inschriften

ten des Muséum Etrusque uns gar kein evidentes Beyspiel derselben liefern. Wenn jene Buchstaben aber unter den eingekritzeltten Zeichen am Fuße der Vasen vorkommen (wie ΣΩ n. 543 b): so hat dieß auf die Frage nach der Heimat der Gefäße keinen Einfluß, da diese Marken an einem andern Orte, wo die Simonideischen oder Jonischen Buchstaben schon früher im Gebrauch waren, oder auch einige Zeit später hinzugefügt worden seyn können.

7. In vasorum inscriptionibus obvia sunt artificum, possessorum et expressarum imaginum nomina; possessoris id est quod voce καλός distinguitur. In dem letztern Punkte gehen die beiderseitigen Ansichten von einander ab, da die Abhandlung des Unterz. wahrscheinlich zu machen sucht, daß die Athenischen Topfmahler ihre Vasen mit den Namen damals berühmter καλοὶ schmückten, ohne daß sie deswegen diesen immer zum Geschenke gemacht werden sollten. Sonst begreifen wir in der That auch nicht, wie diese Vasen mit ihren Griechischen Namensinschriften in die Gräber der Volcenter kommen.

8. Donis athleticis, palaesticis, nuptialibus inserviebant vasa volcentia; ornamentis maxime sepulcrorum et mysteriorum ritibus apula et lucana. So sind, auch nach der Meinung des Ref., die Canino-Vasen keineswegs gleich bey der Verfertigung und Bemählung für Gräber bestimmt, sondern nur hienherher dazu benützt worden.

9. Monumentorum volcentium aetas ex artis, festorum rituumque, inscriptionum et usuum rationibus inter olympiadem fere LXXIV et CXXIV (a. u. c. 274 — 474) comprehenditur. Congruit ea aetas Volcorum

rebus, quas afflicta Tarquiniensium conditione Porsennae Romanorumque victoriis (a. 246) ortas elatasve fuisse dubitari non potest, Romanorum triumpho a. u. 473 prostratas esse inter omnes constat. Quid? quod et apula lucanaque vasa recentiora esse volcentibus patet, senatus consulto de bacchanalibus a. u. 566 divulgato antiquiora esse par est. Warum Olymp. 74 als die eine Gränze gesetzt worden ist, davon sehen wir den Grund nicht, da die Inschrift des Wegsteins, welchen wir aus der Zeit der Pisistratiden, um Olymp. 64., haben, mit der auf vielen dieser Vasen sehr gut übereinstimmt. Dagegen muß auf der andern Seite Olymp. 94, in welcher in Athen die Ionischen oder Simondeischen Buchstaben allgemein wurden, als der letzte Termin für die Verfertigung der großen Klasse der beschriebenen Canino-Vasen bestimmt werden, und wir sind begierig zu erfahren, warum Herr Prof. Gerhard bis Olymp. 124 herabgeht. Daß die Bacchanale der Vasen sich mit dem Senatusconsultum Postumianum, wenn es wirklich in volle Kraft trat, nicht recht vertragen konnten, ist klar; ob aber die Vasenmalerey Unteritaliens so plötzlich aufhörte, zu bezweifeln. Dabey erwähnt der Unterz., daß auch unter den Canino-Vasen, nach Herrn Dorow's Mittheilungen, eine bemalte Vatera mit der lateinischen Inschrift Volcani pocolom gefunden worden ist, welche dem sechsten Jahrhundert Rom's angehören möchte; das Bild stellt einen vor einer kleinen Herme stehenden Gros dar, und ist in einem sichtlich spätern Styl, als die zugleich gefundenen Vasen eines mehr Griechischen Zeitalters.

10. Sepulcrorum volcentium luculentissima opera fictilia sunt, eaque graeca et a

Demarati aetate duobus seculis distantia (d. h. um Olympias 80, womit wir völlig übereinstimmen); architectura, lapides inscripti, sculptura vilis, auri et aeris artificium Etruscis debentur. Cetera conjecturis relinquuntur. Ein Satz, den wir für unbestreitbar halten.

11. Fons recens fluit eruditionis multiplicis, quo vel grammaticorum hortuli irrigentur, artis, antiquitatis, historiae cognitio mirifice promovetur. Picturae fictilis quanta fuerit apud Graecos praestantia, ex volcentibus maxime monumentis intelligitur; deorum heroumque imagines, fabulae, res sacrae, iisdem operibus quam maxime illustrantur; Graecorum festa publica, exercitia juvenum, ritus nuptiarum vel ex solis Volcentium vasis exponantur, neque, si non sunt etrusca, ab Etruscorum historia aliena sunt. Nempe historiae etruscae una pars ex scriptoribus, altera ex monumentis petenda est. Sätze, die der Unterz. mit völliger Ueberzeugung wiederholt.

12. Quod hodie exemplis tuemur, inter exempla erit.

R. D. M.

### H i l d e s h e i m.

Unter dem Titel: Beiträge zur Hildesheimischen Geschichte, enthaltend die darauf Bezug habenden Aufsätze der sämtlichen Hildesheimischen Wochen- und einiger kleinen Gelegenheitschriften bis zum Jahr 1828. 3 Theile in Octav (bey Gerstenberg) ist jetzt die Sammlung erschienen, zu welcher wir G. g. N. 1828. St. 147 Hoffnung machten. Sie umfaßt 124 Aufsätze, und empfiehlt sich eben so sehr durch die Man-



nigfaltigkeit als die Gründlichkeit vieler darin enthaltenen Artikel. Sie sind nach ihrem Inhalte in acht Abtheilungen gebracht. I. Allgemeine Geschichte des Landes und der Bischöfe. II. Weltliche, örtliche, und besondere Geschichte. III. Kirchengeschichte. IV. Geschichte der milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten. V. Litterargeschichte. VI. Cultur- und Sittengeschichte. VII. Biographische Nachrichten. VIII. Miscellen. Die Sammlung hat zugleich einen diplomatischen Werth da, wo es der Gegenstand erforderte, auch die Urkunden, 84 an der Zahl, die erste von 1140, die letzte von 1802 mit abgedruckt sind. So ist diese Sammlung ein reiches Magazin für die Geschichte von Hildesheim; deren zweckmäßige Einrichtung, und deren Werth wir um desto bereitwilliger anerkennen, je gewisser es sich voraussehen ließ, daß diese, in fliegenden Blättern zerstreuten Aufsätze ihrem Untergange nicht würden haben entgehen können. Die so bedeutende Anzahl derselben gestattet es uns nicht, sie einzeln aufzuführen, wir dürfen aber versichern daß die meisten derselben eben so reich an Interesse als an Belehrung sind.

Hn.

---

Druckfehler im 152. St.

§. 1506 Z. 13 v. u. lies Mehrheit statt Wahrheit. — §. 1509 Z. 13 v. u. fehlt im Anfange der Zeile das Wort auf. Z. 2 setze nach vielgestaltig ein Komma. — §. 1511 Z. 3 v. o. statt und lies der mit vorgeseßtem Komma. Auf derselben Seite Z. 10 v. u. fehlt vor *von* das Wort Geist. — §. 1513 Z. 6 v. u. lies *ἀλλοιῶσι*. Z. 7 setze statt des Buchstabens r die Zahl 1. — §. 1514 Z. 18 v. u. statt daß

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

162. 163. Stück.

Den 13. October 1831.

---

L o n d o n.

For Longman, Rees etc.: The political life of the right hon. George Canning from his acceptance of the seals of the foreign department, in Sept. 1822, to the period of his death, in August 1827. With a short view of foreign affairs subsequently to that event. By Augustus Granville Stapelton esq. 3 vols 1831. 1 Bd. 490 S. 2 B. 504 S. 3 B. 384 S. Octav.

Eine umfassende, fachkundige und gründliche Darstellung des öffentlichen Lebens und Wirkens eines Staatsmannes, der eine so bedeutende Rolle in der Geschichte unserer Tage gespielt hat wie Canning, der in gewissem Sinne der Repräsentant der Diplomacie unserer Zeit ist, muß auch dem oberflächlichen, gleichgültigen Beobachter als ein so dringendes Bedürfniß erscheinen, daß man sich allerdings wundern mußte, daßselbe in unserer schreibfertigen Zeit noch nicht erfüllt zu sehen, wenn nicht die besondern Schwierigkeiten eines

solchen Unternehmens eben so einleuchtend wären als seine Zweckmäßigkeit. Zwar über das Privatleben eines britischen Staatsmannes (so weit es überhaupt in das Gebiet einer Biographie gezogen zu werden braucht), besonders aber seine Stellung, seine Thätigkeit in der einheimischen Politik seines Landes, sind bey der großen Ausdehnung der Pressfreyheit in England, bey der Deffentlichkeit der Parlamentsverhandlungen, den politischen Glaubensbekenntnissen und Explicationen von den Hustings herab und bey öffentlichen Wahlen, genügende Quellen Jedermann zugänglich; und in einigen der theils während Canning's Lebzeiten theils nach seinem Tode erschienenen Schriften, sind diese Quellen mit Sachkenntniß und Talent, wenn auch nicht immer mit Unparteylichkeit benutzt worden. Was dagegen die, wenigstens für die allgemeine Geschichte der neueren Zeit wichtigste Seite des politischen Lebens dieses Staatsmannes betrifft, nämlich die auswärtige Politik, so war es sehr viel schwieriger auch nur die bescheidensten Ansprüche zu befriedigen, da die Geheimnisse der Diplomacie sich sogar der britischen Pressfreyheit und der unbescheidensten Neugier der Oppositionen nicht selten zu entziehen wissen. Wer es unternimmt diesen Theil der Aufgabe auch nur einigermaßen genügend zu lösen, muß daher, abgesehen von keinesweges gewöhnlichen innern Befähigungen und Kenntnissen, auch durch besondere äußere Umstände begünstigt werden; und in dieser Hinsicht durfte der Verfasser des vorliegenden Werkes sich allerdings vor vielen Andern berufen fühlen eine vollständige Darstellung des politischen Lebens Canning's zu liefern. Zwar finden wir nichts Näheres über seine persönlichen Verhältnisse angegeben, aber es reicht vollkom-

men hin, und das ganze Werk beweist es, daß (wie er in der Einleitung sagt) ihm die nachgelassenen Papiere Canning's zur unbeschränkten Benutzung anvertraut worden sind. Auf diese Weise haben wir ein Werk erhalten was beynah als eine politische Selbstbiographie Canning's gelten kann, da dessen eigene (durch Gänsefüßchen bezeichneten) Aeußerungen über die Motive und Folgen seiner Politik einen großen und den wichtigsten Theil desselben ausmachen; überdieß aber hat der Verf. selbst sich offenbar so mit Canning's Ansichten vertraut gemacht, es herrscht eine so offenbare Geistes- und Characterverwandtschaft zwischen dem Helden und dem Biographen, daß es schwer wird an irgend einem innern Merkmal zu unterscheiden wo der eine und wo der andere spricht. Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß Herr Granville Stapelton nicht nur als politischer Anhänger sondern auch als persönlicher Freund Canning's auftritt, und da wir in dieser Hinsicht es natürlich und billig finden, daß sein Werk ein unbedingtes Panegyricum dieses Staatsmannes ist, so wollen wir weder seinem Scharfsinn noch seiner Aufrichtigkeit zu nahe treten, indem wir gestehen, daß es ihm nicht gelungen ist alle Seiten, alle Punkte einer so vielseitigen, schwierigen Wirksamkeit, zu rechtfertigen. Zwar wird er in seiner unbedingten Bewunderung Canning's des Beyfalls einer Ansicht, einer Partey sich erfreuen, die in der gebildeten Welt so allgemein verbreitet ist, daß man sie wohl mit Recht die herrschende nennen kann; aber eben deshalb verlohnt es sich der Mühe zu untersuchen: wie sich das was Canning wirklich war und that zu dem Bilde verhält was der Liberalismus unserer Zeit unter seinem Namen verehrt? Denn fast noch wichtiger, bedeutungs-

voller als das Leben und Wirken ausgezeichnete Männer sind die Urtheile der Mitwelt über sie — oder vielmehr eben diese Urtheile, diese Ansichten gehören zu den bedeutendsten Resultaten ihres Wirkens, während sie zugleich dasselbe wesentlich bedingen und der Nachwelt erklären. — Eine Untersuchung der Ursachen, weshalb trotz so mancher sehr nahe liegenden Einwendungen und Zweifel Canning so entschieden der Held des Liberalismus, besonders des deutschen Liberalismus, das Ideal eines Staatmannes nach dem Herzen unserer Zeit geworden ist, würde uns hier viel zu weit führen und wir bemerken in dieser Hinsicht nur daß die Lösung dieses Räthsels vielleicht größtentheils in einer einzigen Aeußerung Canning's sich finden ließe. Canning hat bey irgend einer Gelegenheit den Toast gebracht: 'bürgerliche und religiöse Freyheit für die ganze Welt!' und wer könnte leugnen, daß er damit die Losung des 19ten Jahrhunderts ausgesprochen hat — bestimmter und vernehmlicher als je irgend ein Staatsmann in seiner Stellung es gethan, und freylich im grellsten Gegensatz mit allen denjenigen die mit ihm zugleich das Schicksal der Völker und Staaten lenken oder wenigstens zu lenken scheinen und vorgeben. — Daß aber das größere Publicum, daß die sogenannte öffentliche Meinung sich mit diesem schönen Spruch — diesem berühmten und eigentlichen bon mot — begnügt, ohne eben sehr streng zu untersuchen inwiefern Canning in seiner politischen Wirksamkeit jener Losung treu geblieben ist, darf uns wenig befremden, wenn wir sehen wie hoch auch nach Jahrhunderten dergleichen glückliche bon mots ihren Verfertigern angerechnet werden. Wer denkt z. B. bey dem Namen Heinrich IV. von Frankreich nicht als-

bald an das Huhn im Topfe, welches er jedem seiner Unterthanen als Sonntagsfreude wünschte; und da ein Huhn im Topfe zu allen Zeiten wo möglich noch mehr aufrichtige Verehrer gezählt hat als alle mögliche bürgerliche und religiöse Freyheit, so ist nicht zu verwundern daß Heinrich IV. als das Ideal eines volksthümlichen Fürsten dasteht; obgleich er genau genommen eben so wenig dazu gethan hat seinen freundlichen Wunsch zu verwirklichen, als Canning eigentlich gethan hat um bürgerlicher und religiöser Freyheit den Sieg zu verschaffen, oder auch nur ihre Niederlage an manchen Puncten zu verhindern. Da sich aber im Allgemeinen jene Lösung des 19ten Jahrhunderts siegreich bewährt und da die Mehrzahl der Menschen einen überwiegenden Hang hat jede Frage zu einer persönlichen zu machen, und die Verherrlichung eines selbstgeschaffenen Götzen sehr viel befriedigender ist als die Anerkennung einer aus sehr gemischten Elementen entspringenden Nothwendigkeit, so war es sehr natürlich die Ehre des Sieges demjenigen zu geben, der, in einer Stellung in der er freylich wesentlich zum Siege beytragen konnte, jene Lösung so laut ausgesprochen. Zwar dürfte es allerdings in den Augen der Nachwelt als bezeichnender Character unserer Epoche erscheinen, daß die Ereignisse weniger wie zu irgend einer andern Zeit von dem Willen, den Maßregeln derjenigen abhängen die sie scheinbar leiten, und daß eben deshalb zu keiner Zeit die Diplomacie der Staatsmänner sich so viel Mühe gegeben hat ihre Nullität hinter Phrasen zu verbergen als jetzt; daß wir selbst aber uns solche Wahrheiten ungern eingestehen, ist sehr begreiflich. Ja, eben daß Canning selten oder nie in den Fall gekommen ist irgend einen entscheiden-

den aus einer festen Ueberzeugung, einer großartigen Ansicht, einem kräftigen kühnen Character entspringenden Entschluß zu fassen oder durchzuführen, ist wohl ohne Zweifel ein Hauptgrund weshalb er besonders von dem deutschen Liberalismus so hoch gefeyert wird; da bey diesem das philanthropische, gemüthliche Element entschieden vorzuherrschen pflegt, und da es ihm besonders erwünscht seyn mußte hier einen Helden zu finden, dessen Ruhm, da er meist in Wünschen, Gesinnungen, Worten besteht, da er frey blieb von den schweren Opfern welche von einer weniger rhetorischen und mehr practischen Politik unzertrennlich sind, unsere Bewunderung nicht mit unserer Gutmüthigkeit ins Gedränge bringt. Gewiß gibt es keinen Staatsmann den man mit so großer Gewissensruhe und Behaglichkeit bewundern kann wie Canning — was Wunder denn, daß die Zahl derjenigen die sich einem so unverfänglichen, unschuldigen Vergnügen hingeben, eben bey uns so sehr groß ist? — Endlich muß man auch zugeben, daß Canning's wirkliche Verdienste durch den Character, die Talente, das Betragen seiner Umgebung, seiner Gegner und Nachfolger beträchtlich gehoben werden, und daß die heftigen, nicht selten geradezu verläumdrißchen Angriffe, die gegen ihn von Solchen gerichtet wurden, welche ihm ebenfalls die Ehre erzeigten ihm Ansichten, Gesinnungen, Phrasen als Handlungen anzurechnen, wesentlich dazu beytragen die auf ähnlicher Verwechslung begründeten Lobeserhebungen hervorzurufen und zu steigern. So wurde nach und nach der Canning der öffentlichen Meinung ein allegorisches Wesen, was mit dem eigentlichen historischen Canning sehr wenig gemein hat.

Unter diesen Umständen ist nun allerdings das

vorliegende Werk eine sehr erwünschte Erscheinung, da es wesentlich dazu beytragen kann die historische Wahrheit in dieser Sache herzustellen. Denn obgleich, wie gesagt, der Verf. zu den unbedingtesten Bewunderern Canning's gehört, so ist er doch zu sachkundig und zu gewissenhaft um den Thatsachen Gewalt anzuthun, und wenn wir in mancher Hinsicht seine Bewunderung nicht theilen können, wenn unsere Ansicht über den Werth der Thatsachen von der seinigen abweicht, so sind wir doch über das was nun eigentlich als Thatsache anzusehen ist, sofern anderweitige Zeugnisse dabey in Betracht kommen, größtentheils mit ihm einverstanden, und sofern er selbst neue Aufschlüsse gibt, scheint er uns das größte Zutrauen zu verdienen. Wir werden daher auch da wo wir dem Urtheil des Verfs. widersprechen müssen, kaum auf ein anderes Zeugniß uns zu berufen haben als auf sein eigenes. — Schon der Titel des Werkes besagt, daß der Anfang der politischen Laufbahn Canning's bis zu seinem Eintritt ins Ministerium 1822 von dem Plan des Verfs. ausgeschlossen bleibt, was wir sehr bedauern müssen; denn ein Versuch den Zusammenhang zwischen der kühnen Gewaltthat gegen Dänemark, der machiavellistischen Politik gegen Norwegen 1812, mit der vorsichtigen, die Formen des diplomatischen Völkerrechts unter allen Umständen ängstlich beobachtenden, von liberaler Rhetorik überströmenden, Politik einer spätern Epoche darzuthun, könnte nicht anders als sehr interessant seyn. — Abgesehen aber davon verdiente asserdings diese spätere Epoche insofern den Vorzug als Canning hier weit mehr als früher (wo er doch immer nur untergeordnet erscheint) selbstständig auftritt, und für den Character der britischen Polititik verantwortlich ist. —



Indem wir nun dem Verf. folgend eine gedrängte Uebersicht dieser Epoche geben, erlauben wir uns insofern von seinem Plane abzugehen als wir die Hauptrichtungen von Canning's politischer Wirksamkeit zusammenstellen, während der Verf. dem chronologischen Faden folgend, abwechselnd von einem Gegenstand zum andern übergeht. Tene Richtungen zerfallen zuvörderst in zwey Hauptstämme: die innere und die äußere Politik. In der äußern Politik, mit der wir uns zunächst beschäftigen, treten uns gleich folgende Hauptzweige entgegen: die Verhältnisse mit Spanien und seinen ehemaligen Colonien, mit Portugal und seinen ehemaligen Colonien, dann die türkisch-griechische Frage, und die aus allen diesen Angelegenheiten hervorgehenden und durch sie bedingten und verwickelten Verhältnisse zu den Mächten der heil. Allianz — diejenigen mit Rußland wegen der Nordwestküste von America — endlich die Verhandlungen mit den nordamericanischen Freystaaten über die gegenseitigen Handelsverhältnisse und diejenigen über den Schonenhandel; beide hängen schon unmittelbarer mit der innern Politik zusammen und schließen sich in diesem Gebiet an die wichtige Frage des freyen Handels, der Currency, der Crisis von 1825, neben denen wir die, in mancher Hinsicht noch tiefer eingreifenden Fragen der catholischen Emancipation und der Reform finden.

Die nähern Umstände unter welchen Canning 1822 an Londonderry's Stelle ins Ministerium eintrat, so wie sein politisches Betragen seit seinem Austritt aus dem Ministerium 1807 gehören theils zu seinem Privatleben, theils zur Geschichte der innern Verhältnisse Englands, und würden uns jedenfalls hier zu weit führen; wir bemerken daher in dieser Hinsicht nur, daß es

dem Verf. vollkommen gelungen ist Canning's Character gegen die Vorwürfe gemeinen Eigennutzes und politischer Uchselträgerey zu rechtfertigen, welche die damalige Opposition in Bezug auf seine Gesandtschaft in Lisboa und auf seine vielbesprochenen Reden in Liverpool (bey den Wahlen von 1822) erhoben hat. — Die damalige Lage der politischen Verhältnisse in Europa müssen wir ebenfalls als bekannt voraussetzen und erinnern nur daran, daß die von den Mächten der heil. Allianz gegen die constitutionellen Insurrectionen Italiens ausgeführten, gegen das constitutionelle Spanien eingeleiteten Maßregeln, die Auflösung des innigen freundschaftlichen Verhältnisses herbeiführten, welches seit dem Wiener Congreß zwischen Großbritannien und den großen Continentalmächten sich gebildet hatte. Diese Veränderung in der britischen Politik wird allgemein Canning zugeschrieben und darauf hauptsächlich sein unsterbliches Verdienst als Begründer und Repräsentant einer liberalen, humanen Politik Großbritanniens begründet. Hier können wir jedoch einige Bedenken nicht unterdrücken. So wenig wir auch die äußere Politik Englands unter Castlereagh rechtfertigen oder auch nur entschuldigen möchten, sey es vom britischen, sey es vom europäischen Standpuncte aus — so unbegreiflich die *naiveté* erscheint, womit er die ersten Eröffnungen von Seiten der heil. Allianz über ihre Grundsätze und Zwecke aufnahm, und später deren Anwendung gegen Neapel und Piemont zuließ, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Castlereagh selbst schon zur Zeit der Congresse von Troppau und Laibach die falsche Bahn auf der er sich eingelassen hatte erkannte — daß er schon damals in officiellen Mittheilungen an die Continentalmächte erklärte: 'der Plan, die

Versuche einiger Staaten ihre Verfassungen umzuformen, durch fremde Macht oder fremde Rathschläge zu beaufsichtigen oder zu beschränken sey eben so gefährlich auszusprechen als unmöglich in der Ausführung, — — — die heil. Allianz habe bey ihrer Entstehung keinesweges einen solchen Zweck vor Augen gehabt, sey dem Parlament nie von dieser Seite dargestellt worden, und wenn dieß der Fall gewesen wäre, so würde sie nie dessen Billigung erhalten haben — — daß es geradezu eine Pflichtvergessenheit (breach of faith) von Seiten eines britischen Ministers seyn würde eine solche Deutung der Grundsätze der heil. Allianz zu gestatten (to acquiesce in) oder sich zu einer Folge von Maßregeln verleiten zu lassen, die den damals ausgesprochenen und seitdem nach Innen und Außen befolgten Grundsätzen geradezu widersprächen; — — — daß diese Entstellung und Ausdehnung der ursprünglichen Grundsätze der h. Allianz in entschiedenem Widerspruch gegen die Grundgesetze Großbritanniens stehen und niemals als Grundlagen des europäischen Völkerrechts gelten könnten.' — Wir wüßten in der That nicht daß Canning sich irgendwo entschiedener gegen die Grundsätze der herrschenden Continentalpolitik ausgesprochen hätte, und der Verf. gesteht eigentlich selbst ein, daß in dieser Hinsicht Canning keine neuen Grundsätze in das britische Cabinet brachte; aber (meint er) sein großes Verdienst und was ihn so hoch über seinen Vorgänger stellt ist eben, daß er Aufrichtigkeit, Energie und Gewandtheit genug besaß, um diese Grundsätze wirklich in Ausübung zu bringen, was jener nicht wollte oder konnte. Gesetzt auch dieses wäre wirklich Cannings Verdienst (was, wie wir sehen werden, keinesweges der Fall ist) so dürfte dasselbe doch schwerlich so

hoch angeschlagen werden, wenn man bedenkt, daß Canning als er ins Ministerium trat von allen den zahlreichen, schwer zu definierenden, kaum zu vermeidenden persönlichen Rücksichten und Verbindlichkeiten frey war, wodurch sein Vorgänger sich den Continentalmächten gegenüber compromittiert hatte, und die ihn nun zwischen ferneren Zumuthungen von dieser Seite und dem Parlamente, der Nation, ja seinem eigenen Gewissen auf der andern Seite in den furchtbaren Conflict brachte, der ihm Verstand und Leben kostete. Wir finden in Cannings politischer Laufbahn keine Bürgschaft dafür, daß er unter gleichen Umständen es vermieden haben würde, sich auf eine ähnliche Weise wie Castlereagh zu compromittieren, und wenn wir allerdings nicht glauben, daß er je auf eine so tragische Lösung solcher Schwierigkeiten verfallen wäre, so können wir darin eben keinen Grund zu größerer Achtung vor seinem persönlichen Character finden. Wie dem aber auch sey, Canning war frey von diesen Fesseln — keine Schwierigkeit der Art konnte ihn an der Ausführung der Grundsätze, welche er vorfand und theilte, hindern, und es wäre wahrlich die unbegreiflichste Thorheit oder Gewissenlosigkeit gewesen wenn er es nicht gethan oder doch wenigstens versucht hätte. — Soll aber sein Ruf als erster Staatsmann des 19ten Jahrhunderts sich darauf gründen, daß er eine solche Thorheit und Gewissenlosigkeit nicht begangen, so muß man wenigstens gestehen daß die Ansprüche unserer Zeit an ihre großen Männer sehr bescheiden sind.

Der Verf. spricht bey jeder Gelegenheit seine Ueberzeugung aus, daß Canning diese Aufgabe nicht nur begriffen und unternommen, sondern auch vollkommen und glänzend gelöst habe; aber

so wenig wir an der Aufrichtigkeit dieser Uebersetzung zweifeln können, so können wir uns doch nicht verbergen, daß seine eigene durch officielle Documente aller Art belegte Darstellung der Verhandlungen und Begebenheiten, Jeden der sich mit der rhetorischen Außenseite nicht begnügen mag, zu einer ganz entgegengesetzten Ansicht führen muß. Canning's Aufgabe, der heil. Allianz gegenüber, hatte (seiner eigenen Ansicht und des Verfs. Bericht zufolge) einen vierfachen Character, einen negativen und einen positiven — einen allgemeinen und einen speciellen. Der Zweck der allgemeinen und der negativen Seite sollte nicht nur die ostensible und wirkliche Trennung Englands von dem System der herrschenden Continentalpolitik seyn, sondern sollte diesem System selbst ein Ende machen. Die Begebenheiten der letzten Jahre beweisen nun zwar allerdings, daß dieses System seit dem Congreß von Verona nie wieder zu einer entschiedenen Kraftäußerung gelangen konnte, und es läßt sich nicht läugnen, daß das Zurücktreten Englands zur Auflösung dieses Systems beygetragen hat; aber dieß Resultat Canning allein zuzuschreiben, ist eine gar wunderliche Selbsttäuschung der durch rhetorische Dämpfe berauschten Eitelkeit; da es nur eines unbefangenen Blickes bedarf um zu sehen, daß auch ganz ohne Canning's Zuthun schon die Natur der Dinge — schon (der Ereignisse von 1830 gar nicht zu gedenken) der eigenthümliche Character der türkisch-griechischen Frage eine Trennung der heil. Allianz herbeiführen mußte, nachdem sie durch die Unterdrückung des Liberalismus in Spanien und Portugal den Gipfel ihrer Macht erreicht hatte. Außerdem aber dürfte es noch sehr die Frage seyn, ob von einem höheren Gesichtspuncte aus diese negative

Seite der Canning'schen Politik unbedingt achtungswerth erscheinen kann. Der Verf. bezeichnet das System, gegen welches Canning aufzutreten sich berufen fand, als: 'ein solches wonach Europa durch Congressse regiert werden solle, statt durch getrennte unabhängige Regierungen'; und obgleich durch den verderblichen Mißbrauch, der in der Anwendung dieses Systems Statt gefunden hat, schon der Gedanke eines Congresses der öffentlichen Meinung unserer Zeit verhaßt und verdächtig geworden ist, so können wir uns doch nicht überzeugen, daß nicht in jenem Systeme Elemente lagen die einen wahren, ja einen unermesslichen Fortschritt in der Entwicklung des europäischen Völkerrechtes, und der höhern Civilisation überhaupt herbeiführen konnten — Elemente, auf die man zum Theil, ohne es sich zu gestehen, und unter andern Benennungen in diesem Augenblicke wieder zurückkömmt, um einen friedlichen und insofern humanen Ausweg aus dem beyspiellofen Drang, und der Verwirrung der Verhältnisse, Interessen und Principien zu finden. Sollte aber dennoch endlich rohe Gewalt entscheiden müssen, so möchte ein solches Resultat wohl besonders der einseitigen Verwerfung oder Nichtanerkennung dieser Elemente und Grundsätze, deren man doch nicht entbehren kann — der daraus entspringenden allseitigen falschen Stellung, Unwahrheit und politischen Heuchelei zuzuschreiben seyn, die unsere Zeit so traurig auszeichnet; und immer wird es eine Aufgabe künftiger Zeiten bleiben jene Elemente und Grundsätze zu entwickeln zu einem Völkerrecht, worin das Recht der Intervention in seiner wahren Bedeutung anerkannt und von Congressen gehandhabt werde, die nicht ihre Bestimmung darin suchen können einem einseitig-

gen, untergeordneten, mißverstandenen, abstrac-  
ten Grundsatz das wahre Heil der Völker auf-  
zuopfern — die sich nicht zu Werkzeugen dieser  
oder jener Faction erniedrigen und mißbrauchen  
lassen — in denen nicht das mißverstandene In-  
teresse der Herrscher, sondern das wohlverstandene  
Interesse der Völker eine Stimme finde. — Wäre  
Canning wirklich und im edelsten Sinne der  
Staatsmann des 19ten Jahrhunderts gewesen,  
wäre er wirklich einer höheren, allgemeinen, euro-  
päischen Ansicht fähig gewesen, so hätte er in dem  
System der Congresse jene Elemente erkannt und  
ihre Entwicklung, die Entfernung anderer unbe-  
dingt verderblicher Elemente, die Verhinderung  
des Mißbrauches, der Mißdeutung wäre seine  
Aufgabe geworden. — War nun der Gedanke  
einer solchen Aufgabe Canning überhaupt ganz  
fremd, oder stand er mit den Bedürfnissen und  
Bedingungen einer Insularpolitik an und für  
sich im Widerspruch, oder endlich fühlte C. sich  
nicht stark genug sie zu lösen — jedenfalls sind  
wir weit entfernt ihm einen Vorwurf damit zu  
machen, und unsere Absicht ist nur den Stand-  
punct zu bezeichnen von dem C. allein beurtheilt  
werden darf, weil er selbst nur von diesem  
Standpuncte aus die Verhältnisse beurtheilte und  
behandelte. Dieser Standpunct war aber kei-  
nesweges ein allgemeiner, erhabener, europäischer,  
humaner — oder wie man sich sonst gefallen hat  
ihn zu nennen — sondern ein ganz beschränkter,  
isolierter, ein entschieden britischer. Daß aber  
die Verhältnisse Englands schon zu sehr mit de-  
nen des Continents verschlungen waren, als daß  
man sie ohne weiteres hätte abschneiden und sich  
in seine Schale zurückziehen können, liegt am  
Tage, und so entstand für die britische Politik  
neben der negativen Aufgabe die nähere Verbin-

dung mit der heil. Allianz zu lösen, die Mitverantwortlichkeit für ihre Beschlüsse und Maaßregeln vor ganz Europa von sich zu werfen, auch noch die viel schwierigere positive Aufgabe: zu verhindern, daß durch diese Beschlüsse und Maaßregeln irgendwo das Interesse und die Ehre Großbritanniens gefährdet werden. Weit entfernt also; daß durch die Isolierung von der heil. Allianz der britische Einfluß auf dem festen Lande geschwächt werden durfte, sollte er unabhängiger und deshalb kräftiger wie je auftreten, und obgleich der Vortheil Großbritanniens die Hauptücksicht für die Anwendung dieses Einflusses bleiben mußte, 'so sollte doch (versichert der Verf.) Großbritanniens Wohlfahrt die Wohlfahrt der übrigen Nationen befördern — Großbritanniens Stabilität die Sicherheit der Welt verbürgen.' Der Verf. selbst bezeichnet den Schlüssel (key) zu der Canning'schen Politik in folgenden Worten: 'Die Auflösung der heiligen Allianz sollte allmählich bewirkt werden durch die Entziehung der Beystimmung und der Mitwirkung Englands; und das Gleichgewicht sollte erhalten werden nicht allein zwischen feindseligen Nationen, sondern auch zwischen streitenden Principien, ohne zwar einem von beiden das Uebergewicht zu geben, aber doch mit besonderer Begünstigung des liberalen Princip's, da das anti-liberale in diesem Augenblick das stärkere war'. Dieß klingt nun zwar allerdings sehr tröstlich, aber vergleichen wir die wirklichen Resultate der Canning'schen Politik mit diesem ihrem angeblichen (auch ohne Zweifel in Canning's Wünschen begründeten) Zweck, so könnten wir versucht werden jene Darstellung des Zweckes für bittere Ironie zu nehmen, wenn der Verfasser nicht auf jeder Seite seine aufrichtige Bewunderung aus-



sprache über die glänzende Lösung dieser Aufgabe.

Erklärlich wird diese Ueberzeugung indessen doch wenn man die Parlamentsreden, die politischen Aufsätze und Noten Canning's liest, welche der Verf. zum Belege seiner Ansicht anführt, und in denen ein rhetorisches Talent ersten Ranges nicht zu verkennen ist, und wir könnten mit dem Verf. vielleicht die Thatsachen über diesen blühenden, fließenden Sophismen vergessen, wenn nicht die bey einer so schwierigen, verwickelten Aufgabe unvermeidlichen Widersprüche und unwillkürlichen Geständnisse uns wieder in die unangenehme Wirklichkeit versetzten. Indem z. B. Canning seine Weigerung an einem Congresse zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen Spanien und seinen Colonien Theil zu nehmen rechtfertigt, beruft er sich ausdrücklich auf die Rolle welche England bey den früheren Congressen gespielt: 'überdieß, welchen Einfluß haben wir auf die Beschlüsse der Allianz ausgeübt? Wir protestirten zu Laibach, wir machten zu Verona Gegenvorstellungen (we protested at Laibach; we remonstrated at Verona), unsere Protestationen wurden als Maculatur behandelt (treated as waste paper) unsere Vorstellungen in den Wind geschlagen (mingled with the air)'. Wir wußten in der That unsere Ansicht über die Rolle die England in Laibach und Verona gespielt hat nicht bezeichnender auszudrücken, als es hier von Canning selbst geschieht, und wir möchten nur fragen, wo denn nun der Unterschied zwischen der Canning'schen und Castlereagh'schen Politik in ihrem Verhältniß zur heiligen Allianz liegt? —

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

164. Stück.

Den 15. October 1831.

---

L o n d o n.

Forsetzung der Anzeige: The political life of the right hon. George Canning. etc. etc.

Zwar schließt Canning jene Stelle mit der Aeußerung: 'und obgleich unsere Macht sich darin zeigte, daß wir die Pläne der heil. Allianz zu Verona vereitelten, so geschah dieß nicht durch den Einfluß der Ueberredung, sondern der Furcht.' Aber, in aller Welt! welchen kleinsten Theil der Pläne und Beschlüsse des Congresses von Verona hat denn Canning mit seinen Drohungen vereitelt? Welchen kleinsten Theil des pompösen Programms seiner Politik (wie sie der Verf. eben verkündet) hat er ausgeführt? Hat denn etwa der Congress von Verona seine Beschlüsse gegen Spanien und Portugal weniger entschieden und vollständig durchgesetzt als der Congress von Lai- bach die seinigen gegen Neapel und Piemont? Sollen wir etwa in dem Zustand von Spanien und Portugal seit 1823 ein Bild desjenigen Glückes anderer Nationen sehen, worauf

Canning Englands Glück gründen wollte? Ist es etwa die Stabilität der Regierungen von Portugal und Spanien seit 1823 welche er durch die Stabilität Großbritanniens garantieren wollte? Wurde etwa durch die Einführung des absurdesten, brutalsten (nur durch periodische Ausbrüche der völligen Anarchie modificierten) Despotismus in Spanien und Portugal das Gleichgewicht der Principien erhalten? Das schwächere liberale Princip begünstigt? Ein Blick auf diese Resultate reicht hin um uns zu überzeugen, daß, welches auch die Mittel gewesen seyn mögen die Canning angewandt hat um die Aufgabe seiner Politik zu lösen, diese Mittel jedenfalls ganz unzulänglich waren, und ohne die unbegreifliche Zuversicht, womit er sich ihres vergeblichen Erfolges rühmt, bedürfte es keines Wortes weiter zur Beleuchtung dieser Seite seiner politischen Laufbahn. Wir können in den hier mitgetheilten Documenten nichts finden was einer Drohung, oder irgend einer andern Furcht erregenden Demonstration von Seiten Canning's gegen die heil. Allianz ähnlich sähe, und wenn er sich nicht des vorgeblichen Erfolgs dieser Drohungen rühmte, so würden wir diese Behutsamkeit vollkommen billigen, denn wie er selbst bey einer Gelegenheit sehr schön auseinandersetzt: 'es ist einer Macht wie England gänzlich unwürdig mit Krieg zu drohen, wenn sie nicht wirklich Willens ist, im Fall die Drohung nicht den gewünschten Erfolg hat, sie auch ins Werk zu setzen.' Da nun Canning's Drohungen, wenn er deren angebracht hätte, offenbar nicht mehr beachtet worden sind als seine Vorstellungen, so wollen wir lieber annehmen, daß er sich keine erlaubt und seine desfallsige Aeußerung als eine bloße rhetorische Figur anse-

hen. Von den Vorstellungen (remonstrances) dagegen deren er erwähnt finden sich allerdings in dem vorliegenden Werke zahlreiche Auszüge, und Alles was sonst über die, der französischen Invasion vorhergehenden Verhandlungen beigebracht wird, beweist zur Genüge wie bestimmt Canning seine Mißbilligung jener Maßregel ausdrückte — es beweist aber auch zur Genüge, daß er durchaus nichts gethan hat um die Invasion zu verhindern, oder auch nur um die möglichst schnelle Räumung Spaniens zu bewirken, nachdem der ostensible Zweck der Invasion erreicht war. Der Werth den der Verf. auf die Versuche legt die durch Lord Sommerset gemacht wurden, um die spanischen Cortes zur Nachgiebigkeit, d. h. zu einer Modification der Verfassung zu bewegen, beweist, wie fast Alles was er über die innern Angelegenheiten Spaniens sagt, bloß daß er die wahre Lage der Dinge in Spanien nicht kennt — und wie wäre zu verlangen, daß die damalige Diplomacie sich um solche Nebendinge bekümmern sollte. — Das Unglück Spaniens lag nicht in diesem oder jenem Fehler der Verfassung, sondern darin, daß bey dem gegenseitigen Mißtrauen zwischen dem Könige und den Cortes — welches bey dem weltkundigen Character und Betragen des Königs eben so unvermeidlich als unvertilgbar war — keine Verfassung, auch wenn sie das Ideal aller Verfassungen gewesen wäre, ausführbar seyn konnte. — Daß der Verf. in einer Pairskammer — denn darauf liefen jene Modificationen hinaus — eine Panacee gegen alle Uebel sieht, mögen wir dem Engländer nicht verdenken, sehen indessen nicht ein was den Cortes oder irgend Jemanden mit jenem freundschaftlichen Rath geholten seyn konnte. Einerseits lag es am Tage, daß weder die heil.

Allianz noch die Partey in Frankreich und Spanien, zu deren Werkzeug sie sich erniedrigte, noch Ferdinand VII. den geringsten Werth auf diese oder jene Modification legte, und unbedingte Unterwerfung, unbedingte Abschwörung des Grundsatzes auf dem die ganze Verfassung beruhte, Wiederherstellung des alten Zustandes ihr einziger Zweck war; andererseits aber wollte Canning weder für den Fall daß die Cortes sich zu diesen oder jenen Modificationen willig zeigten, noch für irgend einen andern Fall sich zu irgend einer Art von Garantie, weder des Principis noch der Form, noch der Personen, noch sogar des Gebiets verstehen. — Daß weder die Mächte der heil. Allianz im Allgemeinen, noch Frankreich ins Besondere den Cortes irgend eine klar definierte Bedingung oder Forderung stellten, durch deren Erfüllung sie den Krieg hätten vermeiden können, ist nicht zu verwundern; wie aber Canning den Cortes zumuthen konnte, auf einen ganz allgemeinen freundschaftlichen Rath hin Zugeständnisse zu machen, die Niemand verlangte, und ohne die geringste Sicherheit daß sich irgend Jemand damit begnügen würde, ohne daß irgend etwas Anderes damit bezweckt werden konnte, als eine schmäbliche Selbsterniedrigung, wodurch ihre Stellung nur noch verzweifelter werden mußte als sie schon war — wie endlich bey einem solchen Verfahren es Canning dennoch gelungen ist, nicht nur sich selbst und seinen Biographen, sondern die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen — die öffentliche Meinung des neunzehnten Jahrhunderts zu überzeugen, daß er bey dieser Gelegenheit auf eine Großbritanniens würdige und seinen schönen Grundsätzen entsprechende Art aufgetreten sey — das sind Räthsel, deren Lösung wir hier nicht versuchen

mögen \*). Aber (frägt man) was sollte Canning thun um die Invasion von Spanien zu verhindern? Sollte England sich in einen allgemeinen Krieg stürzen um die spanische Constitution zu vertheidigen? Wollte man den Verf. in seinem oben angeführten Programm der Canning'schen Politik beym Wort nehmen, so könnte man sagen: allerdings, wenn es die Aufgabe Englands war das Gleichgewicht zwischen den beiden Principien zu erhalten, so mußte die französische Invasion und ihre Folgen, die Unterdrückung des liberalen Princips in Spanien und Portugal um seiner selbst willen durch jedes völkerrechtliche Mittel verhindert werden, also im äußersten Falle auch durch Gewalt der Waffen. Will man jenes Programm aber nicht so genau nehmen, will man in dem was es über das Gleichgewicht der Principien und das Glück der Nationen sagt nichts als eine rhetorische Figur sehen, so ist jene Frage (die man freylich absichtlich genug so gestellt hat, um ihr mit dem Grundsatz der Nichtintervention auszuweichen)

\*) Auch nur auf die wenigsten und wichtigsten der Punkte die das vorliegende Werk berührt mit einiger Ausführlichkeit einzugehen, erlaubt der Raum nicht, und so müssen wir auch hier darauf verzichten, das was der Verfasser über den Zustand von Spanien vor und nach der Invasion sagt, näher zu prüfen. Wir bemerken nur noch in Beziehung auf das Betragen des französischen Cabinets gegen Spanien, daß Willele in den Kammern selbst rühmte: 'man habe in Spanien Empörungen gegen die Cortes veranlaßt und begünstigt, so oft und wo immer es möglich war.' Nirgends aber finden wir eine Spur daß Canning hierüber und über die Aufnahme, Ausrüstung der spanisch-royalistischen Insurgenten auf französischem Gebiet, ihre wiederholten Einfälle von diesem Gebiete aus auf das spanische, jemals auch nur eine Anfrage gethan hätte.

ganz überflüssig, und man müßte nur fragen: sollte England einen Krieg wagen um sein eigenes unmittelbares Interesse, seine eigene Ehre und Würde, seine ganze Stellung in der europäischen Politik zu vertheidigen? Und da die Antwort auf diese Frage nicht leicht verschieden ausfallen wird, so führt sie uns zu der zweyten Frage: wurde das Interesse, die Ehre, die politische Stellung Englands durch die Beschlüsse des Congresses von Verona, durch die französische Invasion von Spanien und ihre Folgen gefährdet? Diese Frage kann nun allerdings je nach der Verschiedenheit der Ansichten und des Maßstabes den man anlegen will sehr verschieden beantwortet werden, und es fehlte damals nicht an Stimmen in England die meinten die ganze Sache gehe England ganz und gar nichts an. Diese Ansicht darf bey denen die entschieden die Unterdrückung des liberalen Princips wünschten, oder bey denen die die Ehre, die politische Stellung gar nicht in Anschlag brachten, und den Vortheil nur in den unmittelbarsten mercantilschen Beziehungen des Augenblicks sahen, nicht befremden; ein Staatsmann wie Canning aber mußte von einem umfassendern Gesichtspuncte ausgehen, und wirklich finden wir in dem vorliegenden Werke zehn Stellen statt einer, worin die Folgen der französischen Invasion als in jedem Betracht nachtheilig für England geschildert und anerkannt werden, und dieß Geständniß liegt schon in der unter mancherley Gestalt in den Parlamentsverhandlungen wiederkehrenden Aeußerung Cannings: 'England habe allerdings ein Recht gehabt wegen der französischen Invasion einen Krieg zu führen.' Wenn er aber eben so oft hinzusetzt: dieses Recht bedinge noch keine Pflicht — so ist dieß nur einer von den

vielen Widersprüchen und Sophismen, in die die Rechtfertigung einer solchen Politik verwickeln mußte. Denn, in der That, da das Recht Krieg zu erklären nur aus der Verletzung der Interessen und der Ehre Großbritanniens hervorgehen konnte, so ging daraus eben so entschieden die Pflicht hervor diese Verletzung zu verhindern, und das einzige was hier die Identität des Rechtes und der Pflicht hindern konnte, war gänzlich Unvermögen. Wie könnte aber bey dem stolzen England eine solche Rücksicht eintreten! Obgleich aber, wie wir sahen, aus Canning's eigenen Aeußerungen und Grundsätzen für ihn die Pflicht hervorging im äußersten Fall auch mit Waffengewalt die Invasion von Spanien zu verhindern, und obgleich eine würdige Politik nie gestatten würde mit diesem äußersten Mittel zu drohen, wenn man nicht fest entschlossen war es auch wirklich anzuwenden, so geht daraus doch keinesweges hervor, daß eine solche Drohung, daß überhaupt solche Mittel welche jenem äußersten vorbegehen konnten, nicht die wirkliche Anwendung desselben unnöthig gemacht hätten. Ein Blick auf die damaligen politischen Verhältnisse des Continents, wie sie auch schon aus den von dem Verf. beygebrachten höchst wichtigen Beyträgen zur Geschichte des Congresses von Verona zur Genüge hervorgehen — eine Erinnerung an die Furcht welche vor dem unerwartet schnellen Gelingen der französischen Invasion unter den Feinden des liberalen Princips in ganz Europa herrschte — an die innere Lage und Stimmung der meisten Völker des festen Landes, besonders aber Frankreichs, das seine Waffen nach Billele's eignem Geständniß nur gegen Westen richtete, um sie nicht gegen Osten richten zu müssen — dieß reicht hin um es im



höchsten Grade unwahrscheinlich zu machen, daß irgend eine Continentalmacht sich um einer solchen Sache willen der Gefahr eines Krieges mit England ausgesetzt hätte. Sollte aber darüber noch ein Zweifel seyn, so würde der vollständige Erfolg den die entschiedene Sprache hatte, welche Canning später in Beziehung auf die süd-americanischen Staaten gegen die Continentalmächte führte, uns überzeugen, daß eine ähnliche Sprache früher um so eher ein gleiches Resultat gehabt haben würde, da vor dem Gelingen der französischen Invasion, vor der Unterdrückung des liberalen Princips in Spanien und Portugal die Continentalmächte doch wahrlich weit weniger in der Verfassung waren einen Krieg mit England zu wagen, als nach jenem entscheidenden Siege. Wie wenig aber Cannings Sprache am Congreß von Verona, in Paris und in Madrid geeignet war den Continentalmächten die geringste Besorgniß einzulösen, beweist, zu allem Ueberfluß, der Verf. (oder Canning) selbst, wenn er sagt: 'die Diplomaten der heil. Allianz hätten sich nicht von der wunderlichen Grille losmachen können, die anscheinende Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und dem britischen Minister seyen nichts als Spiegelfechtereien von seiner Seite, um sich vor der öffentlichen Meinung zu decken.' Hiermit wäre nun freylich nicht bloß Cannings Politik, sondern auch die öffentliche Meinung, die sich durch solche Spiegelfechtereien täuschen ließ, leider treffend genug charakterisirt. Die Politik der Continentalmächte, das Betragen Frankreichs gegen Spanien näher zu beleuchten, kann hier nicht unsere Aufgabe seyn. Wenn Spanien dadurch in der Reihe der Märtyrer der Politik eine Stelle zunächst neben Polen erhält, so liefert der Panegyriker Can-

ning's — so liefert Canning selbst Beweise genug, daß er durch eine fast beyspiellose Schwäche und Characterlosigkeit und Grundsatzlosigkeit keinen geringen Theil der Verantwortlichkeit dieser Ereignisse auf sich geladen hat.

Wir gehen nun zu dem Theil von Cannings Politik über die sich auf die Anerkennung der Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen Colonien bezieht. Obgleich Cannings Antheil an dem welthistorischen Ereigniß der Emancipation von Mittel- und Südamerica auf die unbegreiflichste Weise überschätzt worden ist, indem man ihn, seinen eignen bescheidenen Aeußerungen folgend, als den Schöpfer jener neuen politischen Welt ansieht, da er doch durchaus Nichts that als ohne das geringste Opfer, ohne die geringste Gefahr eine weltkundige Thatsache, ein abgethanes Ereigniß anerkennen — so ist doch nicht zu läugnen daß er hier wenigstens das Verdienst hat, was ihm in Bezug auf die französische Invasion der Halbinsel so gänzlich abgeht: eine unterschiedene Sprache geführt zu haben. Allein diese Angelegenheit stand in zu innigem Zusammenhang mit jenen Verhältnissen des Mutterlandes als daß nicht die dort begangenen Fehler ihre verderbliche Wirkung auch hier gezeigt hätten. Ohne auf die allmähliche Entwicklung des britischen Handels mit den ehemahligen spanischen Colonien, und der daraus entspringenden politischen Verhältnisse zu jenen Colonien und zum Mutterlande einzugehen (worüber das vorliegende Werk sehr interessante Aufschlüsse gibt), können wir ohne weiteres von der Ansicht ausgehen, die Canning selbst seiner Politik zum Grunde legte, und die der Verf. ebenfalls zur Genüge rechtfertigt: 'daß im Allgemeinen die Anerkennung irgend einer Autorität in jenen Ländern,

an die man sich bey der zunehmenden Wichtigkeit der dort auf dem Spiel stehenden Interessen des britischen Handels halten könne, ein Recht und eine Pflicht für Großbritannien war — und daß, was die Ausübung dieses Rechtes und dieser Pflicht betraf, es nur darauf ankam die Gelegenheit, die Art und die Zeit zu bestimmen.' Erwägen wir nun aber den Zustand jener Länder zur Zeit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, und seit jener Zeit bis zu diesem Augenblicke, und die verderblichen Folgen, welche dieser Zustand für den Handel und die Industrie Großbritanniens gehabt hat \*), so können wir

\*) Unter den Ursachen welche die Handels-Crisis von 1825, den ganzen unnatürlichen Zustand der britischen Industrie veranlaßt haben, steht oben an, was die Engländer mit dem Ausdruck *over-trading* bezeichnen — bekanntlich ein durch Ueberfüllung (*glutting*) des Marktes bedingtes Sinken des Verkaufspreises der Waaren, wodurch für den Fabricanten die Möglichkeit eines billigen Ueberschusses von den Fabrications- und Transportkosten wegfällt. Diese Ueberfüllung des Marktes ist aber ganz relativ und wird bedingt durch den Mangel an solchen Erzeugnissen die als Kaufpreis für jene Waaren dienen können, wodurch die Käufer außer Stand gesetzt werden einen Preis zu bezahlen bey dem der Fabricant bestehen kann. Demnach ist leicht begreiflich wie bey dem ganzen Zustande der ehemaligen spanischen Colonien, besonders dem Verfall der Bergwerke, und bey der zunehmenden Ausfuhr von England der Preis der Englischen Fabricate so sehr fiel, daß die Fabricanten dabey zu Grunde gehen mußten. Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes gehört nicht hierher und wir bemerken nur noch, daß die gewöhnlichen Ein- und Ausfuhrlisten, auf die man in unsern statistischen Werken so viel Werth legt, hier gar nichts beweisen, da sie nur den sogenannten officiellen Werth anzeigen, mit dem die Fabrik- und Transportkosten einerseits und der Verkaufspreis an Ort und Stelle andererseits, worauf es hier doch ankommt, nichts

nicht umhin zu schließen, daß eben in Hinsicht auf die Art und die Zeit der Anerkennung jener Staaten große Fehler begangen worden sind. Art und Zeit lassen sich aber hier ziemlich auf einen Punct zurückführen. Untersuchen wir nämlich welche Ursache es vorzüglich war wodurch die Begründung eines der öffentlichen Ruhe, der Sicherheit des Eigenthums, der Entwicklung des öffentlichen und Privatwohlstandes, und durch sie dem britischen Handel günstigeren Zustandes in jenen Ländern so lange verzögert wurde, so finden wir sie besonders in dem feindseligen Verhältnisse zum Mutterlande, dessen Macht zwar durchaus nicht hinreichte um die entfernteste Hoffnung zu einer Wiedereroberung der Colonien zu rechtfertigen, aber vollkommen hinreichte um sie in einem in moralischer und politischer sowohl, als besonders in finanzieller Hinsicht höchst verderblichen Kriegszustande zu erhalten. Hieraus aber geht hervor, daß die Anerkennung jener Staaten und eine darauf begründete Ausdehnung des Verkehrs mit denselben, nur dann für England vortheilhaft seyn konnte, wenn ihr die Beylegung jener verderblichen Verhältnisse mit dem Mutterlande vorhergegangen war; oder — wodurch die Art der Anerkennung bedingt wurde: wenn dieselbe das Resultat gemeinschaftlicher Unterhandlungen zwischen dem Mutterlande, den Colonien und England war, wobey England von selbst die ehrenvolle und vortheilhafte Rolle eines Vermittlers zufiel. Aber, wird man einwenden,

gemein haben. Endlich erinnern wir nur noch an die ungeheuern Summen welche, statt wie sonst von America nach England ihren Weg fanden, nun umgekehrt in Gestalt von Anleihen, für Minenspeculationen u. s. w. baar von England nach America ausgeführt wurden.

England hat sich Mühe genug gegeben, Spanien zu einem vernünftigen System gegen seine ehemaligen Colonien zu bewegen, und Alles war vergeblich; sollte es denn deshalb die Anerkennung, die Feststellung seiner eigenen Verhältnisse mit jenen Ländern ins Unendliche verschieben? Gewiß nicht — und so wie die Sachen einmal standen mußte ein längeres Verschieben der Anerkennung noch schlimmere Folgen haben als die Anerkennung so wie sie wirklich Statt gefunden hat; aber wessen Schuld war es, daß man nur die Wahl zwischen zwey so großen Uebeln hatte? Freylich konnte kein Mensch von derjenigen spanischen Regierung, die ein Resultat der französischen Invasion war, einen vernünftigen, der Lage der Dinge, dem eigenen Interesse angemessenen Schritt erwarten — von einem Cabinet, worin nur die crassesten, starrsten Vorurtheile und Traditionen eine Stimme hatten und was überdieß (wie der Verf. selbst mehr wie einmal klagt) ganz unter dem Einfluß derjenigen Mächte stand, die Alles aufboten um die Wünsche, Pläne und Interessen Englands zu hinterreiben. Aber eben deshalb hatte England das Recht und die Pflicht jene Invasion zu verhindern — und so außerordentlich günstige, nie wiederkehrende Verhältnisse zu benutzen, um die Anerkennung der americanischen Staaten zur rechten Zeit und auf die rechte Art, d. h. im Einverständnis mit der constitutionellen Regierung Spaniens zu betreiben. Aber hätten die Cortes sich zu einem solchen Vergleich verstanden? Wir wissen zwar sehr wohl, daß die meisten spanischen Liberalen in Allem was die Colonien betraf, verstockt genug waren; aber dennoch zweifeln wir keinen Augenblick, daß sie in der Lage, in der sie sich 1823 befanden, als sie die Ver-

mittlung Englands anriefen, keinen Anstand genommen hätten jeden billigen Vorschlag in dieser Hinsicht anzunehmen, wenn sie dadurch den Beystand Großbritanniens gegen Frankreich hätten erlangen können. — Für diese unsere Ueberzeugung könnten wir mancherley Belege anführen, die theils aus der Lage der Dinge, den Ansichten und Persönlichkeiten jener Partey im Allgemeinen, theils aus unsern eigenen zu jener Zeit an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen hervorgehen \*); aber dieß ist gar nicht einmal nöthig, da schon der Umstand, daß in einer solchen Sache (die auf den ersten Blick eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges versprach) nicht ein einziger Versuch gemacht worden ist, hinreichend beweist wie wenig Canning's Politik bey dieser Gelegenheit den Umständen, dem Interesse und der Würde Englands angemessen war. — Uebrigens gestehen wir gern, daß, nachdem dieser günstige Augenblick einmal unbenutzt geblieben war, nachdem Canning sich einmal in jene schlimme Alternative verwickelt hatte, er die zweckmäßigsten Maßregeln zur Anerkennung der neuen Staaten traf, nur können wir nicht recht einsehen worin die großen Schwierigkeiten bey dieser Sache liegen konnten. Gegen Spanien war eine gewisse Etiquette des Völkerrechts zu beobachten, um den Anschein einer feindseligen Absicht gegen diese Macht zu vermeiden. Diese Etiquette wurde wirklich beobachtet; aber man sollte sie auch nicht für etwas mehr ausgeben. Wenn Canning

\*) Im November 1822 erklärten die Cortes sich bereit mit den Colonien auf der Basis der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zu unterhandeln, und diese Unterhandlungen waren auch wirklich in Beziehung auf Buenos Aires glücklich beendigt, als die Invasion Alles wieder zerriff.

z. B. in den Unterhandlungen mit Spanien immer wiederholt: 'er wünsche nichts mehr als im Einverständniß mit dem spanischen Cabinet die Verhältnisse mit den ehemaligen Colonien zu regulieren' — so war damit bey dem bekannten Character und den Ansichten des spanischen Cabinets gar nichts gesagt, und man kann darin nichts finden als ein neues unwillkürliches Eingeständniß des groben Fehlers, den man beging indem man früher versäumt hatte mit dem constitutionellen Cabinet ein solches Einverständniß herbeizuführen. Wenn Canning ferner versichert: 'England werde einer Wiederunterwerfung der Colonien von Seiten des Mutterlandes kein Hinderniß in den Weg legen, sobald dieselbe ohne Mithülfe einer fremden Macht geschehe', so kann man darin, bey der anerkannten Ohnmacht Spaniens im besten Sinne nur eine Höflichkeit, im schlimmsten nur eine Versifflage, auf keinen Fall aber einen Beweis von bonne foi und Wohlwollen erblicken, wofür Canning es doch ausgibt; denn wirklich konnte nur das überwiegende, dringende Interesse Englands Canning das Recht geben Spanien zu verhindern bey einer Unternehmung gegen die Colonien sich des mittelbaren oder unmittelbaren Beystandes einer anderen Macht zu bedienen, und jeder Versuch dieß Verfahren aus andern völkerrechtlichen und liberalen Principien zu rechtfertigen, trägt nur dazu bey das Gewebe von Sophismen noch mehr zu verdichten, womit die Canningsche Politik sich umgibt. Denjenigen Mächten gegenüber, die sich geneigt zeigten Spanien in seinen Plänen gegen die Colonien zu unterstützen, war Englands Stellung noch einfacher, und es blieb kaum die Wahl eines andern Verfahrens als desjenigen was Canning befolgte, indem er auf die desfallsigen di-

recten und indirecten Anfragen sogleich und bestimmt zu verstehen gab, daß jeder Versuch der Art als eine Kriegserklärung gegen England angesehen werden sollte. Diese dem französischen Cabinet gegebene Erklärung hatte sogleich die gewünschte Wirkung, und nicht nur die besondern Pläne dieses Cabinets in Beziehung auf die ehemaligen spanischen Colonien, sondern auch die Absicht der übrigen großen Mächte über diese Angelegenheit in einem neuen Congreß zu entscheiden, wurden sogleich aufgegeben oder auf günstigere Gelegenheiten verschoben — was auf einß hinauslief. Ein bißchen Schmallen von Seiten der heil. Allianz war Alles was dieser kühne Schritt Canning kostete.

Der Verf. sieht in diesem Erfolge eine Compensation für die Resultate des Congresses von Verona und sagt dann: 'durch die Anerkennung der neuen Staaten wurde strenge die Wage zwischen den streitenden Principien gehalten, und die liberale Partey in Europa beruhigt, indem sie sich überzeugte, daß wenn die Freyheit in der alten Welt eine Niederlage erlitten hatte, sie in der neuen mehr als entschädigt sey; sie legte ferner zugleich die Thatsache dar, daß die britische Regierung nicht mehr gefesselt sey (was no longer in trammels), und verhalf Großbritannien wiederum zu der unabhängigen Stellung, durch deren Erhaltung allein es ihr möglich ist ihren gerechten Einfluß auf die benachbarten Völker auszuüben.' — Wir wollen uns nicht dabey aufhalten zu untersuchen, inwiefern die spanischen, italiänischen und portugiesischen Liberalen in der Anerkennung der neuen americanischen Staaten eine Compensation für den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes und für ihre eigenen Leiden finden sollten; denn der Einfall ist wirk-



lich fast zu naiv — wir glauben gern, daß Canning in America wieder gewinnen wollte was er in Europa verloren hatte, aber wenn es Noth that durch die Anerkennung der neuen Staaten erst noch zu beweisen: 'daß England nicht mehr gefesselt sey' wenn die 'unabhängige Stellung' erst noch erworben werden sollte, so folgt daraus eben daß alles dieß bisher noch nicht geschehen war, und daß alle Mühe die Canning und seine Bewunderer sich gaben, sein Betragen bey dem Congreß von Verona und der Invasion von Spanien zu rechtfertigen, verlorne Mühe bleibt.

Aber ist es Canning auch wirklich gelungen durch sein späteres Auftreten seine früheren Fehler wieder gut zu machen? Der Verfasser (der jene Fehler wenigstens indirect eingesteht) zweifelt keinen Augenblick daran, und die portugiesisch-brasilianischen Angelegenheiten, die bald nach der Anerkennung der neuen Republiken in den Vordergrund treten, geben ihm von neuem Gelegenheit die Entwicklung des Canning'schen Systems im glänzendsten Lichte darzustellen, wozu er wiederum in Canning's eigenen Aeußerungen reichliche Belege findet. Untersuchen wir wie sich die Thatsachen zu diesen Ansprüchen verhalten. Frühere Verhältnisse, als im Allgemeinen bekannt, oder sofern sie die innere Lage Portugals betreffen, als nicht hierher gehörig übergehend, kommen wir gleich zu der Crise von 1823 und hier entsteht nun die entscheidende Frage: welche Folgen hatte diese Crise für England?

(Die Fortsetzung in der nächsten Woche).

---

# G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

165. Stück.

Den 17. October 1831.

---

L o n d o n.

Forsehung der Anzeige: The political life of the right hon. George Canning. etc. etc.

Die Antwort auf diese Frage gibt der ganze Zustand von Portugal seit jener Zeit, und zunächst das unter verschiedener Gestalt in dem vorliegenden Werke wiederholte Geständniß, daß nach dem Sturze der constitutionellen Regierung der britische Einfluß in Portugal so gut wie ganz verloren war (at a very low ebb heißt es einmal); indem die Gewalt in die Hände zweyer Parteyen fiel, die sich zwar gegenseitig bedrohten, aber doch in feindseligen Gesinnungen gegen England übereinstimmten — die eine war die gemäßigt absolutistische die als Beute der gemelnschaftlichen Bewegung gegen die Cortesverfassung die officielle Gewalt davon getragen hatte und durch ihr Haupt den General Pamplona (Graf Suberra) so wie durch ihre ganze Stellung seit der Invasion Spaniens unbedingt von Frankreich abhing — die andere war die theocra-

tische = ultrabsolutistische, apostolische oder (wie man sie sonst nennen will) die Parthey der Königin und Don Miguel's, in deren Händen die nichtofficiellen Gewalten waren, welche die Contrerevolution herbeygeführt hatten und die durch die apostolische Parthey in Spanien mit den französischen Congregationisten in Verbindung stand und mehr oder weniger direct von den Gesandten zweyer großen Mächte begünstigt wurde. Erwägt man das bekannte, auf dem Vertrage von Methuen begründete und seitdem fast zu einem Naturgesetz ausgebildete Verhältniß zwischen Portugal und England, so bedarf es keiner weitem Erörterung, warum unter allen Umständen und zu jeder Zeit der Verlust der britischen Suprematie in Portugal mit dem Interesse sowohl als mit der Ehre Großbritanniens ganz und gar unverträglich ist — er war es aber gerade damals um so mehr, da die britischen Handelsverbindungen mit Brasilien eine diesen günstige Regulierung der Verhältnisse zwischen Brasilien und Portugal dringend nöthig machten. Daß eine so unerhörte, für Großbritannien so nachtheilige Veränderung in den politischen Wahlverwandtschaften Portugals lediglich eine Folge der Contrerevolution von 1823 war, die wiederum eine Folge der französischen Invasion war, liegt am Tage \*), und so finden wir auch hier einen Be-

\*) So wenig wie oben in Beziehung auf Spanien, können wir hier auf die innern Angelegenheiten von Portugal eingehen. Daß die constitutionelle Regierung in Portugal sich nicht ohne fremde Hülfe halten kann, ist schlimm genug, aber eine natürliche Folge der Abhängigkeit worin Portugal seit zwey Jahrhunderten von England ist. Jedenfalls geht daraus nicht hervor, daß Portugal einem Don Miguel Preis gegeben werden muß. Man wirft den Liberalen der Halbinsel theoretische, unpractische Systemenmacherey

leg für unsere Meinung über Canning's Politik in dieser Hinsicht. Dagegen nun sucht Canning und sein Biograph zu beweisen: er habe keinen Beruf gehabt sich in die inneren Angelegenheiten Portugals zu mischen, und seine Aufgabe sey lediglich gewesen das Eintreten des casus foederis d. h. einen Angriff von Außen auf das portugiesische Gebiet zu verhindern, der Portugal ein Recht auf den bewaffneten Schutz Englands gegeben hätte, und diese Aufgabe sey aufs glänzendste gelöst worden, indem kein französischer Soldat das portugiesische Gebiet betreten habe. Dieses Raisonement beruht, wie das ganze System Canning's, auf einem beyspiellosen sophistischen Selbstbetrug der Eitelkeit, die in dem vielbesprochenen Grundsatz der Nichtintervention einen trefflichen Vorwand für ihren Mangel an Energie findet. Eine nähere Erörterung dieses Grundsatzes kann nicht unsere Absicht seyn, und es genügt hier zu bemerken, daß wenn man unter Intervention die gewaltsame, unberufene, willkürliche Einführung oder Unterdrückung irgend eines Systems, irgend einer Partey versteht, davon hier gar nicht die Rede ist; wenn man dagegen die Benutzung bestehender Verhältnisse,

vor; aber nichts ist theoretischer und unpractischer als was man gegen die Möglichkeit constitutioneller Regierungen in diesen Ländern gesagt hat. Das beste was diese möglicher Weise bezwecken können, könnte freylich auch ohne sie erreicht werden, wenn es der Vorsehung nicht gefallen hätte, Diejenigen, auf die in despotischen Staaten Alles ankömmt, eben so zu schaffen wie wir Don Miguel sehen. Eben deshalb aber ist Portugal nur durch die Verfassung Don Pedro's zu helfen — und alle allgemeinen Raisonements führen zu nichts. Diese Verfassung ist zunächst nichts als ein Mittel die Gewalt in solche Hände zu legen, die sie auf eine dem Gemeinwesen ersprießlichere Weise ausüben würden.

durch alle erlaubten oder doch gebräuchlichen Mittel der Diplomacie, zur Aufrechthaltung eines dem eignen Interesse günstigen, ja unentbehrlichen Systems, zum Schutze, zur Verstärkung einer eben solchen Partey versteht, so bedarf es keines Beweises, daß kein Staat, in dem Verhältniß worin England seit zwey Jahrhunderten zu Portugal steht, auf das Recht der Intervention verzichten kann, und Canning selbst machte bald darauf von diesem Rechte den allerweitesten Gebrauch, um den Fehler wieder gut zu machen den er begangen, indem er von demselben Rechte nicht zur rechten Zeit Gebrauch machte. Aber auch zu einem noch directern und kräftigern Einschreiten zu Gunsten des liberalen Princips in Portugal hatte Canning das Recht erhalten. Die constitutionelle Regierung, in der sehr richtigen Ueberzeugung, daß sie mit dem constitutionellen System in Spanien stehe oder falle, hatte Unterhandlungen zu einer Defensivallianz mit der spanischen Regierung eingeleitet und fragte bey Canning an: ob, im Fall daß diese Allianz Portugal einen Angriff von Seiten einer fremden Macht zuziehen sollte, England darin einen *casus foederis* sehen und sich zum bewaffneten Beystande verpflichtet halten würde? Worauf Canning erwiderte: 'daß England einen solchen Angriff, was er auch für Folgen haben möge, nicht nur keinesweges als einen *casus foederis* ansehen könne, sondern daß Portugal überhaupt Gefahr laufe durch eine solche Verbindung mit einer andern Macht alle Ansprüche auf die bisher aus der Verbindung mit England entspringenden Vortheile zu verlieren'; und natürlicher Weise entsagte Portugal nun einer nähern Verbindung mit dem constitutionellen Spanien, und es unterblieb die einzige Maßregel welche das

liberale Princip in beiden Ländern noch möglicher Weise hätte retten können. Hatte sich England so entschieden ohnmächtig gefühlt, daß es die Verpflichtungen eines casus foederis um jeden Preis von sich abwenden mußte, so hätte zur Noth mit Aufwand von etwas Scharfsinn bewiesen werden können, daß ein durch eine Verbindung mit Spanien herbeigeführter Angriff von Seiten Frankreichs keinen solchen casus ausmache, weil durch eine Verbindung die es nothwendiger Weise mit Frankreich compromittieren mußte, Portugal eigentlich der angreifende Theil werde. Wenn ferner der Umsturz des constitutionellen Systems in Portugal dem britischen Interesse günstig oder gleichgültig gewesen wäre, so ließ es sich von einem sehr beschränkten Gesichtspuncte rechtfertigen, daß Canning einen Schritt mißbilligte und vereitelte aus dem für England die Pflicht einer Art von Garantie des constitutionellen Systems entstehen konnte. Hier aber fand gerade das Gegentheil Statt. Englands Vortheil erheischte die Aufrechthaltung des const. Systems, und hätte man es entschuldigen können wenn Canning aus übergroßer Gewissenhaftigkeit und Rücksicht gegen den Grundsatz der Nichtintervention Anstand nahm unaufgefordert einen entscheidenden Schritt zur Rettung dieses Systems zu thun, so hatte er jedenfalls das Recht und die Pflicht eine so entschiedene Aufforderung von Seiten der anerkannten, gesetzmäßigen portugiesischen Regierung zu benutzen. Wenn er dagegen sagt: 'er habe keinen Beruf gehabt zu untersuchen ob die Constitution Portugal angemessen sey oder nicht, da sonst auch andere Mächte auf das Recht zu solchen Untersuchungen hätten Anspruch machen können, wodurch der Grundsatz der Intervention gegen den sich England so entschie-

den erkläre, gerechtfertigt würde u. s. w.' so ist dieß eine solche Verwirrung der Begriffe, daß man sie nur durch eine entschiedene Absichtlichkeit erklären kann. Wurde England denn etwa aufgefordert die Constitution zu prüfen und nachdem es sie gebilligt anzuerkennen — ausdrücklich zu garantieren und Truppen zu ihrer Aufrechthaltung nach Portugal zu senden? — Von alle dem, kein Gedanke. Canning fand ein Regierungssystem in Portugal vor was dem Interesse Englands günstig war — dessen Umsturz dieses Interesse gefährden konnte. Die Regierung, welche in Folge dieses Systems die höchste Gewalt besaß, war von England anerkannt, alle Rechte und Pflichten, die vor der Einführung der Constitution zwischen Portugal und England Statt fanden, waren auf das constitutionelle Portugal übergegangen, und es konnte, ohne alle Prüfung der Zweckmäßigkeit jenes Systems in Beziehung auf Portugal selbst, für England von keinem andern Portugal die Rede seyn als von dem constitutionellen. Dieses Portugal wurde von innern und äußern Feinden bedroht, von denen die ersten aber nur durch die zweyten gefährlich werden konnten. Ausdrücklich zur Unterdrückung der ersten Truppen nach Portugal zu senden, konnte auch im Fall einer Aufforderung von Seiten der portug. Regierung (wovon übrigens gar nicht die Rede ist) aus manchen Gründen und als eine zu unmittelbare Einmischung in die innern Angelegenheiten allenfalls abgelehnt werden; wenn aber die portug. Regierung die Hülfe Englands gegen einen Angriff von Außen anrief, der (ohne den bestehenden Verträgen irgend Gewalt anzuthun) als ein *casus foederis* gelten konnte; brauchte England durch eine spikfindige Deutung die Anerkennung und Verpflichtung des *casus foederis* zu umge-

hen, weil die portug. Regierung eine constitutionelle war, und ihre Zweckmäßigkeit oder Rechtmäßigkeit von gewissen Mächten in Zweifel gezogen wurde? Sollte es keinen entscheidenden Schritt zum Schutze dieser Regierung gegen auswärtige Feinde thun, weil ein solcher Schritt, z. B. die Anwesenheit britischer Truppen und Kriegsschiffe zugleich die innern Feinde schrecken und lähmen konnte? Wenn aber Canning und sein Biograph sich förmlich rühmen eine Collision zwischen Frankreich und Portugal verhindert zu haben, so bestätigen sie damit nur wie vollkommen der britische Staatsmann von dem französischen dupirt wurde. Das vorliegende Werk selbst liefert Beweise genug, daß die Vermeidung einer solchen Collision noch weit mehr das Verdienst der franz. Politik war, als der Canning'schen, und der Unterschied ist nur daß der Vortheil dabey ganz auf Seiten Frankreichs war; und das einzige was den franz. Diplomaten vorzuwerfen wäre ist, daß sie vielleicht Canning's Bemühungen zu ihrem Vortheil nicht genug anerkannten. Welchen denkbaren Grund konnte die franz. Politik haben um eine Collision mit Portugal zu wünschen, oder eine bewaffnete Intervention gegen den portugiesischen Liberalismus zu versuchen, aus welcher möglicher Weise doch für England ein unabweislicher casus foederis entstehen konnte; da (bey der Characterlosigkeit der britischen Politik in Portugal) ohne irgend einen directen Schritt von ihrer Seite, ohne die geringste Gefahr oder Opfer die Invasion von Spanien schon von selbst hinreichte in Portugal alle die Veränderungen zu bewirken die man durch eine Invasion hätte erlangen können: Unterdrückung des liberalen Princips und des britischen Einflusses? — Wir haben bisher die portug. Ange-



legenheit durchaus nur in Beziehung auf das britische Interesse im engsten Sinne betrachtet — in dem Sinne der bey jedem britischen Staatsmann, auch dem unbedeutendsten, engherzigsten, gleichsam ein Instinct seyn muß — wir haben dabey ganz von den höheren Präensionen der Canning'schen Politik abgesehen, welche ja 'das Gleichgewicht der Principien und das Glück der Völker' zu berücksichtigen versprach — wir würden auch jetzt diese Phrasen nicht so genau nehmen, und die Folgen welche die Ereignisse von 1823 und die späteren für Portugal selbst gehabt haben nicht berühren, wenn nicht der Verf. selbst durch eine mit unserer eigenen Ansicht vollkommen übereinstimmende Aeußerung, das Recht gäbe auch diese Seite der Sache zu berühren. — 'Portugal (sagt der Verf.) in einem Zustand der innern Zerrüttung (in a distracted condition) konnte nur ein lästiger Bundsgenosse für England seyn.' Nehmen wir dieses Geständniß in dem ausgedehntesten Sinne, der zugleich der richtigste ist, so heißt es so viel als: das wahre Interesse Englands verlangt, daß in Portugal eine den Bedürfnissen der Zeit und der Nation entsprechende Verwaltung bestehe — oder das wahre Interesse Englands und das wahre Interesse Portugals gehen Hand in Hand. Wenn dem aber so ist, welcher unverthilgbare himmelschreyende Vorwurf ist dann der gegenwärtige Zustand Portugals für die britische Politik, auch abgesehen von jeder Rücksicht allgemeiner Menschlichkeit? Wir werden aber bald sehen, daß in Beziehung auf Portugal die Nachfolger Canning's keinen Augenblick von seinen eignen Grundsätzen abgewichen sind, und daß die Verantwortlichkeit für diesen Schandfleck des 19. Jahrh. wesentlich auf Canning zurückfällt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

---

# G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

166. 167. Stück.

Den 20. October 1831.

---

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige: The political life of the right hon. George Canning etc. etc.

Daß Canning bey der Crise von 1823 auch in Beziehung auf Portugal grobe Fehler begangen hat, glauben wir in dem Vorhergehenden zur Genüge dargethan zu haben; es bleibt uns nun übrig zu untersuchen welche Schritte geschahen um diese (freylich nie eingestandenen) Fehler wieder gut zu machen, wobey wir auch ohne ausdrückliche Citation immer den eigenen Angaben des Verfassers folgen. Kaum war die absolute Regierung in Portugal an die Stelle der constitutionellen, der französische Einfluß an die Stelle des englischen getreten, so schien Canning auch einzusehen, daß nur die Wiederkehr eines liberalen Systems, das Wiedereintreten der liberalen Parthey und als Pfand für beide eine Constitution irgend einer Art, den englischen Einfluß wieder heben könne. Nach der Contrerevolution von 1823 hatte der König auch wirklich ein all-

gemeines Versprechen in diesem Sinne gegeben — dieß hatte wesentlich dazu beigetragen den Widerstand der liberalen Partey zu lähmen, und es kam nur darauf an die Erfüllung dieses Versprechens zu erlangen, so waren die Interessen Englands und Portugals zugleich befriedigt. In der That verfehlte Canning auch nicht dem Marquis Palmella (dem einzigen Mitgliede des portug. Cabinets der England und einem solchen Schritte günstig war) zu versichern, daß im Fall der König eine Constitution octroyieren wolle, England sie gegen jeden Angriff von Außen schützen werde; und auch die fremden Mächte, deren Gesandten (Hn. Hyde de Neuville an der Spitze) ihren ganzen Einfluß aufboten um einen solchen Schritt von Seiten des Königs zu verhindern, erhielten die bestimmtesten Erklärungen in dieser Hinsicht. Sie konnten aber Canning diesen Anfall von Energie um so eher gönnen, da ihr Einfluß in Lisboa durch seine frühere Schwäche hinreichend gesichert war um alle Bemühungen der liberalen Partey und des britischen Gesandten (Sir E. Thornton) beim König zu vereiteln \*); Canning's dringendster Wunsch, die Entfernung des Marquis Suberra (der ganz in dem Interesse Frankreichs war) aus dem Ministerium schien indessen von einer ganz andern Seite her erfüllt werden zu sollen; aber freylich auch in einem ganz andern Sinne. Der Zweck der Miguelistischen Verschwörung vom April 1824 geht im Allgemeinen aus der bekannten und oben angedeuteten Stellung der beiden Parteyen, welche die Contrere-

\*) Die Anwesenheit des Marschal Beresford in Lisboa, von der der Verf. in etwas mysteriösen Ausdrücken spricht, scheint nicht wenig dazu beigetragen zu haben die Bemühungen des britischen officiellen Diplomaten zu erschweren.

volution von 1823 herbeygeführt hatten, hervor. Daß die Enthronung des Königs beabsichtigt worden, im Fall er den Wünschen der Partey einen hartnäckigern Widerstand entgegensetzen sollte als man erwartete, ist zwar nicht ganz erwiesen aber doch glaublich; ohne uns jedoch weiter auf diesen Gegenstand einzulassen, genügt es hier in Beziehung auf die Canning'sche Politik zu bemerken, daß, nachdem das feste Betragen des diplomatischen Corps eine Catastrophe verhindert hatte, welche, wenn auch nicht dem Wesen doch der Form nach — wenn auch nicht mit den Grundsätzen doch mit den Gewohnheiten und der Etiquette der europäischen Diplomacie unverträglich war, der britische Gesandte der — wenigstens nach dem Berichte des Verfs. — die erste Rolle bey dieser diplomatischen Heldenthat gespielt hatte, mit Recht hoffen konnte der ganzen Sache eine für das britische Interesse günstige Wendung zu geben, d. h. die Entfernung des Marquis Subferra und die Wiederherstellung des britischen Einflusses zu erlangen — vielleicht auch von der Furcht des Königs vor den Umtrieben der Absolutisten eine Reaction im Sinne des Liberalismus, eine Erfüllung seines frühern Versprechens in Beziehung auf eine Constitution zu erhalten. Die Gelegenheit konnte gewiß nicht günstiger seyn, aber so tief war der britische Einfluß gesunken, oder so wenig wußte Canning die Gelegenheit zu benutzen, daß Ehre und Vortheil bey dieser Gelegenheit wiederum den Gegnern Englands, namentlich dem französischen Botschafter zufiel. Erwägen wir, daß das Resultat des bekannten, unter dem Schutze der britischen Flagge aufgeführten larmoyanten Stückes kein anderes war, als die Entfernung Don Miguel's — welche Frankreich noch weit mehr wünschen mußte als

England, und die Befestigung des Marquis Suberra im Ministerium — ‘dessen Steigen oder Fallen identisch mit dem Steigen oder Fallen des britischen Einflusses in Lisboa war’ — so kann man nicht umhin zu fürchten, daß die französischen Diplomaten bey dieser Gelegenheit Stoff genug gefunden haben sich über den britischen Staatsmann lustig zu machen. Canning selbst scheint etwas Aehnliches gefühlt zu haben \*) und entschloß sich endlich einen entscheidenden Schritt zu thun. Sir William Acourt wurde an Thornton's Stelle nach Lisboa geschickt, zu dem ausdrücklichen Behufe die Entfernung des Marquis von Suberra durchzusetzen; und als der Widerstand des franz. Botschafters im selben Maße zunahm wie die Bemühungen des britischen, und die Gesandten der übrigen großen Mächte eben so entschieden gegen ihn auftraten, ging er endlich so weit die Entfernung des Marquis von Suberra geradezu als Bedingung der Fortdauer der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Portugal zu machen. Wir wollen nicht untersuchen ob ein solches Verfahren gegen einen unabhängigen Fürsten durch die dringendsten Rücksichten des eigenen Interesse gerechtfertigt werden könnte, und wir würden nicht einmal bemerken, daß jedenfalls allen Sophismen zum Trotz darin eine so entschiedene Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates lag, wie

\*) ‘This was but an awkward consequence of so much English exertion; and to the world who saw this termination of the transaction on board the Windsor Castle, it appeared that the English minister had borne the brunt of the day, but the french ambassador had reaped the fruit of the victory.’ Die Stelle ist eingeschlossen “ ” und also vermuthlich aus Cannings eignen Papieren.

die Geschichte der neueren Diplomacie (abgesehen von den bewaffneten Interventionen der heiligen Allianz) kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat, daß endlich Canning gegen einen weniger ohnmächtigen Staat, gegen einen weniger schwachen von lauter entgegengesetzten Schrecken fast bis zum Blödsinn geängsteten Fürsten gewiß keine solche Sprache gewagt hätte — wir würden diese Bemerkung nicht machen, wenn Canning nicht bey jeder Gelegenheit und bis zum Ekel seine gewissenhafte Beobachtung des Grundsatzes der Nichtintervention rühmte. Bey dem armen alten König hatte die Drohung des britischen Gesandten, verbunden mit den bestimmtesten Versicherungen, daß England ihn gegen sein Weib, seinen Sohn, und gegen die fremden Mächte schützen werde, die gewünschte Wirkung — wenigstens bis auf einen gewissen Punct. Suberra erhielt (Oct. 1825) seine Entlassung, aber nicht ohne zugleich alle seine Collegen, und namentlich den England so entschieden günstigen Palmella mit in seinen Fall hineingezogen, und wenigstens in sofern einen negativen Einfluß auf die Zusammensetzung des neuen Ministerium ausgeübt zu haben, als keine entschiedenen Anhänger Englands darin aufgenommen wurden. Erst später als der Graf Porto Santo an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten kam, konnte der britische Einfluß als gesichert angesehen werden.

Als unmittelbare Folge dieser Veränderung in dem portugiesischen Cabinet nahmen denn auch! die Verhandlungen mit Brasilien eine Canning's Wünsche günstigere Wendung. Dennoch aber kostete es noch Zeit, Mühe und Künste genug um die Anerkennung der Thatsache der Unabhängigkeit Brasiliens und den leicht reizbaren Stolz der neuen Nation, mit der Etiquette

der portugiesischen Legitimität zu vereinigen, und erst im Januar 1826 gelang es Sir Charles Stuart (der als Gesandter des Königs von Portugal nach Rio ging) dieß diplomatische Kunststück glücklich zu beendigen. Obgleich nun diese Verhandlungen an die theologischen Spitzfindigkeiten der Byzantiner erinnern, so wollen wir damit keinesweges Canning das Verdienst abstreiten, daß er sich hier mit bewundernswerther Gewandtheit, gleichsam wie in seinem eigentlichen Elemente bewegte, und empfehlen diesen ganzen Theil des vorliegenden Werkes als einen sehr interessanten Beytrag zur Geschichte der neueren Diplomacie. Wir würden auch der an und für sich so merkwürdigen und fein ersonnenen Sendung eines britischen Diplomaten als portugiesischen Gesandten nicht weiter erwähnen, wenn diese diplomatische Zwittererschöpfung nicht auf die folgenden Ereignisse einen so verhängnißvollen Einfluß geübt hätte.

Die definitive Trennung Brasiliens von Portugal hatte die Nothwendigkeit einer angemessenen Festsetzung der Thronfolge in beiden Ländern — besonders aber in Portugal — fühlbar gemacht; aber ehe in dieser Hinsicht noch irgend Etwas entschieden war, wurde diese Angelegenheit durch den Tod Johann VI. um vieles verwickelter. Die bestehenden Haus- und Grundgesetze waren offenbar unzureichend da ein solcher Fall durchaus nicht darin vorhergesehen war \*),

\*) Wir werden uns hüten den Streit über die Legitimität Don Pedro's oder Don Miquel's hier auszuspinnen; nur wünschten wir, daß man sich wenigstens nicht weiß machen möchte, die Anhänger Don Pedro's oder Donna Maria's hätten sich deshalb für sie erklärt weil sie nach den Grundsätzen der heil. Allianz legitim sind, und nicht vielmehr weil sie Por-

und Johann VI., der allein allenfalls als Haupt des Hauses Braganza eine von allen betheiligten Parteyen anerkannte Gewalt ausüben konnte, hatte nur Zeit gehabt vor seinem Tode eine Regentschaft unter dem Vorsitz einer Infantin anzuordnen; und auch diese Maßregel, wodurch das Näherrecht Don Miguel's verletzt wurde, bedurfte nach den alten Grundgesetzen des Reiches einer Bestätigung durch die Cortes. Als eine Lösung so mannigfacher Schwierigkeiten schlug Canning vor: 'Don Pedro solle zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria entsagen, und diese zu ihrer Zeit ihren Oheim Don Miguel heirathen'. Wollte man diesen Vorschlag streng nach dem portugiesischen Staatsrecht beurtheilen, so enthielt er eine Absurdität; denn (was man auch sagen mag) nach den bestehenden Grundgesetzen konnte Don Pedro, als Kaiser von Brasilien, von seinem Vater nicht die portugiesische Krone erben, und dieselbe also auch nicht an seine Tochter abtreten; auf der andern Seite aber ließ sich nach allgemein staatsrechtlichen Grundsätzen zu viel für sein Recht als Erstgeborner sagen — mit einem Worte die ganze Sache war der Art, daß nur eine freywillige Uebereinkunft zwischen allen betheiligten Parteyen, nämlich Don Pedro, Don Miguel und der portugiesischen Nation — oder wenn man lieber will, den portug. Cortes, ein Recht für die Zukunft begründen konnte; da Don Miguel von Wien aus Versicherungen gab, die im Sinne der Diplomacie befriedigend genug scheinen konnten, da endlich an die Einwilligung

tugal das Ende des alten Unwesens durch eine neue Verfassung versprechen. Dagegen aber haben sich allerdings sehr Viele Don Miguel nur deshalb unterworfen, weil er nach portugiesischen Begriffen durch alte Gesetze und die Sanction der Cortes legitim ist.



der Nation nicht gedacht wurde, so scheint dieß Canning's Vorschlag in formeller Hinsicht vollkommen zu rechtfertigen. Erwägen wir aber welchen Gebrauch Don Miguel von der königlichen Gewalt wirklich gemacht hat, so erscheint jener Gedanke Canning's als eine der unseligsten Ausgeburten der neueren Diplomacie. Und man sage doch ja nicht: 'nach Canning's Vorschlag sollte Don Miguel unter ganz andern Umständen die Gewalt erlangen, als er sie wirklich erlangt hat — und überdieß konnte Canning unmöglich in dem Infanten den Character voraussetzen den er später entwickelte'. Denn in der That: welche Garantie enthielt Canning's Vorschlag gegen den Mißbrauch der Gewalt durch Don Miguel, er mochte sie nun gleich erlangen oder erst zur Zeit seiner Vermählung mit seiner Nichte? Und was Don Miguel's Character bestraf, so hatte er denn doch wahrlich schon hinreichende Proben davon gegeben, und die öffentliche Meinung in Lisboa sprach sich über diesen Punct so entschieden aus, daß Canning's Entschluß eben nur als ein schlagender Beweis erscheint, bis zu welchem Puncte er im Stande war sich bey einer schlauen Sicherstellung der Formen über jede wesentliche Rücksicht wegzusetzen. Die diplomatischen Phrasen die aus Wien über die angebliche Bekehrung des Infanten eingelassen waren, konnten formell und vor dem Richterstuhl der diplomatischen Etiquette als Rechtfertigung der Rolle dienen, die man dem Prinzen zugebracht hatte, und dieß reichte hin um das Heil eines ganzen Volks aufs Spiel zu setzen! Alles was der Verf. zur Rechtfertigung dieses Planes sagt ist seiner würdig, ein Gewebe von Sophismen und officiellen Phrasen. Das einzige was einigermaßen als Grund gelten könnte, wäre

die Nothwendigkeit, die offenbaren Rechte die Don Miguel den Haus- und Grundgesetzen nach hatte, und die Ansprüche seiner Partey (d. h. der Partey die ihn als Werkzeug und Vorwand benutzte) zu berücksichtigen um einen offenen Widerstand von ihrer Seite zu vermeiden, der durch Unterstützung von Seiten fremder Höfe nicht nur Portugal sondern auch dem Frieden von Europa gefährlich werden konnte. Aber eben weil der Character Don Miguel's, seiner Mutter und seiner Partey, Jedem der sich nicht absichtlich mit Phrasen abspesen lassen wollte, die Ueberzeugung geben mußte, daß alle diese Rücksichten weit entfernt sie zu befriedigen nur ihre Ansprüche höher steigern mußten — wenn dieß überhaupt möglich wäre — daß ein, den Interessen Portugals und Englands, den Forderungen der Vernunft und Menschlichkeit entsprechender Zustand ein für allemal unverträglich mit dem Interesse, den Ansichten dieser Partey sey — eben deshalb durfte auf die Einwilligung dieser Partey gar nicht gerechnet werden; und da allerdings nach den Grundsätzen von denen man ausging die Einwilligung Don Miguel's nöthig war um den künftigen Zustand Portugals rechtlich zu begründen, so beweist dieß die Nothwendigkeit, von einem Gesichtspuncte auszugehen, der die Einwilligung des Infanten nicht nöthig machte. — Die Entscheidung dieser Angelegenheit mußte (wie es später von Don Miguel selbst geschah) den Cortes des Reichs zugewiesen werden, was dem Geiste und dem Gebrauche, wenn auch nicht dem Buchstaben der alten Verfassung vollkommen angemessen war \*).

\*) Daß damit nicht allen rechtlichen und formellen Einreden begegnet war, daß besonders die formellen Grundsätze unserer neumodischen Legitimität sehr ins Gedränge kamen, leuchtet ein. Aber was den ersten

Der Einwurf, daß eben weil Don Miguel diesen Ausweg später zu seinem eigenen Vortheil benutzen konnte, er seinen Gegnern verschlossen war, ist durchaus nicht gegründet; denn das Resultat einer Appellation an die Cortes, was später unter ganz veränderten Umständen, unter der — Dank den Fehlern und der Schwäche der Canning'schen Politik — schon factisch begründeten Schreckensregierung Don Miguel's, zu seinen Gunsten ausfiel, wäre ohne allen Zweifel früher — und wenn durch ein kräftiges Auftreten England's die constitutionelle Partey und die Regentschaft der Infantin unterstützt worden wäre, zu Gunsten Don Pedro's, seiner Tochter und seiner Verfassung ausgefallen. Alles was man zu Gunsten Canning's sagen kann ist, daß er dieß Alles selbst fühlte und wirklich Schritte that die auf eine solche Ueberzeugung schließen lassen, aber eben so gewiß ist, daß er auch hier so schwach, so schwankend auftrat, seine wahre Meinung so hinter Phrasen verbarg, daß gerade das Gegentheil von dem geschehen mußte, was er wünschte oder hätte wünschen sollen und zu wünschen vorgab. Und dieß ist und bleibt am Ende die Hauptsache in dieser unseligen Angelegenheit. Denn, wollte man auch zur Rechtfertigung von Canning's Plan sagen, daß er von Don Pedro und dem Grafen Porto Santo gebilligt wurde — oder wie der Verf. versichert, daß Don Pedro

Punct betrifft, so waren die Verhältnisse so sonderbar und neu, daß man froh seyn mußte einen practischen Ausweg überhaupt mit dem Geist und Gebrauch bestehender Grundgesetze und historischer precedents rechtfertigen zu können; da an einen Ausweg der jedem Buchstaben genügt hätte, doch nicht zu denken war. Und was den zweyten Punct betrifft so konnte er jedenfalls keine entscheidende Rücksicht abgeben.

selbst schon ohne Canning's Mittheilung dieselbe Idee gehabt hatte \*) — so geht eben aus dem vorliegenden Werke zur Genüge hervor, daß Don Pedro recht gut fühlte was diesem Plane fehlte, nämlich eine Garantie gegen den Mißbrauch den sein Bruder von der Gewalt machen würde — daß er diese Garantie in einer freyen Verfassung zu finden glaubte, aber daß er als wesentliche Bedingung des Gelingens dieses so modificirten und verbesserten Planes die kräftige Mitwirkung Englands ansah — und eben weil Canning es ganz und gar an dieser fehlen ließ, scheiterte der ganze Plan. — Um aber dieser Mitwirkung um so sicherer zu seyn, und, da Canning schon früher jede Art von formeller Garantie für die innern Angelegenheiten Portugals abgelehnt hatte, doch England zu einer factischen Garantie zu verpflichten; benutzte Don Pedro die amphibische Natur der Sendung des Sir Charles Stuart, und forderte diesen auf die neue Verfassung, vermöge welcher Donna Maria über Portugal herrschen sollte, nach Lisboa zu überbringen. Daß aus diesem Schritt keine formell unabweißliche Verpflichtung für England entstand, diese Verfassung zu schützen, bedarf gar keines weitern Beweises; daß aber eben aus der amphibischen Stellung des Ueberbringers als britischer Staatsmann und portugiesischer Gesandter mit Instructionen von beiden Seiten versehen, von denen aber, wie sich von selbst versteht, die britischen prädominieren mußten — daß aus dieser für Canning's politischen Character so höchst bezeichnenden beyspiellos falschen Stellung, eine

\*) Auch Metternich soll seinerseits dieselbe Idee gehabt haben, was eben beweist, daß (höchst charakteristisch) in Canning's Plan die Möglichkeit der entgegengesetztesten Deutungen und Resultate lag.

factisch moralische Verpflichtung hervorging, bedarf ebenfalls keines weitem Beweises, und Canning oder sein Biograph gestehen dieß mehr oder weniger indirect ein, wenn sie sagen: 'er (Canning) wußte wohl, daß die Ueberbringung der neuen Verfassung durch einen so ausgezeichneten britischen Diplomaten den Argwohn der Continentalmächte erregen und bey dem Theil der portugiesischen Nation welche jenes Geschenk mit Dank empfing, übertriebene Erwartungen und Vertrauen auf die Unterstützung Englands veranlassen werde'. Dieß waren allerdings die unvermeidlichen Folgen eines solchen Schrittes, und Canning selbst gesteht daß Freund und Feind ihn nicht anders auslegen konnten — wie könnte er denn die Verantwortlichkeit für dessen Folgen abweisen? Zum Ueberfluß fiel es Canning auch gar nicht ein den Schritt den Sir Charles Stuart allerdings ohne bestimmte Instructionen, aber doch im Geiste seiner ganzen Stellung gethan hatte, geradezu zu desavouiren. Er begnügte sich damit ihn aus Lisboa abzuverufen, während er doch zugleich sein Betragen billigte. Durch diese halbe Maßregel glaubte Canning vielleicht wirklich sich jener moralischen Verpflichtung gegen die portugiesischen Liberalen zu entledigen, die sich im Vertrauen auf den Schutz Englands für die Verfassung und die Tochter Don Pedro's erklärten! \*). Um aber Canning's Politik in dieser Angelegenheit richtig zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, daß, abgesehen davon daß diese Verpflichtung — die, auch wenn ihre Tendenz dem In-

\*) Der Verf. sagt ausdrücklich: 'Sir Ch. St. Auftreten gab dem neuen System eine moralische Stütze, wodurch sehr viele Personen (numbers) veranlaßt wurden sich dafür zu erklären, die sonst angestanden haben möchten es zu thun.'

teresse Englands nicht günstig gewesen wäre, doch nicht abgeläugnet werden konnte — im Gegentheil der Art war, daß Canning keine günstigere Veranlassung, keinen bessern Vorwand, keine vollständigere Rechtfertigung sich wünschen konnte um in Portugal so aufzutreten, wie es das Interesse beider Länder (seiner eignen Ansicht nach), wie es sein ganzes politisches System (der Definition seines Biographen nach) erheischte. Wenn aber Canning sich mit der hergebrachten Phrase von Nichteinmischen in die innern Angelegenheiten, darüber rechtfertigen will, daß er diese so günstigen Umstände nicht benutzte, so bedarf es nur einer Hinweisung auf die zahlreichen Fälle wo er diesem Grundsatz entgegen handelte, wenn es der wirkliche oder eingebildete Vortheil seines Systems erforderte (z. B. bey Gelegenheit der Entlassung des Grafen Suberra), um diese Rechtfertigung als ganz nichtig zu bezeichnen. Canning hatte gar nicht mehr die freye Wahl sich in diese Angelegenheit einzumischen, oder nicht. England war durch S. Ch. St.'s (von Canning nicht desavouiertes) Betragen schon so compromittiert, daß es nur noch darauf ankam auf dem einmal betretenen Weg entschlossen fortzugehen. Wer etwa daran noch zweifeln sollte, der erwäge nur folgende Stelle einer Depesche von Sir W. Acourt vom 4. August 1826: 'Man kann unmöglich behaupten, daß von seiner (Sir Ch. St.) Seite keine Einmischung (interference) in die innern Angelegenheiten dieses Landes Statt gefunden hat. Eine solche Einmischung hat Statt gefunden — eine sehr directe und thätige Einmischung (a very direct and active interference)' \*).

\*) Wenn S. W. Acourt hinzusetzt: 'aber in keinem andern Character als in dem eines portugiesischen Be-

Nach Sir Charles Stuart Abreise von Lissboa hörte der Einfluß den er zu Gunsten des constitutionellen Systems ausgeübt hatte auf, und dieses blieb sich selbst überlassen, und mußte bey der Schwäche und Unfähigkeit einer Regentschaft, an deren Spitze unter so schwierigen Umständen ein Weib stand, um so mehr Gefahren ausgesetzt seyn, da in Folge des offenbaren Zurücktretens Englands Diejenigen, welche sich im Vertrauen auf die von Canning übernommene moralische Garantie, für dieses System erklärt hatten, nun ebenfalls den Muth verloren. Zwar wurden die Theilnehmer einer im Norden von Portugal vorzüglich versuchten militärischen Empörung zu Gunsten Don Miguel's gezwungen auf Spanisches Gebiet zu flüchten; aber dieß wurde nur eine Veranlassung mehr für Spanien sich entschiedener gegen die neue Ordnung der Dinge in Portugal zu erklären. Der Muth, die Thätigkeit ihrer Gegner in Portugal wuchs und im selben Maße die Unentschlossenheit der Regentschaft. Die Aufnahme der Miguelistischen Flüchtlinge in Spanien, die offen betriebene Wiederausrüstung derselben zu einem Einfall in Portugal, das Zusammenziehen spanischer Truppen an der Gränze hatte indessen auch wieder eine reactive Wirkung auf die Apathie der britischen Politik; indem sie die Möglichkeit eines casus foederis eröffnete und dem Nichteinmischungssystem, in welches sich

vollmächtigten den er bekleidet — — — — —  
 und sein Sie versichert, was auch von dem portugiesischen Bevollmächtigten gesagt werden kann, der britische Gesandte ist für nichts verantwortlich.' so können wir darin nichts sehen als eine bittere Ironie gegen diesen portugiesisch-britischen Zwitterstaatsmann von Canning's Erfindung, oder einen Beweis daß S. W. Acourt eines solchen Meisters vollkommen würdig war.

Canning verschlossen hatte, gar keinen Vorwand mehr zu lassen drohte. Anfangs schien die fortwauernde Occupation Spaniens durch französische Truppen diese Angelegenheit noch mehr zu complicieren, da hierdurch eine Solidarität des Verfahrens gegen Portugal zwischen Spanien und Frankreich hervorgehen konnte, und das Betragen des franz. Gesandten (M. de Moustier) in Madrid schien dieß zu bestätigen; allein Canning hatte alle Ursache zu glauben, daß die Versicherung des franz. Ministers: 'England könne den Abmarsch der franz. Truppen aus Spanien nicht eifriger wünschen als Frankreich selbst' aufrichtig waren; denn in der That hatte es sich damals schon zur Genüge gezeigt, daß die Invasion und Occupation Spaniens nicht nur ein politisches Verbrechen sondern auch ein grober Fehler gegen die wahren Interessen Frankreichs war, und sie so wie das Heil Spaniens einer Faction und einem System aufgeopfert hatte. Das Betragen des Marquis de Moustier wurde desavouirt und nun stand Canning nicht länger an in Madrid mit den entschiedensten Ausdrücken gegen das Verfahren Spaniens zu protestieren. Das spanische Cabinet erwiderte durch die bestimmteste Versicherung die gerechten Forderungen Portugals und Englands zu erfüllen; allein es zeigte sich bald, daß die vorgebliche Restauration der königl. Gewalt von 1823 neben der ostensiblen Regierung des Königs die geheime Regierung einer Faction geschaffen hatte, welche die eigentliche Gewalt in Händen hatte, und in Verbindung mit dem franz. Gesandten (der ebenfalls nicht die Interessen der ostensiblen Regierung in Frankreich, sondern die Interessen einer geheimen Factionsregierung zu vertreten schien) und den Gesandten zweyer anderer großen Mächte, ohne Rücksicht auf die Befehle der Regierung ihre eignen Pläne gegen das



constitutionelle Portugal betrieb. Die Invasion Portugals durch, auf spanischem Gebiet ausgerüstete Schaaren fand Statt, ungefähr in demselben Augenblick wo Canning die bestimmtesten officiellen Versicherungen erhielt, daß sie entwaffnet und von der Gränze entfernt werden sollten\*). Auf diese Nachricht und die bestimmte Aufforderung der Regentschaft in Portugal, erklärte Canning sogleich, daß der casus foederis eingetreten sey, ließ Truppen nach Portugal abgehen und rechtfertigte diese Maßregel in der berühmten Rede, die er am 12. Dec. bey Gelegenheit der Antwort auf die Thronrede hielt. Als ein rhetorisches Uebungsstück ist gewiß diese Rede meisterhaft zu nennen; aber wozu ein solcher Aufwand von Redekünsten, um zu beweisen, was klar am Tage lag: daß England das Recht und die Pflicht habe Portugal gegen das feindliche Verfahren Spaniens zu schützen — daß ein casus foederis eingetreten sey? — In dieser Hinsicht und noch mehr wenn man sieht wie neben so volltönenden, drohenden Phrasen, so ausdrücklich der Zweck der Unternehmung auf den casus foederis beschränkt, und so eine Hinterthür offen gehalten wird um sich gegen jede formelle Verbindlichkeit zur Aufrechthaltung des constitutionellen Systems zu verwahren\*\*), so kann man kaum umhin denjenigen von Cannings Gegnern beyzustimmen, die seine Rede ‘a tale of sound and fury, signifying nothing’ nannten.

\*) Auch spanische Truppen sollten das portugiesische Gebiet verlegt haben, doch schien dieß zweifelhaft.

\*\*\*) ‘We go to Lisbon not to rule, not to dictate, not to prescribe Constitutions but to preserve the independence of an ally’, so sagt Canning, von dictate, rule und prescribe war aber überall gar nicht die Rede.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

# G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

168. Stück.

Den 22. October 1831.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: The political life of the right hon. George Canning. etc. etc.

Nur das Canning'sche System der Nichteinmischung in Portugal, und die daraus entstandene Ohnmacht des constitutionellen Systems, dann das durch den französischen Gesandten in Madrid angeregte Vertrauen auf die Unterstützung Frankreichs, hatte der Apostolischen Faction in Portugal und Spanien den Myth zu einem so offenen Friedensbruch gegeben \*). Als sie daher sahen, daß sie sich verrechnet hatten, daß England den Einfall der Miguelisten von spanischem Gebiete aus, allen Ernstes als einen casus foederis ansehen wolle — daß Frankreich ihr Ver-

\*) Man darf sich eben nicht wundern, wenn die Apostolischen sich schmeichelten Canning würde keinen casus foederis hier sehen, da ein ganz identisches Betragen der französischen Regierung gegen das constitutionelle Spanien, ihn auch nicht einmal zu einer Anfrage vermocht hatte.

fahren entschieden mißbillige, gestatteten sie der offensiblen spanischen Regierung, ihrem wiederholten Versprechen gemäß, den gerechten Forderungen Canning's nachzugeben. Die Miguelisten waren indessen von den Truppen der Regentschaft um so leichter wieder über die Gränze gejagt worden, da die Gegenwart der britischen Truppen in Lisboa erlaubte eine größere Macht gegen die Rebellen zu senden. Zwar wagten es die Apostolischen noch einmal die Flüchtlinge zu einem neuen Versuch auszurüsten, da die ganze Stellung der britischen Truppen, die Behutsamkeit womit sie jedes Zusammentreffen mit den Rebellen vermieden, immer noch Zweifel an der Entschlossenheit Canning's zuließen; als jedoch auf diese wiederholte Beleidigung die britischen Truppen eine Bewegung gegen die Nordgränze machten und zugleich die constitutionellen Truppen die Miguelisten wieder aufs spanische Gebiet zurücktrieben, erlaubte die Faction endlich den königlichen Behörden sie zu entwaffnen und ins Innere zu schicken. Hierdurch war nun allerdings der casus foederis gehoben, und Canning konnte auf seinen Vorbeeren ausruhen. Was war aber durch diese mit so vielem Pomp angekündigte Kraftäußerung in der Hauptsache gewonnen? Durchaus Nichts. In der That fand hier ganz dasselbe Statt, was schon früher zur Zeit der französischen Invasion in Spanien geschehen war, und dieser natürliche Gang der Dinge war nur auf einen Augenblick durch die Ungeduld der Apostolischen Faction unterbrochen worden. Die spanische Regierung hatte, eben so wenig wie damals die französische, irgend einen Grund durch einen directen Angriff auf das constitutionelle Portugal einen casus foederis für England herbeizuführen, da die Schlassheit und

Unsicherheit der englischen Politik, die sich hinter den Grundsatz der Nichteinmischung verbarg, dafür bürgte daß ohne eine solche Gefahr zu laufen, sie das Ziel ihrer Wünsche, den Umsturz der Constitution dennoch sehr bald erreichen würde. — Nachdem Canning dem casus foederis genügt hatte, blieben die britischen Truppen zwar zum Theil noch in Portugal, aber Canning's Bemühungen, zu beweisen daß es durchaus nicht seine Absicht sey dem constitutionellen System die geringste Unterstützung zu gewähren, erreichten ihren Zweck vollkommen. Die Erscheinung der britischen Truppen und die blühende Rhetorik der Canning'schen Rede \*) hatte zwar Anfangs dem constitutionellen Geist in Portugal einen bedeutenden Aufschwung gegeben und sehr Viele vermocht sich entschieden für die Sache zu compromittieren; aber um so größer war auch die Muthlosigkeit als der eigentliche Sinn jener schönen Worte deutlich wurde und das constitutionelle

\*) Man kann es den unglücklichen portugiesischen Constitutionellen wohl verzeihen, daß sie durch so vielversprechende, volltönende Phrasen sich über den eigentlichen Kern täuschen ließen, da ja so viele andere weit unbefangene Hörer und Leser demselben Zauber unterlegen haben. Wenn diese armen Leute jetzt Canning's Phrasen fluchen, um derentwillen sie sich so furchtbar compromittiert haben, so kann man ihnen freylich antworten: 'leset die Rede mit Bedacht und Unbefangeneheit, so werdet ihr finden, daß Canning durchaus sich zu nichts anheischig macht als die politische Unabhängigkeit Portugals zu sichern, dem casus foederis zu genügen.' Der ganze Ton der Rede aber, der Eindruck, den sie bey einem großen Theil des liberalen Publicums in Europa gemacht hat, wird sie immer berechtigten mit dem Dichter auszurufen:

— — — — — And be no more believed,  
That keeps the word of promise to our ear,  
And breaks it to our hope.

Element sich mehr wie jemals von der englischen Politik verlassen sah — als Canning selbst sich sogar der Zulassung Don Miguel's zur Regentschaft nicht abgeneigt zeigte, und sich offenbar anschickte sich auch hier mit einigen officiellen Phrasen über Garantien gegen etwanige Rückfälle des reuigen Jünglings befriedigen zu lassen. Zwar spricht der Verf. immer noch von der moralischen Stütze, welche Canning dem constitutionellen System verliehen habe, aber die Thatfachen, die zunehmende Frechheit der Miguelisten, die zunehmende Hülfs- und Rathlosigkeit der Regentschaft, die allmähliche Desorganisation des constitutionellen Staates sprechen so laut gegen diese unbegreifliche Selbsttäuschung, daß er an einer Stelle selbst zugestehet: Canning habe während der letzten vier Monate vor seinem Tode die portugiesischen Angelegenheiten vernachlässigt, und ihn mit der überwiegenden Wichtigkeit der griechisch-türkischen Frage und der Ministerialveränderung in England entschuldigt. Wie dem auch sey, noch vor Canning's Tode war der Zweck der spanischen Regierung, die Wünsche der Miguelisten und Apostolischen wesentlich schon so gut wie erfüllt. Das constitutionelle System lag in den letzten Zügen, seine Anhänger sahen sich von einer unvermeidlichen Reaction bedroht, Don Miguel wurde in Lisboa erwartet, und die Apostolischen sowohl als ihre Gegner täuschten sich keinen Augenblick über den Werth der schönen Phrasen, womit die Diplomacie nach gewohnter Weise ihre Nullität jeder wahren Kraft gegenüber zu verbergen weiß — sey diese Kraft nun ein Character, eine Ueberzeugung, ein Wille oder eine Begebenheit — sey sie gut oder böse. — Canning's Tod raubte ihm zwar die glänzende Gelegenheit, welche die eigentliche Krise in Portu-

gal und der gegenwärtige monströse Zustand dieses Landes seinem Rednertalente und seinem Scharffinn dargeboten haben müßte; wenn er (wie zu erwarten steht) unternommen hätte, auch in diesem Falle das Mißverhältniß zwischen seinem vorgeblichen System und den wirklichen Resultaten seiner Politik zu verbergen. Zugleich wurde es durch diesen Zufall auch unsern philanthropischen Liberalen möglich, die Verantwortlichkeit für diese Folgen der Canning'schen Politik seinen Nachfolgern aufzubürden, und ihrem Ideal die Glorie seiner liberalen Rhetorik ungetrübt zu bewahren. Der Verf. gibt sich zwar ebenfalls große Mühe einen himmelweiten Unterschied zwischen Canning's Politik und der seines Nachfolgers darzuthun, wir müssen aber gestehen daß wir diesen Unterschied bloß in den liberalen Phrasen finden, womit Canning Vertrauen und Hoffnungen erregt hat, welche seine Handlungen oder vielmehr seine Unthätigkeit so oft grausam getäuscht; und in dieser Hinsicht hat wenigstens sein Nachfolger vor ihm das Verdienst voraus, nie Jemanden über seine Ansichten getäuscht und sein Betragen mit seinen Ansichten in Uebereinstimmung gebracht zu haben \*). Was wirft man dem Wellington'schen Ministerium in Beziehung auf Portugal vor, das nicht eine nothwendige Folge, eine Fortsetzung des Canning'schen Systems gewesen wäre? Er überließ die Constitution und die Constitutionellen ihrem Schicksal — gestattete die Rückkehr Don Miguel's nach Portugal, that nichts um ihn zu hindern den portugiesischen Thron zu besteigen,

\*) Hier ist bloß die Rede von der auswärtigen Politik, denn es ist freylich nicht zu läugnen, daß der Herzog von W. in der Emancipationsache die Erwartungen der Tories arg getäuscht hat.

und that nie den geringsten Schritt um dem scheußlichen Mißbrauch der Gewalt zu steuern, wodurch seit der Zeit Portugal ein Schandfleck der Politik des 19. Jahrhunderts geworden ist; er ließ den britischen Einfluß in Portugal tiefer sinken, als je zuvor. Welche Bürgschaft enthält aber die vielgepriesene Rede Canning's, die ganze Geschichte seiner Politik dafür, daß er irgend Etwas gethan haben würde um dieses Unheil zu verhindern? Seine Rede und seine Maßregeln beweisen ausdrücklich, daß er nicht daran dachte den britischen Einfluß in Portugal zu Gunsten oder gegen irgend eines oder das andere System oder Partey oder Interesse zu verwenden; sondern daß er seine einzige Aufgabe darin sah: die politische Unabhängigkeit Portugals im Fall eines unabweislichen casus foederis zu sichern. Diese aber ist seit seinem Tode nicht einen Augenblick gefährdet worden, und also hätte Canning nach seinem System eben so wenig Gelegenheit gefunden irgend Etwas in den portugiesischen Angelegenheiten vorzunehmen, als Wellington nach dem seinigen. Der scheußliche Zustand von Portugal würde für Canning ebenso wenig der Beachtung werth gewesen seyn, als für Wellington und Grey, und es ist sogar sehr die Frage, ob Canning nicht schon längst treffliche Gründe gefunden haben würde um Don Miguel anzuerkennen; was doch Wellington nicht gewagt hat, obgleich er mit Recht hätte sagen können, daß, nachdem Canning Nichts gethan hatte um die Usurpation Don Miguel's zu verhindern, da man nicht Willens sey ihn vom Throne zu stoßen, daß Interesse Englands durchaus verlange die de facto Regierung anzuerkennen. — Wir wiederholen noch einmal, daß es uns nicht einfällt Canning's Politik um Portugals Willen, oder

nach Grundsätzen allgemeiner Menschlichkeit zu tadeln. Wir legen nur den Maßstab des wohlverstandenen Interesse Englands an den jetzigen Zustand von Portugal — wir machen Canning nur für die Vernichtung des englischen Einflusses, des englischen Handels in Portugal verantwortlich.

Wir kommen nun zu der türkisch-griechischen Frage. Es ist nicht zu läugnen, daß hier eine größere Uebereinstimmung zwischen Absichten und Resultaten, Worten und Handlungen zu finden ist, als in andern Zweigen von Canning's politischer Wirksamkeit; aber um so weniger entsprechen beide der über sie, besonders bey uns herrschenden Ansicht, und es ist eines der vielen Verdienste des Verfs. daß er über diesen Theil der Geschichte unserer Tage das hellste Licht verbreitet. Wie Canning zu der Ehre gekommen ist für einen Freund, ja für den Schöpfer der Unabhängigkeit Griechenlands gehalten zu werden, und als solcher nach seinem Tode in Versen und Prosa von uns ehrlichen Liberalen und Philanthropen gefeyert zu werden, wollen wir hier nicht untersuchen, aber wenn uns von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet Canning's Politik in der griechischen Angelegenheit, so weit wir bisher im Stande waren darüber zu urtheilen, durchaus räthselhaft war, so zeigt uns der Verf. sehr bald den Standpunct, von wo aus diese Verhältnisse in ihrem wahren Lichte und Zusammenhang erscheinen, der aber freylich ein ganz anderer ist als das unserer Griechenfreunde. — Zwar wird der Verf. seinen Helden um einen guten Theil der Bewunderung bringen, die ihm bisher von der öffentlichen Meinung gezollt wurde; allein wir zweifeln nicht daß Canning selbst ihm danken würde, daß er der europäischen Diplomacie gegenüber seine Ehre rettet und ihn von dem Verdachte reinigt als habe er den Rücksichten



der Menschlichkeit, des Christenthums, der Erinnerung an die Herrlichkeit des alten Griechenlands, dem Mitgefühl für die Leiden und Heldthaten des neuen Griechenlands, und ähnlichen Sentimentalitäten den geringsten Raum in seiner Politik eingeräumt. Was auch Canning's Ansichten als Privatmann gewesen — die wir nicht kennen und nach denen wir nichts fragen — seine Politik war frey von solchen plebejischen Schwächen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Gang der griechisch-türkischen Angelegenheiten auch nur in seinen Hauptmomenten verfolgen, da begreiflicher Weise die mannigfachen Complicationen dieser Angelegenheit, der unmittelbare Antheil den alle europäische Hauptmächte daran nahmen, den darauf bezüglichen Unterhandlungen eine weit größere Ausdehnung geben mußten als dieß bey den portugiesischen, spanischen und americanischen Angelegenheiten der Fall war; wir begnügen uns daher die Grundsätze und den Zweck der Canning'schen Politik in dieser Sache, so wie dieselben aus seinen eignen Aeußerungen und aus des Verf's. Darstellung hervorgeht, zu bezeichnen. Weit entfernt also, in irgend einer Epoche der Unterhandlungen das Interesse der Griechen, geschweige denn ihre Emancipation als Hauptzweck im Auge gehabt zu haben, war vielmehr die griechische Insurrection von jeher eine lästige, verdrießliche Complication in den Augen des großen Diplomaten — so untonward wie nur irgend ein Ereigniß. Der einzige wesentliche Zweck Canning's war das Interesse, die Erhaltung der Pforte. In dieser Absicht gingen seine Bemühungen erstlich vor allen Dingen dahin die Pforte zu vermögen Alles zu vermeiden was Rußland eine genügende Veranlassung geben konnte, auf einen rein russischen Grund und Interesse hin den Krieg zu erklären, und

dagegen übernahm Canning seinerseits die Aufgabe, Rußland zu verhindern in der griechischen Sache einen Schritt zu thun, der der Pforte nachtheilig werden konnte\*). Die griechische Sache wurde deshalb im Gegensatz zu den reinrussischen Seiten der Verhältnisse mit der Türkei, als eine europäische betrachtet, und da bald unabweisbar die Nothwendigkeit hervortrat irgend Etwas in der griechischen Sache zu thun, so bemühte sich Canning wenigstens so viel wie möglich die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, der Pforte Zeit zu geben, wo möglich noch selbst die Ruhe in Griechenland herzustellen, und Rußland zu verhindern allein Etwas für Griechenland zu thun; und so erlangte er es endlich, daß in den Vertrag vom 6. Julius 1827 so wenig wie möglich zum Nachtheil der Pforte, so wenig wie möglich zum Vortheil der Griechen aufgenommen wurde. Und wenn man nicht läugnen kann, daß er diesen Zweck vollkommen erreicht hat, so muß man doch zur Ehre der übrigen Mächte gestehen daß sie der Lösung dieser Aufgabe eben keine sehr großen Schwierigkeiten, keine unbillige Hartnäckigkeit zu Gunsten der Griechen in den Weg legten\*\*). Man hat sich sehr über die Art skandalisirt wie das britische Cabinet die Schlacht von Navarin aufgenommen — der Ausdruck 'untoward event'

\*) Wir führen statt zwanzig nur zwey entscheidende Stellen an: 'The particular end for which he laboured was the prevention of a war between Russia and Turkey'. — 'And at the same time he bound the Russian government, not under any circumstance to extend its support of the Greeks beyond what the British government might think expedient.'

\*\*\*) Zur Geschichte dieser Begebenheiten ist es wichtig genug, daß der Verf. wiederholt behauptet: der Divan habe die unwiderleglichsten Beweise in Händen gehabt, daß die griechische Insurrection durch russische Emissäre beschleunigt worden sey.

womit dieser Sieg des Kreuzes über den Halbmond, der Civilisation über die Barbaren — dieses scheinbare Pfand der Unabhängigkeit Griechenlands bezeichnet worden ist, hat eine welthistorische Celebrität erhalten und wir erinnern uns noch recht gut aus jener Zeit des sehnächtigen: Canninge mi, utinam viveres! eines unserer fruchtbarsten liberalen Publicisten. — Wir müssen aber gestehen, daß wir mit aller Mühe in dem vorliegenden Werke nicht den geringsten Grund gefunden haben zu zweifeln, daß nur der Tod Canning der Ehre beraubt hat, die dem Erfinder dieser beneidenswerthen diplomatischen Sprachbereicherung gebührt. — Man sehe nur mit welcher zarten Rücksicht, mit welcher unermüdlichen Geduld der Divan von Anfang bis zu Ende behandelt wird, da doch gewiß Niemand besser als Canning wußte, daß auf diese Weise nie etwas von der Türkey erlangt wird. Den Vorstellungen: daß irgend etwas geschehen müsse um dem Zustand in der Levante ein Ende zu machen, der durch Sceräuberereyen und Excesse aller Art dem civilisierten Europa unerträglich werde — der Drohung die Unabhängigkeit der empörten Provinzen anzuerkennen, im Fall die Pforte sich auf keine Unterhandlungen deshalb einlassen wolle, und selbst nicht die Mittel besitze die Ordnung wieder herzustellen — der Andeutung, daß unter so außerordentlichen Umständen die Mächte ein Recht zu einer außerordentlichen Einschreitung erhalten würden, steht in den Unterhandlungen mit jenen Mächten immer sehr sorgfältig die Clausel zur Seite 'daß unter keinerley Umständen Gewalt gebraucht werden solle.' — Ibrahim Paschas Plan, die ganze christliche Bevölkerung von Morea theils auszurotten, theils nach Aegypten zu verpflanzen, veranlaßte eine außerordentliche Anstrengung von Seiten

Canning's, der nun wirklich sogar so weit ging der Rücksichten der Menschlichkeit zu erwähnen. Während aber die Ausführung des Plans schon längst begonnen hatte, wurden die Ausführungen der Maßregeln zur Verhinderung desselben davon abhängig gemacht, ob es dem Divan gefallen möchte jenen Plan zu desavouieren, und während derselbe sich auf eine beliebige Antwort besann, dauerten die Mezeleyen in Morea ununterbrochen fort. Der Grund selbst aber weshalb man sich hier zu einer solchen eventuellen Intervention berechtigt glaubte, lag nicht etwa in irgend einem Antheil an dem Schicksale der Griechen, sondern in der Furcht, 'daß durch die Colonisation Morea's mit Africanern das politische Gleichgewicht Europas gestört und die Entstehung ähnlicher Seeräuberstaaten wie die Barbareßen, herbengeführt werden möchte.' Unter keiner Bedingung aber sollte für irgend eine der intervenierenden Mächte aus einer Weigerung der Pforte den gemachten Vorschlägen beizutreten das Recht entstehen der Pforte den Krieg zu erklären, und das Härteste wozu Canning sich verstand war, 'daß man der Pforte mit der Abreise der Gesandten drohen und wenn diese Drohung nicht fruchte, sie wirklich ins Werk setzen möge'. — Nachdem endlich die Verheerung in Morea vom November 1826 bis Julius 1827 ohne die geringste Störung fortgedauert hatte — nachdem die aus dem ganzen Zustande der Dinge entstehenden Nachtheile für die Interessen des Levantehandels einen unerträglichen Grad erreicht hatten, nachdem durch die Thronveränderung in Rußland die Schwierigkeiten kein isolirtes Verfahren von Seiten dieser Macht zu Gunsten der Griechen zu verhindern immer größer geworden waren — da suchte Canning durch den Tractat vom 6. Julius die Interessen der

Pforte mit der unabweislichen Nothwendigkeit eines Einschreitens zu vereinigen, dessen secundare Folgen zwar den Griechen günstig werden konnten; dessen eigentlicher Zweck aber nur die Wahrung der Interessen der Pforte und des Levantehandels durch das Aufhören der Feindseligkeiten war; obgleich man freylich auch hier etwas von Menschlichkeit einfließen ließ. — Diese vorläufige Maßregel sollte denn allerdings weitern Verhandlungen über eine definitive Regulierung der künftigen Stellung Griechenlands den Weg eröffnen, aber (wie aus allem Vorhergehenden zur Genüge hervorgeht) immer mit der Voraussetzung daß unter keiner Bedingung der Beytritt der Pforte erzwungen werden solle. Maßregeln zur Erreichung des nächsten und eigentlichen Zweckes des Tractates, des Aufhörens der Feindseligkeiten, sollten zwar ohne Rücksicht auf die Einwilligung der Pforte genommen werden, aber der Pforte solle noch eine Bedenkzeit von vier Wochen bleiben (d. h. Morea noch vier Wochen lang den Africanischen Horden preis gegeben werden) und jedenfalls sollten etwanige aus diesen Maßregeln entspringende Collisionen durchaus nicht als Beweise feindseliger Absichten gegen die Pforte angesehen werden. Diese Maßregeln selbst aber sollten sich durchaus nur darauf beschränken: ‘allen zur Fortsetzung des Krieges gegen die Griechen bestimmten, mit Waffen und Mannschaft beladenen Schiffen den Zugang zu den Küsten Griechenlands zu verwehren (intercept — in Morea selbst mochte Ibrahim fortfahren zu sengen und zu morden); und die mit der Ausführung dieser Maßregel beauftragten Befehlshaber der Nationen der drey Mächte in der Levante, sollten die äußerste Sorge tragen (*prendre des soins extrêmes*) daß dieselben nicht in Feindseligkeiten gegen die Pforte ausar-

ten (degenerate) möchten, da es der feste Entschluß der drey Mächte sey, nur als friedliche Vermittler aufzutreten, und da jeder feindselige Schritt mit diesem ihrem Character im Widerspruch stehen würde'. — Wir fragen ob hier die Keime zu den Vorbeeren von Navarin liegen — oder ob nicht vielmehr darin schon im Voraus der Commentar zu dem berüchtigten untoward liegt? Nein — mag die Ehre oder die Verantwortlichkeit für jenen untoward event den wackern Söhnen Neptun's ausschließlich gebühren, oder (was wir noch lieber annehmen) hat der damalige Lord Groß-Admiral daran einen Antheil, der seinem spätern Auftreten in einer viel höhern Sphäre so nahe verwandt wäre — Canning und der Tractat vom 6. Julius sind jedenfalls von Ehre und Verantwortlichkeit gleich frey. — Wenn aber der Verf. meint die Früchte des Sieges von Navarin seyen deshalb so unbedeutend gewesen, weil jenem Schlage keine kräftigen Maßregeln folgten — weil Wellington, da zugleich der Krieg zwischen Rußland und der Pforte unvermeidlich wurde, sich mit so großer Bärtlichkeit für der alten Bundesgenossen äußerte, daß dieser schon darin Grund genug finden mußte in seiner Halsstarrigkeit zu beharren, so reicht das was wir hier (ausschließlich dem Verf. selbst folgend) gesagt haben hin, um zu beweisen, daß Wellington hier wie in der portugiesischen Frage durchaus nichts gethan hat als der Bahn und den Grundsätzen folgen die sein Vorgänger vorgezeichnet hatte. Ob Wellington den Griechen und den Constitutionellen ungünstig — ob Canning ihnen günstig gesinnt war, ist sehr gleichgültig, da jedenfalls ihr Verfahren gegen beide ganz dasselbe war. Ob bey der endlichen Anerkennung Griechenlands, bey der Feststellung seiner Gränzen Canning der Politik der großen

Mächte mehr *bonne foi* und Energie verliehen hätte, mag ebenfalls aus dem bisher Gesagten entnommen werden. — Man würde übrigens sehr irren, wenn man glaubte, daß Canning's Politik in diesem Falle aus einem übertriebenen Skrupel wegen des Mangels an dem formellen Rechte zu einer Intervention entsprang. Zwar von den Pflichten und Rechten des Christenthums, der Civilisation dürfte nicht die Rede seyn, aber Canning sagt ausdrücklich: 'daß, da die Pforte die Unabhängigkeit der Griechen nicht anerkennen und auf keinen Vorschlag eingehen wolle, wodurch dem Unwesen in der Levante gesteuert werde, diejenigen Mächte welche unter diesem Unwesen litten, das Recht hätten, nicht nur nach Gutdünken Maßregeln zur Abhülfe zu treffen, sondern sogar von der Pforte selbst Genugthuung und Ersatz zu verlangen, für den Schaden der von denjenigen verübt werde, welche die Pforte als ihre Unterthanen anzusehen beharre. Ja er erinnert ausdrücklich an das Beyspiel von Algier und deutet an, daß, wollte man den Divan so streng beym Worte nehmen, ein Bombardement von Constantinopel nur die Ausübung des Rechtes der Selbstvertheidigung seyn würde.' Schade, daß Alles dieß in Canning's Munde nur ein Spiel der Phantasie und des Scharfsinns war, denn es kann wohl kaum ein Zweifel seyn, daß eben dieß das einzige Mittel war Griechenland fünf Jahre von Mord und Verwüstung zu ersparen. Das formelle Völkerrecht war eben so entschieden auf der Seite einer solchen Intervention als das wirkliche, höhere Völkerrecht — und sogar der Turkey wäre wahrscheinlich viel größeres Unheil erspart worden, als aus einem solchen Verfahren entstehen konnte. Aber — wie gesagt — Canning fragte durchaus nichts nach dem Schicksale der Griechen; und nach der Art

wie der Verf. den Ausbruch der Insurrection berichtet, hatten die Griechen eigentlich gar keinen vernünftigen Grund sich über ihre Lage zu beklagen, die nicht schlimmer war als die der türkischen Unterthanen der Pforte — worin er mit dem österreichischen Beobachter auf eine für beide gleich ehrenvolle Weise übereinstimmt \*). Man kann allerdings sagen, daß nach jener Ansicht England und die übrigen Mächte unstreitig die Wahl hatten: entweder sich von der Pforte Genugthuung und Ruhe zu verschaffen oder sich unmittelbar und streng an die Griechen zu halten, und endlich wohl gar der Pforte in der Ausrottung und Unterjochung der Griechen die Hand zu bieten, um die Ruhe in der Levante wieder herzustellen; und wir sind nicht gewiß, daß nicht mehr wie Ein Cabinet sehr geneigt war diesen Ausweg als den einfachsten und natürlichsten zu wählen, wenn nicht die öffentliche Meinung doch immer einige Rücksicht verdiente. Soll aber Canning's Ruhm darauf beruhen, daß auch er diese Rücksicht, der öffentlichen Meinung in England gegenüber, nicht aus den Augen zu setzen wagte, so haben wir Nichts dagegen einzuwenden. (Die Kritik der innern Verwaltung nächstens).

### W i e n.

Hey Friedr. Wolke: Handbuch der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie, für academische Vorlesungen bearbeitet von Johann Nep. Edlen von Raimann, S. K. K.

\*) Man hat es für eine Begünstigung der Griechen gehalten, daß Canning ihnen schon 1825 das Recht einer kriegsführenden Macht einräumte, aber dieß war eine rein geschäftliche Maßregel bey den unvermeidlichen Collisionen mit der griechischen Seemacht, und machte die de facto Regierung für den daraus für den britischen Handel entstehenden Schaden verantwortlich.



Apostolischen Majestät wirklichem Leibbarzte, emeritiertem Director des K. K. allgemeinen Kranken- und Findelhauses etc. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. B. I. XVI u. 564 S. B. II. XVI u. 708 S. in 8. 1831.

### E b e n d a s e l b s t.

Institutiones generales ad Praxin clinicam usui academico dicatae, auctore J. N. Nob. a Raimann. XIV u. 97 S. 8. 1829.

Wir freuen uns in *N<sup>o</sup>. I.* das Erscheinen der 4. Auflage eines Werkes melden zu können, von dem wir die ersten in diesen Blättern (1824. St. 81) mit gebührender Anerkennung angezeigt haben. Der Vf. hat seine günstige Stellung fortwährend benutzt, um ein Werk zu bereichern, das stets zu den besten seiner Art gehören wird. Bey der Angabe der Symptome wurde mehr als sonst die normale Verlaufsweise hervorgehoben. In wiefern Fieber und Entzündungen für heilsam zu erachten, ist mit Genauigkeit auseinandergesetzt; ebenso ist auf die Schilderung des secundären nervösen Characters viele Sorgfalt verwandt. Die Lehre von den Wechselfiebern, von der Entzündung des Gehirns und dessen Häuten, von dem Delirium tremens, von der Bleichsucht und von der Blutfleckenkrankheit hat wesentliche Zusätze erhalten.

*N<sup>o</sup>. 2.* ist eine lateinische Ausgabe derselben Schrift in deutscher Sprache, die wir gleichfalls früher in diesen Blättern (1822. St. 98) nach Verdienst angezeigt haben. Die Uebersetzung ist klar und fließend; aber die einzelnen Paragraphen haben mannigfache Aenderungen und Zusätze erhalten. Daß im letzten Kapitel: de conscribendis morborum historiis die fingierte Krankheitsgeschichte weggelassen und dafür die allgemeine Anleitung solche zu verfertigen, erweitert ist, können wir nur billigen. M . . r.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

D e n 24. O c t o b e r 1831.

H a n n o v e r.

In der Helwingschen Hofbuchhandlung: Beyträge zur Anatomie und Physiologie. Von E. A. W. Himly. Zweyte Lieferung. Auch unter dem Titel: Geschichte des Foetus in Foetu. Mit fünf Steintafeln und einer Kupfertafel. 1831. IV und 130 S. in 4.

Der Wunsch, einen schon im J. 1813 im academischen Krankenhause zu Göttingen vorgekommenen Fall von Einschließung eines Fötus-Rudimentes in einem Hautbeutel am Ende der Wirbelsäule eines Mädchens öffentlich bekannt zu machen, war die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieser zweyten Lieferung. Konnte gleich dieser Fall, unabänderlicher Hindernisse wegen, nicht mit derjenigen Genauigkeit beschrieben werden, welche namentlich zur absolut richtigen Deutung und Würdigung dieser merkwürdigen Mißbildung erforderlich ist, so glaubte der Vf. doch, den Physiologen durch diese Bekanntmachung einen Gefallen zu erweisen, da eine Erscheinung dieser Art selten ist, und außer jener Mißbildung auch noch

andere Bildungsfehler bey dem erwähnten Kinde genau an derselben Stelle befindlich waren. Eine bloße Erzählung genügte indeß dem Verfasser nicht, da eine solche nur die Menge der bislang bekannten ähnlichen Beobachtungen vermehrt, aber der Verwirrung der darüber herrschenden Ansichten, der Zersplitterung hie und da, häufig in seltenen Gesellschaftsschriften beschriebener und leider! nur zu oft mangelhaft beschriebener Parallel-Fälle nicht abgeholfen haben würde. Nur eine eigene Monographie konnte dieß erfüllen. Deshalb unterzog sich der Verf. der nicht geringen Mühe, sowohl die genauer beschriebenen Fälle von Fötus in Fötus, als auch die kurzen Notizen mit möglichster Vollständigkeit immer aus den Quellen selbst zu schöpfen und zu sammeln. Dabey durften selbst die fabelhaften Erzählungen der Vorzeit nicht vergessen werden; wenn sie auch nicht dazu dienen mögen die Erscheinung des genannten Bildungsfehlers aufzuklären, so ist doch anzunehmen, daß sie nicht gänzlich erfunden sind, und sie lassen sich deshalb wenigstens dazu gebrauchen, die Anzahl der vorgekommenen Fälle genauer fest zu stellen. — Es wurden alle diejenigen Bildungsfehler berücksichtigt, welche in der vollständigen, angeborenen Einschließung eines Fötus oder Fötus-Rudimentes, sey es auch ein noch so kleines, in einem anderen menschlichen Körper bestehen. Dieß mußte geschehen, weil die geringere oder bedeutendere Entwicklung des inneren Fötus keinen Unterschied machen kann, und weil, bey der noch nicht über allen Zweifel erhabenen Erklärung der Entstehung des Fehlers, der Begriff der Einschließung eines Fötus in einem andern fürs Erste auch nur nach der Form und äußeren Erscheinung gefaßt werden konnte. Nachdem nun alle bekannten Thatsachen genauer begründet waren, konnte zu den Folgerungen über-

gegangen werden, welche sich aus ihnen ziehen lassen. Zuletzt mußte dann aus allen diesen Punkten das Wesen des Bildungsfehlers hervorgehen.

In der Einleitung ist von denjenigen bey Menschen beobachteten Beyspielen die Rede, welche sehr fabelhaft oder gar nicht hierher zu rechnen sind, so wie auch ganz kurz von den sehr unklaren Erzählungen des Vorkommens eines thierischen Fötus in einem anderen Thiere: am Ende des Buchs befindet sich ein hierher gehöriger Zusatz. Das erste Kapitel gibt eine Darstellung der bis jetzt bekannten Beyspiele des foetus in foetu in tabellarischer Form, weil diese dem Verf. die deutlichste zu seyn schien. Die größeren Abtheilungen der Tabellen sind nach dem Sitze des Fötus im Allgemeinen gemacht; eine jede einzelne enthält folgende Rubriken: Anzahl der Fälle; Schriften, in welchen diese beschrieben sind; Geschlecht, Alter, Namen, Geburtsort und Geburtsjahr des Menschen, welcher den Fötus in sich enthielt; Lebensbeschreibung des Menschen, welcher den Fötus in sich enthielt; Lage, nächste Umgebung, Hülle und Verbindung des eingeschlossenen Fötus mit dessen Träger, Beschreibung des eingeschlossenen Fötus. Ein Anhang handelt von der abnormen Bildung einfacher Knochen, Zähne und Haare im Fötuskörper. — Das zweyte Kapitel liefert den neuen Beytrag des Verfassers zu den Beyspielen des Fötus in Fötu: es zerfällt in die Krankengeschichte, den Leichenbefund, die chemische Untersuchung einer aus der Geschwulst abgezapften Flüssigkeit von Hn. Hofrath Stromeier, und in Bemerkungen über das Wesen dieses Falles. — Vierzehn allgemeine Folgerungen machen den Inhalt des dritten Kapitels aus. — Das vierte Kapitel gibt eine classi-

ficierte und critische Uebersicht der bislang über die Entstehung des Fötus in Fötu aufgestellten Theorien, an welche sich die eigene Meinung des Verf. anschließt. Die Tafeln dienen zur Erläuterung des vom Verf. beschriebenen, so wie eines vom Hn. Professor Heineken gütigst mitgetheilten Falles, welcher mit jenem manche äußere Aehnlichkeit hat.

### Quedlinburg und Leipzig.

Demosthenes, als Staatsbürger, Redner und Schriftsteller, von Dr. A. G. Becker, Pastor zu St. Aegidii in Quedlinburg. Erste Abtheilung, Literatur des Demosthenes. 1830. 182 S. in 8. (Beckersche Buchhandlung).

Der Verf. dieser Schrift ist schon aus einem frühern Werke: Demosthenes als Staatsmann und Redner; 2 Theile, 1815 und 1816 (G. g. A. 1816. St. 106) als eifriger Verehrer des Demosthenes dem Publicum bekannt. Dieß neue Werk gibt den Beweis fortgesetzter Studien; die rühmlichste Anwendung, die ein Geistlicher von der Muße, die ihm seine Amtsgeschäfte lassen, machen kann. Der vorliegende erste Band, der Anfang eines größern Werks, ist, wie der Titel es aussagt, rein literarisch; aber nicht ohne beygefügtet eignes Urtheil, wo dieß erwartet werden konnte. 'Vollständigkeit, Richtigkeit und Sicherheit der Angaben, sagt der Vf. in der Vorrede, war Hauptzweck'. Gänzliche Vollständigkeit ist allerdings schwer zu erreichen; was etwa fehlt kann jedoch in Nachträgen geliefert werden. Aber auch jetzt schon wird man durch den Reichthum der Literatur des Demosthenes überrascht; ungeachtet er keineswegs einer der am meisten behandelten Schrift-

steller ist. Der Verf. hat eine sehr zweckmäßige Anordnung des Stoffes getroffen, indem er das Ganze in acht Abschnitte theilt. Der erste handelt von den Quellen für das Leben der Demosthenes. Ältere und neuere Biographien und Abbildungen. Neben den eigenen Reden des D. und denen seiner Zeitgenossen stehen mit Recht die Leben des Plutarch oben an; denn der Vf. hält nicht nur die in den Parallelen, sondern auch die in den *vitae Rhetorum* für echt; nur daß diese zunächst nur eine Materialiensammlung für weitere Verarbeitung zu seyn scheinen; etwa wie das zweyte Buch der *Deconomica* des Aristoteles, das wohl nichts anders als ein Theil seiner Excerptensammlung für sein verlorenes Werk, seine *πολιτεiai* ist. — Der zweyte Abschnitt: Würdigung des D. als Mensch und Staatsbürger; und der dritte Würdigung des D. als Redner und Schriftsteller zählt auf und beurtheilt, was bereits im Alterthum für und gegen D. geschrieben ist. Nachdem auch die Urtheile der neueren Critiker angeführt sind, werden auch die Nachahmer unter den Rhetoren, und selbst unter den christlichen Rednern der ersten Jahrhunderte, bemerklich gemacht. Der vierte Abschnitt gibt eine critische Uebersicht der Schriften des D., sowohl seiner Reden, als der Proömien, und der ihm beygelegten Briefe. Der Verf. tritt keineswegs so leicht der Critik bey, die nach bloßem Gefühl die Echtheit oder Unechtheit bestimmen will; und wie schwankend solche Argumentationen sind, hat wohl die neueste Erfahrung bey mehreren der Reden des Cicero gezeigt. Das Urtheil eines Mannes, der sich durch eine lange Reihe von Jahren eine so vertraute Bekanntschaft mit seinem Schriftsteller verschafft hat, hat aber gewiß ein großes Gewicht; und er ist sicher völlig berechtigt zu sagen, daß solche

Behauptungen noch einer weitem und sorgfältigern Untersuchung bedürfen, als ihnen bey mehreren derselben bisher zu Theil geworden ist. Die folgenden vier Abschnitte sind rein literarisch; sie handeln der fünfte von den Handschriften; der sechste von den Ausgaben; der siebente von den Uebersetzungen; und der achte von den Erläuterungsschriften des D. — Die Handschriften werden aber nicht bloß aufgezählt; sondern es folgt alsdann auch eine Uebersicht von denen die bisher von den Herausgebern benutzt worden sind. — Auch die Ausgaben werden nicht bloß angeführt, sondern die wichtigern derselben auch genauer gewürdigt; oder auch auf die Critiken verwiesen, wo dieses geschehen ist. — Die Uebersetzungen werden nach den Sprachen geordnet; lateinische, deutsche, italiänische, englische und französische; und zugleich darauf aufmerksam gemacht, was hier geleistet worden, und was noch zu leisten ist. Daß in Beziehung auf die Staatsreden Jacobs obenan steht, versteht sich. Arm sind wir aber noch an guten Uebersetzungen einzelner Reden. Unter den Erläuterungsschriften werden nicht nur die angeführt, die sich ausschließend auf den Redner, sondern auch die welche sich auf seine Zeitgeschichte beziehen. Daß wir der Fortsetzung der Arbeit des Verfs. mit Begierde entgegen sehen, brauchen wir gewiß nicht erst zu sagen.

Als einen Nachtrag führen wir eine kleine Schrift an, die der Aufmerksamkeit des Herrn Beckers entgangen ist: *Prolegomena ad Demosthenem, sive de vita et orationibus Demosthenis libellus; in usum iuventutis scripsit Ernestus Schaumann. Primislaviae, 1829. 60 S. in 8.* Sie zerfällt laut des Titels in die beiden Absätze, *de vita, et de scriptis Demosthenis.* Der erste gibt zwar nur eine

Kurze Uebersicht seines Lebens, wobey jedoch die Beweisstellen in den Notizen mit Fleiß gesammelt und erläutert sind. Der zweyte geht die einzelnen Reden durch, mit kurzer Angabe ihres Inhalts. — So wird durch diese Schriften die Bekanntschaft mit einem Mann erleichtert, der nicht bloß als Redner und Staatsmann, sondern auch als Mensch zu den interessantesten des Alterthums gehört. Im beständigen Kampf mit dem Schicksal zu den edelsten Zwecken, dem er endlich erliegt, ist Demosthenes der höchste tragische Character, den die Geschichte uns aufstellt. Wer kann ohne Theilnahme ihn lesen?

Hn.

### M a r b u r g.

Die diesjährige Ankündigung der Geburtsfeyer S. K. H. des Churfürsten, durch Hn. Prof. C. Fr. Chr. Wagner, hat uns zugleich den Schluß der Untersuchungen über das Colosseum verschafft: Inest Commentationis de Flavii Amphitheatro Part. III. et ultima; deren beide frühere Abschnitte wir bereits S. g. U. 1829 St. 152. 1830 St. 176. mit der ihnen gebührenden Auszeichnung erwähnt haben. Dieser dritte Theil gibt nun eine Uebersicht der Schicksale dieses großen Monuments, sowohl im Alterthum, als im Mittelalter und der neuern Zeit. Wenn man hier die Reihe von Unfällen liest, die es durch Feuersbrünste, Erdbeben und Plünderungen hat erleiden müssen, so erstaunt man, wie es dennoch die Jahrhunderte hat überleben können! Das vermochte nur ein solcher Riesenbau, den wohl nur an Größe und Erhabenheit die Monumente der Pharaone übertroffen haben. Auffallend ist es, wie oft es von dem Blitz getroffen wurde. Feuersbrünste konnten freylich wohl einem so massiven Baue weniger schaden; desto gefährlicher waren ihm die



Erdbeben. Die Verwüstungen welche beide ange-  
richtet, von Erdbeben besonders das von 480, wo-  
durch das ganze Podium umgestürzt ward, wer-  
den mit den Beweisstellen einzeln aufgezählt.  
Dazu kam im Mittelalter, daß das Colosseum  
bey dem Kampfe der einzelnen mächtigen Fami-  
lien, besonders der Frangipani und Annibaldi, im  
13. Jahrh. von den ersten lange im Besiß ge-  
halten, und als eine Burg betrachtet wurde. Außer-  
dem sind auch die Nachrichten über die Dauer  
der darin gefeyerten Spiele und Wettkämpfe ge-  
sammelt. Wie es möglich war dasselbe unter  
Titus zugleich zu einer Naumachie zu gebrauchen,  
wird bey der Kürze und Dürftigkeit der Nachrich-  
ten wohl immer dunkel bleiben; wenn diese gleich  
selber zu bestimmt sind, als daß man es leugnen  
könnte. Wenn hier Alles ins Große, und selbst  
ins Ungeheure ging, wie die Thierhezen, konnte  
doch die Naumachie nicht kleinlich seyn; und wo  
war dazu hinreichender Raum? — Die Fech-  
terspiele wurden zwar 325 bereits durch Con-  
stantin d. Gr. verboten; doch kommen noch am  
Ende des Jahrhunderts Spuren von ihnen vor.  
Noch länger dauerten die Thierhezen (*venationes*),  
da das Christenthum sie nicht verbot. Das letzte  
Beyspiel von ihnen findet sich 523, wo der Con-  
sul Annicius Maximus sie gab. Stiergefechte  
kommen indeß noch 1382 vor. Im 16. Jahrh.  
wurden zu Anfang desselben geistliche Schauspiele  
darin aufgeführt; wie lange dieß gedauert, läßt  
sich nicht ausmitteln. Die neuesten darin vorge-  
nommenen, durch Fea beschriebenen Untersuchun-  
gen, werden nur im Allgemeinen angeführt, da sie  
schon im ersten Theile bemerklich gemacht waren.

Hn.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

170. Stück.

Den 27. October 1831.

---

St. Gallen.

Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland, in den Jahren 1822 bis 1828. Mit besonderer Rücksicht auf die Nogayen-Tartarn am Asowschen Meer. Mit 15 lithographierten Abbildungen und einer Charte. 1830. 496 S. in 8.

Wir bitten den Verfasser dieser Reise (er nennt sich in der Vorrede Daniel Schlatter aus St. Gallen) nicht in die Classe der Touristen zu setzen, wovon vor einiger Zeit in diesen Blättern die Rede war. Er reiset nicht mit Extra-Post, sondern größtentheils zu Fuß. Er hat dabey einen bestimmten Zweck, ein Volk kennen zu lernen, welches noch auf einer niedern Stufe der Cultur stand. Seine Wahl fiel auf die Nogayen-Tartarn im südlichen Rußland. Warum gerade auf diese? erfahren wir nicht. Genug er wollte die Nogaier kennen lernen; ging zu ihnen, lebte unter ihnen wiederholt; nicht etwa als ein Vornehmer oder Reicher, sondern vielmehr als

Hausgenosse und freywilliger Diener und Gehülfe bey den häuslichen Arbeiten. Daß dieß das sicherste Mittel ist ein Volk — nämlich ein solches Volk, wo keine große Verschiedenheit der Stände und der Lebensart Statt findet — kennen zu lernen, fällt wohl von selbst in die Augen. Die erste Reise, sie ging fast im Fluge über die Niederlande, England (denn Umwege scheut der Verf. nicht), Hamburg, Berlin, Petersburg und Moskau zu den Nogaiern, und der erste Aufenthalt unter ihnen war kurz, weil Familienbriefe ihn bald zurückriefen. Allein er kam hier in die Bekanntschaft eines Nogaiers, Ali, der ihn in sein Haus aufnahm, und eine dauernde, wahrhaft rührende, Anhänglichkeit an ihn faßte. Schon nach drey Monaten, im October 1822 verließ er wieder die Ufer des Asowschen Meers und ging über Odessa und Oesterreich nach Hause; jedoch mit dem Entschlusse wieder zu kommen. Dieser ward auch bereits im März des J. 1823 ausgeführt. Durch Bayern, Schlesien, Polen und Bessarabien pilgerte er wieder zu seinen geliebten Nogaiern, und trat wieder in die Familie von Ali, bestehend außer ihm in seiner jungen Frau, Tasché, und einem Knaben und Mädchen. Jetzt dauerte sein Aufenthalt fast drey Jahre, bis zum May 1826; es fehlte ihm also nicht an Zeit und Gelegenheit die Nogaier kennen zu lernen, und auch mit ihrer Sprache bekannt zu werden. So sah er sich im Stande die genaueste und zuverlässigste Nachricht von diesem Volke und ihrem jetzigen Zustande zu geben. Sie waren vormals Nomaden, wurden aber seit der Gründung der Russischen Herrschaft an den Fluß Molotschna, der in das Asowsche Meer fällt, angesiedelt, fast gegen ihren Willen, wie denn auch das Andenken an das frühere rei-

zende Nomadenleben bey ihnen fortbauert, und wahrscheinlich bald wieder von ihnen ergriffen werden würde, wenn sie sich selbst überlassen wären, indem auch jetzt noch ein großer Theil der Nation in den entfernteren östlichen Ländern nomadisiert. Die ganze Nation wird auf eine halbe Million Familien angeschlagen, wovon nur etwa 60000 Seelen am Usowschen Meere angesiedelt sind. Sie bekennen sich zum Islam. Sie stehen unter der Gouvernementsregierung von Taurien. Ihre Farbe ist gelbbraun; sie sind von schönem Wuchs; sehr anständig und thätig. Die häufige Mischung mit den Kalmücken zeigt sich nur in den oft hervorstehenden Backenknochen; sonst haben sie nichts von der Kalmückischen Physionomie; auch sind die Verbindungen mit Kalmückinnen jetzt seltener. Ihr Gesicht und Gehör ist unglaublich scharf; nicht so ihr Geruch und Geschmack. Ihre Sittlichkeit ist nicht schlechter als man bey einem rohen Volke, das sich zum Islam bekennt, sie erwarten kann. Bänkereyen und auch Schlägereyen sind häufig; indeß macht man nicht mehr daraus als bey gesitteten Völkern aus einem Wortstreit. Selbst die Weiber finden eine Züchtigung von dem Mann gar nicht befremdend, und nehmen es übel wenn man sie deshalb beklagt. Ihre Sprache ist der türkischen verwandt; ihre Schrift die Arabische. Die Religion besteht in der Beobachtung von Ceremonien und Hersagen von Gebeten. Jedes Dorf hat seine Priester (Mollas), die unter einem Mufti stehen. — Die Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht; vor allem die Pferdezucht. Das Vieh heißt bey ihnen das Gut, oder das Vermögen. Die Pferdeheerden streifen auf den Steppen umher. Das Einfangen der halb wilden, oder verwilderten Thiere ist eine halsbrechende Arbeit.

Es geschieht durch Schlingen, die dem Thiere in vollem Fagen um den Hals geworfen werden. Die Pferde werden nur zum Reiten, nicht zum Ziehen gebraucht. Dazu bedient man sich der Ochsen. Die großen Heerden bleiben auch den Winter auf der Steppe, und suchen ihr Futter unter dem Schnee. Man sieht oft tausend bis zweytausend zusammen, die noch nie von einem Menschen gebändigt sind. Die Hengste haben jeder ihren Trupp Stuten. Oft kommt es zwischen ihnen zu mörderischen Gefechten. Die Stuten, auch die ungezähmten, lassen sich gerne melken; wenn sie nur ihr Junges vor sich haben. Ganz wilde, herrenlose Pferde gibt es bey den Nogaiern nicht mehr. Sie gewöhnen sich, seitdem man sie angesiedelt hat, einigermaßen an den Ackerbau. Das Getreide wird auf dem Felde durch Pferde ausgetreten, und in Gruben aufbewahrt. In ihren häuslichen Verhältnissen ist nach dem Koran zwar Polygamie erlaubt, selten jedoch hat ein Mann mehr wie zwey Weiber. Sie werden gekauft; der Mann kann sie wieder weggagen, aber nicht verkaufen. Ein echt Nogaisches Mädchen kostet etwa dreyßig Kühe; eine Kalmückin ist für fünf bis zehn zu haben. Der Verf. ward von seinem Wirth selber zu einem solchen Mädchenhandel für ihn ausgeschiedt, der jedoch nicht zu Stande kam. Alle Arbeiten im Hause liegen den Weibern ob; nur die außer dem Hause den Männern. Die Getränke sind der Kumiß (gegohrene Pferdemiche); Bosa (eine Art Bier), und Kalmückischer Thee. Man trinkt wenig Wasser, weil es schlecht ist. Unentbehrlich ist der Taback. Männer und Weiber rauchen. Sie nennen es Rauchtrinken, denn der Rauch wird hintergeschluckt. Man bedient sich kurzer Pfeifen, eine Handbreit lang. Tabackschnupfen

und Fauen ist nicht üblich. Die Speisen sind theils aus dem Pflanzenreich, besonders Hirse; theils animalische, außer Milch, Butter und Käse, Fleischspeisen, vor allem Pferdefleisch. Das Lieblingsgericht, Turray genannt, besteht aus solchem zerschnittenen Fleisch mit einer Brühe zubereitet, das aus der Schüssel, um die sich 5 bis 6 Männer setzen, mit den Fingern gegessen wird. Die Beschreibung ist nicht sehr appetitlich; indeß der Verf. langte fleißig mit zu. Es war noch eine besondere Vergünstigung, denn Ungläubige dürfen sonst nicht daran Theil nehmen. Bey den Mahlzeiten essen erst die ältern Männer, dann kommt es an die jüngern, dann an die Weiber und Kinder; und was diese und die Katzen noch übrig lassen, wird den Hunden zu Theil. Diese als unreine Thiere dürfen gar nicht in die Hütte. Daher sind sie halb wild, und fallen jeden Fremden wüthend an. Wer um sich schlagen wollte wäre verloren; man muß den Stock hinter sich halten, wodurch man sie verblüßt; oder im schlimmsten Fall sich platt auf den Boden setzen, und sein Schicksal erwarten, wie der Verf. zu thun pflegte. — Zu den furchtbaren Erscheinungen und Landplagen gehören die Heuschrecken, von deren Zügen der Verf. eine lebhaftere Schilderung macht. Man glaubt am Horizont bräunliche Wolken aufsteigen zu sehen, die sich herannahend immer mehr ausbreiten. Sie werfen einen Schleyer vor die Sonne und einen Schatten auf die Erde. Bald sieht man kleine Punkte, und bemerkt ein Geschwirre und Leben. Noch näher — wird die Sonne verdunkelt; man hört ein Getöse und Rasseln, gleich einem strömenden Wasser. Plötzlich sieht man sich von Heuschrecken umgeben, die sich überall hinsetzen (doch nicht auf etwas Lebendes), aus-

ruhen und ihre Speise suchen. Sind sie satt, oder ist Alles abgefressen, so heben sie sich in die Höhe, und der Zug wird fortgesetzt. Sie fliegen oft sehr hoch, auch selbst gegen den Wind, und im Kreise herum; oft aber auch so niedrig daß man zu Pferde durch sie hinreitend nicht vor sich sehen kann. Hat sich der Schwarm irgendwo hingesezt, so ist es nicht mehr möglich sie wegzutreiben; und der Tartar sieht ruhig der Verwüstung zu. 'Da kommen unsere Schnitter, sagen sie, Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen.' Erscheinungen anderer Art sind die Steppebrände, die Staubsäulen, und die bekannte Mirage. — Der Verf., der, wenn er bey seinem Wirth und Freunde Ali zu Hause war, alle häuslichen Geschäfte besorgen half, die Pferde hütete, die Kühe molk, die Kinder pflegte (durch welches Alles er sich besonders die Gunst der Frau verschaffte, mit der er oft, wenn Ali in seinen Geschäften abwesend war, wochenlang allein das Haus hütete; wie denn auch ein Töchterlein, die kleine Kutlikan, sein Ebenbild seyn sollte (S. 60), ohne daß Ali eifersüchtig war); machte auch selber oft Streifzüge in die umliegenden Gegenden, und sah sich dadurch im Stande eine genaue Nachricht von den in Süd-Rußland angelegten Colonien zu geben, größtentheils Deutsche, besonders Mennoniten; außerdem Griechen, Bulgaren, Juden und andere, so daß in 254 Colonien 91969 Einwohner waren. Die dem Werke beygelegte Charte gibt davon eine genaue geographische Uebersicht; so wie die lithographierten Blätter Porträts. Nach einem dreyjährigen Aufenthalt machte der Verf. den Rückweg zur See, und hatte auf dem schwarzen Meere einen der heftigsten Stürme auszustehen. Dennoch aber konnte er zu Hause nicht ausdauern; er mußte

noch einmal zu seinen lieben Nogaiern. Diese dritte Reise im J. 1827 war jedoch nur von kurzer Dauer, weil das Clima ihn nöthigte noch in demselben Jahre nach Hause zu gehen, welches jetzt zu Lande geschah.

Der Gewinn, den die Ethnographie durch diese Reisebeschreibung erhalten hat, fällt in die Augen. Es ist die genaueste und zuverlässigste Schilderung der Nogaier; denn was sie nicht betraf, scheint auch den Vf. wenig interessiert zu haben. Kein Wunder wenn er auch sie wieder interessierte, denn nur ein so ganz anspruchloser Mann war dazu fähig. Er hat sein Buch nicht selber herausgegeben, sondern ein Geislicher der sich Bennett unterschreibt. Was wir diesem vor allen danken ist, daß er wenig oder nichts darin verändert hat; denn man muß 'Freund Schlatter' selber sprechen hören, um ihn ganz zu verstehen und ihm gut zu werden. Dedicirt ist sein Buch nicht etwa einem Großen, sondern seinem Freunde de Ali; mit seinem besten Grusse, wenn es ihm je bekannt werden sollte.

Hn.

### L e i p z i g.

Thesaurus ellipsium latinarum sive vocum quae in sermone latine oppressae judicantur et ex praestantissimis scriptoribus illustrantur auctore Elia Palaiet; editionem plurimis locis emendatam curavit Martinus Ruhnkelius. 1830. XII u. 254 S. 4. (bey Baumgärtner). Dieses ist die verbesserte deutsche Ausgabe eines Werks das zuerst in London 1760 erschien; sein Verfasser Palaiet starb 1765. Eine zweyte Ausgabe erschien zwar eben daselbst 1829 durch E. H. Barker; aber



nach Hn. Ruhnkel's Angabe mit Wiederholung aller Druckfehler und Irrthümer. Der deutsche Herausgeber hat nicht nur diese verbessert, und dem lateinischen Worte jedesmal das deutsche beygesetzt, sondern auch durch einen Index verborum, der in der Englischen Ausgabe fehlte, die Brauchbarkeit erhöht, und den Gebrauch erleichtert. Da auch von der Englischen Ausgabe wohl schwerlich Exemplare, oder doch gewiß nur wenige, nach Deutschland gekommen seyn möchten, so ist auch in dieser Rücksicht diese deutsche Ausgabe um so verdienstlicher.

Hn.

### S e n a.

Friedrich Frommann: Dance und Arnott über Venenentzündung und deren Folgen. Zwey Abhandlungen aus dem Französischen und Englischen übersetzt und mit einer Zugabe versehen von Dr. Gustav Himly ausüb. Arzte zu Hannover u. VIII u. 247 Seiten in 8. 1830.

Die Entzündung der Venen und die daraus erfolgenden krankhaften Erscheinungen sind obgleich früher und neulich mehrfach beobachtet, doch immer noch eine selten vorkommende und wenig gekannte Krankheit. Deswegen kann man dem Herrn Uebersetzer von zwey Abhandlungen (Dance de la phlébite utérine et de la phlébite en général aus d. Archives gen. Dec. 1828. und Arnott inquiry into the secondary effects of inflammation of the Veins aus den med. chir. Transactions 1829. P. I.) nur Dank dafür wissen, so wie für die Bemerkungen, die er hier und da beygefügt hat.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

171. Stück.

Den 29. October 1831.

---

Edinburgh und London.

Bey William Blackwood und Smith, Elder und Comp.: Treatise on Cholera Asphyxia, or epidemic Cholera, as it appeared in Asia, and more recently in Europe. By George Hamilton Bell, fellow of the Royal College of Surgeons, Edinburgh, late Residency Surgeon, Tanjore. 1831. VII u. 150 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift stand von den Jahren 1818 — 1827 im ärztlichen Dienste der Ostindischen Compagnie in der Präsidentschaft Madras, während welcher Zeit die Cholera mehr oder weniger allgemein auf der Indischen Halbinsel herrschte, und hatte erst zu Madras, wo er in dem General-Hospitale unter Annesley angestellt war, hernach in verschiedenen Districten des Inneren der Halbinsel die reichste Gelegenheit, die Krankheit unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, in allen Zeiträumen, bey jeder Verschiedenheit der Constitution der Kranken, in dem Hospitale, dem Lager, und den Privat-Wohnun-

gen, bey Eingeborenen und bey Europäern, bey neuerlichst in Indien angekommenen und bey schon lange an das Klima Gewöhnten zu beobachten. Es war lange seine Absicht gewesen eine Abhandlung über die Cholera zur öffentlichen Bekanntmachung auszuarbeiten; er wurde aber veranlaßt seine Materialien in die gegenwärtige Form zu bringen, indem er die Absicht hatte, sich um den von der Russischen Regierung ausgesetzten Preis mit zu bewerben. Da aber die Krankheit neuerlich auch für sein Land eine Wichtigkeit erhalten hatte, welche es jedem Arzte zur Pflicht mache, der eine Gelegenheit wie er gehabt, unmittelbar die Resultate seiner Erfahrung zum Besten seines eigenen Landes mitzutheilen, sah er unter diesen Verhältnissen den Russischen Preis als einen untergeordneten Gegenstand an.

Es verdient diese Schrift überhaupt auch wegen der guten Schilderung der Krankheit, mancher interessanten Bemerkungen über ihre Natur und Behandlung (in Ansehung deren der Verf. sich auch gegen die von vielen seiner Landsleute angewendeten ungeheuern Dosen von Calomel und Opium zc. erklärt, sonst aber in angemessenen Dosen diese Mittel sehr wirksam befunden hat) unter die Zahl der besseren englischen über diesen Gegenstand gerechnet zu werden. Besonders hält aber Rec. das für einer näheren Berücksichtigung werth, was in dem vierten Abschnitte über die Frage, ob die Krankheit durch Ansteckung von einem Individuum dem andern mitgetheilt werde? gesagt wird. Die diesen Gegenstand betreffenden Ansichten und Erfahrungen eines Arztes, der 9 Jahre lang in Indien, wo die Krankheit am furchtbarsten gewüthet, die reichste Gelegenheit hatte, sie unter den

verschiedensten Verhältnissen zu beobachten, und der so viel Einsicht und besonnenes Urtheil zeigt, werden gewiß für Viele sehr interessant seyn.

Es haben sich bekanntlich schon früher die meisten und ausgezeichnetsten Englischen Aerzte, welche die Cholera lange in Indien beobachtet hatten, gegen die Ansteckung derselben erklärt, so wie denn auch Annesley noch in der neuen, nach Scot's ihm wohlbekannten und selbst hier und da getadelten Report erschienenen Ausgabe seiner Hauptschrift über die Cholera sagt, daß die Krankheit fast von allen denen Aerzten Indiens, welche als Autoritäten zu betrachten seyen und welchen eine reiche Erfahrung zu Gebote stand, für nicht ansteckend gehalten werde. Auch die Meinung unseres Vfs., die er nicht übereilt angenommen zu haben versichert, ist, daß die Cholera in den tropischen Gegenden sich nicht ansteckend gezeigt habe; und er glaubt, daß sie bey ihrer Wanderung durch Europa nicht so sehr in Ansehung ihrer Natur werde verändert gefunden werden, daß sie die in den tropischen Gegenden über diesen Punct gemachte Erfahrung unnütz machen könne. Diese Erfahrung scheine ihn, wie er dafür halte, zu rechtfertigen, wenn er sage, daß die Frage in der That die sey, ob wir eine speculative Controvers unterhalten sollen, deren Wirkung seyn müsse Pesthäuser aus unseren Hospitälern und den Wohnungen der Kranken zu machen, oder ob wir durch das Resultat der Erfahrung geleitet und so fähig gemacht werden sollen, den an dieser schrecklichen Krankheit Leidenden die Krankenpflege ihrer Freunde oder den Beystand von Hospitalwärtern, die nicht durch die lähmenden Wirkungen persönlicher Furcht wegen des eignen Lebens beschränkt werden, zu versichern.

Mehrere hier angeführte Thatsachen stimmen mit den von Annesley u. A. gegen die Contagiosität der Cholera angeführten überein. Die Erdörterungen mancher Punkte aber, die besonders von den Vertheidigern der Ansteckung für ihre Meinung angeführt werden, verdienen näher berücksichtigt und hier umständlich mitgetheilt zu werden.

Hierher gehört vorerst das (S. 79 flg.) über den Zug der Krankheit durch verschiedene Länder Gesagte. Die Krankheit erstreckte sich über Gegenden, die in Ansehung des Klimas und der Lage ganz von einander verschieden sind, ohne sich auch nach den Jahreszeiten zu richten. Dieß möchte beym ersten Blicke die Meinung, daß die Krankheit contagios sey, zu unterstützen scheinen. Und es würde dieß ein richtiger Schluß seyn, wenn die Cholera schneller vorgerückt wäre auf Hauptstraßen oder an den Seeküsten, wo uneingeschränkter Verkehr herrschte, als im Innern des Landes, und wo wenig oder keine Communication Statt fand. Aber anstatt daß sie so in einer Richtung vorwärts getrieben und in einer andern aufgehalten wurde, fand man sie mit gleichem Schritte über die ganze Oberfläche von Indien wandern, sich auf ihrem Wege nach Süden über acht bis zehn Grade der Länge erstrecken und die am wenigsten besuchten Plätze und die am meisten abgelegenen Dörfer erreichen.

Es möge wohl gesagt werden, daß man nicht erwarten könne, daß eine Krankheit, welche, wie die Cholera, auf einmal den wandernden Reisenden aufhält, ihren Weg über das Land schnell verfolgen könne. Dieser Einwurf könne aber nicht gelten an einer Seeküste, wo kleine Handelschiffe einen ununterbrochenen Handel unterhielten, einen großen Theil des Jahres hindurch,

und wo keine Quarantaine-Gesetze existierten. Unter solchen Umständen werde eine ansteckende Krankheit unvermeidlich schnell längs der Seeufer fortgepflanzt. Und hiernach hätte die Cholera, anstatt daß sie den Seehafen von Madras zugleich mit ihrem Erscheinen in parallelen Breiten im Innern erreichte, durch einige von den vielen Handelsschiffen schnell von den ergriffenen Districten zu dem Sitze der Präsidentschaft geführt werden müssen, wenn die Krankheit durch Menschen oder Waaren hätte weiter gebracht werden können. Das Fortschreiten der Cholera durch die Halbinsel von Indien, als sie diese Gegend 1818 heimsuchte, sey so unterrichtend, daß er es für rathsam gehalten habe, eine Abkürzung der von Scot in seinem Report mitgetheilten Karte zu geben. Aus diesem Abrisse ergebe sich, daß die Cholera im 19° N. am 10. März 1818 war, daß sie regelmäßig ungefähr einen Grad der Breite in einem Monat durchwanderte, und daß sie Madras am 8ten October in 13° N. erreichte. Dieß war ihr Fortgang während der heißen Jahreszeit, und als dort der an der Coromandel-Küste Statt findende Handelsverkehr ununterbrochen fortbauerte. Um den 10. October werde jährlich der Hafen von Madras geschlossen, und in Folge der herrschenden Winde und der Brandung, welche während der zwey nächsten Monate an der ganzen offenen Küste sich bricht, sey jedes Schiff gezwungen sie zu verlassen, und die kleinen Handelsschiffe würden in die Höhe gezogen und ans Land gebracht. Trotz dieser Unterbrechung der Communication, die den Fortgang der Krankheit hätte hindern können, sey sie über die nächsten fünf Grade der Breite ebenso schnell als über die vorigen sechs gezogen; denn man fand sie bey dem Cap Comorin am 1. Ja-

nuar, und sie wanderte in nicht wenig mehr als einem Monat nach Megapatam, beynahе drey Grade von Madras, während der Höhe der Regenzeit. Diese Art des Fortschreitens könne wohl kaum nach den Grundsätzen der Ansteckung erklärt werden.

Ihr Lauf durch einzelne Districte sey besonders excentrisch gewesen; oft anstatt gerade auf bevölkerte Plätze vorzurücken, wenn sie an den vornehmsten Straßen, die zu jenen führen, herrschete, machte sie einen vollkommenen Umweg um das Dorf, ließ es unberührt, als wenn sie im Begriff wäre ganz aus dem Districte abzuziehen; dann, nach einem Verlaufe von Wochen, oder auch Monaten, kehrte sie plötzlich zurück und kaum wieder erscheinend in denen Theilen, welche bereits ihre Verwüstungen erlitten hatten, entvölkerte sie beynahе den Platz, der sich kürzlich Glück gewünscht hatte davon befreyt geblieben zu seyn. Manchmal verheere sie beynahе kleine Dörfer nahe bey einem Hauptorte, ehe sie in diesem erscheine. So sey sie während einer Periode von mehr als fünf Jahren (von 1819 bis 1824), in welchen er die Geschäfte eines Arztes in den südlichen Mahratta-Provinzen und einen großen Theil der Zeit bey der Garnison von Dharwar versehen, jährlich in epidemischer Art in dieser Abtheilung in den Monaten April, May und Junius erschienen; sie sey aber zu Dharwar, der vornehmsten Civil-Station, allein in den Jahren 1820 und 1821 ausgebrochen. In dem letzteren dieser Jahre habe sie in den letzten zwey Wochen in verschiedenen umliegenden Dörfern in einer Entfernung von 6 bis 12 Meilen geherrscht und in einigen viele Bewohner weggerafft, und sey so viele Tage in der Nähe der Hauptstadt gewesen, bevor sie diese er-

griffen habe. Im Jahre 1824, obgleich sie da wieder in der unmittelbaren Nachbarschaft herrschte, erschien sie doch nicht in der Stadt oder dem Gefängnisse von Dharwar.

Diese Beispiele von dem Verhalten der Krankheit scheinen ihm nicht mit dem Begriffe, welchen man von der ansteckenden Eigenschaft hat, sich zu vertragen. Denn in einer Gegend, wo, wie in Indien, keine einschränkenden Maßregeln angenommen werden, könne die Hauptstadt in einem Districte schwerlich einer ansteckenden, in ihrer Nachbarschaft herrschenden, Epidemie entgegen. Eine ansteckende Krankheit, von der ein Anfall keinen Schutz gegen einen anderen bringt, welche gegen den Wind wandert und in allen Jahreszeiten herrscht, würde von einem Punkte aus, wo sie angefangen, in jeder Richtung ihre Verheerungen verbreiten, und man könne nicht erwarten, daß sie wieder verschwinde, bis sie jedes Individuum, daß fähig sey von ihr befallen zu werden und daß ihrem pestilenzialischen Einflusse ausgesetzt sey, ergriffen habe. — Der Vf. fügt hier einige Bemerkungen über den Gang der Krankheit in Rußland bey, der ihm von dem in Indien nicht sehr abweichend zu seyn scheint.

Indem Rec. dem Vf. in der Hauptsache ganz beystimmt, erinnert er nur wieder in Bezug auf den auch von den Contagionisten für die bloß ansteckende Natur der Cholera und gegen die Abhängigkeit derselben von der Atmosphäre angeführten Punct, daß die Krankheit in ganz verschiedenem Klima, bey hoher und niedriger Temperatur, in verschiedenen Jahreszeiten u. befallt, an das was er schon in einer früheren diesen Gegenstand betreffenden Anzeige (Gött. gel. Anz. 1831. St. 130. 131. S. 1299) bemerkt hat, daß nämlich bey den stehenden Epidemien der



Einfluß der erkennbaren Veränderungen der Atmosphäre oft gar nicht nachgewiesen werden kann, sondern daß diese in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Witterung überhaupt fortbestehen können. In der That wissen wir bey allen Fortschritten der Physik und Chemie in der neuesten Zeit über die Ursachen der Entstehung und des Fortschreitens so mancher epidemischen Krankheiten nicht viel mehr als Hippokrates, der in solchen nicht zu erklärenden Fällen das *Divinum in morbis* (*τὸ θεῖον*) anerkannte. Wer den Sinn dieses Ausdruckes nicht versteht oder gar über den Gebrauch desselben spottet, den will Rec. hier nur auf Foesii *Oecon. Hippocrat.* und Berends *lect. in Hippocrat. Aphor.* p. 348..349 verweisen. — Außerdem bemerkt Rec. hier noch, daß wenn die Meinung der Contagionisten, wonach die Krankheit bloß durch Ansteckung, Caravannen, Schiffe zc. verbreitet werden soll, richtig wäre, es kaum zu erklären seyn möchte, warum die Krankheit nicht schon früher nach Moskau, Petersburg zc. gekommen, und warum sie nicht schon längst auch nach England gekommen ist.

Hierauf wird (S. 84 ff.) bemerkt, daß die Krankheit manchmal auf einzelne Theile eines Lagers oder einer Stadt beschränkt blieb, obgleich keine Mittel angewendet wurden um ihre Ausbreitung über die ganze Bevölkerung von beiden zu verhindern, daß die Entfernung eines Lagers um wenige Meilen oft ganz und unmittelbar dem Vorkommen neuer Fälle Einhalt gethan habe, und daß oft auch einzelne Fälle derselben (sporadisch) vorgekommen seyen, ohne daß sie sich über andere verbreitet hätte.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

172. Stück.

Den 29. October 1831.

---

Edinburgh und London.

Beschluß der Anzeige: Treatise on Cholera Asphyxia, on epidemic Cholera, as it appeared in Asia, and more recently in Europe. etc. etc.

Sodann wird (S. 85 ff.) näher untersucht, ob nicht diejenigen Fälle, welche als eine Folge der Ansteckung angesehen worden seyen, auf eine andere Weise erklärt werden könnten. Hier wird vorerst bemerkt, daß es gerade kein Beweis der ansteckenden Natur der Krankheit sey, wenn alle Bewohner eines Hauses daran gelitten hätten, indem dieß auch den besonderen Verhältnissen des Ortes (besonders wenn sie nicht an irgend einem anderen Orte der Nachbarschaft vorkomme), den Gemüthsbewegungen, der Anstrengung des Körpers und vielleicht auch gemeinschaftlicher prädisponierender Ursache zugeschrieben werden könne.

Wenn ferner vorausgesetzt werde, daß Aerzte mehr als andere von ihrem Range an der Cholera gelitten hätten, so könne man, zwar aller-

dingß erwarten, daß dieß der Fall sey, denn was auch die entfernte Ursache der Krankheit seyn möge, so werde von allen angenommen, daß Anstrengung des Geistes und Körpers eine mächtige prädisponierende Ursache sey. Anstatt daß man also das Uebergewicht von tödtlichen Fällen dieser Krankheit unter den Aerzten (wenn es wirklich Statt fände) als einen Beweis ihrer ansteckenden Natur annehmen könne, müßten die wirklich wenigen Todesfälle, welche durch die Cholera unter den Aerzten, welche die Krankheit oft gesehen haben, veranlaßt wurden, als ein Beweis vom Gegentheil angesehen werden. Er sey in der That überzeugt, daß die fast allgemeine Meinung der Aerzte in Indien, daß die Krankheit nicht ansteckend sey, aus einer Ueberzeugung entspringe, die jeder Arzt, der seine Pflicht bey an der Cholera Leidenden gethan, fühlen müsse, daß, wenn die Krankheit von einem Individuum dem andern mitgetheilt werden könne, es für ihn kaum möglich gewesen wäre derselben zu entgehen. Nach seiner Meinung sey es also vielmehr zu verwundern, daß so wenige von den Aerzten, die zu der Präsidentschaft in Madras gehörten, an der Cholera gestorben seyen.

Rec. hat schon früher (Gött. gel. Anz. St. 130. 131. S. 1303) in Bezug auf diesen Punct bemerkt, daß bey dem ansteckenden Nervenfieber, dem Manche die Cholera in Ansehung der Ansteckungsart für am nächsten verwandt erklärt haben, das Verhältniß für die Aerzte sich weit schlimmer gezeigt habe, daß auch so viele Aerzte ein Opfer desselben geworden seyen. Nach manchen Berichten wurde im Durchschnitte der vierte Theil der in den Hospitälern beschäftigten Aerzte und Wundärzte ein Opfer desselben. Wenn daher von entschieden ansteckenden Krankheiten al-

Irdings auch oft Aerzte befallen worden, sie aber nach den von allen Seiten eingegangenen Berichten von der Cholera meistens verschont geblieben sind, so ist dieses gewiß ein mehr gegen die Ansteckung derselben sprechendes Verhältniß, und ein Contagionist, der trotz diesen Berichten behauptet, daß sehr viele Aerzte und Wundärzte die Cholera bekommen hätten und daran gestorben seyen, und einzelne Beispiele der Art für seine Meinung anführt, ohne auf eine andere Erklärung derselben Rücksicht zu nehmen, gibt wenigstens seine Parteylichkeit zu erkennen, und kann durch seine Darstellung leicht manche jüngere und auch ältere Aerzte, die nicht durch andere Darstellungen von dem wahren Verhältnisse der Sache unterrichtet worden sind, in Furcht setzen.

Was die Behauptung betrifft, daß die Cholera Truppen auf dem Marsche in einem District begleite, wo sie vorher noch nicht geherrscht habe und in den sie dadurch eingeführt worden sey, so stehe diese so sehr im Widerspruche mit den wohl ausgemachten Verhältnissen der Krankheit, daß sie die genaueste Untersuchung und unzweifelhaften Beweis erfordere, um gehörigen Credit zu erhalten. Es sey wiederholt dargethan worden, daß von der Cholera Befallene in Hospitäler gebracht werden können, die mit an verschiedenen Krankheiten Leidenden angefüllt sind, ohne diesen und dem zahlreichen Dienstpersonale des Hospitals die Krankheit mitzutheilen (was der Vf. auch durch späterhin S. 91 ff. erzählte eigene interessante Erfahrungen, so wie durch ähnliche in Scot's Schrift mitgetheilte und auch in Rußland gemachte bestätigt). Dennoch behauptete man, daß ein Regiment, das sechs bis zehn Meilen in einem Tage marschiere, die Krankheit ein hun-

bert und mehr Meilen weit mit sich geführt und den Einwohnern, wo es passierte, mitgetheilt habe! Wir hätten gesehen, daß ein Lager, indem man seinen Platz um eine kurze Entfernung verändert, den Verheerungen der Krankheit Einhalt gethan habe. Und es werde angenommen, daß ein Regiment sie nicht los werden könne, ohne andere Ursache zu ihrer Fortdauer als die Ansteckung, auf zehn oder zwanzig Marschen? Er halte dafür, daß dieser angebliche Beweis der ansteckenden Eigenschaft der Cholera anders erklärt werden könne. Als er im Umkreise gereiset sey, habe er die Krankheit in einem Districte herrschend gefunden, ehe irgend ein Bericht davon gemacht worden sey, ungeachtet der bestimmtesten diesen Gegenstand betreffenden Befehle, und er sey überzeugt, daß wenn irgend einige von den Beyspielen, die zur Unterstützung der betrachteten Behauptung angeführt worden sind, genau untersucht worden wären, man gefunden haben würde, daß die gewöhnliche Apathie der Eingebornen in Indien sie abgehalten habe die Existenz der Krankheit anzuzeigen, bis das Factum besonders durch die Gegenwart der Europäer ausgemacht wurde. Man müsse sich auch erinnern, daß die Cholera diesen Eingeborenen keine neue Krankheit ist, sondern daß sie in manchen Orten fast endemisch zu seyn scheint; während es auch wohlbekannt sey, daß Fremde unter solchen Umständen der Krankheit mehr als die Eingeborenen des Landes unterworfen seyen. Ueberdem kommen bey Reisenden zu den entfernten Ursachen der Krankheit noch Ermüdung und Reisebeschwerden hinzu, die nicht unbedeutend sind in einem Lande, wo es weder Wirthshäuser noch Wagen gibt.

Der folgende Auszug aus dem Journal seiner

ersten Reise in Indien diene zur Erläuterung einiger besonderer Verhältnisse der Krankheit, worauf er aufmerksam gemacht habe. Im Julius 1819 sey er von Madras in ärztlichem Dienste mit einer großen Zahl junger Officiere marschirt, die eben in Indien angekommen und auf dem Wege waren, sich zu ihren Regimentern im Innern des Landes zu begeben. Es war dabey auch ein Commando von Seapoy's und die gewöhnliche Zahl von Bedienten und dem Trosse des Lagers. Die Cholera herrschte zu Madras, als sie es verließen. Bis zu dem fünften Tagesmarsch (50 Meilen von Madras) kamen keine Fälle von der Krankheit vor. An diesem Tage wurden mehrere von der Abtheilung auf der Marschlinie angegriffen; und während der nächsten drey Stationen kamen noch Fälle hinzu. Die Cholera herrschte in der Gegend, durch welche sie passirt waren. In einer Berathschlagung mit dem commandierenden Officier wurde beschlossen, daß sie versuchen sollten die Krankheit hinter sich zu lassen; und als sie benachrichtigt wurden, daß das Land jenseits der Ghaut's frey davon war, marschirten sie ohne anzuhalten, bis sie das hohe Gebirgsland von Mysore erreichten. Die Folge war, daß sie die Krankheit zu Bellore, 87 Meilen von Madras, ließen, und sie hatten keinen Fall derselben, bis sie 70 Meilen weiter marschirt waren, wo sie sie wieder auf einem der für sie bestimmten Lagerplätze fand. Deshalb wurde ihr Lager um wenige Meilen weiter geschoben, und es kam nur ein einziger, aber ein tödtlicher, Fall bey dem Commando vor. Der Mann war auf der Marschlinie befallen worden. Sie ließen wieder die Krankheit hinter sich und waren frey davon während der nächsten 115 Meilen der Reise. Sie

hatten sie dann während dreyer Stationen und fanden manche Dörfer verlassen. Sie ließen sie noch einmal zurück und erreichten das Ziel der Reise, 260 Meilen weiter, ohne wieder mit ihr zusammenzutreffen. So war auf einer Reise von 560 Meilen dieß Commando ihr ausgesetzt und ließ sie hinter sich zu vier verschiedenen Zeiten; und bey keiner von diesen Gelegenheiten kam ein einzelner Fall vor jenseits der befallenen Plätze.

Auch in Europa haben die Vertheidiger der Ansteckung besonders die Verbreitung der Krankheit durch Truppenzüge, wie durch Handels-Caravananen, Schiffe zc. für ihre Meinung angeführt, aber auch keine überzeugende Beweise gegeben, und es ist auch hier die Krankheit nicht bloß oder vorzüglich längs der Hauptstraßen verbreitet worden. Wenn insbesondere behauptet wird, daß die Cholera den Polnischen Truppen durch ihr Zusammentreffen mit den Russen in der Schlacht von Iganie mitgetheilt worden sey, so kann die Erzählung dieses Ereignisses, wie sie in Remer's Beobachtungen über die epidemische Cholera S. 43 ff. mitgetheilt worden, den unbefangenen Beurtheiler schwerlich von einer wirklich erfolgten Ansteckung überzeugen. Es hatten nämlich die Polnischen Truppen vor dieser 12 Stunden dauernden Schlacht einen forcirten Marsch gemacht und waren nachher zum Theil genöthigt, auf dem nassen sumpfigen Boden des Schlachtfeldes bey schlechtem, kaltem Wetter, ohne Nahrungsmittel, sogar anderen Wassers als des Sumpfwassers entbehrend, die folgende Nacht zu campieren. Es zeigte sich nun die Cholera gerade unter denen Regimentern, welche auf diesem Boden campiert hatten, während die andern Corps, welche in höher gelegenen Gegenden campierten, davon verschont blieben. Wenn man

nun dabey noch berücksichtigt, daß die in das Lager geschickten Mitglieder der ärztlichen Commission unter den 1600 gefangenen Russen keinen einzigen, der die Cholera hatte, finden konnten, und daß die Cholera, wie Remer bemerkt, sich schon früher hie und da, auch in Warschau selbst, gezeigt hatte, so kann man wohl um so weniger glauben, daß die Krankheit den Polen von den Russen bey diesem Zusammentreffen durch Ansteckung mitgetheilt worden sey.

Noch wird (S. 94) bemerkt, daß wenn man auch annehmen wolle, daß ein Anfall der Cholera in einigen Fällen nach der Lehre von der Ansteckung erklärt werden könne, es so viele andere Fälle gebe, in denen es offenbar sey, daß keine solche Eigenschaft der Krankheit existiert haben könne, daß die Theorie der Ansteckung einzig unterstützt werde durch die Annahme streitiger Thatsachen und auß höchste seltener und auf andere Weise zu erklärender Ausnahmen, die im Widerspruche ständen mit den gewöhnlichen Erscheinungen der Krankheit, und auch im Widerspruche mit der einstimmigen Annahme der Aerzte in Indien, die am meisten vertraut mit der Krankheit gewesen sind.

Außerdem werden (S. 95 ff.) noch einige Worte über Quarantäne-Anstalten und Sanitäts-Cor-dons beygefügt. Die Krankheit sey offenbar eine solche, welche nicht in der Constitution versteckt liege, ihre Ursache bringe gleich dem Gifte der Biper oder einem narcotischen unmittelbare Wirkungen hervor. Sie verliere also keine Zeit sich selbst zu offenbaren, so daß, selbst angenommen, daß sie ansteckend sey, eine sehr kurze Contumaz hinreichend seyn würde. Er habe nichts gesagt von Quarantänen, die sich auf Waaren beziehen, weil er nie einen Beweis gehört oder er-



kannt habe, daß die Krankheit so übertragen werden könne. Wenn Wäscherinnen mit Sicherheit die Kleidungsstücke der Cholerafranken waschen, oder die Diener ungestraft in den Betten liegen können, woraus eben die todten Körper genommen worden sind, oder sich auch der Bettdecken der Verstorbenen bedienen, könne man kaum Grund haben, die Einführung der Krankheit in ein Land durch Talg, Hanf oder Ochsenhäute zu fürchten.

In Bezug auf einschränkende Cordons wird unter andern bemerkt, daß man in Gegenden, die frey von solchen Einschränkungen seyen, gesehen habe, daß die Bewohner von inficierten Plätzen Sicherheit in der Flucht gefunden hätten. Wie verschieden würde ihr Verhältniß gewesen seyn, wenn sie strenge innerhalb der inficierten Gränzen eingeschlossen gewesen wären. Es könne keine Lage gedacht werden, die schauervoller sey, als eine Stadt, in der die Cholera herrsche und deren Bewohner darin eingeschlossen seyen. — Es hat sich auch in Europa immer mehr gezeigt, daß die Quarantäne-Anstalten und andere Absonderungsmaßregeln doch nicht die Cholera abhalten konnten, daß insbesondere auch bey der Häusersperre die Krankheit vielmehr zunahm, so wie daß diese, wenn sie, besonders in Fällen, wo die Krankheit bereits in vielen Häusern ausgebrochen ist, streng durchgeführt werden soll, nicht bloß ungeheure Kosten verursacht, sondern auch in hohem Grade drückend und durch Erregung von Furcht und Schrecken niederschlagend wirkt, dadurch auch die Anlage zur Krankheit vermehrt und selbst ein Hinderniß der nöthigen Hülfsleistung abgibt, indem oft Krankenwärter, die sich mit einsperren lassen, schwer zu finden sind. Daher hat man auch

schon an so manchen Orten und neuerlichst auch in Berlin und Wien die Häusersperre aufgegeben, desgleichen mit Grund gegen auffallende Formen des Transportierens der Kranken, abschreckende Behandlung der Todten und das Gefühl der Menschen tief verletzende Begräbnißart gesprochen. Auch hat man mit Recht vorgeschlagen, statt der doch nicht durchzuführenden und eher nachtheiligen Absonderungsmaßregeln vielmehr solche Veranstaltungen zu treffen, wodurch die Anlage zur Krankheit vermindert werden kann, und deshalb besonders den Armen bessere Kleidung, gesunde Nahrung, reinliche Wohnung ic. zu besorgen, überhaupt auch Beruhigung wegen der Furcht vor der Ansteckung zu bewirken und passende Verhaltensregeln zu geben.

So wie übrigens durch das von dem Verf. Gesagte Manches, was Rec. schon in seiner Anzeige von v. Loder's Sendschreiben und mehreren Berichten über die Cholera (Gött. gel. Anz. 1831. St. 130 — 132) zur Beruhigung über die von Vielen so sehr gefürchtete ansteckende Kraft dieser Krankheit gesagt, bestätigt, so wie mancher Zweifel, den er über angebliche für die Ansteckung angeführte Erfahrungen geäußert hat, gerechtfertigt wird, so ist eine gleiche Bestätigung unterdessen auch durch viele aus uns näher liegenden Orten, wo diese Krankheit geherrscht hat, eingegangene Berichte erfolgt. Man vergleiche außer dem Schreiben von Barchewitz über die Cholera in Froriep's Notizen 1831. N<sup>o</sup>. 672. besonders die Protocoll-Extracte der ersten bis sechsten Sitzung sämmtlicher Aerzte Riga's in Betreff der daselbst herrschenden Cholera-Epidemie. Hamburg, 1831. 8. S. 61 ff., Houselle über die Cholera in Elbing in v. Gräfe's und v. Walther's Journ. f. Chirurg-

gie u. Augenheilk. B. 16. S. 2., Radius Mittheil. d. Neuesten und Wissenswürdigen üb. d. asiat. Cholera, №. 3. 4. 7. u. a. In Riga, wie in Elbing, Königsberg ic. war es nicht möglich die Entstehung der Krankheit durch Communication einheimischer gesunder Menschen mit krank dahin gelangten Fremden oder mit inficierten Zwischenträgern nachzuweisen. Auch dort wurde gleich anfangs eine große Menge von Menschen zugleich von der Krankheit befallen, was für einen allgemein wirkenden Einfluß wie bey vielen epidemischen Krankheiten spricht, und was durch persönliche Ansteckung, die anfangs nur einzelne betrifft und nur nach und nach über Viele verbreitet werden kann, nicht zu erklären ist, und es wurden Viele befallen, bey denen notorisch keine Communication mit Kranken, selbst nicht die durch ärztliche Besuche vermittelte, Statt gefunden hatte. Eben so gab es auch dort eine große Menge von Beyspielen, wo ein Glied einer Familie von der Cholera befallen worden, alle übrigen Glieder derselben Familie, die den Kranken bis zum Tode sorgsam gepflegt, ihn berührt hatten, von ihm angehaucht waren, ja ihn selbst geküßt hatten, von der Krankheit verschont blieben. Auch dort blieben außer den Wärdern auch die Aerzte, und zwar gerade diejenigen, welche besonders viel mit den Kranken zu thun, sie in den Hospitälern zu besorgen hatten, Tage und Nächte in den Krankenzimmern zubrachten, keine Betastungen der Kranken mieden, selbst von den Schweiß und Abgangstoffen der Kranken beschmutzt wurden, ohne mit vermeintlich schützender Kleidung angethan zu seyn, oder sonst Ansteckung einsaugende Medien entfernt, oder nur Zeit gehabt zu haben, dazwischen Purificationen vorzunehmen, meistens frey von der Krankheit,

und wenn auch einzelne davon befallen wurden, so konnte es bey ihnen ebenfalls den allgemeinen Ursachen, wodurch andere Personen krank wurden, der allgemeinen epidemischen Constitution, der Erkältung &c. zugeschrieben werden, so wie dann auch in Riga die wenigen davon befallenen Aerzte gerade solche waren, die nicht in den Hospitälern Kranke besorgt hatten. Endlich bemerkte man auch dort, daß nicht bloß eine Menge anderer, doch dem Grade nach verschiedener und modificierter, gastrischer Affectionen vorkam, sondern auch (was besonders wichtig ist) daß während der Herrschaft der Cholera die sonst gewöhnlichen epidemischen Krankheiten zurücktraten oder verschwanden. Durch die Betrachtung aller dieser Verhältnisse bestimmt, gingen auch in Riga, wie früher in Moskau &c., die meisten Aerzte, obgleich sie vorher an die Ansteckung glaubten, so wie sie die Krankheit durch eigene Beobachtung kennen gelernt hatten, von dieser Meinung ab, und einige, die noch meinten, daß die Cholera in manchen Fällen contagiös werden könne, gestanden doch, daß ihre ansteckende Kraft nur schwach und bedingt sey. Jenen kann also wohl nicht mit Grund der Vorwurf gemacht werden, daß sie eine vorgefaßte Meinung vertheidigten, dagegen dieser eher manche strenge Contagionisten treffen möchte, welche von der Idee der Ansteckung ausgehend, ohne eigene Erfahrung und ohne die Berichte jener Aerzte gehörig berücksichtigt zu haben, die alleinige Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung behaupten und dabey selbst es sich herausnehmen, denen, welche die Krankheit für eine epidemische halten, Verblendung und irrige Schulansicht vorzuwerfen, auch diejenigen, welche sich nicht ohne Weiteres für die eine oder die andere der herrschen-

den Parteyen erklären wollen, zu tabeln. Rec. hat schon in der ersten diesen Gegenstand betreffenden Anzeige (S. 1300 — 1301) bemerkt, daß es außer der Meinung der strengen Contagionisten und Anticontagionisten eine dritte Ansicht gebe, zu der man nach gehöriger Erwägung aller von beiden Seiten angeführten Erfahrungen und Gründe wohl eher sich hinneigen könne, wonach die Cholera für eine ursprünglich epidemische, durch atmosphärische oder tellurische Einflüsse erzeugte und auch dadurch fortgepflanzte Krankheit, die aber in einem hohen Grade auch ein Contagium erzeugen und auch dadurch verbreitet werden könne, gehalten wird. Für diese Ansicht, die früher schon besonders von Hufeland aufgestellt und vertheidigt worden ist, hat sich auch Clarus in seiner eben erschienenen sehr interessanten Darstellung der Ansichten eines Vereins practischer Aerzte in Leipzig über die Verbreitung der asiatischen Cholera auf doppeltem Wege erklärt. Wiewohl nun Rec. selbst nach so vielen ihm unterdessen bekannt gewordenen gegen die Ansteckung der Cholera sprechenden Erfahrungen auch jetzt noch nicht läugnen will, daß bey dieser Krankheit wie bey anderen ursprünglich durch epidemische, atmosphärisch-tellurische u. Verhältnisse erzeugten, in manchen Fällen und höheren Graden der Krankheit ein Ansteckungsstoff entwickelt werden könne, so glaubt er doch zufolge jener Erfahrungen immer mehr, daß dieß wenigstens nur selten der Fall sey. Und wenn überhaupt nach dem Obigen bey der Cholera allgemeine epidemisch-miasmatische Ursachen angenommen werden müssen, so ist dann auch bey der Beurtheilung einzelner Fälle, die von Manchen übereilt der Ansteckung zugeschrieben werden, aber auch schon aus der allgemeinen epide-

mischen Constitution, so wie oft aus zu diesen hinzukommenden besonderen Ursachen, erklärt werden können, die größte Vorsicht erforderlich und die Ansteckung nicht sogleich und ohne die überzeugendsten Beweise anzunehmen.

J. W. H. Conradi.

## H a n n o v e r.

Hahn'sche Hofbuchhandlung: Practische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheilsprüchen des Celleschen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bestärkt. Von Ernst Spangenberg, Dr. d. R., Oberappellationsrathe . . . . Erster Band. 1831. XX u. 578 S. in 4.

Auch unter dem Titel:

Dr. Theodor Hagemann's . . . . practische Erörterungen . . . . Fortgesetzt von E. Sp. Neunter Band.

Aufgemuntert durch den Beyfall, mit welchem die von ihm herrührende zweite Abtheilung des achten Bandes der practischen Erörterungen des verewigten Hn. Canzley = Directors Hagemann aufgenommen worden ist, hat der Verf. es gewagt, eine Fortsetzung derselben, die jedoch zugleich auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen werden kann, dem juristischen Publicum zu übergeben. Sie ist nach gleichen Grundsätzen bearbeitet, wie das Unternehmen, dem sie sich anschließt; ebenso, wie jenes, zunächst Geschäftsmännern gewidmet, und, wenn gleich den einzelnen Abhandlungen, wo es erforderlich war, sowohl eine historische als auch eine theoretische Grundlage gegeben worden ist, die Darstellung

dennoch vorzugsweise auf die Anwendung der vorhandenen Rechtsfälle auf gegebene Fälle bezogen, so daß ein billiger Beurtheiler dem Vf. gewiß deshalb keinen Vorwurf machen wird, wenn es demselben nicht so sehr darauf ankam, neue theoretische Wahrheiten zu entdecken, als vielmehr die schon vorhandenen in Bezug auf ihre Anwendbarkeit für das wirkliche Leben zu prüfen. In wiefern dem Verf. solches gelungen, darüber steht ihm natürlicher Weise kein Urtheil zu; er darf daher nur bemerken, daß der vorliegende Band 64 theils ausführlichere, theils kürzere Abhandlungen enthält, von denen sich 8 auf das Staats- und Verfassungsrecht der hiesigen Lande, 13 auf das Römische, 17 auf das deutsche Privatrecht, 6 auf das Kirchenrecht, 7 auf das Criminal- und Policing-Recht, und die übrigen 12 auf den Civil-Proceß beziehen. Außerdem enthält ein Anhang ungedruckte Rechtsquellen, nämlich das alte Meyerrecht der Schillingsgüter bey dem Kloster St. Michaelis zu Lüneburg, in Bezug auf die 23ste Abhandlung, und das Statut und Ecteding der Stadt Braunschweig, auf welches sich die in der 22sten Abhandlung mitgetheilten Forschungen, des um die vaterländische Geschichte so hochverdienten Hn. Magistratsdirectors Dr. Bode in Braunschweig, beziehen. Der Vf. dachte außer diesen, noch die Statuta magistratus Consuetudinesque civitatis Northeym, die Statute der Stadt Bockenem, die Gerichtsordnung des freyen Hefers vor Gandersheim u. a. zu liefern, indessen hat ihn die Besorgniß, bey der gegenwärtig ohnehin so sehr gedrückten Lage des Buchhandels, den Umfang des vorliegenden Bandes zu vergrößern und denselben dadurch zu vertheuern, für jetzt davon abgehalten. Die beiden, bisher in der gelieferten

Form, noch ungedruckten statutarischen Rechte der Stadt Braunschweig, sind von dem Verf. aus einem Pergamentcodex des dasigen Stadtarchivs, diplomatisch genau abgeschrieben, welcher durch die Aufschrift: *Dit bock let schriven de rat in dem Sacke (eines der mehreren Weichbilder der Stadt) to brunsvick na der bort cristi ver-teynlhundert jare unde darna in deme zwei unde drittigesten jare to pingesten, als authentisch bezeichnet wird.* In dem Stadtarchive werden daneben zwey Urkunden (das älteste Stadtrecht) verwahrt, von denen die ältere in den *Originib. Guelphicis T. IV. p. 107* und in *Rehtmeyer's Braunschw. Chronik S. 465* abgedruckt ist. Scheid setzt das ältere, als ein vom Herzoge Otto dem Kinde verliehenes Stadtrecht in das J. 1227, Rehtmeyer dagegen in das J. 1233. Das zweyte Document ist mit dem ältern gleichlautend, doch führt es die Unterschrift: *Datum anno dni. 1265 in crastino Dionysii.* Auch Leibniz theilt in den *Scriptt. Rer. Brunsvic. T. III. p. 434* einen Abdruck älterer Stadtgesetze mit, und gibt diese für ein 1266 vom Herzoge Albrecht vermehrtes Stadtrecht aus. Dagegen liefern die in dem Archive vorhandenen Statute den Beweis, daß Otto das Kind der Stadt Braunschweig ein Stadtrecht zwar nicht gegeben, aber doch feyerlich sanctioniert habe, daß das darüber vorhandene Document echt sey, daß Herzog Albrecht das Stadtrecht nicht bedeutend vermehrt, wohl aber, nebst seinem Bruder Johann feyerlich bestätigt habe, daß der Scheidsche und Rehtmeyersche Abdruck das älteste echte Braunschweiger Stadtrecht vollständig liefere, der Leibnizische aber keinesweges das Albertinische Stadtrecht enthalte. Jenes Ottonische Stadtrecht diene vielmehr zur Grundlage der späteren Willküren,



die seit 1303 gefaßt und beschlossen wurden. Für jedes der besondern Reichbilder wurde ein Buch angelegt, worin dieselben eingetragen wurden; das älteste bekannte Manuscript wurde 1402 niedergeschrieben, denn im J. 1401 ward eine neue Redaction jener Statuten so wie die des Ehtedings besorgt. Eine anderweite Redaction fällt in das J. 1432, und diese ist es, welche von dem Vf. mitgetheilt worden ist. Eine spätere Redaction von 1532 s. in Pufendorf Observ. jur. Rom. Tom. IV. Adp. p. 87. Von der Compilation, die Leibniz ediert hat, und die eine ganz besondere Form hat, findet sich, in dieser Form, keine Spur im Stadtarchive. Sie ist ohne Zweifel eine Privatarbeit, und hat erst am Ende des 14. Jahrh. ihr Daseyn erhalten. Dieses ergibt sich ganz klar aus folgendem Umstande. In der Leibnizischen Compilation, wie in dem Stadtrecht von 1402 geschieht des Handels mit eingesalznen Heringen Erwähnung. Da Leibniz jene für das älteste Ottonische und Albertinische Stadtrecht hält, so sucht er zu beweisen, daß Bökel, welcher erst 1397 verstorben, der Erfinder des Einsalzens der Heringe nicht gewesen seyn könne. In dem echten Ottonischen und Albertinischen Stadtrecht wird aber die Einsalzung der Heringe nicht erwähnt, sondern erst in dem 1402 niedergeschriebenen; und da mehrere Statute des 14. Jahrh. in die Compilation aufgenommen wurden, so beweiset der Artikel über die Heringe nicht, daß dem Bökel die ihm allgemein zugeschriebene und nach ihm benannte Erfindung streitig zu machen, sondern vielmehr, daß die Compilation erst dann entstanden ist, als das Einsalzen der Heringe bereits bekannt und diese nützliche Erfindung die Ursache eines ausgebreiteten Handels mit Heringen geworden war.

Sp.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

173. Stück.

Den 31. October 1831.

---

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Die Geschlechtskrankheiten des Weibes, nosologisch und therapeutisch bearbeitet von Dr. L. F. C. Mende, v. d. Prof. der Medicin u. s. w. in Göttingen. 1. Theil. VIII und 525 S. gr. 8.

Der Verf. gab in den Jahren 1810..11 ein Werk unter dem Namen: die Krankheiten der Weiber, nosologisch und therapeutisch bearbeitet, heraus, das nach einem ähnlichen, nur beschränkteren Plane entworfen war, als das vorliegende. Obgleich dieß schon nach zehn Jahren vergriffen war, so wurde die Besorgung einer neuen Ausgabe doch theils durch innere, theils durch äußere Gründe verhindert. Jetzt, nach einem längeren als zwanzigjährigen Zeitraum, hielt er es nun für besser, statt einer neuen Ausgabe, eine gänzliche Umarbeitung des ganzen Werks vorzunehmen, und es nach Namen, Gestalt, und Inhalt als ein völlig neues erscheinen zu lassen. Den Anfang der Ausführung dieses

Unternehmens theilt er uns in vorliegendem ersten Theile mit, dem, nach dem entworfenen Plane, noch zwey folgen sollen.

Dieser enthält die Krankheiten die zur Zeit der Entwicklung des weiblichen Geschlechtsvermögens eintreten, und mit ihm in einem ursächlichen Zusammenhange stehen; der zweyte wird sich mit der Entwicklung des Geschlechtslebens, und ihren krankhaften Abweichungen beschäftigen; und der dritte mit den Krankheitszufällen die das Erlöschen des Geschlechtslebens begleiten.

Nach einer kurzen Einleitung, die von der weiblichen Eigenthümlichkeit überhaupt, der Bestimmung der Krankheiten der Frauen durch sie, und von den Rücksichten, die man bey der Krankheitsbehandlung darauf zu nehmen hat, handelt, und die größtentheils aus den Weiberkrankheiten hierher übertragen ist, zerfällt das Ganze in zwey Abschnitte. Der erste betrachtet in drey Kapiteln die menschliche Entwicklung in ihrem regelmäßigen und regelwidrigen Ganze, und so die Geschlechts-Entwicklung mit ihren möglichen Abweichungen im Allgemeinen.

Der zweyte Abschnitt, der es mit den bey und wegen der Entwicklung des Geschlechtsvermögens entstehenden Krankheiten zu thun hat, schließt zwey Abtheilungen in sich, von denen die erste von den auf Seite des Geschlechtlichen, und der andere von den auf Seite der Selbsterhaltung erscheinenden handelt. In der ersten ist nur von den Abweichungen bey dem ersten Erscheinen, und in den Gangkommen der Menstruation, als des allgemeinsten Ausdrucks der erwachenden Geschlechtsthätigkeit, die Rede; in der zweyten aber von allen Abweichungen in den Kreisen der Selbsterhaltung, dem sensiblen, irriteren und productiven, wie sie sich in den ver-

schiedenen Hauptsystemen darstellen. In dieser Abtheilung spricht der Verf. auch von den Krankheiten der Geschlechtstheile, weil sie dabey vorzugsweise von Seiten des Eigenlebens, und nicht ihrer eigenthümlichen Geschlechtsthätigkeit betrachtet werden. Als allgemeinsten Ausdruck des Mißverhältnisses zwischen Selbsterhaltung und Entwicklung des Geschlechtsvermögens, auf Seiten der ersteren, stellt er die Bleichsucht auf. Mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit schildert er besonders die mit der Entwicklung des Geschlechtsvermögens zusammenhängenden Knochenkrankheiten, und die krankhaften Nerven- und Seelenzustände. Speciell handelt er, unter den letzteren, hier von der Verstimmung des Gemeingefühls und der Nervenunruhe; von dem Alpdrücken, dem Nachwandeln, und dem Traumwachen; von den Zuckungen und Krämpfen, dem Beistanz, der Starrsucht, der Fallsucht und der Ohnmacht; und endlich von der Nymphomanie und dem Wahnsinn.

Manche Wundererscheinungen, die in neueren Zeiten viel besprochen sind, finden hier eine sehr natürliche Erklärung, und werden aus dem Gebiete des Wunderbaren in das Natürliche wieder zurückgewiesen, auf dem sie der Behandlung des Arztes anheimfallen.

Mde.

## Heidelberg.

In der acad. Buchhandlung von Mohr, 1830: Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen, von Fr. C. Nägele, Dr. und Prof. der Medicin und Geburtshülfe zu Heidelberg, Großherzogl. Badischem geh. Hofrathe u. s. w. XVI und 400 Seiten in gr. 8. mit doppeltem Register.

Ein gutes Hebammenbuch zu schreiben ist eine höchst schwierige Aufgabe. Es soll nicht mehr, aber auch Alles enthalten, was die Hebammen zur richtigen Kenntniß und zweckmäßigen Ausübung ihres Faches bedürfen, so wie es, nach dem gegenwärtigen Zustande der Geburtshülfe, und nach den Forderungen, die der Staat an sie macht, besteht; die Darstellung aller darin vorkommenden Gegenstände soll klar und faßlich seyn; und die Ordnung, in der sie vorgetragen werden, folgerecht und lichtvoll. Wären alle Aerzte und Geburtshelfer über die Grundsätze und Regeln der Geburtshülfe mit einander einig, hätten die Frauen in allen Gegenden Deutschlands, die sich ihrer Ausübung widmen wollen, gleiche Anlagen, und einen gleichen Grad geistiger Ausbildung, und wären die Anforderungen des Staates an solche Personen, und die Mittel sie geltend zu machen allenthalben die nämlichen, so würde sich leicht ein Hebammenbuch schreiben lassen, das allen Kunstverständigen gefiele, und das für alle Schulen paßte; da dieß aber leider nicht der Fall ist, so wird kein Hebammenbuch, von wem es auch verfaßt seyn mag, allen Forderungen entsprechen können, und es ist deshalb Verdienst genug, wenn es nur dem Kreise vorzüglich angemessen ist, für den es zunächst bestimmt ist.

Ref. der lange schon selber an einem Hebammenbuche gearbeitet hatte, und der in dem vorliegenden, im Allgemeinen, den Gang wieder zu finden glaubte, den er selber gewählt, meinte, daß kleine Abweichungen in den beiderseitigen Ansichten über einzelne Gegenstände, sich bey mündlichen Unterrichte leicht würden ausgleichen lassen, und säumte daher nicht, dieß Buch, gleich nach seinem Erscheinen, bey dem eben in seiner

Schule beginnenden Lehrkurs zum Grunde zu legen, scheiterte damit aber an der ungleichen Bildung seiner Schülerinnen gänzlich. Eine besser erzogene, und zum Denken mehr gewöhnte Frau gebrauchte das Buch mit großem Nutzen, die übrigen aber konnten sich daraus gar nicht recht verständigen. Dieß darf jedoch dem Buche nicht im geringsten zum Vorwurfe gereichen, sondern liegt lediglich darin, daß dem Ref. seine Schülerinnen auszuwählen nicht frey steht, sondern daß er sie annehmen muß, wie sie ihm geschickt werden. Es dürfte vielmehr in der That kein Hebammenbuch irgendwo geben, das mit größerer Sorgfalt, und mit höherer, auf das Zweckmäßigste gerichteten Anstrengung ausgearbeitet wäre, als gerade dieß. Ref. will es versuchen, so weit der beschränkte Raum dieser Blätter erlaubt, auf einige seiner Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen. Es zerfällt in zwey Theile, von denen der erste von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette im gesundheitsgemäßen, der zweyte aber von ihnen im fehlerhaften Zustande handelt.

Ersterer beginnt in der ersten Abtheilung mit einer Beschreibung des menschlichen Körpers, sowohl seines Baues als seiner Verrichtungen, wobey selbst die der Seele nicht ganz übergangen werden, die Ref. völlig an seiner Stelle findet, wenn gleich nur wenige Hebammenschülerinnen dafür volle Empfänglichkeit besitzen dürften. Von hieraus geschieht der Uebergang zu den Geschlechtstheilen, und Geschlechtsverrichtungen auf eine sehr natürliche Weise. Die zweyte Abtheilung handelt in sehr passender Ordnung in vier Abschnitten und vier Kapiteln von der gesundheitsgemäßen Schwangerschaft. Bey den Zeichen der einfachen dürfte die Bemerkung an ihrem Platze

gewesen seyn, daß sie keinesweges, weder an sich, noch in ihrer Aufeinanderfolge, für ganz beständig zu halten seyen, sondern daß sie, fast bey jeder Schwangeren, mannigfaltiger Ursachen wegen, größere oder geringere Abänderungen erleiden. In der dritten Abtheilung, von der gesundheitsgemäßen Geburt würde Ref. das dritte Kapitel, von der Eintheilung der Geburten, dem zweyten, von den gewöhnlichen Erscheinungen und den Zeiträumen der Geburt vorangestellt, und gleich bey den Zeiträumen auf die verschiedenen gesundheitsgemäßen Stellungen der Frucht zur Geburt, und während derselben Rücksicht genommen haben. Was den Beystand in der vierten Geburtszeit bey Kopf- und vorzüglich bey Schädelgeburten anbetrißt, so hat er von dem sogenannten Unterstützen des Damms eine andere Ansicht, und empfiehlt seinen Schülerinnen deshalb auch ein anderes Verfahren. Auch die Seitenlage der Kreisenden, während des Austritts der Frucht, hält er, in gewöhnlichen Fällen, für bedenklicher, als die Rückenlage, die auch hier jedoch keinesweges verworfen wird. Gesicht-, Steiß-, Knie- und Fußgeburten rath Ref. im Allgemeinen Entbindungsärzten zu überlassen, weil die Unterscheidung der Fälle, in denen Hebammen allein Hülfe leisten können, und in denen sie dazu nicht im Stande sind, ihnen oft völlig unmöglich ist; und sie überdieß auch weder die Mittel, noch die nöthige Geschicklichkeit zu ihrer Anwendung besitzen, deren sie, bey aufstößenden Schwierigkeiten, doch nicht entbehren können. Demungeachtet muß er freylich seine Schülerinnen auch in Behandlung dieser ungewöhnlichen Geburten unterrichten.

Beym zweyten Theile ist Ref. vorzüglich aufgefallen, daß es dem Herrn Verf. gefallen hat,

von der Wendung gleich in der ersten Abtheilung des ersten Abschnitts zu handeln, ehe er von den Geburtsfällen geredet hat, in denen sie erforderlich ist. Ref. gestattet jetzt, durch traurige Erfahrungen erschüttert, Hebammen die Wendung auf die Füße, ohne die Gegenwart und Mitwirkung eines Entbindungsarztes, unter keinen Umständen mehr. Die Lehre von der Einleitung des Kopfes durch äußere Handgriffe, hat er in diesem sonst so vollständigen Buche ungern vermist. — Die dritte Abtheilung des zweyten Theils hätte Ref., wie er es in seinem Entwurf auch gethan hat, lieber gleich an die Spitze dieses Theils gestellt. Das ganze Buch ist übrigens ein höchst rühmlicher Beweis mit welchem Ernst und Eifer der würdige Verf. auch das, dem Anscheine nach untergeordnete Geschäft des Hebammen-Unterrichts betreibt, und wie sehr er dadurch die höchst schätzbaren Bemühungen der edlen Badenschen Regierung um das Hebammen-Wesen unterstützt, die ihm in mehreren Provinzen die specielle Aufsicht darüber mit ganzem Vertrauen übertragen hat.

Mde.

## B r e s l a u.

Bey Aberholz, 1831: Der Untergang des Reiches Juda. Ein historisch-kritischer Versuch von Jo. C. Hermann Schmeidler. Eingeführt und empfohlen von Dr. Ludwig Wachler. X und 167 S. in kl. 8.

Man muß dem würdigen Empfehler dieses Buchs vollkommen einräumen, daß es des Druckes werth war; denn der Verf. hat mit nicht geringem Fleiße und nicht ohne tiefer eindringende



Kritik die zerstreuten Nachrichten über die letzten Zeiten des Reiches Juda zusammengestellt. Es fließen gerade über diese Periode der Geschichte so reichliche Quellen, daß sich noch ein ziemlich vollkommenes Bild der in vielen Rücksichten so lehrreichen Katastrophe des Davidischen Reichs entwerfen läßt. Daß der Verf. außer den historischen Büchern A. T., welche man gewöhnlich allein benützt, die freylich viel schwerer zu benutzenden prophetischen Bücher als Quellen gebraucht hat, hat seiner Arbeit einen besondern Vorzug gegeben. Indessen ist es nicht sehr auffallend, wenn der Verfasser im Benutzen der prophetischen Schriften noch nicht alles gethan hat was sich erreichen läßt; denn es bedarf hier noch vieler vorläufiger Untersuchungen, besonders über das genauere Zeitalter der einzelnen Orakel, welche in diese Zeit fallen. Die Orakel Jeremia's hat der Verfasser recht vollständig und geschickt benützt; aber das Buch Habakuk's unter andern, welches, nach des Ref. Ueberzeugung, zwischen 604 — 600 geschrieben, über die Chaldäer und die Stimmung in Palästina gegen diese Eroberer so wichtige Zeugnisse enthält, findet man hier nicht genug benützt. Daher auch dem Verfasser der Zeitraum von der ersten Ankunft der Chaldäer (zwischen 605 — 604) bis zur ersten Eroberung Jerusalems im J. 599 ein ziemlich leerer und unsicherer geblieben ist.

G. H. U. E.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

174. Stück.

Den 3. November, 1831.

---

B e r l i n .

Das zweyte Heft von dem sechsten Bande des civilistischen Magazins fängt mit zwey Aufsätzen an, welche auch wieder, wie so Manches, was der Herausgeber hat drucken lassen, sich bloß mit der Bedeutung von juristischen Kunstwörtern, mit Dem, was man sonst auf die Frage: *quid est . . . ?* antworten lernte, beschäftigen. Freylich sind es dießmal zwey Wörter, wovon das Eine jeder Bauer braucht und welches in den letzten Jahren jeder Zeitungsleser gar oft findet, das Zweyte aber ist, seit einigen Jahrhunderten, bey den Juristen in Deutschland lange nicht mehr so üblich, als es, theils bey den Römern, theils im Mittelalter, war. VII. *Protocollum*, zuerst in der Nov. 44, was doch wohl noch mehr Leser wissen, als die von Herrn Prof. Bickell in Marburg aufgefundene Zusammenstellung, daß in der Nov. 89. c. 9 pr. am Ende *ὁμοίων παθῶν* das Wort und die Sache der jetzt auch in der neuesten juristi-

schen Literaturgeschichte als die Behandlung, welcher zwey berühmte Civilisten die Wiederherstellung ihrer Gesundheit zuschreiben, vorkommenden Homöopathie geben, ursprünglich das erste geleimte Stück, oder das erste Blatt, oder das erste Heft, des aus Papyrus verfertigten Schreibmaterials, nach der hier mitgetheilten Erklärung unsers Herrn Hofr. Ritter Lynxsen. Jeder Notariatsaufsatz sollte auf ein ganzes oder neues Blatt oder Heft geschrieben werden, wenn auch bey sehr kurzen Urkunden noch so viel Platz übrig bliebe, um eine zweyte oder dritte darauf zu setzen. Das leere Papier mußte entweder ungenutzt bleiben, oder, wenn man es abschnitt, war nur noch ein Gebrauch davon zu Privatschreibereyen gestattet. Man wird dabey leicht an unser Stempelpapier denken, mit welchem diese Einrichtung höchst wahrscheinlich auch Das gemein hatte, daß Einkünfte für die Regierung damit verbunden waren. Aus dieser in Constantinopel und für Constantinopel erlassenen Verordnung ist nun wunderbarer Weise in ganz Europa der Sprachgebrauch entstanden, die Urkunden selbst, die denn eben auf Papier, wovon der Anfang noch nicht verbraucht war, worauf also das protocollum noch saß, und zu dieser Urkunde selbst gebraucht worden war, Protocolle zu nennen, ungefähr, wie man andere Urkunden Bullen nannte, weil ein Siegel, welches Bulle hieß, daran befestigt war, um sie zu beglaubigen. Diese Protocolle bekamen eine eigene, freylich nicht in allen Ländern und zu allen Zeiten ganz gleiche, Form. Die Protocolle, von welchen, erst seitdem dieses Heft gedruckt ist, die der Londoner Conferenz der fünf großen Mächte in den Belgischen Angelegenheiten wieder ein so

bekanntes Beyspiel geworden sind, rühren davon her, daß bey jedem Congresse ein förmliches Protocoll über die Verhandlungen aufgenommen wurde, und diese Bedeutung ist nun auch in der französischen Sprache üblich geworden, wo das Wort sonst nur für Curialien, auch wohl überhaupt das Ceremoniell, gewöhnlich war, und unser deutsches Protocoll den Namen procès-verbal (ein in, freylich nicht mündlich ausgesprochene, sondern geschriebene, Worte eingekleidetes Verfahren) führte. — VIII. *Digesta*. Selbst die Philologen brauchen jetzt das Wort digerere am Meisten für Das, was wir eintragen nennen, z. B. wenn aus verschiedenen Büchern genommene Anmerkungen an ihren gehörigen Ort gebracht werden, und Dieses paßt allerdings zu den Digesten in unserm corpus juris sehr gut, wo Sätze und Stücke von Sätzen aus gar mancherley Büchern ausgezogen und in gewisse Abschnitte gestellt worden sind. Allein die ältesten digesta, die vielen Schriften der Römischen Rechtsgelehrten unter diesem Namen, waren ja durchaus nicht so etwas Zusammengetragenes, sondern Gedanken eines und desselben Verfassers, wie andere Bücher auch, und sie haben den Namen von digerere, wie es, nach der Aehnlichkeit einer Menge mit di oder dis anfangender Wörter, so viel heißt als theilen, und zwar, wie Cicero sagt, in genera, oder, wie der jüngere Plinius, in partes, unter welchen partes man sich in den Büchern über das Römische Recht denn freylich nicht so kleine Abschnitte, wie die Titel oder auch die libri sind, denken muß, sondern große Lehrstücke, von denen wohl Jedes wieder in ein halbes Duzend Bücher und mehr zerfällt. IX. Practische Laufbahn eines bloßen Theo-

retikers, eine Ausführung, daß doch in der That dem Unterz. dieses letztere Beywort gar zu freygebig beygelegt wird, theils schon seiner frühern Bildung durch Bekanntschaft mit Acten nach, die ihm reichlich verschaffte, was so oft von dieser Seite an angehenden Geschäftsmännern vermist wird, theils denn aber auch weil man fünf Jahre thätigen Antheil an den Geschäften eines, namentlich damals, so oft um Rath gefragten Spruchcollegiums doch sonst für einige Praxis gelten läßt. X. Theodosianus Codex, nicht Codex Theodosianus. Nicht nur läßt sich die hier vertheidigte Stellung aus allgemeinen Gründen gegen die auf fast allen Titelblättern der Sammlungen, von welchen der Theodosische Codex das größte und erste Stück ist, Vorkommende rechtfertigen; sondern es ist auch noch der wunderbare Umstand dabey, daß in der einzigen Ausgabe dieses Codex allein, in Der, die man bey den acht letzten Büchern die editio princeps (eigentlich auch hier eher umgekehrt) nennt, der Herausgeber, es sey nun Tilius oder sein Freund Ranconnet, gewiß eine sehr bedeutende Stimme, bey jedem Buche des Ganzen in der Ueberschrift Th. C. sagt, wogegen freylich der Columnentitel auf jeder Kehrseite, C. Th., sehr absticht, der aber auch auf den meisten Bogen das erste Mahl richtig Th. C. steht. Nach der Erfahrung, die, wer etwas drucken läßt, wohl oft macht, möchte man diese hier zuerst bemerkte Unregelmäßigkeit etwa so erklären: der Setzer oder Corrector war C. Th. gewohnt, der Herausgeber machte ihn entweder bey allen Bogen, die er zur Durchsicht bekam, oder, wenn er Alle bekam, bey den Meisten von ihnen, darauf aufmerksam, es müsse Th. C. heißen, aber bey

jedem Bogen, wo er es that, ein für alle Mahl auf dem ersten Blatt, und in der Druckerey ließ man es dabey bewenden, nur dieses erste Blatt zu berichtigen. XI. Einfluß des Ciztier-Gesetzes auf die Digesten. XII. Berichtigung der Nachricht über *Dominici Albanensis promptuarium*. Herr Bürgermeister Dunke in Bremen wollte das wohl etwas zu sehr gelobte Buch kaufen, und erkundigte sich bey dem sel. Haubold, ob es zu der Pariser von Fabrot besorgten Ausgabe passe. Haubold, der das *promptuarium* weder selbst besaß noch auch sonst näher kannte, untersuchte das Exemplar, um welches gehandelt werden sollte, und fand, es passe bloß zu der neuesten, theils zu Venedig theils zu Modena erschienenen, Ausgabe. Dagegen wiesen aber doch auch gar deutliche Spuren auf die früheren zu Neapel erschienenen Ausgaben hin; und dieß erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die erste Ausgabe des *promptuarium* zu Neapel und für die dortige zweyte Ausgabe, auf deren Titel ursprünglich das Jahr 1757, nachher aber, man weiß nicht warum, 1758 stand, erschienen sey. Seitdem ist nun wieder die Frage (wie ein *interrogatorium speciale*) aufgeworfen worden, woher der Unterz. Dieses wisse, ob durch einen Schluß oder durch eigene Anschauung und Vergleichung? Antwort: durch Beides, er hatte nämlich von unserer Bibliothek die echte Ausgabe vor sich, und schloß aus Dem, was Haubold gesagt hatte, Dieser müsse einen Nachdruck gesehen haben. XIII. Ueber die erste Verbreitung der Kenntniß des Römischen Rechts in Niedersachsen und andern nördlichen Ländern, von Herrn Archivar Lappen-

berg zu Hamburg, eine weitere Ausführung eines Aufsatzes, welchen der Verf. ein Jahr früher in die Genaische A. L. Z. hatte einrücken lassen, und wozu, Wer sein Archiv so eifrig bearbeitet, auch indem er gedruckte Urkunden damit vergleicht, wie er, gewiß noch erhebliche Nachträge liefern wird. Zuerst Kenntniß auch des Römischen Rechts im Allgemeinen, besonders bey Gelegenheit eines Processes der Stadt Hamburg mit dem dortigen Domcapitel an der Curie zu Avignon, Studieren auf französischen Studien und in Bologna, academische Würden, juristische Bücher, namentlich bey Gelegenheit jenes Processes in Avignon Erkaufte, also zu der Zeit wo Petrarca über das aufgekommene Schachern mit Büchern klagt. Ferner Stellen in Urkunden, wo auf Römische Exceptionen Verzicht geleistet wird, Testamente, nicht nur von Domherren, sogar ein *jactus lapilli* zu Lübeck im dreyzehnten Jahrhundert. Stadtrechte mit Rücksicht auf Römisches Recht, besonders Verordnungen über das Strandrecht. Vom mündlichen Unterrichte verdient noch eine, freylich erst dreyhundert Jahr alte, aber doch sonst auffallende, Nachricht ausgehoben zu werden, nämlich daß Bugenhagen Vorlesungen über die Institutionen und den Coder in Hamburg halten lassen wollte. XIV. Ueber das Verhältniß der *res quotidiana* des Gajus zu den Institutionen von Gajus und von Justinian, von Herrn Prof. von Buchholz in Königsberg, mit einem Nachtrage des Herausgebers. Der Unterz. hatte schon früher geklagt, daß zu dem vielen Räthselhaften über den Gajus (*quisquis fuerit*, sagt nicht bloß *Gravina*, welchen neu-

lich das Edinburgh review den Deutschen hierin zum Muster vorgestellt hat) auch das Verhältniß seiner aurei oder res quot. und seiner Institutionen gehöre. Bey allen Abweichungen beider Werke, deren wir nun so sehr viel mehr kennen, als vor Niebuhr's Entdeckung, befolgen Justinian's Arbeiter Dasjenige, von welchem doch bey den Nichtjuristen und bey den Vorlesungen, wie sie vor Justinian gehalten wurden, gar nicht die Rede war, vorzugsweise vor seinen Institutionen, welche ihnen doch in beider Rücksicht vorgingen. Hr. Prof. v. Buchholz hält die r. q. für ein späteres Werk, und vermuthet, was aber hier nicht gesagt ist, es sey vielleicht von Gajus nicht vollendet worden, und habe um Deswillen die Institutionen nicht verdrängt. Gegen einzelne Gründe läßt sich vielleicht noch Einiges einwenden, wie es auch schon in einer etwas strengen Beurtheilung dieses Aufsatzes geschehen ist, ohne daß darum die Untersuchung im Ganzen ihren Werth verlöre.

Hugo.

### D I b e n b u r g.

Ideen über den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache, von J. P. C. Greverus Rector und Professor. 1831. 16 S. in Quart.

In dieser Gelegenheitschrift spricht ein denkender Schulmann über einen Gegenstand, dessen practische Wichtigkeit man nicht verkennen wird. Er geht von dem Grundsatz aus, daß man nicht mit der Grammatik anfangen soll, sondern vielmehr mit dem Uebersetzen; indem



der Lehrer ein kurzes Pensum vorübersezt, die Schüler es wiederholen, und es zu Hause aufschreiben. Auf diesem Wege kommt man in den Besitz der Sprache, ohne die Knaben mit etwas zu quälen das sie noch nicht verstehen; und sie kennen schon die Grammatik, ohne es selber zu wissen, wenn sie nachher auch mit ihr vertraut gemacht werden sollen. — Wir kommen darin mit dem Verfasser überein, daß bey dem ersten Unterricht in dem Latein mit der Grammatik des Guten gewöhnlich viel zu viel geschieht; und das Auswendiglernen von Regeln, welche die Kinder noch nicht verstehen können, zweckwidrig ist. Auf der andern Seite aber ist es doch nicht zu verkennen, daß die Erlernung der Grammatik in einem gewissen Grade Gedächtnissache ist; wohin wir besonders die Kenntniß der Paradigmata rechnen. Sollen diese bloß ex usu gelernt werden? Doch dieß scheint auch nicht die Meinung des Verfassers zu seyn; er will den Gebrauch der Grammatik nur erst später eintreten lassen, wenn schon eine Bekanntschaft mit der Sprache erlangt ist. Es wird also darauf ankommen, wie früh oder wie spät dieses geschehen soll, was sich nicht bloß nach dem Alter bestimmen läßt. Die Erfahrung ist hier unstreitig die beste Lehrerin; mögen denkende Schulmänner die ihrige mit der Methode des Verfassers vergleichen; sie verdient gewiß ihre Aufmerksamkeit, sollten sie auch nicht in Allem ihm beystimmen.

Hn.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

175. Stück.

D e n 5. N o v e m b e r 1 8 3 1.

---

P r a g.

Handbuch der Mechanik von Franz Joseph Ritter von Gerstner, k. k. Gubernialrath, Ritter des k. k. österreichischen Leopoldordens, Director des technischen Institutes zu Prag, Professor der Mechanik, emeritirtem Director der physischen und mathematischen Studien an der Universität, em. k. k. Landeswasserbaudirector, und emeritirtem Professor der höhern Mathematik und Astronomie, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, aufgesetzt, mit Beyträgen von neuern englischen Konstruktionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton Ritter von Gerstner. Erster Band, in vier Heften. Mechanik fester Körper. 653 Seiten in Quart. Mit 40 Kupfertafeln in queer Folio. 1831.

Es ist ein schon längst gefühltes Bedürfnis, neben denjenigen Werken über die Mechanik, in welchen die Theorie derselben abgehandelt ist,

auch die practischen Bearbeitungen der dahin gehörigen Gegenstände in zunehmender Ausdehnung und Vollständigkeit ausgeführt zu sehen. Nicht selten fehlt es denjenigen, die mit der Leitung von größeren Bauunternehmungen beauftragt zu werden pflegen, an Gelegenheit und Mitteln, ähnliche vorhandene Bauwerke in Augenschein zu nehmen, deren Vortheile und Unvollkommenheiten aufzusuchen, um in Beziehung auf die neue Unternehmung einen practisch bewährten Führer zu erhalten, der wider mögliche Fehler schütze und dagegen die durch guten Erfolg geprüften Maßregeln anrathet. Der Fortschritt der Wissenschaften und Künste gibt ohne hin zur Auffindung neuer Hülfsmittel, die bey jeder Bauunternehmung eigenthümlichen Schwierigkeiten zu besiegen, Gelegenheit. Diese kennen zu lernen ist von der größten Erheblichkeit. Aus diesen Gründen darf eine jede Bearbeitung technischer Gegenstände, deren Zweck sich nicht bloß auf die theoretischen Darstellungen derselben einschränkt, sondern auch von ihren practischen Anordnungen und Ausführungen Rechenschaft gibt, auf eine günstige Aufnahme mit Recht Anspruch machen.

Der durch mehrere astronomische und mechanische Schriften berühmte Vater des Herrn Herausgebers des vorliegenden Buches hatte häufige Veranlassung, größere Industrial-Anstalten genau kennen zu lernen, und von den Vortheilen und Mängeln derselben Kenntniß zu nehmen. Er errichtete das technische Institut in Prag und hielt an demselben Vorträge über die Mechanik. Diese werden nun in dem gegenwärtigen Handbuche, welches aus drey Bänden bestehen wird, von denen der zweyte zu Ende dieses Jahres und der dritte im künftigen Jahre erscheinen soll,

bekannt gemacht, und mit den Erfahrungen, welche der Herr Herausgeber auf seinen drey Reisen nach England und Frankreich gesammelt hat, bereichert.

Der in diesem Handbuche vorherrschende deutliche mit sehr vielen interessanten Beyspielen aus der Wirklichkeit erläuterte, oft sogar populäre Vortrag gestattet auch denjenigen die Benutzung desselben, deren mathematische Kenntnisse nicht über die Elemente hinausreichen. Indessen sind auch für diejenigen, welche mit der höhern Mathematik vertraut sind, die weiteren Ausführungen der einzelnen Lehren in unter den Text gesetzten Noten beygefügt.

Die Einleitung (§. 1 — 14) bezeichnet den Gegenstand der technischen Mechanik (*mécanique industrielle ou mécanique appliquée aux arts*) als die Vollführung aller derjenigen Arbeiten, wodurch die Producte des Gewerb- und Kunstfleißes erzeugt und nach Maßgabe der zu befriedigenden Lebensbedürfnisse dargestellt werden. Sie deutet die Kräfte und Mittel (Maschinen) an, welche zu Erreichung dieses Zwecks angewandt werden, macht auf die gehörige Einrichtung der Maschinen, damit durch sie mit dem geringsten Kraft- und Kosten-Aufwande der größtmögliche Effect geleistet werde, aufmerksam, und zeigt den hohen Werth der Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung; erklärt dann die gleichförmige und ungleichförmige Bewegung, und gibt zuletzt die bekannten Relationen zwischen durchlaufenen Räumen zugehöriger Zeit und Geschwindigkeit bey der gleichförmigen Bewegung nebst mehreren erläuternden Beyspielen. — Der Begriff der Maschinen ist §. 4 so gegeben: 'Wenn mehrere einfache Vorrichtungen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammengesetzt, hierdurch die

Arbeit mehr geregelt, der Willkühr der Hand entzogen, oder auch mehrere Zwecke zu gleicher Zeit erreicht werden, so nennt man dieß eine Maschine.' Bestimmter scheinen uns die Maschinen als diejenigen Vorrichtungen bezeichnet, vermittelt deren man Kräfte zum Halten des Gleichgewichts oder zum Ueberwinden eines Widerstandes auf eine bequemere und vortheilhaftere Art wirken läßt, als wenn man jene Kräfte mit dem Widerstande unmittelbar in Verbindung gebracht hätte. — Ferner würde es, um Anfängern jedes Mißverständniß zu benehmen, sehr dienlich gewesen seyn, wenn ausdrücklich bemerkt wäre, daß der Satz (§ 7) daß in jedem Beharrungsstande der Ruhe oder der Bewegung die Kraft dem Widerstande gleich seyn müsse nur bey unmittelbarer Wirkung der Kraft auf den Widerstand gelte. Gesähähe diese aber vermittelt einer Maschine, so müsse unter obigen Umständen, und abgesehen von den Hindernissen, welche aus der Maschine für sich entstehen, die Kraft dem Widerstande das Gleichgewicht halten.

Das erste Kapitel: Thierische Kräfte und allgemeine Regeln über ihre Verwendung bey Arbeiten aus freyer Hand (§ 15 — 50) ist für die technische Mechanik von der höchsten Wichtigkeit. Es ist der Grund mehrfacher Bemühungen gewesen, eine Regel aufzufinden, nach welcher die Leistung eines Arbeiters, dem ein gegebenes Tagewerk übertragen ist, im Voraus bestimmt werden könne. Man erkannte sehr bald, daß die Kraft (Zug oder Druck), welche ein Arbeiter anwendet, unter verschiedenen Umständen sehr verschiedenen Werth annimmt, und daß dieser Werth hauptsächlich von der Geschwindigkeit, die der Arbeiter bey Anwendung seiner Kraft anzunehmen genöthigt

ist, so wie von der Dauer der Kraftanstrengung abhängt. Dan. Bernoulli bemerkt dieses in seinen *Recherches sur la maniere la plus avantageuse de suppléer à l'action du vent etc.* art. III. (Recueil des pieces qui ont remporté les prix de l'Acad. roy. des sciences T. VII. Paris 1769) und er glaubte annehmen zu dürfen, daß bey ein und demselben Arbeiter das Product des von ihm in Bewegung gesetzten Widerstandes in dessen Geschwindigkeit innerhalb gewisser Grenzen einen constanten Werth habe. Er setzt den Druck oder Zug, den ein Arbeiter bey 3 Fuß Geschwindigkeit ausüben kann, auf 20 Pfund, und bey einer Geschwindigkeit von 2 Fuß auf 30 Pfund. Da man sich indessen häufig einseitig auf Bernoulli in dieser Hinsicht berufen hat, so setzen wir die oben angezogene Stelle hier ganz hin: 'Un grand nombre d'expériences m'ont appris que nonobstant une grande inégalité entre les vitesses, les fatigues ne laissent pas de suivre la raison composée de la pression, de la vitesse et du tems, pourvuqu'on ne donne pas à ce principe une trop grande étendue, et qu'on ne s'orie pas hors de certaines limites. Si un homme peut enlever une resistance de vingt livres avec trois pieds de vitesse, il pourra aussi y enlever une resistance de soixante livres avec un pied de vitesse, ou trente livres avec une vitesse de deux pieds; ou quinze livres avec une vitesse de quatre pieds, et même douze livres avec une vitesse de cinq pieds, et tout cela sans se fatiguer ni plus ni moins'. Die tägliche Quantität der Wirkung eines Arbeiters, der während 8 Stunden arbeitet, würde demnach 8. 3600. 60

= 1728000 Livres, die auf die Höhe von 1 Fuß gehoben werden, betragen. Indessen haben sowohl Lambert (Nouveaux Mémoires de l'Académie de Berlin année 1776) als Coulomb (Mém. de l'Institut national des sciences et arts Tome II. Paris an VII) gezeigt, daß die Regel von Bernoulli durch die verschiedenen Arten der zu verrichtenden Arbeiten bedeutende Abänderungen erleide, und daß ein Arbeiter bey einer Arbeit nicht fähig sey, dieselbe tägliche Quantität der Wirkung zu verschaffen, welche er bey einer andern Arbeit geleistet hatte. Der ganze Kraftaufwand eines Arbeiters kann nämlich aus zwey Theilen bestehend angenommen werden, der erstere dient ihm allein zur Aufrechthaltung oder zur Bewegung seines Leibes entweder des ganzen oder nur eines Theils desselben, und kann daher für den nützlichen Effect ganz verloren gehen; der andere Theil des Kraftaufwandes wirkt direct auf die Bewegung des Angriffspuncts. Die Ermüdung aber ist Folge beider Theile des ganzen Kraftaufwandes. Ist nun der Arbeiter genöthigt, zur Bewegung seines Leibes einen großen Theil seiner Muskelkraft aufzuwenden, wodurch er für den nützlichen Effect nur indirect wirken kann: so wird er gegen diesen einer zu unverhältnißmäßigen Ermüdung unterworfen seyn. Diesem Umstande ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß die Leistungen der Arbeiter, wenn sie auf verschiedene Arten wirken, so ungleiche Werthe annehmen. Es ist demnach für die technische Mechanik von der größten Erheblichkeit, zu wissen, wie groß die täglichen Leistungen der Arbeiter für jede besondere Art der Arbeit seyn, welche Geschwindigkeit die Arbeiter dabey am vortheilhaftesten annehmen, und wie lange sie im Durchschnitt bey ihr aus-

zudauern vermögen, ohne sich für eine gleiche Kraftanstrengung des folgenden Tages untauglich zu machen. Wir besitzen in dieser Hinsicht schon mehrere interessante Zusammenstellungen, unter denen die von Navier (in dessen Ausgabe der *Archit. hydraulique* von Belidor) und von Christian (*Traité de mécanique industrielle*) die vollständigsten seyn dürfen. Indessen verdienen dieselben noch mehr bereichert zu werden, wozu auch das vorliegende Handbuch mehrfachen Stoff darbietet.

Für die genäherte Bestimmung der thierischen Kraft hatte Euler die Formeln

$$p = P \left( 1 - \frac{c}{C} \right)^2$$

und

$$p = P \left( 1 - \frac{c^2}{C^2} \right)$$

gegeben, in welchen  $P$  die absolute Kraft, welche beym bloßen Gleichgewicht zur Anwendung kommt,  $C$  die absolute Geschwindigkeit, welche der Arbeiter, ohne zugleich einen fremden Widerstand zu überwältigen, anzunehmen fähig ist,  $p$  die relative Kraft und  $c$  die zugehörige Geschwindigkeit bedeuten. Nach den Versuchen von Schulze (*Mém. de Berlin pour 1789*) stimmt die erstere Formel mit der Erfahrung am besten überein, welche daher von verschiedenen Schriftstellern, namentlich von Prony (*Archit. hydraulique*) neben den scharfsinnigen Untersuchungen von Lambert, benutzt wurde. — In dem vorliegenden Handbuche hat der Herr Verf. eine andere Formel für die annähernde Bestimmung der thierischen Kraft gegeben, die theils auf der Ansicht der Bernoullischen Erfahrung: daß 10 Pfund Kraft das Äquivalent von 1 Fuß Ge-



schwindigkeit sey, in sofern es nämlich einem Arbeiter gleichgültig ist, eine Last = 30 Pf. mit 2 Fuß Geschwindigkeit, oder eine Last = 20 Pfund mit 3 Fuß Geschwindigkeit zu bewegen, beruht, theils auf die Voraussetzungen gestützt ist, daß die größte Kraft und die größte tägliche Arbeitszeit zwey Mal so groß als die mittlere Kraft und die mittlere Arbeitszeit seyn, daß ferner der, durch eine gegebene Geschwindigkeit, die der Arbeiter annehmen soll, erwachsende Kraftverlust zu seiner größten Kraft in demselben Verhältniß stehe, wie die gegebene Geschwindigkeit zu der größten Geschwindigkeit; und daß endlich die durch eine gegebene Arbeitszeit entstehende Ermüdung zu der, während eines Augenblicks möglichen, Kraftanstrengung, sich eben so verhalte, wie diese Arbeitszeit zu der größten Arbeitszeit. Die hieraus hervorgehende Formel ist

$$K = k \left( 2 - \frac{v}{c} \right) \left( 2 - \frac{z}{t} \right)$$

in welcher  $k$  die mittlere Kraft eines Arbeiters,  $c$  die dabey Statt findende mittlere Geschwindigkeit,  $t$  die zugehörige mittlere tägliche Arbeitszeit;  $v$  die bey einer ähnlichen Arbeit angenommene Geschwindigkeit,  $z$  die dabey beabsichtigte Arbeitszeit und  $K$  die zugehörige Kraft des Arbeiters bezeichnen. Daß die Größen  $k$ ,  $c$  und  $t$  nach der Individualität der Arbeiter, so wie nach der Art der Arbeit eigenthümliche Werthe erhalten müssen, ergibt sich aus den obigen Bemerkungen von selbst.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

176. Stück.

Den 5. November 1831.

---

P r a g.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der Mechanik von Franz Joseph Ritter von Gerstner, etc. etc.

Auch dürfte die Formel hauptsächlich nur für die Fälle anzuwenden seyn, in denen die Werthe für  $v$  und  $z$  nicht sehr bedeutend von den mittlern abweichen. Eine über die Gränzen getriebene Benützung derselben darf aber nicht verstatet werden. Für Arbeiter mittlerer Stärke wird  $k = 25$  Pfund,  $c = 2,5$  Fuß,  $t = 8$  Stunden; für schwache  $k = 20$ ,  $c = 2$ , und für starke Arbeiter  $k = 30$ ,  $c = \frac{1}{3}$  gesetzt. Die Uebereinstimmung der obigen Kraftformel, mit der Erfahrung, so weit man diese unter den vorkommenden Umständen erwarten darf, wird durch einige Beispiele nachgewiesen. Auch zur Bestimmung der Kraft der Pferde, Ochsen, Esel und Maulesel wird dieselbe Formel angewandt; für mittelmäßig starke Pferde habe man  $k = 100$  Pfund,  $c = 4$  Fuß; für schwache  $k = 80$ ,

$c = 3,5$  und für starke  $k = 130$ ,  $c = 4,5$  und  $t = 8$  Stunden zu setzen; für den mittelstarken Ochsen sey  $k = 100$ ,  $c = 2,5$ , für den schwachen  $k = 80$ ,  $c = 2$  und für den starken  $k = 120$ ,  $c = 3$  und  $t$  immer  $= 8$  Stunden anzunehmen; für den Esel betragen  $k$  50 bis 70 Pfund,  $c$  2 bis 3 Fuß, und für den Maulesel  $k$  80 bis 120 Pfund  $c$  3 bis 4 Fuß. Die mittlere Kraft  $k$  des Menschen, des Pferdes u. s. w. sey dem fünften Theile des Gewichts des Menschen, des Pferdes u. s. w. gleich.

Der übrige Theil dieses Kapitels enthält Anwendungen der obigen Kraftformel auf Arbeiten, die ohne Maschinen ausgeführt werden, nämlich: auf das Tragen einer Last von einem Orte zum andern, sowohl für den Fall, wo die Arbeiter ununterbrochen belastet sind, als auch für den, wo sie leer zurückkehren, um neue Lasten aufzunehmen. Dabey ist ferner berücksichtigt, daß der Arbeiter das Tragen entweder ohne Traggefäß, oder mit demselben verrichtet, und es findet sich in der Voraussetzung, daß die wirkliche Geschwindigkeit des Arbeiters ( $v$ ) von der Arbeitszeit ( $z$ ) unabhängig sey, daß die thierischen Kräfte die größte Wirkung leisten, wenn ihre mittlere Kraft mit der mittlern Geschwindigkeit verwendet wird, und daß der tägliche Effect, im Fall die Arbeiter leer zurückgehen müssen, um neue Lasten aufzunehmen, nur Zwendrittel desjenigen betrage, den sie bey ununterbrochenem Tragen hervorzubringen vermögen.

Das zweyte Kapitel (§ 51 — § 152): Statik und vortheilhafteste Verwendung der thierischen Kräfte bey einfachen Maschinen enthält die Theorie des Hebels, des Rades an der Welle, der Rolle, der schiefen Ebene, der Schraube und des Keils

ohne Rücksicht auf Reibung und Steifigkeit der Seile, von welchen später gehandelt wird, durchgängig mit Anwendungen verbunden, und drey schätzbare Abhandlungen über die Hebeladen, Wagen und Göpel.

Die Darstellung des Hebels (§ 52 — 72) kann eher populär als mathematisch streng genannt werden. Die Eintheilung des Hebels ist die bekannte (mathematischer und materieller Hebel), doch wird der Hebel der ersten Art Druckhebel und die der zweyten Art werden Traghebel und Wurfhebel genannt, je nachdem die Last zwischen dem Ruhepunkte und der Kraft, oder die Kraft zwischen dem Ruhepunkte und der Last liegt. Hierauf wird der Schwerpunkt erklärt, und die Bedingung für das Gleichgewicht zweyer und mehrerer Gewichte am Hebel nachgewiesen. An Beyspielen zur Erläuterung fehlt es nicht. Dann werden (§ 70) die Bedingungen für das Gleichgewicht am zusammengesetzten Hebel abgeleitet und (§ 71. 72) die Beschränkungen, welchen die Anwendung des Hebels unterworfen ist, gehörig angegeben. Von § 73 bis 80 wird gezeigt, wie der Schwerpunkt einer Linie, des Dreyecks, Trapezes, eines Polygons, der drey- und vielseitigen Pyramide, des Kegels, sowohl des ganzen als des abgekürzten, gefunden wird. Die §§ 81 und 82 enthalten die Anwendung des Hebels bey Schubkarren, welche mit der oben angegebenen Kraftformel in Verbindung gebracht ist, um die zweckmäßigsten Einrichtungen solcher Arbeiten aufzufinden.

Das Rad an der Welle (§ 83 — 95) wird auf die bekannte Weise in Haspel (Hornhaspel, Kreuzhaspel, Spillenrad) und Winden (Schiffswinde, Erdwinde, Göpel) eingetheilt, und jede dieser Vorrichtungen durch vortreffliche Kupfer

dargestellt. Nachdem das Verhältniß zwischen Kraft und Last für das Gleichgewicht an dieser Maschine, und dem aus ihr zusammengesetzten Räderwerk angegeben ist, wird wieder die Kraftformel angewandt, um die günstigsten Umstände auszumitteln, unter denen die Arbeiter mittelst dieser Maschine wirken können. Die Wirkung wird am größten gefunden, wenn die Maschine von den Arbeitern mit der mittlern Geschwindigkeit während der mittlern Arbeitszeit betrieben wird. Die Bemerkung (§ 89) daß der tägliche nützliche Effect (hier Bewegungsmoment genannt) der Arbeiter am Rade an der Welle genau so groß sey, als dasjenige Bewegungsmoment, welches dieselben Arbeiter beym Tragen der Lasten auf horizontalem Wege besitzen, folglich diese mittelst der Maschine genau dasselbe thun, was sie ohne Maschine zu leisten vermögen, hätte wohl Veranlassung geben können, darauf aufmerksam zu machen, daß der mittelst der Maschine geleistete nützliche Effect nicht größer seyn könne, als die von den Arbeitern der Maschine mitgetheilte Quantität der Wirkung beträgt, daß in der Wirklichkeit ersterer wegen der Reibung und anderer Widerstände, die von der Maschine selbst herrühren, immer geringer als letztere sey; und daß das Streben, die Maschinen zu vervollkommen vorzüglich darauf gerichtet seyn müsse, beide einander gleich zu machen, oder vielmehr einander so nahe wie möglich zu bringen.

In der Theorie der Rolle (§ 96 — 101) ist die Bestimmung des Druckes der Axe gegen die Pfannen und der Richtung desselben nicht angegeben. Als Anwendungen folgen: die Theorie der Flaschenzüge (§ 102 — 105), des Flaschenzugs in Verbindung mit der Winde (§ 106 — 110),

woben wieder aus der Kraftformel die günstigsten Umstände für die Ausführung der Arbeit hergeleitet werden, und der Gegenwinde (§ 111 und 112).

Nun erst folgt (§ 113 — 119) der Satz von der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, mit einigen Anwendungen auf die Spannung eines an den Enden befestigten und in der Mitte von einer Kraft angegriffenen Seils, und auf den Kniehebel (d. h. zwey mittelst eines Gelenks verbundene Hebel) begleitet.

Von der Theorie der geneigten Ebene (§ 122 — 126) werden Anwendungen auf die Verführung mit Schubkarren über schiefe Flächen, auf das Laufrad und die Tretschleibe gegeben, welche bis § 135 fortlaufen. In Beziehung auf die § 132 für das Laufrad geführte Rechnung bemerken wir, daß die Kraft, welche ein unbelasteter Arbeiter aufzuwenden hat, um an einer geneigten Ebene hinaufzusteigen, nicht bloß dem Sinus des Neigungswinkels proportional angenommen werden dürfte; indem daraus folgen würde, daß um auf horizontalem Boden zu gehen, man gar keine Kraft anzuwenden habe, also auch nicht ermüden werde (vergl. Lambert in *Mém. de Berlin* 1776).

Es folgen nun (§ 136 — 152) die Beschreibung und Theorie der Schraube, der Schraube ohne Ende, der Verbindung eines Räderwerks mit Schrauben, und als Anwendung die Beschreibung der Winden, d. h. der Maschinen zum Heben bedeutender Lasten auf geringe Höhen, nämlich: der Winde mit Vorlege, der französischen und der englischen Winde (englischen Hebers). Dann wird noch eine Aufgabe in Beziehung auf das Aufschrauben eines Dachstuhls

mittelft zweyer englischen Winden aufgelöst, und die Theorie des Keils gegeben.

Die erste der drey oben erwähnten Abhandlungen betrifft die Hebeladen (§ 153 — 163), welche eine klare Darstellung der deutschen, schwedischen und zweyer französischen Hebeladen enthält, die Bestimmung der Entfernung der Löcher an den beiden ersteren, und der Zähne an den letzteren; die Anwendung des Hebels zum Ausreißen der Baumstöcke, und ein Verfahren, mittelst einer Zugschraube Pfähle unter Wasser auszuheben. Bey der deutschen Hebelade ist des Umstandes nicht gedacht, daß die Last nach jedem Hube wieder etwas sinkt, wodurch ein reiner Verlust an Kraft entsteht.

Die zweyte Abhandlung von den Wagen (§ 164 — 213) ist von hohem Interesse; sie liefert nicht bloß eine deutliche Beschreibung der gebräuchlichsten Wagen, welche auf die Theorie des Hebels zurückkommen, sondern gibt auch eine vollständige Theorie derselben, so wie eine genaue Anleitung diese Wagen zu prüfen.

1) Die gemeine oder Krämerwage, auch Probierwage genannt, wenn sie zu den genauern Abwägungen dienen kann. — Der Wagebalken der umständlich beschriebenen Probierwage des technischen Instituts zu Prag ist aus zwey stählernen Uhrfedern verfertigt, die rechtwinklich gegen einander liegen und durch Nieten mit einander verbunden sind. Bey der Belastung eines Pfundes in jeder Schale gibt sie, uncrachtet der Drehpunct um 0,07 Linien über der durch die beiden Anhängepuncte der Schalen gehenden geraden Linie liegt, für ein Uebergewicht =  $\frac{1}{50}$  Gran, noch einen merkbaren Ausschlag. Die Länge des Wagebalkens beträgt 22 Zoll 4 Linien, und das Gewicht desselben

mit Einschluß der Zunge und der Aren ist 10 Loth 3 Quintel 17 Gran = 2597 Gran.

2) Die Schnellwage (§ 180 — 186).

3) Die Wage mit Zeiger (§ 187 — 190); sie besteht aus einem Winkelhebel. Das Gegengewicht und dessen Entfernung vom Drehpunkt, so wie der Angriffspunct der abzuwägenden Last sind unveränderlich; bloß aus dem Stande des Wagebalkens, in dessen verlängerter Längsaxe ein an einer Scale oscillirender Zeiger angebracht ist, wird das Gewicht der Last bestimmt. — Die Garnwage (§ 171 — 197) ist eine Zeigerwage, mit welcher die baumwollenen Garne in den Fabriken sortiert werden.

4) Verjüngte Wagen (§ 198 — 208), durch welche mittelst kleiner in die Schale gelegter Gewichte sehr große Lasten abgewogen werden können. Die schwedische Schiffswage, die Straßen- oder Mauthwage um beladene Lastwagen abzuwägen; die tragbare Brückenswage der Herren Fr. Rolle und Schwilgue in Straßburg.

5) Die Federwagen (§ 209 — 212), welche sich auf die Elasticität des Stahls und Eisens gründen. — Kraftmesser von Regnier. Endlich wird (§ 213) die Einrichtung einer Wage angegeben, die nebst dem Gewichte auch den Preis der Waare anzeigt. Mit Recht wird sie für unzumächtig gehalten.

Die dritte Abhandlung über die Göpel (§ 214 — 234) liefert die Beschreibung und Theorie sowohl der gewöhnlichen Göpel, als auch des im Jahre 1793 auf den Herrschaft Pürglitzer Eisenwerken in Böhmen auf dem Berge Krusna Hora für eine Sonnenladung von 15 Centnern und eine Schachttiefe von 40 Klaftern angelegten Göpels, der ohne Unfall bis zum Jahre 1824,



wo er durch einen inzwischen erbauten Stollen überflüssig wurde, benutzt ist. Dieser Göpel hat das Eigenthümliche, daß statt des gewöhnlichen cylindrischen Treibkorbes ein spiralförmiger angebracht ist, wodurch der, aus der verschiedenen Länge der Treibkette während des Aufziehens entspringende ungleichförmige Widerstand beseitigt wird. Eine Anlage, welche die Aufmerksamkeit derjenigen, die ähnliche Maschinen zu bauen haben, in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Das dritte Kapitel handelt von der Festigkeit der Körper (§ 235 — 346) und zwar A) der absoluten (gegen das Zerreißen), B) der relativen (gegen das Zerbrechen), C) der rückwirkenden (gegen das Zerdrücken) und D) der Festigkeit, womit die an einem Ende befestigten Körper (z. B. Wellen) widerstehen, wenn ihr anderes Ende gedreht werden soll.

A) Absolute Festigkeit. Tragvermögen der Seile; Vorzüge der eisernen Ketten vor den Bergwerksseilen. Festigkeit des Eisens. Hierher gehörige Versuche von Musschenbroeck, Rondelet, Telford, Brown, Brunel, Rennie, Navier und Brunel, so wie eigene Versuche über das Tragungsvermögen der Clavierdrähte, der gemeinen Drähte, der Uhrfedern und Kettenstücke die aus Blechstreifen ausgeschnitten waren. Es wäre sehr lehrreich gewesen, wenn nebst den beobachteten Ausdehnungen dieser gespannten Metalle auch die größten Spannungen, d. h. unter welchen das Zerreißen wirklich Statt gefunden hat, bemerkt worden wäre. Die Versuche beweisen sehr deutlich die unvollkommene Elasticität des Eisens. Nachdem die Gewichte, mit denen die Drähte gespannt wurden, wieder abgenommen waren, nahmen sie ihre vorige Länge

nicht wieder an, sondern sie blieben länger. Von neuem angehängte Gewichte brachten eine ihrer Größe entsprechende neue Ausdehnung hervor, die nach weggenommenen Gewichten eine neue bleibende Verlängerung der Drähte zur Folge hatte. Jedoch nahmen die Verlängerungen in größerem Verhältniß zu, als die vermehrten Gewichte. Demnach erscheint die Ausdehnung unter zwiefacher Art: als eine bleibende in Folge der vorhergegangenen Belastung, und als eine veränderliche, welcher die Drähte und Stäbe bey der nachfolgenden Belastung noch unterliegen. Es ergibt sich hieraus eine wichtige Bemerkung für die Anwendungen, namentlich der Kettenbrücken. Wenn dieselben bey ihrem folgenden Gebrauche mit einer größeren Last beschwert werden, als womit die Kettenglieder bey der Probe belastet wurden, so tritt eine neue Ausdehnung der Kettenstäbe und eine neue bleibende Verlängerung ein, wodurch ein Einsinken der Brückenbahn unter ihre ursprüngliche Lage entsteht. 'Wenn daher Kettenbrücken bey ihrem Gebrauche ihren ersten Stand aufrecht erhalten und die Ketten nicht schlapp werden sollen, so müssen die Kettenglieder vorläufig bis zu der größten Last probiert werden, welche sie später zu tragen erhalten'. Es wäre sehr interessant gewesen, wenn bey den Versuchen auch auf die Wirkung der Zeit, während welcher die Spannungen Statt fanden, Rücksicht genommen wäre. Da plötzliche Belastungen von geringerer Wirkung sind, als lang anhaltende, so fragt es sich auf welche Längen die obigen Drähte nach abgenommenen Gewichten wieder zurückgekommen seyn würden, wenn diese statt während 10 bis 12 Minuten, mehrere Stunden oder während ganzer Tage unausgesetzt belastet gewesen wären. Sehr schätzbar ist die Nachweisung, daß man bey An-

wendung der Metalle nicht bloß auf ihr Tragungsvermögen, sondern auch auf ihre Ausdehnungsfähigkeit Rücksicht zu nehmen habe. Von letzterer hängt namentlich bey Eisenbrücken die durch zufällige Belastungen bewirkte Größe der Senkung und der Schwingungen ab, und in dieser Rücksicht wird den Kettenbrücken von Stabeisen der Vorzug sowohl vor den Draht- als Stahlbrücken eingeräumt. — Es folgen einige Tabellen der absoluten Festigkeiten verschiedener Holzarten und Drähte von Musschenbroeck, Barlow und Eytelwein.

B) Relative Festigkeit. Neben ausführlichen theoretischen Betrachtungen über das Tragungsvermögen und die Größe der Biegungen horizontaler Balken, in denen sowohl auf die verschiedenen Unterstützungsarten, als auch auf die verschiedenen Belastungsweisen der Balken Rücksicht genommen ist, sind die Resultate der Versuche von Musschenbroeck, Barlow, Rondelet, Tredgold und Eytelwein über die Festigkeit des Holzes, des Guß- und Schmiedeeisens, und der Steine angegeben, begleitet mit eigenen Versuchen über die Biegung der Hölzer, des Gußeisens, des Schmiedeeisens und des gewalzten Eisens, die am technischen Institute zu Prag zu Ende des vorigen Jahres angestellt sind. Auch hier sind mehrere interessante practische Anwendungen auf die Construction hölzerner Brücken, der Eisenschienen, der Wellen und Zapfen am Haspel angegeben, und es ist nachgewiesen, wie gefährlich es sey, aus dem Tragungsvermögen eines Modells auf die Festigkeit des darnach ausgeführten Bauwerks zu schließen, indem ein Modell eine nach Verhältniß nicht unbedeutende Last zu tragen fähig ist, während der Bau selbst durch sein eigenes Gewicht zerbrochen werde. — Unter den Versuchen vermissen wir die an gro-

ßen Balken von Buffon angestellten, deren Ergebnisse von den an kleineren Holzstücken gesundenen bedeutend abweichen.

C) Rückwirkende Festigkeit. Theoretische Betrachtungen. Versuche von Rennie über das Zerdrücken der Metalle, des Holzes und der Steine. — Diese Darstellung hätte durch Benutzung der großen Reihe von Versuchen über die rückwirkende Festigkeit der Steine von Rondelet (Art de bâtir) ansehnlich bereichert werden gekonnt. — Als Anwendung folgt die Bestimmung der nöthigen Stärke übereinander stehender Mauern, damit sie gegen das Zerdrücken gleich gesichert sind. Die gewöhnliche Regel der Baumeister in jedem Geschoße der Mauerdicke gleich viel zuzulegen ist unrichtig.

D) Widerstand der Körper gegen Drehung. Nebst den theoretischen Betrachtungen auch Mittheilung der im Januar d. J. am technischen Institute in Prag angestellten eigenen Versuche mit einem tannenen Cylinder und einem geschmiedeten vierkantigen Eisenstabe. Anwendung davon auf die Bestimmung der Stärke der Wellen.

Das vierte Kapitel 'Statische Baukunst' (§ 347 — 435) gibt Anweisung zur Vergleichung der Stabilität der Körper, zur Berechnung des Drucks und des Seitenschubes geneigtstehender Balken, macht davon Anwendung auf die Pult- und Satteldächer, Hänge- und Sprengwerke und die gebrochenen Dächer. Es folgen darauf die Auflösungen einiger die Gewölbe betreffenden Aufgaben, deren Gegenstand die Bestimmung der Stüßlinien in kreisförmigen, elliptischen und scheidrechten Gewölben, so wie auch in Kuppelgewölben ist, woraus die weitem Bedingungen für die Construction der Gewölbe, das Verhältniß der Gewölbdicke im Schluß zur Spannung,

die Gestalt des Querdurchschnitts und die Stärke der Widerlagen abgeleitet werden. Die Darstellung ist sehr klar und mit mehreren practischen Beyspielen versehen. Hierauf werden höchst schätzbare Nachrichten und Untersuchungen über Kettenbrücken gegeben.

Bey den Untersuchungen über die Stabilität fehlen die Mauern mit Böschungen und Strebezapfeilern, und doch kommen diese in der Praxis so häufig vor. — Bey zwey schief gegen einander gestellten Balken gleicher Länge, verhält sich der horizontale Druck zum halben Gewichte des Balkens nicht wie der Halbmesser des um die beiden Balken beschriebenen Kreises zur halben Länge der Balken (wie § 352. 4 angegeben ist), sondern wie der Halbmesser des eingeschriebenen Kreises zur halben Balkenlänge. Ferner ist die Bemerkung (§ 358) daß der horizontale Druck der Sparren eines Pultdaches, die an ihrem obern Ende auf Stuhlsäulen gesetzt sind, von selbst wegfallen, nur in der Voraussetzung richtig, daß die Sparren daselbst so ausgeschnitten sind, um mit horizontaler Fläche ausliegen zu können. Wären dagegen die Stuhlsäulen an ihrem obern Ende nach der Neigung der Sparren schräg abgeschnitten, so würde der von den Sparren herührende Horizontaldruck daselbst  $= \frac{1}{2} G. \sin. 2w$  betragen, wenn man durch  $G$  das Gewicht des Sparrens und durch  $w$  den Neigungswinkel desselben gegen den Horizont bezeichnet.

Es lag nicht im Plane des Herrn Verfs. eine vollständige Theorie der Gewölbe zu geben; in dessen werden diese nach drey wesentlichen Rücksichten behandelt, und ihnen gemäß sowohl für freye als belastete Gewölbe die folgenden drey Fragen erörtert:

1) Wenn die Größe und Gewichte der Prismen, z. B. Ziegeln, aus welchen ein Gewölbe

zusammengesetzt werden soll, gegeben ist, die Zeichnung des Lehrbogens für ihre Stellung, oder für diejenige krumme Linie zu finden, nach welcher sie zusammengestellt werden müssen, um sich das Gleichgewicht zu halten.

2) Wenn der Lehrbogen oder die Zeichnung für die Stellung der Gewölbsteine gegeben ist, die Gewichte zu finden, welche die Gewölbsteine für sich selbst haben, oder womit sie beschwert werden müssen, damit dieser Lehrbogen und alle innerhalb des Gewölbes zu demselben gezogene parallele Linien wirkliche Stützlinien abgeben.

3) Wenn die Bogenlinie des Gewölbes sowohl an ihrer obern als untern Seite gegeben ist, die Bedingnisse zu finden, unter welchen noch Stützlinien innerhalb des gegebenen Profils gedacht werden können, und sonach das Gewölbe eine Stabilität erhält.

Unter den hier beschriebenen Kettenbrücken nimmt die oberhalb London über die Themse von William Tierney Clark erbaute und am 23. August 1827 eröffnete Hammersmith-Kettenbrücke den ersten Platz ein. Sie sey für Fußgänger und Fuhrwerk aller Art bestimmt, und unterscheide sich von allen bisher in England ausgeführten Kettenbrücken erstens dadurch, daß sie aus drey Bogen bestehe, welche unter einander durch Ketten verbunden sind, die sich oberhalb zweyer im Flusse erbauten Traggpfeiler auf Rollen hin und her bewegen können, je nachdem ein Bogen oder Theil der Brücke mehr als der andere belastet ist; zweytens dadurch, daß die Ketten, welche die beiden äußern Brückenfelder tragen, nicht durchaus oberhalb der Brückenbahn liegen, sondern auch unter dieselbe gehen. Die ganze Länge der Brückenbahn besteht aus 5 Theilen: 1) dem mittlern oder Hauptbogen = 400 engl. Fuß 3 Zoll; 2) den beiden Traggpfeilern oder Thür-

men zu beiden Seiten desselben, ein jeder 22' stark = 44'; 3) der aufgehängten Brückenbahn hinter dem Tragpfeiler gegen die Grafschaft Middlesex = 142' 11"; 4) dem aufgehängten Theil der Brückenbahn hinter dem Tragpfeiler gegen die Grafschaft Surrey = 145, 6"; 5) den 2 Landwiderlagen, jede von 45' Stärke = 90'; zusammen 822 Fuß 8 Zoll. Die Brückenbahn liegt 16 Fuß über dem höchsten Wasserspiegel, und ist in der Mitte um 8 Zoll höher als an den Ufern. Die Tragpfeiler sind von der Brückenbahn an gemessen, 8 Fuß hoch, ihre Länge nach der Richtung der Brücke beträgt 42 Fuß; sie sind von Bruchsteinen erbaut und mit Quadersteinen bekleidet. Die 30 Fuß breite Brückenbahn hängt an 8 Spannfetten, die je zwey in einer Entfernung von 1 Fuß vertical über einander liegen und 4 Hauptketten bilden. Der Pfeil des mittlern Bogens ist 29 Fuß 6 Zoll. Die Bewegung der Ketten auf den äußeren Rollen der Tragpfeiler betrug wenn Wagen im scharfen Trabe über die Brücke gingen  $\frac{1}{4}$  Zoll, die größte Verschiebung war überhaupt nie mehr als ein Zoll. Der größte Unterschied, welcher sich bey den Messungen der Senkungen der Kette in ihrer Mitte ergab, betrug 5 Zoll. Die Bauart dieser Brücke, deren ausführlichere Beschreibung in dem Buche selbst nachgesehen werden muß, darf als durch die Erfahrung hinreichend bewährt angesehen werden. Auch die Kosten dieser Brücke (45249 Pf. St. 2 Sch. 10 P.) sind gegen die der Baurhall-, der Southwark-, der Waterloo- und der neuen Londoner Brücke, von denen die beiden ersteren aus gußeisernen, die letzteren aus steinernen Bogen bestehen, bedeutend geringer.

Die zweyte ausführlich beschriebene, gleichfalls durch vortreffliche Zeichnungen dargestellte Kettenbrücke ist die über den Meersarm Menai-Strait zur Verbindung der Insel Anglesey bey Bangor

mit dem festen Lande von England dienende, 102 Fuß über dem höchsten Wasserspiegel liegende und 579 Fuß  $10\frac{1}{2}$  Zoll lange, von Thomas Telford erbaut und am 30. Jan. 1826 eröffnete Brücke. Sie gehört zu den bedeutendsten Bauwerken Englands.

Es folgen nun Nachrichten von den Kettenbrücken über die Seine zu Paris, über die Regnitz zu Bamberg, über die Saale zu Nienburg, von der Stahlbrücke in Wien, und Drathbrücken in Frankreich. Darauf wird die Theorie der Kettenbrücken nebst verschiedenen Anwendungen gegeben.

Das fünfte Kapitel: Widerstände der Reibung, Unbiegsamkeit der Seile und ihr Einfluß auf den Effect der Maschinen (§ 436 — 479) ist größtentheils auf die Versuche von Coulomb gestützt, indessen enthält es auch eigene Versuche, die zur Bestimmung der Reibung bey Flaschenzügen am technischen Institute zu Prag angestellt sind. Uebrigens offenbart sich auch in diesem Kapitel die practische Tendenz des Buches, indem außer der erweiterten Theorie der einfachen Maschinen noch mehrere Aufgaben von bedeutendem practischen Interesse behandelt sind.

Sechstes Kapitel. Ungleichförmige Bewegung (§ 480 — 528). Es enthält die Darstellung der Erscheinungen der gleichförmig beschleunigten Bewegung, der Bewegung geworfener Körper, der Bewegungen auf geneigten Ebenen ohne und mit Berücksichtigung der Reibung, der Bewegung der Schrauben, der Einrichtung derselben damit sie von selbst wieder in die Höhe gehen, wie bey den Prägstöcken in Münzen; der Bewegung zweyer durch ein über eine Rolle gehendes Seil mit einander verbundener Körper; Atwoods Fallmaschine; geht dann über zur Bewegung eines Rades an der Welle die in Folge vorhandener Ueberwucht entsteht, auch für den Fall, daß diese Maschine mit einem Schwungrade versehen ist;



zeigt die Bewegung mittelst eines Krummzapfens durch menschliche Kräfte, und gibt Anleitung, den Effect bey einem Krummzapfen zu berechnen.

Das siebente und letzte Kapitel: Frachtwagen, Straßen- und Eisenbahnen (§ 529 — 596) enthält eine ausführliche Beschreibung und die Theorie der Lastwagen, so wie die Darstellung der vorzüglichsten Eisenbahnen Englands und Frankreichs nebst den bey ihrer Anlage zu nehmenden mannigfaltigen Rücksichten. Diese eben so sehr durch ihre theoretischen Untersuchungen als durch ihre practischen Nachweisungen höchst schätzbare Abhandlung betrifft einen Gegenstand, der zur Belebung der Betriebsamkeit und des innern Verkehrs mehr als irgend ein anderer geeignet ist, und daher mit Recht ein allseitiges Interesse in Anspruch nimmt. Auffallend beweist dieses der Unterschied in der Frequenz der Straße zwischen Stockton und Darlington, auf welcher vor Errichtung der Eisenbahn wöchentlich nur zwey Postkutschen gingen, die größtentheils leer waren, nach deren Errichtung aber ununterbrochen mit Kutschen, deren manche dreyßig und noch mehr Personen fassen, befahren wird, so daß sich die Anzahl der Reisenden jährlich bis auf 40000 vermehrt hat. — Zum Schlusse des Werks wird eine kurze Nachricht über die in Böhmen in der Ausführung begriffenen zwey Eisenbahnen gegeben, deren Anordnung von dem Hn. Verf. selbst herrührt.

Wir können die Anzeige dieses in so vielfacher Rücksicht interessanten und durch die in ihm dargelegten umfassenden practischen Nachweisungen belehrenden Werkes nicht beschließen, ohne der ausgezeichneten beygefügtten Kupfer zu erwähnen und ohne den Wunsch zu erkennen zu geben, daß die beiden übrigen Theile diesem ersten recht bald nachfolgen möchten.

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

177. Stück.

D e n 7. N o v e m b e r 1 8 3 1.

---

G e t t i n g e n.

Bey Dieterich, 1831: Jacob Grimm's deutsche Grammatik. Dritter Theil. VIII und 788 Seiten in 8.

In sieben Kapiteln sind hier Pronominal- und Partikelbildungen, Genera, Comparation, Diminution, Negation, endlich Frage und Antwort behandelt. Der folgende Theil wird nun ungehindert sich zu der Syntax wenden können.

Vom Beginn dieser Arbeit an, deren Weite er damals noch nicht übersah, hat der Verfasser was er selbst erforschte unbefangen und treu mitzutheilen gestrebt, weder bekümmert um Vorgänger, die ihm, weil sie gründliches Quellenstudium versäumt, der Beachtung unwerth schienen, noch bedacht, die kaum angeregten Untersuchungen vorschnell abzuschließen. Mag er nun unten schweben oder zuweilen höher dringen, so haben ihn doch seine eignen Schwingen getragen; ermuthigende Theilnahme des Publicums, Zuruf und Beystand gleichgesinnter Freunde erkennt er dankbar. Für gewonnen aber hält er

jetzt noch nicht viel mehr, als das Gefühl daß das Angefangene der Fortsetzung bedürfe und würdig sey.

Oft merkt man erst nach dem Niederschreiben, daß man weiter hätte gehen sollen und kühner seyn. So wäre S. 348 — 355, wo die wunderbare Anwendung des Geschlechts auf leblose Gegenstände aus zum Grunde liegenden Personifikationen erklärt wird, eine reichere Ausführung gewiß nicht überflüssig, sondern ganz an der Stelle gewesen. Nicht nur der Tod, der Schlaf, der Hunger werden als männliche Wesen, die Seuche, die Schlacht (Hilta) als weibliche gedacht, welche ihr Opfer ergreifen und wegraffen; sondern auch todte Werkzeuge empfangen in der Einbildungskraft des Alterthums, wenn sie den Menschen durch ihren Gebrauch vertraulich oder heilig werden, eine solche Belebung. So der Pflug (S. 414). In der Edda heißt Alr (subula) ein Bruder des Knifr (culter) und beide sind Masculina; uns gilt Kneip für männlich, Ahle für weiblich. In den indischen Religionsgebräuchen begegnen förmliche, an das Opferrmesser gerichtete Anreden: Messer, du hast eine große Verwandtschaft, ich will mich deiner bedienen, um dieses Pferd zu opfern; sättige dich in seinem Fleisch und Blut! Du bist scharf gewekt, tödte das Pferd, du wirst den Göttern Freude machen! (Exposé de quelques uns des principaux articles de la Théogonie des Brahmes, par l'abbé Dubois. Paris 1825. p. 74). Wer sieht es unsern jetzigen Substantiven allen an, welche Geschichte sie in den vielfältigen Verzweigungen der Sprache gehabt haben; aber man begreift daß sie ein Genus erhalten mußten, und warum das eine oder das andere.

Es sollen hier keine Nachträge geliefert wer-

den zu denen, die schon hinten dem Buch angehängt worden sind; verschlagen aber wird es nicht, wenn statt der im Buch stehenden Beispiele neue oder andere gewählt werden. S. 384 bis 386 kommt das Genus unserer Flussnamen in Betracht. Weibliche machen die Regel, den Griechen und Römern umgekehrt männliche, die bey uns selten sind, neutrale die allerseltensten. Neben dem Masc. Loh (Licus) erscheint im Biterolf 5654 auch ein daz Leh. In niederdeutschen Denkmälern des vierzehnten Jahrhunderts begegnet die sonderbare Benennung dat Swen, dem Zusammenhang nach für den Canal, was die Franzosen la Manche nennen; man vergleiche Detmar's Chronik herausg. von Grautoff 1, 88. 247. 248. 361 und Sartorius Hanse urk. nr. 183. (a. 1388) p. 444.

Das S. 786 zu S. 603 nachgeholte gothische vōthis (bonus) altsächsisch wōdiera (melius) ist bisher so wenig aufgefunden, daß noch eine althochdeutsche Glosse aus Diut. 2, 304<sup>a</sup> dazu angeführt zu werden verdient: daz sie dīn wuodera wurdin, ambignos, qui ob tuam felicitatem dilexerant. Es ist nicht recht deutlich, auf welchen lat. Ausdruck der Glossator sein wuodera bezogen hat, vermuthlich auf den Begriff felix.

S. 679 wird die Verkleinerungsform KIN besprochen. Sie ist wahrscheinlich auch in der älteren hochdeutschen Mundart häufiger zu finden, als aus den angeführten Beispielen hervorzugehen scheint. Aber der Verfasser hat erst nach der Ausarbeitung des Buchs Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst zum erstenmal durchlesen können, dessen Abschrift aus der Münchner Handschrift er dem ungemeinen Fleiße eines jungen Philologen, Herrn Emil Braun aus

Gotha, dankt. Zweymal kommt darin die auffallende Form *bluemekîn* statt *bluemelîn* vor; man sollte erwarten *bluemechîn*. Die 18000 Zeilen dieses mittelhochdeutschen Gedichts, das längst den Druck verdient hätte und aus der Liefischen Umarbeitung nur ungenügend erkannt wird, gaben auch sonst viel zu lernen. Wer sich der classischen Literatur widmet kann ohne Beschwer ihren überreichen und gesicherten Quellen nahen. In solch einem Vortheil stehen wir nicht; für unsere künftigen Untersuchungen müssen wenigstens noch Hunderttausend Verse allein aus dem dreizehnten Jahrhundert herausgegeben und zugänglich gemacht werden; möge auch diese Betrachtung erklären und entschuldigen, wie viel Fehler und Gebrechen jetzt einer grammatischen Bearbeitung der deutschen Sprache ankleben. Auf der andern Seite empfängt sie aber durch die bevorstehende Entdeckung des neuen Stoffs einen ganz eigenthümlichen, aufregenden Reiz.

Jac. Grimm.

### L o n d o n.

Printed for Longman, 1831: *Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu mythology.* By Lieutenant Colonel Vans Kennedy, of the Bombay military establishment. XX und 494 S. in 4.

Der Verf. dieses ausführlichen Werks, schon durch mehrere Abhandlungen in den *Bombay Transactions* bekannt, gehört zu der nicht geringen Classe derjenigen Engländer, welche früh, ohne ihre gelehrte Bildung in Europa vollendet zu haben, nach Indien gekommen, dort mit den Künsten des Kriegs auch die der Muse verbinden, und mit bewunderungswerthem Eifer,

durch die Wunder des indischen Lebens und Alterthums erregt, auch im spätern Alter die Schüler der Panditen zu werden, und tiefer in die gelehrten Forschungen über das alte Indien einzudringen nicht ermüden. Es wäre ungerrecht, das aus solchem Eifer hervorgegangene mannigfache Gute zu verkennen, zumal nur sehr wenige Engländer als eigentliche Gelehrte ihr ganzes Leben dem indischen Studium widmen. Was die Masse der über Indien verbreiteten Kenntnisse betrifft, so verdanken wir unstreitig jenen Dilettanten das Meiste. Indes, wo es sich um Dinge handelt, die ohne tiefere Einsicht in den Geist des Alterthums nicht richtig gefaßt werden können, da sehen wir in den Werken jener Männer meist eine Unsicherheit der Forschung und Weitschweifigkeit der Darstellung, welche aus dem Mangel eines wahren wissenschaftlichen Grundes nothwendig entspringen muß. Einen neuen Beweis dafür gibt die obige Schrift. Der Gegenstand, den der Verf. untersuchen will, ist schon an sich so ungemein schwierig und groß, daß ihm auch ein Gelehrter mit den ausgebreitetsten Kenntnissen und ungewöhnlicher Vertrautheit mit dem Sinne des Alterthums nur mit Mühe ganz genügen würde. Zwar hatte der Verfasser vieles vor europäischen Gelehrten voraus: er benutzte alle Puranas, welche in Europa so wenig bis jetzt zugänglich sind; der Unterricht indischer Gelehrten und die eigene Anschauung des indischen Lebens bewahrte ihn vor vielen Annahmen europäischer Gelehrten, welche nur aus einer Nichtbeachtung des indischen Lebens flossen (ein Beyspiel s. p. XV über die von zwey deutschen Gelehrten mißverstandene Stelle Hitop. p. 7). Dazu kommt eine selbstständige und scharfe Kritik, die der Verf. überall ausübt, wo frü-

here Gelehrte ihm geirrt zu haben schienen. Nicht bloß Jones und Ward, oder Bentley und Wilford, dessen längst bekannte Unkritik hier noch einmal in einem besonderen Anhange S. 405 — 422 bewiesen wird, nicht bloß Creuzer's Werk und dessen Bearbeitung von Guigniaut unterliegen der nichts verschonenden Kritik des Verf., sondern auch die Arbeiten des gründlichen Kenners Colebrooke. Dieß Alles würde den Verf. wohl befähigen etwas Ausgezeichnetes im Felde der Mythologie zu leisten, wenn nicht so manches andere hindurchliefe, welches die Forschung und Einsicht des Verf. wieder sehr unsicher gemacht hat. Das Wichtigste davon muß hier kurz angedeutet werden. Zunächst fällt sehr auf, daß der Verf. in das historische Verhältniß und die allmähliche Ausbildung der indischen Mythologie gar nicht eingegangen ist, besonders weil er glaubt, daß die heiligen Schriften der Inder alle fast in derselben Zeit entstanden sind. Nach dieser Ansicht, deren Unrichtigkeit sich jedem feinem kritischen Gefühle leicht offenbart, stellt der Verf., ohne auf die in vielen Stücken der Bedas noch so deutlich sichtbaren Anfänge der indischen Mythologie zu achten, sehr oft gerade die späteste und ausgeartetste Mythologie, wie sie in einigen Puranas ist, als die einzige dar. Selbst der Ramajana und Mahabharata werden von dem Verfasser weniger beachtet als die Puranas. Ref. würde, da das Studium der Puranas schon an sich so umfassend ist, dieß nicht erwähnen, wenn der Verfasser nicht ausdrücklich oft erklärte, daß die Puranas mit den Bedas und andern ältern Stücken vollkommen übereinstimmen. Verwandt ist mit dieser unhistorischen Behandlung die sich durch das Werk ziehende Ansicht des Verfassers, daß der Ursitz

des Brahmaismus und das Vaterland der heiligen indischen Bücher Babylonien sey, eine Ansicht, die der Verfasser in einem früheren Werke *on the origin and affinity of languages* weiter bewiesen haben will, die aber schwerlich etwas anderes seyn kann als eine von den sonst vom Verfasser so bitter verworfenen grundlosen Hypothesen. Von der indischen Mythologie hat jedoch der Verfasser eine weit umfassendere Kenntniß als von der fremder Völker. Von der Mythologie der semitischen Völker spricht er gar nicht; von der ägyptischen wenig entscheidend. Die griechische, etrusische und lateinische leitet er aus Kleinasien, die germanische aus Thracien ab, und stellt die indische als die ursprünglichere über alle diese; in der Vergleichung dieser Mythologien zeigt er jedoch viel mehr Vorsicht als Jones. Der Haupttheil des Buchs beschäftigt sich nur mit der indischen Mythologie. Man vermißt hier überall das Bewußtseyn der Bedeutung, Entstehung und Fortbildung der Mythen. Die Kritik des Verfassers ist wohl scharf, aber selten tief und wahr. Viel ist allerdings, besonders von einigen Deutschen, über die indische Religion und Mythologie gefabelt, was einem wahren Kenner ein Lächeln abzwingen kann; auch muß man zugeben, daß unser Verfasser oft mit Recht darüber zürnte; allein seine Widerlegung geht zu sehr von dem bloßen Buchstaben aus, als daß sie in den meisten Fällen einen wahren Zweck erreichen könnte. Manches ist aber auch dem bloßen Sachbestande nach in diesem Werke falsch behauptet, z. B. S. 242, daß Polier ohne Grund dem Brahma Avatars zugeschrieben habe, die sich nirgends fänden. Allerdings werden die Avatars gewöhnlich dem Wischnu als dem Erretter oder Heiland



des Menschengeschlechts zugeschrieben: aber daß man auch dem Brahma ähnliches zuschrieb, zeigt das gedruckte Matsjopakhjanam des Mahabharrata, wo Brahma als Fisch erscheint zur Errettung des Menschengeschlechts vor der Sündfluth, welches im Matsja Purana dem Wischnu zugeschrieben wird. — Uebrigens erstreckt sich die Darstellung des Vfs. nicht auf alle indischen Götter, deren Mythologie freylich noch viel reicher ist als die der griechischen; er spricht besonders nur von den drey höchsten Göttern und der höhern Gottheit, welche wenigstens in den philosophischen Systemen als alles umfassende letzte Einheit noch über dieser Dreyheit schwebt.

Der Nutzen dieses Buchs, aus dem noch vieles Einzelne anzuziehen dem Ref. unnöthig scheint, wird sich auf Folgendes beschränken. Am nützlichsten sind die vielen Stücke aus den Puranas und den Upanischads des spätern Atharva-Veda, welche der Verf. nach einer im Ganzen gewiß treuen Uebersetzung seinem Werke eingeschaltet und angehängt hat. Das Meiste davon ist neu, oder für uns, wenigstens so lange wir die Puranas nicht näher kennen, sehr wichtig. Auch in dem Râsonnement des Vfs. wird man, bey gehöriger Vorsicht, einige wahre und brauchbare Bemerkungen finden; z. B. S. 179 die Bemerkungen über die Smartas, eine bis jetzt unbekante, im südlichen Indien weit verbreitete eklektische Secte, welche Siva und Wischnu zugleich verehren. Der Sanskrittext ist zwar sehr selten hinzugefügt: man hat aber keinen Grund, an der genauen Sprachkenntniß des Verfassers zu zweifeln.

G. H. A. C.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

178. 179. Stück.

Den 10. November 1831.

---

G e t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Die Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Eine civilistische Abhandlung von G. C. Burchardi, Dr. und ordentl. Prof. des Rechts zu Kiel. 1831. XXIV u. 600 S. Octav.

Schon lange ist bey der Lehre von der in integrum restitutio eine sehr bedeutende Lücke unserer juristischen Literatur bemerkt worden, welche um so empfindlicher war, als sie einen für die Praxis höchst wichtigen Gegenstand betraf. Seit den neueren Erweiterungen unserer altrömischen Rechtsquellen aber wurde diese Lücke zu einem eigentlichen Vorwurf für die deutsche Jurisprudenz, weil von dieser Zeit an mancher erhebliche Zweifel sicherer entschieden, ja sogar manches ganz Neue, besonders über das Verfahren in Restitutionsfachen, geltend gemacht werden konnte. Von diesem Standpuncte aus gewährt es also eine doppelte Freude, ein Buch anzeigen zu können, in welchem zugleich dem

practischen Bedürfniß entsprochen, und die Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe mit Ernst und Umsicht versucht worden ist. Nach einer in der Vorrede ausgesprochenen Versicherung, ist 'keine Frage, auf welche die Quellen, oder eigene Erfahrung den Verf. hinleiteten, übergangen, sofern sie nur einigermaßen der Lösung bedürftig schien. Auch möchte in keinem Paragraphen etwas Erhebliches von dem vermißt werden, was die Quellen über den Inhalt desselben bieten.' Je mehr nun die Umstände selber schon zur Benutzung dieses Buches auffordern, um so weniger bedarf es sogleich einer erschöpfenden Erörterung über alle einzelne Theile desselben. Wir dürfen und müssen uns vielmehr hier auf die drey ersten Kapitel, welche die allgemeinsten Fragen betreffen, beschränken, und wollen nur vorher noch bemerken, daß unser Autor seinen Gegenstand überhaupt nach folgenden elf Hauptabschnitten eingetheilt hat: 1) Einleitung, 2) Quellen und Literatur, 3) Begriff, 4) Bedingungen der Restitution, 5) die Parteyen und deren Stellvertreter, 6) das Verfahren, 7) die Verjährung der Restitution, 8) die Competenz der Behörden, 9) Wirkungen, 10) Nichtigkeit, 11) Proceßkosten der Restitution.

Das Quellenregister (im zweyten Kapitel) beschränkt sich auf diejenigen Titel, welche nach des Verfs. Ueberzeugung wirklich auf die eigentliche in integrum restitutio bezogen werden dürfen; daher fehlen die Titel Dig. 4, 7: de Alienatione iudicii mutandi causa facta, und Dig. 42, 8: Quae in fraudem creditorum facta sunt, ut restituantur. Wir halten dieß zwar durchaus für richtig; allein die Frage, wie demungeachtet der Titel de Alienatione iudicii mutandi causa facta sowohl in den älteren

Edictscommentaren, als in unsern Digesten so unmittelbar an die Titel über die eigentliche Restitution angereiht werden konnte, wäre gerade deshalb um so mehr einer Untersuchung werth gewesen. Vielleicht ist sie auf folgende Weise am sichersten zu lösen. Der ganze Titel besteht vorzugsweise aus Stücken des Gajus zum Provinzialedict; in den Provinzen also scheint diese Materie zuerst entwickelt worden zu seyn, während sie im *edictum urbanum* erst später hicher gestellt, und selbst dann nur nebenher berührt worden seyn mag. Nun aber kann in den Provinzen die eigentliche Restitution überhaupt viel seltener zur Anwendung gekommen seyn, als die sogenannten Restitutionsklagen, die *actio de dolo, quod metus causa, u. s. w.*, weil Jene in der Regel auf Fiktionen, auf *utiles actiones* hinausging, welche wiederum nur der Strenge des altrömischen Civilrechtes ihren eigentlichen Ursprung und ihre Hauptanwendung verdankten. In den Provinzen also scheint sich das, was in Rom wesentlich verschieden war, mehr in einander verschmolzen zu haben; so konnte denn auch Gajus da von einer *in integrum restitutio* des Proconsul reden (fr. 3 § 4 de *Alienatione iud. mut. causa facta*), wo die Commentatoren des städtischen Edicts diesen Ausdruck lieber gemieden hätten, da sie ihn doch nicht im eigentlichen, strengen Sinne brauchen konnten.

Bei der Literatur sollten nach des Verfassers Plane nur solche Schriften genannt werden, welche die ganze Lehre von der Wiedereinsetzung umfassen, wodurch denn sein Verzeichniß auf zwölf Werke, von Ddvo, Cujas, Duarein, Doneau, Ant. Favre, Bachov v. Echt, Voet, Noodt, Cocceji, Biener, Glück und Dompierre de Tonquieres beschränkt

blieb. Allein das Letzte dieser Werke, gerade dasjenige, welches in neuerer Zeit für das erheblichste zu gelten pflegte, wird S. 37 nur mit der Bemerkung erwähnt, daß es dem Verf., aller angewandten Mühe ungeachtet, unmöglich gewesen, dasselbe aufzutreiben, daß jedoch ein Paar Citate daraus von einem Freunde verglichen worden. Diese Entschuldigung dürfen wir wenigstens in Göttingen nicht gelten lassen: denn bey der trefflichen Gemeinnützigkeit der hiesigen Bibliothek wäre es einem Manne wie dem Verfasser gewiß nicht schwer geworden, jenes eine Buch von hier aus geborgt zu erhalten. — Auch ist zu bedauern, daß dem Verf. eine Abhandlung in Francke's Beyträgen (B. I. 1828. №. 3): 'Ueber den Umfang der in integrum restitutio wegen Abwesenheit, ex clausula generali, und wegen Irrthums', gänzlich unbekannt geblieben seyn muß, da sie weder im zweyten Kapitel, noch im §. 12 oder §. 21 erwähnt wird.

Das erste und dritte Kapitel gehört in sofern zusammen, als beide den Begriff der eigentlichen Restitution und den Unterschied derselben von der Restitution im weiteren, uneigentlichen Sinne betreffen. Dieser Unterschied an sich ist gewiß eben so richtig, als die Ansicht des Verfs., daß nur die eigentliche Restitution als zusammenhängendes Ganzes einer abgeschlossenen dogmatischen Behandlung fähig sey; allein wir können ihm weder in der Art, wie er die Grenze gezogen, noch in seiner Definition der eigentlichen Restitution unbedingt beypflichten.

Den Begriff der eigentlichen (prätorischen) Restitution will der Verfasser S. 38 dahin bestimmen: sie sey die Wiederherstellung eines früheren Rechtsverhältnisses, welche von der Richter-

behörde als eine Gnadenbewilligung gewährt werde. Da nun unsere Quellen keine eigentliche Definition darbieten, so müssen die Beweise für jene Begriffsbestimmung aus indirecten Gründen hergeleitet werden. Dieser werden sechs aufgezählt: 1) die Restitution überhaupt hange vom *arbitrium praetoris* ab; 2) der Umfang, in welchem sie ertheilt werde, bleibe dem richterlichen Ermessen überlassen; 3) das Gewähren der Restitution werde fast immer durch Ausdrücke bezeichnet, welche eine wohlthätige Hülfe andeuten, z. B. *auxilium praebere, subuenire, indulgere, largiri, u. dergl.* 4) Selbst den Minderjährigen werde die Hülfe nicht bestimmt zugesichert, sondern nur mit den Worten: *uti quaeque res erit, animaduertam*, verheißen. 5) Die Restitution sey ein Ausfluß des *imperium magistratum*, und endlich 6) der Totaleindruck, den das Studium der Quellen gebe, führe auf dieses Resultat. Wir wollen diese Gründe einzeln beantworten. 1) Das *arbitrium praetoris* tritt überall ein, wo der Prätor sich eine *causae cognitio* vorbehalten hat. 2) Ueberall wo etwas nach Umständen ganz verweigert werden darf, steht es auch dem Richter frey, die Bewilligung unter Beschränkungen zu gewähren, wie z. B. bey dem *in litem iurare*. 3) Die Ausdrücke *auxilium, subuenire, indulgere, largiri u. s. w.* kommen auch sonst bey den *utiles actiones* jeglicher Art und selbst bey vielen *in factum actiones* vor. 4) Die Worte: *uti quaeque res erit, animaduertam* können jedenfalls nur beweisen, daß auch Minderjährige nur *causa cognita* restituirt werden sollen, worauf denn auch Ulpian's Commentar im fr. 13 *de minoribus* sich lediglich bezieht. 5) Auch die *in factum actiones*

sind Ausflüsse des imperium, und nicht der iurisdiction. 6) Nach dem Total-Eindruck unserer Quellen erscheint zwar die Restitution überall als eine Rechtswohlthat, nicht aber als etwas, was von anderen Rechtswohlthaten so specifisch verschieden wäre, wie etwa die Begnadigung im Criminalrecht. Aus allen diesen Argumenten würde sich nun zwar noch keinesweges ergeben, daß die Definition unsers Verfassers falsch sey, wohl aber daß sie zu weit sey, und dieser Umstand wird um so erheblicher, als sich gewiß nicht verkennen läßt, wie sehr die Willkühr des Prätors und des Richters auch in Restitutions-sachen beschränkt werden mußte, seitdem eine vieljährige Praxis, die Schriften und Gutachten der Juristen, und selbst zahlreiche Kaisergesetze festere Regeln für die eigentliche Restitution entwickelten. Wir bedürfen also für den Begriff der prätorischen Restitution noch eines näheren Kriteriums, und dieses liegt lediglich in der Form der ganzen Verhandlung. Sie ist: die unmittelbare Herstellung früherer Rechtsverhältnisse durch freyes richterliches Ermessen. Unter einer unmittelbaren Herstellung kann nämlich nur diejenige verstanden werden, welche durch den Richter allein, ohne wesentliche Concurrenz des Gegners, bewirkt wird. An und für sich geschieht dieß immer durch negative Fiktionen, d. h. durch die Erklärung des Richters, ein bestimmtes geschehenes Ereigniß ignorieren zu wollen; (positive Fiktionen, d. h. diejenigen, durch welche die Existenz eines nicht vorhandenen Umstandes fingiert wird, sind für die in integrum restitutio nicht zu brauchen); in der Anwendung aber können diese Fiktionen auf doppelte Weise durchgeführt werden: entweder durch unmit-

telbare factische Hülfe, namentlich durch Immission, durch Zulassung einer verspäteten Proceßhandlung, u. dergl.; oder durch Gewährung derjenigen Klagen, welche man vor dem ignorierten Ereignisse gehabt hätte, in Form einer *fictitia, rescissoria, utilis actio*. fr. 13 § 1 de Minorib. fr. 39 pr. de Evictionib. Der enge Zusammenhang zwischen der Restitution und den *fictitiae actiones* ist auch dem Verf. keinesweges entgangen; allein er berührt denselben erst viel später und nur gelegentlich, S. 429 Note 3.

Nach dieser Begriffsbestimmung muß es sich nun beynah von selbst ergeben, in wie weit wir auch die Grenzbestimmung des Verf. zwischen der Restitution im engeren und im weiteren Sinne zu verändern genöthigt sind. Der Verf. unterscheidet, von seinem Standpuncte aus sehr klar und verständig, schon in der Einleitung dreyerley Restitutionen im weiteren Sinne: 1) diejenigen, welche *ipso iure* eintreten, 2) diejenigen, welche als ein Recht verlangt werden können, und 3) diejenigen, welche als Gnade bewilligt werden, bey welchen dann wiederum zwischen der Gnade in Criminalsachen und unserer eigentlichen prätorischen Restitution unterschieden wird. Wir hingegen müssen, von unserem Standpuncte aus, folgende vier Klassen von einander sondern: 1) Restitutionen die *ipso jure* eintreten; 2) Restitutionen, welche mittelbar, durch Gewährung eines ganz neuen Rechtes bewirkt werden; 3) Restitutionen, durch welche der Richter unmittelbar den früheren Zustand wiederherstellt; und endlich 4) Restitutionen, welche durch einfache Erklärungen oder Einreden von den Parteyen allein erworben werden. Hierbey bleibt die erste Klasse ganz



di. selbe; die völlige Absonderung der Criminalsachen in der dritten Klasse ist auch ganz unverwerflich; und selbst in der zweyten Klasse dürfen wir, ganz wie der Verfasser, sogenannte *restitutiones ciuiles* und *restitutiones praetoriae* unterscheiden. Allein zu den sogenannten *restitutiones ciuiles* können wir keine anderen rechnen als a) sämtliche sogenannte *condictiones ex causa*; b) die Inofficiositätsquerelen (jedoch nur gewissermaßen, wie noch unten gezeigt werden soll), und c) die Aufhebung nachtheiliger Familienverträge oder Güterverträge aus speciellen gesetzlichen Vorschriften; keinesweges aber, wie der Verf. S. 10 und 11, die Restitution eines Creditors gegen seinen Schuldner, für den eine Frau, dem S. C. *Velleianum* zuwider, als Schuldnerin eingetreten war, noch die von Justinian eingeführte Restitution des *suus heres* gegen die Ablehnung der väterlichen Erbschaft. Diese beiden Fälle gehören vielmehr zu unserer *eigentlichen* Restitution, wie denn auch von dem Ersten ausdrücklich gesagt wird: *a praetore restituitur prior debitor creditori*, fr. 16 fin. ad S. C. *Vellejan.* (16, 1). Bey beiden Fällen hat sich der Verf. dadurch irre leiten lassen, daß sie nichtfüglich als reine Gnadenhandlungen angesehen werden können; gerade darum aber dienen sie uns zum Beweise, daß Gnadenhandlungen keinesweges das eigentliche und alleinige Kriterium unserer Restitution seyn können. Justinian behandelt die eben erwähnte Restitution des *suus* in der c. 6 de *Repud. Hered.* (6, 31) ganz so wie jede andere Restitution, aber er trägt darum kein Bedenken, sie an genau bestimmte Regeln zu binden. Noch deutlicher zeigt sich aber die Unzulänglichkeit jenes Kriteriums bey der zweyten Unterart jener Klasse, den so-

genannten prätorischen Restitutionen im weitern Sinne. Zu diesen zählt der Verf. S. 13 bis 15: a) die *contra tabulas bonorum possessio*, b) das *abstinendi beneficium*; c) die Separation bey Erbschaften; d) die *in factum actiones* wegen Zwang und Betrug mit allen ihren Modificationen, wie z. B. die *Paulliana*, *Fabiana* und *Caluisiana actio*; e) die *redhibitoria actio*. Unstreitig stehen wir hier bey dem schwierigsten Puncte der ganzen Untersuchung; denn bekanntlich haben auch neuere Schriftsteller noch die *actiones quod metus causa* und *de dolo*, so wie die *Paulliana actio*, für Restitutionen im eigentlichen Sinne erklärt. Wir sind freylich der Meinung unseres Autors, daß sie nicht dahin gehören; allein wir sind überzeugt, daß seine Gründe hier nicht ausreichen können. Eine freye Wohlthat würde die *actio de dolo* gewiß in noch höherem Grade seyn, als die *restitutio ex capite doli*; denn auch sie soll nur *causa cognita*, und in dringenden Nothfällen gestattet werden. Aber sie ist ein neues, eigenthümliches Rechtsmittel, wodurch die Mitwirkung des Gegners erzwungen werden soll, um das frühere Verhältniß wenigstens in Ansehung seiner factischen Vortheile wieder herzustellen; und dasselbe gilt von allen *in factum actiones*, die man mit der eigentlichen Restitution vermengt hat. Aus diesem Grunde also gehören sie in die zweyte, und nicht in die dritte Klasse. Dasselbe gilt bey der Separation der Erbschaft von dem Vermögen der Erben, von welcher unser Verf. selber nicht verkannt hat, daß sie ganz als eine freye Gunst des Prätors in unsern Quellen bezeichnet wird. fr. 1 pr. §. 1 fr. 14 de Separationibus (42, 6) c. 2 de Bonis autor. iudicis (7. 72). Sie ist nämlich in sofern ein neues Rechtsmit-

tel, als sie nur erst im Concurse geltend gemacht wird, und die Gläubiger des Erben keinesweges ganz und gar von der Erbschaft ausschließt, sondern sie nur einstweilen zurücksetzt. Eine ähnliche Ansicht der Sache würde sich auch bey der *contra tabulas honorum possessio* geltend machen lassen, wenn es überhaupt richtig wäre, diese und die *Inofficiositätsquerelen* mit den *Restitutionen* zusammenzustellen. Ein früherer rechtlicher Zustand wird durch die richterliche Verwerfung eines Testaments doch nicht wieder hergestellt; denn der Erblasser war bis dahin als Erblasser noch niemals ein *intestatus*, und die *Notherben* noch niemals *Intestaterben* gewesen; sie werden nun erst dazu gemacht.

Es bleibt nun noch unter den vorhin erwähnten Fällen das *abstinendi beneficium*. Bey diesem prätorischen Institute treten, wie auch der Verf. bemerkt, ganz dieselben Wirkungen ein wie bey der *integri restitutio* gegen Erbantrietungen, und doch wird das *beneficium* nicht als ein eigentlicher *Restitutionsfall* behandelt; es ist eine althergebrachte, feststehende *Aus- hülfe*, ohne Vorbehalt einer *causae cognitio*. Hier also würde allerdings die Erklärung unsers Verfs., daß das *abstinendi beneficium* unabhängig sey von richterlicher Gnade, zutreffen; aber mit noch besseren Gründen kann man hier, so wie bey manchen *Einreden* eine ganz besondere, vierte Klasse von *Restitutionen* annehmen: diejenigen, welche auch ohne *Zuthun* des Richters, durch die bloße Erklärung der *Partey* bewirkt werden kann. Hat nämlich der *suus heres* einmal seine Absicht zu *abstinieren* ausgesprochen, so bedarf er vorerst des *Prätors* nicht; erst wenn ihn jemand belangen wollte, würde er sich mit *Einreden* oder mit dem *Antrage* helfen,

daß die Klage sofort verworfen (denegiert) werde. Der Abstinierende ist also schon zufrieden, wenn er nur in seiner bisherigen factischen Lage rechtlich geschützt wird. fr. 57. pr. de Acquir. Hered. (29, 2).

Es ist zu bedauern, daß der Verf. sich gerade bey diesen Grundlagen der ganzen Restitutionslehre nicht strenger an die Quellen gehalten hat. So glaubt er in einigen Fällen den Ausdruck in integrum restitutio zu finden, wo dieser nicht vorkommt, und bey anderen, die wirklich so bezeichnet werden, wird dieß nicht erwähnt. Namentlich wird die c. 4 de Inoff. donat. (3, 29) auf eine auffallende Weise übersehen. Der Verf. beruft sich nämlich auf die Vaticanischen Fragmente §. 282, um zu beweisen, daß sogar die Inofficiositätsquerelen als Restitutionen bezeichnet worden seyen; zugleich wird Buchholz getadelt, daß er bey jener Stelle nur an die eigentliche Restitution gedacht habe; aber es wird nicht bemerkt, daß wir dieselbe Stelle im Codex haben, nur mit den ganz entscheidenden Schlußworten vermehrt: *'Ideoque non est tibi necessarium aduersus immodicas donationes auxilium ad instar inofficiosi testamenti.'* Selbst wenn diese Schlußworte für ein bloßes Emblemata Triboniani erklärt werden sollten, möchte es doch schwer fallen zu beweisen, daß die Stelle dadurch einen ganz anderen Sinn erhalten, und nicht bloß verständlicher habe werden sollen.

Ein ähnliches Mißverständniß ist dem Verf. mit fr. 6 §. 3 de Bonis libertorum (38, 2, nicht 38, 1 wie S. 13 durch einen Druckfehler gesagt wird) begegnet, und zwar erst in den Zusätzen zu S. 13 seines Buches. Hier heißt es nämlich, daß jene Stelle das Abstinieren des

suus heres geradezu eine in integrum restitutio nenne; aber nur die Zulassung Desjenigen, der bereits eine Immixtion begangen, zum abstinendi beneficium, wird darin als Restitution bezeichnet. — Dagegen hätte umgekehrt S. 14 bemerkt werden sollen, daß Gajus bey der alienatio iudicii mutandi causa facta wirklich von einer in integrum restitutio rede (fr. 3 §. 4 h. t.) und S. 15, daß Julian von dem iudicium redhibitoriae actionis gesagt: utrumque, id est uenditorem et emtorem, quodammodo in integrum restituere debere. fr. 23 §. 7 de Aedil. edicto (21, 1).

Eine Frage, welche mit der Begriffsbestimmung der Restitution sehr nahe zusammenhängt, und welche in neuerer Zeit öfter verhandelt worden ist, betrifft die richtige Stellung der ganzen Lehre im Pandectensystem. Diese Frage hätte wenigstens der Vollständigkeit halber im dritten Kapitel nicht ganz übergangen werden sollen, ob schon sie sich im Grunde von selbst erledigt, sobald die Restitution als eine mehr processualische Materie, und nicht als ein Theil des speciellen Pandectenrechts betrachtet wird.

Uebrigens würden wir uns sowohl gegen den Verf. als gegen unsere Leser versündigen, wenn wir nicht offen bekennen wollten, daß es nur diese drey einleitenden Kapitel sind, gegen welche so zahlreiche Einwendungen sich uns aufgedrängt haben. Das eigentliche Detail des Buches ist uns eben so belehrend durch die gründliche Benutzung der Quellen, als anziehend durch die Klarheit und Vollendung des Ausdruckes geworden.

## B e r l i n.

De Philis insula, ejusque monumentis commentatio. Scripsit G. Parthey Dr. Accedunt duae tabulae aeri incisae. 1830. VIII und 107 S. in 8.

Die Insel Philä, gleich oberhalb der letzten Nilfälle an der Südgrenze Aegyptens, hat durch ihre Monumente seit der französischen Expedition die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die vorliegende Schrift ist sehr wichtig, da der Verf. als Reisender an Ort und Stelle war, und mit Ruhe und Muße seine Untersuchungen anstellen konnte. Sie zerfällt in zwey Abschnitte, deren erster die Beschreibung der Insel und ihrer Denkmäler, der zweyte eine Sammlung der Stellen der Alten zu ihrer Geschichte enthält. Wir heben aus dem ersten, ohne frühere Nachrichten zu wiederholen, die Resultate heraus, wodurch der Verf. unsere Kenntnisse bereichert hat. Das reizende Inselchen — nur etwa 1000 Pariser Fuß lang und 400 breit — war größtentheils mit einer Mauer, 20 bis 25 Fuß hoch, aus Backsteinen eingefast, wovon noch große Theile übrig sind. Auf diesem kleinen Raum standen dennoch mehrere Tempel und große Gebäude. Die Insel, schon jenseit der Cataracten gelegen, gehörte nicht mehr Aegypten, sondern schon Nubien an. Sie war der natürliche Landungsplatz für die Schiffe oder Barken, die aus Nubien den Nil herunter kamen, und also eine Anlage nicht der Aegypter, sondern der Aethioper. Dieß zeigt auch deutlich die Einrichtung des Ganzen. An der Südseite ist die große Treppe, an der die Schiffe anlegten. Ein Säulengang führte zu dem Haupttempel, dessen Fronte gleichfalls nach Süden ge-

richtet ist. Der Eingang ward wie bey den Aegyptischen Tempeln durch einen der großen Pylonen gebildet, 58 Fuß hoch; vor dem zwey Obelisknen und vor diesen zwey Obelisknen standen (der eine ist durch Bankes nach London geschafft); diesem gegenüber ein kleinerer Pylon, der in den herrlichen Pronaos, eins der schönsten Aegyptischen Gebäude, und in das Innere des Tempels, zu dem Sanctuarium führte. Der eine äußere Pylon ist mit griechischen Inschriften bedeckt, aus dem Zeitalter der Ptolemäer, welche Petronne erklärt hat. Dadurch ward die Meinung herrschend, daß der Tempel erst aus diesem Zeitalter sey. Diese Meinung widerlegt nun der Verf., indem er zeigt daß die Mauer, um die Inschriften darauf zu setzen, mit einer Art Stucco (lithocolle) überzogen wurde; daß aber die hieroglyphischen Figuren viel älter als diese Inschriften seyen. Dieß ist von dem Verf. außer Zweifel gesetzt. Man kann also nicht anders urtheilen, als daß dieser Tempel schon in die Zeiten der Pharaonen gehört, wenn gleich eine genauere Zeitbestimmung noch unmöglich ist. Ueber der Thür eines Zimmers in einem Nebengebäude entdeckte der Verf. eine ihm zufolge noch nicht bekannte griechische Inschrift: Βασιλεως Πτολεμαιος και βασιλισσα Κλεοπατρα θεοι επιφανεις και Πτολεμαιος ο υιος Ασκληπιω, die sich auf Ptolemäus V., Epiphanes und seine Gemahlin bezieht. Ein anderes Monument an der Westseite der Insel, eine Säulenhalle, bestehend aus 14 Säulen, ist dagegen erst spätern Ursprungs. Die Beschreibung der einzelnen Theile der Monumente kann nur durch die Ansicht des Grundrisses auf Tab. I. deutlich werden. Die Insel Philä gehörte zu den Plätzen wo ein Grab des Osiris seyn sollte; jedoch nicht

auf der Insel, sondern in der Nähe in einem *ἀβυσσος*, oder unzugänglichen Orte. In der Nähe liegen zwey felsige Inseln, wovon die kleinere, Namens Bageh, Ueberreste eines Saecellum enthält, und nach der Meinung des Verfassers diejenige war, wo jenes Heiligthum sich fand. — Aus früheren Reisenden ist bekannt, daß von Syene bis nach Philá eine Mauer aus Backsteinen, 8 Fuß hoch, und 7 Fuß breit läuft, über deren Bestimmung verschiedene Meinungen herrschen. Die wahrscheinlichste ist wohl die des Verfs. daß sie den Weg für die mit den Barken ankommenden Fußgänger gebildet habe, um nicht mit den Camelen und andern Lastthieren im Sande waten zu müssen; wie dieses wohl besonders bey den feyerlichen Processionen zu dem Heiligthum Bedürfniß ward. — Der zweyte Abschnitt enthält, wie gesagt, die Zeugnisse der Alten über Philá, von Herodot an bis auf die Araber herunter, mit den nöthigen Erläuterungen. — Philá hat also noch seine Monumente, wogegen die benachbarte Insel Elephantine, die seit der Cataracten, die ihrigen verloren hat. Sie waren aus Kalkstein, und dieß brachte ihnen im Jahr 1818 den Untergang, indem der Statthalter Mohamed Bey Kalk aus ihnen brennen ließ. Dieß war auch früher wohl das Schicksal der Monumente von Memphis und anderer in Mittelágypten, wo der Kalkstein vorherrschend ist. — Mit Dank für die mitgetheilten Nachrichten in dieser so schätzbaren Monographie, den gewiß auch viele andere mit uns theilen werden, scheiden wir von dem Verfasser.           Hn.

### O l d e n b u r g.

Bey Schulze: Kurzgefaßte Oldenburgische Chronik, vom Oberappellationsprä-



sidenten Conferenzzrath Kunde; zweyte verbesserte und bis zum Tode Herzogs Peter Friedr. Ludwig fortgesetzte Auflage, 1831. XIV und 214 S. in 8.

Wir haben die erste Ausgabe dieser Schrift, die im Jahre 1823, bey Gelegenheit der fünfzigjährigen Regierungsfeyer des verewigten Fürsten erschien, mit der ihr gebührenden Auszeichnung angezeigt (Gött. gel. Anz. 1824. St. 144) und freuen uns jetzt ihre Fortsetzung, die bis zum Tode des Herzogs am 21sten May 1829 reicht, ankündigen zu können. Sie umfaßt also nun seine ganze lange Regierungsperiode, und enthält die beste und wahrste Lobschrift auf ihn; nämlich die ganz einfache, nach der Zeitfolge geordnete, Erzählung seiner Verwaltung, welche auch in diesen letzten, wenn gleich friedlichen Jahren, doch mit großen Unfällen, die theils das Land durch Ueberschwemmungen und Seuchen, theils sein Haus durch Todesfälle trafen, zu kämpfen hatte. Wohl selten sind die Beyspiele einer so langen und zugleich so tadellosen Regierung, über die Niemand besser als der Verfasser unterrichtet seyn konnte, der nicht bloß durch seine Dienstverhältnisse, sondern auch durch das vollste, früher in den gefahrvollsten Zeiten erprobte, Vertrauen des Verewigten ihm so nahe stand. Das vorgesezte Bildniß des Herzogs drückt die Hauptzüge seines Charakters, Festigkeit, Ernst und Milde, so sprechend aus wie selten. Möge die Geschichte der kleinern deutschen Staaten doch viele Beyspiele einer ähnlichen Regierung, die zugleich im vollen Sinne Selbstregierung war, aufzuweisen haben!

Hn.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

D e n 12. N o v e m b e r 1831.

L o n d o n.

Fortsetzung der von der Oriental Translation Committee herausgegebenen Werke, vgl. zuletzt St. 188 des vorigen Jahrganges und S. 688 des jetzigen.

1. The travels of Macarius, patriarch of Antioch; written by his attendant archdeacon, Paul of Aleppo, in arabic. Part the second. Wallachia, Moldavia, and the Cossack Country. Translated by F. C. Belfour, A. M. Oxon. 1831. S. 115 — 227 in Quart.

Da die Art dieses Werks aus der Anzeige des ersten Theils S. 1185 — 1190 des vorigen Jahrg. schon bekannt ist, so genüge jetzt eine kurze Anzeige des zweyten. Der Patriarch mit seinem Gefolge war zuletzt in der Moldau gewesen, welche in diesem Theile nur flüchtig noch einmal berührt wird S. 161 f.; jetzt sehen wir ihn in der Wallachey, besonders zu Torghischt am Hofe des Fürsten, längere Zeit verweilen. Er war

dort auch um die Ofternzeit: daher die ausführlichen Beschreibungen der in ihr vorkommenden vielen Festlichkeiten des griechischen Ritus, denen die Anwesenheit und Mitwirkung des Patriarchen eine höhere Bedeutung gab. Ausgezeichnet ist darunter die kalte Taufe, eine auch in Rußland übliche Ceremonie, woben der Bischof die jungen Kinder in das geweihte Wasser oder Eis eines Stromes taucht; nicht selten finden Kinder darin ihren Tod, S. 127. Ueber 400 Klöster zählt der Verf. in der Wallachen, deren kirchlich = religiöser Zustand ihm überhaupt in einem bessern Lichte erschien als der der Moldau. Doch den meisten Lesern wird das, was der Verf. von der politischen Geschichte berührt, wichtiger scheinen. Als der Patriarch in der Hauptstadt war, starb Matthi = Beg, im Alter als Freund der Türken wenig geliebt; ihm folgte durch freye und einstimmige Wahl des Volkes Constantin, auch von der Pforte als Hospodar bald anerkannt. Ihm, dem Sohne eines frühern Hospodars, hatte Matthi = Beg in früher Jugend die Nase verstümmelt, um ihn zum Herrschen auf ewig unfähig zu machen; doch wurde die Wunde geheilt. Die Wahl des Volks, der damalige Zustand der Wallachen, die Stimmung der verschiedenen Classen des Volks und das Verhältniß des Landes zur Pforte wird mit großer Lebendigkeit und Wahrheit beschrieben. — Von S. 163 an, von wo die Reise in Kleinrußland oder dem Lande der Kosaken bis zu der alten Stadt Kiew beschrieben wird, beginnt aber unstrittig der Theil der Reise, welchen der Vf. mit der größten Liebe schrieb. In Rußland überraschte es ihn, die griechische Kirche blühend und allein herrschend, die Einwohner ihr mit einfachen Sitten und gläubigem Herzen ganz ergeben zu finden. Zugleich war jene Zeit die der

Freyheitskriege der Kosaken, da sie sich, von dem Hetman Akhmil (eig. Chmielniński) geführt, der polnischen Herrschaft entzogen; der Patriarch sah eine Gesandtschaft der Königin Christina bey den Zelten des Hetman. Wenn auch Bewunderung solcher Größe die Feder des Vfz. geführt hat und er Einiges in zu hoher Gestalt erblickt und schildert (wie S. 179), so dürfen wir ihm doch nach S. 200 glauben, daß er die größte Mühe auf die Erforschung der historischen Verhältnisse des Landes gewandt hat, und es wird keinen Historiker gereuen, den Bericht eines Augenzeugen über diesen Zeitraum gelesen zu haben. Die Polen, wie man leicht erwartet, erblickt der Vf. im ungünstigsten Lichte; eben so die 'Priester Jesu oder vielmehr des Teufels' S. 205, welche unter polnischer Herrschaft den römisch-katholischen Glauben mit Gewalt den Kosaken aufdrängen wollten. Außer ihnen sind nur die Juden und Armenier als besonders verhaßt geschildert, welche als Zollbeamten der Polen nach Rußland gekommen sich viele Gewaltthätigkeiten erlaubten. Besonderes Vergnügen gewährte es dem Vf. zu hören (S. 222 ff.), daß 'im Frankenlande' ein großer Philosoph aufgestanden, der sich dem Pabste widersetzt habe, und es wird keine Gelegenheit versäumt zu zeigen, daß der Patriarch Antiochiens allein der wahre Nachfolger des Apostels Petrus sey; welches ihm aus der Geschichte zu beweisen auch leichter wird als dem Pabst. — Das Werk ist, obgleich keine Vorrede darüber berichtet, mit diesem Bande noch nicht vollendet.

Ueber die Art der Uebersetzung ist schon bey der Anzeige des ersten Theils geredet. Man sieht auch hier, mit wie ungewöhnlichen Schwierigkeiten der Verf. zu kämpfen hatte. Manches ist gar nicht übersezt, entweder ganz ausgelassen, oder mit den

nicht verstandenen arabischen Wörtern ergänzt; nur dreymal, S. 209. 218. 226f. finden sich längere arabische Stücke. طغان S. 157 ist weder der Schreibart noch dem Sinne nach δόγματα, welches der Uebersetzer vermuthet, sondern τάγματα.

2. The history of Vartan, and of the battle of the Armenians: containing an account of the religious wars between the Persians and Armenians, by Elisaeus, bishop of the Amadunians. Translated from the armenian by C. F. Neumann, member of the armenian academy of the Mechitaristes at St Lazaro etc. 1830. XXIV u. 111 S. in 4.

Die alte armenische Literatur, von den betriebfamen Armeniern in neuerer Zeit mit patriotischem Eifer studiert und allmählich auch von den Gelehrten Europas mehr gekannt und geschätzt, enthält unter andern eine Reihe von historischen Werken, welche die mangelhaften und oft ganz fehlenden Nachrichten der Griechen und übrigen Asiaten zu ergänzen sehr brauchbar sind, und die uns um so näher stehen, je mehr die Schriftsteller Armeniens durch griechische und christliche Cultur umgebildet waren. So enthält das vorliegende Werk die Geschichte der denkwürdigen Religionskriege von 439—451 n. Ch., wovon die griechischen Historiker wenig mehr als einige unzusammenhängende und unsichere Nachrichten geben. Nach dem Untergange des aracidischen Königstammes, der sich, seit seinem Sturze in Persien, in dem kleinern Armenien zu halten suchte, unternahmen die Sassaniden, denen der größere östliche Theil von Armenien zugefallen war, wiederholt den Versuch, die zoroastrische Religion in dem schon ganz christlich gewordenen Armenien auszubreiten. Nach langer Unterdrückung erhoben die Magier desto kühner ihr Haupt und trie-

ben die Könige desto eifriger an, im Umfange des großen Reichs allein die zoroastrische Religion herrschen zu lassen. Aber ihr Streben brach sich an dem Widerstande des damals noch jungen und kräftigen Christenthums der Armenier, welche zwar nach langen und blutigen Kämpfen der Uebermacht der persischen Waffen weichen, nicht aber das Christenthum aufgeben konnten; vielmehr gewann das Christenthum in Armenien unter diesen frühen Religionskriegen eine solche Stärke und Festigkeit, daß es auch später ungleich kräftiger als in andern Ländern dem Islam widerstand und sich bis auf die neuesten Zeiten erhielt. — Jasgerd (Jesdigerd) II. verfolgte die Armenier seit dem Jahre seiner Thronbesteigung, 439. Die Ansprüche der Magier fanden aber einen standhaften Bestreiter an dem 441 zum Katholikos der armenischen Geistlichkeit gewählten Bischof Josef von Ararat. Als die Verfolgungen offener hervortraten, schlossen die Bischöfe und Fürsten Armeniens den 'heiligen Bund' zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. In drey Schlachten wurden die Perser besiegt und aus dem Lande vertrieben; die Grenzländer wurden erobert und ein Bündniß mit den Hunnen, den damals schon minder mächtigen Feinden der Perser, geschlossen, auch die Hülfe der byzantinischen Kaiser Theodosius II. und Marcianus, aber vergeblich, angerufen. Der Anführer der Armenier in diesen glücklichen Kämpfen war Bartan; aber die wahre Begeisterung ging von den Bischöfen und Priestern aus. Ein zweytes Israel glaubte das von aller auswärtigen Hülfe verlassene armenische Volk zu seyn, wie denn auch die Helden-Bücher und Lieder des A. T. die Begeisterung dieser Zeit besonders hervorriefen. Indes unterließ der persische König kein Mittel Armenien zu unterwerfen: der

verschlagene Markgraf von Armenien, Vasag, trat auf die Seite der Magier und führte durch Vist sein Volk ins Verderben. Im Junius 451 ward das Heer der Armenier an den Ufern des Dekh-mud von den vereinigten zahlreichen Heeren der Perser geschlagen, Vartan selbst getödtet, und Armenien nach hartem Widerstande bis auf die Schlösser und Berge unterworfen. Die Bischöfe und Fürsten wurden gebunden unter vielen Leiden nach Persien geführt. Doch Sasgerd sieht ein, daß alle Leiden die Armenier nicht wankend machen; vor einer großen Hofversammlung wird der treulose Markgraf Vasag gestraft und den Armeniern freye Religionsübung versprochen. Mit dieser großen, unerwarteten Wendung des Geschicks schließt die Erzählung, welche so ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet und den Leser aus der Geschichte zugleich belehrt und erhebt.

Der Verfasser des Werks, der Bischof Elisäus, war ein Zeitgenosse dieser Thaten; S. 13 wird er als einer der 18 Bischöfe genannt, welche sich auf der Synode von Artaschad (Artaxata der Griechen) gegen die Eingriffe der Magier verbanden. Daß er eine sichere Kenntniß der Thaten und Schicksale seines Volks hatte, wird hieraus gewiß: daß er indessen die der Gegenpartey ganz aus dem objectiven Gesichtspuncte schildere, wird man nicht erwarten und nicht finden. Namentlich hat sich Ref. nicht erwehren können, in den Reden, Briefen und Beschlüssen, die er den handelnden Personen zuschreibt, starke Spuren der speciell armenischen Gesinnung zu finden, so daß es noch immer der weitem Untersuchung bedarf, welche schriftliche Urkunden der Vf. wirklich vorgefunden habe. Auch fällt die blühende Rede des Bischofs nicht selten in den Ton der Homilien und theologischen Schilderung, so daß der Uebersetzer sich sogar ver-

anlaßt glaubte, einige längere Stücke der Art ganz auszulassen. Eine besondere Wichtigkeit hat das Werk noch durch die häufigen Schilderungen der zoroastrischen Lehren und Sitten, wie denn überhaupt die armenische Literatur für die Kenntniß der Zendbücher und der Zendreligion einen großen, bis jetzt wenig erkannten Nutzen hat. Herr Neumann, dessen gründliche Kenntniß des Armenischen den Lesern dieser Blätter schon bekannt ist, hat solche auf die Zendreligion bezügliche Stellen seiner Uebersetzung, nebst andern schwerer zu verstehenden, in den Anmerkungen weiter erklärt. Hier finden sich auch viele schätzbare Bemerkungen über die Geschichte und Geographie Armeniens und Persiens. Ref. erlaubt sich jetzt eine Bemerkung dazu. S. 75 wird behauptet, daß zwischen dem armenischen Namen Midpsin und dem griechischen Misibis einer bekannten Hauptstadt in Mesopotamien keine Verbindung sich nachweisen lasse. Es entging aber dem Verf. gewiß, daß der eigentlich einheimische Name Misibin (نصیبین) ist, woraus durch eine öfter vorkommende Verwechslung des N und M leicht jene verdorbene armenische Aussprache entstehen konnte. — Die ausführliche Vorrede spricht außer andern literarischen Bemerkungen auch über die Ausgaben dieses Werks. Es wurde zuerst 1764 zu Constantinopel gedruckt, dann 1823 ebendasselbst, zuletzt 1828 zu Venedig. Eine Uebersetzung erscheint jetzt zum erstenmale. Der Uebersetzer gibt die angenehme Hoffnung, daß bald die Uebersetzung eines ähnlichen armenischen Geschichtswerks folgen werde.

3. The Mulfuzât Timûry, or autobiographical memoirs of the Moghul Emperor Timûr, written in the Jagtay Tûrky language, turned into Persian by Abu Talib



Hussyny, and translated into english by Major Charles Stewart, late Professor of oriental languages in the honourable East India Company's College. 1830. XVI und 165 S. in 4.

Bekannt sind seit einigen Jahren durch englische Uebersetzungen die Selbstbiographien zweyer berühmten Kaiser mongolischen Stammes in Indien, Baber's, des Gründers der mongolischen Herrschaft in Indien, und G'ehangir's, seines dritten Nachfolgers. Jetzt erscheint ein ähnliches Werk Timur's, des Stammvaters dieser Kaiser, dessen Beispiel auf die Beherrscher Indiens wie in andern Dingen, so auch in der bey den asiatischen Fürsten so seltenen Abfassung von Selbstbiographien mächtig eingewirkt hat. Was Timur zum Dictieren dieses Werkes bewog, ist aus dem Anfange der Erzählung, noch mehr aber aus dem in dem ganzen Werke sichtbaren Character Timur's deutlich. So sehr auch Ibn-Arabschah's bekanntes Werk Timur's Character in satyrischem Tone zu verdächtigen sucht, so erhellt doch aus andern Quellen und am deutlichsten aus diesem eigenen Werke Timur's, daß er bey aller Beschränktheit durch religiöse Vorurtheile und Nationalsitten einen nicht geringen Grad von Geradheit, Gerechtigkeit und Sinn für Recht und Wahrheit besaß, und von dem aufrichtigen Streben getrieben war, den herrschenden Stamm zu größerer Cultur zu führen und seinen Nachfolgern ein durch Ordnung und Recht geschütztes und starkes Reich zu hinterlassen. Nach diesem Streben beschrieb er sein Leben weniger um sich vor den Augen der Welt gegen ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen, als um seinen Nachfolgern und den Edeln und Staatsweisen künftiger Geschlechter zu zeigen, wie er nächst

der göttlichen Hülfe nur durch strenges Recht und andere den Herrscher schmückende Tugenden unter vieler Arbeit und Mühe die größte Macht erlangt habe, welche ein Sterblicher sich erwerben könne. Daher stehen auch mit diesen Denkwürdigkeiten die von William Davy übersetzten, 1783 von White zu Oxford, auch 1787 von Pangles französisch herausgegebenen *Institutes of Timur* in der engsten Verbindung, indem diese theoretisch dasselbe lehren was jene aus der zusammenhängenden Geschichte an Beyspielen beweisen. Beide Werke finden sich in Handschriften vereinigt, so daß die *Institutes* bald vor, bald hinter den Denkwürdigkeiten ihre Stelle haben, und beiden Werken eine gemeinschaftliche Vorrede vorhergeht. Selbst die Denkwürdigkeiten beginnen mit allgemeinen Betrachtungen und Schilderungen: mit den Herrscherregeln, welche Timur sich vorgeschrieben und immer befolgt habe; mit den religiösen Thaten Timur's und den günstigen Vorbedeutungen und Zeichen seiner Größe und der göttlichen Gunst. Von S. 21 hebt die zusammenhängende Geschichte an. Daß Timur erst nachdem er 'die Welt erobert' hatte, und im höhern Alter die Abfassung dieses Werks beschloffen habe, erhellt sicher aus diesen allgemeinen Bemerkungen im Anfange, wo auch der Sieg über Bajozid schon erwähnt wird S. 7. 9. 10; dennoch aber geht die chronologische Geschichte nur bis zum 41sten Lebensjahre Timurs oder bis 1375 n. Ch. herab, wo sich nicht einmal ein deutlicher Abschnitt in der Lebensbeschreibung Timur's denken läßt. Wir werden schon dadurch darauf hingeführt, daß Timur in der Vollendung des Werks unterbrochen sey; und das Fehlen der letzten Hand zeigt sich auch sonst aus der oft etwas unzusammenhängenden und sich wiederholenden Erz-

zählung. Für die Echtheit des Werks spricht dieser Umstand entscheidend: zwar finden sich Handschriften, worin das Leben Timur's bis zum Ende, sogar sein Tod erzählt wird; daß diese Zusätze aber von spätern Lesern und Umarbeitern kommen, wird aus den Zeugnissen in der Appendix S. 9 — 11 gewiß.

Obgleich die Geschichte der letzten 30 Jahre des Lebens Timur's oder der Zeit, wo er als der große Welteroberer auch außer den Grenzen seines Vaterlandes glänzte, in diesem Werke fehlt, ist es doch sehr lehrreich, die Erzählung des großen Mannes von den Spielen seiner Kindheit an durch alle die vielfachen Gefahren und Bestrebungen bis zu der Stufe zu begleiten, wo er durch die Zeit in einem kleinern Kreise gereift größeren Thaten entgegen ging. Das Gefühl zu etwas Großem bestimmt zu seyn, auch von dem in der Zurückgezogenheit eines Heiligen lebenden Vater in ihm erregt, leitete ihn von den frühesten Jahren an, ohne ihn je zu verlassen; und in dem Gefühle der erlangten Größe ist das Ganze geschrieben. Manches auch aus den spätern Jahren Timur's wird hier zum erstenmahl erzählt, so daß Scherefeddin's im J. 1722 von Petit de la Croix übersetzte Geschichte Timur's, die beste Quelle bis jetzt, aus diesem Werke bedeutend berichtigt werden kann. Eine edle Einfachheit, mit sehr gemäßigter Eigenliebe, ist der Grundcharacter der Erzählung. Selten ist eine That, welche minder zu dem sonst hervortretenden Bilde der Großmuth Timur's stimmt, absichtlich zu kurz erwähnt, wie S. 147. Am schönsten tritt aus der einfachen Erzählung des Kaisers die Schilderung der Gefahren in den Wüsten Chovareswiens hervor, wo er, durch Verrätheren vertrieben, mit 60 Reitern 1000 feindliche be-

siegte, und sich lange verborgen halten mußte, S. 60 ff.; auch die Schilderung des Antritts seiner allgemein anerkannten Regierung, wobey er so freygebig war, daß er zuletzt nur 1 Pferd, 1 Schwert, 1 Schild, 1 Speer und 1 Bogen mit Köcher übrig hatte, S. 136.

Das Original dieses Werks, welches für wenige Leser bestimmt lange vernachlässigt und verborgen blieb, wurde unter der Regierung Schah G'ehan vor etwa zwey Jahrhunderten ins Persische übersetzt. In Europa wurde diese persische Uebersetzung zuerst durch William Davy, den englischen Uebersetzer der Institutes, bekannt. Aus seiner Handschrift hat auch H. Stewart jetzt die Denkwürdigkeiten übersetzt, mit wenigen Bemerkungen und Proben des Textes. Auch konnten die Verse, welche, in dem wenig bekannten Alt-türkischen oder Dschagatai geschrieben, auch der persische Bearbeiter nicht anrührte, nicht übersetzt werden; sie hätten daher wohl im Anhang gedruckt werden sollen. Eine Charte von Mazvaralnahar, dem Schauplatz der Jugend und der ersten Thaten Timur's, ist passend zur Erläuterung der Geschichte hinzugekommen. Man muß die gelungene Uebersetzung dieses wichtigen Werks für eine der nützlichsten Unternehmungen halten, die man der englischen Gesellschaft verdankt.

4. The life of Hafiz ool-Moolk, Hafiz Rehmüt Khan, written by his son, the Nuwab Moost'ujab Khan Buhadoor, and entitled Goolistan - i - Rehmüt. Abridged and translated from the Persian, by Charles Elliott, Esq. 1831. 144 S. in 8.

Dieses Werk, welches Herr Elliott mehr für englische Leser bearbeitet und verkürzt, als mit strenger Genauigkeit übersetzt hat, ist ein Denk-

mahl der Liebe und Verehrung, welches ein dankbarer Sohn seinem berühmten Vater setzt. Hafiz Rehmut ist ein in Indien berühmter Name. Ein Afghane von Geburt, Sohn eines Nuwab im nördlichen Indien, aber seit dem vierten Jahre seines Lebens verwaist, erwarb er sich bloß durch eigene Tüchtigkeit ein beträchtliches Gebiet nördlich vom Ganges in Rohilkund, dessen Hauptstädte Pillibeat (nach ihm Hafizabad genannt) und Bareilly waren. Für das Wohl seines Landes, dessen Einwohner noch jetzt sein Andenken segnen, eifrig besorgt, griff er auch bey allen, zahlreichen Kriegen im nördlichen Indien mit Einfluß in die äußern Verhältnisse ein. Ihn berührten die Kämpfe der Afghanen, der Mahratten, der Statthalter des ohnmächtig gewordenen Kaisers von Dehli, zuletzt auch die der Engländer. Bis in sein 67stes Jahr unter allen Stürmen der Zeit seine Macht behauptend unterlag er endlich der List des benachbarten Nuwab von Dude, und starb sein Gebiet vertheidigend in einer Schlacht, wo er auch mit den Engländern als Bundsgenossen von Dude kämpfen mußte, im J. 1774. Der Verf. führt indeß die Geschichte des Schicksals seines Vaterlandes bis zum J. 1810 herab; und schon im J. 1814 versfertigte Herr Elliott, damals in englischen Diensten in Rohilkund verweilend, diese Uebersetzung. Das Werk hat für die Geschichte Indiens im vorigen Jahrhundert um so größere Wichtigkeit, da es von einem Eingebornen geschrieben die englischen Berichte theils bestätigen theils nicht selten berichtigen kann. Der Uebersetzer bemerkt selbst, daß die in manchen Stücken sehr abweichende *history of the Rohillas* von Hamilton nur den Bericht der einen Partey darstelle, indem darin die Nachrichten des listigen

Murab von Dube, des Feindes Hafiz's, fast allein befolgt sind, und dieses Buch vorzüglich auch deswegen geschrieben ist, um Hastings Verfahren gegen Mohilkund zu vertheidigen.

Zulezt freut sich Ref. zwey Werke hinzuzufügen zu können, woraus erhellt, daß die Gesellschaft, wie oft schon gewünscht ist und in gewissen Fällen als unumgänglich nothwendig erscheint, auch den Druck des Textes von ihren Unternehmungen nicht ausschließen will, indem sie es mehr der guten Einsicht der Uebersetzer überläßt, ob der Text gedruckt werden müsse oder nicht:

5. The life of sheikh Mohammed Ali Hazin, written by himself: edited from two Persian Manuscripts, and noted with their various readings. By F. C. Belfour, M. A. Oxon. 1831. 289 S. in 8.

Ueber dieses Werk ist nach der Uebersetzung des Hn. Belfour schon im vorigen Jahrgange St. 188 S. 1870—73 so ausführlich geredet, daß hier davon weiter zu reden überflüssig ist. Bey dem Druck der Uebersetzung scheint Hr. B. noch nicht an den Druck des Textes gedacht zu haben: sonst würden schwerlich bey jener schon die zahlreichen Verse und Gedichte des Werks gedruckt seyn. Indes ist der Druck des ganzen Textes immer willkommen. Bey dem schönen Wechsel von Prosa und Poesie, und dem anziehenden, mannigfaltigen Inhalte des Werks eignet es sich sehr wohl zu einem Lesebuche auch für die Anfänger. Die Varianten zweyer Handschriften hat Hr. B. unter dem Texte bemerkt, ohne dem Text der einen ausschließlich zu folgen. In dieser eklektischen Bestimmung des Textes hätte er aber folgerecht noch weiter gehen müssen, und wenigstens unter dem Texte bemerken, daß an einzelnen Stellen beide Handschriften falsche

Lesarten geben, wie S. 99, 9 wo ل<sub>2</sub> zu streichen ist, ferner S. 240, 3. 4. S. 286, 1. 3, wo falsche Vocalisation sich findet.

6. The Algebra of Mohammed ben Musa. Edited and translated by Frederic Rosen. 1831. XVI und 208 S. nebst 122 S. arab. Text in 8.

Dies ist das erste rein wissenschaftliche Werk, welches in der Reihe dieser Uebersetzungen erscheint. Der Druck des Textes war dabey um so nothwendiger, da zum vollen Verständniß eines solchen Werks die Kenntniß der Kunstausdrücke sehr wichtig ist. Gewöhnlich wird von spätern Arabern das hier gedruckte Werk für das älteste arabische über Algebra (und Mukabalah, welches immer damit verbunden ist) gehalten. Der Verfasser, mit dem Zunamen Chuaresmi (aus Chuaresmien) von gleichnamigen Arabern unterschieden, schrieb unter Almamun, aufgemuntert durch die ungemeyne Gunst und Unterstützung, womit dieser Chalif, selbst ein geschickter Mathematiker, gleich seinen Vorgängern aus dem Abbassidischen Hause Kunst und Wissenschaft reichlich belohnte. Daß das Werk, in der glänzenden Periode der sich höher erhebenden, einem Universalismus zustrebenden arabischen Literatur geschrieben, eins der ersten seiner Art ist, wird auch aus seinem Innern deutlich. Denn der Vortrag ist noch fern von der wissenschaftlichen Kürze und Strenge, so wie von der systematischen Ordnung, welche sich in spätern Werken findet; man sieht hier die Anfänge der Wissenschaft wie in dem grammatischen Werke Sibaweihis aus derselben Periode. Und da sich die Theile der Wissenschaft erst allmählich vollkommen sondern, sehen wir in diesem alten Werke die Algebra noch mit manchen andern Gegenständen verknüpft, welche

streng genommen in ihr Gebiet nicht gehören. Nachdem die quadratischen Gleichungen erklärt und geometrisch bewiesen, auch die 6 Probleme mit einem angenommenen Quadrat gelöst sind, wird die practische Anwendung mannigfach gezeigt; der letzte Theil, wo die oft sehr verwickelten Fragen über die Vertheilung der testamentarischen Erbschaften ausführlich gelöst werden, ist mehr für den Richter und Rechtsgelahrten als für den Mathematiker geschrieben. Daß der Vf. die Wissenschaft aus eigener letzter Erfindung habe, ist nicht wahrscheinlich, da die Geschichte zeigt, daß die Araber in der Mathematik die Schüler der Griechen, noch mehr aber und früher, die der Inder waren. Mit dem indischen Zahlssysteme (खण्डिका, hindeseh) kamen auch die schon sehr umfassenden mathematischen Kenntnisse der Inder zu den Arabern, welche dann um desto begieriger die griechischen Schriften untersuchten. Bey dem regen Studium und dem originellen Geiste der damaligen Araber blieb indeß auch diese Wissenschaft nicht etwas Fremdes und bloß Nachgeahmtes: sie ward so vollkommen arabisiert und von den Arabern weiter ausgebildet, daß selbst die Kunstausdrücke rein arabisch sind. So wird man auch das vorliegende Werk ungeachtet eines sich zuletzt zeigenden ausländischen Einflusses für ein selbstständiges Geisteswerk halten müssen, welches die Algebra schon deutlicher und umfassender lehrt als die indischen Werke. Von spätern Arabern ist dieses alte Werk sehr oft gelesen und erklärt; auch die ältern Europäer, wie Hieronymus Cardanus in der Ars Magna, gebrauchen es als Quelle. In neuern Zeiten lenkte Colebrooke in seiner Schrift über die indische Algebra wieder die Aufmerksamkeit auf das alte arabische Werk, wodurch jetzt Hr. Dr. Rosen zu der vorliegenden



Uebersetzung und Bearbeitung veranlaßt worden ist. Daß die Uebersetzung im Ganzen sehr sicher und richtig ist, dafür bürgt schon die Aufmerksamkeit, womit ein Mathematiker das übersehte Werk durchmustert und mit einem kurzen mathematischen Commentare nach den Formeln der jetzigen Wissenschaft versehen hat. Selten wird man in der Uebersetzung etwas zu berichtigen haben, wie S. 67, 8 wo **أخاه** nicht ist (leaving) his two brothers, welches **أخويه** wäre. Der Text ist zwar nicht fehlerfrey, wie z. B. S. 1, 1 **افتتح** für **افتتح** zu lesen ist, weil **فتح** IV von dem Eröffnen, Anfangen eines Buchs nicht gesagt werden kann, S. 5, 6 l. **يقتنن** für **يقتنن** c.: indeß ist zu beachten, daß Hr. R. nur eine einzige Handschrift, Cod. 214 f. Hunt. zu Oxford, benutzen konnte, und schon viel für die Berichtigung des Textes dieser gethan hat. In den Anmerkungen S. 175 ff. werden einige mathematische Ausdrücke erklärt, besonders der Name Algebra; auch werden viele der Handscholien der spätern Araber, wie des Mozaihafi (richtiger nach der Diminutivform Mozaihifi), in Text und Uebersetzung gegeben. Mit besonderm Fleiße wird noch hier und in der Vorrede nachgewiesen, welche Quellen der Verfasser gehabt haben könne, und wie er wieder von spätern Europäern benutzt ist. Wenn auch das Werk des alten Araber für die jetzige Wissenschaft wenig mehr als einen historischen Werth hat, wird man es doch, zumal in einer so guten Bearbeitung, zu mancherley Zwecken nützlich gebrauchen können.

G. H. U. C.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

181. Stück.

Den 14. November 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: F. Böckel's,  
vorm. Churhessischen Oberhofraths und Directors  
der Bibliothek und des Museums zu Cassel, Ar-  
chäologischer Nachlaß, herausgegeben von  
K. D. Müller. Erstes Heft. 1831. XVI u.  
176 Seiten in 8. nebst einer Kupfertafel, welche  
architectonische Risse vom Tempel des Jupiters  
zu Olympia gibt.

Da der Herausgeber dieses Archäologischen  
Nachlasses in diesen Blättern bereits von dem  
Inhalt und Werth desselben im Allgemeinen  
Zeugniß abgelegt hat (1830. St. 64): so ist es  
hier nur nöthig den besondern Inhalt dieses er-  
sten Hefts anzugeben. Es enthält in vier Ab-  
schnitten 1) eine Abhandlung über den Tempel  
und die Statue des Jupiter zu Olympia,  
mit Beziehung auf das Werk des Herrn Qua-  
tremère = de = Quincy über diesen Gegenstand;  
2) einen Aufsatz über die Färbung (circumli-  
tio) und den Wachsfirniß (καῶσις) der alten

Statuen; 3) ausgewählte Artikel aus einem von dem Verewigten angelegten Catalogus artificum, welche die Künstler: Aetherius, Agelados, Aglaophon, Akeseus, Athenis, Callimachus, Colotes und Cleomenes betreffen; 4) eine Probe einer neuen Bearbeitung der ältesten Griechischen Inschriften, unter denen die Samothrakische, Krissäische, Samische und Delphische ausgewählt sind. Es sind im Corpus Inscriptionum die Numern 40. 1. 25; die dritte von Samos findet sich in diesem Werke noch nicht, aber bey Rose, Brøndsted, und wie der Herausgeber jetzt hinzufügt, auch von Leake herausgegeben in den Transactions of the Roy. Society of Litterature T. I. P. II. N<sup>o</sup>. 1., wo auch dieselbe Erklärung gegeben wird, die unser Verfasser aufstellt. Allen vier Abhandlungen hat der Herausgeber Nachträge beygefügt, deren Hauptzweck nur der ist, durch später bekannt gewordene Hülfsmittel die Untersuchung ungefähr so weit fortzuführen, als sie der Verfasser, wenn er selbst Herausgeber wäre, ohne Zweifel geführt haben würde.

Diese Absicht haben insbesondere die Nachträge zu der Abhandlung über den Tempel des Jupiter zu Olympia, welche jetzt gerade zur rechten Zeit erscheint, wo durch die von der vorigen Regierung Frankreichs nach Morea gesandte Commission von Gelehrten die Aufmerksamkeit von neuem auf dieses berühmte Gebäude gelenkt wird. Darum schien es zweckmäßig, Alles was bis zu der Zeit dieser Commission über die Ruinen des Tempels bekannt geworden war, hier zusammenzufassen, was zum Theil schon durch den Verfasser, zum Theil noch durch den Herausgeber geschehen ist; man muß nun erwarten, in wie fern die darnach gefaßten Vorstellungen mit den

181. St., den 14. November 1831. 1803

neuen Ausmessungen und Nachforschungen stimmen werden. Man darf hoffen, daß die beiden Sectionen der Commission, die architectonische, an deren Spitze Herr Blouet, und die archäologische, welcher Herr Dübois vorsteht, nächstens ihre Publicationen beginnen werden. Der interessanteste Fund dieser Gelehrten-Gesellschaft sind eine Anzahl Bruchstücke von den Bildwerken, welche Pausanias an den beiden schmalen Seiten des Tempels von Olympia über den Thüren sah, und welche die Arbeiten des Herakles darstellten. Nach Pausanias handelt davon die Böckelsche Abhandlung S. 28 und der Nachtrag S. 74. Ueber die nach Paris gekommenen Bruchstücke hat Raoul-Rochette einen Rapport abgestattet, welcher im Journ. des Savans Fevr. 1831. abgedruckt ist, welches Blatt der Unterz. zu lesen noch nicht Gelegenheit hatte. Dagegen verdankt er den brieflichen Mittheilungen eines jungen Archäologen, dessen gründliche und eindringende Studien die ausgezeichnetsten Erwartungen erregen, des Herrn Dr. Forchhammer, eine sehr genaue Beschreibung der in Paris befindlichen Bruchstücke, woraus er sich erlaubt Folgendes hier mitzutheilen. Größere erhaltene Stücke sind 1. Herakles mit dem gebändigten Stier, ebenso gruppiert wie auf der Albanischen Vase (Zoëga Bassir. II. tv. 61. 62), die am besten erhaltene Tafel. 2. Herakles mit Geryoneus kämpfend, nach Raoul-Rochette's Erklärung; doch kann man von dem dreysachen Körper des Geryoneus bey dem Zustande des Bruchstückes Nichts mit Bestimmtheit erkennen. 3. Herakles mit dem Nemeischen Löwen; eine ganz eigenthümliche Darstellung. Der Löwe liegt todt am Boden, sein Kopf ruht auf dem rechten Vorderbein, die Zunge hängt aus dem Rachen; von

dem auf ihn tretenden Herakles hat sich nur ein Bein, ein Fuß und ein Stück der Keule erhalten. Ueber die Gestalt des Löwen, so wie der andern Thiere, welche auf diesen Reliefs vorkommen, hat Geoffroy St. Hilaire naturhistorische Beobachtungen mitgetheilt, welche auch den Archäologen auf wichtige Schlüsse führen können; einen Auszug der Abhandlung gibt das Morgenblatt von diesem Jahre N<sup>o</sup>. 120. Daneben sitzt über der Höhle des Löwen eine weibliche Figur, welche Minerva genannt wird, aber nach der Meinung des vorher genannten Gelehrten eine Nymphe, Nemea, darstellt. Die übrigen Bruchstücke bestehen meistens in Köpfen des Herakles ohne Löwenhaut, aber mit unausgeführtem Haupthaar (indem entweder Malerey, oder eine noch künstlichere Behandlung die Sculptur hierin ersetzte), einigen Stücken von Armen und Beinen, einem Pferdekopf von dem Abenteuer bey Diomedes, einem Bein der Arcadischen Hirschkuh, und einem Theil des Kopfes des Erymanthischen Ebers. Hiernach sind uns Bruchstücke von beiden Seiten des Olympischen Tempels erhalten, indem der Nemeische Löwe und der Knossische Stier über den Thüren zum Opisthodomos, der Geryoneus und Diomedes über denen der Vorderseite angebracht waren. Ob die Reliefs in Metopen oder in einem fortlaufenden Fries angebracht waren, scheint aus den Bruchstücken selber nicht mit Sicherheit abgenommen werden zu können; jedoch erscheint dem Unterz. noch immer jenes der Sache nach das Wahrscheinliche, da wenigstens die andern Fries, welche sich von den Tempeln derselben Zeit erhalten haben, nicht dergleichen einzelne Gruppen, sondern immer zusammenhängende Darstellungen gewähren. Waren es aber Metopen, so wird auch eine gleiche Zahl

181. St., den 14. November 1831. 1805

der Gruppen an der Vorder- und Hinterseite des Tempels nöthig, und die Vermuthung drängt sich auf, daß zu den elf von Pausanias genannten Thaten des Herakles die zwölfte, die Herausholung des Kerberos, durch Ergänzung hinzuzufügen sey: eine Vermuthung, die, wie der Unterz. jetzt sieht, auch Stuart schon, ob zwar von andern Ansichten ausgehend, gehegt und bey Gelegenheit des Attischen Olympieions ausgesprochen hat (s. die deutsche Ausgabe von Stuarts Alterth. Athens Bd. II. S. 376), so daß der Unterz. nur eine nähere Angabe der Weise, wie etwa die Erwähnung dieser That ausgefallen seyn könnte (s. diesen Nachlaß S. 74), als sein Eigenthum ansprechen dürfte.

R. D. M.

### Carlsruhe und Frenburg.

Im Verlage der Herderschen Kunst- und Buchhandlung: Vorlesungen über die Feldverfchanzungskunst, in Verbindung mit dem Pionnier- und Pontonnier-Dienste, so wie über die stehende Befestigung und die Lehre des Angriffs und der Vertheidigung fester Plätze, ausgearbeitet von Baron M. von Miller, Oberst im Königl. Württembergischen General-Quartiermeister-Stabe. Erster Theil: die Feldbefestigung, den Pionnier- und den Pontonnier-Dienst enthaltend, mit 34 Figuren-Tafeln in Querfolio. 1831. XV und 218 Seiten in 4.

Die vorliegenden Vorlesungen, veranlaßt durch achtjährigen Unterricht, welchen der Hr. Vf. an der Königl. Württembergischen Officiers-Bildungs-Anstalt in der Befestigungskunst und in der Tactik ertheilt hat, sind nicht sowohl für Ingenieure vom Fach, als vielmehr zum Leitfaden für Leh-

rer an Militär-Bildungs-Anstalten und für Officiere der Linie, welche ihre Kenntnisse auch über diese Zweige der Militärwissenschaften durch eignes Studium zu erweitern die Absicht haben, geschrieben. — Nach unserer Ueberzeugung darf dieser Zweck insofern als erreicht angesehen werden, als man im Stande ist, mit Zuziehung derjenigen mathematischen Kenntnisse, die man bey jedem Officiere mit Grunde voraussetzen berechtigt ist, dem in diesem Werke herrschenden klaren, und durch die vortrefflichsten Steinabdrücke erläuterten reichhaltigen Vortrage zu folgen. Daß indessen manche Gegenstände viel mehr angedeutet und entworfen, als ausführlich dargestellt zu nennen sind, kann dem Buche nicht zum Vorwurfe gereichen, indem es theils Leser voraussetzt, die in diesen Theil der Kriegskunde erst eingeführt werden sollen, theils dem Lehrer, der dieses Buch als Leitfaden gewählt hat, Gelegenheit darbietet, durch eigene umständlichere Nachweisungen das Interesse für seinen Unterricht zu erhöhen. Uebrigens ist die durchgehends vorwaltende Hervorhebung des practisch Anwendbaren und Bewährten als eine das Buch besonders auszeichnende Eigenschaft zu schätzen.

Der vorliegende erste Theil zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, deren erste die Feldverschanzungskunst, die zweyte den Pionnier- und den Pontonnier-Dienst behandelt.

Die erste Hauptabtheilung hat vier Unterabtheilungen: I. Von dem Umriß der Feldverschanzen; stellt in sieben Vorlesungen die offenen, geschlossenen und entfalteteten Werke oder Linien dar, handelt insbesondere von der Brustwehr, dem Graben mit seinen Vertheidigungs-

mitteln, den Quermällen, Wachhäusern in der Feldschanze, der Verschließung der Kehle bey den offenen Werken, den Vertheidigungsanstalten im Innern einer Feldschanze, und den verschiedenen Vertheidigungsmitteln derselben. II. Von der Brustwehrhöhe der Feldschanzen, und zwar (achte Vorl.) der in ebenem, und (neunte Vorles.) der in unebenem Terrain gelegenen. III. Beyspiele zur Anwendung der unter I. und II. gegebenen Regeln; handelt in acht Vorlesungen sehr ausführlich von dem Bau eines einfachen Redan's, eines Schwalbenschwanzes mit Nasenverkleidung, eines Brückenkopfs, einer Lagerverschanzung, einer Redoute auf dominiertem Terrain, einer durch einen bedeckten Weg umschlossenen Sternschanze und eines stehenden Lagers für 30000 Mann. — Statt der in der 15. Vorlesung §. 237 a) und b) gegebenen Regel, den zwischen zwey verschiedenen dreyseitigen aber parallelen Profilen befindlichen Raum, so wie er hier bey einer schiefen Brustwehr, und auch sonst bey andern Erdarbeiten namentlich im Chausséebau vorkommt, zu berechnen, kann man folgende einfachere und zugleich genauere Formel anwenden. Bezeichnet man nämlich die Grundlinie und die Höhe des vordern Profils durch  $g$  und  $h$ , des hintern Profils durch  $g'$  und  $h'$ , und die Entfernung des letztern Profils vom ersten durch  $e$ , so ist der zwischen ihnen liegende Raum

$$= \frac{e}{12} \left\{ g(2h + h') + g'(h + 2h') \right\}$$

IV. Angewandte Feldbefestigung und Angriff und Vertheidigung der Feldschanzen; gibt in der 18ten Vorlesung die allgemeinen bey der Befestigung bewohnter Orte



zu nehmenden Rücksichten; in der 19ten Vorlesung Anleitung einen Terrain=Abschnitt längs einer Landesgrenze zu befestigen, mit Anwendung auf das Schwarzwaldgebirge; und handelt in den beiden folgenden Vorlesungen von dem Angriff und der Vertheidigung der Feldverschanzungen.

Die zweyte Hauptabtheilung enthält zwey Unterabtheilungen: I. Von dem Pionnierdienst und zwar insbesondere von der Wegbesserung. Man findet in drey Vorlesungen das Allgemeinerere vom bürgerlichen Straßenbau, so wie eine nähere Anleitung zum militärischen Straßenbau oder der Anlage von Colonnenwegen, und Vorschriften, Wege auszubessern und zu verderben. II. Brückenschlagen; enthält in den übrigen neun Vorlesungen eine detaillirte Beschreibung des Pontons des Württembergischen Brückenzuges, und der übrigen Theile einer Schiffbrücke; handelt dann von der Laufbrücke und der fliegenden Brücke, von der Beladung der Wagen, vom Schiff=Fahren, vom Schlagen, von der Bewachung und Unterhaltung, dem Abbrechen der Brücke, der Marschordnung des Brückenzugs und Eintheilung der Mannschaft auf dem Marsche, endlich von der Zerstorung der (massiven und hölzernen) Brücken, und der schleunigen Wiederherstellung theilweise gesprengter, abgetragener oder verbrannter Brücken. — Den Gebrauch des Buches wird das beygegebene sehr ausführliche Inhaltsverzeichnis erleichtern. Die äußere Ausstattung des Werkes, dessen zweyter Theil im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, gereicht der Verlags handlung zu großer Ehre.

1809

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

182. 183. Stück.

Den 17. November 1831.

---

C a l c u t t a.

Printed at the Government Gazette Press:  
Report on the Epidemick Cholera Mor-  
bus, as it visited the territories subject to  
the Presidency of Bengal, in the Years 1817,  
1818, and 1819. Drawn up by order of  
the Government, under the Superintendence  
of the Medical Board. By James Jameson,  
Assistant Surgeon and Secretary to the Board.  
LXXXIV und 325 Seiten. Nebst einer Ver-  
breitungskarte der Krankheit. 1820. Octav.

B o m b a y.

Printed by J. F. de Jesus: Reports on  
the Epidemic Cholera which has raged  
throughout Hindostan and the Peninsula of  
India since August 1817. Published under  
the Authority of Government. XLIII und  
214 und Appendix 14 Seiten. 1819. Quart.

Obgleich diese Blätter den Hauptzweck haben, auf die wichtigsten neuesten Erscheinungen der Literatur aufmerksam zu machen, so müssen wir doch auf diese schon vor 12 Jahren erschienenen Werke zurückkommen. Die vorliegenden officiellen Berichte englischer Aerzte über die in Ostindien während der Jahre 1817 bis 1819 grassirenden Cholera bilden Ergänzung und Seitenstück zu denen von Scot zu Madras herausgegebenen, welche wir früher (1831. St. 41 — 45) ausführlich angezeigt haben. Sie gehörten schon im Jahre 1824 in Indien selbst zu den schwer zu bekommenden Seltenheiten. Von den wenigen Exemplaren, die als Geschenk nach England kamen, sind die gegenwärtigen in die Privatbibliothek des Sir Henry Hallford, Leibarztes Sr. Majestät des Königs, gelangt, durch welchen unser allverehrter Vizekönig sie kürzlich für die hiesige Universitäts-Bibliothek erhalten hat. Schon dieser Umstand wird die etwas verspätete Anzeige entschuldigen; noch mehr aber wird es die Bemerkung, daß sie ihrem Inhalte nach zu dem Reichhaltigsten ihrer Art gehören.

Die officiellen Berichts-Erstattungen so vieler Aerzte und Wundärzte, welche das Uebel häufig zu beobachten und zu behandeln Gelegenheit hatten, tragen meist das Gepräge des einsichtigen und practischen Sinnes, den wir in solchen Mittheilungen englischer Aerzte wahrzunehmen gewohnt sind.

Jameson, welcher die 22 Fragen vorlegte, welche von dem Gesundheitsrathe den Medicinalpersonen zugesandt wurden, hielt es für angemessen die eingegangenen hundert Beantwortungen wissenschaftlich in ein Ganzes zu verarbeiten. Nach einer allgemeinen Einleitung han-

delt er von dem Ursprunge und Fortgange der Krankheit, von den Symptomen, von den Leichenöffnungen, von den nächsten und entfernten Ursachen, von der ansteckenden Natur, von den prädisponierenden Ursachen, von der Sterblichkeit, von einigen Eigenthümlichkeiten der Krankheit und von der Behandlung. Als Anhang fügte er einzelne Krankheitsfälle bey und einige ihm später zugekommene Angaben.

Die beiden Herausgeber der Bombay Reports, nämlich R. Stewart und B. Philipps ließen, wie auch Scot, nach einer vorausgeschickten allgemeinen Uebersicht die einzelnen eingesandten Berichte abgedruckt folgen. Die Mittheilung dieser Actenstücke ist um so interessanter, als sie für die vorurtheilsfreye Forschung das einzig glaubwürdige Material liefern.

Da Ref. an einem anderen Orte die wesentlichen Punkte dieser Reports bereits hervorgehoben und mit anderweitigen Thatsachen, welche das Wesen und die Behandlung der Cholera betreffen, verknüpft hat, so glaubt er der Anführung des Einzelnen hier sich überheben zu können. Auf Einen Punct jedoch fühlt er sich gedrungen die Aufmerksamkeit hinzulenken: auf die Frage über die Contagiosität der Cholera. Viele Schriftsteller, welche sich öffentlich dagegen erklären, berufen sich dabey nicht selten auf die Auctorität dieser indischen Berichte; wie bedingt und zweydeutig indessen diese letztere ist, daß geht gerade aus dem genaueren Studium derselben hervor. Es ist leicht einzusehen, daß, sobald diese Krankheit sich in Indien verbreitete, viele Beobachter sie für eine epidemische halten mußten, weil sie ihre Verpflanzung nach ganz andern Ländern und Himmelsstrichen noch nicht kannten, und weil Indien als das Mutterland

vieler ähnlicher bössartiger Uebel berüchtigt ist, und man ohne großen Zwang annehmen konnte, daß allerwärts, wo sie sich dorten zeigte, die Bedingungen ihres Entstehens dieselben wären als an den Orten, wo sie überhaupt erst zum Vorschein gekommen war. Dessen ungeachtet fiel auch denjenigen Aerzten, welche sich in Indien sofort für die bloß epidemische Verbreitung entschieden hatten, die eigenthümliche Art ihres Weiterschreitens, so wie ihrer Mittheilung so auf, daß sie zurückhaltend in ihrem Urtheil wurden, und daß viele allmählich die unbedingte Ueberzeugung von der Contagiosität annahmen.

Jameson ist einer der bedeutendsten aus der erstgenannten Zahl; er erkannte die Existenz eines Contagiums durchaus nicht an, und mochte sich auch späterhin nicht zur Zurücknahme seiner gefaßten Ansicht entschließen. Daß er jedoch die Wichtigkeit der Gegengründe nicht übersah, geht aus seiner Darstellung hervor.

Die Krankheit verbreitete sich längs der Flüsse und Hauptstraßen fast nach jeder Stadt und jedem Dorf von Bundelkund und wurde nach und nach den Provinzen Berar, Malwah und Rhandeisch mitgetheilt (S. 19). Ihren Lauf konnte man längs der großen Straße genau verfolgen von Nagpore nach Faulnah und von da nach Aurungabad (S. 24). In Folge einer Leichenöffnung litten die drey Aerzte, welche sie vorgenommen hatten, einige Tage hindurch an Erbrechen und Durchfall (67). Eine Heeresabtheilung blieb vollkommen gesund, bis sie nach Subbulpore gelangt war, wo die Cholera mehrere Wochen geherrscht hatte; von dieser Zeit an litt sie zahlreich (90). Ein Sepoy starb; fünf ganz gesunde Leute, die beordert wurden die Leiche zu bestatten, wurden sämmtlich in der

folgenden Nacht krank und starben (130). Als die Cholera in den Gorden (into the lines) von Onail eindrang, wurde zuerst ein Grobschmidt befallen, der in wenigen Stunden starb. Sein Bruder ward nach dem Begräbniß während des Badens ergriffen und den Morgen darauf ein dritter in der nämlichen Wohnung (147). Ein Apotheker, ein Lehrling und ein Hospitalaufseher wurden einer nach dem andern befallen, und mehrere wurden krank, während sie ihre sterbenden Cameraden pflegten (317).

Diese und ähnliche Fälle aufzuführen, wurde unverkennbar Jameson schwer; jedoch steht er nicht an sie alle dem Einfluß und der übergroßen Anstrengung zuzuschreiben. Wer aber diese Facta mit unzähligen andern zusammenhält und dabey keine vorgefaßte Meinung dazusetzen hat, wird die einfachere und näher liegende Erklärung nicht von der Hand weisen.

Nun Einiges aus den Bombay Reports: In Faulnah brach die Cholera unmittelbar nach dem Eintreffen der Truppen von Nagpur aus (VIII). Von Panwell aus hatte ein Einzelner das Uebel verschleppt (IX und 195). Man konnte die Spur, wie es von Ort zu Ort weiter schleichend (creeping) da und dort auftauchte, genau verfolgen; immer erst nach dem Eintreffen von Personen aus erkrankten Plätzen. Kleine Dörfer, die außer Communication blieben, bekamen auch die Krankheit nicht (X). Höchst bemerkenswerth erscheint folgender Ausspruch der Herausgeber, eine fast unwillkürliche Folgerung unbefangener, naturgetreuer Beobachtung: 'Es scheint uns unbestreitbar, daß diese Krankheit fähig sey, von einem Ort zum andern verschleppt zu werden, gerade wie in den Fällen gewöhnlicher Ansteckung; nicht we-

niger, daß sie die Kraft besitze sich auf dieselbe Weise, wie die anerkannten Contagien, fortzupflanzen, nämlich durch die Erlangung eines frischen Stoffes, den sie sich zu assimilieren vermag (It appears to us incontrovertible, that it is capable of being transported from one place to another as in cases of ordinary contagion or infection, and also to possess the power of propagating itself by the same means that acknowledged contagions do, that is, by the acquisition of fresh materials with which to assimilate (XI). Unter den Myriaden, die befallen wurden, waren weniger Abweichungen, als bey irgend einer andern Krankheit; gleichviel ob gesund oder ungesund, stark oder schwach, Europäer oder Eingeborner, Muselman oder Hindu, alt oder jung, Mann oder Weib (XV). Unwiderlegbare Thatfachen, die in den folgenden Berichten aufgeführt sind, und ihre ausgezeichnete Abweichung von allen bisher bekannt gewordenen einfachen Epidemien scheinen durchaus für die Lehre der Ansteckung zu zeugen; während die entgegengesetzte Annahme bloß durch eine Art von negativem Beweise gehalten wird (Several irresistible facts already noticed or related in the following reports and its marked anomaly from all hitherto known simple epidemics, would seem to favor the doctrine of contagion, while the contrary supposition is only supported by a species of negative evidence). Fast jeder Wärter im Hospitale bekam innerhalb 6 Tagen die Krankheit (9 und 46). Zu einer und derselben Zeit sey sie nie an entgegengesetzten Orten erschienen (30 und 173). Zu Puna kamen nur einige Krankheitsfälle bey Fremden vor, die jene mit sich ge-

bracht hatten (46). Nie sey sie an einem Orte ausgebrochen, bevor nicht dieser mit einem andern, wo die Krankheit war, communicierte. Schneller, als Menschen Tagereisen zurückzulegen vermögen, sey sie nie weiter gezogen (118). Wo viel Verkehr gewesen, da habe sie sich rasch, wo wenig, sehr langsam verbreitet. Von Punderpur aus habe sie sich zur Zeit des großen Jatra durch die Pilgrime, welche in ihre Heimath zurückkehrten, nach allen Richtungen hin ergossen (151). Ein Mann, der die Krankheit mit nach Hause gebracht hatte, starb; ihm folgte den Tag darauf sein Weib, und ebenso eine andere zunächst wohnende Frau; bald darauf zwey andere Nachbarn (177). Eine Person, die aus Deccan kam, brachte ausgemachter Weise die Cholera nach Bombay. Wo sie in einer Familie erschien, da starb ein Theil derselben oder der Nachbarn (195).

Indem wir die Würdigung dieser schlagenden Argumente dem Ermessen des Lesers überlassen, erlauben wir uns noch zum Schlusse einige allgemeine Bemerkungen. Die Cholera hat, seitdem sie die Gränzen Indiens überschritten, den größten Theil Asiens und einen nicht unbedeutenden Europa's befallen. Die Gründe, welche für eine epidemische Verbreitung in ihrem Geburtslande zu sprechen schienen, sind weggefallen; die Beweise für ihre Contagiosität haben sich bis in das Unendliche vermehrt. Gälte es bloß einen theoretischen Streitpunct, so möchte man endlich die Sache auf sich beruhen lassen; aber es gilt eine hohe practische Wahrheit; von diesem Ja oder Nein hängen die Maafnahmen der Behörden, die Sorge der Familien, die Vorsicht der Einzelnen ab. Da die Verschleppung der Krankheit in unzähligen Fällen nachweisbar ist, so wäre es unrecht zu verlangen, sie in



allen darzuthun. Der Verkehr der Menschen ist so mannigfach, ihre Beziehungen und Berührungen sind so vielfältig durch kleine und große Fäden verschlungen, daß kein sterbliches Auge allerwärts in ihre Labyrinth hindringen und den Gang der Geselligkeit und der Bedürfnisse, der wie ein Weberschiff hin- und hereilt, verfolgen und beaufsichtigen kann. Sage man deshalb ja nicht, die Sicherheitsmaßregeln wären vergeblich. Sie sind überall von Nutzen gewesen; sie haben nicht selten das Uebel abgehalten, immer jedoch sein Eindringen verzögert, sein Umsichgreifen gemindert. Man vergegenwärtige sich nur die lange Sicherung von Schlesien! So lange ein ganzes, abgeschlossenes, unabhängiges Land bedroht wird, sind Gordons an seinen Grenzen unerläßlich. Ref. hält es für ein großes Unglück, daß die an den Marken Deutschlands mit so großen Opfern aufgestellten militärischen Sperrlinien durch die kriegerischen Ereignisse ganz illusorisch wurden. Nachdem die Krankheit einmal in einen deutschen Staat eingedrungen war, erschien die Absperrung der übrigen für die Dauer nicht mehr ausführbar. Die einzelnen deutschen Völkerschaften stehen durch zu viele politische und commercielle Bande in Wechselwirkung, als daß sie nicht lieber die Bedrängnisse der Krankheit, als die Folgen einer gänzlichen gegenseitigen Absperrung zu ertragen wünschten. Dieses haben die jüngsten Erfahrungen gelehrt, und wer möchte die Regierungen tadeln, wenn sie, auch bey noch so befestigter eigener Ueberzeugung, auf die Stimmung der Unterthanen achten. Aber es gibt eine Gränze, wie weit man diese Stimmung berücksichtigen darf, und wo eine höhere Einsicht, welche die mögliche Einengung und Ausrottung des Uebels bezweckt, Beschränkungen fordert, de-

nen sich jeder Bürger, welchen nicht kleinliche oder eigennützige Triebfedern leiten, auch gerne unterziehen wird. Wären die Aerzte in der Annahme des obersten Princip's, nämlich in dem der Contagiosität einiger, würden es auch die Nichtärzte; aber leider stehen sich jene als Parteyen allenthalben einander gegenüber. Der Medicinal-Director Bidder in Curland erklärte die Cholera für rein contagiös; ihre seyn sollende epidemische Verbreitung gehöre in das Gebiet der völlig unerwiesenen und unerweislichen Hypothesen. Um über die Contagiosität entscheidende Beobachtungen machen zu können, dazu eigneten sich nur kleine, weitläufig gebaute Landstädte wie die Curländischen. Die eigenthümliche Wohnart des Landvolks nicht in Dörfern, sondern in einzelnen Gehöften, biete ein ebenso bequemes Mittel zur Beobachtung des Verbreitungsganges einer Seuche, als zu ihrer Verhütung. Von mehr als 2000 Individuen könne er die Herkunft des Contagiums mit Evidenz nachweisen (Preussische Staats-Zeit. 1831. 7. Sept. S. 1404). Daß die Verbreitung der Cholera in Polen ursprünglich einzig und allein durch die Russischen Truppen geschah und daß sie nachher fast immer den Heereszügen folgte, das bemühte sich Schnuhr auf das genaueste zu zeigen (in Julius Mag. 1831. Aug. S. 98 — 122); ebenso Hille (Beobachtungen zc. S. 1 — 9) und selbst N e m e r (Beobachtungen zc.) möchte kaum dagegen zeugen, wenn man mit S. 44 die Aeußerungen S. 49 oben, S. 60 so wie seinen Brief an R a d i u s in dessen Mittheilungen N<sup>o</sup>. 6. S. 47 vergleicht. Das von dem Prof. K l e i n e r t herausgegebene Extrablatt zum allgemeinen Repertorium, welches ganz der Cholera gewidmet ist, dürfte für Männer vom Fache hinsichtlich der Contagiosität der Krank-

heit die vollsten und genügendsten Belege enthalten, und die von einem Vereine von Aerzten in Berlin redigierte Cholera-Zeitung bietet sie auch einem größeren Publicum in Fülle dar. Namentlich ist aus letzterer eines trefflichen Aufsatzes des Majors Blesson zu erwähnen, der über die Verbreitung der Krankheit in jener Hauptstadt eine gründliche Arbeit geliefert hat. Er erzählt selbst, daß er an dieselbe in der sichersten Voraussetzung gegangen sey, die Krankheit rühre von epidemischen Einflüssen her und verbreite sich durch allgemeine Bedingungen; bey dem Fortrücken und bey der Vollendung der Arbeit habe er jedoch eingesehen, nur eine ansteckende, vom Menschen zum Menschen übertragene Krankheit könne diesen Weg durch die Straßen der reichbevölkerten Stadt nehmen.

Ist die Cholera, woran Ref. nie gezweifelt, eine rein contagiose Krankheit, dann muß selbst das ängstlichste Gemüth ruhig werden. Findet sich nämlich der Krankheitskeim nicht in der freyen Luft, sondern nur bey dem höchsten Grade der Krankheit in der nächsten Nähe des Leidenden, und auch da, bey einiger Vorsicht, äußerst selten, so kann die Ansteckung der Umgebung wie die Verbreitung in die Ferne auf das Sicherste verhütet werden.

M . . r.

### H a n n o v e r.

Dr. A. E. Hoppenstedt, weiland Abt zu Luccum und Consistorial-Vice-Director zu Hannover; dargestellt von dessen Schwiegersohne A. W. Knauer, Stadtprediger zu Celle. Nebst einem Tagebuche des Verewigten über die Kriegsbegebenheiten in und um Harburg in den Jah-

182. 183. St., den 17. Nov. 1831. 1819

ren 1813 und 1814. 1831. 126 Seiten in 8. (bey Hahn).

Wir können dieß Denkmal, das einen der ersten und würdigsten Geistlichen unsers Landes, der nur zu früh ihm entrissen wurde, auf eine seiner würdige Art feyert, nicht mit Stillschweigen übergehen. Indem aber sein Wirkungskreis, wie es seine Aemter mit sich brachten, sich zunächst auf sein Vaterland beschränkte, und er deshalb dem Auslande weniger bekannt wurde, glauben wir die Hauptumstände seines Lebens hier kurz angeben zu müssen. Der Berewigte, geboren am 22. März 1763, war der Sohn eines Landpredigers im Lüneburgischen. Hier verlebte er daher auch, indem er des väterlichen Unterrichts genoß, seine Knabenjahre, bis er in seinem 12ten Jahre die Domschule zu Halberstadt, und da sein Vater in die Nähe von Hannover versetzt wurde, nachmals das dortige Lyceum besuchte. Bereits hier knüpfte sich das Band einer Jugendfreundschaft an, die durch das Leben reichen sollte, mit unserm ersten Universitätsprediger und Superintendenten Hn. Dr. Ruperti. Sie dauerte fort während ihrer gemeinschaftlichen Studien seit 1782 auf der hiesigen Universität. Während derselben aber kam der Berewigte hier in genaue Verbindung mit einem Mann, die seine künftigen Schicksale größtentheils bestimmen sollte, mit Koppe. Als dieser 1785 nach Gotha ging, ward er dort als Lehrer dessen Kinder sein Hausgenosse und Freund; und folgte ihm, da dieser 1787 als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Hannover versetzt wurde, dahin. Hier kam er bald in die Bekanntschaft mit dem Mann, dessen Nachfolger als Abt er einst werden sollte, mit Salzfeld; und da man ihn zum Inspector des Schul-

Lehrer-Seminariums bestimmte, ließ die Regierung ihn eine Reise durch einen großen Theil von Deutschland machen, um sich über ähnliche Anstalten, und das Schulwesen überhaupt zu unterrichten, worüber interessante Bruchstücke aus seinem Tagebuche mitgetheilt werden. Es war in dieser Periode seines Lebens wo dasselbe nun die entschiedene Richtung auf das Practische nahm, worin er nachher auf eine so eminente Weise sich auszeichnete. Man sah die ersten Beweise davon in dem Aufblühen des unter seine Leitung gestellten Seminariums. Im Jahr 1792 erweiterte sich sein Wirkungskreis, da er Hofcaplan und Mitarbeiter im Consistorium ward. Vier Jahre später vertauschte er diese Stellen mit der Superintendentur in Stolzenau. Hier stand er noch als 1803 unser Land von den Franzosen überschwemmt wurde; Stolzenau, an der Grenze gelegen, hatte den ersten Anlauf auszuhalten; und bereits hier gelang es Hoppenstedt durch seine Vermittelung, Gewaltthaten, die man fürchtete, abzuwehren. Aber noch viel härtere Prüfungen dieser Art erwarteten ihn, als er im Jahre 1805 als Generalsuperintendent nach Harburg versetzt ward. Es war sein Loos hier die Leidensjahre zu theilen, welche, besonders während der Belagerung Hamburgs 1813 und 1814, Harburg und die ganze Umgegend auf das härteste trafen. Auch hier erschien er als der Retter in den gefahrvollsten Tagen. Er hatte hier mit einem Schmühl und einem Banzdamme zu verhandeln: mußte befohlene Dank- und Siegespredigten halten; und während er selber unter dem Druck fast erlag, übernahm er gleichwohl freywillig noch mehr, um andere zu erleichtern. Es waren die Zeiten und die Verhältnisse, wo der Werth des Mannes sich zeigt;

aber dieser Werth ward von seiner Gemeinde und seinen Mitbürgern auch laut anerkannt. Auch als er Harburg nach dem Frieden verlassen hatte, und 1815 als Generalsuperintendent nach Celle versetzt ward, dauerte dort das dankbare Andenken an ihn fort, und ward bey jeder Gelegenheit laut ihm geäußert; wie er denn auch bey der ersten provisorischen Versammlung der Stände von Harburg zu dessen Deputierten erwählt ward. In Celle war nun ein Haupttheil seiner Thätigkeit dem Schul- und Armenwesen gewidmet; die dort bestehenden Einrichtungen sind durch ihn theils gegründet theils verbessert. Doch bald ward ihm die Aussicht zu einer noch höhern Stufe eröffnet, indem er im Jahr 1820 durch seinen Freund den Abt Salfeld zum Nachfolger in Loccum, der ersten geistlichen Stelle des Landes, bestimmt ward. Er folgte nach erhaltener Königlichcr Bestätigung in dieser Stelle nach dem Tode des ehrwürdigen Salfeld, welcher im December des Jahrs 1829 erfolgte. Aber nur wenige Monate sollte er seine neue, so ehrenvolle, Stelle bekleiden. Zu den großen früheren Anstrengungen kamen Familienverluste. Auf den Verlust eines Bruders, den auch unsere Universität, deren Angelegenheiten als geheimer Cabinetsrath in seinen Händen waren, zu beklagen hatte, und auf den Verlust entfernterer Verwandten, folgte am 9. April 1830 der Verlust einer geliebten Gattin, die seit 22 Jahren seine Stütze war; eine hinzugekommene Verkältung auf einer Geschäftsreise, die sein unbegrenzter Diensteifer veranlaßte, führte ein Nervenfieber herbey; das bereits nach 9 Tagen, am 25ten April im 67sten Jahre seines Lebens ihn wegraffte. Sein Leben ist das Musterbild

eines kirchlichen Geschäftsmannes, möge er darin würdige Nachfolger finden!

Die Auszüge aus dem, während der Schreckenszeit 1813 und 1814, geführten Tagebuche, wird Niemand, am wenigsten diejenigen die sie in der Nähe mit durchlebten, ohne innige Theilnahme lesen können.

Hn.

### L o n d o n.

Letters on the climate, inhabitants, productions etc. of the Neilgherries, or blue mountains of Coimbuttoore, south India; by James H o u g h of Madras. 1829. 172 Seiten in Octav.

Die Neilgherries d. i. blauen Berge, sind eine Landschaft in den südlichsten Ghauts, 11° N. B. südlich von Mysore. Sie sind erst in den letzten Zeiten den Engländern bekannter geworden, wie denn dieß überhaupt mit den südlichsten Theilen der diesseitigen Halbinsel der Fall ist. Die hier von dem Verf. gegebene Beschreibung hat einen eigenen Zweck. Viele der nach Indien gegangenen Europäer können sich nicht an das Klima gewöhnen, und müssen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach entfernten Plätzen, dem Cap, Australien zc. gehen. Die Neilgherries sind eine Berglandschaft, deren Klima ganz verschieden von dem des flachen Landes, und dem von Europa ähnlich ist. Sie leidet nicht von übermäßiger Hitze, der Thermometer steigt nicht über 68° Fahr., so wie auch nicht von Kälte. Die Reise dahin ist nicht weit, die Verbindung mit den Hauptstädten des Britischen Indiens leicht, die Kosten der Reise und des Aufenthalts

verhältnißmäßig gering; der Aufenthalt überhaupt angenehm. Sie paßt also ganz für solche Patienten zu den für sie nöthigen Luftbädern. Dieß veranlaßt daher den Verf. eine genauere Beschreibung des Landes zu geben, die in Briefen geliefert wird. Der erste gibt eine kurze Nachricht von zwey dahin unternommenen Reisen; die letzte in Gesellschaft eines französischen Botanikers Leschenault de la Tour, dessen Bericht eingeschaltet wird. Der zweyte von dem Verhältniß der Neilgherries zu den übrigen Ghauts. Die höchste Spitze des Plateaus erhebt sich 8700 Fuß über das Meer. Die Landschaft ward in den Kriegen mit Tippu verwüstet; sie wird in drey Naads oder Districte getheilt. Der dritte und vierte Brief gibt genauere Nachrichten von dem Klima. Es ist sehr gesund, die Luft dünn und rein, auch während des S. W. Monsuns. Der Thermometer hielt sich 1825 zwischen 54 — 64° Fahr. Europäische Tagelöhner können den ganzen Tag im Freyen arbeiten. Die Vegetation ist von dem flachen Lande Indiens ganz verschieden. Europäische Kornarten, Weizen und Roggen gedeihen hier. Der fünfte Brief handelt von den Einwohnern. Der Verf. unterscheidet vier verschiedene Classen. Die Thodawurs sind ein Hirtenvolk. Ihre Heerden bestehen in Büffeln und Ziegen, besonders den erstern. Sie sind ein schöner Stamm, von athletischer Gestalt, Römischen Physionomien (der Verf. möchte sie für Abkömmlinge einer Römischen Colonie halten); sie kommen fast nie von ihren Bergen herunter; kannten sonst kein Geld, jetzt ist es aber anders. Zu ihren eigenthümlichen Sitten gehört die Polyandrie, mehrere Brüder haben nur Eine Frau, wie es bekanntlich auch bey der



Indischen Kriegerkaste, den Radiputs und Nairen der Fall ist. Sie kennen keine Schrift; ihre Sprache hat man noch nicht erlernen können; sie machen sich gegen Fremde durch ein verdorbenes Malanisch verständlich. Der zweyte Stamm, von dem der sechste Brief Nachricht gibt, sind die Buddagurs. Sie treiben Landbau, und wohnen in Dörfern; ihre Vorfahren sollen aus Mysore eingewandert seyn. Außer dem Getreide bauen sie mehrere andere Pflanzen. Sie sind aber kein so kräftiger Menschenstamm als die vorigen. Die Kothurs dagegen sind mehr Handwerker, besonders Töpfer und Eisenarbeiter. Ein vierter, wilder, Stamm die Kurumburs, die auf den Gipfeln der Berge wohnen, hält der Verf. für Ureinwohner. Alle diese verehren Gottheiten, deren unbekante Namen wir nicht wiederholen, da sie wohl nur Beynamen bekannter Gottheiten sind. Sieht man aber in diesem Allen nicht gleichsam die Elemente der Casteneintheilung? Der siebente Brief ist der Geologie gewidmet, und der achte der Botanik. Wir können von ersterer nur bemerken, daß Granit und Gneiß die vorherrschenden Gebirgsarten sind, und von letzterer daß durch den oben erwähnten französischen Botaniker in einem Anhang lange Verzeichnisse von hier einheimischen Pflanzenarten gegeben werden. Von den wilden Thierarten sind Bären, Füchse, und besonders Jakals häufig; Tieger selten; Elephanten halten sich nur in den unteren Gegenden auf. Der Verfasser macht noch mehrere Vorschläge zu von der Regierung dort zu machenden Anstalten, deren Ausführungen der Zeit müssen überlassen bleiben.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

184. Stück.

D e n 19. N o v e m b e r 1831.

---

H a l l e.

Bei Hemmerde und Schwetschke: Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspuncte des Staates, von Wilhelm Wachsmuth, ord. Prof. d. Gesch. an der Univ. zu Leipzig. Erster Theil. Erste Abtheilung. 1826. 329 S. Zweyte Abtheilung. 1828. 556 S. Zweyter Theil. Erste Abtheilung. 1829. 443 S. Zweyte Abth. 1830. 599 S.

Der Unterzeichnete kann natürlich nicht glauben, durch diese Anzeige dem Publicum ein Buch bekannt zu machen, welches durch seine ausgezeichnete Brauchbarkeit sich schon selbst hinlänglich seinen Weg gebahnt hat, aber es ist ihm ein Bedürfniß seine Freude darüber zu äußern, daß ein Werk vollendet vor uns liegt, welches die neuere Ausbildung der Griechischen Alterthumskunde in Deutschland auf eine ähnliche Weise abschließt und zur Anschauung bringt, wie etwa Barthelemy's Anacharsis die von den Französischen Literaten gewonnenen Ergebnisse und

Ansichten darlegte, und welches uns mit dem Bewußtseyn, zu welcher Stufe wir gelangt sind, auch eine feste Grundlage und einen Ausgangspunct für neue Forschungen gibt. Hiermit soll nichts weniger als das gesagt seyn, daß der gelehrte Verfasser etwa nur die Leistungen anderer deutscher Gelehrten der neuesten Zeit sich angeeignet, und deren Lücken hie und da ergänzt habe; vielmehr erscheint er völlig als unabhängiger Forscher, welcher einen bedeutenden Theil seines Lebens der Lesung der alten Schriftsteller, insbesondere derjenigen, welche das practische und politische Leben behandeln, zugewandt, und dadurch eine eigene Anschauung der antiken Welt gewonnen hat. Indesß liegt es natürlich nicht in der Absicht eines solchen Werks, gerade die Gegenden, welche bisher der Forschung unzugänglich gewesen sind, zu durchspähen, und durch ein Verfahren, welches einen Gegenstand bis ins feinste zergliedert, und dabey durch critische Erörterungen sich nach allen Seiten zu sichern strebt, einzelne Partien des großen Ganzen neu zu gestalten. Dagegen hat der Verf. durch sein gründliches und unabhängiges Studium, wie uns scheint, die richtige Mitte zwischen einem äußerlichen und mechanischen Aufnehmen der Resultate anderer, und einem eigensinnigen Vorbeygehen und Vernachlässigen derselben, aufgefunden; und wer selbst in diesem Felde gearbeitet hat, wird, wie es wenigstens dem Unterz. geht, immer damit zufrieden seyn können, wie die Ergebnisse seiner Forschungen in diesem großen Bau ihre Stelle erhalten, und auf eine organische Weise, dem Plan des Ganzen gemäß, hineinverwachsen sind. Das Werk ist dadurch eben so wenig eine bloße Sammlung, wie eine fortlaufende Untersuchung, geworden; es ist der Hauptsache nach dar-

stellend, und die historischen Ideen, welche aus der Darstellung hervortreten, sind dem Verf. offenbar die Hauptsache.

Der Verf. stellt, wie schon der Titel besagt, die Hellenische Alterthumskunde unter dem Gesichtspuncte des Staats dar, und in der That ist dieß der richtige Weg, um einer Disciplin, welche früher bey den Meisten ein Mischmasch von verschiedenartigen Dingen, zum Theil auch von unbedeutenden Kleinigkeiten, ja eine Kumpelkammer war, in welche man hineinwarf, was man anderwärts nicht brauchen konnte, wieder eine edle und unabhängige Stellung zu verleihen. Der Staat wird hier aber nicht als eine bloße äußere Form gefaßt, sondern in seiner lebendigen, bildenden und erhaltenden Thätigkeit, als das Ganze durchdringend; und so soll doch eigentlich auch hier das gesammte Leben der Hellenen, nur immer in seinem Zusammenhange mit dem öffentlichen, zur Anschauung kommen. Hiernach zerfällt das ganze Gebiet in zwey Haupttheile, indem in dem ersten, nach dem Ausdrücke des Vf., die Bestandtheile des Staates, von denen sein ordnendes und bildendes Walten ausgeht, die Verfassung — in dem zweyten das Leben der Staatsgenossen, insofern es durch das Walten des Staates bedingt wird — die Regierung, behandelt wird. Diese Scheidung ist, obgleich die Ausdrücke, Verfassung und Regierung, etwas Schiefes und Zweydeutiges haben, der Sache nach gewiß vollkommen richtig; der erste Theil stellt gewissermaßen den Staat an sich dar, indem er die Fragen beantwortet, welches die Staatsgewalt sey, wer daran Theil habe, und in welchen Gränzen, und auf welche Weise; der zweyte aber zeigt den Staat als Leiter und Ordner aller übrigen Verhältnisse, in

seiner Verfassung und Verzweigung durch das ganze Leben. Oder mit andern Worten: dort haben wir es nur mit dem Seyn, hier mit dem Handeln des Staates zu thun; dort mit der Gliederung, hier mit der Bewegung dieses besetzten Körpers. Nun schlägt der Verf. den Weg ein, daß er den ersten Haupttheil in historischer Entwicklung, nach Zeiträumen, behandelt, so daß er nach einer einleitenden Betrachtung der Naturbeschaffenheit des Landes der Hellenen, der Volkstämme, die es bewohnt, und des Gesamtcharacters des Hellenischen Volkes, zuerst (Abschnitt 1) den politischen Zustand des Volkes im heroischen Zeitalter darstellt, alsdann zu der Periode nach der Dorischen Wanderung und vor dem Perserkrieg übergehend, (2) die äußern Staatenverhältnisse, (3) die Stellung der Stände gegeneinander, (4) die factische Gestaltung der Aristocratie und Democratie in Hellas, und (5) die Einwirkung von Gesetzgebungen auf die Verfassungen, endlich (6) die zur Geburt einer neuen Zeit wesentlich mitwirkende Tyrannis in Betracht zieht. Dann wendet sich die Darstellung zu den auf den Perserkrieg folgenden Zeiten, und faßt dieselben nach folgenden Gesichtspuncten: Höhestand der Democratie (7); Kampf der Democratie und Oligarchie gegen einander im Hellenischen Staatensystem (8); Siegesstand und Verfall der Oligarchie mit der Hegemonie Sparta's, die jüngere Democratie und Tyrannis (9); Vollendung des innern Verderbnisses und Umsturz der äußern Freyheit (10); Dienstbarkeit, Lösung, Rückfall, Untergang (11). Der zweyte Haupttheil dagegen verläßt die in der Zeitfolge fortschreitende Darstellung, und zergliedert den allgemeinen Begriff der Regierung systematisch nach den verschiedenen Seiten des Lebens, auf welche

sich die Sorge des Staates bezieht: physisches Bestehen und Gedeihen des Staats; Bestehen rechtlicher Verbürgung und Befriedung im Innern und äußerer Selbstständigkeit; Pflege der Humanität. Demnach wird, nach einer Einleitung über Hellenische Staatsregierung überhaupt, den nach der Verschiedenheit der Verfassungen verschiedenen Geist derselben und die Regierungsbehörden (daß hier, ganz unerwartet von den Geschlechtern, Phratrien und Stämmen gehandelt wird, scheint uns eine Schwäche des Systems) zuerst die Staatswirthschaft der Hellenen (1), dann die Rechtspflege (2), das Kriegswesen (3), die öffentliche Zucht (4), der Götterdienst (5), die Kunst (6) und Wissenschaft (7) abgehandelt. Es ist klar, daß alle Seiten des Lebens, des geselligen wie des geistigen, hier erschöpft sind, und eine lebendige Vorstellung des ganzen Griechenthums dem aufmerksamen Leser zu Theil werden muß; minder außer Zweifel möchte seyn, ob der Verfasser auch den aufgestellten Grundbegriff (der Regierung) in der Ausführung dieser Abschnitte überall fest gehalten hat. Wir finden im fünften Abschnitte unter der Ueberschrift: die Götterdienste als Staatsinstitute, ein Verzeichniß der in einzelnen Städten Griechenlands verehrten Gottheiten, das, so willkommen es uns auch ist \*), doch hier kaum erwartet werden

\*) Wie weit indeß diese schäßbare Sammlung noch von Vollständigkeit entfernt ist, wird man leicht bey jeder Stadt, von deren Gottesdiensten uns viele vereinzelt Notizen bey Grammatikern gekommen sind, nachweisen können. Bey Argos z. B., S. 177 bis 180, vermiffen wir die Hera *Ἐδεργεσία* (Hesych) und *Ἐληθρία* (ebend.), auch die: *Ἡρεσίδες κόρας αἱ λουτρὰ κομιζόμεναι τῇ Ἥρᾳ* (Etymol. M. p. 436, 49. Hesych. Phavorin.), die Hundeopfer der Eleithyia (Plutarch Quaest. Rom. 52.), die *Ἰαῦλος ἑορτῆ*

konnte. Denn wenn auch die in jedem Staate bestehenden Heiligthümer Objecte der Aufsicht und Sorge des Staats waren: so ist ihre Existenz doch auf keine Weise durch den Staat gegeben; es läßt sich keine politische Thätigkeit darin wahrnehmen, daß hier etwa Hera als Prosymna, dort Demeter als Chthonia verehrt wurden. Ebenso werden wir zwar in dem Abschnitte: Kunst, durch geistreiche Blicke in den tiefen Zusammenhang des Hellenischen Nationallebens mit gewissen Kunstprincipien angezogen: aber es würde uns schwer fallen, die Schilderung der einzelnen Bildhauer und Maler, die Classificierung der Griechischen Bauwerke, die Characterisierung der epischen und lyrischen Dichter, die ausführliche Beschreibung des Theaters, in ein richtiges Verhältniß von Unterordnung zu dem allgemeinen Begriff der Regierung zu bringen. (Eher konnte hier eine vollständigere Behandlung der alten Gymnastik, als die Bd. IV S. 58 bis 62 gegeben ist, erwartet werden; das Alterthum ist so reich an Notizen über die einzelnen Uebungen und Kämpfe, welche gesammelt für alte Poesie und Plastik manchen interessanten Aufschluß gewähren müssen.) Ein anderer Zweifel, welcher die Disposition betrifft, ist der, ob es nöthig war, die Verfassung und die Regierung nach ganz verschiedenen Methoden, jene nach den Perioden ihrer Entwicklung, diese in systematischer Gliederung, so daß die Sonderung von Zeiträumen hier nur untergeordnet hie und da in den einzelnen Abschnitten eintritt, vorzutragen; da es doch sonst als etwas für die Behandlung der Alterthümer, im Gegensatz mit der Geschichte, Be-

(Hesych) und das dunkle Priesterthum der *Adnyoides* (Hesych, wo Hemsterhuis Conjectur wenig Evidenz hat).

sentliches und Characteristisches gehalten wird, daß jene nicht die Begebenheiten und Veränderungen, sondern die bleibenden Zustände zum Gegenstande haben, und das Leben eines Volkes als ein Ganzes, gleichsam im Durchschnitte genommen, uns nach seinen verschiedenen Seiten hin vor Augen führen. Nun ist es zwar unleugbar, daß bey den allgemeinen Verhältnissen der Stände und Staatsgewalten die Veränderungen durch gewaltsame Uebergänge, Kämpfe von Aristocratie und Demokratie, Revolutionen, sichtlich hervortreten, in dem Walten des Staates aber, welches hier als Regierung zusammengefaßt wird, solche Veränderungen weniger das Ganze zu ergreifen scheinen; wie indeß auch die Erziehung und der Gottesdienst als Staatsinstitut seine Geschichte hat, so kann umgekehrt auch von dem Hellenischen Verfassungswesen als einem Allgemeinen, Bleibenden gehandelt, es können die überall vorkommenden Staatskörper der Volksversammlung, der Bule, erstens in ihrer durchherrschenden Form, dann in ihren besondern characteristischen Bildungen aufgezeigt werden. Auf diese Weise zu verfahren möchte dem Begriff der Alterthümer am gemäßesten seyn, und es scheint, daß dann auch die im Griechischen Geiste wurzelnden Ideen des politischen Lebens, die aller wissenschaftlichen Politik um viele Jahrhunderte vorausgehende unbewußte Politik der Nation, am deutlichsten durchscheinen, und die Alterthümer eine interessante Mitte zwischen der Politik als einer Griechischen Wissenschaft, und der politischen Geschichte einnehmen würden.

Da eine ehrlich gemeinte Kritik in den meisten Fällen, wo sie an einem fremden Verfahren Ausstellungen zu machen hat, dabey ein anderes als das richtige in Gedanken haben muß, und



nicht abzusehen ist, warum damit hier zurückgehalten werden solle: so wird es erlaubt seyn, die Anordnung der sogenannten Alterthümer hier anzudeuten, an welcher der Ref., nach mancherley Versuchen, für jetzt mit einer gewissen Befriedigung festhält. Erstens scheint es ihm nöthig, um die Alterthümer in das Ganze der Alterthumskunde (das Wort im weitesten Sinne genommen) zweckmäßig einzufügen, den Gegenstand doch in etwas weiterem Umfange zu nehmen als in diesem Werke geschehen. Wenn man nämlich auf der einen Seite die Thätigkeiten des menschlichen Lebens absondert, welche sich auf das Physische, die Unterwerfung der Dinge der Natur unter die Zwecke des leiblichen Lebens der Menschen, beziehen, und auf der andern Seite die geistigen Thätigkeiten, welche inneren Bedürfnissen, des Glaubens, Empfindens, Erkennens, zu genügen suchen: so bleibt als ein großes Reich menschlicher Kraftäußerung alles Handeln über, welches sich auf die Verhältnisse des Menschen zu Menschen bezieht, mit andern Worten: das gesellige Leben. Das gesellige Leben wird durch die Art der Vereine bestimmt, in welchen es eine feste, eine Beschreibung zulassende, Gestalt gewinnt; diese sind theils physisch gegeben (Familie, Stamm, Volk), theils zwar auf den physisch gegebenen beruhend, aber durch menschliche Freyheit entwickelt und näher bestimmt (der Staat). Nun kann es passend scheinen, beides zu sondern, und das Reich des Rechtes, solcher Normen des menschlichen Lebens, welche vom Staate ausgehen, und das Reich der Sitte, welche sich in natürlich gegebenen Vereinen (als Familienbrauch, Volkssitte) in unbewußtem Fortschritte bildet, ganz zu trennen, was in vielen Stücken mit der frühern Abtheilung der antiqq.

privatae und publicae zusammen fallen würde. Allein indem das Volk Staat wird, werden auch Geschlechter und Familien Staatsglieder, und, je weiter der Staat sein Walten ausdehnt, um desto mehr wird die Sitte zugleich ein öffentlich anerkanntes und geschütztes Recht, bey den Alten, eben weil ihr Leben einen viel mehr öffentlichen Character trug, in weit größerem Umkreise als bey den Neuern. Dadurch erwächst die Nothigung, den Staat als die herrschende und bildende Form des geselligen Lebens allen andern überzuordnen, so daß nur bey den einzelnen Objecten seines Waltens auch das gesellige Leben, insofern es von ihm unabhängig geblieben, z. B. bey der Familie als einem Rechtsinstitut dieselbe als ein Gegenstand der Sitte, berücksichtigt werden kann: so wenig wir sonst der Meinung eines neuern Philosophen beypflichten können, welcher nur den Staat als würdigen Gegenstand der Geschichte ansieht, das Sammeln jener Züge aus dem geselligen Leben aber ganz und gar dem historischen Roman zuweisen will, gleich als wenn es nicht eine echt historische Thätigkeit wäre, aus einer Menge vereinzelter Punkte und Züge die Vorstellung des durch innere Geseze geregelten Ganzen, dem sie angehörten, wiederherzustellen. Nun wird für die Betrachtung des politischen Lebens eine ähnliche Anordnung gewählt werden können, wie die vom Verf. befolgte ist. Wir werden ebenfalls zuvörderst (1) den Staat selbst, wie einen mannigfach zusammengesetzten aber von einem Geiste beseelten Körper, beschreiben müssen, zuerst nach seinen Elementen (den Staatsbürgern im Gegensatze von Schutgenossen und Knechten) und den unter diesen schon vor dem Staate bestehenden Verbindungen, die nun

als Glieder des Staats auftreten (Geschlechter, Phratrien, Phylen); alsdann nach den Gewalten, welche sich in ihm hervorthun (Volksversammlung, Rath, Magistrate). Um nun diesen Staatskörper in Thätigkeit erblicken zu können, muß man ihn nothwendig in Verhältniß zu den andern Seiten des menschlichen Lebens bringen, und zwar zunächst (2) zu dem geselligen Leben, als den Lenker und Ordner der Verhältnisse der Menschen unter einander. Dieser Abschnitt befaßt das Recht (Privatrecht, Criminalrecht) als das Bestimmte des Lebens durch den Staat, nebst Gesetzgebung und Rechtspflege als den bestimmenden und aufrecht erhaltenden Thätigkeiten. Man wird das sogenannte Sachenrecht, welches zwar, wie alles Recht, nur Verhältnisse der Menschen gegen einander regelt, aber doch solche, welche durch die Beziehung auf die äußern Dinge gegeben sind, in diesem Abschnitte zuletzt stellen, um einen natürlichen Uebergang zum folgenden (3) zu gewinnen, in welchem die menschliche Gesellschaft, vornehmlich der Staat, als die Dinge der Natur sich aneignend und für sich verwendend dargestellt wird. Dieß sind die sogenannten öconomischen Alterthümer, die man, wenn man den Grundbegriff des geselligen Lebens festhält, nicht mit der Betrachtung der menschlichen Thätigkeit, welche unmittelbar auf das körperliche gerichtet ist, verwechseln wird. Es wird indeß in einem academischen Vortrage gerathen seyn, an dieser Stelle manche nützliche Kenntnisse über alte Agricultur und Industrie einfließen zu lassen, wenn diese auch eigentlich in einen andern Cyltus gehören; denn wenn einerseits für den Geist der academischen Jugend nichts bildender ist, als das Bewußtseyn, die allgemei-

nen Begriffe mit aller Schärfe mitten unter dem Zufließen der verschiedenartigsten Kenntnisse festzuhalten: so kann sich doch andererseits damit recht gut der Zweck verbinden lassen, den Mangel an vollständiger Ausbildung der Wissenschaft in einzelnen Disciplinen durch gelegentliche Erörterungen in andern zu ersetzen. Nun bleibt uns übrig, den Staat, und das gesellige Leben überhaupt, in Verhältniß zu bringen zu dem innern Geistesleben der Religion, Kunst und Wissenschaft (4). Auch hier wird man, wenn man sich innerhalb des einmal durch den Grundbegriff gezogenen Kreises hält, nicht fürchten dürfen, die verwandten Disciplinen der Religions-, Kunst- und Literatur-Geschichte zu beeinträchtigen; aber der Gottesdienst als gesellige Thätigkeit, die Agonen als öffentliche Anstalt der Kunstübung, die Erziehung als Sache des Staats und der Familie werden hier ihre Stelle finden: Materien, die im Griechischen Leben selbst in der engsten Verbindung stehen, und ganz natürlich aus einander hervordachsen. In der That bewährt sich der Begriff — oft eine sehr willkürlich und eigensinnig gezogene Form des Denkens — nur dann als ein glückliches Hülfsmittel zur Gewinnung lebendiger Vorstellungen, wenn der natürliche Zusammenhang der Dinge durch ihn möglichst wenig zerschnitten, und gleichsam nur die wirklichen Gelenke von seinem sonst so zerstörenden Messer bezeichnet werden. Als letzter Abschnitt (5) wird nothwendig die Betrachtung der Verhältnisse der Staaten unter einander eintreten, der befreundenden sowohl (Bündnisse, friedliche Verhandlungen), als der feindlichen (*Antiquitates militares*).

Bey dieser systematischen Darstellung wird

überall nach der Nachweisung der Grundform, die sich aus der allgemeinen Geistesart der Nation ergibt, die Beschreibung der am vollkommensten entwickelten Gestaltung gegeben werden müssen, wodurch allerdings in den meisten Theilen Athen sehr in den Vordergrund geschoben wird; die andern Modificationen werden gerade durch die Vergleichung mit dieser, die oft auch ein Entgegenstellen seyn wird, ihr Licht erhalten. Dabey ist nicht zu läugnen, daß, um den Lernenden zu orientieren, durchaus eine geschichtliche Uebersicht vorausgehen muß, welche, von der Breite des Lebens absehend, das successive Hervortreten verschiedener Richtungen, die allmählichen Verwandlungen des politischen und geselligen Lebens der Griechen im Ganzen, klar zu machen den Zweck hat. Nur hier ist zugleich die Möglichkeit gegeben, die Einwirkung des Griechischen Nationalcharacters, der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme, endlich selbst der Individualität einzelner Personen auf diese Lebenskreise an rechter Stelle zu entwickeln. Alles gruppiert sich hier auf andere Weise nach einem durchaus verschiedenen Geseze als in der systematischen Behandlung; aber so unmöglich es ist, den historischen Gegenstand zugleich in beiden Richtungen und Dimensionen, als coexistierendes Ganzes, vollständigen Abdruck des Geistes, und als sich entwickelnde Lebenskraft, werdende Gestalt, zu durchdringen: eben so nothwendig ist es, die eine Weise der Zusammenfassung neben der andern nicht zu vernachlässigen. Da indeß die Disciplin der Alterthümer hier schon auf den Beystand der ihr verschwifterten politischen Geschichte des Alterthums rechnen darf, und, wie gesagt, das Ausführen der Zustände immer die

184. St., den 19. November 1831. 1837

eigentliche Aufgabe der Alterthümer bleibt, wird diese historische Entwicklung, im rechten Maasse gehalten, nur eine Einleitung und Vorbereitung für den systematisch geordneten Haupttheil bilden können.

Der Unterz. hat diese Ansichten hier um so bestimmter ausgesprochen, je mehr gerade unter den neuern Bearbeitern dieses Faches die entgegengesetzte vorherrscht, und es selbst als eine Forderung der Wissenschaft ausgesprochen wird, auch die dauernden Zustände, mit denen es die Alterthümer zu thun haben, nur als Momente einer großen Bewegung und nothwendigen Entwicklung aufzufassen. Von dieser Ansicht geht der Verfasser des folgenden Werks aus, welches zu

## Heidelberg

bey J. C. B. Mohr erschienen ist: Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer, aus dem Standpuncte der Geschichte entworfen von Dr. Karl Friedrich Hermann, Privatdocenten an der Universität in Heidelberg. 1831. 404 Seiten in 8.

Dieß treffliche und sich an das größere Werk von Wachsmuth auf eine sehr würdige Weise anschließende Werk eines scharfsinnigen und geistreichen Philologen und Alterthumsforschers führt den durch den Titel schon angekündigten Plan so durch, daß nach einer Einleitung über den Begriff der Alterthümer und die bisherige Bearbeitung, im 1. Kapitel 'einige Blicke auf die Verhältnisse des griechischen Staatslebens in der vorgeschichtlichen Zeit, insofern Spuren und Reste derselben in der geschichtlichen fortdauern' ge-

worfen werden; dann folgt (2) die Geschichte des Dorischen Stammes, insbesondere der Lacedaemonier; (3) die geschichtliche Entwicklung und Characteristik der verschiedenen Regierungsformen der griechischen Staaten im Allgemeinen; (4) eine Uebersicht der griechischen Colonien und ihrer Rechtsverhältnisse; (5) die innere Geschichte Athens bis zur Befestigung seiner Demokratie; (6) der Staatsorganismus der athenischen Demokratie; (7) die innere Geschichte der athenischen Demokratie; und im letzten Kapitel (8) eine Darstellung einiger Bundesstaaten, die in Griechenlands Geschichte eine allgemeinere Bedeutung erlangt haben.

So kunstreich in dieser Anordnung das eigentlich Antiquarische mit dem Historischen verflochten ist, indem von geeigneten Ruhepunkten der geschichtlichen Entwicklung aus zusammenfassende Berichte über den Zustand und den innern Organismus der griechischen Hauptstaaten und Staatenverbindungen gegeben werden: so wenig wird es sich doch auch selbst der Verfasser verhehlen können, wie es bey einer solchen Disposition oft beynah auf willkürliche Weise entschieden werden muß, ob man die Erörterung dieses oder jenes Gegenstandes an die eine oder die andere Epoche anknüpfen wolle. So darf man es wirklich eine Art Willkühr nennen, daß die Pyläisch-Delphische Amphiktyonie ihre Stelle schon im ersten Abschnitte erhält, während von dem eben so alten Böotischen Stammbunde erst im letzten gesprochen wird. Auch gesteht der Verf. selbst das Unbequeme ein, daß während schon im zweyten Abschnitte das gesammte Spartanische Leben als eine Erstarrung des ältesten Zustandes (welche Meinung doch sehr ermäßigt

werden muß) zusammengefaßt wird, die Homerische Schilderung der politischen Verhältnisse des heroischen Zeitalters erst im dritten ihre Stelle findet. Daß von der äußern politischen Geschichte mehr gegeben wird als man hier erwartet, und dagegen das gesammte gesellige Leben außer dem politischen ausgeschlossen erscheint, so daß z. B. die Ehe nur als Gegenstand der Gesetzgebung vorkommt, und kein lebendiges Bild ihrer Wirklichkeit gegeben wird, liegt in der Aufgabe, welche sich der Verf. gesetzt hat.

Wenn der Unterz. in diesem Stücke eine andere Anlage des Werks für seinen Gebrauch zu Vorlesungen vorgezogen haben würde: so ist in andern Rücksichten die Einrichtung musterhaft zu nennen. Der Text der Paragraphen mit größter Präcision und Bündigkeit abgefaßt; die Noten eine mit großer Sorgfalt gesammelte und gesichtete Literatur, und die wichtigeren Beweismstellen in vollständiger Anführung enthaltend; überall gleiche Wärme für die genaue Auffassung des Einzelnen und Besondern, wie Fähigkeit, die leitenden Ideen deutlich und scharf hervortreten zu lassen; eine preiswürdige Genauigkeit in allen Angaben und Zahlen, machen zusammen dieß Buch zu einer sehr werthvollen Leistung der neueren Philologie und zu einer guten Bürgschaft für fernere Ausbildung dieses Zweiges unserer Studien.

Wenn nun vom Ref. weiter erwartet wird, daß er seine Beurtheilung auch auf die Ausführung der vorliegenden Werke im Einzelnen ausdehnen, und, wo es nöthig und statthaft ist, zur Vervollkommnung derselben etwas beizutragen suchen werde: so wird doch Niemand, der die Schwierigkeiten eines solchen Vornehmens kennt,



ihm verargen, wenn er vor der Masse der zu berührenden Gegenstände erschreckt sich zurückzieht, und lieber durch Privatmittheilungen der abgerissenen Bemerkungen, die er bey der Lectüre hingeworfen, zum Besuche neuer Auflagen, die so trefflichen und nützlichen Werken gewiß nicht fehlen werden, zu diesem Zwecke mitzuwirken sich erbietet.

R. D. M.

### S t u t t g a r t.

Bey Hofmann: Von der Ausgabe der *auctores classici latini, ad optimam librorum fidem editi cum variorum lectionum delectu, curante Carolo Zell.* 1831 ist uns eine neue Lieferung Vol. XV. XVI. XVII. enthaltend, auch unter dem Titel *M. Atti Plauti comoediae, cum variorum lectionum delectu, tertium edidit Fr. Henr. Bothe, Vol. II. III. IV.* zugekommen. — Da der Plan dieses verdienstlichen Unternehmens, das sich durch Eleganz und Correctheit auszeichnet, schon bey der Erscheinung der ersten 14 Theile in diesen Blättern (Stütting. gel. Anz. 1829. St. 168) beyfällig auseinandergesetzt ist, so können wir bey dieser neuen Lieferung uns um so mehr mit einer Anzeige begnügen, da die Arbeit des Herrn Bothe schon aus den früheren Ausgaben rühmlich bekannt ist.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

185. Stück.

D e n 2 1 . N o v e m b e r 1 8 3 1 .

---

L e i p z i g .

Bey J. A. Barth: Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt von Amadeus Wendt u. 1831. XVII u. 377 S. 8.

Dem Unterzeichneten ziemt es bloß, von Zweck und Einrichtung seines Buchs in diesen Blättern eine kurze Auskunft zu geben. Sie ist folgende. Der Unterz. betrachtet die schöne Kunst — worunter er auch die Poesie begreift — in ihrem Zusammenhange mit dem in der Kunst sich veräußernden Menschengenosse, als ein gegliedertes Ganzes, das seine Entwicklung hat, wie dieser. Die Geschichte soll diese Entwicklung im Großen darstellen, und die philosophische Seite davon besteht darin, den geschlichen Verlauf dieser Entwicklung zum Bewußtseyn zu bringen. Von dieser Seite betrachtet auch der Verf. in dem gegenwärtigen, aus academischen Vorlesungen entsprungenen Buche, die große Reihe der

hinter uns liegenden Leistungen der Kunst. Ohne den, zur Zeit noch nicht zu befriedigenden Anspruch einer vollständigen Kunstgeschichte zu machen, hebt er daher, — von der Idee der Kunst ausgehend, und das geschichtlich Vorhandene mehr bestimmend und ordnend, als erzählend, mehr schildernd, als darstellend, — die Hauptperioden der Entwicklung der Kunst heraus, ordnet ihnen dann die Geschichte der besondern Künste, nach der Folge unter, in welcher jede derselben zur Herrschaft und Blüthe gekommen ist, und läßt endlich die einzelnen Leistungen dieser Künste, welche vorzüglich die Stadien ihrer Ausbildung bezeichnen, hervortreten. Der Verfasser übergibt somit in diesem Buche allen gebildeten Freunden der Kunst eine gedrängte Skizze der Kunstgeschichte, welche die Haupterscheinungen derselben von dem philosophisch-ästhetischen Standpunkte aus betrachtet.

Die Einleitung (von S. 1 — 14) erklärt sich näher über diese Aufgabe, und über das Wesen der schönen Kunst, und bestimmt den innern Eintheilungsgrund ihrer allgemeinen Entwicklungsperioden.

Die wirkliche Abhandlung beginnt (S. 17) mit der Schilderung der Einleitungsperiode oder der Periode der vorgriechischen Kunst, welche dem alten Oriente angehört. Diese wird als symbolische Kunst bezeichnet und hierbey der Begriff des Symbolischen in einem Excurse genauer bestimmt. In dieser Periode tritt unter den Künsten die Architectur hervor, mit welcher die Plastik noch gleichsam verschmolzen ist und deren Aufgaben und Bedingungen bezeichnet werden. Unter den Völkern gehen die Indier, Aegypter, Perser, Hebräer, Chinesen und Phö-

nicier mit ihren vornehmsten Bestrebungen in bildender Kunst und Poesie an uns vorüber.

Die Abhandlung der zweyten Periode (S. 71 ff.), der Periode der griechischen oder classischen Kunst, schildert die Bedeutung und die Bedingungen derselben erst im Allgemeinen, und die Aufgabe der griechischen Kunst nach dem Character dieses Volks. Hier tritt nun die Plastik frey hervor, deren Gegenstände, Bedingungen, und große Meister bezeichnet werden; und die Architectur bietet den Werken der Plastik die angemessenste Umgebung dar. Der Plastik zur Seite steht die Orchestik. Die Poesie, als die allgemeine Kunst, nimmt selbst den plastischen Character an; Epos, Lyrik und dramatische Poesie werden durch ihre Hauptdenkmäler bezeichnet. An die Poesie schließen sich Musik und Schauspielkunst als untergeordnete Künste an. Ebenso erscheint die Malerey in untergeordneter Stellung neben der Plastik, und sie wird in ihrer Beschränkung und Entwicklung als das Letzte der griechischen Kunstwelt beschrieben.

Den Griechen stehen die Etrusker und Römer nach, deren Wirken in der Kunst in seinen hauptsächlichsten Richtungen daher nur kurz angedeutet wird.

Auf den Verfall der classischen Kunst baut sich die dritte Periode, die Periode der germanischen Kunst auf, deren Character, Zusammenhang mit der christlichen Weltansicht und dem germanischen Volksgeiste, im Verhältniß zur antiken Kunst (von S. 133 an) geschildert wird. Diese Periode aber zerfällt, nach hier genauer bestimmter Eintheilung, wiederum in die der älteren oder romantischen Zeit, welche

das Mittelalter begreift, und die der moderneren oder neuern Kunst im engeren Sinn.

Indem nun der Vf. von jener ausgeht, wird zuerst der Begriff des Romantischen nach seinen ursprünglichen Elementen historisch entwickelt und auf seine verschiedene Gestaltung unter den neuern Völkern hingewiesen. Unter den Künsten wird zuerst von der romantischen Poesie des Mittelalters gesprochen und deren Aeußerung im Epischen und Lyrischen erkannt. Darauf wird der Ursprung der romantischen Tonkunst angedeutet, an deren Seite die christliche Baukunst und die schon hier (unter den Italiänern und Deutschen) ihre Blüthe erreichende Malerey tritt; wogegen die Plastik jetzt sich unterordnet.

Bei der zweyten Unterabtheilung dieser Hauptperiode geht die Skizze in eine mehr ausgeführte Schilderung über (s. deshalb die Vorrede). Hier wird zuerst der Untergang des Mittelalters und des Romantischen im strengen Sinne, so wie der Einfluß des Antiken auf die neuere Kunst angedeutet, und das Princip der Naturwahrheit und des Characteristischen als das hervortretende Princip der sich jetzt entwickelnden Kunst bezeichnet. In diese Periode fällt vornehmlich die Blüthe des neuern Dramas. Vornehmlich in Beziehung auf dieses wird der spanischen Poesie, welche sich an das Romantische enger anschließt, die originale englische Poesie gegenübergestellt; darauf wird die französische mit ihrer nachahmenden Richtung auf das Antike, und die am spätesten aufblühende Poesie der Deutschen vorgeführt, wobey auch von den Bühnenkünsten die Rede ist, welche mit der dramatischen Poesie eintreten; dann werden

als herrschende Formen der Dichtkunst Roman und Novelle, wie sie bey den verschiedenen Völkern sich eigenthümlich gestalteten, und die im 19. Jahrh. hervortretenden Erscheinungen der Poesie und der Lyrik insbesondere bis auf die heutige Zeit verfolgt. — Unter den Künsten des äußern Sinnes kommt die Tonkunst, die durch das musikalische Drama in das weltliche Leben eintritt, zur Blüthe, und wird zur selbstständigen, herrschenden Kunst. Der Verf. hat hier versucht die Geschichte der Musik in ziemlicher Ausführlichkeit durch ihre verschiedenen Perioden hindurch bis auf die neueste Zeit fortzuführen. Darauf wendet sich die Schilderung zu den in den Hintergrund tretenden bildenden Künsten, nämlich Baukunst und Bildnerey und durchläuft ihre Haupterscheinungen bis auf die neuesten Aufstreben derselben. Ebenso verfolgt sie die weitere Entwicklung der Malerey unter der Herrschaft jenes modernen Princip; sie bezeichnet die hier hervortretenden Gattungen — Landschaft — bey welcher Gelegenheit auch auf die verwandte Gartenkunst ein Blick geworfen wird — Schilderung des täglichen Lebens, und Portrait, — und schildert als Hauptrichtungen die italiänische, welche hier ihre Nachblüthe feyert, und die niederländische Kunst sammt ihrem Gefolge. Auch die Kupferstecherkunst und die ihr verwandten Kunstgattungen, welche sich der Malerey anschließen, sind hier nicht vergessen worden.

Am Schlusse betrachtet der Verf. noch die Stellung der Kunst zur Gegenwart, in Beziehung auf das hervortretende Wissen und die Kritik, und faßt den Gang der Kunst in einem Ueberblicke zusammen.

Wegen der Entfernung des Verfs. vom Druckort sind, besonders in den vier ersten Bogen manche Fehler stehen geblieben, welche der Verf. zu verbessern bittet. Das Wesentlichere ist Folgendes: S. 10 Z. 11 v. o. ist nach soll, das Wort Stufen ausgefallen; — S. 21 Z. 11 nach und das Wort in; — S. 25 Z. 1 v. u. ist statt um zu lesen: zum; — S. 26 Z. 18 v. o. statt dieß zu lesen das; — S. 27 Z. 15 v. o. statt größer zu lesen mehr; — S. 28 Z. 4 v. u. statt hinfälliger zu lesen: zufälliger; — S. 29 Z. 7 v. o. statt hervorstehende zu lesen hervorstechende; — S. 30 Z. 9 v. o. statt wenn lies: wobey; — S. 33 u. öfter statt abentheuerlich l. abenteuerlich; S. 34 Z. 1 statt symbolisch l. Symbolisches; — S. 37 in der Mitte statt Arbeiten l. Arbeitern; — S. 42 Z. 2 v. o. statt gezwungen l. bezwungen; — S. 44 Z. 1 v. u. statt denn l. dann; — S. 48 Z. 4 v. o. statt tannenförmig l. tonnenförmig; ebend. Z. 10 v. o. statt Tschuctris l. Tschultris; — S. 54 Z. 7 v. o. statt feinerm l. feinem; — ebendas. Z. 4 v. u. statt Gitagorinda l. Gitagovinda; — S. 55 Z. 5 v. o. statt Bedpai l. Bidpai; — S. 58 Z. 1 v. o. st. denn l. dann; ebendas. Z. 13 st. überwarf l. unterwarf; — S. 63 Z. 15 v. u. st. Martichores l. Martichoras; — ebendas. Z. 19 v. u. lies: Istha:kar; ebenso S. 65 Z. 1 v. o.; — S. 99 Z. 5 v. o. lies: der Schmuck der; — S. 111 Z. 5 v. o. statt das Lustspiel l. die Comödie; — S. 151 Z. 7 v. o. lies: Völkersprachen.

## C e l l e.

Bey Schulze: Fualdes angebliche Ermordung; nähere Beleuchtung des merkwürdigsten Criminalfalles unsers Jahrhunderts, durch Peter von Kobbe, Verfasser der 'Ersten Stimme aus Norddeutschland über Fonks Unschuld.' 1831. 200 Seiten in 8.

In einer Zeit, in welcher sich von neuem so manche Stimmen laut machen, welche für die Rechtspflege in den deutschen Staaten, das einzige Heil in der Einführung des öffentlichen Verfahrens und der Geschwornengerichte finden, glaubt sich Ref. verpflichtet, die Aufmerksamkeit auf die obige kleine Schrift hinzulenken und sie zur sorgfältigsten Beachtung zu empfehlen. Sind die derselben zum Grunde gelegten, öffentlich im Druck erschienenen Actenstücke, welche über jenen berühmten Criminalfall verhandelt wurden, echt — und daran dürfte wohl nicht zu zweifeln seyn — so hat der Verf. bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, ja vielleicht bis zur völligen Evidenz, aus denselben das Resultat abgeleitet, daß die ganze Geschichte der Ermordung des Fualdes in dem Bamalschen Hause eine Fabel war, und daß die angeblichen Mörder, unschuldig bestraft worden sind. Am schlagendsten fällt der Beweis für den hingerichteten Basside aus, denn, obgleich das Alibi von ihm als auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, erscheint, wurde er dessen und der Betheuerung seiner Unschuld ungeachtet von den Geschwornen für schuldig erklärt!!! Mit welcher Leichtfertigkeit in den öffentlichen Verhandlungen verfahren wurde, darüber möge nur ein Beyspiel, statt aller, hier ausgehoben werden. An dem Leichnam des Fual-



des fand sich nur Eine Wunde, wie dieses der Leichenbefund ergibt. Nichts destoweniger erzählte der Präsident der Assise zu Alby den Geschwornen, Jausion habe den ersten Streich, Bastide die letztern Streiche geführt; er apostrophierte die beiden Angeklagten 'C'est vous, Jausion, qui le premier avez frappé votre infortuné parent, c'est vous, Bastide, qui avez porté les derniers coups!' Und nun vollends die Zeugenvernehmung! 'Das ist gerade ein so großes Gebrechen des Verfahrens vor den Geschwornen, bemerkt der Verf. sehr richtig; daß eine Menge von Zeugen vorgeführt wird, von denen der eine von Hörensagen, der andere von seinem Dafürhalten berichtet und schwagt. Bey den Geschwornen entsteht dadurch so leicht ein falscher Gesamteindruck, der bey anderer Art des Verfahrens, bey ruhiger Prüfung und Sichtung des Referenten im deutschen Criminalproceß, nicht zu befürchten seyn würde.' Es ist merkwürdig, wie in dieser Sache eine solche Unzahl von Zeugen auftrat, und Unwahrheiten vorbrachte, ohne daß man genöthigt ist, zu glauben, daß böser Wille sie beseelt habe. Unglückliche Voreingenommenheit, leichtes Blut des südlichen Himmels, und das aus diesen Zeugenaussagen gewonnene unklare Bild, haben unstreitig vieles dazu beygetragen, um den Geschwornen die falsche Ueberzeugung der Existenz eines Mordes, und der Schuld der Angeklagten zu gewähren.

---

# G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

186. 187. Stück.

Den 24. November 1831.

---

L o n d o n.

The political life of G. Canning by Granville Stapleton etc. (s. St. 162 — 168).

Wir haben uns bisher ausschließlich mit der äußern Politik Großbritanniens, unter Canning's Leitung beschäftigt und wenn eine strengere Prüfung derselben eine Vergleichung der von ihr übernommenen Verbindlichkeiten, und gemachten Ansprüche mit ihren wirklichen Resultaten, uns zu einer, von der über Canning herrschenden, sehr verschiedenen Ansicht führte, so konnten wir doch um so weniger umhin diese unumwunden auszusprechen, da wir die Belege dazu fast ausschließlich aus dem vorliegenden Werke eines entschieden günstigen Zeugen nehmen konnten. Indem wir nun nach denselben Grundsätzen auch Canning's Stellung in der innern Politik Großbritanniens untersuchen, erscheint er uns allerdings gegen die heftigen Vorwürfe welche ihm früher von den Whigs, später von den Tories gemacht wurden, gerechtfertigt;

dennoch aber können wir keinem von den beiden Schlüssen beypflichten, welche das Publicum aus einer solchen Stellung zwischen feindlichen Extremen zu machen pflegt. Man schließt nämlich gewöhnlich: entweder, daß ein solcher Mann ein politischer Achselträger, eine Wetterfahne sey — oder: daß er in weiser, unabhängiger, erhabener, fester Unparteylichkeit und Mäßigung zwischen beiden Extremen stehen müsse (*juste milieu!*) In Beziehung auf Canning hat im Ganzen die öffentliche Meinung sich entschieden zu dieser zweyten Ansicht hingeneigt, während nur die allerverstocktesten Tories sich zur erstern halten — uns aber scheint in der That die eine eben so wenig wie die andere auf Canning passend. In der innern wie in der äußern Politik Canning's herrscht entschieden das rhetorische Element vor, und wenn wir in seinen gesammelten Reden (von Cherry herausgegeben, 1828 bey Ridgeway in 6 B.) eine unerschöpfliche Fülle von Scharfsinn, Wiß und Phantasie finden, so sind dagegen die practischen Resultate seines Antheils an der innern Politik im Ganzen eben so unbefriedigend; eben so wenig seinen dort ausgesprochenen Grundsätzen und Wünschen, am wenigsten aber den sehr ausgedehnten und unverholenen Ansprüchen seiner Eitelkeit entsprechend, als wir dieß bey seiner äußern Politik fanden. Die Ursache davon scheint besonders darin zu liegen, daß eben wegen des vorherrschenden rhetorischen Elements, seine Ansichten nicht hinreichend in sein geistiges Leben übergingen, um entschiedene moralische Ueberzeugungen, unzertrennliche Theile seines ganzen geistigen Wesens zu werden. Seine politischen Reden verhalten sich zu seinem wirklichen politischen Leben, wie die Werke so manches Schriftstellers zu seinem persönlichen Cha-

racter. Indem wir nun zu einer kurzen Uebersicht der Hauptrichtungen der innern Politik Großbritanniens übergehen, insofern Canning als Minister auf sie einwirkte, bemerken wir nur noch, daß Canning's Antheil seiner ganzen Stellung nach hier nothwendig geringer und schwerer zu definieren ist, als dieß bey der auswärtigen Politik der Fall war. Hier stand er an der Spitze, eine irgend bedeutende Modification seiner Collegen ist nicht vorauszusetzen, da die englischen Staatsmänner, wenn nur ihre Ansichten über die inneren Angelegenheiten einem Zusammenwirken nicht entschieden im Wege sind, über die auswärtige Politik sich sehr leicht zu vertragen pflegen, da hier die individuellen oder Parteyansichten von selbst sich den gemeinsamen Nationalinteressen und Nationalvorurtheilen unterordnen. Können wir nun aber freylich schon aus der Thatsache, daß Canning während mehrerer Jahre Mitglied des Liverpool'schen Cabinets war, folgern: daß seine Ansichten in Beziehung auf die innere Politik sich mit dieser Stellung vertrugen; so bedarf es doch kaum eines Beweises, daß diese seine Ansichten doch keinesweges mit denen seiner Collegen, oder wenigstens der meisten derselben völlig übereinstimmten; und eben daraus ging eine wesentlich falsche Stellung für ihn sowohl als (obgleich weniger auffallend) auch für sie, und also für das ganze Ministerium hervor, aus der sich der ganze Character sowohl der damaligen ministeriellen Politik im Allgemeinen, als des Antheils den Canning daran hatte insbesondere erklären läßt. Obgleich aber hier eine gegenseitige Modification unvermeidlich war, so mußten dennoch, da das Canning'sche Element die Minorität bildete, die Resultate sich immer mehr nach der andern Seite

hinneigen. Kann man daher auch nicht billiger Weise Canning vorwerfen, daß er seine politischen Ueberzeugungen denen seiner Collegen aufopferte — denn seine Ueberzeugungen und Ansichten, und deren Auseinandersetzung von der Rednerbühne herab blieben — so vertrugen sich dennoch die Resultate der ministeriellen Politik im Ganzen sehr viel besser mit den Ansichten seiner Collegen, als mit den seinigen, mit denen sie sogar nicht selten im entschiedensten Widerspruch stehen. Sind wir nun auch weit entfernt, deshalb (wie von Seiten der Whigs damals geschah) auf Canning den Verdacht zu werfen, als habe er um der äußern materiellen Vortheile seiner Stelle willen, es unterlassen sich einer solchen Mitverantwortlichkeit zu entziehen — sind wir auch sehr geneigt sein Beharren in einer solchen falschen Stellung zum Theil aus der Ueberzeugung zu erklären, daß der Nutzen der für das Gemeinwesen aus der Milderung entsprang, welche die Ansichten seiner Collegen durch die seinigen erlitten, ihm das Zurücktreten vom Ministerium verbiete; so glauben wir doch, daß sein ganzer Character dahin wirkte ihm in der rhetorischen Unabhängigkeit deren er genoß, einen Ersatz für seine sonstige Abhängigkeit zu geben, und daß der Mangel an einem entschiedenem Auftreten von seiner Seite eben so sehr aus seinem Character als aus seiner Stellung hervorging, wodurch freylich der Vorwurf der Grundsatz- und Characterlosigkeit, den man im gehässigsten Sinne mit Unrecht gegen ihn erhob, in einem andern Sinne schwerlich ganz von ihm abzuwenden seyn möchte. Canning selbst und sein Biograph geben sich zwar große Mühe zu beweisen, daß einzig und allein in der katholischen Emancipationsfrage eine wesentliche Ver-

schiedenheit zwischen seinen Ansichten und denen seiner Collegen Statt gefunden habe; und, daß er sich in dieser Hinsicht ausdrücklich die vollkommenste Selbstständigkeit ausbedungen habe; allein das vorliegende Werk selbst und Canning's ganzer politischer Character liefert zu viele Beweise gegen die unbedingte Gültigkeit dieser Ansicht. Wir wollen zwar hier die von den Whigs mit so vieler Hestigkeit erhobene Anklage: 'daß Canning's Eintritt in das Ministerium Liverpool 1816 im entschiedenen Widerspruch mit seiner Weigerung demselben 1812 beyzutreten stehe', nicht wieder aufnehmen, da wenigstens die Art wie der Streit von dieser Seite geführt und Canning die gemeinsten Beweggründe untergelegt wurden, keinesweges zu rechtfertigen sind; dennoch aber gestehen wir daß wir sogar in dem vorliegenden Werke, außer Canning's nachträglicher Darstellung dieser Angelegenheit, keinen Beweis finden können, daß zwischen dem ersten und zweyten Antrage eine so wesentliche Verschiedenheit statt gefunden hätte. 1812 weigerte sich zwar Lord Liverpool: to take into consideration the state of the catholick question', wie der Verf. sich ausdrückt, oder wie es gewöhnlich heißt: to make it a cabinet-question. Aber es ist durchaus nicht die Rede davon, daß Canning zugemuthet worden sey, seine eigene Ansicht von der Sache, seine isolierten Bemühungen zu Gunsten der Catholiken seinen Collegen aufzuopfern — in der That scheint es Canning gar nicht eingefallen zu seyn zu einer solchen Weigerung Gelegenheit zu geben. 1816 blieben die Bedingungen von Seiten Lord Liverpool's ganz dieselben, Canning aber machte nun seinerseits jene Bedingung, die ihm auch zugestanden wurde, da sie in der That dem von

der andern Seite aufgestellten Grundsatz gar keinen Eintrag that, indem das Ministerium nicht nur gar keine Verpflichtung zu Gunsten der Katholiken übernahm, sondern im Gegentheil seiner Majorität das Recht vorbehielt allen Versuchen zu ihren Gunsten den entschiedensten Widerstand entgegenzustellen, der denn auch das gewünschte Resultat: die Verhinderung der Emancipation bis zur Auflösung dieses Ministerium hatte. Warum aber hätte man Canning sein so unschuldigcs Verlangen nicht 1812 eben so gut zugestanden als 1816, wenn es ihm beygefallen wäre es zu äußern? Weshalb er es aber damals nicht that, erklärt sich hinreichend daraus, daß seine Ansicht von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Sache 1812 eine ganz andere war als 1822, wie aus den Aeußerungen des Verfs. selbst hervorgeht. 1812 war gerade der kritische Zeitpunkt des Kampfes auf der Halbinsel eingetreten, und machte die größten Anstrengungen von Seiten Großbritanniens nöthig; eben deshalb aber war es von der höchsten Wichtigkeit dem Zustande der Aufregung und Unzufriedenheit in Irland ein Ende zu machen, der positiv und negativ die Kräfte des Staates lähmte und schwächte. — Dieß glaubte Canning könne bloß durch die Emancipation erreicht werden, und deshalb machte er es zur wesentlichen Bedingung seines Beitritts, daß das Ministerium selbst sich dieser Sache annehme. 1816 dagegen war der Kampf zu Gunsten Großbritanniens entschieden, man bedurfte und fürchtete Irland nicht mehr, und da das Wohl und Wehe Irlands selbst nur wenig in Betracht kam, so hörte die Emancipation auf eine Frage erster Wichtigkeit zu seyn, und es lag Canning nur noch daran formell sich den Ruf der politischen Zuverlässigkeit (*consistency*)

zu bewahren, der damals wenigstens noch ein unentbehrliches Requisit für einen britischen Staatsmann war, seitdem aber freylich als ein lästiges altväterisches Vorurtheil wenig mehr berücksichtigt wird. — Eine ausführlichere Darstellung des Ganges, den die Emancipationsfrage bis 1827 nahm, würde uns hier zu weit führen, und wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen über Canning's Antheil an der Entwicklung dieser Angelegenheit. Von jener Zeit an gehörte es ein für allemal unter die gleichsam conventionellen Bedingungen seiner politischen Existenz; so oft die Emancipationsfrage angeregt wurde zu ihren Gunsten im Parlamente aufzutreten, und diese Bedingung erfüllte er auch mit seinem gewöhnlichen Talent, aber doch auf eine Art die deutlich bewies, daß es für ihn eben nur eine conventionelle Pflicht, keinesweges aber eine politische Gewissenssache sey; und obgleich wir keinesweges behaupten wollen die Ansicht von der er dabey ausging sey von seiner zweydeutigen Stellung bedingt, und etwa eine bessere Ueberzeugung aufgeopfert worden, so fällt es doch in die Augen, daß auch hier seine Ansicht, sein Character und seine Stellung sich trefflich in die Hände arbeiteten und es ihm möglich machten Jahr für Jahr glänzende Reden zu Gunsten der Emancipation zu halten, und sich doch freye Hand zu bewahren um sich nicht durch die Unterstützung irgend einer entscheidenden, wirklich fördernden Maßregel in irgend einer Art zu compromittieren. 'The catholick question, sagte er, is one which may win but will never force its way', und erklärte sich deshalb z. B. besonders entschieden gegen die catholische Association, welche seit 1824 als Mittelpunkt der öffentlichen Meinung in Irland so bedeutend



wurde. Dieser Grundsatz entsprach nun zwar wie gesagt vollkommen Canning's Character und Stellung, und mußte mehr wie irgend einer fruchtbar an günstigen Veranlassungen zur Entwicklung des ihm eigenthümlichen Rednertalents seyn; unglücklicher Weise aber lag es in der ganzen Natur solcher und ähnlicher Verhältnisse, und hat es der weitere Verlauf dieser Angelegenheit, und die Art und Weise wie endlich 1829 die Emancipation durchgeführt worden ist, zur Genüge bewiesen, daß jener Grundsatz ganz und gar unrichtig war — daß gerade umgekehrt die Emancipationsfrage eine sey: which would never win, but must force its way. So mußte die katholische Association, durch die kühnste demagogische Tactik eines D'Connel — der wenigstens dem Namen eines great agitator mehr Ehre macht als viele andere große Männer unserer Zeit der Gattung von Größe auf die sie Anspruch machen — das Ministerium erschrecken und zwingen die katholische Frage zu einer government question zu machen — so mußte denn weiter Wellington die Tories und Drangisten auf allerdings mehr militärische als parlamentarische Weise zwingen der Regierung ihre Stimmen zu geben. Wir wollen übrigens zugeben, daß es eine Epoche gab, wo die Frage noch nicht zu einer solchen Entwicklung reif war; nichts desto weniger aber war der Grundsatz von dem Canning ausging, die Art wie er die Sache behandelte nichts weniger als geeignet um jene Reife zu befördern; und wenn wir auch gerne glauben wollen, daß Canning, hätte er länger an der Spitze des Cabinets gestanden, die Emancipation ebenfalls zu einer government question gemacht haben würde, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß dieß zu einem andern Re-

sultat, als zu einem entscheidenden Siege der Toryopposition geführt haben würde, da es weder in Canning's Character noch in seiner ganzen Stellung — als einer Art von homo novus, der Toryaristocratie gegenüber — lag, die Mittel gegen sie anzuwenden, deren ein Wellington sich bedienen konnte. Bedürfte es endlich noch eines Beweises daß die Emancipation, sobald ihre Entscheidung nach glücklicher Beendigung des Kampfes gegen Napoleon aufhörte nach seiner Ansicht eine vitale Angelegenheit für England zu seyn, in Canning's Augen nur ein conventionelles rhetorisches Interesse hatte, so fände er sich sogar in der Art von Wichtigkeit die er ihr beylegte, indem er sie als an und für sich wichtig, als ein letztes abgeschlossenes Ziel ansah, da sie doch im Gegentheil nur als Pfand und als Thor zu andern wirklich wesentlichen Veränderungen in dem heillosen Zustand von Irland, namentlich in den kirchlichen Verhältnissen, eine tiefere Bedeutung hatte; und zwar so sehr, daß die Emancipation, wenn jene Veränderungen ihr nicht sehr bald auf dem Fuße folgte, den Zustand von Irland eher verschlimmern als verbessern mußte, wie die Erfahrung seit 1829 auch nur zu sehr gelehrt hat \*). Wenn daher Canning sich mit ängstlicher Rechtgläubigkeit gegen jeden Angriff auf die herrschende anglicanische Kirche in Irland gegen jede Ver-

\*) Wir setzen voraus, daß der Leser mit dem Ausdruck emancipation keinen allgemeinen, vagen Sinn verbindet, sondern ihn in der ganz bestimmten Bedeutung nehme, die er hier hat, wo der unmittelbare Zweck derselben oder wenigstens ihr nächstes Resultat, kein anderes seyn konnte, als etwa einem Duzend katholischer gentlemen Sitz und Stimme im Parlament zu verschaffen.

Änderung in ihrem Besizthum erklärte, so bewies er, daß es ihm um eine wirkliche Verbesserung des Zustandes von Irland (sofern sie nicht durch ganz unverfängliche Palliativmittelchen zu bezwecken war) ganz und gar nicht zu thun gewesen ist. Dasselbe läßt sich freylich mehr oder weniger auch von den meisten Whigs sagen, bey denen die Emancipatiou wie so viele andere Fragen bloß Theil eines Oppositions-systems, ja endlich bloße Gewohnheits-sache war.

Wollten wir indessen auch Canning's Verhältnis zu seinen Collegien in Hinsicht auf die katholische Frage ganz so dahingestellt seyn lassen, wie Canning es darstellt, so bleibt es immer im besten Falle eine arge Selbsttäuschung, wenn der Verf. oder Canning meint, dieß sey der einzige Punct gewesen worin seine Ansichten von denen seiner Collegien abgewichen. Die Mehrzahl derselben, der Lord Kanzler Eldon, Wellington, Bathurst, Westmoreland, Maryborough, Sidmouth, Bunsittart, Melville, Peel, waren entschiedene Ultratorys, abgesehen davon daß Melville der Emancipation der Katholiken, Bathurst derjenigen der Negerclaven geneigt waren — freylich mit einem noch viel behutsameren Eifer als Canning's eigener. Lord Liverpool neigte sich in allen Hauptpuncten, die Emancipation ausgenommen, theoretisch zu Canning's Ansichten, allein in der That war er durch seinen Character mehr das neutrale Bindungsmittel einer so heterogenen Zusammensetzung. Ist nun aber der Character der Majorität des Ministerium als entschiedener Ultratorysmus leicht zu bezeichnen, so wäre es nicht so leicht den Character von Canning's eigener Politik zu definieren, welcher sich im Allgemeinen drey seiner Collegien Harrowby, Wynn und Robinson anschloß-

fen. Diese Schwierigkeit liegt eben in dem mehrberührten Vorherrschen des rhetorischen Elements bey Canning, wodurch es z. B. sehr schwer seyn möchte seine Reden außerhalb des Parlaments, mit seinen parlamentarischen Reden in Einklang zu bringen, und zu entscheiden was seine eigentliche Ansicht war. Whig nach der alten Bedeutung des Wortes war Canning jedenfalls nicht — ein Radicaler — davon kann nicht die Rede seyn — und man könnte ihn allenfalls am besten den Repräsentanten des Liberalismus in dem allgemein verbreiteten europäischen Sinn des Wortes nennen, der früher in England unbekannt war. Als solcher aber oder als was er sonst angesehen werden mag — war jedenfalls sein ganzes Wesen den Tories wo möglich noch fremder, verhaßter als wenn er ein Whig gewesen wäre, und ihre Abneigung äußerte sich später, nachdem Lord Liverpool's Tod ihre sonderbare Verbindung auflöset hatte, als wahre Idiosynkrasie. Auf welche Weise es nun Canning gelang in allen andern Puncten, die Emancipation ausgenommen, entschiedene Collisionen mit seinen Collegen zu vermeiden, können wir nicht angeben, gewiß ist aber, daß ihre Ansichten mehr oder weniger die Oberhand behielten, und durch Canning nur eben so weit modificiert wurden als nöthig war, damit sie der öffentlichen Meinung gegenüber überhaupt nicht ganz unhaltbar erschienen; und da Canning diesen so modificierten Toryismus des Cabinets mit seinem ganzen Talent unterstützte, so konnten die Tories sich die Sache wahrlich wohl behagen lassen, und ihr späteres Benehmen gegen Canning erscheint als der bitterste Undank.

Der innere Zustand von England seit dem Frieden brachte bald nach Canning's Eintritt ins

Ministerium die wichtigsten Punkte der innern Politik zur Sprache; von einer ausführlichen Untersuchung der damaligen Verhältnisse und der Bahn auf welcher das Ministerium sich bewegte kann jedoch hier nicht die Rede seyn. Es genügt in dieser Hinsicht zu bemerken, daß, die Aufregung welche durch physisches Elend bey den untern Classen (besonders der Fabrikstädte) hervorgebracht, und welcher durch radicale Demagogen eine Richtung gegeben wurde die allerdings zu einem gewaltsamen Umsturz nicht nur der bestehenden Verfassung, sondern aller bürgerlichen Verhältnisse führen konnte, strenge Maßregeln zur unmittelbaren Selbsterhaltung des Staates unumgänglich nothwendig machte, und mochte die Gefahr von Seiten der Regierung auch übertrieben werden, mochte es auch nicht ganz an Aufbeheren von Seiten untergeordneter Agenten fehlen, so wird doch jetzt schwerlich irgend ein Unbefangener Canning tadeln, daß er die damals von Castlereagh vorgeschlagenen und unter dem Namen der six acts bekannten außerordentlichen Maßregeln, so wie die Aufhebung der habeas corpus Acte, aus allen Kräften unterstützte. Aber wenn es der Regierung zukam die unmittelbar drohende Gefahr abzuwenden, so hatte sie auch die Verpflichtung die Ursachen jener Aufregung des Volkes zu heben, und diese Verpflichtung war um so dringender, je außerordentlicher die Maßregeln waren zu denen man seine Zuflucht genommen hatte um ihren Folgen zu entgehen. Jene Ursachen lagen wesentlich in dem ganzen, allerdings durch Brauch oder Mißbrauch gesetzlich und verfassungsmäßig begründeten Verhältniß der Aristocratie zur Masse des Volkes, wozu zwar noch zufällige Ursachen, Mißwachs und Handelsbedrängnisse hinzukamen, die

aber ohne jene permanenten Ursachen nie solche Wirkungen hervorbringen konnten; und da diesen letztern permanenten Ursachen nicht ohne große Opfer von Seiten der Aristocratie, ohne wesentliche Modificationen in der Verfassung abgeholfen werden konnte, so kann es nicht befremden, daß die Tories sich mit der augenblicklichen gewaltsamen Unterdrückung der Unzufriedenheit begnügten, ihre eigentlichen Ursachen aber und deren Abhülfe auf sich beruhen ließen. Canning's Verhalten dagegen in Beziehung auf Parlamentsreform, welche, wie sich denken läßt, unter diesen Umständen von Seiten der Radicalem und der Whigs dringend angeregt wurde, könnte allerdings auffallend, ja unerklärlich erscheinen, auch wollen wir nicht versuchen, es zu erklären, sondern nur zur Beherzigung Derjenigen denen Canning das Ideal eines freysinnigen, aufgeklärten, patriotischen Staatsmannes ist, auf die Thatsache hinweisen, daß Canning ein entschiedener Gegner jeder Art von Reform war. Zwar kommen in seinen nichtparlamentarischen Reden Aeußerungen vor, wonach er einen Unterschied zwischen Radicalreform und Reform gelten ließ, im Parlament aber erklärte er sich immer bestimmt gegen jede Reform, und namentlich gegen die Motion welche Lord Russell 1821 einbrachte. Soll Canning's politischer Character nach seinen Aeußerungen, seinem Verhalten in Beziehung auf diese vitale, entscheidende Frage der innern Politik beurtheilt werden, so reicht es hin zu bemerken, daß während in diesem Augenblick neun Zehnthelle des englischen Volks es aussprechen, daß die gepriesene britische Verfassung zu einer unerträglichen Oligarchie entartet sey — während sogar ein Sir Charles Wetherell, ein Lord Winchelsea nicht wagen zu läugnen, daß große Mißbräuche eingerissen seyen,

Canning noch vor wenig Jahren, zu einer Zeit wo alle jene Mißbräuche und ihre Folgen schon den höchsten Grad erreicht hatten, zu denjenigen gehörte, welche die Reform, den Einen als theoretische Grille, den Andern als Hochverrath vorwarfen — zu denjenigen welche meinten: vorausgesetzt auch (doch nicht zugegeben) daß vielleicht einige unerhebliche Mißbräuche sich eingeschlichen hätten, so entspreche doch das Parlament in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung seiner Bestimmung in dem constitutionellen Organismus vollkommen u. s. w. u. s. w. wie denn die Phrasen damals alle lauteten womit Schwäche oder Eigennutz sich die Nothwendigkeit eines durchgreifenden Entschlusses zu verbergen suchte. Mag man indessen über diese Frage denken wie man will, so viel ist gewiß, daß Canning entweder in diesem Augenblick auf den Bänken der Toryopposition sitzen, oder ein so grelles Beispiel von Wandelbarkeit (inconsistency) politischer Ueberzeugungen geben mußte, daß es sogar einem Sir Robert Peel schwer seyn möchte ihn zu übertreffen. Denn ganz abgesehen davon, inwiefern der Unterschied, den er zuweilen außer dem Parlament zwischen radicaler Reform und bloßer Reform machte, wirkliche Ueberzeugung oder bloße Redefigur zur *captatio benevolentiae* eines sehr gemischten Publicum waren, so ist die gegenwärtige Russell'sche Reformbill in jenem Sinne ohne allen Zweifel eine radicale, d. h. eine solche, die (wenn auch auf constitutionellem Wege) eine wesentliche Veränderung der britischen Verfassung, so wie sie sich im Verlauf der Zeit entwickelt hat, bewirken muß; und wenn sie also nach Canning's Ansicht eine radicale genannt werden mußte, wie denn jede Reform die zu irgend einem Resultat führen soll, so müssen wir nur den Widerspruch

herausheben der darin lag, daß Canning die Emancipation der Katholiken begünstigte, die doch in der consequentern Ansicht der Tories ebenso unbestreitbar ein Eingriff in die bestehende Verfassung war, als es irgend eine Reform seyn konnte. — Es lag indessen in dem ganzen Character der Canning'schen Politik die Reformfrage weniger als eine gefährliche, denn als eine überflüssige theoretische — als einen bloßen Vorwand der Unzufriedenheit und Gährung des Volks mit Wiß, Spott und Sophismen abzufertigen, und die einzige wesentliche Ursache derselben in den meist zufälligen und vorübergehenden Verhältnissen, besonders der Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse zu sehen. Nach dieser Ansicht erhielten nun aber die auf diese Punkte bezüglichen Gesetze und Vorschläge eine um so größere Wichtigkeit für ihn. Wirklich nahm er auch an allen Discussionen der Art lebhaften Antheil, und zwar allerdings immer in einem mehr oder weniger liberalen Sinne, der aber nicht hinderte daß die Resultate fast immer im Sinne der Tory-Majorität ausfielen, welche von seinem Talent im Ganzen unterstützt und gehalten wurde, wenn er auch im Einzelnen zuweilen von ihr abwich. Die Discussionen über das Budget und das ganze Abgabensystem übergehen wir und bemerken nur, daß Canning zwar einige Erleichterungen der Lasten, unter denen das Volk erliegt, begünstigte, und dadurch bey der auf die große Krippe des Budgets angewiesenen Aristocratie, sich wenig Dank erwerben mochte, daß aber irgend ein ernsteres Durchgreifen in diesem wie in irgend einem andern Punkte ihm durchaus fremd war, und daß auch hier sein Rednertalent wesentlich zur Erhaltung des Bestehenden, also zum alljährigen Triumph der Pfleglinge des Budget beytrug.



Eine besondere Erwähnung verdient hier die Korngesetzfrage, indem sie einerseits in die politischen, anderseits in die mercantilen Verhältnisse so tief eingreift wie irgend eine andere Frage der innern Politik. Denn auf den hohen Getreidepreisen beruht der Reichthum und insofern die Macht der Aristocratie — die hohen Getreidepreise waren die Hauptursachen des Elends der untern Classen, und ein Haupthinderniß gegen die heilsame Entwicklung eines freyen Handels- und Industriensystems, dessen Einführung durch anderweitige Verhältnisse wünschenswerth — ja unvermeidlich wurde. Für dieses letztere — d. h. für die allmähliche practische Anwendung der durch Adam Smith und seine Schule verbreiteten Grundsätze der politischen Oeconomie — wurde Canning sehr bald durch dessen Vertreter Huskisson gewonnen, und da ihnen beiden nicht entging, daß eine Abänderung der bestehenden Cornlaws eine unerläßliche Bedingung der von ihnen beabsichtigten Veränderungen in den übrigen Zweigen des Handels und der Industrie sey, so zeigte sich Canning besonders nach seinem Wiedereintritt ins Ministerium mehrfach thätig in dieser Sache \*).

\*) Wir setzen als bekannt voraus, daß Canning 1820 bey Gelegenheit des Processes der Königin das Ministerium verließ — sein feiner Tact bewahrte ihn davor sich in dieser füzlichen Sache, wo unbedingte Aufopferung aller Popularität verlangt wurde, zu compromittieren — daß ihm 1822 von den Directoren der Ost. Ges. die Stelle eines Generalgouverneurs von Ostindien zugebacht war, die er jedoch ablehnte, um auf Lord Liverpool's Einladung Castlereagh's Stelle im Ministerium anzunehmen — daß nach Lord Liverpool's Tod 1827 Canning an die Spitze des Ministerium trat, welches die Torymitglieder, Wellington u. s. w. räumten.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

D e n 26. N o v e m b e r 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: The political life of Canning by Granville Stapleton etc.

Es bedarf nun wohl kaum der Erinnerung, daß Canning keinesweges daran dachte, der Aristocratie, dem landed interest irgend bedeutende Opfer zuzumuthen — daß es ihm nur darum zu thun war eine einigermaßen billige, menschliche und besonders eine immer unabweißlicher nothwendige Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volkes zu erhalten; aber auch diese bescheidenen Versuche mißlangen gänzlich und endeten in einem entscheidenden Sieg der Aristocratie — Dank dem berühmten Amendment womit der Herzog von Wellington seinen ehemaligen Collegen so zierlich ein Bein schlug. Nach den Cornlaws von 1815 sollte die Einführung fremden Getreides unbedingt verboten seyn, bis der Preis in England 80 Sh. p. Quarter überstieg; dann aber sollte die Einfuhr unbedingt gestattet seyn, bis der Marktpreis wieder auf 80 Sh. fiel. Ein

wahrhaft unsinniges Gesetz, wodurch als gewöhnlicher Zustand für die arbeitende Classe fast unerschwinglich hohe Getreidepreise herbeygeführt wurden, die denn zur Abwechslung durch eine Differenz von wenig Pence über 80 Sh. einer plötzlichen Ueberfüllung des Marktes mit fremdem Getreide, und der bittersten Noth der Pächter und Gefährde des landed interest selbst Platz machte — ein Gesetz was allein hinreichen würde um zu zeigen was von Canning's Behauptung: 'die Zusammensetzung der Nationalrepräsentation entspreche ihrem Zweck', zu halten sey und zu beweisen wie sehr viel richtiger der durch Hunger geschärfte gesunde Menschenverstand das Volk leitete wenn es nach Reform und Brot zugleich schrie. Die Nothwendigkeit einer Veränderung in diesem allmählich geradezu unmöglich werdenden System, konnte Niemand bestreiten, und das warehouse-System, was als Theil des freetrade-System seit einigen Jahren auch auf Getreide ausgedehnt wurde, erlaubte kein längeres Verschieben einer Modification der cornlaws; da nicht zu erwarten war, daß das hungernde Volk im Angesicht gefüllter Speicher, deren Inhalt aber nicht verkauft werden durfte, den Thermometer aristocratischen Eigennuzes ruhig bis zu 80 Grad steigen lassen werde. In Folge dieser Umstände trat Canning nach vorhergegangenem Verständniß mit Lord Liverpool und Huskisson im Frühjahr 1827 mit einer Bill auf, wonach, durch eine dem Steigen und Fallen der Getreidepreise entsprechende Scala von Auflagen auf fremdes Getreide ein, von den Zufällen denen die inländische Ernte unterworfen ist unabhängiger Mittelpreis von 60 Sh. erlangt werden sollte, bey dem das landed interest sich noch ganz vortrefflich stand, das Volk

aber 'wenigstens vor Hunger geschützt wurde. Diese Bill hatte anfangs den besten Fortgang, bis Lord Wellington — wie er behauptete im Einverständniß mit Huskison, und ohne die entfernteste Absicht der Bill zu schaden — ihr im Oberhause ein Amendement anhing, wonach der Verkauf des warehoused corn unbedingt verboten seyn sollte, so lange nicht der Marktpreis auf 66 Sh. gestiegen sey, dann aber gänzlich abgabenfreier Verkauf dieses Getreides statt finden sollte, bis der Preis wieder auf 66 Sh. gesunken wäre. Dieses Amendement beruhte nun ganz auf dem Grundsatz des Gesetzes von 1815 und stand im entschiedensten Widerspruch zu dem Grundsatz auf dem die Bill beruhte; es mußte also die Wirkungen die man sich von ihr versprach geradezu zerstören, da jene nach den Marktpreisen wechselnde Scala von Auflagen auf den Verkauf fremden Getreides eben gerade nur auf die aufgespeicherten, bey der Hand liegenden Vorräthe (warehouse corn) anwendbar war. — Es blieb demnach, da auch nach gegebenen Erläuterungen von Seiten Huskison's, Wellington auf seinem Amendement bestand, nichts Anderes übrig als die Bill zurückzunehmen; da aber irgend Etwas durchaus geschehen mußte, so brachte Hr. Western eine Bill ein, wonach die Grundsätze des Gesetzes von 1815 ebenfalls beybehalten, das Maximum des Marktpreises aber von 80 Sh. auf 70 Sh. herabgesetzt werden sollte. In der Discussion über diese Sache fehlte es natürlicher Weise nicht an scharfen Bemerkungen über das Wellingtonsche Amendement, die jedoch von der andern Seite durch oratorische Anspielungen auf den Jahrestag der Schlacht bey Waterloo (an dem die Discussion Statt fand) siegreich beseitigt wurden. Das Resultat war,

daß Canning die Grundsätze seiner Bill dem Maximum der Westernschea Bill anpaßte, und daß statt eines Mittelpreises von 60 Sh. den er als das höchste vorgeschlagen hatte, was das Volk billiger Weise tragen könnte, die Aristocratie sich einen Mittelpreis von 70 Sh. sicherte, wobey sie sich besser stand als bey der Einrichtung von 1815, und womit nach ihrer Ansicht ohne Zweifel das Volk den Ruhm des Jahrestages von Waterloo noch sehr wohlfeil bezahlte.

Wir kommen nun zu den wichtigen Veränderungen welche besonders seit 1822 in dem System des Handels, der Industrie und der Schifffahrt von Großbritannien Statt gefunden haben. Der Vrsuchung, ausführlicher auf diesen Gegenstand einzugehen, müssen wir aber um so mehr entsagen, da der Antheil den Canning daran haben konnte, ein durchaus secundärer war, während Huskison die erste Rolle dabey spielte. Canning unterstützte indessen allerdings das Huskisonsche System aufs eifrigste, und sein Talent war ganz geeignet die absurden Einwürfe, die hämischen Angriffe der Gegenpartey in ihrer ganzen Blöße zu zeigen; und er konnte sich hier um so freyer bewegen, da in diesem Puncte auch die Torymitglieder des Ministerium sich seinen Ansichten wenigstens nicht feindlich zeigen konnten, da die ganze Sache außerhalb ihres gewöhnlichen Gebietes lag. — Wenn es übrigens Huskison und Canning vollkommen gelungen ist zu zeigen, daß die Bedrängnisse des Handels und der Industrie, welche ungefähr gleichzeitig mit der Entwicklung seines Systems eintraten, keine Folge dieses Systems seyen; sondern von ganz andern Umständen veranlaßt werden, so läßt sich doch nicht läugnen, daß unter solchen Umständen die Zeit zur Einführung solcher Veränderun-

gen nicht am besten gewählt war, und das einzige was man dagegen einwenden könnte wäre, daß in mancher Hinsicht von einer freyen Wahl gar nicht die Rede war, da (wie Canning mehrfach bewies) die veränderte Handelspolitik der über ihr wahres Interesse besser aufgeklärten fremden Mächte, seit dem allgemeinen Frieden eine Fortdauer der britischen Handels- und Schiffsfahrtsmonopole durchaus unmöglich machte. Die Hauptursache der fast beyspiellosen Handelskrise von 1825 sah nun aber Canning in dem System des Geld- und Papier-Cours (currency), wie es sich in Folge der veränderten Handelsverhältnisse seit dem Frieden ausgebildet hatte, und durch irrige Maßregeln der Gesetzgebung befördert worden war, an denen er selbst jedoch (wie der Verf. nachweist) keinen Theil hatte. Schon 1811 hatte Canning sich für die Ansicht der sogenannten Bullionists erklärt, wonach die papercurrency so bald wie möglich durch eine cashcurrency ersetzt werden sollte; und er wich nur in der Zeit der Anwendung dieser Grundsätze von ihnen ab, indem er diese (d. h. den Wiederanfang der baaren Zahlungen der Bank von England) nicht im voraus auf einen bestimmten Termin festsetzen, sondern von Umständen, namentlich von der Dauer des Krieges abhängen lassen wollte. Das damalige Ministerium aber verwarf die ganze Ansicht der Bullionisten und beharrte dabey die papercurrency zu begünstigen. Als nun nach dem Frieden eine Epoche des ungefähren Gleichgewichts des Marktpreises des Goldes mit dem Münzpreise eingetreten war, drang Canning darauf, daß nun jene Grundsätze in Anwendung gebracht werden sollten. Die entgegengesetzte Ansicht behielt jedoch die Oberhand und seitdem hatten fast alle Maßregeln der Ge-

setzung in dieser Angelegenheit eine entschiedene Tendenz die Vermehrung der papercurrency zu begünstigen. Eine natürliche Folge davon war die Entwerthung der currency überhaupt; denn bis zum Augenblick einer Krise folgt das Geld der Bewegung des Papiers. Eine Folge der Ueberfüllung des britischen Marktes mit currency war die weit über das wahre Bedürfnis des Marktes hinausgehende Thätigkeit der Industrie, worin um so mehr alle Capitale ihre Anwendung suchten, da auch die Staatspapiere (als Theil der currency) im Werthe fielen. Daß diese Umstände hauptsächlich bezeugten jene fast bis zum Wahnsinn gehende Speculationswuth von 1825 herbeizuführen und ihre Folgen so schrecklich zu machen, fällt in die Augen; doch werden wir sehen, daß dieß keinesweges die einzige Ursache war. Zunächst herbeigeführt wurde die Krise aber dadurch, daß, wie gesagt, das Geld die Entwerthung des Papiers theilte; mit dem großen Unterschiede jedoch, daß das Gold sehr bald einen vortheilhaften Markt außer Landes suchte, das Papier aber im Lande zurückblieb. Hierdurch entstand allmählich ein solches Mißverhältniß zwischen der Papier- und der Geld-currency, daß die meisten Banken durchaus kein Aequivalent für das von ihnen ausgegebene Papier mehr besaßen. Unter solchen Umständen bedurfte es nur eines Anstoßes, nur einer zufälligen Veranlassung, die einen Zweifel an der Zahlungsfähigkeit irgend einer bedeutenden Bank, ein Herbedrängen der Papierinhaber um sie gegen baares Geld umzusetzen — a run upon the bank — herbeiführte, wodurch denn das wirkliche Mißverhältniß zwischen Papier und Geld an den Tag kommen mußte. Sogleich verbreitete sich ein panischer Schrecken über alle

Papierinhaber irgend einer Art, und brachte einen lavinenartig zunehmenden run auf alle Banken hervor, von denen (aus gleichen Ursachen) nur wenige im Stande waren dem Anlaufe zu begegnen, so daß in Zeit von einer Woche das ganze Gebäude eines erkünstelten, papiernen Wohlstandes über den Haufen fiel. Dauerte nun aber auch die eigentliche Crise (the panick) eben ihrer Hefigkeit wegen nicht sehr lange, so mußte die Reaction derselben auf die Industrie um so anhaltender und drückender seyn, da die unglücklichen Resultate der während der letzten Zeit nach America unternommenen Speculationen, sich immer mehr häuften und die von daher erwarteten Rückzahlungen ausblieben. So sehr nun auch die Gesetzgebung wegen der Art, wie sie das Mißverhältniß des Papiers zum Gelde beförderte (indem sie auch hier, besonders 1822, dem Geschrey des landed interest das Wohl des Ganzen opferte), getadelt zu werden verdient, so schlug sie doch im Augenblick der Crise offenbar den rechten Weg ein, indem sie sich ganz passiv verhielt, und es der Natur dieser Verhältnisse überließ die Crise zu verarbeiten und ihr Gleichgewicht wieder zu finden; und nur dafür sorgte, daß für die Zukunft ein ähnliches Mißverhältniß zwischen Papier und Geld nicht wieder eintreten konnte. Canning's Verhalten in dieser schwierigen Epoche war, insofern nur von der unmittelbaren currency-Frage die Rede seyn soll, durchaus vorwurfsfrey und bildet vielleicht den rühmlichsten Theil seiner politischen Laufbahn, indem er eines Theils von den Fehlern welche die Gesetzgebung im Anfang beging frey blieb — obgleich es freylich nicht scheint daß er sich große Mühe gegeben hat sie zu verhindern — andern Theils aber wesentlich dazu beytrug, daß nicht



durch unzeitiges Einschreiten während der Crise neue Fehler begangen wurden. Dennoch aber wird es auch dem eifrigsten Bewunderer Canning's schwerlich gelingen ihn von aller und jeder Verantwortlichkeit wegen der damaligen Bedrängnisse der britischen Industrie während dieser Epoche frey zu sprechen. Wir haben diesen Gegenstand zum Theil schon oben berührt und wiederholen hier nur, daß der unglückliche Ausgang der meisten Speculationen, die während den letzten zehn Jahren nach den ehemaligen Spanischen Colonien unternommen worden sind, hauptsächlich durch den innern Zustand dieser Länder verursacht wurde, dessen Hauptursache wiederum das feindselige Verhältniß zum Mutterlande war. Canning versäumte aber nicht nur, wie wir oben sahen, die günstige Gelegenheit diese so nachtheiligen Verhältnisse zum Vortheil Spaniens, Englands und der Colonien beyzulegen, sondern es ist kein Zweifel, daß seine Phantasie oder seine Eitelkeit ihn verleitete, sich in Beziehung auf die Verhältnisse zu den neuen Freystaaten auf eine Art zu äußern, die bey der ohnehin vorherrschenden Tendenz zu overtrading, und bey der großen Unwissenheit des Publicums über den Zustand jener Länder nothwendig zu unvorsichtigen Speculationen Veranlassung geben mußte \*). Wenn man aber bedenkt welch ein sicherer vortheilhafter Markt für die britische Industrie, welch vortheilhaftes Feld für die Anlegung britischer Capitale Spanien bey seinen größtentheils unbenutzten, natürlichen Reichthümern, unter einer nur

\*) Der Verf. meint zwar Canning habe gegen solche Speculationen ausdrücklich gewarnt; aber theils war es dann zu spät, theils hielten sich die Speculanten natürlich an den ganzen Ton seiner Reden, an die vielen ihnen günstigen Aeußerungen.

halbwegs rationellen Regierung werden könnte, so ist es wirklich unbegreiflich wie Canning dieses Land so unbedingt seinem jetzigen traurigen Loße, wodurch es für den britischen Handel so gut wie nicht vorhanden ist, überlassen konnte; während er zugleich die ehemaligen Colonien Spaniens als den einzigen Markt anzusehen schien, der noch irgend Werth für den britischen Handel haben könnte, da dieß doch in der That nur dann der Fall seyn konnte, wenn die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit in Uebereinstimmung mit dem Mutterlande geschah \*). Rechnen wir hierzu noch, wie nachtheilig der Zustand von Portugal (der ebenfalls wie wir sahen hauptsächlich Canning zur Last fällt) dem britischen Handel seyn mußte — wie sehr der Levantehandel durch die griechische Insurrection litt, deren lange Dauer wesentlich Canning's Politik zuzuschreiben ist, der es weder wagte, der öffentlichen Meinung trogend, der Pforte in der Unterdrückung der Griechen beizustehen, und noch weniger durch kräftiges Einschreiten zu Gunsten der Griechen die Herstellung der Ruhe zu bewirken; so läßt sich erachten in wiefern Canning der Ruhm eines Beförderers des britischen Handels, der britischen Industrie gebührt. Ueberhaupt, wenn man bedenkt, wie dringend nothwendig eine Erweiterung des Marktes für den Absatz der Erzeugnisse der britischen Industrie wird — wenn man bedenkt, welch ein unermessliches, noch fast unbenutztes Feld hier das Innere des Africasischen Südens, die Inseln des Asiatischen Archipels, ja Ostindien selbst darbietet, und wie un-

\*) Es lag überhaupt in der Natur der Verhältnisse, daß die vortheilhafteste Epoche für den britischen Handel nach jenen Ländern mit dem allgemeinen Frieden aufhörte.

endlich wenig von Seiten des Staates geschieht um dieses Gebiet dem Handel zugänglich zu machen und zu sichern, so weiß man nicht was man von der gepriesenen Handelspolitik Großbritanniens denken soll. Ja, selbst der große Werth, den man auf das Wenige legt was geschieht, beweist Welch ein sonderbarer Maßstab in diesen Dingen gilt. Zwar sind freylich die Kosten der britischen Niederlassungen an der Küste von Africa groß genug, und um so größer je weniger man dabey irgend ein durchgreifendes, zusammenhängendes, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechendes System befolgt, jemehr dabey tausend kleinliche Rücksichten die Fortdauer eines alten Schlendrians begünstigen; wenn aber einmal eine außerordentliche Ausgabe etwa zu einer Expedition ins Innere bewilligt wird — wozu überdieß Privatgesellschaften das Meiste beytragen — mit welchem Pompe verkündet man dann die großartigen Anstrengungen zur Beförderung der Civilisation, der Wissenschaft u. s. w., während zugleich zehnmal größere Summen zur Befriedigung der unersättlichen Habsucht der Aristocratie, zur Versorgung dieses und jenes Schützlings vergeudet werden. Wir würden diese Bemerkungen, die allerdings vielleicht zu sehr an die ewigen und etwas prosaischen parlamentarischen Vitaneyen eines Herrn Joseph Hume erinnern, gerne unterdrücken, wenn es nicht darauf ankäme zu zeigen was Canning hätte seyn können, was er hätte seyn müssen, um die Kränze des Ruhms zu verdienen, mit denen er selbst und seine Bewunderer ihn schmücken.

Wie wichtig die Aufhebung des Schonenhandels für den Aufbau, die Civilisation, und die Ruhe Africas, und insofern für die Ausdehnung des britischen Handels sey, bedarf hier keiner wei-

tern Auseinandersetzung; und eben so müssen wir es als bekannt voraussetzen, daß die Maßregeln welche auf Veranlassung Großbritanniens von den dabei betheiligten Seemächten seit dem Wiener Congreß getroffen worden sind, durchaus nicht die gewünschte Wirkung gehabt haben — daß im Gegentheil der Sclavenhandel (besonders unter französischer Flagge) eine ebenso große, wo nicht größere Ausdehnung hat als je zuvor, und daß er mit früher seltener oder unerhörter Grausamkeit und Gewaltthätigkeit verbunden ist. Canning gehörte nun zwar von jeher zu Denjenigen welche ihre Kräfte mit Wilberforce zur Abschaffung des Sclavenhandels vereinigten, und ließ es auch als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht an Schritten und Bemühungen fehlen, um die übrigen Seemächte zu einer aufrichtigeren Mitwirkung zu bewegen, wie er denn auch namentlich in dem Vertrag mit Brasilien 1825, und in Unterhandlungen mit den vereinigten Staaten, und den ehemaligen Spanischen Colonien diesen Punct besonders berücksichtigte; und wenn diese Bemühungen, wie die Erfahrung lehrt, durchaus nicht die gewünschten Resultate hatten, so läßt sich doch nicht nachweisen, daß Canning in dieser Angelegenheit anders und zweckmäßiger hätte verfahren können als er that. Dasselbe können wir jedoch nicht von seinem Betragen in Beziehung auf die nicht weniger wichtige Angelegenheit der Abolition der Neger-sclaverey in den Westindischen Colonien sagen, welche besonders seit der Motion des Herrn Buxton 1824 ein Gegenstand der Parlamentsverhandlungen, zahlreicher Schriften und des Interesses der öffentlichen Meinung wurde. Ohne uns weiter auf die Zweckmäßigkeit, Nothwendigkeit und Billigkeit der Sache selbst und der verschiedenen in die-

ser Hinsicht vorgeschlagenen oder getroffenen Maßregeln einzulassen, bemerken wir nur, daß zwar Canning's Ansichten, Character und Stellung es mit sich brachten, daß er sich im liberalen Sinne für eine Verbesserung des Zustandes der Neger-sclaven aussprach — daß aber hier wie bey der Emancipation der irländischen Katholiken die Art wie er die Sache betrieb, der Grundsatz von dem er dabey ausging nur zu sehr bewies wie wenig es ihm eigentlich Ernst damit war, wie sehr auch hier nur ein conventionelles, ein rhetorisches Interesse ihn leitete. Um sich davon zu überzeugen reicht es, bey einiger Bekanntschaft mit diesen Angelegenheiten, mit dem Character der westindischen Pflanzler — in einem Worte mit der ganzen moralischen Atmosphäre der Colonien, hin, zu wissen, daß Canning von der Ansicht ausging: es könne durchaus Nichts zu Gunsten der Sclaven geschehen, als nur durch die freywillige Mitwirkung der Pflanzler. Dies war nun aber durchaus nichts als eine rhetorische Figur, und hieß eigentlich: es soll oder kann überall nichts für die Sclaven geschehen. Es lag in der Natur der Dinge, und ist durch die Erfahrung nur zu sehr bestätigt worden, daß die Pflanzler niemals freywillig irgend Etwas thun würden um den physischen und besonders den moralischen Zustand der Sclaven wesentlich zu verbessern und dadurch eine allmähliche Emancipation derselben möglich zu machen — denn nur von einer solchen war die Rede. Die Folge des Canning'schen Systems, das Resultat der glänzenden Abhandlungen welche er über diesen Gegenstand im Parlament vortrug, und welche (noch modificiert durch die zwischen den Tories und den Westindiern bestehende Wahlverwandtschaft) dem Verfahren der Regie-

rung zu Grunde gelegt wurde, war denn auch, wie sich voraussehen ließ: daß in den alten Colonien, deren repräsentative Verfassung ihnen eine größere, nicht sehr genau definierte, Unabhängigkeit vom Mutterlande sichert, bisher durchaus Nichts zum besten der Slaven geschehen ist, und in den neuern Colonien die unmittelbar durch orders in council regiert werden so wenig, daß es kaum der Rede werth ist, wie die durchaus nirgends widerlegten, zum Theil auf gerichtlichen Documenten beruhenden Mittheilungen der antislavery society beweisen, die vor uns liegen. Die zarte Schonung womit man die Pflanzer behandelte, hatte keine andere Folge als daß ihr Widerstand gegen jede Zumuthung in dieser Angelegenheit, ihre Wuth gegen die Abolitionisten, die Ungebührlichkeit, Gehässigkeit und mauvaise foi ihres ganzen Betragens einen solchen Grad erreicht haben, daß gegenwärtig ein ehrenvoller und vortheilhafter Ausgang dieser Sache für das Mutterland kaum mehr denkbar ist. Hätte man entweder nach consequenten Torgsprinzipien verfahren, keinen liberalen Redensarten Raum gegeben, und das göttliche Recht der Pflanzer unangetastet gelassen, oder hätte man von vorne herein suaviter in re aber fortiter in modo verfahren, so brauchte von dieser verdrießlichen Sache, die noch zu unabsehbaren Verwicklungen führen kann, gar nicht mehr die Rede zu seyn. Denn wenn man bedenkt, wie unbedingt die geringe Zahl der freyen weißen Bevölkerung, eben wegen ihres Verhältnisses zu der farbigen Bevölkerung von dem militärischen Schutze des Mutterlandes abhängt — wenn man bedenkt daß die westindischen Producte sogar nur durch eine, für das Mutterland sehr drückende Prämie, und durch die ganze Einrichtung des

ostindischen Handels im Stande sind auf den britischen Märkten die Concurrnz mit manchen ostindischen Producten auszuhalten, so ist wohl kein Zweifel, daß die Regierung nur gleich anfangs einigen Ernst zu zeigen gebraucht hätte, um die Westindier wenn auch nicht zur Vernunft doch zum Gehorsam zu bringen. Wie hätte Canning aber den Slaventreibern jene zarte Schonung, jene unermüdliche Geduld verweigern können, die er gegen die irländischen Drangisten, gegen die Türken, gegen die Apostolischen in Portugal und Spanien, und endlich gegen die Heilige Allianz in so reichlichem Maße übte! —

In unmittelbarer Beziehung mit den Veränderungen die seit dem allgemeinen Frieden in dem Handels- und Schiffahrtssystem Großbritanniens Statt fanden, stehen die Unterhandlungen, welche Canning als Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit den vereinigten Staaten zu führen hatte, und worin er so lange es möglich war durch große Mäßigung und Geduld den Bruder Jonathan beschämte und ihn endlich mit seiner eigenen unersättlichen Habgier strafte. In Folge der seit 1822 eingetretenen Modificationen der Navigationsacte war nämlich der Verkehr der vereinigten Staaten mit britischen Colonien in Westindien auch unter americanischer Flagge sehr begünstigt worden, und Canning konnte mit Recht ähnliche Zugeständnisse von Seiten der Nordamericaner erwarten. Diese aber verließen sich, wie es scheint zu sehr darauf, daß ihre Producte den Westindiern unentbehrlich seyen, und verursachten durch die drückenden Maßregeln, denen sie die britische Flagge in Americanischen Häfen unterwarfen, dieselbe von diesem Verkehr mit ihren eigenen Colonien auszuschließen. Durch diese übertriebenen

Ansprüche fand sich Canning endlich 1826 bezogen die alten Grundsätze der Navigationsacte gegen die Nordamericaner wieder in Kraft treten zu lassen, wodurch sie von dem Verkehr mit den Westindischen Colonien ausgeschlossen wurden. Der Nachtheil dieses Resultats war, verdienter Maßen, ganz auf Seiten der vereinigten Staaten; indem zwar Anfangs die Westindier in einige Verlegenheit geriethen, bald aber ihre ersten Lebensbedürfnisse eben so gut und eben so wohlfeil wie früher von den vereinigten Staaten so nun aus Canada bezogen, zum großen Vortheil dieser Colonie.

Nach dieser aus dem vorliegenden Werke eines sachkundigen Bewunderers von Canning — wenn auch nicht in dessen Sinne geschöpften Uebersicht seiner politischen Wirksamkeit, überlassen wir es nun dem Leser und künftigen weitem Untersuchungen, zu entscheiden in wiefern Canning die Stelle gebührt, die er in der öffentlichen Meinung des Liberalismus erhalten hat — in wiefern ihm der bescheidene Ruhm zukömmt, auf den er selbst bey einer Gelegenheit Anspruch machte, indem er sich darstellt: 'als den siegreichen Anwalt der Negerclaven, der unterdrückten Katholiken, der Liberalen in Portugal und Spanien, der unterdrückten spanischen Colonien, und der für ihre Freyheit kämpfenden Griechen!'

B. A. H.

L e i p z i g.

Bey Focke: Das Corpus juris civilis ins Deutsche übersetzt von einem Vereine Rechtsgelehrter, und herausgegeben von Dr. Carl Ed. Otto, Dr. Bruno



Schilling, Professoren der Rechte an der Universität Leipzig, und Dr. Carl Friedrich Ferdinand Sintenis, als Redactoren. Zweyter Band. 1004 Seiten in Octav.

Je wichtiger und je schwieriger das Unternehmen einer vollständigen Uebersetzung des gesammten Römisch-Justinianischen Rechtsbuchs seyn muß, um so mehr freuet sich Ref., von dem raschen Fortgange desselben Kunde geben zu können. Der vorliegende zweyte Band umfaßt die Uebersetzung des zwölften Buchs der Pandecten bis zum sieben und zwanzigsten einschließlic. Als Uebersetzer haben sich diesesmal genannt, für Buch XII und XIII Herr M. Schneider, Privatdocent der Rechte zu Leipzig; für Buch XIV Herr Dr. Treitschke, Beysitzer der Juristenfacultät daselbst; für Buch XV Herr W. Dorn, Privatdocent der Rechte daselbst; für Buch XVI Herr M. Schneider; für Buch XVII Herr Dr. Treitschke; für Buch XVIII Herr Dr. Faust in Bamberg; für Buch XIX und XX Herr Dr. Sintenis; für Buch XXI bis XXV Herr M. Schneider; für Buch XXVI Herr Dr. Hunger, Privatdocent zu Erlangen; endlich für Buch XXVII Herr M. Schneider. Redigiert sind vom Herrn Prof. Prof. Otto, die Bücher XII. XIII. XV. XVI. XXI bis XXVII; vom Herrn Dr. Sintenis Buch XVIII. — Die Verbesserungen zu dem ersten Bande, am Schlusse des vorliegenden, dürfen nicht übersehen werden.

---

G e t t i n g e n

## g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 28. November 1831.

P a r i s.

Chez Jules Lefebure, 1830: Lettres d'Artwel, correspondance politique et privée, de Louis XVIII., roi de France. Auteur du voyage à Coblenz. 116 Seiten.

Voltaire beklagte sich einst, daß während sehr viele Nationen, Chinesen und sogar die Juden, denen er so gram war, nicht ausgenommen, unter ihren Königen Schriftsteller zählten, Frankreich dieser Ehre beraubt sey (denn der Behauptung, der Urheber der Bartholomäus-Nacht, König Karl IX. sey Verfasser eines Werks über die Jagd, will er nicht beypflichten). Unsern Zeiten war es vorbehalten, einen König von Frankreich in der Reihe der Schriftsteller auftreten, wir wollen nicht behaupten glänzen, zu sehen. Zwar nennt der anonyme Herausgeber der angezeigten Schrift die Voyage a Coblenz un spirituel ouvrage, dessen succès juste et brillant dem königlichen Autor selbst viele Freude gemacht habe. Wir sind aber geneigt zu glau-

ben, daß die von dem Verfasser bekleidete königliche Würde dieser Reise ein größeres Interesse verliehen habe, als ihr Inhalt. Ein günstigeres Urtheil möchten wir auch nicht von den *Lettres d'Artwell* fällen; diese sind von Ludwig 18. während seines Aufenthalts zu Hartwell in England an den nämlichen Freund und Günstling geschrieben, den wir aus der *Voyage à Coblenz* kennen, und der sich damals seiner Gesundheit wegen auf der Insel Madeira aufhielt. Der erste Brief ist aus Hartwell den 11. Septbr. 1810 und der letzte aus Wimbledon den 4. Julius 1811 datiert. Von Politik ist wenig und nur oberflächlich in diesen Briefen die Rede; als Hindeutungen auf den Privat-Character dieses Monarchen, dem, durch sein Betragen als er nach der schrecklichen Catastrophe der Revolution den Thron Frankreichs wieder einnahm, ein ehrenwerther Platz in der Geschichte gebührt, verdienen sie gelesen zu werden. Ludwig XVIII. zeigt sich in diesen Briefen an seinen besten Freund als einen gutmüthigen Mann, die Genüsse der Tafel nicht verschmähend, den Tod seiner Gemalin aufrichtig bedauernd, an dem Ergehen seiner Verwandten, seiner Umgebungen und Dienerschaft herzlich Theil nehmend, an den Bäumen und Blumen in seinem Garten sich erfreuend, der Frühlingssonne genießend, und noch für die schöne Natur empfänglich. Ein *bonmot* ist ihm nach Art der Franzosen nicht entgegen. Daß der Beyname, den Bonaparte einst *Massena* gab, *l'enfant chéri de la fortune*, in *enfant pourri* von einem *Bonmotisten* verändert worden ist, ergötzte den König ungemein. *Massena* wird von ihm öfters mit dieser letzten Benennung bezeichnet. Ist es das Alter, oder die lange Gewohnheit des *Crils*,

oder war niemals der Ehrgeiz vorherrschende Leidenschaft in seinem Herzen? Er äußert nicht jene verzehrende Sehnsucht nach dem Besitze eines Throns, zu dem er berechtigt war (das gewöhnliche Erbtheil vertriebener Monarchen). Zwar sagt er bey Gelegenheit der Auffangung Lucians Bonaparte durch die Engländer auf seiner Reise nach America: 'Je regarde M. Lucien comme un autre Sinon. Mais il était brouillé avec son frère — Plaisante raison! Querelle de coquins n'est rien. Ils ont le même intérêt et voilà le lien de ces gens la. Allein keine Stelle in seinen Briefen verräth Unzufriedenheit mit seiner damaligen Lage; er spricht über die Siege Wellingtons und über die Zwistigkeiten, die sich zwischen Bonaparte und dem Kaiser Alexander in dieser Periode erheben, als ihm gleichgültige Sachen, deren Resultate für ihn nur ein allgemeines historisches Interesse haben. Das Haus, das er in Hartwel bewohnt ist feucht, es mangeln viele Bequemlichkeiten. Man hat dem Könige das Schloß von Warwick gerühmt, er besucht es, es gefällt ihm, er möchte es gerne miethen, aber der Miethpreis ist zu hoch. In seiner Lage, schreibt er, muß man sich zu behelfen wissen. Er will in Hartwell bleiben, seine Gemalin ist dort mit ihm gewesen, ist dort gestorben. — Der interessanteste Theil dieser Briefe betrifft den abgesetzten König von Schweden. Ludwig XVIII. war diesem Verbindlichkeiten schuldig; das diesem Monarchen zugestoßene Unglück (das er sehr unverdient glaubt) hält er für eine gute Gelegenheit sich dankbar zu bezeigen. Er ladet den entthronten Monarchen ein, nach England zu kommen, und seine Einsamkeit zu Hartwell mit ihm zu theilen. 'Sein unglücklicher Freund, schreibt er, sey hinlänglich an der schwe-

dischen Nation dadurch gerächt, daß der infame Herzog von Südermanland Bernadotte zu seinem Nachfolger gewählt habe.' Der König von Schweden kommt in England an; welche Freude für Ludwig XVIII.! Ihm einen königlichen Empfang zu bereiten, mußten so viele Emigranten als er nur aus London herbeiziehen kann, sich in Hartwell einfänden. Ludwig XVIII. und sein Hof sind von Gustav Adolph IV. bezaubert. Er kann nur nicht das Klima von England vertragen, wie unglücklich! Ludwig XVIII. kann nicht begreifen, daß der König von Schweden keinen Haß gegen seinen Onkel den Herzog von Südermanland hegt, sogar dessen Vertheidigung führt. 'Die unglückliche Manie die Volksstimme, als die Stimme Gottes anzusehen, die Theorie der neuen Philosophie, hat sich auch der Seele des Königs von Schweden bemächtigt.' Am 18. November 1810 war der König von Schweden angekommen. Am 13. März 1811 schreibt Ludwig XVIII.: 'Der König von Schweden reiset Morgen nach dem festen Lande zurück. Armer Prinz, ich besorge das Glück, dessen er so würdig ist, wird ihn für immer fliehen. Nicht das Andenken seines erlittenen Sturzes vom Throne ist es das ihn quält. Er redet mit einer Gleichgültigkeit davon, daß man ihn so reden gehört haben muß, um es zu glauben; er sucht die Ruhe, und auf dem Wege auf welchem er diese sucht, wird er sie nie finden. Man sieht er hat häusliche Leiden. Ich wünschte er wäre nie nach England gekommen. Wehe den Freymauern und besonders den Illuminaten! ich glaube, diese sind größtentheils an seinem Unglücke Schuld, und seit er den Thron verloren hat, haben ihm diese viel Unheil zugefügt, und thun es noch.' In dem folgenden Briefe vom 1. April 1811

drückt sich Ludwig XVIII. noch stärker aus: 'Sie verwundern sich über mein Stillschweigen in Betreff des Königs von Schweden. Seine großmüthige Seele hatte und wird nie einen andern Zweck kennen, als der guten Sache zu dienen. Ich werde nie vergessen, daß er mir, als er im Glücke war, die Hand reichte. Meine Dankbarkeit, meine Freundschaft werden ihm ins Grab folgen. J'aurais toujours eu horreur du crime qui l'a précipité du trône, mais, je vous l'avoue, j'ai cessé d'en être surpris. Gardés-vous de croire que je veuille l'accuser de démence, mais n'est pas fou qui ne raisonne bien. Intact, sublime dans tous ses principes d'honneur et de vertu, il n'est malheureusement pas si bien partagé du côté des idées. Plut à Dieu que les franc-maçons se fussent bornés aux concerts de la loge Olympique. Je crains de n'être pas clair; mais autant ma main obéit aisément quand je veux parler de mes peines personnelles, autant elle repugne à traiter le sujet en question. Jamais, je le prédic, il ne remontera sur son trône; et, je l'ajoute avec douleur, jamais le moindre rayon de douceur ne luira pour lui!' — Bey der Veranlassung, daß Ludwig XVIII. der Uebersetzung des Horaz von Daru auf eine tadelösee Art erwähnt, benachrichtigt uns der Herausgeber der Lettres d'Artwel daß der König eine Uebersetzung dieses Dichters in französischen Versen verfertigt habe, die nächstens gedruckt erscheinen würde. — Wir müssen noch eines glänzenden Balls und Soupers erwähnen, daß der verstorbene König Georg IV. als Prinz Regent am 19. Julius 1811 den damals in England sich aufhaltenden Mitgliedern der Königlichen

Französischen Familie gab. Ludwig XVIII. erwähnt in mehreren Briefen diese Fete als ein außerordentliches Ereigniß, und worauf er sich im Voraus freuet. Denken wir uns die langen und blutigen Kriege, die zwischen England und Frankreich Statt gefunden hatten, den zwischen beiden Völkern seit langen Zeiten herrschenden Nationalhaß, und nun die von den Franzosen vertriebenen Bourbons an der Tafel des Regenten desjenigen Landes vereinigt, auf dessen Untergang Frankreichs Könige so kräftig hinarbeiteten; denken wir uns den Prinz Regenten an der Seite der Prinzessin (der Herzogin von Angouleme) sitzend, die ein französischer Gesandte in London ihm lange zuvor zur Gemalin vorgeschlagen hatte, und die der Prinz an diesem Tage zum ersten Mal sah; denken wir uns den König von Frankreich in einem einfachen grauen Rocke, mehr einem Dorfschulmeister als einem Monarchen ähnlich, gerade durch sein einfaches Wesen die Herzen aller gewinnend, und den Prinz Regenten mit der ihm eigenthümlichen Galanterie nur bemühet, seine vornehmen Gäste auf eine so ausgesuchte und glänzende Art zu bewirthen, als saßen die Bourbons noch auf dem Königsthron, von dem sie damals eine unendliche Kluft zu trennen schien. Ludwig XIV. nahm den aus England vertriebenen Jacob II. aus Politik an seinem Hofe auf; als eine veränderte Politik die Verfolgung der englischen Königsfamilie vorzuschreiben schien, der er Schutz versprochen hatte, und zu geben durch die Gesetze der Ehre verpflichtet war, versagte er ihr den ferneren Aufenthalt in Frankreich. Wie ganz anders verfuhr England. — Doch wir kehren zu der Fete des Prinz Regenten zurück. Nur wenige Stunden konnte Ludwig XVIII. derselben beywohnen. Das

189. St., den 28. November 1831. 1887

Podagra, das ihn oft heimsuchte, warf ihn am folgenden Tage auf das Krankenlager, und indem er seinen Freund hiervon benachrichtigt, schließt sich der Briefwechsel.

## M ü n c h e n .

Typis Caroli Wolf: Dissertatio iuridica: Num bonae fidei possessori dene-ganda sit damni infecti stipulatio? quam pro facultate legendi rite obtinenda publice defendet auctor Ernestus Phil. L. B. a Reizenstein, J. U. D. 1830. 36 Seiten in Octav.

Der Verfasser sucht aus Gründen der Billigkeit und aus Analogien zu beweisen, daß der bonae fidei possessor in dem Anspruch auf damni infecti stipulatio eben so wohl dem wahren Eigenthümer gleichstehen müsse, als in den meisten anderen Beziehungen. Die beiden entgegenstehenden Stellen, fr. 11 und fr. 13 §. 9 de damno infecto, beseitige er dadurch, daß er in der ersten die Worte am Ende: id est creditori, welche nach Haloander sogar in einigen Handschriften oder Ausgaben fehlen sollen, mit Faber für ein falsches Glossem erklärt, und dann in der zweyten Stelle nur eine Relation über eine ältere Meinung des Marcellus findet. Die Hauptsache ist also nicht neu; nur die Gründe dafür sind schärfer und vollständiger entwickelt als bisher. Uebrigens ließe sich noch einfacher helfen, wenn statt id est gelesen würde: item; denn diese Ausdrücke werden in Handschriften außerordentlich oft verwechselt.



## H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Sämmtliche Anomalien des griechischen Verbs im Attischen Dialect, auf Analogien zurückgeführt, in tabellarischen Uebersichten dargestellt und als Anhang zu jeder Grammatik bearbeitet von Raphael Kühne, Dr. Phil. 1831. Royal Patent-Format in 4 Tabellen, Preis 12 Ggr.

Wie wir auf die Arbeiten denkender Schulmänner gern aufmerksam machen, wenn wir auch die ausführlichen Beurtheilungen derselben andern Blättern überlassen müssen, so auch hier. Die sämtlichen Anomalien des Attischen Verbs sind auf diesen vier Tabellen unter sechs Abtheilungen gebracht. Abth. I. Anomalien in der Augmentation. II. In der Formation der regelmäßigen Verba. III. In der Formation einzelner Verben, sowohl Pura als Impura. IV. Anomalien im Stamme. V. In den Personalendungen und im Stamme. VI. In Ansehung der Bedeutung. Es ist dadurch die Uebersicht eines der schwierigsten grammatischen Gegenstände sehr erleichtert; und der Gebrauch dieser Tabellen kann um so allgemeiner empfohlen werden, da sie auf keine einzelne Grammatik sich beziehen, sondern bey allen angewandt werden können.

Hn.

---

# St t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

190. 191. Stück.

Den 1. December 1831.

---

R o m.

Typis Vaticanis: SS. Episcoporum Nicetae et Paulini scripta ex Vaticanis Codicibus edita. Accedit ejusdem S. Nicetae opusculum aliud Chisiani Codicis ope emendatum; item episcopologii Aquilejensis antiquum fragmentum ex Codice Vaticano editum. 1827. XII u. 72 S. Fol.

Eine neue Bereicherung der patristischen Literatur, die wir, wie die Dedication an den Papst Leo 12. anzeigt, dem unermüdlischen Herausgeber alter Documente, Herrn Angelo Mai, verdanken.

Das bedeutendste Stück dieses neuen Fundes sind die bisher unbekanntenen 3 Werke des Bischofs Niceta, wie Mai meint, von Aquileja im 5ten Jahrh., de ratione fidei, de spiritus s. potentia, und de diversis appellationibus Domino nostro Jesu Christo convenientibus. Diese sind aus einem Cod. Vatic. genommen, der außerdem noch einige andere patristische Werke,

namentlich von Ambrosius enthält, und von dem Herausgeber ins 15te Jahrh. gesetzt, aber für eine Abschrift eines älteren Manuscripts gehalten wird. Um die Ausgabe des Nicetas vollständig zu machen, hat der Herausgeber die schon öfter edierte *Explanatio symboli habita ad competentes* nach einer neuen Vergleichung des *Codex Chisianus*, in welchem sie uns erhalten ist, sodann auch die zuerst von Michael Denis in *f. Codd. Mss. theol. bibl. Palat. Vindob. Vol. 2. P. 3. p. 2042 sqq.* herausgegebenen 6 Fragmente aus der Schrift des Nicetas *ad Competentes* wieder aufgenommen. Auf die Schriften des Nicetas folgt *Pars Episcopologii Aquilejensis post Aquilejæ excidium ab Attila peractum nempe ab anno 452 usque ad 628* aus zwey *Codd. Vatic.*, dem einem aus dem 11ten, dem andern aus dem 13ten Jahrh. Dieß Document ist für die Geschichte der Kirche von Aquileja zur Zeit des aus Veranlassung des 3. Kapitelstreites entstandenen Schisma von 539—698 von großer Wichtigkeit. Es enthält die Reihe der Aquilejischen Bischöfe von Nicetas an (von welchem ausdrücklich gesagt wird, er sey zur Zeit der Zerstörung der Stadt durch Attila Bischof daselbst gewesen), bis auf Cyprian 628, zum Theil in einer andern Ordnung, als sie in *de Rubeis Monum. Eccles. Aquilej.* aufgeführt sind. Außerdem finden sich darin zur Ergänzung, vielleicht auch Berichtigung von Rubeis manche andere interessante kirchenhistorische Notizen, und darunter manches, wovon der Herausgeber rühmt, es sey der Römischen Kirche überaus ehrenvoll und angenehm. Es ist bekannt, wie der Herausgeber in seiner literarischen Thätigkeit nichts der Art, auch das unscheinbarste, ja nichtsbeweisende, zu übersehen pflegt.

Zuletzt sind noch zwey Carmina des Paulinus von Nola mitgetheilt, welche sich in den bisherigen Ausgaben nicht finden. Das eine von 239 Versen ist eine Art von Sünden- und Glaubensbekenntniß des Paulinus post conversionem et baptismum suum, das andere von 28 Versen ebenfalls ein carmen ad Deum de domesticis suis calamitatibus, nämlich über das unglückliche Schicksal seines Bruders und seiner Schwester. Die Echtheit beider Carmina ist, da der schriftstellerische Character und die Lebensgeschichte des Paulinus aus den bereits edierten Werken hinlänglich bekannt ist, nicht schwer zu evincieren.

Wir kehren in unserer Anzeige zu den Schriften des Nicetas zurück. Der Herausgeber gibt von denselben einen lesbaren Text, aber er zeigt genau an, was er geändert und wie die Handschriften lesen. So ist es möglich, seine Emendationen oder Conjecturen zu prüfen und zu berichtigen. Dieß letztere scheint mir besonders in einer Stelle der Schrift de diversis appellationibus etc. p. 32. nothwendig, wo die Handschrift folgende Worte hat: Panis dicitur, quia famis scientiam per suum refecit evangelium. Hr. Mai corrigiert famen gentium, was weder dem Sinne, nach der handschriftlichen Leseweise entsprechend genug ist. Richtiger scheint famem esurientium; wofür auch eine Stelle im Folgenden spricht: justitiam debes esurire, redemptorem sitire, quod Christus est; satiat enim, quia panis est. Andere Stellen, wo wir über unsern Widerspruch gegen den Herausgeber weniger gewiß sind, lassen wir unberührt. — Die gelegentlichen Anmerkungen unter dem Texte verrathen, wenn sie theologi-

scher Art sind, den Römischen Theologen. Wie ängstlich er in diesem Puncte ist, sieht man daraus, daß er für nöthig findet, zu bemerken, nicht Nicetas selbst stelle p. 11. de Spiritus S. potentia, die Frage vom heil. Geiste: *natus est?*, sondern die Häretiker, die er redend einführe. Dieß und Aehnliches, z. B., daß auch Nicetas, da er gleich im Anfange seiner allocutio de ratione fidei auf die Nothwendigkeit der cura bonorum operum nach gescheneher Wiedergeburt durch den Glauben dringe, dem protestantischen Lehrbegriffe nicht günstig sey, schenkt man dem Herausgeber gern. Ersprießlicher und wichtiger ist seine Praefatio zu den Schriften des Nicetas. Sie enthält schätzbare Materialien, und der Beweis, daß die neuentdeckten Schriften in die Mitte des 5ten Jahrhunderts gehören, und demselben Bischof Nicetas zuzuschreiben seyen, der als Verfasser der Explanat. symboli und der von Denis edierten Fragmente ad Competentes gelte, ist vollständig und genügend. Allein, welcher Nicetas der Verfasser sey, ob der Bischof von Aquileja, oder der fast gleichzeitige, aber etwas frühere Dacische Bischof dieses Namens, diese Frage ist von dem Verf. zwar bestimmt genug für den ersteren, aber in der That nicht gründlich beantwortet worden. Was er darüber sagt, hat uns nur Stoff und Anlaß zu weiteren Untersuchungen gegeben, deren Resultate wir hier kurz mittheilen.

Die erste sichere Nachricht von einem Abendländischen Bischof Nicetas, als Verfasser ähnlicher katechetischer dogmatischer Werke, wie die hier mitgetheilten, gibt uns der Presbyter Genadius de illustr. viris Cap. 22, ohne die Zeit, wenn jener Mann gelebt, näher zu bestim-

men. Nach dem gewöhnlichen Texte heißt jener Bischof *Niceas*, und so wird er auch von Cave und andern patristischen Litterärhistorikern aufgeführt. Unstreitig aber richtiger lesen bedeutende Mss. *Nicetas*. Gennadius sagt von diesem *Nicetas*, daß er *simplici et nitido sermone competentibus ad baptismum instructionis libellos sex* geschrieben habe. Diese sechs Bücher scheinen ein Ganzes, einen vollständigen catechetischen Unterricht, gebildet zu haben, worauf auch ihre Reihenfolge hinweist. Das erste enthielt eine Anweisung an die Competenten zum rechten Betragen vor der Taufe, das zweyte eine Widerlegung der heidnischen Irrthümer, das dritte handelte *de fide unice majestatis*, das vierte war gegen die *genethlogia*, oder, wie Andere lesen, gegen die *genealogia* gerichtet, das fünfte legte das Symbol aus, und das sechste handelte *de agni paschalis victima*. Außerdem schreibt Gennadius diesem *Nicetas* ein Büchelchen zu *ad lapsam virginem*. Das Schwierigste aber in der Nachricht des G. ist, daß er den *Nicetas* als Bischof *Romacianae* oder *Romaniciae civitatis* aufführt. Wo liegt diese Stadt? Die unbefangene Forschung kann sie nicht anders finden, als in der Stadt *Romesiana* (Peut.) oder *Remesiana* (Itin. Ant.) in *Dacia mediterranea*, zwischen *Sardica* und *Naissus*. Ist dieß richtig, so ist der *Nicetas* des Gennadius kein anderer, als der Dacische Bischof dieses Namens, der ein Freund des Paul. Nol. war, von diesem in einem Gedichte gefeyert und Epist. 29 (Ed. Le Brun.) genannt wird *venerabilis Episcopus et doctissimus Nicetas*; wahrscheinlich auch derselbe, dessen der Pappst Innoc. I. in einem Briefe an den Bischof *Marcianus* von *Naissus*

(Ep. 16) erwähnt, und in der Ueberschrift von Ep. 17 als einen Macedonischen Bischof aufführt. Außer Gennadius erwähnt Cassiodor in seiner instit. divin. script. Cap. 16. mit großem Ruhme der Schrift eines Niceti oder Nicetae episcopi de fide. Höchst wahrscheinlich ist dieser Nicetas, dessen Bisthum nicht näher bestimmt wird, derselbe, den G. rühmt, und das bezeichnete Buch eins von jenen sechs libellis instruct. vielleicht das dritte de fide unicae majestatis. Nun macht uns aber Montfaucon in s. Diar. Italic. p. 84 mit einem Briefe Henrici Clerici ad Stephanum aus dem 11ten Jahrhunderte bekannt, worin die Bibliothek des ehemaligen Klosters Pomposa am Ufer des Adriatischen Meeres beschrieben und ein Codex derselben ausgezeichnet wird, der außer einigen Schriften des Ambrosius und Fulgentius auch 3 Schriften Nicetae episcopi enthalten haben soll, nämlich de ratione fidei lib. I. de spiritus sancti potentia lib. I. und de diversis appellationibus Domino nostro Jesu Christo convenientibus. Dieß sind offenbar dieselben Schriften, welche Mai aus dem Cod. Vatic. zum ersten Male ediert. Auch ein handschriftlicher Catalog der Klosterbibliothek von Lauresham (Vorsch), vielleicht eben so alt, als des Montfaucon monumentum Pomposianum, kennt zwey jener Vaticanischen Tractate des Nicetas: liber Niceti de aequalitate Dei patris et Dei filii (offenbar der Vatican. Tractat de ratione fidei) und lib. I. de spiritu sancto. Wenn nun überall außer Gennadius, auch im Cod. Vatican. der Verfasser nie anders genannt wird, als schlecht hin Nicetas oder höchstens S. Nicetas episcopus, ohne alle nähere Bestimmung des Bis-

thums, so sollte man denken, daß wenn, wie Mai mit Recht behauptet, die neu entdeckten Schriften des Nicetas keine andern sind, als ein Theil der von Gennadius Cap. 22 aufgeführten 6 libelli instructionis ad competentes, auch der Bischof Nicetas, dem sie beigelegt werden, kein anderer seyn kann, als der Gennadische episcopus Romaniciae civitatis aus Dacien. Die von Mai mit aufgenommenen 6 Fragmente des Nicetas in der Wiener Handschrift haben zur Ueberschrift bloß den Namen des heil. Nicetas; aber Inhalt und Citierformel der Fragmente aus liber 1. oder 2. ad Competentes setzen es außer allem Zweifel, daß sie dem Gennadischen Bischof aus Dacien angehören. Auch scheinen Fragm. 3. die Worte des Anfangs: Non enim ante ad confessionem venit, nisi prius fuerit Diabolo renuntiatum. Sicut nec aurilegus ante aurum mittit in sacculum, nisi prius terram vel limum laverit universum, — auf Goldwäscheren oder Goldgruben hinzudeuten, die dem Dacischen Bischofe wohl näher waren, als dem Bischof von Aquileja.

Auf ein ganz anderes Resultat scheint dagegen die schon früher bekannte, aus einem Codex Chisianus zuerst zu Padua 1799 herausgegebene Schrift des Nicetas, explanatio symboli, habita ad competentes, zu führen; denn sie wird in der Handschrift ausdrücklich dem Bischof Nicetas von Aquileja zugeschrieben. Wenn nun diese Schrift, wie wahrscheinlich, dieselbe ist mit dem fünften Buch des Gennadischen Nicetas de symbolo, so entsteht ein Widerspruch zwischen der Nachricht des Gennadius und des Cod. Chisianus über die Persönlichkeit des Ver-



fassers. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Wenn die in der vorliegenden Ausgabe gesammelten Schriften und Fragmente von einem und demselben Verfasser sind, wie höchst wahrscheinlich und wenn sie sämmtlich zu den 6 libellis instruct. ad baptism. des Gennadischen Bischofs Nicetas gehören, wie allgemein angenommen wird, so entsteht die Frage: Ist der Bischof Nicetas von Aquileja, den der Cod. Chisianus als Verf. der Expl. symbol. nennt, eine und dieselbe Person mit dem Bischof Nicetas von Romaniana oder Romanicia? Verneint wird diese Frage von Denis und Zabeo, einem Venetianischen Theologen, in seiner Schrift *Explanacionem symboli quae prodiit Patavii 1799 tribuendam probabilius esse S. Nicetae Dacorum Episcopo quam B. Nicetae Episcopo Aquilejensi Venet. 1803* (vergl. *Giorn. dell' lett. It. Tom. IV. 243 sqq.*). Bejahet dagegen wird sie von Petrus Braida in seiner Ausgabe des Nicetas *S. Nicetae Ep. Aquilej. Opuscula duo* (nämlich die Explan. symboli und libellus ad virginem lapsam) *nunc primum conjunctim edita, eidemque S. Aquilej. antistiti vindicata atque illustrata, additis aliquot deperditorum fragmentis. Utini 1810* (vergl. *Giornale dell' letter. Ital. Tom. 31. p. 59 sq.*) und von dem neuesten Herausgeber Mai. Beide Parteien sind darin einverstanden, daß die vorhandenen Schriften des Nicetas bis auf den libellus ad virg. lapsam sämmtlich einem und demselben Verf. zukommen und zwar dem von Gennadius aufgeführten Bischofe dieses Namens. Es ist hier weder der Ort, noch die Zeit, die einzelnen Gründe, welche von beiden Seiten einander entgegengesetzt werden, voll-

ständig zu erörtern; es ist von beiden Seiten viel Leeres und Haltloses gesagt worden. Nur Folgendes gehört hieher. Wir wundern uns nicht, daß Petr. Braidä, der vornehmste Vertheidiger der Identität des B. Nicetas von Aquileja und des Gennad. Bischofs Nicetas von Romatiana, die völlige grundlose Vermuthung des Baronius, daß civitas Romantiana bey Gennadius und in der Martyrol. Roman. 22 Junius nur ein anderer Name für Aquileja sey, ganz aufgegeben hat. Er stellt eine scheinbarere Vermuthung auf, nämlich die, daß die civitas Romatiana ein Ort in der kirchlichen Diöces von Aquileja nicht weit von der Stadt Concordia am Flusse Romatinus (Romazio), und Nicetas ein Auxiliarbischof der Diöces von Aquileja gewesen und wohl auch im weiteren Sinne Episcop. Aquilejensis genannt worden sey. Allein die Vermuthung hat zu wenig historischen Grund, und zu viel Willkührliches, als daß wir ihr vertrauen dürften. Von einer Stadt jenes Namens in jener Gegend findet sich nirgends eine sichere Spur. Auch die Aquilejischen Auxiliarbischöfe werden in der Art, wie Braidä sie findet, vergebens gesucht. Und wenn der fragliche Nicetas derselbe seyn soll, an den Leo der Große seine Epist. 159 (Ed. Balzer.) im J. 458 geschrieben, so war dieser wirklicher Bischof von Aquileja; als solcher wird er auch in dem oben erwähnten Episcopologium aufgeführt.

Rec. hält es für unmöglich, den Gennad. Nicetas von Romatiana mit dem Bischof Nicetas von Aquileja bey Leo dem Gr. und im Episcopolog. zu identificieren. Sind sie aber zwey verschiedene Personen, so bleibt nichts übrig, als entweder alle von Mai edirten Schriften dem

Nicetas von Aquileja, den der Cod. Chisianus bey der Explant. symbol. nennt, beyzulegen, in diesem Falle aber dieselben für ganz verschieden zu halten von den Gennadischen libellis instruct. ad bapt., oder, wenn man jene Schriften für die von Gennadius unter dem Namen Nicetas angeführten hält, sie sämmtlich dem Dacischen Bischöfe dieses Namens zuzuschreiben. Der Protest, den der Cod. Chisianus wegen der Expl. symb. dagegen einlegt, hat nichts zu bedeuten, denn seine Auctorität ist jedenfalls geringer, als die des Gennadius, der in demselben Jahrhundert schrieb, in welchem die beiden Bischöfe Nicetas lebten. Wichtiger aber scheint Folgendes: 1. Von dem Nicetas von Aquileja wird nirgends glaubwürdig bezeugt, daß er ein namhafter Schriftsteller gewesen; von dem Dacischen Bischöfe Nicetas dagegen, wenn die Civitas Romatiana in Dacien zu suchen ist, bezeugt der glaubwürdige Gennadius, daß er Schriften des Inhaltes geschrieben, wie die vorliegenden. Dazu kommt 2. daß in dem Martyr. Rom. 7 Jan. von dem Dacischen Nicetas gerühmt wird, daß er *feras et barbaras gentes praedicatione mitis reddidit ac mansuetas*. Zu dieser Thätigkeit stimmt der Inhalt der vorliegenden Schriften aufs beste; und wenn Gennadius von seinem Nicetas sagt, daß er im zweyten Buche seiner *instructio de gentilitatis erroribus* handle, und unter andern darin bemerke, daß die Heiden noch zu seiner Zeit einen gewissen Melodius wegen seiner Freygebigkeit und einen Bauer Gaudarius wegen seiner Tapferkeit unter die Götter versetzt hätten, so stimmt dieß vielmehr zu dem Dacischen Nicetas, als dem von Aquileja. 3. endlich lehrt eine genaue Vergleichung, daß das

kirchliche Symbol, welches in der Schrift Expl. symboli vollständig angegeben wird, nicht mit dem Symbol der Kirche von Aquileja, das wir aus Ruffin kennen, sondern weit mehr mit dem Symbol der Röm. Kirche übereinstimmt. Die Römische Formel des Symbols aber spricht weit mehr für den Dacischen Nicetas, von dem wir aus Paulinus und den Briefen des Papstes Innocens I. wissen, daß er mit der Röm. Kirche in genauer Verbindung gestanden, als für den Nicetas von Aquileja, der, wenn er auch mit Leo dem Gr. in Correspondenz stand, doch dadurch nicht bestimmt werden konnte, von der symbolischen Formel seiner Kirche so abzuweichen, daß er z. B. den Satz von Christo descendit ad inferos, und im ersten Artikel die Worte invisibilem et impassibilem, welche zur Zeit Ruffins schon in der Aquilejischen Formel standen, ausließ.

Diese Gründe scheinen uns von solchem Gewicht, daß wir es wagen, mit dem Venetianer Zambeo und mit Denis gegen Mai sämtliche von Nicetas vorhandene Schriften dem Dacischen Bischof Nicetas von Romatiana oder Romesiana beizulegen.

Das von Gennadius gerühmte libellus des Nicetas ad virginem lapsam glaubte Petrus Braidia in dem vorhandenen Buche dieses Titels und Inhalts, welches in den Ausgaben bald dem Hieronymus, bald dem Ambrosius, bald dem Augustin beygelegt wird, wieder zu erkennen, und hat es deshalb in seine Ausgabe, als Werk des Nicetas von Aquileja aufgenommen. Mai hat es nicht aufgenommen, weil es bis jetzt in keiner Handschrift dem Nicetas beygelegt werde, auch die Verschiedenheit des Styles und die

Varietät der Ueberschrift zweifelhaft mache, ob es wirklich dem Nicetas zukomme. Es wäre aber vielleicht rathsam gewesen, zur Vergleichung auch das zweifelhafte Buch wieder mit aufzunehmen.

Zum Schlusse bemerken wir, daß die vorliegenden Schriften des Nicetas weder in historischer noch dogmatischer Hinsicht von großer Bedeutung sind. Sie tragen ganz den Character der damaligen Zeit, in der die abendländische Theologie schon in Verfall gerathen war. Für die Geschichte der patristischen Latinität, und die Wiederherstellung der älteren latein. Uebersetzung, der sogenannten Itala, liefern sie indeß dankenswerthe Beyträge. In einem der Fragmente findet sich eine Stelle, die vielleicht für die Freunde der antiken Schmuckgeschichte nicht ohne Interesse ist, und die wir deshalb hier mittheilen: Oro vos, quid faciunt in viris capilli acu crispanti, comae retro quidem cervicem cooperientes, ante autem frontem penitus abscondentes, ita ut nec signo Christi locus liber relinquatur in fronte? — — Similiter et mulieres caput ligantes ut scutum, ut frons tamquam vallis inter duos subsistat colles; ut de auribus pondera lapillorum auro ligata dependeant, ut brachia onerentur auro, ut cervicem premant catenae vel lapides, et pedibus sanguineae calciamentis flammulae rutilent. Vielleicht liegt auch hierin eine ethnographische Andeutung. Doch wagen wir darüber nichts zu bestimmen.

£.

## D u b l i n .

Bey R. Graisberry: The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XV. 1828. 4.

Theorie der Systeme von Lichtstrahlen, von Hamilton. In dieser Abhandlung untersucht der Verfasser ganz allgemein in geometrischer Rücksicht die Eigenschaften, welche die Lichtstrahlen, die von Puncten oder leuchtenden Flächen ausgehen, und beliebig zurückgeworfen oder gebrochen werden, hinsichtlich ihrer gegenseitigen Lage erhalten müssen, in welchen Untersuchungen derselbe zwar an Malus schon einen Vorgänger gefunden hat, der aber nach des Verfassers Urtheil in der Anwendung seiner Theorie auf die Verbindungen von Spiegeln und Gläsern, einige Fehlschlüsse begangen haben soll. Der Verfasser leitet zuerst aus dem bekannten Gesetz der Zurückwerfung des Lichts den Satz ab, daß der Weg eines Lichttheilchens zwischen zwey bestimmten Puncten immer ein Minimum wird. Sucht man ferner eine Oberfläche, welche ein gegebenes System von Lichtstrahlen in einen gegebenen Brennpunct vereinigen soll, so muß man zuerst untersuchen, ob es eine Reihe von Oberflächen gibt, welche das System der einfallenden Lichtstrahlen senkrecht durchschneiden, (perpendiculäre Oberflächen); ist dieß nicht der Fall, so läßt sich für dieses System kein Spiegel, der die angegebene Eigenschaft besitzt, finden. Hieraus läßt sich folgern, daß wenn Strahlen, die von einem gegebenen Punct, oder einer perpendiculären Oberfläche ausgehen, durch eine beliebige Verbindung von Spiegeln, so oft man will zurückgeworfen worden sind, die Strahlen des zuletzt gebildeten Systems senkrecht von einer Reihe Oberflächen durchschnitten werden, welche die merkwürdige Eigenschaft besitzen, daß das ganze Polygon, welches das Licht bis zu einer dieser Oberflächen durchlaufen hat, für jeden Strahl

von einerley Länge ist, und diese Oberflächen nennt der Verf. Oberflächen von constanter Wirkung. Ferner ergibt sich hieraus, daß wenn man aus irgend einem Punct des letzten Spiegels als Mittelpunkt eine Kugel beschreibt, deren Radius einer constanten Größe gleich ist, die um die ganze Bahn des Lichttheilchens vermehrt oder vermindert wird, und dieselbe Construction bey allen Puncten anlegt, so wird die Oberfläche, welche alle Kugeln umhüllt, die letzten zurückgeworfenen Strahlen senkrecht schneiden. Wenn daher Strahlen die von irgend einem leuchtenden Punct, oder von einer leuchtenden Oberfläche senkrecht ausgehen, vermittelst einer beliebigen Verbindung von Spiegeln zurückgeworfen werden, so ist es immer möglich eine spiegelnde Oberfläche zu finden, die alle letzten Strahlen in einen Punct vereinigt. Der Verf. führt nun eine Classification der verschiedenen Strahlensysteme ein. Unter einem Strahl versteht er wie gewöhnlich die gerade Linie, nach welcher das Licht fortgepflanzt wird, und unter einem System von Strahlen eine unendliche Menge solcher Linien, deren Lage durch irgend ein analytisches Gesetz ausgedrückt werden kann. So bilden z. B. die von einem leuchtenden Punct in einem gleichförmig dichten Mittel fortgehenden Strahlen, ein System, die gebrochenen oder zurückgeworfenen ein anderes System. Drückt man nun einen Strahl analytisch durch zwey Gleichungen zwischen seinen drey Coordinaten aus, so stehen die Coefficiente dieser Gleichungen in einer gewissen Relation zu einander, so daß sie als Functionen einer oder mehrerer Größen betrachtet werden können. Die arbiträren Größen, welche in diesen Gleichungen vorkommen, nennt der Verf.

die Elemente der Lage, und nach der Anzahl der Elemente wird das System classificiert, so daß diejenigen Systeme, welche ein Element enthalten, zur ersten Classe gehören u. s. w. Betrachtet man z. B. die Strahlen die in allen Richtungen von einem leuchtenden Punkte ausgehen, so sind die Gleichungen der Strahlen von der Form,  $x - a = \mu(z - c)$ ,  $y - b = \nu(z - c)$ , wo  $a, b, c$  die Coordinaten des leuchtenden Punktes sind, und wenn man unter allen Strahlen nur diejenigen berücksichtigt, die in einer Ebene liegen deren Gleichung  $z - c = A(x - a) + B(y - c)$  ist, so sind die Größen  $\mu, \nu$ , durch die Gleichung  $A\mu + B\nu = 1$  verbunden, und bloß eine derselben ist willkürlich, so daß dieses System durch die Gleichung  $\nu = \varphi(\mu)$  ausgedrückt werden kann, und dasselbe von der ersten Klasse ist. Zugleich ist einleuchtend, daß wenn dieß System beliebig oft gebrochen oder zurückgeworfen wird, die Classe wozu es gehört, nicht geändert werden kann, ausgenommen in dem Fall, wo bey der Brechung noch ein Element, wegen der verschiedenen Farbe der Strahlen eingeführt wird, und hierdurch das System in die zweyte Klasse gelangt. Man sieht hieraus in welcher Allgemeinheit der Verfasser seine Untersuchungen in der analytischen Optik durchgeföhrt hat. Ueber die Größe der Präcession, aus solchen Sternen abgeleitet, die keine eigene Bewegung zu haben scheinen, von Brinkley. Der Verf. findet dieselbe für das Jahr 1788 zu  $50''492$ , und die eigene Bewegung des Polarsterns gegen den Pol zu in 66 Jahren =  $3''18$ . Ueber die Correction der mit Aequatorial-Instrumenten gemachten Beobachtungen von Robinson.



Beschreibung einer neuen Luftpumpe, nebst einer Untersuchung über die Entleerungskraft bey den verschiedenen Constructionen dieses Werkzeugs, von Robinson. Ueber die Verbesserung der Fehler von astronomischen Kreisen, durch Ablefen auf entgegengesetzten Seiten, von Robinson. — Irländische Urkunden über Landbesitz vom 12ten bis 17ten Jahrhundert, von J. Hardiman. Sie gehören zu den Seltenheiten, weil die meisten bey den großen Consecrationen durch die Engländer absichtlich vernichtet wurden. Es werden hier 39 in der Ursprache mit der Uebersetzung mitgetheilt. Ein Versuch über den Zustand der Architectur und der Alterthümer, vor der Landung der Normänner in Irland, von Beaufort. Die Monumente gehören theils in die Classe der Hünen-Gräber und Druiden-Altäre, theils sind es Thürme. Von beiden werden auch die Abbildungen gegeben. Bemerkungen über die Irländische Sprache von Scurry. Die Irische Sprache, ein Zweig der Celtischen, ist eine Ursprache, und verdient, da sie sich rein erhalten hat, gewiß die Aufmerksamkeit der Sprachforscher. Es werden hier von 6 Grammatiken und 7 oder 8 Wörterbüchern derselben Nachrichten und Auszüge mitgetheilt. Originalbriefe von Jacob VI. und dem Kanzler Maitland an Robert Bruce, mitgetheilt von William Bruce.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 3. December 1831.

G ö t t i n g e n.

Bey Dietrich, 1830 u. 1831. J. H. Plath  
Dr.: Geschichte des östlichen Asiens Th. I. Die  
Völker der Mandchurey. 2 Bände. 1036 Sei-  
ten in 8.

Kein Theil der Geschichte ist leicht allgemein  
so unbekannt, als die des östlichen Asiens. Bey  
dem mannigfaltigem Interesse, das sie gleich-  
wohl bietet, glaubte daher der Verfasser sich  
nicht unzweckmäßig zu beschäftigen, wenn er ihr  
vorzugsweise seine Aufmerksamkeit widmete, und  
sie zur Kenntniß eines größern Publicums zu  
bringen suchte. Vorliegendes Werk ist ein Theil  
seiner allgemeinen Geschichte des östlichen  
Asiens, nämlich das östliche Asien unter  
der Herrschaft der Völker der östlichen  
Tartarey, oder der Völker der Mand-  
churey.

Man weiß, daß China und das ganze östliche  
Asien jetzt seit bald 200 Jahren unter der Herr-  
schaft der Mandchurey steht. Weniger bekannt

ist es in Deutschland noch, daß dieß ein Volk tungusischen Stammes, und daß bereits zweymal vorher Völker derselben Zunge, wenn nicht das ganze östliche Asien, doch einen bedeutenden Theil desselben beherrschten. Es waren dieß die Schitan oder Liao, deren Reich die ganze Mandschurey, die Mongoley und den Nordrand von China besaßte, und vom Jahre 907 — 1125 nach Christo bestand, und dann das 'goldene Reich' (chinesisch: Kin) ihrer Nachfolger, der Jutschi, das über dieselben Länderstrecken, nur südlich noch weiter nach China hinein, nämlich bis an den Hoang=ho und Hoai=ho sich ausdehnte, und sich vom Jahre 1125 — 1225 erhielt, wo es den Mongolen erlag. Auf die Mongolen folgte in China (1368) bekanntlich die chinesische Dynastie der Ming, und auf diese seit 1644 die der Mandschu (Dynastie Tathsing), die Herren von ganz China, der Mandschurey, der Mongoley, Tibet's, und der kleinen Bucharey, die eines der größten und mächtigsten Reiche der Welt beherrschen. Die Geschichte dieser drey Reiche nun ist es die der Verf. erzählt. Die Liao und Kin werden von den Mandschuren selbst als ihre Vorgänger betrachtet, und die Unternehmungen dieser drey Völker bilden daher gewissermaßen ein Ganzes, indem die Mandschuren vollendeten, was jene begonnen und zuerst versucht haben.

Der Verfasser beginnt mit einer geographisch=ethnographischen Uebersicht der Wiege ihrer Macht. Unsere Kunde dieses Theiles der Erde ist freylich noch dürftig genug. La Perouse besuchte den Strand, und lehrte uns einige von Natur und Menschen ziemlich verlassene Buchten kennen. Lange, und ein Paar andere russische Caravanen streiften den steppenar=

tigen Westrand, den Norden haben einmal Cosackenhausen verwüßt, in die Schluchten und Bergwälder des Innern sind ein einziges Mal ein Paar Missionäre in Khang-hy's Gefolge gedrungen, dazu ein Paar vage chinesische Angaben: das ist alles was wir an Nachrichten über dieses große Land haben. Die einzige chinesische Geographie von Moukden würde schon vieles ergänzen, sie ist aber wohl noch nicht einmal in Europa. Die ethnographischen Notizen sind noch dürftiger and betreffen dazu meist nur die nicht tungusischen Gränzvölker, namentlich die Kurilen (Uinos) und Mischlinge im Osten. Ueber die russischen Tungusen in Sibirien haben wir schon mehr Nachrichten, da sie aber seit lange von den chinesischen Tungusen politisch getrennt, in Sitte und Lebensart vielfältig von ihnen abweichen, wagen wir es nicht, sie herzuzuziehen.

Die Geschichte der Khitan\*) oder Liao ist nur kurz erzählt. Es ist überdem jüngst wieder zweifelhaft gemacht worden, ob sie überall tungusischen Stammes waren. Ihr Stammland war im Norden vom Liao-Flusse (daher auch der Name Liao) an der Gränze der Mandschurey und Mongoley. Apaokhi hieß der Mann, der von einem Befehlshaber einer kleinen Horde sich zum Stifter jenes bedeutenden Reiches aufzuschwingen wußte. Indes mußten die Zerwürfnisse China's, das in eine Menge kleiner Reiche damals zerfallen war, und wo (907 — 960) fünf Geschlechter von Namen-Kaisern schnell sich drängten, ihm in seiner ersten Ausbreitung nicht wenig Vorschub thun. Die Vereinigung Chinas unter den Soung, die nicht lange darauf

\*) Der Name Khi-than ist chinesisch, und bedeutet Röhre in Streifen.

(990) wieder erfolgte, setzte dann aber auch der weitem Ausbreitung desselben alsbald wieder eine Gränze; schlechte und schwache Regenten konnten sie auch nicht fördern. So nahm das Reich nach Apaochi's Zeit wenig mehr zu.

Die Geschichte der Kin ist schon interessanter, und daher auch ausführlicher behandelt. Agoutha, der Stifter, ist eine interessante Erscheinung. Anführer einer Horde wilder Jütschi am mittlern Amur, weiß er mit seiner kleinen Schaar das mächtige Reich der Khitan, dessen schwacher Fürst ihn lange übermüthig verachtete, zu stürzen. Indes zeigt der Verfasser, wie diese und andere ähnliche Begebenheiten das Wunderbare, was sie auf den ersten Anblick haben, doch bald verlieren, wenn man näher in die Umstände eingeht und sieht, wie dieser und ähnliche Eroberer eigentlich doch nur der Mittel- und ein neuer Anziehungspunct sind, um den sich bald alles sammelt. — Agoutha vollendet sein Werk nicht, Dukimai setzt es fort, und dringt, nachdem jener den Liao-König bezwungen, in China bis über den Hoang-ho und Hoai-ho vor. Dieser bleibt indes Gränze. Es ist indes kaum zu bezweifeln, daß die Kin anfangs unter Dukimai und Holo wohl ganz China hätten erobern können, wenn sie darauf überall ausgegangen wären. Sie begnügten sich aber bloß Gegenkaiser aufzustellen, schwache Mittelglieder, die sie später selbst aufgaben. War doch auch im Norden schon Tschingis-Chan's blutiges Gestirn aufgegangen! Der Kampf war lang und verzweifelt, und die Geschichte des Unterganges ihres Reiches hat nicht minderes Interesse, als das der Gothen etwa in Italien. Es wird bemerkt, wie das ganze Wesen beider Reiche zuletzt doch nur ein kometenartiges Daseyn hatte,

nur im Süden, wo sie der Sonne der chinesischen Macht zugekehrt war, Kern und feste Gränzen, das andere ein nebeliger, gehaltloser Schweif. Um jenen wurde daher eigentlich auch immer gekämpft, dieser folgte, wenn jener einmal erstritten, wie von selbst.

Die Geschichte der Mandschuren endlich und ihrer Herrscher ist am ausführlichsten. Die Sagen vom ersten Ursprunge des Herrscherhauses der Kioro, so wie die erste Gründung ihrer Macht wird nach den Nachrichten der Mandschuren selbst erzählt. Ueber ihrer weitem Ausbreitung in der Mandschurey und ihrer ersten Verbindung mit den Mongolen ruht noch vieles Dunkel. Nach China, das von Parteyungen zerissen, die Beute eines unternehmenden Empörers zu werden droht, kommen sie 1644 von dem chinesischen Gränzbefehlshaber Du-san-kauai zu Hilfe gerufen. Der Rebell wird auch besiegt, aber nun bleiben sie, und setzen sich zunächst im Norden fest, indem sie einen jungen Sproß ihres Königshauses, den sechsjährigen Chun-tshi in Peking auf den Thron erheben. Sein Oheim und Vormund, der Vater-König (Amawang) leitet die Unterwerfung Chinas. Die Geschichte derselben hat ein fast dramatisches Interesse. Der letzte Kaiser der vorigen Dynastie der Ming hat sich selbst erhängt, aber aus dem abgehauenen Kaiserstamme schießen nach einander noch eine Menge Sprößlinge auf. Diese werden nun (1644 — 1654), nicht ohne anderweitige Unruhen besiegt. Indes hatten die Mandschuren den Westen (Yun-nan) noch dem Du-san-kouey, den Süden drey andern Chinesen, darunter einer aus Kong-tseu's (Confucius) Geschlechte als erblichen Vasallen-Königen überlassen müssen. Kaum ist nun Chun-tchi bereits im 24sten Jahre seit

nes Alters gestorben und sein Sohn Khang-hy ihm gefolgt, so bricht auch schon von allen Seiten die Empdrung dieser vier Fürsten, zugleich mit dem der Mongolen im Norden wieder los, und die kaum gegründete Herrschaft ist noch einmal bedroht. Doch der junge Kaiser verliert den Muth nicht, den Mongolen geht er schnell entgegen, und unterdrückt den Aufstand im Keime, Spaltungen kommen ihm bey den andern zu Hülfe, und so wird China ihm nur noch völliger unterworfen; ihre Länder treten in das Verhältniß von Provinzen zurück, die Insel Formosa ist zum erstenmale dazu gekommen.

So im Innern einig und stark, kann Kang-hy seine Macht sofort nach Außen wenden und den Grund zu einer Herrschaft über Centralasien legen, wie sie die glänzendsten Zeiten der Han und Tchang kaum gesehen haben.

Was wir Mongolen nennen, ist in China nicht allgemeiner Name, sondern nur der eines einzelnen Zweiges dieses großen Völkerstammes, und zwar desjenigen der China zunächst wohnt; nördlicher zog damals ein zweyter, der Khalkhas, und westlicher ein dritter Stamm, die Eleuten oder Songaren, umher; von welchem letzteren die Kalmucken an der Wolga unter Rußlands Herrschaft nur einen verlaufenen Zweig bildeten. Nach dem Verfall der Tchingis-Khaniden, die alle diese verschiedenen Zweige unter sich vereinigt hatten, waren sie verfallen, und ohne politische Einheit. China kann die Vereinigung dieses ganzen, großen Völkerstammes, der als Bewohner des wandelnden Zeltes, der festhaften Cultur Chinas, wie einst die Hyksos der Aegyptens, immer feindselig und verderblich war, unter einem unternehmenden Herrscher auch nur fürchten und es mußte immer seine Politik seyn,

eine solche Vereinigung zu hindern, oder alle zu bändigen, und sie an sein Interesse zu fesseln. Tibet ist als Sitz des Dalai-lama für die lamaitischen Mongolen jetzt gewissermaßen der Magnet und Anziehungspunct und schon deshalb für China von Wichtigkeit. Die persischen und türkischen Muhamedaner in der kleinen Bucharey würden es wohl gern ungefährdet lassen, wenn dieses unruhige Volk nicht nothwendig in Aufsicht zu halten wäre. So sieht man den Grund und den Zusammenhang aller der Unternehmungen der Chinesen nach Westen, zu Zeiten bis zum caspischen Meere hin, da sie sonst ein betriebsames, gewerbfleißiges Volk, nichts weniger als eroberungssüchtig, vielmehr allen diesen weit-sichtigen Eroberungen von Herzen feind sind, indem nur die drohendste Gefahr sie zu solcher Unternehmung wapnen kann. Solche aber war damals nicht fern. Kaldan, Fürst der Eleuten, hatte alle die kleinen Songarenstämme bereits unter sich vereinigt, die Bewohner der kleinen Bucharey von sich abhängig gemacht, und auf Tibet sich stützend, fiel er jetzt auf die Khas, um nach Vereinigung aller Mongolenstämme unter seine Herrschaft, Tchingis-Chans Rolle zu wiederholen. Seine Hoffnung war nicht geringe, aber Khang-hy trat ihm in den Weg, und nach mehreren Feldzügen, einem unter seiner eigenen Leitung durch die Gobi — Cambyses Zuge in die lybische Wüste nicht unähnlich — wurde die Macht des Songarenfürsten bey Tschammodo (1696) gebrochen und nicht lange darauf auch sein Nachfolger Zagan-arabdan, der Tibet verheerte, von dort vertrieben (1720). Khang-hy's Nachfolger Young-tching führte den Krieg nur matt fort; er liebte den Frieden, aber Kchian-loung gelang es, die Zerwürfnisse zwischen Amur-



fanan und Dawertschi benutzend, die Songarenmacht völlig zu vernichten (1759) und nachdem bald darauf (1771) auch die früher nach Rußland gezogenen Torgoten (Kalmücken) aus Rußland fliehend, — ein Zug wie der der Juden aus Aegypten, — bis auf einen kleinen Rest hineingekommen waren, herrscht der Kaiser der Mandschu als Kaiser (Hoang-ty) von China, Khan aller Mongolen, Herr der Bucharen und Gebieter von Tibet, jetzt über das mächtigste Reich der Erde.

Wir haben hier eine kurze Uebersicht der politischen Geschichte der Völker der Mandschuren nach dem Inhalte des Werkes gegeben. Doch ist nicht bloß die äußere oder politische Geschichte berücksichtigt, auch die innern Verhältnisse der Cultur sind beachtet. Bey den Khitan oder Liao gab es freylich der Nachrichten darüber nur wenige. Sie sind jedesmal am Schlusse in einigen Bemerkungen über die Staatseinrichtung, Religion, Sprache, Schrift, und Literatur zusammengefaßt worden. Ausführlichere Nachrichten konnten, Dank dem Fleiße der Missionäre, von den Mandschuren gegeben werden. Unter Khang-hy und Young-tching besonders wird man daher genauere Nachrichten finden, über ihre Versuche das Christenthum in China auszubreiten, und das Interesse Khang-hy's an europäischer Cultur und Wissenschaft. Sie lassen zugleich oft tiefe Blicke in das chinesische Wesen thun. Später vernichtete der Starrsinn der Dominicaner, was die Fügigkeit der Jesuiten so schön begonnen.

Für China bey weitem bedeutender sind die Verhältnisse der Mandschuren zu chinesischer Cultur. Es ist nämlich das Eigenthümliche aller Osttartaren, — der Westtartare blickt schon mehr

nach Tibet und Indien hin, — daß ihnen eben nichts eigen bleibt, sondern daß sie, zu der Herrschaft über das östliche Asien berufen, ganz zu Chinesen werden. Wir lernen daher auch das chinesische Wesen nothwendig vielfach hier kennen, wenn schon eine vollständige Entwicklung des chinesischen Systems hier nicht am Orte wäre. So sehen wir, wie gleich Khang-hy ganz als Chineser denkt und handelt, indem wir ihm in den Beziehungen seines Privat- wie seines öffentlichen Lebens folgen und seine Grundsätze und Handlungsweise vielfach mit seinen eigenen Worten darstellen. Unter Young-tching lassen dann die Geschichte der Verfolgung der Familie Sounou's — die die Brille des Jesuiten Parezin nur etwas entstellt gibt — besonders aber die Auszüge aus seinen Verordnungen und Erlassen manchen Blick in das chinesische Leben und die Eigenthümlichkeiten seiner Staatseinrichtungen thun. Kchian-loung endlich sehen wir bald mit den feindlichen Elementen, Dürre und Wasservernoth, bald mit Aufruhr im Innern — Chinna's beständigen Feinden — kämpfen, dann aber auch wie er als Vater seines Volkes hilft und ihm reichlich spendet. Der Verf. nimmt davon Anlaß, auf die Bewohnerzahl, die Einkünfte, den Militär- und Civiletat unter ihm hinzuweisen, und legt meist mit seinen eigenen Worten die Grundsätze seiner Regierung dar. Wir lernen ihn als Förderer der Literatur, in seinen Verhältnissen zu den Missionären, endlich, wie schon früher auch Khang-hy in seinem häuslichen und Familienleben kennen. Ueber die beiden jüngsten Regierungen Kia-khing (1796 — 1820) Tao-kouang's (seit 1820) gibt es nur mangelhafte Notizen. Einige allgemeine Bemerkungen über den Umfang des Reichs, die

Verhältnisse zu den Nachbarn, dann die innern der unterworfenen Völker \*), über die Verfassung Chinas und die China nachgebildete der Mandschuren und den davon noch unabhängigen Militärstaat der Mandschuren, endlich über ihre Sprache, Schrift und Literatur, mit allen nöthigen literarischen Nachweisungen, beschließt der Verf. das Ganze.

So viel über den Inhalt des Werkes. Die Behandlung ist durchaus factisch. Eine möglichst reiche Fülle von Thatsachen in einer etwas ausführlicheren Darstellung dem eigenen Urtheile des Lesers darzubieten schien bey der Unkunde dieses Theiles der asiatischen Geschichte das Angemessenste. Die Quellen sind jedesmal genau genannt, und der Leser wird daher leicht selbst unterscheiden, wo ein flüchtiger Reisender, wie Barrow berichtet, oder ein Missionär, wie Martini, in untergeordneter Stellung von Hörens-

\*) Ueber die Verwaltung der China unterworfenen Länder hatten wir bis jetzt noch äußerst dürftige Nachrichten. Kürzlich ist indeß ein äußerst wichtiges Werk darüber erschienen. Wir bedauern es nicht haben benutzen zu können, es ist dieß: Das Reglement für das chinesische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (chin.: Lyfan-youau; mandsch.: Tulergi golo be dasara dschurgan.). Der Codex ist 1811 — 1818 von einer Special-Commission zusammen getragen worden, und begreift in sechs Sectionen 1) das Civilwesen, 2) das Militär- und Postwesen, 3) die Criminalrechtspflege, 4) den lamaischen Cultus und die Geistlichkeit, 5) das Administrationswesen der Schutzländer, Tibet, Butan, Korea, und der Lieoukieou Inseln, und 6) die politischen und commerciellen Verhältnisse mit dem russischen Reiche, das — als ein Schutzstaat von China aufgeführt wird!

Das wichtige Werk ist aus dem Mandschurischen übersezt von Pipawzow, Petersburg 2 Bände in Quart erschienen.

gen erzählt, oder wo ein Gerbillion, im Gefolge des Kaisers als Augenzeuge, Begebenheiten, bey denen er selbst zugegen war, schildert, wo bloß chinesische Zeitungsnachrichten zu Gebote standen, oder ihre vortrefflich gearbeiteten Denkschriften und Geschichten. Die Kritik ergibt sich von selbst.

## H a l l e.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1831: Der Prophet Joel. Uebersetzt und erklärt von Dr. Karl August Credner, Professor der Theologie zu Jena. XVIII und 317 Seiten in Octav.

So oft auch die kleine Schrift Joels in neuern Zeiten erklärt ist: immer noch reizt nicht weniger die Schwierigkeit ihrer Erklärung wie die Wichtigkeit ihres Inhalts und ihre dichterische Schönheit neue Erklärer, ihre Kräfte an ihr zu üben. Unter allen neuern Bearbeitungen wüßte aber Ref. keine zu nennen, welche die gesammte Erklärung dieses Buchs so sehr gefördert hätte, wie die vorliegende. Der Verf. hat die wahren Schwierigkeiten der Erklärung Joels richtig gefühlt und viele davon durch eindringendes Studium beseitigt. Ueberall sieht man, wie dieser Erklärer, indem er Joel erläutert, auch mitten in den andern Büchern der Bibel, mitten im gesammten Alterthum steht, um sich vor einseitigen historischen Ansichten möglichst zu hüten. Daher sind auch mehrere Untersuchungen allgemeineren Inhalts eingeflochten, welche mit den Worten Joels nur in entfernter Beziehung stehen. Ref. muß indeß den naturhistorischen Theilen dieser Schrift die größte Wichtigkeit zuschreiben: mit dem sorgfältigsten Fleiße sind z. B.

über die Heuschrecken in der Beylage S. 261 — 313, über die natürliche Beschaffenheit des palästinenfischen Bodens zur Erklärung des  $\text{חַרְחָרִים}$  als rothen Ackerlandes S. 123 — 126, die Berichte älterer und neuerer Reisender zusammengestellt. Nur wer eine so sichere Kenntniß des Vertlichen sich erworben hat, kann sich an Joels Erklärung mit Erfolg wagen; denn keines Propheten Rede ist so sehr durch die Vertlichkeit gebunden als Joels. Mit einer gründlichen Kenntniß der Natur der Heuschrecken ausgerüstet mußte der Verf. auch einsehen, daß die Schilderung derselben bey Joel nicht allegorischen Sinn haben könne, wie nach den Kirchenvätern und ältern Exegeten einige der neuesten wieder geglaubt haben: die Beweisführung, daß ein allegorischer Sinn weder im ersten noch im zweyten Kapitel seyn könne, ist einer der gelungensten Theile dieses Buchs. Sehr befriedigt auch der Beweis, daß Joel geraume Zeit vor Amos geschrieben habe, und von Amos wie von andern spätern Propheten viel gelesen und berücksichtigt sey, obgleich der Verf. eine solche Berücksichtigung zu eng gefaßt und den Geist der Propheten zu sehr nach hierarchischen Rücksichten beurtheilt zu haben scheint. Worin Ref. aber besonders von dem Verf. abweichen muß, ist die Ansicht über die Entstehung, die Eintheilung und den höchsten Sinn der vier Kapitel Joels, welche, wie auch der Verf. richtig behauptet, ein Ganzes ausmachen. Zunächst stimmt Ref. darin dem Verf. vollkommen bey, daß dieses Buch, so wie es vorliegt, von Joel erst nach dem Ende der Heuschreckenverwüstung und Dürre geschrieben seyn kann. Der Prophet weist darauf selbst hin 2, 18. 19, wo der Verf. auch mit Recht darauf

dringt, daß in den Verbalformen וַיְהִי u. s. w. die Schilderung von vergangenen Thaten liege. Schon an sich läßt es sich nicht denken, daß der Prophet mitten in der Heuschreckenplage, als seine Zeitgenossen zum Lesen einer solchen Schrift wenig gestimmt seyn konnten, geschrieben habe. Ueberhaupt verdiente es eine besondere Untersuchung, wie sich das Abiassen prophetischer Schriften zu dem mündlichen Vortrage verhielt; Ref. ist überzeugt, daß die Propheten sehr oft erst geraume Zeit nachdem sie geredet, die verflogenen Gedanken der Rede durch die Schrift gefesselt haben, so daß auch spätere Betrachtungen in die Darstellung einfließen konnten: denn an eine ängstlich genaue Niederschreibung der einst gehaltenen Vorträge ist nicht zu denken. Allein der Verf. behauptet, Joel habe nie ein Wort aus diesem Orakel wirklich geredet; K. 1. 2 enthielten eine bloße poetische Schilderung der schon vergangenen Dürre und Heuschreckenverwüstung, und K. 3. 4. zögen zu diesen Vorgängen eine Reihe prophetischer Parallelen. Dieß ist aber schon gegen die Analogie der prophetischen Bücher. Denn kein alter Prophet schrieb ein Buch von Reden, ohne je ein Wort davon mündlich vorgetragen zu haben: erst in der spätesten Zeit, da das Reden der Propheten ganz aufhörte, wurden prophetische Bücher geschrieben ohne jede Rückerinnerung an wirklich gehaltene Reden. Dann aber enthält K. 1. 2 keineswegs eine bloße Schilderung der Heuschreckenplage und Dürre, wie sie ein bloßer Dichter entwerfen würde; denn wenn auch die Rede, weil der Prophet von der ungewöhnlichen That tief ergriffen ist, hier und da in eine Schilderung des Außerordentlichen übergeht, so ist doch deutlich der wahre Zweck

des Propheten nicht diese Schilderung der bloßen That, sondern die Aufforderung an alle Menschen zur Trauer, zur Besonnenheit und Reue: damit fängt die Rede an und schließt damit 1, 2 — 2, 17; auch nach jeder Pause, wo die erregte Rede mit neuer Kraft zu ihrem wahren Ziel zurückkehrt, fängt der Prophet mit jener Aufforderung an, bey der er zuletzt stehen bleibt 1, 13. 2, 1. 11. 15. Die richtige Vorstellung über die ganze Schrift wird also diese seyn: Joel hatte wirklich als Prophet während der Unglückstage ermahnend zum Volke geredet, wenn auch nicht mit denselben Worten gerade, die jetzt niedergeschrieben sind: als darauf durch ein zu günstiger Zeit gekommenes Gewitter die Heuschrecken zerstreut (wie der Verf. aus der Naturgeschichte gut nachweist) und die Dürre plötzlich unschädlich gemacht war, schrieb er, voll von neuer Begeisterung und Hoffnung, dieses Buch nieder, dessen zweyte Hälfte die frohen Hoffnungen über die nähere und entferntere Zukunft des Volks enthält und zum Trost des tief gebeugten Volks geschrieben ist. Um hieraus einige Folgerungen zu ziehen, so erhellt leicht, daß die wahre Theilung des Orakels in seine zwey Hälften nicht bey 3, 1, sondern nach Joels eigenem Sinne bey 2, 18 angenommen werden muß. Ferner ergibt sich daraus die richtige Abtheilung der ersten Hälfte nach Pausen, welche bey dem Verf. rein zufällig ist. Endlich ist klar, daß die Worte 2, 19. 20. 25. als einer eine Verheißung Jehovas und Schilderung der Zukunft enthaltend zu betrachten sind, während der Verf. auch hier die Vergangenheit gezeichnet findet. Aber dieß folgt gar nicht aus Verbalformen wie וְיָשׁוּב׃ (S. 198), welche vielmehr nach den wahren Sprachgesetzen

nichts als die Zukunft schildern können. Ref. hat hier aufs neue gesehen, wie nothwendig die genaueste grammatische Kenntniß zum Verstehen irgend eines größern Ganzen ist und wie oft die Totalansicht über ein Stück nur dadurch sicher werden kann.

G. H. A. E.

### H a m e l n.

Von dem Hannoverschen Schulfreund, eine Zeitschrift für Schulmänner, denen ihr Amt theuer ist, vom Pastor primarius F. G. Schläger in Hameln, dessen wir wiederholt erwähnten 1828. 1829 haben wir bereits die Hefte des vierten Jahrganges 1831 vor uns. Auch diese zeichnen sich sowohl durch zweckmäßige Auswahl als Mannigfaltigkeit der Aufsätze aus. Wir machen besonders auf die beiden ausführlichen Aufsätze aufmerksam: über die Erfordernisse eines guten Schullehrers, im zweyten und dritten Hest; zur Belehrung für diejenigen, welche über den nützlichsten und mühevollsten Stand oft leichtsinnig, wo nicht wegwerfend, urtheilen. Und im dritten Hest: wie kann der Lehrer in der Volksschule durch den Gesangunterricht zur Verbesserung und Beredelung des Kirchengesanges zweckmäßig und eifrig wirken? von Wiegand. Wir kennen noch keine so sorgfältige Auseinandersetzung dieses Gegenstandes, dessen Erheblichkeit wohl Niemand verkennen kann, der sich erinnert, welchen wichtigen und wesentlichen Theil unsers Gottesdienstes der Kirchengesang ausmacht.

Hn.



## H a n n o v e r.

Wey Hahn: Practisches Handbuch der bürgerlichen Geschäftsführung für die Königreiche Preußen und Hannover, enthaltend eine vollständige Anleitung zur Abfassung aller Arten von Briefen und Geschäftsaufsätzen, nebst einer großen Anzahl von Beyspielen und Formularen, von G. G. Gössel, Advocaten in Gifhorn. 1831. 418 S. in 8.

Wir können Schriften dieser Art nur in so weit anführen, als wir sie brauchbar für Geschäftsmänner finden, und glauben dürfen, diesen dadurch einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir sie damit bekannt machen. Dieß ist mit dem vorliegenden Werke der Fall. Es zerfällt in drey Abschnitte. Der erste: Abfassung der Eingaben an die Landesbehörde; Gesuche jeder Art und Parteyschriften, sowohl was die äußere, als was die innere Einrichtung betrifft. Der zweyte: Aufsätze in bürgerlichen Privatangelegenheiten, die nicht an eine Landesbehörde gehen; wie Zeugnisse, Scheine, Wechsel, Anzeige, Testamente, und Contracte. Der dritte: Briefe jeder Art, nach äußerer und innerer Form. — Es werden allenthalben zuerst die nöthigen Vorschriften gegeben, und diese alsdann durch reichliche Beyspiele deutlich gemacht. Wir glauben daß besonders angehenden Geschäftsmännern dadurch ein wesentlicher Dienst geschehen ist, und empfehlen es diesen als sehr brauchbar. Daß es für die Königreiche von Preußen und Hannover berechnet ist, sagt schon der Titel.

Sn.

---

G e t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

D e n 5. D e c e m b e r 1 8 3 1.

P a r i s.

Bey G. L. F. Pancoucke, 1829: Histoire naturelle de Pline, traduction nouvelle par M. Ajasson de Grandsagne, annotée par MM. Beudant, Brongniart, G. Cuvier, Daunou, Emeric David, Descuret, Doé, E. Dolo, Dugate, Fée, L. Fouché, Fourier, Guibourt, El. Johanneau, Lacroix, Lafosse, Lemercier, Letronne, Louis Liskenne, L. Marcus, Mongès, C. L. F. Pancoucke, Valentin Parisot, Quatremère de Quincy, P. Robert, Robiquet, H. Thibaud, Thurot, Valenciennes, Hipp. Vergne. Tome premier. LXXXVII u. 424. Tome second. 402. Tome troisième 370. Tome quatrième 424. Tome cinquième 375. Tome sixième 468. Tome septième (1830) VIII und 412. Tome huitième 459. Tome neuvième 430. Tome dixième 450 Seiten in groß Octav. Auch unter dem allgemeinen Titel: Bibliothèque

Latine - Française, ou collection des classiques Latins avec la traduction en regard.

Die Sammlung Römischer Autoren, von welcher vorliegende Ausgabe des ältern Plinius einen Theil bildet, ist schon in einem früheren Jahrgange dieser Blätter ihrem Zwecke und Werthe nach angezeigt und mit ähnlichen gleichzeitigen Unternehmungen in Frankreich sowohl wie in England und Deutschland zusammengestellt worden (G. g. U. 1829 S. 1267. S. 1678). Seitdem haben sich auch Niederländische Gelehrte zu einer neuen Sammlung von etwa 20 Römischen Klassikern, in etwa 50 Bänden, deren Verlag Ludwig Tancé in Brüssel übernommen hat, vereinigt. Von dieser sind uns bis jetzt 9 sehr sauber und correct gedruckte Bände zu Gesicht gekommen, welche Virgilius, Nepos und Phädrus ganz und Cicero und Ovidius zum Theil enthalten.

Die neue Bearbeitung des ältern Plinius durch 31 gelehrte und zum Theil sehr berühmte Französische Naturforscher, Geographen, Astronomen, Mediciner und Alterthumskenner, wie sie in alphabetischer Ordnung auf obigem Titel vor uns treten, ist eine zu wichtige Erscheinung, als daß wir dieselbe nicht mit ein Paar Worten vermittelt dieser Blätter zur allgemeinem Kenntniß unsers deutschen Publicums bringen sollten, um so mehr, da durch den fast eben so zahlreichen Verein deutscher Forscher zu einem gleichen Zwecke sich gerade jetzt auch in Deutschland ein thätiges Interesse für diesen Schriftsteller zu regen anfängt. Um nun unsern Lesern eine klare Ansicht von dem bändereichen Unternehmen zu verschaffen, wird es nöthig seyn über die neue Uebersetzung sowohl als auch über den gewählten

Zert und über die Vertheilung der einzelnen zu erklärenden Materien unter die zahlreichen Mitarbeiter besonders zu berichten.

Obgleich es schon zwey Französische Uebersetzungen des ganzen Plinius gibt, wovon die ältere von Antoine du Pinet, Seigneur du Morry im sechszehnten Jahrhunderte öfters in verbesserten Auflagen wiederholt worden ist, und die jüngere, von L. Poincnet de Sivry, in 12 Quartbänden mit schätzbaren Noten von Guettard u. a. in den Jahren 1771 bis 1782 erschien, so war es doch den gründlichern Gelehrten Frankreichs nicht verborgen geblieben, daß eine gediegenere, weniger periphrasierende Arbeit sehr wünschenswerth sey. Diesem Wunsch hat nun Herr J. B. F. St. Ajaçon von Grandfagne so entgegen zu kommen gestrebt, daß er den Ausdruck seiner Muttersprache dem lateinischen Muster so viel als möglich assimilierte, jedoch ohne gewaltsame zu verschrobenen und unverständlichen Constructions und Wendungen führende Mittel anzuwenden, sondern vielmehr sich bey einer im Ganzen lobenswerthen Treue in zwanglosen und natürlichen Formen der französischen Nationalität bewegend. Man erwarte aber hier keine solche Genauigkeit und enges Anschließen an die Eigenthümlichkeiten des Römischen Sprachgenius, als die deutsche Sprache in der Nachbildung einiger noch schwierigerer Autoren durch glückliches Ausharren erreicht hat. Nur von Annäherung und einem höhern Grade von Fehlerlosigkeit als den frühern Uebersetzern zu erreichen gelungen ist, kann hier die Rede seyn. Gleichmäßigkeit des Styls gehört freylich auch zu den Vorzügen des neuen Uebersetzers; allein es drängt sich uns im-

mer fast unwillkürlich die Frage auf, ob eine streng durchgeführte Gleichförmigkeit gerade bey Plinius, der selbst in der unendlich großen Verschiedenheit der behandelten Materien absichtlich eine ungleichmäßige, höchst mannigfaltige und bunte Darstellung gewählt zu haben scheint, am rechten Orte ist. Ref. war immer der Meinung, daß das allgemeine Verständniß der Plinischen Naturgeschichte dem unrdmischen Theile des Französischen Publicums noch bedeutend näher gebracht worden wäre, wenn ein jeder der gelehrten und sachkundigen Mitarbeiter den gewählten oder zugetheilten Gegenstand nicht nur commentiert, sondern auch selbst übersetzt hätte. So wäre es z. B. ein großer Gewinn für die Wissenschaft gewesen, wenn der in seinem Fache so ausgezeichnete Baron Cuvier die fünf Bücher der Zoologie, die ihm so viel treffliche Aufklärung verdanken, auch hätte übersetzen wollen; wiewohl es von diesem Theile der Naturgeschichte schon eine in Frankreich sehr geschätzte Uebersetzung von P. C. B. Gueroult (*Histoire naturelle des animaux par Pline, avec le texte en regard. 1802*) in 3 Octavbänden gibt, an die sich der neueste Uebersetzer eng angeschlossen und die er an vielen Stellen ohne Zweifel noch übertroffen hat. Auch besitzt man von demselben Gelehrten noch einen Auszug (*Morceaux extraits de l'histoire naturelle de Pline, 1809*) in 2 Octavbänden. Für andere Theile, namentlich für die letztern Bücher, sind ebenfalls schon sehr brauchbare Vorarbeiten geliefert worden, z. B. die Uebersetzung der Metallurgie, oder des 33sten Buches, und der Farbenlehre nebst der Geschichte der Malerey oder des 35sten Buchs von Durand (1725, 1729).

Dieses so wie das vorhergehende (34) und folgende (36) Buch über die Kunstwerke in Erz und Marmor nebst der Geschichte der Erzarten und einem Abrisse der Mineralogie verdanken die Franzosen auch dem gelehrten Falconet in 2 Octavbänden (2. Ausg. 1773). In diesen Partien wird man also in Zukunft Ansprüche auf eine höhere Vollkommenheit machen können, als man in den noch nicht einzeln bearbeiteten Theilen zu machen Befugniß hat. Bey der Uebersetzung der vier Bücher der Geographie hat indeß schon jetzt Valentin Parisot hülfreiche Hand geleistet, und es ist sehr zu wünschen, daß Herr von Grandsagne auch an andern schwierigen Stellen sich des Rathes und der Hülfe der verschiedenen Meister in den einzelnen Fächern der Naturwissenschaften bedienen möge.

Die Herstellung des Textes war nicht in dem Maße Zweck des Herausgebers, daß er es für nöthig erachtete, neuen und unbenutzten kritischen Hülfsmitteln nachzuforschen; sonst hätte er sich auch dieses bedeutende Verdienst um seinen Autor wenigstens durch die Benützung der Schätze der Königlichen Bibliothek in Paris ohne irgend ein Hinderniß zu befürchten erwerben können; und man sollte glauben, daß die Wichtigkeit der Kritik in einem so schweren und vielfach corrumpten Schriftsteller, wie Plinius anerkanntermaßen in den Augen besonnener Leser ist, sich besonders dem Uebersetzer und Erklärer desselben aufdringen und beide zu der Ueberzeugung bringen müsse, sie sey die erste Bedingung ihres Unternehmens. Indes soll diese Betrachtung keineswegs die Veranlassung zu einem ungünstigen Urtheile über die ganze Arbeit werden; wir wollen vielmehr die jetzigen Lei-

stungen mit Dank anerkennen, und die Erfüllung der obigen Bedingung den lobenswerthen Anstrengungen des deutschen Vereines zur Wiederherstellung der Plinischen Naturgeschichte gestrost überlassen. — Herr von Grandsagne hat seiner Uebersetzung den Hardouinschen Text zum Grunde gelegt, und nur an einzelnen Stellen entweder eigne Verbesserungsvorschläge gemacht oder die seiner Freunde aufgenommen, unter denen sich manches Beachtungswerthe findet, wenigstens in einem höhern Grade Beachtungswerthes als unter den Conjecturen, womit die gleichzeitige Ausgabe des Plinius in der Lemaisreschen Sammlung hier und da die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte. In der Dedication an Titus Vespasian sind durch Herrn Eloi Johanneau allein folgende Stellen ex conjectura verändert worden: *simili et hac mea petulantia fiet* statt des Handschriftlichen *simul ut hac mea petulantia fiat*. Ferner in dem trochäischen Verse *Manium haec perlegere* statt *Manium Persium legere*. Dann *postera invenerat aetas* statt *postea invenerat vita*. Endlich *nec fiducia operis haec est, sed ea (illa) dicatura, oder sed dedicaturae, oder sed dedicatura* statt *sed indicatura*. Im Uebrigen ist die Zahl der Veränderungen jedoch verhältnißmäßig sehr gering, — und wenn man bis zum dritten Buche vorge drungen ist, verlieren sie sich gänzlich.

Was nun die Vertheilung der verschiedenen Partien der Plinischen Naturgeschichte unter die einzelnen Mitarbeiter, die sämtlich Professoren am Königlichen Garten und Mitglieder des Königlichen Instituts zu Paris sind, anlangt, so glauben wir diese am besten bemerklich machen

zu können, wenn wir die Leistungen der verschiedenen Gelehrten, so weit sich diese bis jetzt ausdehnen, in den einzelnen Bänden nachweisen. Die zehn vorliegenden Bände enthalten die ersten funfzehn Bücher und deren Commentare (welche, wie aus dem schon Gesagten klar ist, bloß die Sachen erklären und auf Sprache nur beyläufig Rücksicht nehmen); so daß das Ganze auf etwa 25 Bände angelegt zu seyn scheint. Der erste Band liefert 1) eine Einleitung in zwey Abschnitten a) de la vie de Pline, b) des ouvrages de Pline et particulièrement de son histoire de la nature, nebst einem résumé chronologique de la vie de Pline und einer sehr vollständigen Liste alter und neuer Zeugnisse über Plinius vom Uebersetzer des Ganzen, Herrn von Grandfagne. Die Biographie bezeugt keine Quellenforschung, sondern liefert nur die Resultate der besten Arbeiten über den Gegenstand namentlich von Rezzonico (*Disquisitiones Plinianae*). Die Darstellung ist leicht und gefällig und absichtlich entblößt von aller strengen Kritik. Der Verf. wundert sich in Bezug auf die Streitfrage über Plinius Geburtsort nicht wenig über den Aufwand von Gelehrsamkeit, die man seit drey Jahrhunderten an diese Untersuchung verschwendet habe, und bemerkt, man hätte dieselbe recht gut sparen können; denn un peu de bonne foi jointe à un peu de bon sens aurait résolu le problème. Und doch kann es dem geneigten Leser nicht verborgen bleiben, daß die Existenz dieser Abhandlung vorzugsweise erst durch die genannten *disquisitiones Plinianae* bedingt worden ist. — 2) Enthält der erste Band das erste Buch nebst der Dedicationsepistel an den Kaiser Titus Ves-



passian, beides mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von dem Hn. von Grand-sagne und Johanneau, welche auch beide die von Hardouin, Poinsinet u. a. mit Hestigkeit angefochtene Authentie des ganzen ersten Buchs in Schutz genommen, aber nicht mit der Strenge der Forschung und Bündigkeit der Vertheidigung vindiciert haben, auf die man bey einer so wichtigen Sache gerechte Ansprüche machen kann. Die angeführten Beweise beruhen bloß auf äußern Wahrnehmungen und halten mit den Gegenbeweisen der genannten Ankläger nicht gleichen Schritt. — 3) Notice alphabétique des auteurs cités par Plinie. Dieses kleine Lexicon der von Plinius benutzten oder angeführten Schriftsteller ist ursprünglich von Hardouin angelegt, von Poinsinet verbessert herausgegeben, und jetzt von den drey Alterthumsforschern Daunou (Verfasser des Rapport sur les travaux de la classe d'histoire et de littérature ancienne, 1814, und anderer Schriften), N. E. Lemercier (der besonders durch seinen Cours analytique de littérature générale, 1817, in 3 Bänden bekannt ist) und Thurot durch zeitgemäße Zusätze und Abänderungen der Vollkommenheit näher gebracht worden. Viele Artikel hätten indessen durch Benutzung einer Menge vorhandener Monographien und anderer in Deutschland erschienener Hülfsmittel eine noch befriedigendere Gestalt gewinnen können. Dieß wird einem jeden einleuchten, der die einzelnen Artikel mit Aufmerksamkeit durchliest.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

194. 195. Stück.

Den 8. December 1831.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Histoire naturelle de Pline, traduction nouvelle par M. Ajasson de Grandsagne, etc. etc.

Die Erklärung des so reichhaltigen zweyten Buchs, welches den zweyten Band füllt, haben mehrere Gelehrte unter sich getheilt. Die Kosmographie im allgemeinen wie auch die Astronomie im besondern ist von Herrn L. Marcus, einem Berliner Gelehrten, den das Münzstudium nach Paris zog, und von dem wir eine Schrift unter dem Titel: 'Histoire des colonies étrangères qui se sont fixées dans l'Abysinie et dans le Sennaar depuis le septième siècle avant J. C. jusqu' au quatrième siècle de l'ère chretienne; suivie de dissertations sur la civilisation des peuples de Soudan au temps des Égyptiens et des Méroens, des Carthaginois, des Grecs et des Romains; et des plusieurs traités sur

les relations commerciales de ces peuples avec les nègres' angekündigt gefunden haben (Journal des voyages, 1828, und Journal Asiatique, 1829), reichlich commentiert worden. Die Abtheilungen über Geologie, Physik, physische Geographie u. s. w. hat Herr L. Fousché, und die beyläufigen botanischen Bemerkungen hat Herr A. G. A. Fée, der bekannte Verfasser des Essai sur les cryptogames des écorces exotiques officinales (1824) u. a. Werke, erläutert. In Bezug auf Physik und mathematische Astronomie vermissen wir in diesem Buche die geschickten Hände von Lacroix und Fourier, dessen Theorie der Hitze (1822) von Sachkennern sehr geschätzt wird; und wir wissen in der That nicht, welche bessere und ihrer Bestrebungen würdigere Gelegenheit sich in der Folge der Naturgeschichte ihnen noch darbieten könnte. — Der Appendix zu den Notizen enthält eine Auswahl von Varianten zum ersten Buche, die aus einer Handschrift im Besitze des Herrn von Rischelet gezogen sind.

Die vier Bücher der Geographie (3. 4. 5. 6.) füllen die drey nächsten Bände und sind besonders von den Herren Valentin Parisot und E. Marcus mit ausführlichen Commentaren versehen worden, in denen auch Auszüge aus den frühern Bearbeitern, Hardouin, Poinfinet und Dalechamp ihren Platz gefunden haben. Herr Parisot erläutert vorzugsweise die Geographie von Europa und Kleinasien, und seine Bemerkungen gründen sich auf eine sehr ausgedehnte Umsicht in den alten wie in den neuern Geographen. Oft sind die Ansichten und Berichtigungen dieser letztern, z. B. eines Malte Brun, Kilian (dict. géogr. univ.), Gos-

selin, und Mannert ausführlich mitgetheilt. Zu bedauern ist, daß Ukert's treffliche Forschungen unbenutzt geblieben sind, in denen sich der strengste wissenschaftliche Sinn mit der gezeigten Gelehrsamkeit zur Begründung des Wahren wunderbar vereinigt hat. Sehr nützlich und zweckmäßig wird man die geographischen Uebersichten in den von Herrn Parisot eingeschalteten Tabellen finden, in denen die französisierten Namen der Römer, mit den ursprünglichen Lateinischen und Griechischen Benennungen und mit den entsprechenden neuern Namen der Orte in drey Columnen neben einander aufgeführt worden sind. Auf diese Art stellt sich uns z. B. die Geographie Italiens nach elf Regionen und der benachbarten Inseln B. 3. S. 131—154 in einer bequemen und dabey sehr genauen und zuverlässigen Uebersicht dar. Auch die Geographie des alten Hellas nebst Thrake und Makedonien und den Hellenischen Inseln ist so behandelt 3, 268—303. Nicht zu übersehen ist ferner 3, 346 flgde.: *Tableau comparatif, indicant à quelle partie de la France moderne, ou des états circonvoisins, répondent les divers provinces de l'ancienne Gaule.* — Herr Marcus, welcher besonders die Geographie Africa's und des innern Asiens commentiert, hat zu diesem Zwecke neben den neuern Reisebeschreibungen z. B. von Burckhardt, die allgemein geschätzten eben so gründlichen als scharfsinnigen Erörterungen eines Heeren, mit denen von Kennel, Bougainville und andern Gelehrten verbunden. — Das sechste Buch hat bis zu Kap. 25 ein Anonymus erklärt, den man für Parisot halten könnte, wenn dieser nicht im Folgenden und auch sonst stets seinen

Noten den eignen Namen untergesetzt hätte. Dasselbe pflegt auch Marcus zu thun. Es sind dort lange Auszüge aus den Französischen Geographen mitgetheilt, und viele Noten haben selbst die Gestalt von Abhandlungen erhalten. Man könnte Dusgate oder Petronne vermuthen, die auch zu den geographischen Mitarbeitern gehören, aber noch nicht als solche bey den geographischen Büchern des Plinius aufgetreten sind. Was übrigens bloß kritisch und antiquarisch ist (und dieß ist nur ein sehr geringer Theil der Noten) hat den Herrn von Grandfagne zum Verfasser.

Um die fünf Bücher der Zoologie (7. 8. 9. 10. 11.) hat sich der Baron Georges Cuvier unstreitig das größte Verdienst erworben. Die Anthropologie oder Naturgeschichte des Menschen hat dieser Gelehrte indeß nur bis zu Kap. 17 mit Anmerkungen versehen; der Rest des Commentars zu diesem Buche ist theils von Herrn Marcus, der hier auch die Rolle des Mythologen und Archäologen übernommen hat, theils von Herrn E. Dolo und von Grandfagne, welche die Antiquitäten erläutern, theils besteht er aus Wiederholungen von schon bekannten Noten Hardouin's und Dalechamp's. Das bloß Fabelhafte und zum Theil Unglaubliche in der Darstellung des Plinius in Bezug auf den Menschen und die verschiedenen Menschenrassen ist von Cuvier besonders in der Absicht hervorgehoben, um die Veranlassung und Verbreitung jener wunderbaren Vorstellungen venunftgemäß zu erklären. Die Mythen von den Arimaspen und deren Kämpfen mit den Greifen werden auch von Cuvier aus den Goldgruben der nördlichen Gebirgsgegenden von Asien, aus dem Altai,

abgeleitet. Mehrere Ansichten des Plinius hat derselbe Gelehrte von dem höhern Standpuncte der neuern Naturforschung aus zu berichtigen gesucht, und andere unentschieden gelassen. — Weit ausführlicher hat Cuvier die Naturgeschichte der Landthiere bearbeitet; nur wenige Bemerkungen von Gueroult, dem frühern Uebersetzer der Plinischen Zoologie, sind hier aufgenommen. — Die Geschichte der Wasserthiere, besonders die Ichthyologie ist wieder von einem Anonymus mit Noten ausgestattet worden, in denen man aber Cuvier schwerlich verkennen wird, welcher neulich noch (1828 — 30) in Verbindung mit Valenciennes eine *histoire naturelle des poissons* in 5 Octavbänden herausgegeben hat. Man könnte auch Valenciennes für den Verfasser halten, wenn dieser nicht mit P. Robert und Hipp. Bergne als Mitarbeiter im Fache der Anatomie bekannt wäre; daher wir seiner Erscheinung erst im 28. 29. 30. 31. 32. Buche entgegen sehen. — Die Ornithologie hat Cuvier mit Hn. Doé getheilt. Daneben sind noch Erläuterungen von Mauduit und Em. Rousseau aufgenommen. Das für Herrn Doé bestimmte Fach ist eigentlich *materia medica*, also die B. 20. 23. 24. 26 — 32, welche er im Verein mit den Hn. Descuret, Guibourt, Robiquet und H. Thibaud bearbeiten wird. — Merkwürdig ist die lange Abhandlung, welche Mauduit zu den Worten des Plinius (10, 32): *'olorum morte narratur flebilis cantus, falso, ut arbitror, aliquot experimentis'* geschrieben hat. Sie enthält (B. 7. S. 381 — 398) das Befriedigendste, was bisher über diesen so oft bey der Erklärung der alten Dichter, Geschichtschreiber

und Naturforscher besprochenen Gegenstand erinnert worden ist. Nach einer nähern Ansicht der Stellen der Alten über den Schwanengesang stellt er die authentischen Berichte der neuern Ornithologen zusammen. Er beginnt mit der Schilderung Aldrovande's, welcher nach Fr. Pendosi's und G. Braune's Zeugnisse den Gesang nur auf den *cygnus ferus*, im Englischen *hooper*, beschränkt, und an diesem eine von dem gewöhnlichen Hauschwane verschiedene Beschaffenheit der Halsorgane bemerkt. *Le caractère distinctif intérieur du cygne sauvage* (sagt er) *est l'insertion de la plicature de la trachée-artère dans une cavité particulière du sternum.* Darauf theilt er seine eignen Bemerkungen mit, welche er an einigen Hoopers in der Menagerie zu Chantilly zu machen Gelegenheit hatte. Die unterscheidenden Merkmale werden genau angegeben, und zuletzt wird abermals die Versicherung gegeben, daß diese Schwanenart singe. Mauduit fand die Töne sehr laut, und nur zwischen vier Noten abwechselnd, wobey auch das Weibchen mit zwey Noten secundiert. Das Resultat seiner Erfahrungen ist also, daß die Alten, welche vom Schwanengesange reden, sich nicht getäuscht haben, in sofern man diesen nur auf den Hooper einschränkt; daß sie aber darin Unrecht haben, den Schwänen im Allgemeinen Gesang beyzulegen. Für das Vaterland des Gesangschwanes wird der Norden angegeben. Endlich berührt der Verfasser die Dichterstellen noch mit ein Paar Worten und findet darin etwas zu hyperbolische Aeußerungen. — Die Entomologie oder das elfte und letzte Buch der Zoologie ist ebenfalls von G. Cuvier ausführlich beleuch-

tet worden; einen geringern Antheil an der Erklärung desselben haben die Herren Doé und Bergne, denen sich Auszüge aus Em. Roussseau und Gueroult anschließen.

Die Botanik, über die sich Plinius am ausführlichsten verbreitet, hat Herr Fée schon im achten Bande zu bearbeiten angefangen, und wird auch, da er der einzige ist, welcher dieses Fach übernommen hat, die nächstfolgenden Bände besorgen. Die vier letzten Bücher sollen, so viel wir ersehen können, in metallurgischer und mineralogischer Hinsicht von Lafosse, Beudant und Brogniart, der bekanntlich mit G. Cuvier die Umgegend von Paris mineralogisch (1811) und geologisch (1822) beschrieben hat; und in archäologischer Hinsicht von den ausgezeichneten Alterthumsforschern Quatremere de Quincy und Petronne, ferner von L. B. Emeric David, Verfasser der recherches sur l'art statuaire (1805), L. Fiskenne und Monges beleuchtet werden.

G. H. B.

### L o n d o n .

Ben Warbury, 1830: Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II. (P. 2). 1830. S. 341 — 579 mit CXXVI S. in 4. mit Kupfern.

N<sup>o</sup>. 18. Essay on the Life and Writings of Ferishta. By Lieut. Col. John Briggs, S. 341 — 361. Die Uebersetzung des wichtigen Geschichtswerks dieses indischen Muhammedaners von H. Briggs ist kurz nach der Abfassung dieser Abhandlung erschienen, vgl. diese G. A. 1830. S.



2077 — 80. In der Vorrede dazu ist auch der Inhalt der vorliegenden Abhandlung enthalten; Ref. kann daher, ohne in diese jetzt weiter einzugehen, auf die erwähnte Stelle dieser Blätter verweisen.

*N<sup>o</sup>. 19.* Notice of a Visit to the Cavern Temples of Adjunta in the East-Indies. Communicated by Lieut. James Edw. Alexander, S. 363 — 370. In der Provinz Berar, mitten im nördlichen Dekkan, liegt die Stadt Ag'ajanti, in deren Nähe die bis zum J. 1824, wo der Vf. sie besuchte, wenig bekannten Höhlentempel sind. Der Weg zu ihnen ist theils durch unwegsame Felsen und Schluchten, wo Tiger in Menge hausen, theils durch die wilden räuberischen Bhils (Ureinwohner) sehr unsicher und gefährlich. Auch konnte der Vf. nur eine kurze Zeit lang einige der untersten Höhlen betrachten. Aber schon ein kurzer Aufenthalt schien ihm genügend, die ungewöhnliche Schönheit der Kunst in der Anlage und dem Ausbau dieser Höhlen anzuerkennen. Er erhebt diese Grotten noch über die Wunderwerke von Ellora; vorzüglich ausgezeichnet schienen ihm die Gemälde. Wenn er sie aber für Werke der Buddhisten hält und ihnen ein Alter von etwa 3000 Jahren zuschreibt, so erwarten solche Annahmen noch ihre weitere Bestätigung durch wiederholte genauere Betrachtung.

*N<sup>o</sup>. 20.* Description of the Celestial Globe belonging to Major-General Sir John Malcolm, deposited in the Museum of the Royal Asiatic Soc. By Dr. Bernhard Dorn. S. 371 — 92. Der Vf. geht von einer Aufzählung der Verdienste der Araber um die Astronomie und der von arabischen Astronomen gefertigten In-

strumente und Himmelskugeln aus. Die von Malcolm nach Europa gebrachte Himmelskugel ist im J. 1275 n. Chr. von einem Astronomen aus Mosul verfertigt. Die Namen der Sternbilder und der vorzüglichsten Sterne sind in kufischer Schrift beygeschrieben, deren Erklärung dem Verf. nach den schon vorliegenden Hilfsmitteln nicht sehr schwer ward. Einige Verwirrung herrscht deutlich in der Ordnung; es verdiente z. B. Untersuchung, ob nicht der vom Verf. gar nicht erwähnte Fisch neben der Andromeda, woben بطن السمك (Leib des Fisches) steht, vielmehr ursprünglich zu dem Bilde der zwey Fische (سمكتان, *Σμκταν*) gehöre. Der Verf. verbindet jenen Namen mit der Andromeda, welches wenigstens nicht sein ursprünglicher Sinn seyn kann. Der nicht entzifferte Name bey №. 25, dem Löwen, ist wohl الأشجار = الأضراس coma Berenices; vergl. Eichhorn's Bibliothek Th. 7. S. 466.

№. 21. Poeseos Sinensis commentarii. By John Francis Davis, esq. S. 383—471. Der Titel dieser Abhandlung scheint von einem bekannten Werke Jones' entlehnt. Als der erste Versuch etwas Zusammenhängendes über sinesische Poesie zu sagen, verdient die Abhandlung immer Beachtung. Seit länger als 2000 Jahren hat sich diese Poesie wenig verändert. Sie trägt noch gleich der althebräischen das der ältesten und einfachsten Poesie so natürliche Gewand des Parallelismus der Glieder, und es gibt eine höhere Prosa, worin dieser allein das

äußere Kleid des Poetischen ist. Der Reim ist der eigentlichen Poesie seit den ältesten Zeiten um so mehr nothwendig, da ein durch den schönen Wechsel langer und kurzer Sylben entstehender Rhythmus wegen der Eigenthümlichkeit der sinesischen Sprache nicht möglich ist. Zwar ist auch so eine bestimmte Modulation und eine feste Zahl der Wörter eines einzelnen Verses nothwendig: aber der darin liegende Rhythmus kann doch bey weitem nicht so schön und durch sich selbst genügend seyn, wie wenn der Rhythmus schon an sich in dem gegenseitigen Verhältniß der Sylben einer schon ausgebildeten Sprache liegt. Diesen unrhythmischen Character der sinesischen Sprache sucht der Verfasser indeß besonders dadurch zu entfernen, daß er die gewöhnliche Meinung über die gänzliche Einsylbigkeit der sinesischen Wörter als unrichtig bekämpft. Modificieren läßt sich diese Ansicht allerdings, aber nicht ganz heben: denn auch Wörter wie Kiáo, heáe sind in sofern noch nicht wahrhaft mehrsylbig, weil die Reihe zusammenhängender Vocale mit einem einzigen Luftstoß ausgesprochen werden muß; wahre Mehrsylbigkeit würde erst entstehen, wenn eine zweyte Sylbe auch mit einem Consonanten anfangen könnte, welches doch im Sinesischen nie möglich ist. — Wie in der äußern Form, so ist die sinesische Poesie auch in ihrem innern Wesen sehr einfach. Das lyrische Element ist in ihr allein herrschend geblieben; denn daran schließt sich auch die didactische und beschreibende Poesie. Zur Epik, dieser großartigen Unterscheidung der Poesie indo-germanischer Völker, ist die sinesische wie die semitische nie gekommen. Auch in den sinesischen Dramen ist der Dialog in Prosa,

und Poesie nur in den lyrischen Anlässen. — Am Schluß gibt der Verfasser mehrere Proben, worunter zwey neuere Gedichte über Europa, von zwey Sinesen die in Europa lange gelebt hatten.

*N<sup>o</sup>. 22.* Memoir on the Diplomatic Relations between the Courts of Dehli and Constantinople in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. By the Chevalier Joseph de Hammer. S. 462 — 486. Diese Verhältnisse wurden mehr von den Kaisern und Prinzen zu Dehli als von dem türkischen Hofe angeknüpft und unterhalten. In schwierigen Lagen suchten jene bey dem Sultan als einem Sunniten gegen die schismatischen Perser und andere Feinde Schutz und Hülfe. Aber der Hof von Constantinopel ließ sich nie auf thätige Hülfe ein. Es ist interessant zu sehen, wie der Sultan von Stambul in den diplomatischen Verhandlungen immer seine höhere Würde als Chasliß aller Orthodoren aufrecht erhält. In der Beschreibung der wechselseitigen Gesandtschaften ist manches Lehrreiche. Die wichtigsten Briefe hat der Verfasser am Ende vollständig abdrucken lassen.

*N<sup>o</sup>. 23.* Observations on the Sculptures in the Cave Temples of Ellora. By Captain Robert Melville Grindlay. S. 487 — 490. Kurze Bemerkungen über die beygelegten Zeichnungen von 5 Gruppen aus den Höhlentempeln, welche der Verfasser ganz treu entworfen zu haben versichert. An Schönheit der Formen stehen viele dieser Sculpturen den besten griechischen Mustern nahe. Solche Denk-

mable sind die besten Zeugen für die hohe Ausbildung der Kunst bey den alten Indern. Die Sculpturen beziehen sich sichtlich auf den Cultus des Siva. Eine sehr vollendete, ausdrucksvolle Gruppe stellt Siva und Parvati, umgeben von ihren Dienern, am Schachspiel in Eifersucht und Uneinigkeit gerathend dar; im Hintergrunde grinzet der böse Geist der Uneinigkeit, der hier sein Spiel treibt. Die schönste Gruppe ist die letzte, etwas verstümmelte: eine sich entsetzende Mutter mit ihrem auf ein Ungeheuer tretenden Sohne. Der mythologische Sinn dieser Gruppe ist, da der Verfasser nicht die ganze Reihe von Gruppen geliefert hat, nicht so leicht zu finden.

N<sup>o</sup>. 24. Remarks on the Religious and Social Institutions of the Bouteas, or Inhabitants of Boutan, from the unpublished Journal of the late Samuel Davis. Communicated by J. F. Davis. S. 491 — 517. Der Aufsatz enthält zur Beschreibung Butan's noch mehr, als diese Aufschrift aussagt; es wird auch über die natürliche Beschaffenheit der Gegend gesprochen. Der Verfasser war selbst längere Zeit in Butan; in der Hauptstadt Tacissudon, wo der Radscha wohnt, drey Monate lang. Man kann daraus schon schließen, daß seine Bemerkungen über dieses Land wohl begründet sind. Butan ist zwar im Ganzen dem größern Thibet in religiöser, politischer und nationaler Hinsicht gleich: es hat zwey geistliche Oberhäupter, Lam-Sebdo und Lam-Senssey, und ein nicht erbliches weltliches Oberhaupt mit dem Titel Radscha, welches, besonders so lange jene nach dem Tode des vorigen Oberhauptes

ganz fehlen oder noch jung sind, eine ganz unbeschränkte Gewalt hat, aber seine Gewalt zu mißbrauchen stets fürchtet. In manchen Dingen steht Butan jedoch den Gangesländern, von denen es gleich Thibet die Buddhareligion empfangen hat, noch näher als das nördlichere Thibet. So werden in Thibet die Todten der Luft ausgesetzt und von Thieren zerrissen, welche scythische Sitte gewiß aus dem Alterthum geblieben ist, in Butan aber wie in Bengalen verbrannt. Das Volk besteht aus drey Classen, welche aber nicht durch die Geburt, wie im brahmanischen Indien, geschieden sind. Die in Klöstern lebenden Priester herrschen über alles; ihre nächsten Diener im Frieden und Kriege sind die Zin-Gaabs, welche von den Priestern ausgewählt und von Jugend an erzogen die Ordnung des Landes erhalten. Alle übrigen Einwohner sind sich völlig gleich, in einem von jedem Verkehr und Handel ausgeschlossenen, Geld gar nicht kennenden Lande ohne Neid und ohne Gewinnsucht, ein ruhiges und, wenn man ein unregsamers Leben auf einer niedern Stufe der Kenntniß und Bildung glücklich nennen will, glückliches Volk. Aber das weibliche Geschlecht, meint der Verfasser, sey nirgends unglücklicher als in Butan, wo selbst die Schwester des Rad-scha von dem allgemeinen Elende der Weiber keine Ausnahme macht. Im September sah der Verfasser an einem Volksfeste 7 Tage lang Tänze und Maskeraden von den Priestern aufgeführt, die eine religiöse Beziehung hatten.

**N<sup>o</sup>. 25.** Observations on the Oriental Origin of the Romnichal, or Tribe miscalled Gypsey and Bohemian; by Colonel John

Staples Harriot. S. 518 — 558. Es wäre freylich zu wünschen, daß der Verfasser dieses Aufsatzes über die Zigeuner die darüber geschriebenen deutschen Werke benutzt hätte, wodurch seine Arbeit gewiß vollkommener geworden wäre: indefß kann vieles in diesem Aufsatz doch auch zur Ergänzung des in Deutschland Bekannten dienen. Das Neue in diesem Aufsatz ist nämlich die genaue Nachweisung dessen, was aus Asien über dieses sich überall gleich bleibende Volk bekannt ist. Sie leben auch in Persien, und zwar hier seit undenklichen Zeiten, da schon Firdusi die Einführung der Euri (Zigeuner) in Persien dem Behram zuschreibt. In Indien sind sie unter dem Namen Nat's d. i. Tänzer sehr verbreitet; Tippu hatte in Kriegszeiten aus ihnen ein regelmäßiges Bataillon gebildet, das er zum Plündern gebrauchte. Die persische Sage über ihren Ursprung weist auf Cabul und die benachbarten Provinzen auf der Gränze des alten Indiens und Persiens zurück; die indische Sage leitet sie von Ausstößlingen der Kschatrija's und anderer Kasten ab, welche von allen verabscheut in diese tiefe Entartung gesunken seyen. Das angehängte Glossar von Zigeunerwörtern, welchen der Verfasser, wo er konnte, die entsprechenden Hindi-, persischen und Sanskrit-Wörter hinzugesetzt hat, läßt über den Ursprung des Volks keinen Zweifel; die Vergleichung mit dem Indischen läßt sich selbst noch viel weiter fortsetzen, als der Verfasser gedacht hat, z. B. ma karo (thue nicht) ist im Sanskrit mā kuru. In die Frage aber, wie der sonderbare Stamm nach Europa seit dem Jahre 1400 vorgebrungen ist, geht der Verfasser nicht ein.

*N<sup>o</sup>. 26.* Observations on a Gold Ring in Hindu Fabrication found at Montrose in Scotland. By Lieut. Colonel James Tod. S. 559 — 571. Colonel Fitchclarence sandte diesen Ring dem Verfasser zur Erklärung seiner Embleme. Der Verfasser, ohne nachweisen zu können, wie ein ostindischer Ring in Schottlands Gebirgen ausgegraben seyn könne, hält ihn für einen alten Ring mit indischen Emblemen. Die zwey Stiere an ihm, meint er, seyen zwey heilige Stiere Siva's, Bilder der schöpferischen Kraft Siva's gleich dem heiligen Stiere Nanda. Dieß gibt ihm dann Gelegenheit, weiter über den nach seiner Ansicht in der ganzen alten Welt verbreiteten Dienst des Siva und der ihm entsprechenden Göttin, über die Sitte des Ringetragens im höhern Alterthum u. s. w. zu reden. Ungemeine Gelehrsamkeit und Kenntniß im Alterthum aller Völker mit sehr geringer, oft irre gehender Kritik zeigt sich hier eben so, wie in dem in diesen Blättern schon angezeigten großen Werke des Verfassers über Radschasthan. Von dem indischen Isa (Herr) leitet er z. B. eben so wohl die ägyptische Isis wie den 'etrurischen' Namen Caesar ab, weil Caesar nach Suetonius im Etrurischen Herr bedeute.

*N<sup>o</sup>. 27.* Account of an ancient Arabic Grave-Stone, found at Dhalac-el Kibeer, near Massowah, Abyssinia, decyphered by Graves C. H a u g h t o n. S. 573 — 579. Zwey solcher Grabsteine von anziehender äußerer Schönheit sind durch Lord Valentia's Reisen, unter großen Gefahren, nach Europa gebracht. Der hier erklärte und gezeichnete ist vom Jahre



439 d. H., 1047 Chr., und in sofern etwas merkwürdig, weil er, einem nicht einmal aus höhern Stande entsprungenen Weibe gesetzt, zum Beweise dient, wie Muhammedaner auch das zweite Geschlecht ehren. Die alte kufische, hier sehr verzierte und schwer zu lesende Schrift hat von der Bitterung nicht gelitten, welches nur unter einem so heitern Himmel möglich ist. Die Erklärung des Verfs. ist vollkommen richtig bis auf eine Phrase in der vorletzten Zeile, welche, schon den Zügen nach falsch, auch zur Sprache und Sache nicht passend,  $\text{الله وحبها}$  gelesen ist. Wäre der Verfasser auf die Lesung  $\text{الله وحبها}$  verfallen, so würde er sie sofort nach den Schriftzügen und weil diese fromme Formel in solchen Fällen nie fehlt, als die einzig richtige erkannt haben.

Aus der Appendix zeichnet Ref. eine Stelle aus S. LXII, wo ein indischer Pandit zu Calcutta in einem Briefe an Sir Alexander Johnston aus dem Agni-Purana beweisen will, daß die europäische Eintheilung des Tags in 24 Stunden aus Indien stamme. Die hier abgedruckte Stelle ist wenigstens für die Zeitrechnung der Inder sehr wichtig.

G. H. U. C.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

D e n 10. D e c e m b e r 1831.

G ö t t i n g e n.

Am 12ten vorigen Monats feyerte die 1751 gestiftete Königliche Societät der Wissenschaften ihren Jahrestag zum 79sten Male.

Die Vorlesung hielt der zeitige Director derselben Herr Hofrath Tychsen de inscriptionibus arabicis in Hispania repertis, von deren Inhalt demnächst in diesen Blättern ausführliche Nachricht gegeben werden wird.

Hierauf erstattete Herr Ober-Medicinalrath Blumenbach den Jahresbericht von den wichtigsten Vorfällen und Veränderungen bey der Societät seit dem vorjährigen Anniversarium.

Das jährlich zu Michaelis wechselnde Directorium war nach dem so unerwarteten Tode des sel. Hofraths Mayer zunächst auf Herrn Hofrath Gauß in der mathematischen Classe und von diesem im vorigen September auf Herrn Hofrath Tychsen in der historisch-philologischen übergegangen.

Zu neuen Mitgliedern waren im laufenden Jahre einstimmig erwählt:

zum hiesigen in der mathematischen Classe Mayers würdiger Nachfolger, Herr Professor Weber.

zu auswärtigen die beiden Russisch = Kaiserlichen Staats = Rätbe

Herr Dr. und Prof. Joseph Frank, gegenwärtig in Como, der sich auch durch ein reiches Vermächtniß zu wissenschaftlichen Zwecken um die Königl. Societät verdient gemacht. Dieser in der physischen Classe;

und in der historisch = philologischen Herr Chr. Mart. Frähn, Oberbibliothekar und Director des asiatischen Museums zu S. Petersburg.

Zu Correspondenten aber sind ernannt:

Herr G. H. W. Blumenbach, Geheimer Canzley = Rath zu Hannover,

und Herr C. König, auswärtiger Secretär der Kön. Societät zu London und Director des mineralogischen Theils im britischen Museum.

\* \* \*

Hingegen sind der Societät binnen Jahresfrist durch den Tod entzogen:

A. von ihren Ehrenmitgliedern

Sr. Exc. Graf Joseph Carl von Auersperg, K. K. Cämmerer und Ober = Richter in Böhmen.

B. von hiesigen Mitgliedern wie schon gedacht unser sel. Mayer, dessen Gedächtniß in einer eigenen Sitzung der Societät im vorigen May gefeyert worden.

196. St., den 10. December 1831. 1947

C. von auswärtigen Mitgliedern zwey aus der historisch = philologischen Classe: Heintr. Gregoire, vormaliger Bischof von Blois; und Paul Gregoriewitsch von Demidoff, Russ. Kaiserl. Staats = Rath.

und D. von ihren Correspondenten:

J. Gottl. Fr. Bohnenberger, Prof. der Astronomie zu Tübingen; Fr. Ambr. Reuß, Fürstl. Lobkowitzischer Leibarzt zu Bilin; dann zwey unserer vormaligen trefflichen gelehrten Mitbürger: C. Horner, Prof. in Zürich (der ehemals als Astronom den H. Admiral Krusenstern auf dessen erster Russischen Weltreise begleitet hatte), und Fr. Tantini, Prof. der Arzneyw. zu Pisa; ferner Benj. Constant de Rebecque, Deputierter von Straßburg in Paris; Jos. Aug. Schultes, Prof. der Physik und Botanik zu Landshut; Jos. Rehmann, Russ. Kaiserl. Staats = Rath und General = Stabs = arzt zu St. Petersburg; und früher schon J. Helfr. Müller, Obrister und Director des Bau = collegiums zu Darmstadt.

\* \* \*

Nun zu den von der Königl. Societät für das dießmahlige Anniversarium, so wie für die nächstfolgenden Jahre bestimmten beiderley Preis = aufgaben.

Für den November d. J. war von der mathematischen Classe der Hauptpreis auf die Beantwortung der Aufgabe gesetzt:

Quaeritur adhuc in astronomia practica modus determinandi aciem lucis corporum coelestium, siquidem methodi hactenus eo scopo propositae parum ei satisfecerunt.

Cum vero non uno respectu utilissimum foret diversas gradationes lucis stellarum et mutationes cui obnoxia est, certo et facile dijudicare,

desiderat R. S. nova curatis explicationibus illustrata consilia ad tales principiis photometricis nixos apparatus, quorum ope diversi gradus luminis fixarum certo, convenienter et faciliter dijudicari et determinari possint, ita ut ex plena expositione observationum et quae exin sequuntur consecutorum in stellis diversae magnitudinis demonstratorum, certum in istis apparatus dignoscere et dijudicare liceat.

In der practischen Astronomie mangelt es noch immer an einem Mittel zur sichern Bestimmung der Lichtstärke der Himmelskörper, und die früher zu diesem Zwecke in Vorschlag gebrachten Vorrichtungen haben sich in der Anwendung wenig brauchbar gezeigt.

Da es jedoch von vielfachem und großem Nutzen seyn würde, die verschiedenen Abstufungen des Sternenlichtes und die darin statt findenden Veränderungen mit Sicherheit und Leichtigkeit beurtheilen zu können:

so wünscht die Königliche Societät neue, durch vollständige Beschreibungen erläuterte Vorschläge zu solchen auf photometrischen Grundsätzen beruhenden Vorrichtungen zu erhalten, mittelst welcher die verschiedenen Grade des Lichts der Fixsterne mit Sicherheit, Gleichförmigkeit und Leichtigkeit

beurtheilt und festgestellt werden können, und deren Leistungen aus einer ausführlichen Darlegung der Resultate, die aus ihrer Anwendung auf Sterne von den verschiedensten Größen erhalten worden sind, sich erkennen und beurtheilen lassen.

Es waren darauf zwey Concurränzschriften mit den Denksprüchen

N<sup>o</sup>. 1. Errare humanum est;

N<sup>o</sup>. 2. Per aspera ad astra  
bezeichnet, eingegangen.

Der Verfasser der ersten Abhandlung legt zuerst das Princip dar, nach welchem allein, seiner Meinung zufolge, das Verhältniß der Lichtstärke der Himmelskörper bestimmt werden könne, gibt hierauf eine ausführliche, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung einer Vorrichtung, mittelst welcher jenes Verhältniß sich werde festsetzen lassen, und zählt zuletzt die mancherley wichtigen Vortheile auf, welche die Astronomie und Physik von einer sichern und richtigen Photometrie zu erwarten haben. — Die in Vorschlag gebrachte Vorrichtung kommt im Wesentlichen mit dem seit vielen Jahren bereits bekannten Köhlerschen Photometer ganz überein, dessen unmittelbare Anwendung nicht sehr brauchbar befunden worden ist, und unterscheidet sich von diesem nur durch einen künstlichen Mechanismus. Ob der Verfasser aber eine solche Vorrichtung wirklich ausgeführt, und ihre Leistungen bey den verschiedenen Lichtabstufungen der Sterne untersucht habe, geht aus der Abhandlung nicht hervor, indem darin überall keine Erfahrungen und Beobachtungen angeführt worden sind, aus welchen sich solche erkennen ließen. Da also diese

Abhandlung die beiden Hauptbedingungen der Aufgabe unberücksichtigt gelassen hat; so konnte ihr der Preis nicht zuerkannt werden.

Der Verfasser der zweyten Concurränzschrift hat dagegen beide Forderungen zu erfüllen gestrebt, indem er nicht nur das Lichtverhältniß auf eine neue, noch nicht versuchte, sinnreiche Art mittelst einer ganz einfachen, im Modell beygefügten, Vorrichtung zu bestimmen vorschlägt, sondern auch ihre Anwendbarkeit auf Sterne von ganz verschiedener Größe durch das aus einer Reihe wirklich angestellter Beobachtungen erhaltene Resultat darzulegen sucht. Da aber theils diese Versuche zu wenig zahlreich und mannigfaltig sind, als daß dadurch schon eine Bürgschaft für die Richtigkeit der Resultate gewonnen wäre, auch eine eigentliche Theorie dieses Apparats, welche hier wesentlich und nothwendig ist, gänzlich vermißt wird: so konnte die Kön. Societät dieser Abhandlung in ihrer gegenwärtigen Gestalt den Preis nicht zuerkennen. In der Ueberzeugung jedoch, daß der Verfasser dieser Abhandlung, welcher Originalität, practischen Sinn und viele mechanische Anstelligkeit an den Tag legt, seinen Ideen mehr Vollendung gegeben, und die Anwendbarkeit des sinnreich gewählten Apparats durch zahlreichere Versuche mehr begründet haben würde, wenn die von ihm angeführten Hindernisse seine Mühe zu diesen Untersuchungen weniger beschränkt hätten, findet die Kön. Societät sich um so mehr bewogen, die Gelegenheit zur weitem Ausbildung derselben durch eine wiederholte Aufstellung dieser Preisfrage darzubieten, da sie die Hoffnung hegen darf, daß dadurch noch mehrere Mitbewerber veranlaßt werden könnten, dieser der Wissenschaft so vielfachen Nutzen versprechenden Aufgabe ihre

Untersuchungen zu widmen. Sie stellet daher diese Frage: 'Ueber die Bestimmung der Lichtstärke der Himmelskörper' noch einmal für den November 1834 auf, und wird die Concurrenzschriften darüber bis zum Ende des Septembers des genannten Jahrs entgegen nehmen.

Die diesen beiden Concurrenzschriften beygelegten versiegelten Zettel sind ordnungsmäßig in der Sitzung uneröffnet verbrannt worden.

Die öconomische Preisfrage betraf:

'Eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbau finden, nebst Angabe der Maaßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product, der Güte des in den Niederlanden gewonnenen, möglichst zu nähern.'

Obgleich der Gegenstand dieser, früher schon einmal ohne Erfolg aufgegebenen Frage, für die vaterländische Landwirthschaft und Industrie von höchster Wichtigkeit ist, so sind dennoch leider auch dieses Mal keine Beantwortungen eingelaufen.

\* \* \*

Nun zu den beiderley Aufgaben für die nächstfolgenden Jahre. Und zwar zuerst für den Hauptpreis.

Auf den November künftigen Jahres von der historisch-philologischen Classe:



Quum nostra aetate insigniter aucto literarum orientalium studio et indies patescen-  
tibus novis thesauris orientis literariis, haud  
parum intersit nosse, quid occidenti de-  
beat oriens, optat Societas Regia, ut colligantur  
notitiae de versionibus auctorum  
Graecorum Syriacis, Arabicis, Armenicis,  
Persicis, quarum versionum historia accu-  
rata adhuc caremus.

Doceatur igitur, quinam libri, in quam  
linguam, a quibusnam et quo tempore e  
Graeco translati sint. Porro an extant, et  
ubinam harum versionum exempla manu-  
scripta. Editiones denique quae extant, ac-  
curate recenseantur.

Da es bey dem ansehnlichen Zuwachs  
welchen das Studium der morgenländi-  
schen Literatur in unserer Zeit erhalten  
hat, und wozu sich täglich neue literari-  
sche Schätze des Morgenlandes öffnen,  
wichtig ist zu wissen, was hierin das  
Morgenland dem Abendlande verdankt,

so wünscht die Königliche Societät, daß  
die Nachrichten von Uebersetzungen  
griechischer Schriftsteller ins Syrische,  
Arabische, Armenische, Persische, von  
welchen es noch an genauer Notiz  
mangelte, gesammelt werden mögen.

Man zeige also genau welche jener  
Werke in welche der gedachten Spra-  
chen, und von wem und wann aus  
dem Griechischen übersetzt worden? so  
wie auch ob und wo sich Handschrif-  
ten davon, oder schon Ausgaben der-  
selben finden?

196. St., den 10. December 1831. 1953

Für den November 1833 von der physischen Classe:

Ut gastromalaciae ratio accuratius exploretur atque certis observationibus adhibitis exponatur quatenus fere illam post mortem demum oriri, aut quatenus per morbum quendam effici vel morbum saltem aliquid ad illam gignendam conferre ponendum sit, tum quaenam eius morbi conditio sit, quibus indiciis cognosci et quam curationem recipere possit.

Daß das Verhältniß der Erweichung des Magens näher untersucht und insbesondere durch sichere Beobachtungen dargethan werde, in wiefern sie etwa erst nach dem Tode entstehe, oder in wiefern sie durch einen Kranken Zustand bewirkt, oder ihre Entstehung wenigstens befördert werde, von welcher Art dann dieser Kranke Zustand sey, durch welche Zeichen er erkannt, und wie er am besten behandelt werden könne.

Die von der mathematischen Classe für den November 1834 vom neuen aufgegebene Preisfrage ist oben (S. 1947 u. f.) schon ausführlich mitgetheilt.

Der Preis für jede dieser Aufgaben ist von fünfzig Ducaten, und die Concurränzschriften müssen lateinisch abgefaßt, und vor Ende des Septembers der bestimmten Jahre postfrey eingesandt seyn.

Die für die nächsten Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende:

Für den Julius 1832:

Der *Duwock* (*Equisetum* L.) ist lange als ein dem landwirthschaftlichen Betriebe nachtheiliges, besonders aber die Wiesen- und Weidenutzung der Marschländer beeinträchtigendes Gewächs bekannt, wie u. A. aus der schon früher in Holland aufgegebenen Preisfrage, die Ausrottung desselben betreffend, und den hierdurch veranlaßten Schriften zu ersehen ist. Auch im Königreiche Hannover hat man dem durch jenes Gewächs angerichteten Schaden Aufmerksamkeit gewidmet, wie mehrere auf die Vertilgung desselben sich beziehende Verordnungen und Erlasse beweisen. Dessen ungeachtet ist dem Uebel wenig oder gar nicht Einhalt geschehen. Gegenwärtig hat dasselbe in verschiedenen Marschgegenden der Elbe und besonders auf der Insel Wilhelmsburg so sehr zugenommen, daß der vorzüglichste Erwerbszweig dortiger Gegend, der Milchhandel nach Hamburg, dadurch bemerkbar vermindert worden.

Die Königl. Societät der Wissenschaften findet sich daher veranlaßt, zur Beschränkung dieses, die fruchtbarsten Gegenden des Landes heimsuchenden Uebels, die Frage zum Gegenstande einer Preisaufgabe zu machen:

‘Welches sind, unter besonderer Berücksichtigung des Bodens und der Öertlichkeit der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden, die wirksamsten, im Großen ausführ-

baren Mittel, um dem Gedeihen des Duwocks und seinem weiteren Fortschreiten mit Erfolg entgegen zu wirken?’

Die Königl. Societät verlangt, daß bey der Beantwortung folgende, die Erörterung der Hauptfrage vorbereitende Punkte abgehandelt werden:

1. Welche Arten der Gattung *Equisetum* L. finden sich in den nördlichen Provinzen des Königreichs und welche derselben besitzen nachtheilige Eigenschaften?
2. Welche nachtheilige Wirkungen auf den Boden und das thierische Leben sind mit Recht den schädlichen Arten der Gattung *Equisetum* L. zuzuschreiben?

Was aber die Beantwortung der Hauptfrage anbelangt, so erwartet Königl. Societät:

1. Daß die vorgeschlagenen Mittel als in der Natur des Gewächses nachgewiesen und begründet erscheinen.
2. Daß ihre Wirksamkeit durch Erfahrungen und Versuche, in den Marschgegenden des Königreichs Hannover angestellt, erwiesen sey.
3. Daß sie sowohl auf directe Verminderung des Duwocks und Hemmung seiner weiteren Verbreitung gerichtet sind, als auch auf die Bekämpfung des Uebels durch zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen im landwirthschaftlichen Betriebe dortiger Gegenden überhaupt.

Für den November 1832:-

Die Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, welche bekanntlich eine deutsche Erfindung ist und auch in Deutschland zuerst weitere Ausbildung und Anwendung im Großen gefunden hat, ist bey uns in neuerer Zeit beynahе gänzlich vernachlässigt worden; wogegen sie seit einigen Jahren in mehreren Gegenden Frankreichs in sehr großem Umfange und mit bedeutendem Gewinn betrieben wird. Diese Erfahrung hat in einigen Gegenden von Deutschland, namentlich in Bayern, die Aufmerksamkeit auf jenen, der Landwirthschaft sich unmittelbar anschließenden Industriezweig, zurückgelenkt. Der sehr natürliche Wunsch, daß es auch im Königreiche Hannover möglich seyn möchte, Nutzen daraus zu ziehen, veranlaßt die Königliche Societät eine gründliche Beantwortung der Frage zu verlangen:

‘Ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Königreich Hannover die Fabrication von Runkelrübenzucker mit Vortheil auszuführen, und, wenn dieses der Fall seyn sollte, welche Einrichtungen sind zu treffen, um sie mit der Landwirthschaft in zweckmäßigste Verbindung zu bringen und den größt möglichen Vortheil dadurch zu erlangen?’

Für den Julius 1833:

Das sogenannte Befallen des Getreides und anderer öconomischer Gewächse mit

Rost und Brand ist seinem Wesen nach noch nicht hinreichend aufgeklärt; so wie es auch noch an sicheren Mitteln fehlt, den dadurch oftmals verursachten, großen Schaden zu verhüten. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Untersuchung der Natur und Entstehungsart des Rostes und Brandes am Getreide und an anderen Culturgewächsen, nebst Angabe der Mittel, welche dagegen im Großen mit Erfolg anzuwenden sind.’

Die Königliche Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage folgende Punkte besonders berücksichtigt werden mögen:

1. Wie erzeugen sich Rost (*Uredo linearis*) und Brand (*Uredo segetum*); worin liegen die Ursachen ihrer Entstehung?
2. Sind sie wirklich als parasitische Pflanzen, oder nur als Erzeugnisse vorangegangener Veränderungen der Säfte der Pflanzen und mithin als krankhafte Zustände zu betrachten?
3. Warum werden manche Gewächse so häufig und zwar mit Rost und Brand zugleich, andere aber mit Rost oder Brand, manche hingegen mit keinem von beiden befallen?
4. Gibt es verschiedene Arten von Rost und Brand, und wie kommen sie bey

verschiedenen öconomischen Gewächsen vor?

5. Woher rührt es, daß manche Gegenden dem Befallen so oft ausgesetzt sind, wogegen andere weniger davon leiden?
6. Steht die Beschaffenheit des Bodens mit der Erzeugung von Rost und Brand in irgend einem Zusammenhange?
7. Hat die Witterung, haben zumal Gewitter, Einfluß auf das Befallen?
8. Läßt sich die Erzeugung von Rost und Brand ganz verhüten oder wenigstens vermindern und welche Mittel kann man hierzu mit dem besten und sichersten Erfolge anwenden?

Um Mißverständnisse zu vermeiden, werden diejenigen, welche diese Preisfrage beantworten wollen, wohl thun, die Arten von Rost und Brand, welche den Gegenstand der Untersuchung ausmachen, durch systematische, lateinische Namen zu bezeichnen und Proben davon beyzulegen.

Für den November 1833 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

‘Eine gründliche Erörterung der Ursachen, wodurch das früher an mehreren Orten im Königreiche Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberey in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen könnten.’

Da nicht zu verkennen ist, daß der Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Wollenwebercy als städtisches, zunftmäßiges Gewerbe befindet, theils mit den allgemeinen Veränderungen zusammenhängt, welche mit diesem Industriezweige in neueren Zeiten, besonders durch die Erweiterung und Vervollkommnung des Maschinenwesens vorgegangen sind, theils von örtlichen Verhältnissen herrührt und daher in verschiedenen Städten nicht ganz auf dieselbe Weise erscheint; die befriedigende Lösung jener Aufgabe aber eine sehr genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse erfordert; so werden die Wünsche der Königlichen Societät schon dann in Erfüllung gehen, wenn bey übrigens genügender Beantwortung obiger Frage, zunächst nur eine Stadt des Königreichs, in welcher vormals die Wollenwebercy blüthete, berücksichtigt wird.

\* \* \*

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von vorstehenden öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgefetzten, das Ende des Septembers.



## V a r a u.

Von der Bibliothek der neuesten Weltkunde herausgegeben von Malten, die wir wiederholt in unsern Blättern anzeigten, haben wir bereits das neunte Stück des laufenden Jahrs vor uns liegen. Wir können nicht umhin, aus demselben auf einen Aufsatz aufmerksam zu machen, der aus dem Edinburgh Review entlehnt ist, da er über die Bildung eines der hervorragendsten Männer der Zeit, von Brougham Aufschlüsse gibt, nämlich dessen Aufsatz: über die politische Beredsamkeit der alten und der neuen Zeit. Das deutsche Publicum kennt in Brougham wenig mehr als den gewesenen Advocaten, der sich durch seine Talente und Begünstigung der Zeitumstände zum Lord-Canzler von England hinaufgearbeitet. Aus diesem Aufsätze werden sie den Schüler, den Vertrauten des Demosthenes in ihm kennen lernen, der ganz durchdrungen von dem Geiste des großen Attischen Redners seine Werke im größten Detail studierte, sie fast auswendig weiß, und nach ihm sich bildete. Es wird besonders Ein Satz von ihm hier ausgeführt, daß das, jetzt auch in England so gewöhnliche Extemporieren selbst bey den glänzendsten Anlässen, wie denen des Irländers Grattam, doch das Grab aller wahren Beredsamkeit sey. Wir halten es nicht für überflüssig darauf aufmerksam zu machen, da die Warnung des beredten Britten auch mehrfältige Anwendung auf unsere Zeiten leiden möchte.

Hn.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 12. December 1831.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Tascius Cae-  
cilius Cyprianus, Bischof von Carthago, dar-  
gestellt nach seinem Leben und Wirken von Dr.  
Friedrich Wilhelm Rettberg, Repetenten der  
theologischen Facultät zu Göttingen. 1831. XII  
und 399 S. in 8.

Der Verf. hofft die Bearbeitung dieser kirchen-  
historischen Monographie durch die ausgezeich-  
nete Stellung gerechtfertigt zu sehen, die Cyprian  
von Carthago in der alten Kirche einnahm. We-  
niger hervorragend an Geistesgaben, als sein gro-  
ßer Landsmann und Lehrer Tertullian, weiß er  
theils das Excentrische dieses Feuerkopfes durch sein  
überwiegend practisches Talent zu vermeiden, theils  
erlangt er für die Kirche um so größere Bedeut-  
samkeit, weil er sofort die Ideen auch im Leben  
hervorzurufen weiß, von denen seine christliche  
Ansicht bewegt wurde. So beschränkte sich seine  
Wirksamkeit bald nicht allein auf die Africanische  
Kirche, sondern seine im Orient und Occident

gleichmäßig hochgeschätzten Schriften trugen überall nicht wenig dazu bey, dem Kirchenregiment wie der Disciplin einen Anstrich von Strenge zu geben, die sich in Nordafrika als Ueberrest der Montanistischen Rigorosität selbst unter dem Deckmantel der Orthodorie zu erhalten gewußt hatte. Streben des Bfs. ist es nun bey der Bearbeitung gewesen, nicht etwa bloß die äußern Facta zusammenzustellen; der Fleiß früherer Bearbeiter, namentlich eines Pearson in den *annalibus cyprianicis* hat hierin schon das Nöthige geleistet; sondern er will die Erscheinungen im Leben des großen Kirchenlehrers ihrem innern Zusammenhange nach auffassen, will die einzelnen Fäden auffuchen, die größtentheils in der Individualität der einzelnen Personen angeknüpft, zuletzt das Gewebe der äußern Erscheinung abgeben; so, hofft er, werde ein Bild des Mannes selbst, und des Kreises, in dem er zunächst wirkte, hervortreten.

Dem Ganzen geht als Einleitung eine Uebersicht des Zustandes des christlichen Occidents um die Mitte des 3. Jahrhunderts, und der nordafrikanischen Kirche besonders voran, S. 1 — 21. Es wird eine um diese Zeit schon vollendete, gegen die beiden frühern Jahrhunderte sehr merklich hervortretende Veränderung in der ganzen Kirche nachgewiesen, indem der äußere Zustand derselben dem stets mehr zerfallenden Heidenthume gegenüber sich merklich consolidierte, im Innern aber der eigenthümlich christliche Geist sich immer erfreulicher entwickelte, und namentlich von einer schwärmerischen Ueberspanntheit früherer Zeit zurück kam. Die Abhandlung selbst zerfällt in 3 Abschnitte, deren einer S. 22 — 219 das Leben des Bischofs, der zweyte S. 220 — 290 Untersuchungen über seine Schriften, und der dritte

S. 291 — 399 die christliche Ueberzeugung Cyprians im Zusammenhange enthält.

Als epochemachend für das Leben des Bischofs eignet sich am besten seine Rückkehr nach Carthago aus dem Versteck während der Decianischen Verfolgung, Ostern 251, und dann der Beginn der Streitigkeiten über die Kezertaufe, Herbst 253. Hiernach ist das Leben wieder in drey Zeiträume getheilt. Bestimmungen über die Abkunft, Persönlichkeit, das Alter unsers Bischofs konnten bey dem Mangel bestimmter Angaben nicht sehr genau gegeben werden. Sehr nachtheilig für Beurtheilung seiner Persönlichkeit war recht oft eine seltsame Verdoppelung, die besonders seit Gregor von Nazianz und Prudentius mit unserm Bischof vorging, indem ein Bischof und Märtyrer gleiches Namens in den Orient verlegt, und dessen Geschichte nicht ohne Aehnlichkeit mit den Vorfällen des carthagischen Cyprians, freylich versehen mit Legendenpomp, überliefert wird; aus beiden Personen wurde dann wieder eine geschmolzen, und so kam der carthagische Bischof in die übele Nachrede arger Zauberey und Wollust, womit die Legende nicht sparsam war, um so die endlich siegreiche Kraft des Christenthums desto glorreicher hervortreten zu lassen. Das Ganze wird als Product einer poetischen Bearbeitung der Geschichte des echten Cyprian, und so der orientalische als ein unechtes Exemplar des Carthagischen nachgewiesen. Das Leben des Bischofs selbst ist nun ein fortgesetzter Kampf gegen Feinde der Kirche innerhalb und außerhalb derselben, wie gegen persönliche Gegner. Gleich seine Wahl zum Bischof rief eine Gegenpartey im Carthagischen Clerus hervor, die den Mann fast während seiner ganzen Amtsführung beschäftigte; sie ging von den Pres-

bytern, seinen bisherigen Collegen aus, und der Verf. sucht darin nur eine Scene des jetzt in der ganzen Kirche geführten Kampfes der Presbyterialgewalt gegen die allmählich zum Monarchismus ausartende Episcopalmacht nachzuweisen; wenigstens war der Sieg, den Cyprian über die ihm auffässigen Presbyter in seinem Clerus davon trug, entscheidend für das Emporkommen des Episcopalmonarchismus in der ganzen Kirche, und seine weit verbreiteten Schriften gestalteten fast überall das Kirchenregiment dieser Idee gemäß um. Aus dieser anti-episcopalen Parthey im Carthagischen Clerus entwickelte sich das bekannte Schisma des Felicissimus, das hier in seiner tieferen Verzweigung nachgewiesen wird. Als Haupt der schismatischen Parthey muß aber den Untersuchungen zufolge nicht der Diaconus Felicissimus sondern der Presbyter Novatus gelten, der später nach Rom flüchtete, und ungeachtet der verschiedenen Grundsätze in der Disciplin während des dort beginnenden Schisma des Novatianus sich der Parthey dieses Rigoristen anschloß. Die Geschichte des von Rom ausgehenden Novatianischen Schisma wird nur so weit aufgenommen, als zum Verständniß der Vorfälle in Carthago nöthig ist. So wie nämlich die anti-episcopale Parthey Carthagos Vorwand zum Schisma von der zu großen Strenge des Bischofs gegen die Gefallenen hernahm, so hatte Novatian in Rom gerade an der zu großen Larheit des Bischofs Cornelius Anstoß genommen. Bald theilte sich die Novatianische Spaltung der ganzen Kirche und so auch der Carthagischen mit; unser Bischof hat deshalb die schwierige Aufgabe, zwischen den beiden Extremen, der Novatianischen Rigorosität, und der Larheit des Felicissimus die

gehörige Mitte zu halten. Freylich neigte er sich zu einer strengern Ansicht hin, während sein College, Cornelius von Rom, von der minder strengern ausgegangen war; allein der von beiden Männern gegen die ihnen zunächststehenden Schismatiker zu führende Kampf ließ beide so ziemlich in der Mitte zusammentreffen, und von diesem Punkte aus läßt sich die Grundansicht unsers Bischofs von der Einheit (oder besser der äußern Abgeschlossenheit) der Kirche am besten verstehen. Er und seine Verbündeten hielten überall die strenge Grenze zwischen der Kirche und der Welt fest, um so sich der ansturmenden Ketzler und Schismatiker erwehren zu können. Höchst anziehend ist es nun zu beobachten, wie der Bischof zwischen den von den entgegengesetztesten Punkten ihn befehrenden Parteyen stets auf die gesunde Mitte wieder zurücklenkt, wenn ihn vielleicht der Eifer des Kampfes davon etwas entfernt hatte. So lag namentlich ein sehr gefährlicher Umstand für ihn darin, daß beide Gegenparteyen die in der Gemeinde so angesehenen Märtyrer und Bekenner für sich gewonnen hatten, und so einen entschiedenen Einfluß auf das Volk ausübten. Gerade die Rücksicht auf die Autorität dieser Männer gebietet dem Bischof die größte Vorsicht, und sein endlicher Sieg hing allein von der beabsichtigten Trennung der Coalition zwischen den schismatischen Clerikern und jenen Bekennern ab. Der wichtigste Punct im Leben des Bischofs ist aber gewiß sein Kampf gegen Stephanus von Rom über die Gültigkeit der Ketzertaufe. Rom war im Gegensatz gegen die Novatianische Strenge vielleicht in Anerkennung der Ketzertaufe zu weit gegangen, während in Africa der fortherrschende

Montanismus den größten Widerwillen dagegen hervorrief. Der Verfasser sucht des Stephanus Ansicht, über die selbst Walch noch sich schwankend erklärt, dahin zu bestimmen, daß er anfangs jede Taufe für gültig erklärt, nachher aber zur Begründung dieser Ansicht sich auf die überall beybehaltene Taufformel berufen habe. Die Verbindung Cyprians mit Firmilian von Cæsarea gegen Stephanus Anmaßung war sehr bedeutend, doch wird gegen die gewöhnliche Ansicht nachgewiesen, daß Africa den Orient nicht erst in den Streit hineinzog, sondern daß Stephanus mit dem Orient eher als mit Carthago zankte: so wird die Brutalität des Römischen Bischofs gegen den Carthagischen insofern etwas gemildert, als sie durch die schon vorangegangenen Auftritte gegen die Orientalen motiviert wird. Die wieder ausgebrochene Valerianische Verfolgung und der Märtyrertod des Bischofs beschließen diese Untersuchungen.

Der zweyte Abschnitt verbreitet sich über die Schriften des Bischofs, die in Briefe und Abhandlungen zerfallen; da indessen die Briefe als fast einzige Quelle für das Leben des Mannes in dem Bisherigen schon größtentheils erschöpft sind, so begnügt sich der Verfasser, hier die größeren Tractate zu behandeln. Sie sind mit wenigen Ausnahmen Gelegenheitschriften, finden in den Lebensumständen des Mannes ihre nächste Veranlassung; dieß gilt namentlich von der berühmten Abhandlung *de unitate ecclesiae*, die zugleich mit der Schrift *de lapsis* den besonderen Zweck hatte, die oben angedeutete Coalition der Bekenner und Märtyrer mit den schismatischen Clerikern durch den Grundsatz der kirchlichen Einheit zu trennen. Auf diese Art

wird von einzelnen Schriften die wahrscheinliche Veranlassung aufgesucht, der Inhalt angegeben, eine kurze Untersuchung über die Authentie hinzugefügt. Bey dieser Entwicklung deckt sich von selbst der innere Zusammenhang aus, worin mehrere Tractate mit einander stehen; namentlich machen die drey frühesten Schriften ad Donatum liber de gratia dei, de idolorum vanitate und testimoniorum adversus Judaeos libr. III. ein zusammenhängendes Ganze aus, worin das apologetisch-polemische Streben des Mannes abgeschlossen ist. Die erste Schrift zeigt die Schlechtigkeit der Welt überhaupt, und bereitet so dem Geiste des Christenthums den Eingang; die zweyte eine Compilation aus dem Octavius des Minucius Felix und dem Apologeticus des Tertullian greift den Ethnicismus in seinen Grundfesten an, geht aber schon zur Darstellung des Christlichen über; ebenso verfährt die dritte Schrift, wo der Kampf gegen das Judenthum allmählich zur Darlegung des Positiv-Christlichen übergeht.

Der dritte Abschnitt endlich entwirft ein Bild von der christlichen Ueberzeugung des Bischofs im Zusammenhange; Grundgedanke dabey ist die Kirche und ihre Einheit. Als Begriff der Kirche im Cyprianischen Sinne hat sich dem Verfasser ergeben, die Fortsetzung der alttestamentlichen Theocratie, wobey durch Christus das Einschreiten des neuen Volks Gottes an die Stelle des alten bezeichnet wird; die Kirche ist also weder eine Lehr- noch eine Sühnanstalt, sondern geradezu eine äußere Veranstellung durch Christum inaugurirt, um den Christen die Vorzüge der Juden zu übertragen, deren diese unwürdig geworden waren. Nichts



erklärt sich hieraus so gut als Cyprians Grundgedanke von der Einheit der Kirche, die ja wie jedes real existierende Ding nur ein abgeschlossenes Ganze, also streng geschieden von dem, was sie nicht ist, seyn muß. In den theoretischen Sätzen des Mannes ist kein streng systematischer Zusammenhang nachzuweisen; die Ansichten des Bischofs sind vielmehr aus den specifisch-christlichen Sätzen nicht selten ohne leitende Idee und mit nebeneinander stehenden unausgeglichenen Gegensätzen gebildet, nur daß jener Ansicht von der Kirche wegen ein ziemlich judaisierendes Gepräge herauskommt. Desto consequenter ist aber der Mann in seinen practischen Sätzen über Kirchenregiment und Disciplin, wobey der große Gegensatz der Kirche und der Welt (saeculum) hervortritt. Die Welt als Reich des Teufels kämpft gegen die Kirche theils durch Leiden und Verfolgungen, theils durch beabsichtigte Ketzereyen und Schismata an; diese setzt derselben aber ihre Märtyrer und Bekenner, ihre ruhmvollen Jungfrauen, ihre Büßungen und guten Werke entgegen; so wird die christliche Ueberzeugung unsers Kirchenlehrers zusammengefaßt, als die möglichst sinnliche Aneignung der christlichen Wahrheiten mit dem vorherrschenden Princip der kirchlichen Einheit, die Kirche als die fortgesetzte alttestamentliche Theocratie ist das Gottesreich durch Christum gestiftet, das hier zum Kampfe gegen Welt, Teufel und Heidenthum verpflichtet, dereinst aber seinen Mitgliedern die Seligkeit verspricht.

Dr. R.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

198. 199. Stück.

Den 15. December 1831.

---

L o n d o n.

Printed for Longman etc.: *Researches into the causes, nature, and treatment of the more prevalent Diseases of India, and of warm Climates generally. Illustrated with cases, post mortem examinations, and numerous coloured engravings of morbid structures. By James Annesley, of the Madras Medical Establishment etc. Vol. I. XXII u. 687 S. 21 Kupfertafeln, Appendix XLII S. nebst einer Karte von Indien. Vol. II. XI u. 586 S., 18 Kupfertafeln und Appendix LXXX S. 1828. in groß Quart.*

Die Krankheiten Indiens haben ein großes Interesse auch für uns erhalten, seitdem eine der ärgsten Ausgeburten des dortigen Klimas seinen Weg sogar bis in das westliche Europa gefunden hat und da einheimisch zu werden droht. Für die Engländer, die Herren jener ausgedehnten Länderstrecken, ist die Kenntniß derselben von noch größerer Wichtigkeit, da jährlich ein nicht unbe-

trächtlicher Theil ihrer dahingefandten Krieger, Beamten und Kaufleute als Opfer jener ungewohnten Uebel dahingerafft wird. Einzelne Schriften, welche genauere medicinische und statistische Nachrichten hierüber ertheilen, haben wir schon öfter in diesen Blättern angezeigt; das größte, das umfassendste, das prachtvollste, liegt uns jetzt zur Berichterstattung vor. Es ist den Directoren der ostindischen Compagnie, deren Unterstützung die Herausgabe möglich machte, zugeeignet. Der Verf. bemerkt, daß er in 25jährigen, sehr mannigfachen Dienstverhältnissen Gelegenheit genug gehabt habe die Materialien dazu zu sammeln. Nachdem er den Druck in Europa besorgt hatte, kehrte er wieder nach Indien zurück.

Das Ganze zerfällt in Bücher, wovon das erste vorläufige Beobachtungen, das zweyte die Krankheiten des Magens, das dritte die der Leber und des Gallenapparats, das vierte die der Gedärme, der Milz und des Pancreas, das fünfte die Fieber enthält. Jedes ist in Kapitel und Sectionen getheilt, und als Anhang folgt eine große Zahl von officiellen Berichten und Tabellen.

Die Darstellung ist klar, ausführlich, oft auch weitschweifig und bey der Entwicklung der Krankheitsursachen beynah zu elementarisch. Vieles ist aus anderen, zum Theil französischen Schriftstellern, der Länge nach, mitgetheilt. Rechnet man noch die übergroße Zahl umständlicher Krankheitsgeschichten hinzu, so begreift man, wie ein so voluminöses, schwer tractables Buch entstehen konnte, das, kürzer gefaßt, allgemein verbreiteter und somit nützlicher hätte werden können. Davon jedoch abgesehen, kann man den Fleiß, die Sorgfalt und die Berücksichtigung aller climatischen Verhältnisse, so wie die kenntnißvolle

Darstellung der Krankheiten selbst nicht genug loben.

Der erstaunliche Umfang des Werks erlaubt uns hier nur einige interessante Punkte hervorzuheben.

Mit vielen Belegen erörtert er den Satz, daß alle Orte innerhalb der Tropen und der gemäßigten Zonen, die niedrig liegen und der Ueberschwemmung ausgesetzt seyen, so wie die mit Feuchtigkeit gesättigten oder mit den Ueberresten organischer Substanzen angefüllten Plätze ungesunde Ausdünstungen erzeugen. Besonders seyen auch Thonboden und die reichlich angeschwemmte Erde in tiefen Thälern oder am Ufer des Meers und der Ströme, wenn eine kräftige Sonne auf sie einwirke, oder nach Ueberschwemmungen, oder wenn die Ueberbleibsel einer üppigen Vegetation sie bedeckten, an Miasmen äußerst productiv (I. 47). Bey der Angabe der verschiedenen Empfänglichkeit für Krankheitseinflüsse bey Eingebornen und Europäern findet sich folgende beachtungswerthe Bemerkung: Kinder, die von weißen oder europäischen Eltern in Indien geboren würden, müßten nach Europa gesandt werden, um da ihre volle Reife und Stärke zu bekommen. Blieben sie in Indien, so zeigten sie selten, selbst wenn sie zur Mannbarkeit gelangt wären, das Ansehen von Gesundheit. Viele stürben, bevor sie diese Periode erreichten, und es scheine überhaupt, daß Kinder von europäischen Eltern, wenn sie in Indien geboren wurden und es nicht verließen, beständig schwächer blieben, später zur Maturität oder zur vollen physischen Entwicklung der weißen Species gelangten. Dr. Copland versicherte den Verf., daß Kinder, die in den europäischen Niederlassungen an der Westküste von Africa von weißen Eltern geboren wer-

den, wenn man sie daselbst lasse, selten das zehnte Lebensjahr erreichen. Anders verhalte es sich, wenn eines der Eltern der eingebornen Rasse angehöre (88). Die nachtheilige Wirkung der Malaria geschehe vermittelst des Nervensystems und des Bluts. Die inneren Oberflächen der Luftwege und Lungen seyen die Canäle, wodurch jene Einflüsse in den Körper drängen; nur sey nach dem bisherigen Stande der Wissenschaft mit Genauigkeit nicht auszusprechen, ob die gesunde Beschaffenheit des Nervensystems der respectiven Organe in Unordnung gerathe, worauf alsdann erst die specifische Krankheit sich bilde; oder ob die in der Luft schwimmenden Ausdünstungen von den Luftwegen und Zellen absorbiert und ins Blut gebracht würden, dieses verunreinigten und so das ganze System oder nur einen einzelnen wichtigen Theil in Unordnung brächten. Die Natur der Malaria sey die eines powerful septic; Thiere, welche an Orten getödtet würden, wo jene ungesunde Luftbeschaffenheit Statt fände, gingen weit schneller in Fäulniß über, als an andern Orten bey gleicher Temperatur und bey übrigen ähnlichen äußern Bedingungen (91). Unter den von ihm genannten Vorsichtsmaßregeln gegen die Aufnahme des Krankheitsstoffs verdient besonders seine Schilderung der Gemüthsverfassung hervorgehoben zu werden. Er empfiehlt vor Allem Ruhe und Selbstvertrauen; die Seele sey nicht allzusehr mit den Gegenständen, die sie ergriffen, beschäftigt; sie werde durch den Wechsel der Stimmung nicht außer Fassung gebracht, nicht gestört durch eine unordentliche Befriedigung ihrer Wünsche. Die Gewährung bleibe mäßig, um weder die Hoffnung des Genusses noch die Freude des späteren Besitzes zu verringern

oder zu erschöpfen (101). Belehrend, aber kaum eines Auszugs fähig sind seine sehr detaillirten Betrachtungen über Klima und Gang der Jahreszeiten in den britisch-indischen Provinzen (101 — 190). Trinidad besäße alle wesentlichen Bedingungen zur Erzeugung von Sumpf-Ausdünstungen (187); allein noch ungesunder sey Jamaica (189). Bey Angabe der Mittel, die er besonders den jungen Ankömmlingen aus Europa empfiehlt, sagt er, daß viel Unheil aus der Gewohnheit entstehe, erhitzt und schwitzend, Rock und Halsbinde wegzuworfen, sich aufs Ruhebett zu legen und dem Luftstrom sich auszusetzen. Auch der Gebrauch eines großen Fächers (punkah or large fan) sey nachtheilig (202). Europäer in intertropischen Ländern achteten nicht genug auf die primären Störungen des Magens, indem sie diese für die nothwendige Folge des Klimas hielten und dem Uebel nicht eher eine Aufmerksamkeit schenkten, als bis es bereits Wurzel gefaßt habe; allein hier, wie überall, müsse man sich vor den kaum merklichen und leichten Unordnungen im Anfange hüten (227). Die meisten solcher Kranken fänden sich auch dort unter denen, die von vieler animalischen Kost und reichen Tischen lebten (243). Eines der besten tonischen Mittel, vorzüglich gegen Dyspepsie schwacher Personen sey Schayraet (*Gentiana Chirayita* Roxb.). Es passe sich auch sehr gut zum Vehikel für andere stärkende und eröffnende Arzneyen bey Magen- und Unterleibsbeschwerden in heißen Climates (247). Folgende Präparate, deren Zusammensetzung angegeben wird, wären daselbst vorrätbig: *Mistura cathartica simplex et composita*; *M. purgans*; *M. amara cum Senna*; *M. Camphorae*; *M. salina simplex et composita*; *Tinctura amara*; *Haustus Rhei*

cum ferro (pro Vermibus); H. anodynus; H. Camphorae compositus; Enema anodynum; Lotio nitro-muriatica; Pilulae aloëticae cum Calomel.; P. Hydrargyri cum Calomel.; P. Hydrargyri cum aloe; P. Hydrargyri cum Ipecacuanha; P. Hydrargyri cum Calomel. et Antimon.; P. Hydrargyri cum Calomel. et Ipecacuan.; Pulvis Columbae compos.; P. Basilicus; P. purgans (253—57).

Wie der Magen nach Statt gefundener Entzündung dieses Organs aussehe, das könne man in heißen Climates, wo man wenige Stunden nach dem Tode die Section vornehme, besser bestimmen, als in gemäßigten oder kalten Ländern, wo man sich weit später erst dazu entschliesse. Verlaufe diese Krankheit tödtlich, so beschuldige man in der Regel den Uebergang in Brand; allein seiner Ueberzeugung gemäß sey dieser Ausgang weit seltener als man glaube. In mehreren Fällen, wo man bestimmt geneigt gewesen wäre ihn anzunehmen, habe er keinen entdecken können. Man habe Echymsen unter der Schleimhaut oft dafür gehalten (260). Ueberleiden könnten in der östlichen Hemisphäre als endemisch betrachtet werden; den Berichten zufolge komme Leberentzündung wenigstens um das dreyfache mehr vor als in der westlichen. In den verschiedenen Abtheilungen der Bengal-Armee wechsle das Vorkommen dieser Krankheitsform zwischen 3 bis 25 aufs hundert (293). Corpore der Leber entstehe einfach aus verminderter oder erschöpfter Energie der Absonderung dieses Organs, oder zugleich mit Anhäufungen von Galle in den Gallengängen und der Gallenblase, so wie mit Congestion in den Blutgefäßen (367).

Milzentzündung sey in Indien eine seltene

Erscheinung (Vol. II. 3). Bey mangelndem Tonus des Verdauungscanals aus Erzeugung und Verhaltung krankhafter Absonderungen und Auswurfsstoffe in den dicken Gedärmen würden nicht selten die Geistesthätigkeiten in verschiedenem Grade gestört, und zwar von einer leichten Schattierung der Hypochondriasis durch das vorgerückte Stadium der Melancholie bis zur ausgebildeten Verkehrtheit (113). In Folge des Genusses eines nachtheiligen Getränks, dem die Soldaten sehr ergeben seyen (243), bildete sich eine heftige entzündliche Ruhr, die rasch tödtlich verlief (169).

Den Einfluß des Mondes auf Erzeugung der Ruhr wie der Fieber könne man in Indien nicht in Abrede stellen; allein es frage sich, ob das Vorherrschen dieser Krankheit zu gewissen Perioden mit dem neuen oder dem Vollmonde correspondiere und von einer unmittelbaren Einwirkung dieses Planeten abhängt, oder von einem gewissen Wechsel, der überhaupt in den physischen Elementen Statt finde, und denen die menschliche Natur unterworfen sey (247). Wäre Ruhr mit Leberleiden compliciert, wo dann gewöhnlich eine krankhafte Absonderung der Galle Statt fände, so müsse die Behandlung derselben durchaus anders eingeleitet werden; denn unter diesen Umständen müsse man die reizenden Stoffe aus den ersten Wegen wegschaffen und die Function der Leber verbessern. Diesen Zweck erreiche man am besten, wenn man vor Schlafengehen Quecksilber in Scrupeldosen und den Morgen darauf ein Abführungsmittel nehmen lasse (288). Campher würde in der Ruhr der gemäßigten Climate sehr gerühmt; und auch ihm scheine er in heißen ein wirksames Adjuvans. Er habe ihn in Verbindung



mit schmerzstillenden und abführenden Mitteln, in wiederholten Dosen gereicht, am nützlichsten gefunden. Er sey eine wahrhaft herrliche Arznei, wenn nach Gefäßentleerung und reichlicher Darmausleerung in einem Schleime genommen (297). Das Colon fände man häufiger afficiert, als das Rectum. Er sey überzeugt, daß Stricturen des Colons weit mehr vorkommen, als man gewöhnlich annehme, besonders bey sitzender Lebensart, also auch bey dem weiblichen Geschlechte. Sie veranlaßten mannigfache Zufälle und Beschwerden, die man oft für nervöser Art halte, und sie bildeten Verwicklungen, welche den Arzt in große Verlegenheit setzten (349). Die Cholera berührt er nur ganz kurz (394 — 408), weil er in seinen Sketches of the Diseases of India (vergl. diese Anzeigen 1829. St. 109) ausführlich darüber gehandelt, worauf er auch verweist. Unter den Veranlassungen von Fieber zählt er auch die im Innern des Menschen wirkenden Vorgänge, namentlich die niederschlagenden Affecte, Furcht, Kummer, Angst, Mißbehagen und Verzweiflung auf (418). Die Neigung der intermittierenden Fieber ihren Typus zu wechseln, vom dreytägigen in ein doppelt dreytägiges oder in ein viertägiges überzugehen, unregelmäßig und compliciert zu werden, zeige sich besonders in denjenigen Gegenden, wo die Quellen der Malaria sehr reichlich wären (425). In den dort vorkommenden remittierenden Fiebern gebe man als Vorbauungsmittel ein Emeticum; zur Cur eine starke Gabe Calomel allein oder mit Opium; später ausleerende Arzneien und Klystiere; in der Remission China; letztere jedoch nicht eher, als bis durch örtliche oder allgemeine Blutentziehungen Anhäufungen im Kopfe, in der Leber, in den Lungen oder in der Milz beseitigt worden (496).

Bey der ärmeren Klasse der Eingebornen verursachten Unreinlichkeit und eine schlechte Nahrungsweise Dyspepsie, Anhäufungen untauglicher Stoffe im Darmcanal, Würmer, Durchfall, Hautübel. Allein noch ein anderer Grund des Leidens der Sepoys, wodurch der Character ihrer Beschwerden modificiert würde und den der behandelnde Arzt nicht vergessen dürfe, müsse genannt werden, nämlich ihre unglaubliche Sinnlichkeit. Um ihr Verlangen zu erhöhen, gebrauchten sie alle nur möglichen Reizmittel, Narcotica aller Art, besonders Opium und berauschende Getränke. Dadurch erschöpften sie ihre Lebenskraft, bedingten einen frühen Verfall, und da auch syphilitische Uebel ganz gewöhnlich bey ihnen seyen, so begreife man, woher ihre vielfältigen Hautleiden und ihre Entnervung (553). Man könne nicht genug hervorheben, daß Soldaten und Matrosen in Allem, was ihre Gesundheit betreffe, vollkommen Kinder seien und daß sie ebenso behandelt werden müßte. (583).

Wir haben noch einige Worte über die Kupferplatten zu sagen, welche das Werk begleiten und deren Zahl zusammen vierzig beträgt. Jedes Blatt derselben ist in anatomischer, noch mehr aber in künstlerischer Hinsicht ein Prachtstück zu nennen. Die Feinheit und Genauigkeit der Ausführung, die Schönheit und naturgetreue Anwendung der Farbe übertrifft fast Alles, was in dieser Gattung geschehen ist. Man findet dargestellt: Leberabscesse in verschiedener Ausdehnung und in verschiedenen Durchschnittsflächen; Congestionszustände, Atrophie, Vernarbung, Tuberkelbildung, Granulation, Wasserblasen dieses Organs; entzündete, geschwürige, aus ihrer Stelle verschobene Eingeweide; heftige Entzündung der Schleimhaut der dicken Gedärme; entzündetes und geschwüriges Colon, Stricturen,

Brand der inneren Oberfläche desselben; Sineinanderchiebung des Ilium, dessen Aussehen bey Ruhr mit Leberleiden verbunden; Verwachsungen und Geschwüre des Coecum; Obliteration des ductus cysticus.

M . . r.

### L ü b i n g e n.

Bey Laupp: Vermischte philosophische Abhandlungen. Erstes Bändchen. 1831. IV u. 184 S. in 8.

Der denkende Verf. dieser Abhandlungen scheint auf diesem minder streng systematischen Wege seine philosophische Ansicht darstellen und gemächlich entwickeln zu wollen. Der vorliegende Band enthält nur zwey Abhandlungen, von denen die erstere längere (S. 1—121) den übrigen zur Grundlage dienen soll, und in der That auch die Grunduntersuchung der philosophischen Wissenschaft betrifft. Sie handelt nämlich 'über den Grund von der Wahrheit der menschlichen Erkenntniß.'

Der Verf. geht hier von dem Begriffe der Wahrheit aus. Die Wahrheit einer Erkenntniß ist ihm die Uebereinstimmung derselben mit irgend etwas, was unabhängig von der Erkenntniß und vor derselben ist, aber in derselben wiedergegeben und dargestellt werden soll; und dieses nennt der Verf. einen allgemein zugestandenen Satz, in welchem sich sogleich die Abhängigkeit aller menschlicher Erkenntniß als solcher aussprechen soll. Das womit nun die Erkenntniß übereinstimmen soll, sey entweder das allen zeitlichen Acten der Erkenntniß vorhergehende (?) immanente Gesetz für die Erkenntnißthätigkeit, oder ein davon abhängiges Seyn — und zwar das erkennende Subject, oder ein davon verschiedenes. Nachdem der Verf. dieses genauer ent-

wickelt und den Begriff des immanenten Gesetzes gegen den Empirismus gut vertheidigt hat; wird die nähere Bestimmung gewonnen, Wahrheit sey die Einstimmung des Geistes mit sich selbst, nicht nach seinen zufälligen und veränderlichen Stimmungen, sondern nach den ursprünglichen, außerzeitlichen Eindrücken und Empfindungen, die er von jenem Gegenstande hat (vgl. S. 38). Der Begriff von Ordnung und Zusammenhang erzeugt sich, wie in den einzelnen Bestimmungen unsers zeitlichen Bewußtseyns, so in den äußern Dingen, indem die Gesetze unserer subjectiven Erkenntnißthätigkeit mit den anregenden und bestimmenden Eindrücken des Wirklichen zusammentreffen. Wie aber der Mensch zu dem Wissen von der Natur vermittelt einer lebendigen Gemeinschaft mit den wirklich existierenden Dingen gelangt, so gelangt er auch zu dem Wissen, von dem Absoluten vermittelt seines lebendigen Verhältnisses zu dem Ewigen (durch Gemeinschaft mit dem Absoluten). In der wirklichen Gemeinschaft mit dem Endlichen und Unendlichen kommt der Mensch zu seinem ganzen und vollständigen Selbstbewußtseyn. Die Ueberzeugung von der Wahrheit unserer Erkenntniß geht aber allem Zweifel und allen Beweisen voran. Sie muß daher auf Thatsachen beruhen, die früher selbst als das menschliche Bewußtseyn sind, vielleicht das menschliche Bewußtseyn erst möglich und wirklich machen. Es kann daher jene Ueberzeugung nur in Axiomen und in Consequenzen aus ihnen ausgedrückt werden. Der Beweis aber für diese Axiome kann allein in der Nachweisung liegen, daß sie mit den Thatsachen, Bestimmungen, Verhältnissen unsers Bewußtseyns übereinstimmen. Das erste Axiom ist dieses: der menschliche Geist ist ursprünglich — vor allem zeitlichen Bewußtseyn auf nothwendige Weise de-

terminiert und findet sich in seinem zeitlichen Bewußtseyn auf solche Weise bestimmt. Diese nothwendige Determination ist ihm die erste Wahrheit, der Grund und das Kriterium aller Wahrheit. Das zweyte Axiom lautet: die ursprüngliche und nothwendige Determination des menschlichen Geistes ist Theil und Eindruck des Wirklichen. Als Consequenzen ergeben sich, daß der menschliche Geist Alles empfangen hat, und daß eine Erkenntniß des Göttlichen nach ursprünglichen Gesetzen des Denkens wirklich ist. Alles aber kommt für die philosophische Erkenntniß darauf an, jene Empfindungen auszubilden, und den Inhalt derselben nach seiner Reinheit und Vollständigkeit zum Bewußtseyn zu bringen, worüber der Verf. mannigfaltige Andeutungen gibt. Wenn nun nach dem Verf. ein außerzeitlicher Eindruck auf unsere endliche Seele der Grund und Anfang alles desjenigen was wir von Gott und göttlichen Dingen wissen, und damit alles wahren Wissens, seyn soll, so fragt sich nicht nur, wie sich ein außerzeitlicher Eindruck auf die endliche Seele, die hier gleichsam als schon vorhandene, fertige gesetzt wird und doch erst Alles empfangen soll, zu denken sey, sondern es fragt sich noch mehr, wie ein außerzeitlicher, übersinnlicher Eindruck empfunden werden könne; denn der Vf. behauptet (S. 176) die unmittelbare Grundlage unserer religiösen Ueberzeugung sey eine ursprüngliche Empfindung, deren Inhalt entwickelt und zusammengefaßt sich in der Idee des Absoluten und in dem Bewußtseyn von der Realität dieser Idee darstelle. Aber die ursprüngliche Empfindung zugegeben, wird nicht dadurch die Idee zu einer mittelbaren gemacht und dem Erkennen die Absolutheit genommen, welche jener beygelegt wird?

Auf jene Annahme baut nun der Verf. seine

zweyte Abhandlung über die (sogenannten) Beweise für das Daseyn Gottes, welche von jedem nachdenkenden Theologen gelesen zu werden verdient. Der Verf. entwickelt hier zuerst den Begriff der Religionsphilosophie und ihr Verhältniß zur wissenschaftlichen Lehre von Gott. Jene Empfindung des außerzeitlichen, übersinnlichen Eindrucks, welchen die endliche Seele empfängt, und welche der Verf. als ursprüngliche Thatsache voraussetzt, geht, ehe sie sich zur Erkenntniß gestaltet in das Gefühl des Menschen über. (Hierbey ist nicht erklärt wie sich die Empfindung von dem Gefühl unterscheide.) Tritt das religiöse Gefühl, welches (sehr unbestimmt) als Gefühl von Etwas, was außer und über dem Endlichen ist — oder nach andern: Gefühl der Abhängigkeit des Endlichen von Gott in das Bewußtseyn, und somit auch in die Erkenntniß des Menschen ein, so entsteht der religiöse — Glaube. — Wie kann aber ein Gefühl der Abhängigkeit, oder ein Gefühl vom Gegenseite, wie es auch genannt wird, ohne Bewußtseyn gedacht werden? — Mit diesem Bewußtseyn ferner ist die Reflexion über sein religiöses Leben noch nicht gefordert. Der Verf. geht hier so weit, zu behaupten: 'nicht einmal bey dem Lehrer einer Religion ist an und für sich eine solche Reflexion über dasjenige, was er innerlich ist und äußerlich (?) lehrt und thut, nothwendig; denn seine Lehre kann ja auch der reine, unmittelbare Ausdruck seines Innern seyn.' Es soll also von einer gewissen Individualität abhängen, ob man über die Religion Untersuchungen und Betrachtungen anstellen werde, aus welchen Religionsphilosophie, als Theorie vom religiösen Gefühl und Glauben, hervorgehe. Ohne Zweifel ist jene Behauptung nicht von dem Lehrer irgend einer Religion überhaupt aus-

gesprochen, sondern in Beziehung auf den christlichen Religionsglauben gemeint — denn was die Lehrer heidnischer Religionen z. B. anlangt, so kann darüber kaum ein Streit seyn. Aber die Religion des Geistes, wie sich die christliche nennt, erfordert von Seiten derer, welche sie vortragen, daß dieselbe sich auch geistig in ihnen reflectire, wie sich denn dieses auch schon bey den ersten Lehrern des Christenthums wahrnehmbar herausgestellt hat; der Standpunct der christlichen Bildung in gegenwärtiger Zeit erfordert aber ein in dem Wissen reflectirtes religiöses Leben noch dringender; so daß man geradezu sagen muß, daß ohne eine solche Reflexion der christliche Religionslehrer gar nicht ist, was er seyn soll. Hiermit ist aber allerdings nicht geläugnet, daß der religiöse Glaube in dem innern und äußern Leben (wir würden sagen: in dem übrigen Leben, weil doch das Wissen gewiß zu dem innern Leben gehört) vielmehr (viel mehr) in seiner Wahrheit und Vollständigkeit verwirklicht seyn kann, als er sich in irgend einer Religionsphilosophie (d. h. in einer besondern Gestalt derselben) darstellt. Durch Aufnahme dessen, was die Religionsphilosophie als religiöses Wissen von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt gefunden hat, in das System der Wissenschaft, behauptet nun der Vf., entsteht eine Wissenschaft von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt. Hiermit schiene die Religionsphilosophie zunächst außer dem Systeme, also außer der Philosophie sich zu befinden. Aber verstehen wir den Vf. recht, so unterscheidet sich die Religionsphilosophie durch die subjective Richtung, als Theorie der Religion, = Religiosität, von der philosophischen Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt, welche sie in anderer Hinsicht auch wieder umfassen muß. Die Aufgaben einer solchen wissenschaftlichen Lehre sind dem Vf.

1) die Idee von Gott zu bilden; 2) die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Idee hervorzu- bringen. Wie man diese Aufgaben auf dem Stand- puncte der reflectierenden Demonstration zu lösen versucht hat, zeigt nun der Vf. in dieser Abhand- lung, indem er nicht nur jene ontologischen, kos- mologischen, physikotheologischen und moralischen Beweise nach ihren Hauptgestalten genau darstellt, sondern auch mit Schärfe und Billigkeit beurtheilt. Der Vf. bleibt bey Jacobi's Ansicht stehen, welche es versäumt habe, nachzuweisen, was jene von allen Beweisen unabhängige, allen Beweisen vorangehende Grundlage unserer rel. Ueberzeugung sey, und auf welchem Wege sie der weitem Ent- wicklung und Bestimmung durch den Verstand fähig und bedürftig sey. Des Vfs. Ansicht stellt sich sonach als eine Ergänzung der Jacobischen dar. B.

### C o p e n h a g e n.

Auf Kosten des Verfassers gedruckt im Königl. Taubstummen-Institute zu Schleswig: Medicinisches Schriftsteller-Lexicon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apo- theker, und Naturforscher aller gebildeten Völker. Von A. C. P. Callissen, o. ö. Prof. an der Königl. chir. Academie zu Copenhagen ic. Erster Band XIV u. 514 S. A — Ba. B. II. 509 S. Be — Bouq. B. III. 522 S. Bour — Caspa. 1830. Octav. — Dieses in deutscher Sprache verfaßte große schriftstellerische Unternehmen eines dänischen Arztes und Wundarztes muß eine leb- hafte Theilnahme bey uns erwecken, da kein klei- ner Muth dazu gehört alle lebenden Gelehrten mit ihrem Leben und ihren Leistungen in einem der ausgedehntesten Fächer des menschlichen Wissens so viel als möglich vollständig aufzuführen und zusammen zu stellen. Daß hierzu die gewöhnli-



chen literarischen Hülfsmittel nicht ausreichen, ist leicht einzusehen, und wir stimmen deshalb mit dem Wunsche des Vf. überein, daß die gleichzeitigen Autoren ihn doch ja mit vollständigen Nachrichten und Notizen unterstützen möchten. So weit wir die bisher erschienenen Bände durchgegangen haben, ist uns in wesentlichen Dingen kein Mangel, keine Unrichtigkeit aufgestoßen. Nicht selten erstaunten wir über den aufgewandten Fleiß und über die Genauigkeit; man vergleiche z. B. Th. II. S. 345 — 356: Blumenbach. Lücken oder kleine Verstöße sind kaum zu vermeiden, und sie öffentlich anzugeben, würde kein besonderes Verdienst seyn; auch erlaubt der Raum hier nicht in das Einzelne einzugehen. Bey jedem Namen eines Schriftstellers sind die Hauptmomente seines Lebens, so weit der Herausg. sie erfahren konnte, hervorgehoben. Die einzelnen Namen, so wie die einzelnen Schriften sind fortlaufend besonders numeriert. Wenn der Vf. in der Vorrede (S. IV) sagt, daß nur diejenigen Schriftsteller aufgenommen würden, die entweder von der Heilkunde selbst oder von Gegenständen handeln, die mit ihr in näherer Beziehung stehen, jedoch mit Ausnahme der rein naturwissenschaftlichen Disciplinen, der Naturgeschichte, Chemie und Physik, so sehen wir nicht ein, warum manche ganz fremdartige Namen hier eine Stelle fanden, z. B. (I. 206) der mathematische Physiker Arago, (472) Bary u. Der jenaische Professor der Theologie Baumgarten-Crusius (I. 499) wird sich wundern, wegen seines Programms über die Schriften des Hermes Trismegistus in dieser Gesellschaft zu erscheinen. Uebrigens wünschen wir diesem gewiß mit großer Selbstverläugnung begonnenen Werke einen ungestörten und glücklichen Fortgang.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

D e n 17. D e c e m b e r 1831.

L o n d o n.

Printed for John and Arthur Arch: A review of the doctrine of a vital principle, as maintained by some writers on causes of physical and animal life; by J. C. Pritchard M. D. F. R. S. XII und 236 S. in Octav. 1829.

Diese Schrift enthält, wie der Verf. in der Vorrede sagt, das Wesentlichste einer Abhandlung, welche derselbe während einer Versammlung der mit der Bristol Institution verbundenen Literary and Philosophical Society vorgelesen hatte. Er beabsichtigte nicht, neue Entdeckungen im Gebiete der Physiologie bekannt zu machen, die auch der Leser vergeblich suchen würde, sondern eine sorgsame und leidenschaftslose Prüfung verschiedener physiologischer Theorien, namentlich den Anfängern zum Nutzen, dann aber auch um im Allgemeinen gewisse Begriffe festzustellen und Unterscheidungen zu machen solchen Leuten zum Nutzen, welche z. B. die me-

taphysische Lehre von dem Daseyn einer Seele mit der physiologischen Lehre von dem Lebensprincipe verwechseln. Wie der Verf. selbst angibt, sind seine Ansichten nicht diejenigen, welche vor mehreren Jahren in England die herrschenden waren; sie stimmen aber mit den Meinungen einiger ausgezeichneten Schriftsteller Englands und des Festlandes überein. Prichard nennt Allen, Gordon, Bichat und Cuvier in einer auf die Vorrede sich beziehenden Note am Ende des Buches; er hätte aber noch manche andere nennen können. Geht nun der Leser nicht mit größeren Erwartungen an dieß Buch, als zu welchen ihn die eben angedeutete Absicht des Verfs. berechtigt, so wird er, namentlich wenn er ein deutscher Physiolog ist, zwar nichts Neues finden, auch keine umfassende Lehre, aber eine mit Geist, mit richtiger Anordnung, mit nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, mit Kenntniß der alten Classiker und philosophischer Grundsätze, mit Unparteylichkeit und Freyheit verfaßte Uebersicht der Hauptlehren, welche auf den angegebenen Gegenstand sich beziehen. Diese Freyheit der Ansichten ist in den ersten Abschnitten nicht so merklich als in den letzteren. Der Verf. geht anfangs mit einiger Scheu an die Entwicklung derselben, besonders da, wo metaphysische Fragen berührt werden müssen, eine Scheu, welche man dem Engländer nachsehen muß, da noch die neueste Zeit gelehrt hat, daß man in England leicht in den Verdacht geräth, ein Materialist zu seyn, so bald man sich auch nur etwas von den allgemein herrschenden Ansichten entfernt. Ebenso faßt der Verf. anfangs noch die von John Hunter aufgestellten Grundsätze über das Lebensprincip mit spizen Fingern an, da das Ansehen jenes großen Mannes bis auf den heu-

tigen Tag in England so bedeutend und man kann sagen für den jetzigen Stand der Wissenschaft so erdrückend ist, daß es ebenfalls leicht für eine physiologische Kezerey gehalten wird, wenn man seine Lehren nicht als unantastbare Axiome achtet. Im Verlaufe der Untersuchungen zeigt es sich indeß deutlich, daß er kein Nachfolger Hunters ist, daß er vielmehr durch seine in dieser Schrift niedergelegten Betrachtungen ganz andere Resultate bekam.

Im ersten Abschnitte machen kurze einleitende Bemerkungen über den allgemeinen Character organischer Wesen den Anfang, worauf dann gleichfalls kurze Bemerkungen über den Ursprung einer Theorie vom Lebensprincipe folgen. Eine aufmerksame Betrachtung der mannigfachen Lebenserscheinungen mußte zu der Annahme eines unbekanntes Etwas leiten, welches im lebenden Körper wirkt und ihn in der Todesstunde verläßt. Die Benennungen dieses Etwas in den verschiedenen Sprachen deuten darauf hin, daß diese Namen von einigen der auffallendsten Thätigkeiten oder Eigenschaften des Körpers entnommen waren, wie die Wörter  $\psi\chi\eta$ ,  $\piνεύμα$ , anima, spiritus und die ihnen entsprechenden Namen im Hebräischen, Arabischen, Sanskrit beweisen. Diese Benennungen werden vom Verf. etymologisch beurtheilt: so wird z. B. anima und  $\alphaνεμος$  von dem sanskr. 'any-mai', respiro abgeleitet. Lange Zeit hindurch mochte das Princip, welches die Berrichtungen des Körpers in Thätigkeit erhält, auch für den Mittelpunkt des inneren Bewußtseyns gehalten worden seyn, da man aber später bemerken mußte, daß die Eigenschaften des körperlichen Lebens auch den niedrigsten Thieren und den Pflanzen angehören, während andere Eigenschaf-

ten höherer Art nicht so allgemein verbreitet sind, so wurde man zur Annahme eines von jenem verschiedenen Principes, welches den Geisteskräften vorsteht, vermocht. Indesß waren weder die Alten noch die Neueren bey der Unterscheidung dieses geistigen Wesens von jenem Etwas, welches den Verrichtungen des Körpers vorsteht, genau und übereinstimmend zu Werke gegangen, so daß man namentlich oft nicht deutlich sieht, ob sie das letztere für etwas Immaterielles oder Materielles hielten. Erst in der neuesten und namentlich seit J. Hunters Zeit nahmen, der Meinung des Verfs. nach, diese Betrachtungen einen bestimmteren Character an.

Im zweyten Abschnitte wird eine den Gegenstand nicht erschöpfende Ansicht der Theorie neuerer Schriftsteller und hauptsächlich J. Hunters und seiner Anhänger gegeben. Nachdem die Electricität entdeckt war, hielt man diese für verwandt, wenn nicht für identisch mit dem Lebensprincipe. Man leitete von ihr den Proceß der Secretion ab, indem sie die chemische Verwandtschaft der verschiedenen Theile des Blutes zu modificieren im Stande seyn sollte, ferner die Erzeugung thierischer Wärme, die Verdauung. Die Heilkraft der Natur wurde nicht allein für eine bestimmte Kraftäußerung des Lebensprincips, sondern von manchen Schriftstellern sogar für ein eigenthümliches, geheimnißvolles Wesen gehalten. Dem Wirken dieses bildenden oder plastischen Principis wurde ebenso die ursprüngliche Entwicklung organischer Wesen zugeschrieben; allein es konnte nie durch eine Thatsache oder ein entscheidendes Experiment ein unmittelbarer und unzweifelhafter Beweis für die Thätigkeit oder Gegenwart dieses Principes beygebracht werden. Nach einigen, im dritten Abschnitte ange-

stellten, allgemeinen Betrachtungen über die Methode der Untersuchung und über den Werth der Hypothesen in Beziehung auf die im Gebiete der Naturwissenschaften zu gebenden Aufschlüsse, sucht der Verfasser im vierten Abschnitte diese (von anderen Schriftstellern entlehnten) Maximen auf die Theorie eines Lebensprincipes anzuwenden. Da es der Annahme eines Lebensprincipes an directen Beweisen für ihre Richtigkeit mangelt, so ist zu untersuchen, welche Beweise von der Analogie oder von der Wahrscheinlichkeit hergenommen werden können. Die von der Electricität entnommene Analogie ist nicht von der Art, daß man das electriche oder galvanische Fluidum für eines der Agentien halten dürfte, durch welche die Functionen des Körpers vollzogen werden. Da Einige eine noch entferntere Analogie zwischen dem Lebensprincipe und der Seele haben nachweisen wollen, indem die Existenz des ersten eben so gut durch Induction darzuthun sey als die Existenz der letzteren, so hält es der Vf. für nöthig, eine Uebersicht der in Rücksicht auf die Existenz eines immateriellen Wesens oder einer Seele obwaltenden Controversen vorauszuschicken. Dieß geschieht in dem fünften, sechsten und siebenten Abschnitte; zu kurz und zu wenig klar für den Gegenstand an und für sich, wenn gleich mit einem reichlichen Apparate philosophischer und poetischer Citate, zu lang für die vorliegende Schrift.

Desto kürzer ist der achte Abschnitt ausgefallen, welcher der Ueberschrift zufolge über die Anwendung der Hypothese vom Lebensprincipe auf die Erklärung physischer Vorgänge handeln soll. Die beiden Principien des Bewußtseyns und des Lebens unterscheiden sich dadurch von einander, daß das erstere sich nur auf die Sen-

sation und die durch sie erregten Geistesthätigkeiten bezieht, das letztere dagegen auf die Berrichtungen des physischen Lebens (als ob die Sensation, das Empfinden nicht auch eine solche wäre!), auf das Wachsthum, die Ernährung, die Erhaltung des Körpers, sowohl der Thiere als auch der Pflanzen.

Im neunten bis dreyzehnten Abschnitte sind nun flüchtige Skizzen der hauptsächlichsten Functionen des lebenden Körpers enthalten, der Chymification und Chylification, der Absonderung, der Entwicklung thierischer Wärme, der Erscheinungen, welche das Entstehen und das Vergehen organischer Wesen begleiten, und der Zusammenziehungen der Muskeln, so wie des Gerinnens des Blutes. In jedem Abschnitte sind dann die dahin gehörenden Versuche, diese Functionen nach der Theorie des Lebensprincipes und auf andere Weise zu erklären, der Hauptsache nach angegeben. Was der Verf. von der Anwendung jener Theorie auf die Erklärung jener Berrichtungen hält, geht namentlich aus folgenden Sätzen hervor. S. 81 wird bey Gelegenheit der Chymification gesagt; 'die chemische und mechanische Lehre vom Körperleben behauptet nicht eine vollständige Theorie zu seyn, wie das Hunterische System es von sich behauptet, sondern sie sucht die Erscheinungen so weit als möglich zu erklären, indem sie sie durch die wohl bekannten Agentien der Materie in anderen Naturreihen auflöset. Sie überläßt lieber die auf solche Weise noch unerklärbaren Dinge künftigen Untersuchungen, anstatt den Knoten mittelst eines Systems zu durchhauen, welches alle Schwierigkeiten auf einmal entfernt, indem es die unbekanntenen Operationen eines unbekanntenen Agens zu Hülfe nimmt.' S. 100 wird bey Ge-

legenheit der Secretion gesagt: 'Wenn man jener Theorie folgte, so müßte man eben so viele einzelne Principe annehmen, als es verschiedenartige Absonderungszorgane gibt; wenn man aber sich die Freyheit nimmt, so ohne Ende die Ursachen auf bloße Vermuthungen hin zu vervielfachen, so wird es unmöglich, überhaupt etwas zu beweisen oder zu widerlegen. Begnügen wir uns dagegen mit einem Lebensprincipe, und nehmen wir an, daß die Verschiedenheit seiner Wirkungsart von dem Baue der verschiedenen Drüsen herrührt, wie kann es dann bewiesen werden, daß diese Verschiedenheit des Baues nicht schon an und für sich dazu hinreicht?' S. 122 in dem Abschnitte über das erste Entstehen organischer Wesen heißt es: 'Hier nimmt das Lebensprincip den Character einer bildenden Kraft an u. d. Diese Lehre schreibt also einem Dinge, welches nur als eine Art höchst feiner Materie gedacht wird, Eigenschaften und Wirkungen zu, welche der höchsten Macht und der höchsten Einsicht angehören. Einem materiellen Principe solche Eigenschaften zuschreiben, heißt demselben nicht allein Vernunft beylegen, sondern es mit der Weisheit und Macht des allwissenden Schöpfers begaben' u. s. w. S. 128 sagt der Verf. abermals: 'Wie gewöhnlich haben auch zu der Erklärung der Muskelbewegung die Anhänger des Lebensprincips ihre Theorie angewandt, eine Waffe, welche jeglichen Knoten zu zerhauen bereit ist, aber unfähig irgend einen aufzulösen.'

Hiernach darf es uns nicht wundern, in den Schlußbemerkungen, welche im vierzehnten Abschnitte enthalten sind, den Ausspruch zu finden, daß es durch eine sorgsame Prüfung erwiesen sey, wie der Hypothese von einem Lebensprincipe alles Characteristische einer 'legiti-



mate theory' mangle. Ref. stimmt mit dem Verf. darin überein, daß die Lehre von einem Lebensprincipe dem Studium der Physiologie nicht nur nichts nützt, sondern sogar die Fortschritte desselben hemmt, sobald man unter Lebensprincip oder Lebenskraft sich etwas Materielles denkt, welches zum Organismus hinzukommt, um seine Berrichtungen zu vollziehen, sobald man sich nicht selbst eingesteht, daß man durch die Annahme einer Lebenskraft wesentlich auch nicht das Gerinaste in den Lebenserscheinungen erklären kann (so wenig wir überhaupt durch Annahme von Kräften auch in der leblosen Natur irgend etwas seiner letzten Ursache nach zu erklären vermögen), sobald man dieß Wort gebraucht, um die gelehrte Unwissenheit dahinter zu verstecken, und dadurch jeder fernern Untersuchung, jeder Erklärung nach allgemeiner geltenden Gesetzen den Weg abschneidet. Ref. kann aber darin nicht mit dem Verf. übereinstimmen, daß es das Problem besser lösen heißt, wenn man sagt (wie S. 135 geschieht): 'die Vitalität des Pflanzensamens, das was dieser Jahre lang ohne Veränderung oder wahrnehmbare Wirkungen in sich enthält, bestehe allein in seiner Organisation'. Diese Idee, welche der Verf. selbst nicht für eine neue hält, führt uns nur im Kreise herum, indem die organische Form und Mischung ja eben nur durch das beständige, harmonische und gegenseitige Einwirken aller Theile des Körpers organisch ist, also durch ein Belebteyn, welches auch im scheinbar Jahre lang ruhenden Samen dennoch gewiß durch innere Thätigkeit sich äußert, da ein durchaus unthätiger, sich nicht verändernder Organismus ein Unding ist.

Es folgt nun ein Supplement mit der

Ueberschrift: 'Bemerkungen über die Instrumentalität des Hirns und des Nervensystems bey den Berrichtungen des Verstandes'. Nachdem im ersten Abschnitte einige allgemeine Bemerkungen als Einleitung vorausgeschickt worden, so wird im zweyten gesagt, daß die Empfindung von gewissen Veränderungen im Nervensysteme abhängig sey; im dritten folgt eine unvollkommene Aufzählung der bekannten Haupt-Theorien Newton's, Darwin's u. s. w. über die Art dieser Veränderungen, Oscillation, Contraction, Electricität. Im vierten Abschnitte wird untersucht, welches der Sitz dieser Veränderungen seyn möge. Des Cartes, Le Cat, Edmerring, welche ihn in der Zirbeldrüse, in der pia mater, im Hirnhöhlen-Wasser, Darwin, welcher ihn im Sinnesorgane selbst suchte, werden der Reihe nach vorgeführt. Gall's und Spurzheim's anatomische Untersuchungen leiten den Verf. zu der Annahme, daß das Hirn keinen Antheil an der Empfindung habe, daß sie möglicher Weise in einigen besonderen Stellen des verlängerten Rückenmarkes Statt haben könne, daß aber am wahrscheinlichsten der Proceß, aus welchem die Empfindung entspringt, in der Nervenmasse eines jeden einzelnen Sinnesorgans vor sich gehe. Ein arger Fehlschluß! Im fünften Abschnitte beschäftigt sich der Verf. mit der Frage, ob alle Geistesverrichtungen mit Veränderungen der Nervenmasse verknüpft seyen. Wahrnehmung, Gedächtniß, Phantasie bringen Ideen hervor, welche so gut, wie die Empfindung, eine begleitende oder vielmehr vorhergehende Operation des Nervensystems, oder eine augenblickliche Veränderung der Beschaffenheit des Nervenbaues voraussetzen. Das Gesetz

der Association herrscht bey den Thätigkeiten der Organe des Körpers überhaupt sehr vor; so nur auch bey denen des Nervensystems, und daher rühren die Ideen-Associationen. Bey den Gemüthsbewegungen, so wie bey den Ideen-Associationen verhält sich das Gemüth passiv: ob bey ihnen, so wie bey den Instincten, Neigungen und Abneigungen auch Veränderungen im Hirne vor sich gehen, ist nicht zu erweisen. Die Geistesverrichtungen, welche durch den Willen in Thätigkeit kommen, Urtheil, Ueberlegung, Einbildungskraft u. dergl. sind Aeußerungen wirklicher Actionen des Geistes, an denen der Bau der Nerven und des Hirns vielleicht keinen Theil hat. Die sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen dieser Geistes-thätigkeiten, erfordern aber die Mitwirkung körperlicher Organe.

Mit diesen philosophischen Betrachtungen, deren Würdigung die engen Gränzen dieser Blätter nicht gestatten, schließt eigentlich das Buch. Die noch folgenden Noten dienen zur Ergänzung einiger Punkte. Die erste bezieht sich auf Dutrochet's Endosmose, über die, als über eine zu neue Sache der Verf. sich nicht entscheidet. — Die zweyte enthält Bemerkungen über die Theorie der Secretion, nach welcher diese durch Electricität erklärt wird. Wilson Philip's Versuche, die Secretion allein von einer galvanischen Einwirkung der Nerven auf das Blut herzuleiten, hält Prichard für zu einseitig, ohne darum den Einfluß der Nerven auf das Gefäßsystem, und durch dieß mittelbar auf die Absonderung zu leugnen. — Im elften Abschnitte hatte der Verf. der Erklärung der Wärme-Entbindung im thierischen Körper nach allgemeinen mechanisch-chemischen Principien das Wort geredet, da-

bey aber Alles von den chemischen Veränderungen des Blutes während der Respiration hergeleitet. Dieser Einseitigkeit scheint er sich später bewußt geworden zu seyn, und er fügt deshalb in der dritten Note die bekannten Versuche Brodie's über den unmittelbaren Einfluß des Nervensystems auf die Erzeugung thierischer Wärme hinzu. Gegen diese wendet er zwar ein, wie auch Philip und Bostock gethan, daß bey künstlichem Athmen die frühere Abkühlung wohl von einer zu großen Menge eingeblasener kalter Luft hergerührt haben möchte (ein Einwurf, der nebst der bedeutenden Gewaltigkeit und Widernatürlichkeit der Brodie'schen Experimente gewiß mit Recht gemacht werden kann); allein er gibt weiterhin den Einfluß des Nervenlebens, namentlich der Gemüthsbewegungen, doch zu, ohne ihn indes der chemischen Theorie für widersprechend zu halten, indem er behauptet, daß die Nerven auch hier wieder zunächst auf das Gefäßsystem einwirken. (Ref. ist damit ganz einverstanden; nur muß man den Sitz des Wärme bereitenden vital-chemischen Processes und die Einwirkung des Nervenlebens nicht bloß in den Lungen suchen, wie der Verf. thut, sondern an einem jeglichen Punkte des Organismus, überall wo in den feinsten Gefäßen in jeder Secunde ein Umtausch der Form und der Mischung von Statten geht.)

In der vierten Note gibt endlich der Verf. eine Uebersicht zweyer Theorien über Haupt-Erscheinungen des Lebens, nämlich der Lehre vom Bildungstriebe unseres hochverdienten Hn. MM. Blumenbach, und der Theorie über die lebenden Atome von Dutrochet, Prevost und Dumas, hauptsächlich aber von Milne Edwards. Die Blumenbachsche Lehre ist ziemlich

ausführlich aus dem Göttingischen Magazine, wo sie, die bis dahin geltenden Evolutionstheorien kritisch beleuchtend, zuerst ans Licht trat, ausgezogen. Nachdem Prichard fast ganz dasselbe von ihr gesagt, was der Urheber der Lehre selbst in seiner Schrift über den Bildungstrieb S. 32 bis 34 geäußert hat, so gibt er eine fast gleiche Lehre im Auszuge, welche Geoffroy St. Hilaire in den Mém. du Mus. d'hist. nat. 9e année aufgestellt hat, obgleich derselbe dabei nicht mit einem Worte des 'ehrwürdigen Göttinger Professors' gedachte. Sollte wohl wirklich, wie Prichard meint, gänzliche Unbekanntschaft Geoffroy's mit dem, was vor ihm geleistet worden, daran Schuld seyn? Eine solche wäre fast eben so sehr zu rügen, als eine absichtliche Uebergangung. — Daß der Verf. von den mikroskopischen Untersuchungen der schon erwähnten Physiologen, und den daraus hervorgegangenen Entdeckungen der Kügelchen in Thieren und Pflanzen, in festen und flüssigen Theilen keinen Aufschluß in Beziehung auf die Erklärung des Lebens erwartet, geht daraus hervor, daß er sagt: 'nach diesen Beobachtungen sey ein Mensch oder ein Baum nichts als a vast bag of animalcules tied together, and obliged to subsist within one skin or bark.' Mit kurzen Worten wird endlich der beweglichen Molecule Rob. Browns und der mikroskopischen Untersuchungen Hodgkin's und Vister's im Philosophical Magazine 1827 gedacht, nach denen der letzte Formbestandtheil der Muskel- und Nervensubstanz nicht aus Kügelchen, sondern aus Fasern bestehen soll.

## D r e s d e n.

In der Hilscherschen Buchhandlung, 1829:  
 Das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Großen aus dem alten Hause Sachsen. Ein historischer Versuch von Dr. Eduard Behse, Secretär am Königl. geh. Archive. Mit Beylagen und einer Charte. (Mit den Worten Dithmars von Merseburg: Wie herrlich unter diesem großen Kaiser das Reich geblühet habe, läßt sich mit Worten kaum beschreiben). 410 auf feinem Papier eng gedruckte Seiten, worauf noch folgende Beylagen folgen: Beylage I. Chronologische Uebersicht der Aufenthalts-Orte Otto's des Großen, zusammengestellt mit den vorzüglichsten Begebenheiten unter seiner Regierung, 21 Seiten. Beylage II. Eine Uebersicht der Fürsten des deutschen Reichs unter Otto's Regierung. Beylage III. Eine Geschlechtsstafel der Nachkommen des großen Carl. Beylage IV. Stammtafel der sächsischen Kaiser. Beylage V. Eine kleine Charte des deutschen Reiches vom Jahre 973.

Allerdings ist bey allen Empörungen widerstrebender Fürsten und ungeachtet des erneuerten Zwiespalts fränkischer und sächsischer Geschlechter die Zeit Otto's ganz geeignet, um Alt-Deutschlands innere und äußere Größe, eine herrliche Vorzeit, das jetzt allen biedern Deutschen wieder vorschwebende Bild einer mannigfaltigen aber unvertilgbaren Einheit noch einmal vor unsere Augen zu führen. Der Verfasser (rühmlichst bekannt durch eine Abhandlung über die sächsisch-hessische Erbverbrüderung) hat die herrlichen Chronisten jener Zeit (Dithmar,

Wittekind, Liutprand, Eckehard u. s. w.) trefflich benutzt, um uns in gedrängter, würdevoller Schreibart die Biographie eines großen vaterländischen Kaisers zu liefern, und er hat außerdem durch sinnvolle Erklärung der großen Grundlagen des deutschen Mittelalters (Lehnswesen und Christenthum) so wie der wahren Bedeutung eines deutschen Kaisers, einem philosophischen Betrachter hinlänglichen Stoff zur Bewunderung des großen Organismus gegeben, dem wir uns nach und nach entwunden haben. Ueber allen Zweifel erhaben sind zwar nicht die politischen Gründe, womit er die Tadler der damals in Nachahmung Carl des Großen aber fester geknüpften Verbindung mit Italien und des ganzen Plans der sächsischen Kaiser, selbst auf Unkosten der Hohenstaufen (welche Unter-Italien zu viel berücksichtigten, und Deutschland durch Hofrichter regieren wollten) zurückweist; denn verschieden von dem hohen Zwecke Otto's war der Erfolg dieser Verbindung, sobald weder er, noch seine nächsten Nachfolger eine permanente Garantie, insbesondere gleicher persönlicher Eigenschaften geben konnten; und was Europa durch die von Otto bereitete Ordnung der Dinge gewann, dafür mußte das Herz desselben oft bluten. Auch scheint uns die merkwürdige Erscheinung, daß nicht bloß der Papst, der lombardische Aferkönig, die fränkischen Großen, sondern auch nach der Reihe die nächsten Verwandten Otto's, seine Brüder, Söhne, Schwiegersöhne u. s. w. sich gegen ihn empören, nirgends hier hinreichend erklärt. Der fromme, gemüthvolle, großmüthige (selbst seiner Brust nach Löwenartige), da wo er stand, ewig stehen zu wollen scheinende Otto, war ein glücklicher, auch

für äußere Pracht sehr empfänglicher Fürst, aber, da er es eben sowohl verschmähte zu hassen als zu lieben (was der Verfasser nicht zu bemerken scheint) so fehlte ihm wohl jene, die Individualität der Menschen beherrschende Energie, von der Napoleon das glänzendste Beyspiel gab. Wenigstens läßt sich die Undankbarkeit, welche so viele von Otto begünstigte Deutsche und Italiäner an ihm bewiesen, nicht bloß aus einer besonderen Epidemie des 10ten Jahrhunderts erklären. Da diese Schrift wegen der trefflichen Darstellung und so mancher zum Studium der damaligen Chronisten anreizenden Stellen auch von Seiten der historischen Kritik größerer Vollendung würdig ist, so wollen wir den Verfasser, welchem nicht alle hieher gehörige neuere Forschungen bekannt zu seyn scheinen, vorläufig nur auf einiges aufmerksam machen.

Im Allgemeinen scheint ihm die hochwichtige Konradinische Familie als eine in Hessen ange sessene nicht genug bekannt zu seyn (vgl. Wenck, Schmidt u. s. w.). Daher z. B. (S. 126) die Verwechslung Konrads des Weisen oder Rothen, des Tochtermanns Otto's des Großen mit Konrad Kurzbold dem unerschrockenen Weiber- und Aepfelseind (vergl. Kommel's hess. Gesch. B. 1. S. 82 der Anm. und die neuesten Forschungen von Ushbach in Schloßers und Berchts Archiv B. II. in dem Aufsatz: Hat Franken im 10ten Jahrh. Landesherzoge gehabt. Auch ist uns nicht bewußt, in wie fern dem König Konrad, dem Sohne des gleichnamigen althessischen Seniors (Senior de Hassia) zu Fritzlar (welches hier immer im Allgemeinen nach Franken gesetzt wird) der Erzbischof Hildebert zu Mainz als Bruder zugeschrieben werden kann (Hübners und Henz



nings Geschlechtstabelleu sind in Altdeutschland schlechte Führer). Nirgends scheint bey der öfteren Erwähnung Breyfachs (selbst eines Feldzugs von Friklar nach Breyfach S. 215) dem Verf. ein Zweifel eingefallen zu seyn, ob Breyfach am obern Rhein oder Breyfich bey Andernach gemeint sey (vergl. Schmidt 1. 328). Auch daß Ludolph, der Sohn Otto's, eine Zeitlang eine niederhessische Grafschaft besaß, so wie die ganze auf Unkosten Hessens und Frankens unter Otto dem Großen beginnende Reaction, welche nicht wenig zur Erklärung der Empörung der Fränkischen Großen, besonders Eberhards beyträgt (welcher Eberhard hier gemeint sey, darüber vergleiche man Utschbach a. a. D.) scheint dem Verfasser unbekannt zu seyn.

In der chronologischen Uebersicht der Aufenthaltsorte Otto's des Großen ist eines für Hessens Kassel sehr merkwürdigen Moments vergessen worden. Im Jahr 945 war nämlich (nach Annalista Saxo, Regino u. s. w.) ein fürstlicher Familien-Congreß zu Kassel, wo Otto der Große den ihm unentbehrlichen fränkischen Herzog Konrad den Weisen mit dessen Vetter dem ruhmwürdigen Herzog Hermann von Schwaben vermuthlich auf derselben Stelle verglich, wo jetzt das begonnene Fundament der neuen Kattenburg liegt und wo Konrad, der erste eigentliche vaterländische König seit dem Niedergang des Carolingischen Hauses, 32 Jahre vorher (913) eine noch vorhandene Urkunde für das Hochstift Hersfeld ausstellte.

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

201. Stück.

Den 19. December 1831.

---

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Briefe aus Paris, zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, von Friedrich von Raumer. Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. XVIII u. 496 Seiten. Zweyter Theil: Italien und Großbritannien, 533 S. in 8. 1831.

Diese Briefe enthalten die wissenschaftliche Ausbeute der vorjährigen Reise des Verfassers nach Paris; statt daß die frühern, auch in zwey Theilen erschienenen, die aus eigener Ansicht geflossenen politischen und gesellschaftlichen Beobachtungen umfaßten. Diese letztern in unsern Blättern anzuzeigen, hielten wir für überflüssig, da wir bald wahrnahmen, daß sie auch ohne solche Empfehlung ihren Eingang ins Publicum fanden; die ersten können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, sie beziehen sich nicht wie jene auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangen-

heit, und gehören der Geschichte an. Sie sind aus den handschriftlichen Schätzen, meist der Königl. Bibliothek geschöpft, wozu dem Verf. der freieste Zutritt und die liberalste Benutzung gestattet ward. Es sind fast durchgehends bisher unbenutzte Handschriften, deren Auszüge uns hier vorgelegt werden; größtentheils aus gesandtschaftlichen Berichten, oder auch aus eigenhändigen Schreiben von Regenten und Staatsmännern. Was für unermessliche Schätze dieser Art in Frankreich sich finden, wird man zwar leicht im voraus erwarten; als ein einzelnes Beyspiel mag angeführt werden, daß zu Besangon 84 Folio-bände aus dem schriftlichen Nachlaß des Cardinals Granvella vorhanden sind, bisher noch unbenutzt. Von den von dem Verf. benutzten Handschriften wird das Local und die Nummer bey jeder angeführt.

Ein Werk dieser Art enthält nicht sowohl Geschichte selbst, als Materialien für die Geschichte. Aus diesem Gesichtspunct muß es betrachtet werden; aber auch dieser bedarf noch einer genauern Bestimmung. Die beiden Jahrhunderte, auf die sich dasselbe bezieht, sind diejenigen, über die — die neueste Zeit ausgenommen — am meisten geschrieben ist, und deren Geschichte daher zu den bekanntesten gehört. Es sind daher nicht zunächst neue Facta welche wir hier suchen dürfen; und wir müssen daher erwarten, daß diejenigen Historiker, welche das Wesen der Geschichte in die bloße Aufzählung von Factis setzen, wenig Befriedigung darin finden. Anders ist es mit denen, welche es zwar nicht bezweifeln, was kein Vernünftiger bezweifeln kann, daß Facta die Grundlage der Geschichte bilden, aber die doch glauben daß es erst die Erforschung der Verbindung dieser Facta, also des Zusammen-

hanges der Begebenheiten als einer Kette von Ursachen und Wirkungen ist, welche die Geschichte zum wissenschaftlichen Range erhebt, und ihren pragmatischen Character ihr gibt. Wenn dieser Zusammenhang aber nicht bloß in äußern sondern in innern Umständen und Verhältnissen, besonders in den Characteren der handelnden Hauptpersonen zu suchen ist, so können Auszüge dieser Art einen hohen Werth für den denkenden Geschichtsforscher erhalten. Der erste allgemein daraus hervorgehende Gewinn ist der, daß wir die Begebenheiten in dem Lichte ihrer Zeit kennen, und nach diesem sie beurtheilen und würdigen lernen. Wir hören hier die Zeitgenossen über sie sprechen; und zwar Zeitgenossen, die selber an der Leitung der Angelegenheiten Antheil hatten. Als den größten Gewinn aber betrachten wir die genauere und zuverlässigere psychologische Kenntniß der handelnden Hauptpersonen. Wir lesen bald ihre eignen Briefe, in denen sie sich mehr oder weniger offen darlegen; bald die officiellen oder auch vertraulichen Berichte der Gesandten und anderer Personen über sie. Es versteht sich, daß auch bey diesen die Regeln einer gesunden Critik werden anzuwenden scyn; der Gewinn bleibt aber darum nicht weniger groß. Und so sind wir dem Verf. um so mehr für diese Mittheilungen Dank schuldig, da nur eine angestrengte Thätigkeit sie uns verschaffen konnte, indem der Aufenthalt weniger Monate in Paris durch eine fast tödtliche Krankheit unterbrochen wurde, und außerdem die Sammlungen für eine neue Ausgabe seines großen Werks, der Geschichte der Hohenstaufen, abgesondert von dem hier mitgetheilten, seine Zeit in Anspruch nahmen.

Der Verfasser hat, wie aus dem Titel her-

vorgeht, seine Materialien nach den Staaten geordnet. Wir können bey der großen Mannigfaltigkeit nur Einzelnes hervorheben, das der Aufmerksamkeit besonders werth ist.

Wir rechnen dahin aus Granvellas Papiere die Nachrichten über Philipps von Hessen Gefangenschaft. 'In dem abgeschlossenen Vertrage habe allerdings gestanden daß der Kaiser ihm die ewige Gefangenschaft (prison perpetuelle) erlasse, was hinreichend zeige daß er nach Gutbefinden des Kaisers (à volonté) gefangen seyn solle. Die Churfürsten erkannten darauf ihr Unrecht, baten um Verzeihung, und gaben zu daß der Fehler von ihnen herrühre (que la faute venoit d'eux).

Der Bericht des Venetianischen Gesandten, Badoer, über die deutschen Verhältnisse, enthält über das Persönliche Carls V. mehreres Neue.

Wallensteins geschieht zuerst Erwähnung in einem Berichte des französischen Gesandten Pericard 28. Febr. 1619, Er werbe 1000 Reiter für den Kaiser, ohne daß es diesem etwas koste. — Ein anschauliches Bild der Prachtliebe jener Zeit gibt die Beschreibung des Reichstags zu Regensburg, 1630; also mitten in dem öffentlichen Elend. Ueber Philipp II. manches Interessante. Zuerst die Uebersetzung der von Carl V. 1543 eigenhändig entworfenen Instruction über seine Erziehung. 'Erhalte den Glauben, laß keine Ketzerey in dein Reich eindringen, begünstige die h. Inquisition etc. Demnächst Empfehlung der Gerechtigkeit und Milde. Hierauf die Berichte mehrerer Gesandten und Augenzeugen über Philipps Lebensweise und Character. Ueber das Verhältniß zu der Eboli lesen wir aus einem französischen Berichte Folgendes: 'Der König machte ihr den Hof, und

schickte ihr Geschenke durch Antonio Perez, der jedoch die Sache mehr für sich als für jenen betrieb. Escovedo entdeckte dieß und machte dem Perez Vorwürfe. Um ihm zuvorzukommen sagte dieser dem Könige: Escovedo trete seiner Liebe in den Weg; wenn er ihn tödten lasse, und sich seiner Papiere bemächtige, werde er große Dinge über die Plane Don Juans finden. Der König gab den Befehl (*fit le billet*). Escovedo ward getödtet und sein Nachlaß in Beschlag genommen. Don Juan hoffte König von Spanien zu werden, weil Philipp damals keinen Sohn hatte'. — Ueber Don Carlos und seine letzten Schicksale werden mehrere Berichte mitgetheilt. Zuerst von dem französischen Gesandten Fourquevaut, der die Verstandeszerrüttung, welche ihn zur Nachfolge unfähig machte, bezeugt. Leider aber war der letzte Bericht über seinen Tod nicht vorhanden; wohl aber über den Tod seiner Stiefmutter der Königin, der bloß natürlichen Ursachen zugeschrieben wird. Dann der Bericht eines Ungenannten, jedoch nur über die Verhaftung und Gefangennehmung. Dagegen aber drey Schreiben des Königs, in denen derselbe von dem Tode des Prinzen als von einer Schickung des Himmels spricht. Endlich aber eine Erzählung von Perez, der zufolge der Prinz auf den Rath von Eboli und andern von den Casuistikern und der Inquisition zum Tode verurtheilt, und um kein Aufsehen zu erregen durch ein langsameß Gift hingerichtet sey. Aus Allem zieht der Verf. die Folge, daß Don Carlos sowohl als die Königin natürlichen Todes gestorben seyn, und nie ein Liebesverhältniß zwischen ihnen Statt gefunden habe. Für letzteres ist freylich kein Beweis, und was den Tod von D. Carlos betrifft, so ist von einer Hinrichtung nirgends die Rede;

daß er aber auch der Inquisition nicht übergeben sey, ist bereits aus Florente bekannt. — Die aus Granvella geschöpften Nachrichten über den Aufstand in den Niederlanden, und die Charaktere der darin auftretenden Hauptpersonen, sind sehr interessant. Er sah die Hauptursache in dem Willen Gottes die Sünder zu strafen. Der Wohlstand des Landes sey zu groß; die Adlichen achteten sich Königen gleich; die Kaufleute möchten dem Adel gleich stehen, ja ihn übertreffen. — Die größere Hälfte des ersten Theils ist Frankreich gewidmet. Heinrich III. erscheint in seiner ganzen Nichtswürdigkeit. Ergeglich sind seine Verhandlungen mit Sixtus V. Geld von ihm geliehen zu bekommen. Aber der Pabst bedankte sich bestens. Lieber wollte er geben als leihen. Desto mehr lobte er die Königin Elisabeth, 'die, wäre sie nicht keiserlich, eine Welt werth seyn würde.'

In dem zweyten Theil machen wir vor allem auf die Papiere aufmerksam, welche die unglückliche Königin Maria und Elisabeth betreffen. Wir lesen hier unter mehreren andern nicht nur die Berichte von Chateaufneuf, dem französischen Gesandten, an Heinrich III., sondern auch mehrere eigenhändige Briefe der unglücklichen Fürstin; wie an den Herzog von Guise, ihren Wetter, nicht lange vor ihrer Hinrichtung; und eine ausführliche Erzählung dieser Trauerscene, wahrscheinlich auch von Chateaufneuf. Noch in ihren letzten Augenblicken betheuerte sie es, nie an den Verschwörungen gegen das Leben der Elisabeth Antheil genommen, oder davon gewußt zu haben; wohl aber habe sie mit Freunden und Verwandten aus ihrer Haft sich zu befreien gesucht. 'Wenn dem nicht so sey, so wolle sie keinen Theil haben an Seligkeit und

Erlösung.' Auch über das Benehmen der Elisabeth nach der Hinrichtung berichtet Chateauf. Sie schwur bey Gott und mit vielen Eiden daß sie daran unschuldig sey. Ihre Rätthe hätten ihr einen Streich gespielt, über den sie sich nie beruhigen könne. Man weiß wie sie es versuchte die Schuld auf den Staatssecretär Davison zu schieben.

Sehr reich ist dieser Theil an Nachrichten über Jacob I. und seine Zeit. Es sind die Berichte des französischen Gesandten Beaumonts und Tillieres welche hier, nebst einigen andern, reichen Stoff darboten. Freylich einen keinesweges tröstlichen Stoff. Einen so allgemein verachteten und verächtlichen Fürsten wie Jacob war, mit so verächtlichen Umgebungen als seine Lieblinge waren, ein Sommerset und Buckingham, findet man nicht leicht wieder. Es werden Scenen geschildert, die der Anstand zu wiederholen verbietet, und der Gesandte selber anfangs nicht zu erzählen gewagt hatte. Und dieß nahm bey Jacob mit den Jahren zu. 'Die Laster des Königs, schreibt Tillieres 1622, schwächen seinen Geist, wie aus den Briefen hervorgeht, welche er an das Parlament geschrieben hat, und in denen man Ordnung, Zusammenhang und Urtheil vermißt. Wo er als König sprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er sich herabläßt, wird er gemein.' Und bald nachher: 'der König ist ohne Rath, das Land ohne Regierung, und Buckingham zieht um seinetwillen, Spaniens Erhebung dem Glück Englands vor.' 'Jeden Engländer lehrt dieß sein Gefühl, und alle Klagen darüber; der König allein scheint ohne Sorge zu seyn und ist nach Newmarket abgereiset, wie einst ein Anderer nach Capri. Da-



hin nimmt er seinen Buckingham mit, will lieber Freund als König heißen. Unter so scheinbaren Titeln sucht er ehrlose Handlungen zu verbergen, und weil ihn die Kraft zu diesen verläßt, weidet er seine Augen da, wo er seine übrigen Sinne nicht mehr befriedigen kann. Das Ende von Allem ist jedesmal der Becher.' Es wäre vergebliche Mühe noch mehr anführen zu wollen; die Berichte des Venetianischen Gesandten stimmen mit denen des französischen völlig überein. — Die Nachrichten über Carl I. und Cromwell sind gleichfalls meist aus den Berichten französischer Gesandten gezogen. Die folgenden Auszüge betreffen die Niederlande, und geben auch Nachweisungen über Kriegskunst, und Hoffeste jener Zeit, die beweisen daß der damalige Luxus, nur unter andern Formen, größer war als der jetzige; endlich auch ein Bericht über ein Fest anderer Art, ein Auto da Fe das Philipp II. zu Valladolid halten ließ. — Den Beschluß macht die Nachricht eines Festes des Großmogul Jehan, woraus man sieht, wie weit der Europäische Luxus doch hinter dem Asiatischen zurückblieb.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Freunde der Geschichte auf diese Auszüge aufmerksam zu machen. Wir wissen nicht ob der Verfasser sie noch weiter fortsetzen wird. Wäre aber dieß auch nicht der Fall, so hoffen wir daß sie andere reizen werden, auf diesem so reichen Felde die Ernte fortzusetzen.

Hn.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

202. Stück.

D e n 22. D e c e m b e r 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Die Vorlesung des Herrn Hofr. Lychsen am 12. November als der Jahresfeyer der Stiftung der Gesellschaft handelte: de inscriptionibus arabicis in Hispania repertis. Spanien hat bekanntlich mehr Denkmale arabischer Geschichte und Kunst als irgend ein anderes Land in Europa. Es ist natürlich daß die Araber, die im Mittel in Wissenschaften und Künsten allen Europäischen Völkern vorgingen, in Gegenden wo sie 700 Jahre lang herrschend waren, Spuren ihres Daseyns hinterlassen haben. Vieles ist durch den Fanatismus ihrer christlichen Besieger zerstört, die die Muhammedaner als Ungläubige und Heiden betrachteten. Wieviel aber noch erhalten sey, zeigen die neuern Werke von Murphy und dem Grafen de la Borde, worin eine Menge von Pallästen, Tempeln, Brücken, Brunnen und künstlichen Verzierungen beschrieben und abgebildet sind. Der Verf. hatte viel früher versucht, etwas der Art zu leisten.

Da er im J. 1783 auf Befehl der Königl. Dänischen Regierung dem früh verstorbenen Dr. Moldenhawer, Prof. der Theologie zu Kopenhagen als Begleiter und Gehülfe auf seiner literarischen Reise nach Frankreich und Spanien beigegeben war; so führte der Aufenthalt in Spanien bald auf die Idee, Denkmale aus der Zeit der arabischen Herrschaft zu sammeln, wovon bisher nur einzelnes bekannt geworden war. Diese nun an den Orten wo sie sich finden aufzusuchen und zu zeichnen überstieg weit unsere Mittel. Da aber die Königl. Academie der Geschichte zu Madrit, die damals an einem großen Werke über Alterthümer Spaniens arbeitete, schon vieles der Art gesammelt hatte, so wandten sich die Reisenden an den berühmten und gelehrten Präsidenten dieser Academie den Grafen Campomanes mit der Bitte diese Sammlungen einzusehen und benutzen zu dürfen. Dieser, dem es als Patrioten zu schmeicheln schien, daß Leute aus dem äußersten Norden, denn da denkt sich der Spanier Dänemark, in literarischer Absicht Spanien besuchten, empfahl sie dem Könige Carl III. so, daß ihnen eine besondere Audienz zu Theil ward, und der König mit den Worten: que se les franquee todo ihnen den freyen Gebrauch der Sammlungen der Academie gestattete. In diesen fanden sie nun außer vielem was für ihre Zwecke nicht gehörte einen Vorrath arabischer Münzen und mehrere arabische Inschriften, wovon einzelne schon in Kupfer gestochen waren. Die bloß gezeichneten copierte der Verf. möglichst genau. Die schon gestochenen, und sämtliche Münzen die schon mit Casiri's Erklärung in Kupfer gestochen, und bestimmt waren von der Academie bekannt gemacht zu werden, wurden, wie billig, unberücksichtigt gelassen. Alles was

die Reisenden excerpirt und gesammelt hatten, auch ein paar Copien von arabischen Inschriften von der Hand des damals berühmten Schreibekünstlers Palomares, die der gelehrte Canonicus Franz Perez Bayer geschenkt hatte, blieb im Besitz des Dr. Moldenhawer, der es fast 38 Jahre lang in Gewahrsam hatte, ohne etwas davon bekannt zu machen. Endlich im J. 1821, vielleicht im Vorgefühl der Krankheit, die bald nachher den trefflichen, geistvollen Mann hinraffte, schickte er dem Verf. dieser Abhandlung alle unsere spanischen Excerpte und Sammlungen zu, mit der Erlaubniß davon beliebigen Gebrauch zu machen. Eigene Bemerkungen des sel. Mold. fanden sich darin nicht. Nicht ohne Rührung betrachtete er die Zeichnungen die er als Jüngling copierte, nun zum Greis geworden, und beschloß von den Inschriften wenigstens einige zu erläutern und bekannt zu machen. Nach wiederholten und häufig vergeblichen Versuchen glaubt er, daß es ihm jetzt gelungen sey, die oft zweydeutigen und verschlungenen Züge zu lesen, obgleich einzelne Wörter, die nicht zum Wesen der Inschrift gehören, unsicher seyn mögen.

Uebrigens sind diese Inschriften, so spät sie auch, wegen obiger Umstände, erscheinen doch in sofern neu als sie bisher unbekannt waren. In dem Werke des Grafen de la Borde finden sie sich nicht. Die Arab. antiq. in Spain von Murphy bedauert der Verf. nicht vergleichen zu können, weil das Werk auf der Königl. Universitäts-Bibliothek nicht vorhanden ist. Er zweifelt jedoch daß sie darin vorkommen, weil beide Verfasser besonders Kunstwerke berücksichtigen und sich schwerlich die Mühe gaben die unansehnlichen, zum Theil an Aborten versteckten, Steinschriften aufzusuchen. Sollte aber eine oder die

andere Inschrift bey Murphy vorkommen, so getraut sich der Verf. zu versichern, daß sie nicht, so wie hier geschehen, erklärt und historisch erläutert sind.

Der vorgelegten Inschriften waren sechs, wovon hier nur der allgemeine Inhalt angegeben werden kann. Die drey ersten haben eine historische Beziehung und sind die wichtigern. I. Vom Chalifen Abdorrahman II., der von 206 — 238 d. Heg. regierte. Die Inschrift ist vom J. 220 (835) und bezeugt daß der Chalife eine Burg oder Pallast habe bauen lassen, und diese zwey in der Inschrift genannten Männern als Belohnung zu Lehen eingegeben habe. Der Stein ist zu Merida ausgegraben, wo also ohne Zweifel der Pallast war. Es ist eine der ältesten, die älteste der spanisch-arabischen Inschriften, die noch ganz die alte einfache sogenannte kufische Schrift zeigt, wie sie auf arabischen Münzen des 8. u. 9. Jahrh. n. Chr. vorkommt. Sie würde also leicht zu lesen seyn, wenn sie nicht unglücklicher Weise von einem ungeschickten Steinmehren gemeißelt wäre, der viele Buchstaben verwechselt hat, andern eine unbestimmte Gestalt gibt. Selbst in dem Namen des Chalifen ist ein Fehler. Es steht  $\text{بن الهكم}$  statt  $\text{الحكم}$  oder vollständig  $\text{الحاكم}$ . Die Annahme eines solchen Versehens scheint kühn, da aber die Geschichte keinen Fürsten Abdorrahman, Sohn des  $\text{هكم}$  kennt, und in dieser Inschrift mehrere Verwechslungen z. B.  $\text{رحيم}$  für  $\text{رحبن}$  vorkommen, so wird die angenommene Verwechslung nicht zu sehr auffallen.

Die II. Inschrift enthält eine öffentliche Erklärung eines Beamten, Abdorrahman ben Hamad, daß er dem Chalifen Abdorrahman (III.) treu und gehorsam seyn wolle. Sie hat die Jahrzahl: 333 (944) und der genannte Chalife regierte 300 — 350 der Flucht. Die Veranlassung der Inschrift ist in der Geschichte zu suchen. Unter diesem Chalifen waren nämlich unter den spanischen Arabern verschiedene Parteyen. Mehrere waren Anhänger der Abbasiden zu Bagdad und erklärten diese für rechtmäßige Chalifen. Gegen solche bezeugt nun diese Inschrift oder Urkunde die Anhänglichkeit ihres Ausstellers an dem Omniaden Abdorrahman III., der auch durch Klugheit und Strenge die Factionen unterdrückte und noch fast 20 Jahre lang mit Ruhm regierte. Diese Inschrift scheint auf den ersten Blick wegen der steifen, eckigten und in einander geschobenen Buchstaben mit eingemischten Schnörkeln unleserlich, ist aber ungleich deutlicher als die vorhergehende, weil jeder Buchstab seine bestimmte Gestalt hat, an einzelnen Ungenauigkeiten der Schreibart fehlt es indessen auch hier nicht. Merkwürdig ist, daß am Ende der Verfertiger der Inschrift sich genannt hat. III. enthält nur die Worte: Im Namen Gottes u. s. w. Grab des Emirs Mohammed. Gott erbarme sich seiner am Tage der Auferstehung. Weder der Name des Vaters von diesem Mohammed noch das Todesjahr, die sonst immer beygefügt werden, sind hier angegeben. Man kann also nur aus Wahrscheinlichkeitsgründen vermuthen, welcher Mohammed hier begraben war. Den Titel Emir führten sehr früh die Prinzen, Söhne der Chalifen zu Bagdad, die oft zu Statthaltern von Provinzen bestellt wurden, und in Spanien, wo bis 300 d. Flucht

die Chalifen selbst nur Emir heißen, ist dieser Titel noch wahrscheinlicher den Prinzen von dem Omniadischem Hause eigen. Nun findet sich ein Mohammed, Sohn des Chalifen Abdallah, der 275 — 300 der Flucht (888 — 812) zu Corduba regierte. Er war vom Chalifen zum Statthalter von Sevilla bestellt, empörte sich aber und ward von seinem Bruder Mothref besiegt und starb gewaltsam im 27. Lebensjahre 282 d. Fl. (895). Der Stein ist zu Merida gefunden, wo er also wahrscheinlich getödtet ward. Die Schrift zeichnet sich durch seltsame Formen der Buchstaben, und eingerückte winklichte Figuren aus, und dadurch daß jedes einzelne Wort eine Art von Viereck ausmacht. So daß man sie mehr errathen als lesen kann. Nimmt man an daß sich die Inschrift auf jenen Prinzen beziehe, so erklärt sich warum der Name des Vaters und die Zeitangabe fehlt, und die vermuthlich absichtliche Unlesbarkeit der Schrift. Wahrscheinlich stellte ein Verwandter oder ehemaliger Anhänger diesen einfachen Stein dem unglücklichen Prinzen zum Andenken auf, um doch die Stelle seines Grabes zu bezeichnen. Es ist auch nicht nöthig zu vermuthen daß der Stein verstümmelt und die Jahrzahl abgebrochen sey, wofür weder eine Nachricht noch in der Zeichnung eine Andeutung sich findet.

IV. Diese Inschrift ist zu Badajoz in einer alten Kirche, die man Calatraba nennt, über einer vermauerten Thüre, wo wahrscheinlich der Eingang zur Treppe des Thurmes war. Sie ist auf weißem Marmor mit sehr künstlich verzierter Schrift erhaben ausgehauen. Der Vf. legte eine schöne Copie von der Hand des obengenannten Palomares vor. Sie enthält eine Grabchrift auf einen Abdallah ben Ahmed, ben Maschliab der im

S, 437 n. Chr. 1045 starb. Der Sterbetag ist genau angegeben. Wer dieser Abdallah gewesen sey, läßt sich bey dem Mangel an Specialgeschichten nicht nachweisen; aber die Inschrift setzt ihn in die Zeit, wo nach dem durch Schwäche und Unfähigkeit der Regenten herbeygeführten Verfall der Summiadenherrschaft das Reich in viele kleine Herrschaften zerfallen war, daher es Abulfeda Annal. III. 26. mit der Theilung des Griechischen Reichs nach Alexander vergleicht, nur daß in Spanien fast jede Stadt oder District ihren eigenen Herren hatte. In solchen Zeiten macht auch wohl der Inhaber einer einzelnen Burg sich unabhängig. Da nun in der Kirche, wo sich der Stein befindet kein Wapen oder Anzeige ist daß sie dem Ritterorden von Calatraba gehört habe, so kann man vermuthen, daß sie ursprünglich, wie der Name anzeigt, eine arabische Burg war, die nach Vertreibung der Araber in eine Kirche verwandelt worden; daß ferner der Abdallah Besitzer dieser Burg war und sich darin habe ein Grabgewölbe bauen lassen, dessen Stelle der Stein bezeichnet, der wahrscheinlich noch seinen ursprünglichen Platz einnimmt. Da die Schrift dieses Steins mit Schnörkeln verziert ist, die die Bedeutung einzelner Buchstaben ungewiß machen, so ist es dem Verf. nicht gelungen alle Wörter zu lesen, der Sinn des Ganzen ist indessen sicher genug. Die dunkeln Züge finden sich besonders am Schluß.

Die folgenden Inschriften haben keinen geschichtlichen Werth, sondern dienen als Verzierung, wozu die spätere arabische Schrift wegen ihrer biegsamen und dehnbaren Züge sehr bequem ist.

V. ist ein Fries der in einem Hause zu Toledo den Vorhof ziert. Es sind die Worte Deo



est regnum Deo est imperium, die vermuthlich so oft wiederholt sind als es der Raum erforderte. Die Inschrift ist auf Bretern von Fichtenholz in Relief ausgemeißelt, hat 1 Spanne Höhe und sehr gefällige Züge. Die vorgelegte Zeichnung war gleichfalls von Palomares, gelb auf grauem Grunde, ob diese Farben auch im Originale sind, ist ungewiß.

VI. Ein ähnlicher unterer Fries aus dem berühmten Pallast oder Alkazar zu Sevilla. Es steht darauf Deo regnum aeternum. Deo honor sempiternus. Noch eine kleinere hat bloß regnum durans, entweder Wunsch für die Dauer des Reichs des Chalifen oder in Beziehung auf ein vorhergegangenes Deo, eine Lobpreisung Gottes.

Beide Inschriften haben ähnliche Schrift und wurden nur gezeichnet weil sie in der Größe den Originalen gleichkommen.

Der Vf. besitzt noch mehrere Zeichnungen und Kupferstiche von Arabischen Denkmalen, wie eine genau seyn sollende illuminierte Abbildung des Löwenbrunnen zu Granada, woraus sich ergibt, daß die Löwen nicht so ägyptisch steif sind als sie in einigen Abbildungen bey de la Borde erscheinen; ferner einzelne in Kupfer gestochene Steinschriften und Inschriften aus der Alhambra, besonders auch ein Exemplar der in Kupfer gestochenen Münzsammlung der Academie der Geschichte zu Madrid, das eine wahre Seltenheit ist, da das Werk nicht erschienen ist; Alles dieses wird er künftig mit einem genauen Verzeichniß der Königl. Universitätsbibliothek übergeben, damit es erhalten werde, und ein Denkmal seiner spanischen Reise übrig bleibe.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

203. Stück.

Den 24. December 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Bei Dieterich: Zur Lehre von den Correalobligationen. Von G. F. Ribbentrop. XII und 273 Seiten in 8.

Der Verfasser geht von einer ganz speciellen Frage aus, nämlich wie es sich erkläre, daß bey mehreren in solidum verpflichteten Schuld-  
nern nach einigen Stellen schon durch die bloße mit einem der Schuldner bewirkten Litiscontestation die übrigen befreyet werden, nach ande-  
ren Stellen dagegen die Litiscontestation dazu nicht genüge. Diese Frage führt auf die Un-  
terscheidung eigentlicher Correalobligationen, oder solcher Verhältnisse, bey welchen die Römischen Juristen von der Vorstellung einer directen Be-  
ziehung einer und derselben ungetheilten Obligation auf mehrere Gläubiger oder Schuldner ausgingen, und bloßer solidarischer Verbindlich-  
keiten, bey welchen jene Vorstellung nicht zum Grunde lag. Darauf bezieht sich nun der erste Abschnitt der hier mitgetheilten Untersuchungen,

in welchem vornehmlich mehrere obligatorische Verhältnisse der letzteren Art zur Sprache kommen, wie denn namentlich das Verhältniß von Mitvormündern, insbesondere in Ansehung der Frage, in wiefern der eine für die Verschuldungen des anderen hafte, erörtert wird. Das Folgende enthält dann einen Versuch, die Fälle eigentlicher Correalobligationen zu bestimmen, wobei der Verfasser glaubt, vornehmlich in dem Abschnitt über die untheilbaren Obligationen zur Erklärung der LL. 85. und 2. D. de V. O. so wie anderer damit in Verbindung stehender schwieriger Stellen Etwas beygetragen zu haben. Den Beschluß machen einige Bemerkungen über die practische Bedeutung des Unterschieds zwischen eigentlichen Correalobligationen und bloßen solidarischen Verbindlichkeiten.

### L a n d a u.

Ben C. Georges: Medicinische Statistik der Stadt und Bundesfestung Landau in Rheinbayern. Von Dr. Friedrich Pauli. IV und 224 Seiten in 8., nebst einem Grundriß der Stadt. 1831.

Ueber den Werth medicinischer Ortsbeschreibungen, wenn sie von dem richtigen Standpuncte aus unternommen und mit Sachkenntniß durchgeführt sind, kann unter Verständigen keine Frage mehr seyn. Während sie an dem Orte ihres Entstehens, in den nächsten localen Verhältnissen Licht, Einsicht, Beruhigung verbreiten, gewähren sie auch dem fernsten Zuschauer die Möglichkeit über die allgemeinen Bedingungen des menschlichen Zusammenwohnens, des Wohlfeyns und Erkrankens characteristische und individuelle Thatsachen zu erfahren, die zwar

unter andern Gestalten allerwärts sich wiederholen, aber gerade deshalb umfassende Vergleichen und Schlußfolgen erlauben. Wir freuen uns in der vorliegenden Schrift einen dankenswerthen Beytrag hierfür anzuerkennen. Der Verfasser, unser ehemaliger academischer, durch die Gewinnung des medicinischen Preises rühmlich bekannter Mitbürger, hat sich dadurch ebenso sehr um die Wissenschaft, als um seine Vaterstadt, in welcher er ein beschäftigter Arzt und Wundarzt ist, verdient gemacht. Nach dem Vorwort ward er hierbey durch die gesammelten Materialien seines Vaters, der ebendasselbst schon über 30 Jahre als practischer Arzt thätig ist, unterstützt.

Die Folge und Behandlungsweise der Gegenstände ist im Allgemeinen dieselbe wie in der medicinischen Topographie von Göttingen. Die Abschnitte sind: Lage und Umgebung; Geschichte der Stadt; climatische Beschaffenheit; Naturerzeugnisse; Einwohner; Bevölkerung; Nahrungsmittel; öffentliche Anstalten; Medicinalwesen; Krankheitszustand; medicinische Volkssprache; Anhang.

Das freundliche Landau, zwischen den Vogesen und dem Rhein, über dem es 133 Fuß liegt, genießt einer gesunden Beschaffenheit. Seine Umgebungen sind höchst angenehm; Ackerland, das mit Gärten, Wiesen und Weingeländen abwechselt. Mancherley Beengung bringt zwar die Festung, aber dafür trägt die mehrere 1000 Mann starke Garnison zum Wohlstand der Stadt bey. Der Abschnitt von den Einwohnern gibt uns einen guten Begriff von den physischen, bürgerlichen und geselligen Eigenschaften derselben. Ihre Zahl beträgt gegen 6000. Die öffentlichen Anstalten zur Beförderung des physi-

ſchen Wohls ſcheinen zweckmäßig und wohlauſgeſtattet zu ſeyn; die patriotiſchen Vorſchläge des Verfs. zu ihrer Erweiterung und Verbeſſerung werden nicht verfehlen Eingang zu finden. Eine eigenthümliche Zugabe iſt der Abſchnitt über die medicinische Volkſprache, worin eben ſo ſehr die beſondere Anſicht als die Vorurtheile des Volks ſich kund geben. Der Anhang beſpricht einige Religionsgebräuche in medicinischer Hinſicht; dann die geiſtige Ausbildung Landau's, wobey mehrere intereſſante literariſche Notizen vorkommen (unter den daſelbſt gebornen Gelehrten ſtehen der Philologe Fr. Schöll und der Botaniker Wendlan). Wichtig ſcheint uns noch die Zuſammenſtellung der dortigen Beobachtungen über Revaccination. Der Verf. verſichert (S. 201) daß kein fiſch Geimpfter oder an welchem die zweyte Impfung ohne Erfolg blieb, während der Blatternepidemie, von der Krankheit befallen wurde.

M . . r.

## L e i p z i g.

Bey Hahn: Lehrbuch des im Königreiche Sachſen geltenden Criminalrechts, von Dr. Julius Volkmann. Erſtes Bändchen. 1831. VIII und 182 S. in 8.

Die Literatur des Sächſiſchen Rechts, wie reich ſie auch immer ſeyn mag, kann keine einzige Schrift aufweiſen, welche das geſammte, im Königreiche Sachſen geltende Criminalrecht als ein zuſammenhängendes Ganze darſtellt. Das Sächſiſche Criminalrecht war bisher auf zweyerley Art bearbeitet worden, entweder, wie von ältern Criminaliſten, in Verbindung mit dem gemeinen Rechte, ſo daß das Sächſi-

sche nur als unbedeutende Zugabe erschien, oder, wie von Erhard, nach Sächsischen Quellen allein, mit Ausschluß des gemeinen Rechts. Beide Arten der Bearbeitung waren weder für den Selbstunterricht, noch für den Gebrauch des Geschäftsmanns hinlänglich; die erstere nicht, da sie durchaus als veraltet angesehen werden mußte, die letztere nicht, weil durch die Beschränkung des Plans auch die Brauchbarkeit des Buchs vermindert wurde. In Bezug auf das Erhard'sche Werk kam hinzu, daß sehr wichtige Acte der gesetzgebenden Thätigkeit, welche noch in die Zeit vor dem Erscheinen desselben fallen, von Erhard ignoriert werden mußten. Dahin gehören namentlich die auch in Bezug auf das materielle Strafrecht so wichtigen geheimen Instructionen und Bescheidungen der Dicastrien über die Interpretation der Criminalgesetze von den Jahren 1770 und 1783. Diese Verordnungen mußten damals noch wirklich geheim gehalten werden, so daß deren Nichtbenutzung dem sel. Erhard nicht zum Vorwurfe gereichen kann; unleugbar machte dieselbe aber einen großen Mangel seines Werks aus, weil gerade aus ihnen eine richtige Darstellung der Abänderungen und Erläuterungen des früher geltenden Rechts geschöpft werden mußte. Als ein wahres Bedürfnis war also ein Buch zu betrachten, was nicht allein das gemeine Criminalrecht, so wie es durch das Sächsische Recht und den dortigen Gerichtsgebrauch seine Fortbildung und Abänderung erhalten hatte, darstellte, sondern auch namentlich den Inhalt jener geheimen Instructionen (deren Benutzung gegenwärtig nicht mehr bloß den Räten in den Landescollegien und den Beyseßern in den Dicastrien frey steht), so wie der zahlreichen neuern Verordnungen in Criminal-

sachen, angab; und ein solches ist uns durch den Verf. geliefert, und hierdurch jenem Bedürfnisse abgeholfen. Der Verf. hat sich, hinsichtlich des Inhalts, das Handbuch des im Königreiche Sachsen geltenden Civilrechts von Curtius, hinsichtlich der Form, das Lehrbuch des Königl. Sächsischen Privatrechts von Haubold, zum Muster erwählt, und schon diese Wahl muß ein günstiges Vorurtheil für seine Bearbeitung erwecken; aber auch die Bearbeitung selbst verdient, wegen der sorgfältigen Benutzung aller Quellen und der wichtigsten Literatur, so wie wegen der Präcision und Klarheit der Darstellung alles Lob. Für den Sächsischen Rechtsgelehrten muß daher sein Buch eine willkommene Erscheinung seyn, aber auch für die Rechtsgelehrten außer Sachsen ist es von Wichtigkeit, wenn man bedenkt, welchen wichtigen Einfluß das Sächsische Recht und die Sächsische Praxis auch auf die gemeinrechtliche Fort- und Ausbildung des Criminalrechts gehabt hat. Zu bemerken ist endlich noch, daß das vorliegende erste Bändchen das Criminalrecht enthält, das zweyte dagegen das Criminalgerichtswesen und den Criminalproceß liefern soll. Möge dasselbe bald erscheinen, und nicht etwa zurückbleiben, wie dieses leider mit dem zweyten Bande des Erhardschen Werks, der denselben Gegenstand umfassen sollte, der Fall gewesen ist!

### B r e s l a u.

Bey Wilhelm Gottl. Korn: Pflanzengeographie nach Alexander von Humboldt's Werke über die geographische Vertheilung der Gewächse, mit Anmerkungen, größeren Beylagen aus andern pflanzengeographischen

Schriften und einem Excursse über die bey pflanzengeographischen Floren-Vergleichungen nöthigen Rücksichten von C. T. Beilschmied, Apotheker zu Ohlau, einiger gelehrten Gesellschaften ordentlichem, correspondierendem oder Ehren-Mitgliede. Mit einem Chärtchen. 1831. 201 S. in Octav.

Ref. würde es kaum für passend gehalten haben, das vorliegende Werk in diesen Blättern anzuzeigen, weil es nur eine Sammlung von Auszügen aus verschiedenen, besonders A. von Humboldt's phytogeographischen Schriften ist, und der Verf. desselben selbst auf dem Titel und in der als Vorrede dienenden an A. von Humboldt gerichteten Dedication offen gesteht, daß es nichts anderes seyn solle, wenn nicht gerade durch eine solche Zusammenstellung bekannter Thatsachen, die, wie es hier geschehen ist, zugleich die nöthigen Hinweisungen auf die Quellen gibt, das Studium der Phytographie dem Anfänger wesentlich erleichtert würde. Zwar hätte der Verf. sein Buch mit geringer Mühe noch viel brauchbarer machen können, wenn er die Materialien besser gesichtet und besser geordnet hätte, wenn er z. B. Alex. von Humboldt's Angaben über die bis zum Jahre 1815 bekannten Pflanzenarten, die jetzt nur noch ein historisches Interesse gewähren können, unterdrückt, wenn er die aus Schouw's, Schüblers, Mirbel's, De Candolle's und anderer Schriften gesammelten Beylagen am gehörigen Orte dem Texte einverleibt, kurz wenn er nicht allein zusammengesetzt, sondern das Zusammengetragene auch zu einem Ganzen verarbeitet hätte; doch will Ref. darüber nicht mit dem Verfasser rechten, da er gern dessen Fleiß in der



Benützung phytogeographischer Schriften und dessen Bestreben, das Studium eines der schwierigsten Zweige der Botanik zu fördern, anerkennt. Nur muß er bedauern, daß ein gar wichtiger Theil der Phytogeographie auch wieder von dem Verfasser fast ganz vernachlässigt ist, er meint die allenfalls mit der Benennung Phytotopographie zu bezeichnende Lehre von dem Vorkommen der Pflanzen, wie Schouw sie nennt, die von den Standorten in Bezug auf Boden, Feuchtigkeit, Licht u. s. w. Man macht sich gewiß das Auffinden der Ursachen mancher Vegetationsverschiedenheiten sehr schwer, ja unmöglich, wenn man die klimatischen Verhältnisse als die erste und einzige Bedingung eines gewissen Vegetations-Typus hervorzuheben sucht, und diesen den Einfluß der Dertlichkeit, besonders der chemischen Beschaffenheit des tragbaren Bodens geradezu unterordnet. Diese letztere (nicht die der unterliegenden Gebirgsart, die in den meisten Fällen, wie Schouw richtig bemerkt, keinen bestimmten Einfluß auf die Verbreitung und Vertheilung der Gewächse äußert) die Feuchtigkeits-Verhältnisse des Bodens, das Licht, das Klima u. s. w. sind im Ganzen coordinierte nicht subordinierte Momente der Vegetation. Ist doch die Flora auf einem Torfmoore weit mehr verschieden von der eines benachbarten Sandhügels, als die auf manchen Dünen oder Marschwiesen in einer Entfernung von zehn Breitengraden.

Bg.



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

204. Stück.

Den 24. December 1831.

---

L o n d o n .

The Elements of physiology, by J. F. Blumenbach, translated from the latin of the fourth edition, and supplied with copious notes, by J. Elliotson. 1829. 582 Seiten gr. Octav.

Eine andere Englische Uebersetzung dieses Handbuchs war schon früher in Philadelphia erschienen. Von den vieren in London durch den berühmten Arzt und Lehrer am St. Thomas's Hospital besorgten, ist die zweyte auch als typographische Merkwürdigkeit bekannt, da sie das erste Buch war welches mittelst der Dampfpresse gedruckt worden.

Hier diese vierte hat so vielartige gehaltreiche Anmerkungen erhalten, daß dieselbe leicht noch einmal so viel an Bogenzahl betragen als die Urschrift.

Unter diesen Zusätzen besonders eine ausführliche klare Darstellung der Gallischen Organenlehre, wie sie sich von dem Verf. als erklärten

Verfechter derselben und nachherigen Stifter der Londoner phrenologischen Societät erwarten läßt. (— Beyläufig rügen wir hier einen Irrthum, der sich in den verschiedenen Werken des Dr. Gall findet, und von andern Craniologen, und ebenso auch hier wiederholt worden, als ob Jac. Sylvius giftige Schmähchrift: *Vesani cuiusdam calumniarum depulsio*, gegen Baroliuß gerichtet sey. Der war aber ein zwölfjähriger Knabe als Sylvius starb, und das plumpe Wortspiel des Titels deutet von selbst auf Vesalius —).

Zu den wichtigen eigenen Beobachtungen des Herrn Uebersetzers, rechnen wir namentlich die an sich selbst angestellten über die Wirkung des zwanghaft modificierten Athmens auf Veränderung des Aderschlags. Andere über das krankhafte Pulsieren der Blutadern an Armen und Händen gleichzeitig mit den correspondierenden Arterien.

Unter den Beyträgen von Freunden: *Wheatstone* über den Mechanismus der Sprache; *Prout* über die Hauptstoffe der Nahrungsmittel in den höhern Thierclassen u. viel dergl.

Durchgehends zeugen die Zusätze von der ungemeynen Belesenheit und umsichtigen Auswahl nicht nur im weiten Umfange der physiologischen Schriftsteller bis zur neuesten Zeit, sondern sie enthalten auch viel treffend Passendes aus den alten und neuen Classikern, selbst Dichtern, vorzüglich aber aus den Reisebeschreibungen, dieser reichen Fundgrube auch für die Physiologie.

### B r ü f f e l.

*Xenophanis Colophonii carminum reliquiae. De vita eius et studiis disseruit, fragmenta explicavit, placita illustravit Simon Karsten.*

Auch mit dem Titel: *Philosophorum graecorum veterum, praesertim qui ante Platonem fuerunt, operum reliquiae etc.* Vol. I. P. I. Xenophanes. 1830. XXI u. 208 S. 8.

Wir zeigen hiermit wiederum eine Schrift an, durch welche den Freunden und Bearbeitern der Geschichte der griechischen Philosophie ein angenehmes Geschenk gemacht worden ist, und noch mehr versprochen wird. Daß Studium des Plato unter seinem Lehrer Heusde, dem diese Schrift gewidmet ist, führte den Verf. auf die älteren Philosophen zurück, und erweckte in ihm den Vorsatz, die für die Geschichte der griechischen Philosophie so wichtigen Bruchstücke derselben zu sammeln und kritisch zu behandeln. Möge die Ausführung dieses Unternehmens, welche der gelehrte Verf. in diesem ersten Bändchen begonnen hat, nicht durch die unruhige Gährung in seinem Vaterlande unterdrückt worden seyn; denn selbst nach dem, was die neuesten Forscher in diesem Gebiete Lobenswerthes geleistet, bleibt dem Vf. noch manches Verdienst zu erwerben übrig. Namentlich möchten wir ihn ermuntern, zunächst mit den, noch am meisten vernachlässigten Eleaten fortzufahren. (Die uns kürzlich zu Gesicht gekommene Dissertat. von Rosenberg, de *eleaticae philosophiae primordiis*, Berol. 1829. 8., enthält nur eine, höchst allgemeine, Einleitung in die Geschichte der Philosophie.)

In Hinsicht des Xenophanes scheint uns das Hauptverdienst des Hn. K. darin zu bestehen, den Forschern der Geschichte der Philosophie eine gründliche philologische Vorarbeit geliefert zu haben, welche einen um so angenehmeren Eindruck macht, da sie wohlgeordnet ist und da die sprachliche Darstellung, wie man bey niederländischen Philologen zu finden ge-

wohnt ist, sich durch Reinheit, Klarheit und Rundung empfiehlt. Durch diese Annehmlichkeit der Darstellung wird auch dem Leser die Neigung, welche der Verf. mit seinen Landsleuten gemein hat, sich in Nebendingen (z. B. p. 189 bey der Stelle des Stobäus) zu weit auszubreiten und die Vorräthe der Citate freygebig zu öffnen, minder lästig. Sein Urtheil ist übrigens selbständig, obgleich er die Neueren bis auf Cousin benutzt hat.

In der Einleitung (I—XXI) verbreitet sich der Verf. über Ursprung und erste Gestalt der Philosophie und über die Wichtigkeit und den Fortgang der Untersuchungen über dieselbe, womit er auf seinen Zweck zu sprechen kommt. Die erste Abtheilung der Abhandlung handelt dann de Xen. vita, aetate et studiis. Der Verf. setzt, auf gründliche Untersuchung gestützt, die Lebenszeit des Xen. zwischen 600—500 v. Chr. Geb., in welche Zeit alles fällt, was von Xen. erzählt wird. Wir übergehen, was die Lebensumstände und die Dichtarten betrifft, die ihm bey Diog. L. bengelegt werden, und bemerken bloß, daß der Verf. es für wahrscheinlich hält, Xenophanes habe das Gedicht, zu welchem die wenigen philosophischen Bruchstücke gehören, die wir noch besitzen, gar nicht niedergeschrieben; und aus diesem Grunde verwirft er auch den Titel *περὶ φύσεως*, der, auch ohne diese, nicht ganz wahrscheinliche Vermuthung, sich als ein späterer Gemeintitel darstellt. — In der zweyten Abtheilung (p. 33—88) werden die Bruchstücke des Xen. — zuerst die philosophischen, dann auch die reinpoetischen — aufgestellt und philologisch erklärt. Der Veränderung, welche der Verf. mit dem V. Fragmente S. 39 vornimmt, wo er statt *φωρὴν τε δέμας τε* lesen will *μορφὴν τε*, kann Ref. nicht beystimmen; theils tritt

sich *μορφή* und *δέμας* zu nahe, theils ist der Unterschied von *φωνή* und *δέμας* sehr natürlich und entspricht auch dem *ὄψλος ὄραῖν* und *ἀκούειν* in einem andern Bruchstücke. — In der dritten Abtheilung, p. 89 — 198, welche de X. *philosophia et placitis* überschrieben ist, wird nun die Lehre des Xen. mit Beziehung auf jene Fragmente unter drey Hauptrubriken auseinandergesetzt. Dieß Verfahren hat nur das Unbequeme und Unzweckmäßige, daß Text und Erklärung der Bruchstücke getrennt sind und jener oft wiederholt werden muß. So z. B. vermischt man bey dem Bruchstücke XII p. 49 gleich die erklärende Stelle des Arist. de Caelo, von welcher erst in der dritten Abtheilung Gebrauch gemacht wird.

Was nun die Grundlehre des Xen., die Lehre von Gott anlangt, so scheint uns der Verf. den Gottesbegriff des Xen. allzu hoch zu stellen, und, was davon die Folge ist, desselben Ansichten über Natur zu niedrig und ohne allen Zusammenhang mit jener (vgl. p. 145), — wogegen wir gern einräumen, und selbst in Aussprüchen des Xen. Spuren zu finden glauben, daß derselbe die Anschauung der Naturerscheinungen mit seiner Speculation nicht ganz zu vereinbaren vermochte. Von der berühmten Stelle über die Eleaten bey Plato (Soph. 242 D) geht der Vf. aus und bemerkt sehr richtig S. 94 daß man, was den Sinn der Formel *τὸ πάντα ἓν εἶναι* betrifft, die verschiedenen Philosophen jener Schule unterscheiden müsse. Um die Frage, wie diese Formel in Hinsicht auf Xen. zu verstehen sey, zu beantworten, kommt er auf Aristoteles, welcher berichtet, X., als der erste Einslehrer, habe nicht genau bestimmt (ob er dieß Eins dem Begriffe oder der Materie nach nehme), sondern auf

den ganzen Himmel blickend, gesagt: das Eins sey Gott. Hier wagt nun Hr. K., dem alten Berichterstatter, welcher dem Kolophonier um mehr als 2000 Jahre näher steht, geradezu zu widersprechen, und zu sagen: *neque Aristotelis opinioni nimis oportet confidere, quia hic in antiquiorum placitis interpretandis saepius hallucinatur etc.* Und worauf gründet sich des Vfs. Mißtrauen gegen Aristoteles Bericht? Auf eine Voraussetzung von der Erhabenheit der Xenophanischen Gotteslehre. Vermuthen, sagt er nämlich, num idem Xenophanes senserit, qui in primis mentem a rerum contemplatione avocare instituit, merito dubitandum est. Aber durch welche andere Zeugnisse will denn Herr K. den Aristoteles berichtigen? durch zwey Zeugnisse von Schriftstellern, qui diligentia et fide omnibus anteponendi sunt. Nämlich Simplicius, welcher aus einem verloren gegangenen Werke des Theophrast die Lehrmeinungen älterer Philosophen vorträgt, und durch die unter Aristoteles Namen verbreitete Schrift, welche den unrichtigen Titel führt: *de Xenophane, Zenone et Gorgia*. Also ein späterer und weit minder philosophischer Berichterstatter, welcher erst aus der zweyten Hand schöpft, und eine Schrift, über welche der Verf. selbst (S. 98) nicht zu entscheiden wagt, ob sie nicht dem Aristoteles selbst angehöre, soll größern Glauben verdienen als der Stagirit? Aber worin findet der Verf. die gerühmte Genauigkeit und Glaubwürdigkeit an diesen Schriften? Darin, daß in denselben dasjenige, was von den meisten übrigen (das heißt doch Späteren) Schriftstellern über Xenophanes Grundlehre mitgetheilt wird, weit deutlicher und genauer auseinandergesetzt ist. Gerade diese Deut-

lichkeit aber, von welcher hier die Rede ist, hat sogar einen Verdacht gegen sich, da sie auf Schlußformen beruht, in welchen, wie der Verf. nachher selbst bemerkt (S. 108), Xenophanes, der Dichter, sich nicht mittheilen konnte. Ritter vermuthet mit Grund, daß jene sehr verdorbene Schrift von einem Peripatetiker herrühre; Ref. glaubt, daß sie dem Theophrast angehöre und von Simplicius, der seinen Gewährsmann nennt, excerpiert worden sey und findet in dem Inhalt beider Schriften gar nichts, was jener Aeußerung in der Aristotelischen Metaphysik widerspräche, obwohl er es für möglich hält, daß in denselben gerade dem  $\text{X.}$  mehr, als ihm gebührt, beygelegt worden sey.

Hier gibt nun der Verf. zuerst den Text des III. Kap. jener Schrift und den betreffenden Abschnitt aus Simplicius mit schätzbaren kritischen Anmerkungen. Ref. hat bey dieser Gelegenheit bemerkt, daß Beck's genaue Collation (*Varietas lectionis libellorum Aristotelicorum e Cod. Lips. diligenter enotata Lips. 1793. 4.*) auch von dem Verf., wie von seinem Vorgänger Brandis, noch nicht völlig benutzt worden ist — so z. B. p. 103 καὶ ὁ μὴ κρείττων, ferner πεφνκέναι γὰρ τὸ θεῖον μὴ κ., ferner φύσιν θεῖν εἶναι κράτιστον, wobey Beck das θεῖν wegwirft und übersetzt: non potest deus, quoad naturam, praestantissimus esse; endlich οὐ γὰρ ἂν δύνασθαι πλείονων ὄντων; ἓνα ἄρα εἶναι μόνον, welche Lesart auch Brandis nicht anführt. Ferner zu p. 104 liest jener Codex αἰδιον δὲ οὕτω κ., ferner εἰ πλείω εἴη. Am Schlusse des Kapitels glaubt man in dem Manuscripte εὐκίνητον zu lesen, was auch besser paßt als ἀκίνητον. Doch wir kehren zur Sache selbst zurück. Der Verf., indem er nun jene



einzelnen Schlüsse erklärt und sie mit andern Berichten zusammenhält, verwirft Alles, was nicht mit seiner Voraussetzung übereinstimmen will, z. B. bey Plutarch das  $\pi\alpha\nu\ \alpha\epsilon\iota\ \acute{\omicron}\mu\omicron\iota\omicron\nu$ , und nimmt dabey einen Irrthum der Erklärung an. Ja er geht so weit auch dem Zeugniß des Timon, welcher den Kolophonier von dem  $\acute{\epsilon}\nu\ \tau\alpha\upsilon\tau\acute{\omicron}\ \tau\epsilon\ \pi\alpha\nu$  redend auftreten läßt, ebenfalls ein Mißverständniß aufzubürden, weil er dasselbe auf das ganze Universum und nicht — wie Hr. K. will — bloß auf das Intelligible bezogen habe. Eleatici autem non universum mundum, sagt er, cogitatione complexi, sed intelligibilem naturam a rebus spectabilibus abstractam contemplati sunt et explorarunt, obgleich er in Beziehung auf den menschlichen Geist (S. 192) es für unwahrscheinlich halten muß, daß Xen. Denken und Empfinden unterschieden habe, und obgleich auch alle andere Bestimmungen, mit welchen Gott bey Xenophanes, zu Folge jener Schlüsse, und nach Timon gedacht wird — (der von allen Seiten gleiche, und die Sphärengestalt), zu dem als Weltseele gedachten Gott weit besser passen, als zu dem außermweltlichen, welchen Herr K. dem Xen. andichten will. Dieß zeigt sich auch dadurch, daß der Verf. dem Xen. einen Widerspruch vorwerfen muß (S. 125) in Hinsicht des  $\acute{\epsilon}\nu\ \tau\alpha\upsilon\tau\acute{\omicron}\ \mu\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota\nu$  (Fragm. IV. p. 38) — und des  $\omicron\upsilon\tau\epsilon\ \kappa\iota\upsilon\epsilon\iota\delta\alpha\iota\ \omicron\upsilon\tau\epsilon\ \acute{\alpha}\nu\iota\eta\tau\omicron\nu\ \epsilon\iota\upsilon\alpha\iota$  (vgl. p. 108), wobey auf des Simplicius Lösung (p. 108) hätte Rücksicht genommen werden sollen. Scheinbarer ist, was auch den Aristoteles zu einem Vorwurfe gegen X. veranlaßte (vgl. p. 129), nämlich daß die Sphärengestalt nicht ohne Gränze zu denken ist, Gott aber jenen Schlüssen zufolge weder unbegrenzt noch begrenzt seyn soll; allein der Verf.

erklärt das *σφαίροειδης* nur von der völligen Gleichheit, und übersetzt *sphaerae similem*, wobey er nur seinem eigenen Canon (p. 94) nicht hätte untreu werden und sich auf des Xenophanes Nachfolger, Parmenides berufen sollen (p. 120). Wenn wir aber vorhin sagten, daß diese Bestimmungen mit dem Weltbeseelenden Gotte sich besser vereinigen ließen, als mit einem von der Welt getrennten, außersweltlichen, so meinten wir, der von der Welt untrennbare Gott könne natürlicher mit Eigenschaften, welche der Welt als solcher zukommen, belegt werden, z. B. weder bewegt seyn (weil es das Ganze ist) noch unbewegt seyn (da alles Bewegte in ihr ist) weder Begränztseyn (d. i. die Gestalt eines einzelnen Geschöpfs habend, in welcher Hinsicht Xen. gegen den Polytheismus sprach) noch Unbegränztseyn (welches dem Unbestimmten, ja dem Nichtseyn gleichgestellt wird) und so viel mehr eine allbeseelte, unendliche Sphäre — wie viele Alten sich die Welt dachten — oder ein durchaus sehendes, hörendes, wie es nach dem Fragment heißt. Auf diese Weise finden wir auch in allem Uebrigen Plato und Aristoteles mit den zwey zuletzt angeführten Zeugnissen im Einklange. Der Verf. aber behauptet kühn gegen Plato, daß das *ἐν πάντα* durch Parmenides in der eleatischen Schule herrschend geworden sey, und daher auf Xenophanes mit Unrecht übertragen worden; — der Grund, daß X. das Seyn nicht für sich gesetzt habe, wie jener, sondern es mit dem Begriff Gottes verbunden habe, ist aber nicht beweisend, weil nicht nachzuweisen ist, daß X. den Begriff Gottes, den er, besonders unter dem Prädicat des *Κρατιστον*, ohne Beweis gesetzt zu haben scheint (p. 127) von der Welt getrennt

habe, weil er vielmehr Gott als das vortrefflichste Seyn sehen konnte, ohne von der Welt abzusehen. — Er behauptet ferner, Aristoteles habe die materielle Erklärung des  $\epsilon\nu\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha$  bey den Späteren veranlaßt durch seine Formel  $\epsilon\nu\ \epsilon\lambda\eta\varsigma\ \epsilon\iota\delta\eta$  — aber die p. 134 angeführte Stelle des Aristoteles handelt gar nicht von den Eleaten, sondern von Anaxagoras, Demokrit, Heraclit; und so wirft er auch, wie bemerkt, dem Timon (p. 136) und dem Sext. Emp. gleiches Mißverständniß vor. Hierdurch sey ein anderer Fehler entstanden, daß man angenommen habe, X. hebe die  $\gamma\epsilon\nu\epsilon\iota\varsigma$  und  $\phi\theta\omicron\rho\alpha$  überhaupt auf (p. 138); was aber X. von Gott sage, müsse man nicht auf die Welt übertragen, und Diogenes drücke sich richtiger aus: Alles was entstehe, sey auch vergänglich. Hierin liegt nach des Rec. Ueberzeugung etwas Wahres. Der Vf. hält nämlich fest, daß X. (wie uns Aristoteles, in Uebereinstimmung mit den Zeugnissen jener ihm beygelegten Schrift und mit Simplicius lehrt) von der Vorstellung Gottes ausgegangen sey (nicht vom reinen Begriffe des Seyns) und jene Schlüsse sich unmittelbar auf Gott beziehen; daß also auch der allgemein anwendbare und von den folgenden Eleaten wirklich angewendete Grund, welchen jene Zeugnisse in bestimmter Schlußform vortragen (nämlich das Nichtentstehen aus Ueähnlichem oder Unähnlichem) nur von Gott, nicht von den in der Welt erscheinenden Dingen gilt, was auch (wie sehr richtig S. 112 bemerkt worden ist) die in jener aristotelischen Schrift enthaltene Kritik aus sagt; aber daraus folgt nicht, daß es auf das Weltall, welches Gott beseelt, sich nicht beziehe. Diese unsere Ansicht bestätigt sich eben

auch dadurch, daß zwar das *νοειν* diesem Gotte, aber nicht getrennt von dem *αἰσθάνειν* beygelegt wird, wie der Vers angibt *οὐλος οργᾶ, οὐλος δὲ νοεῖ, οὐλος δὲ τ' ακούει.*

Unter der zweyten Rubrik *Physica* folgen nun die, wie der Verf. meint, außer allem Zusammenhang mit seiner religiösen Grundlehre stehenden Behauptungen über den Ursprung und die Beschaffenheit der natürlichen Dinge. Wir stimmen mit dem Verf. darin überein, daß wir annehmen, *X.* habe in der Betrachtung der Beschaffenheit und des Verhältnisses der Naturerscheinungen sich dem Augenschein vornehmlich hingegeben. So ging er aus von dem Schauplatze des Menschen, 'der Erde, die sich mit ihren Wurzeln ins Unendliche erstreckt', aber er erkennt die Spuren früherer Ueberschwemmungen (p. 17) an und läßt daher die Erde aus dem Wasser hervortreten, sie immer mehr abtrocknen und einst wieder ins Meer versinken. Erde und Wasser treten also hier als die ersten Erscheinungen hervor; sie sind die *primordia mundi* wie *Hy.* *R.* sie nennt. Hierin nähert sich *X.* den Aeltern, namentlich dem *Hesiod* (s. die Stellen p. 155 und *Arist. Met.* 1, 3) an. Aber mit Recht bemerkt der Verf., daß man auf die Beschreibung des Meers und der Erde, welche in dem Gedichte des *Xenophanes* vorkam, die Begriffe der Elemente gar nicht hätte anwenden sollen, und er verwirft daher eben sowohl die Meinung, daß *X.* nur ein Elementarprincip im strengen Sinne angenommen habe, welches mit dem Ausspruch des *Aristoteles* (*Met.* 1, 7) nicht übereinstimmt, als auch die spätere Angabe, *X.* habe die 4 Elemente zu Principien gemacht, welche erst dem *Empedokles* von allen älteren Schriftstellern

mit Bestimmtheit als Principien beygelegt werden. Dieß geht auch aus dem, freylich in mehrerer Hinsicht von dem Verf. verworfenen Zeugniß des Ar. Met. I, 3 hervor, welcher sagt: von denen welche die Einheit des Alls behaupteten, hätte keiner ein solches materielles Princip aufgestellt, außer vielleicht Parmenides. Nur geht der Verf. aus dem oben angedeuteten Grunde wieder zu weit, wenn er annimmt, X. habe, weil sein ganzer Sinn auf die Gottheit geheftet gewesen, über das, was spätere Naturprincipien nennen, überhaupt nicht nachgedacht. — Der Stelle des Pseudoplutarch übrigens, welche dem X. die Meinung beylegt: ἐξ αἰερὸς καὶ πυρὸς συμπαγῆναι τὴν γῆν gibt der Verf. einen gezwungenen Sinn (S. 156 flg.), was uns um so geneigter macht, eine Verwechslung mit Xenocrates anzunehmen.

Aus jener Verbindung des Wassers mit der Erde erklärte ferner X. den salzigen Geschmack des Meeres, so wie er auch die Veränderungen der Erde und der Welt überhaupt von dem Steigen und Fallen des Wassers, von Ueberschwemmung und Austrocknung, abhängig gemacht zu haben scheint. Herr K. macht sehr wahrscheinlich, daß die Annahme unendlicher Welten, welche Spätere dem X. beylegen, durch falsche Erklärung dessen, was derselbe über diese Veränderung der Erde oder Welt sagte, entstanden sey, und emendiert hierbey eine Stelle des Diogenes E. (IX, 19) sehr glücklich: κόσμους ἀπειρῶς, οὐκ ἀπαράλλάκτους δὲ.

Alle andere Himmelserscheinungen läßt X. von der Erde, gleichsam der Grundlage der erscheinenden Welt ausgehen, und bedient sich dabey vornehmlich der Dünste und der Bewegung.

Dünste steigen aus Erde und Meer empor, wo sie, indem die Keime des Feuers sich verbinden, Himmelskörper werden (vergl. S. 162 flg.). Auf diese Weise läßt X. die Sonne nach Theophrast *ἐκ πυριδίων*, welche durch *ὑγρα ἀναδυμιασις* (was der Verf. S. 161 sehr gut erklärt) entstehen, oder, wie Stobäus berichtet, *ἐκ νεφῶν πεπυρωμένων*, sich bilden, wobey X. ohne Zweifel die Entstehung anderer Himmelserscheinungen vor Augen hatte; wie er denn alle Meteore (nach Stob. 1, 25. S. 514) als *νεφῶν πεπυρωμένων συστήματα ἢ καὶ κινήματα* durch Verdichtung oder Bewegung erklärte. Sonne und Mond, dem er ebenfalls ein eignes Licht beylegte, ließ er sich täglich neu erzeugen, woraus — nämlich mittelst einer falschen Erklärung des poetischen Ausdrucks — sich mit dem Verf. (S. 167) die Angabe erklären läßt, X. habe mehrere Sonnen und Monde für die verschiedenen Erdzonen und Gegenden angenommen. Hinsichtlich jener täglichen Erneuerung und Verlöschung dieser vorwärts schreitenden Himmelskörper, welche er an die Stelle des Aufgangs und Untergangs setzt, bemerkt jedoch der Verf. mit großer Wahrscheinlichkeit, *non ita intelligendum, quasi ipsa prorsus evanescere voluerit et deleri, sed potius, veluti carbonum extincto candore, sic horum luce dissipata, corpora tamen et globos relinqui, quae nova deinceps luce accendi novisque radiis illustrari queant.* Ebenso erklärt der Verf. die seltsame Hypothese des X., die Sonnenfinsterniß betreffend (S. 168 f.), sehr gut mit Benutzung anderer Vorstellungen der Alten. — So wie nun X. aus warmen oder feurigen Dünsten Sonne und Mond entstehen ließ, so ließ er wiederum

durch die feuchten Dünste, welche die Sonne aus dem Meere aufziehe, die Wolken, dann Regen und Wind entstehen (vgl. S. 172 f.). Die Angabe, daß X. die Mantik verworfen, bezieht Hr. K. wohl nicht mit Unrecht auf Anaxagoras.

Unter der dritten Rubrik de rerum cognitione beschäftigt sich der Verf. vornehmlich mit der Erklärung des berühmten Ausspruchs  $\delta\acute{o}\kappa\omicron\varsigma \epsilon\pi\acute{\iota} \pi\acute{\alpha}\sigma\iota \tau\acute{\epsilon}\tau\upsilon\kappa\tau\alpha\iota$ , worauf auch eine schwierige Stelle der Aristotelischen Metaphysik IV, 5, in welcher X. in Verbindung mit Epicharmos vorkommt, bezogen wird (S. 186 Note 6), deren Sinn aber immer noch ungewiß bleibt. In der Stelle des Sillographen Simon erklärt der Verfasser das  $\alpha\mu\phi\omicron\tau\epsilon\rho\acute{o}\beta\lambda\epsilon\pi\tau\omicron\varsigma$  auch: in considerando ineertus, hallucinans, und Schneiders Emendation der verdorbenen Lesart  $\alpha\pi\epsilon\nu\delta\acute{\eta}\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$ , verwandelt er in  $\epsilon\pi\alpha\mu\phi\acute{\eta}\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$ , welches ebenfalls erklärt wird: in contendendo et disputando anceps; aber durch seine Erklärung (S. 190) wird immer der ursächliche Zusammenhang mit den folgenden Worten:  $\acute{o}\pi\pi\eta \gamma\acute{\alpha}\rho \epsilon\mu\acute{o}\nu \nu\omicron\omicron\omicron\epsilon\iota\rho\acute{\upsilon}\sigma\alpha\iota\mu\iota, \epsilon\iota\varsigma \epsilon\nu \tau\acute{\alpha}\upsilon\tau\acute{o} \tau\epsilon \pi\acute{\alpha}\nu \acute{\alpha}\nu\epsilon\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\tau\omicron \iota\epsilon.$  und die Beziehung, welche Sertus in diesem Fragmente auf den Dogmatismus finden will, nicht deutlich. — Die Angaben der Späteren, Geist und Erkenntniß betreffend, spricht der Verfasser mit gutem Grunde dem X. ab.

Wendt.

H a m b u r g.

Typis Joann. Aug. Meissneri: Index scholarum in Hamburgensium Gymnasio Aca-

demico a Pascha 1828 usque ad Pascham 1829 habendarum editus a Joann. Georg. Christian. Lehmann, M. et Ph. D. in Gymnas. Hamburgens. Academ. Physic. et hist. natur. Professor publ. etc. — Continetur his plagulis pugillus novarum quarundam plantarum in botanico Hamburgensium horto occurrentium. 39 S. in 4.

Ebendasselbst: Stirpium ab J. G. Chr. Lehmann primum descriptarum pugillus secundus. 1830. 30 S. in 4., und:

Novarum et minus cognitarum stirpium pugillus tertius. 1831. 58 S. in 4.

Der Inhalt dieser drey Gelegenheitschriften, von denen wir die beiden letzten des Raumes wegen mit ihrem vollständigen Titel zu bezeichnen nicht für nöthig gehalten haben, ist ein neuer Beweis von der fortwährenden, besonders auf die genauere Bestimmung der Pflanzenarten gerichteten Thätigkeit ihres gelehrten Verfassers. Beschrieben sind in dem ersten Pugillus 36 bisher unbekante oder unvollständig bestimmte im Hamburger botanischen Garten cultivierte Gewächse, deren Aufzählung wir unterlassen zu können glauben: doch bemerken wir, daß *Holosteum sperguloides* Lehm. aus Aegypten schon der Nebenblätter wegen kein *Holosteum*, so wie auch der ungetheilten Blumenblätter wegen keine *Drymaria* seyn kann, und daher wohl Gattungsverwandter der *Arenaria rubra* L. seyn wird, vorausgesetzt, daß die Fruchtbildung nicht abweicht. Von den beiden neuen Gattungen *Steganotropis* Lehm. und *Stephananthus* Lehm. gehört die erste zu den Papilionaceen und ist offenbar zunächst mit



Dolichos verwandt, die andere aber, welche noch einer genauern Vergleichung zu bedürfen scheint, zu den Eupatorieen. Die bey Hamburg aufgefundenene *Utricularia neglecta* Lehm. kommt auch an andern Orten in Niedersachsen vor und ist jedenfalls eine ausgezeichnete Form.

In dem zweyten Pugillus, der bey Gelegenheit des 25jährigen Amtsjubiläums des Professors der Mathematik am Johanneum, Herrn Carl Friedr. Hipp erschienen ist, finden wir die Beschreibungen von mehreren neuen im nordwestlichen America von Douglas und Drummond gesammelten und von Hooker in Glasgow dem Verfasser mitgetheilten Arten, namentlich von mehreren Potentillen, Snagrarien, Hydrophyllen und Asperifolien.

Der dritte Pugillus besteht aus drey Abtheilungen. In der ersten sind wieder mehrere neue und zweifelhafte Species von *Potentilla* beschrieben, so daß die Artenzahl dieser schon so ansehnlichen Gattung abermals um ein bedeutendes vermehrt wird: in der zweyten aber macht uns der Verfasser mit einigen Gräsern aus Südafrica und in der dritten mit den von Ecklon am Kap der guten Hoffnung gesammelten neuen Arten von *Jungermannia*, über welche schon in der *Linnaea* vom Jahre 1829 vorläufig kurze Nachricht gegeben war, mit Ausnahme der *J. rotundifolia* Lindenb. näher bekannt.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 26. December 1831.

C a m b r i d g e.

Bey J. J. Dighton und Stevenson in Cambridge und L. Cadell in London: Transactions of the Cambridge Philosophical Society. Band II. Erster und zweyter Theil. 1827. 451 Seiten in Quart.

Ueber die Vertheilung der färbenden Materie im Brasilianischen Topas, und über gewisse Eigenschaften in der Structur und den optischen Eigenschaften desselben, von Brewster. Um die Farbenvertheilung in diesem Mineral zu finden, wurden die polierten und geschliffenen Flächen desselben, polarisiertem Lichte ausgesetzt; die dabey gefundenen Resultate sind auf einer der Abhandlung beygefügten illuminierten Kupfertafel dargestellt, und wir bemerken nur, daß die am häufigsten vorkommenden Farben, Roth, Violett und Gelb sind, die oft zugleich in regelmäßigen Abtheilungen eines und ebendesselben Topas sich zeigen. Was die Lage der optischen Axen in dem Brasilianischen Topas betrifft, so ist die Mei-

gung derselben nicht so constant, als in andern Topasarten; sie wechselt von 43 Grad bis 50° 5', auch besitzen dieselben keinesweges gleiche Neigung gegen die natürliche Oberfläche der Blättchen. Ebenso weichen die Farben in diesem Topas mehr als die der andern Arten, von der Newtonschen Farbenscale ab. Im Allgemeinen wird dieser Topas phosphorescierend, wenn er auf heißes Eisen gelegt wird. Der Verf. fand in vielen Topasen eine weiße pulverartige Substanz eingeschlossen, die zugleich mit dem Mineral selbst entstanden seyn muß, da man auch durch die stärksten Microscope keine Oeffnung zu entdecken im Stande ist, durch welche dieselbe ins Innere gelangt seyn könnte; diese Substanz besteht hauptsächlich aus Kalk. Außer dieser Substanz trifft man noch zuweilen eine andere durchsichtige Materie in dem Topas an, welche eine zinnoberrothe Farbe besitzt, und entweder als dünne Blättchen oder als Streifen parallel mit der Axe des Prisma erscheint. Was die chemische Beschaffenheit des Brasilianischen Topas betrifft, so unterscheidet sich derselbe von andern Topasarten wahrscheinlich durch eine größere Menge Kalk. — Ueber die drehende Bewegung der Körper, von Whewell. Der Verfasser gelangt hierbey ganz zu denselben Gleichungen der Bewegung, welche schon früher von Euler, d'Alembert, Lagrange u. a. angegeben worden sind, und erwähnt nebenbey des Irrthums, in welchen Landen bey seinen Untersuchungen über denselben Gegenstand verfallen ist. — Neuer Beweis des Parallelogramms der Kräfte von Josua King. Hierbey geht der Verfasser von dem Grundsatz aus, daß die Richtung der Mittelkraft zweyer gleichen, auf einen Punct wirkenden Seitenkräfte, den Winkel, welchen

diese mit einander einschließen, halbiert. Bezeichnet man ferner die Mittelkraft durch  $r$ , die Seitenkraft durch  $p$ , den Winkel, welchen beide Seitenkräfte einschließen, durch  $2\theta$ , so wird  $r$  verschwinden, wenn  $p$  Null ist, oder wenn  $\theta = \pm \frac{2n+1}{2} \pi$  wird. Hieraus schließt der Ver-

fasser, daß  $r$  durch ein Product aus  $k p$  in ein unendliches Product, dessen Factoren von der Form  $1 - \frac{2^2 \theta^2}{(2n+1)^2 \pi^2}$  sind, wo statt  $n$  alle

ganze Zahlen von Null bis Unendlich gesetzt werden, welches Product mit  $k p \cos. \theta$  gleich geltend ist, ausgedrückt werden kann. Der Verfasser zeigt hierauf, daß der willkürliche Factor  $k$ , weder  $p$  noch  $\theta$  enthält, auch daß die Factoren, die das unendliche Product ausmachen, nicht auf Potenzen erhoben seyn können, und schließt dann, indem er  $\theta = 0$  annimmt, daß  $k = 2$  seyn muß. Daß sich, so bald das Parallelogramm der Kräfte für zwey gleiche Kräfte bewiesen ist, die andern Fälle aus diesen ohne Schwierigkeit ableiten lassen, ist bekannt. — Ueber die Entwicklung des Electromagnetismus durch Wärme, von Cumming. Es ist bekannt, daß der Turmalin und einige andere Crystalle die Eigenschaft besitzen, durch Erwärmung entgegengesetzte Electricitäten zu zeigen, und daß Seebeck dieselbe Eigenschaft bey Körpern entdeckt hat, welche vollkommene Leiter der Wärme sowohl als der Electricität sind. In vorliegender Abhandlung werden nun die Versuche dargelegt, welche der Verfasser in dieser Rücksicht mit einer großen Menge von Metallen angestellt hat, und welche alle unter der Einwirkung der Wärme electromagnetische Erscheinun-

gen zeigten. — Ueber die Gestalt, welche eine flüssige homogene Masse annimmt, deren Theile sich gegenseitig anziehen, und auf die außerdem kleine äußere Kräfte wirken, von Airy. Der Verfasser betrachtet bloß die anziehenden Kräfte, welche dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional sind. Als Beyspiel eines Falles, wo äußere Kräfte einwirken, wählt derselbe die Gestalt des Saturns, und findet daß die Theorie diesem Körper vermöge der Einwirkung des ihn umgebenden Ringes eine zwischen den Polen abgeplattete Gestalt gibt, während Herschels Beobachtungen zeigen, daß der größte Durchmesser dieses Planeten, einen Winkel von  $45^\circ$  mit der Ebene des Aequators bildet. — Ueber den Gebrauch der belegten Glasspiegel in Telescopen, von Airy. In dieser Abhandlung sucht der Verfasser zu zeigen, wie man durch Verbindung zweyer auf gewöhnliche Art belegten Spiegel mit kugelförmigen Oberflächen, die bey der Brechung der Strahlen entstehenden Farben nebst der Abweichung wegen der Kugelgestalt, aufheben kann, und auf diese Art ein Cassegrainsches Telescop sich bilden läßt. Wenn nun aber auch die Sache theoretisch betrachtet richtig ist, so zeigen doch die Versuche, welche Airy mit Telescopen, die auf diese Art verfertigt waren, anstellte, daß die Bilder der Sterne mit Strahlen umgeben waren, und daher diese Einrichtung wohl nicht annehmbar seyn möchte. — Nachricht über einige Versuche welche angestellt wurden, um die Geschwindigkeit des Schalles in der Luft zu messen, von Dlinthus Gregory. Der Verfasser meint, daß trotz der vielen Bemühungen, die man in theoretischer Rücksicht angewendet hat, doch die Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles bey verschiedenen

Temperaturen, noch nicht in eine richtige Formel gebracht worden sey. Auch sogar sollen die zum Grunde gelegten Erfahrungen noch viel zu sehr von einander abweichen, welche Abweichungen derselbe nicht in einem Mangel an Geschicklichkeit der Experimentatoren, sondern in auf uns unbekannte Weise einwirkenden Zuständen der Atmosphäre sucht. Als Beweis dieser Behauptung setzt er die Angaben mehrerer älteren und neueren Physiker über die Geschwindigkeit des Schalles an, die freylich ziemlich stark von einander abweichen, indem nach Mersenne die Geschwindigkeit 1474 englische Fuß betragen soll. Berechnet man dieß nach der ge-

wöhnlichen Formel  $333^m 44 \sqrt{1 + 0,00375 t}$ , wo  $t$  die Temperatur nach Centesimalgraden bedeutet, so würde Mersenne bey einer Temperatur von 217 Grad beobachtet haben. Allein es läßt sich wohl annehmen, daß bey Mersenne's Messung bedeutende Fehler vorgegangen sind, und die übrigen Angaben der neuen Physiker sind doch ziemlich mit einander in Uebereinstimmung. Aus seinen Versuchen nimmt der Verfasser die Geschwindigkeit des Schalles bey der Temperatur des gefrierenden Wassers zu 1100 Fuß an (eigentlich bey 33° Fahrenheit), und gibt die Regel an, daß man für jeden Grad über 33° Fahrenheit, einen halben Fuß addieren, für jeden Grad unter 33° einen halben Fuß abziehen soll, um die Geschwindigkeit des Schalles zu erhalten. Theoretische Untersuchungen über diesen Gegenstand, sind weiter nicht angestellt. — Ueber einen besondern Fehler des Auges, von Airy. Die in dieser Abhandlung angeführte mangelhafte Beschaffenheit des Auges, entdeckte der Verfasser an seinem eigenen linken

Auge. Er fand nämlich, daß das Bild eines entfernten leuchtenden Punctes nicht kreisförmig, wie sonst bey kurzsichtigen Personen geschieht, sich auf der Netzhaut zeigte, sondern eine elliptische Gestalt annahm, so daß die große Ase der Ellipse einen Winkel von ungefähr 35 Grad mit der Verticale bildete, und der obere Theil nach der rechten Hand abwich. Auch fand der Verfasser, daß wenn er auf einem Stück Papier zwey sich unter rechten Winkeln schneidende Linien zog, und das Papier in die gehörige Lage brachte, in einer großen Entfernung vom Auge die eine Linie sichtbar, die andere aber fast nicht zu sehen war; wurde das Papier dem Auge genähert, so verschwand die vorher sichtbare Linie, und die andere erschien deutlich. Aus allen diesen Erscheinungen ließ sich der Schluß ziehen, daß die Brechung im Auge in einer Ebene, die der Verticale nahe lag stärker seyn mußte, als in einer auf ersterer senkrechten Ebene, und unter solchen Umständen konnte der zugleich obwaltenden Kurzsichtigkeit auf keine Weise durch Hülfe der gewöhnlichen sphärischen Hohlgläser abgeholfen werden. Allein Airy hob diese Schwierigkeit, durch Anwendung eines Glases, welches auf der einen Seite cylindrisch, auf der andern sphärisch, beide concav, geschliffen war. — Von den Erscheinungen bey einigen Trappgebirgen in Yorkshire und Durham, von Sedgwick. — Auszug aus einer Abhandlung über eine besondere Relation, welche zwischen dem durch eine einfache galvanische Verbindung hervorgebrachten Magnetismus, und der Größe der Flächen herrscht, von Spilsbury. — Ueber einen Apparat um Spiegel zu Telescopen und Objectivgläsern zu schleifen, von Cecil. — Von der Verbindung der Trappfelsen mit der

Kalkformation in High Teesdale, von Sedgwick — Ausdruck des Winkels, den zwey Ebenen oder zwey gerade Linien bilden, vermittelst schiefwinkliger Coordinaten, von Whewell. — Von der Bestimmung des allgemeinen Gliedes einer neuen Art von unendlichen Reihen, von Babbage. — Ueber die Principien und die Construction achromatischer Oculargläser und den Achromatismus der Microscope, von Airy. — Nachricht über einen Wallfisch von der Spermaceticlasse, der am 28. April 1825 an die Küste von Yorkshire geworfen wurde, von Alderson. — Allgemeiner Beweis des Principis der virtuellen Geschwindigkeiten, von Power. — Ueber die Gestalt der Radzähne, von Airy. — Bemerkungen über die Ornithologie von Cambridgeshire, von Trnyns. — Ueber den Einfluß der Zeichen in der Mathematik, von Babbage. — Ueber die Classification von Crystallverbindungen, und die Regeln nach welchen die Gesetze ihrer gegenseitigen Ableitung untersucht werden müssen, von Whewell. — Angabe der Ursachen, warum die verschiedenen Ebenen des Crystalls Bezeichnungen erhalten müssen, von Whewell.

### C e l l e.

In Officina Schweigeri et Pickii: *Mysteriorum praesertim in religione Christiana, quae sit natura et veritas. Dissertatio, quam scripsit J. Justus Müller, Archidiaconus ad aedem Cellensem. 1831. 48 Seiten in Quart.*

Die Frage über die Religionsgeheimnisse und ihre Bedeutung im Christenthume ist eine alte



Streitfrage, welche zum Theil auf Verwechslung und Verwirrung der Begriffe beruhet. Der Verfasser vorliegender Schrift, früher schon bekannt durch seine Predigten, Hannover 1822, sucht daher nach einer kurzen historischen Einleitung über die Mysterien der außerbiblichen Religionen, den Begriff des christlichen Mystereums im Sinne der Bibel genauer zu bestimmen, indem er die verschiedenen Bedeutungen, worin das Wort besonders im N. T. vorkommt, erörtert. Der festgestellte Begriff ist der einer religiösen Thatsache und Lehre, die wir nicht anzuerkennen keinen Grund haben, deren Grund und inneres Wesen aber zu erkennen wir wegen der Schranken des menschlichen Geistes nicht im Stande sind. Es werden sodann die Mysterien *de scriptura sacra*, *de Deo*, *de Spiritu sancto*, *de trinitate*, *de statu post mortem futuro* kurz erörtert; und bey jedem Artikel gezeigt, wie der christliche Glaube daran ein ebenso bescheiden demüthiger, als klarer und vernünftiger seyn müsse. Der Epilog erörtert auch insbesondere den Gedanken, daß die christliche Hoffnung des ewigen Lebens zugleich die Zuversicht auf eine dereinstige völlige Auflösung aller Räthsel der christlichen Erkenntniß in sich schliesse. Vermiffen wir nun gleich alle tiefere historische und philosophische Ergründung des schwierigen Problems, so müssen wir doch die Klarheit und Popularität loben, womit der Verf. in verständlicher lateinischer Rede seine Gedanken vorgetragen hat.

L.

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

206. 207. Stück.

Den 29. December 1831.

---

T ü b i n g e n.

Das Manichäische System. Nach den Quellen neu untersucht und entwickelt von Dr. Ferdinand Christian Bauer, Prof. der evangelischen Theologie zu Tübingen. 1831. Octav.

Daß die manichäische Ansicht vom Christenthum von jeher Gegenstand einer sehr sorgfamen Untersuchung und Bearbeitung der gelehrtesten historischen Forschung wurde, kann so wenig befremdend seyn, als es notorisch ist, daß sie noch in der ersten Periode des in die Welt eingeführten Christenthums aufkam, daß sie eine Menge von Anhängern erhielt, und daß sie sich lange Zeit, wenn schon einen großen Theil davon nur im Verborgenen, auch erhielt. Ohne Zweifel war es dieß, was ehemals die Beausobre, und Mosheim und Walche, und zu unserer Zeit Meander, Gieseler und König, und auch Herr Bauer bewog, sie zum besondern Gegenstande ihrer Forschungen zu machen, wenn man nicht annehmen darf, daß die vorausgesehene Schwier-

rigkeit, etwas Brauchbares zu erforschen, die bey der Beschaffenheit der Quellen, aus denen dabey allein geschöpft werden kann, und bey der Beschaffenheit des mythischen Stoffes, der dabey fast allein zu behandeln ist, so stark in die Augen fällt, ein eigenes Reizmittel für sie wurde.

Nachdem Herr B. die merkwürdigsten Erscheinungen aus dem Gebiet der ältesten Religionsgeschichte, den Manichäismus und den Gnosticismus zuerst einander gegenüber gestellt hat, so zeigt er vorläufig, daß es sich bey beiden nicht bloß um eine auf eine einzelne Seite des Christenthums, nicht bloß um eine auf ein einzelnes Dogma des Christenthums sich beziehende Differenz handelt, sondern um einen ins Große gehenden Widerspruch, um eine ins Ganze divergierende Geistesrichtung. Die Berührung der beiden Systeme mit dem Christenthum ist so außerordentlich, daß wir auf einen von dem Standpunct des Christenthums völlig verschiedenen gestellt werden, und bey aller Befreundung im einzelnen auf allgemeine Principien stoßen müssen, die dem ethischen Character des Christenthums ganz fremd sind. Treffen in ihrer allgemeinen Richtung der Gnosticismus und der Manichäismus zusammen, so unterscheidet sich nur der letzte durch eine mit größerer Consequenz durchgeführte Ausführung seines Principis, und durch einen noch schärferen Gegensatz gegen das Christenthum. Wenn schon in den älteren Religionen der herrschende Polytheismus auf einer gewissen Stufe in den Dualismus überging, so trägt auch der Gnosticismus im Allgemeinen ein mehr polytheistisches Gepräge an sich, während der Manichäismus nach seiner ganzen Richtung dualistisch ist. Im Zusammenhang damit steht die

Mannigfaltigkeit der Formen, in welche sich der Gnosticismus in einer Reihe von Secten modificierte und individualisierte, der Manichäismus hingegen behauptet auch in diesem Betrachte den strengen Character der Einheit. Nach dieser allgemeinen Schilderung desjenigen, was den Manichäismus mit Gewißheit vom Gnosticismus unterscheidet, möchte man erwarten, daß Herr B. sogleich auf dem historischen Wege gezeigt hätte, was Manes von den älteren Gnostikern in seinen Lehrbegriff aufnahm, und was er von neuem aufnahm, oder als neu dazu dichtete; doch aus weisen Gründen wählte er einen etwas andern Weg zu diesem Ziel, indem er voraus seine Meinungen darlegte. Man muß also wissen, daß Manes in seinem System keine Schöpfung kennt, sondern bloß eine Mischung, vermöge welcher die beiden entgegengesetzten Principien sich gegenseitig so durchdringen, daß daraus, als die Mitte des Gegensatzes die bestehende Weltordnung hervorgeht. Das Lichtreich, in welchem der Beherrscher desselben wohnt, ist von diesem nicht geschaffen, sondern gleich ewig mit ihm, und wenn er auch Stifter, Erzeuger oder Schöpfer genannt wird, so ist doch dadurch nur die Natur der Gleichheit, die zwischen ihm und seinem Reiche Statt findet, bezeichnet. Wäre in dem Lichtreich etwas Entstandenes und Geschaffenes, so würde ihm schon nicht mehr der Character des Absoluten beygelegt werden können. Zwar unterscheidet das System einen Pater ingenitus und spricht von Lichtsöhnen, die er gezeugt habe, aber es wird gesagt: hoc totum una substantia est. Hoc, quod est Deus pater, hoc sunt illius filii, hoc est illa terra. Es ist demnach eine völlige Identität des Wesens und der Substanz, und wenn der Name des Pan-

theismus mit Recht angewandt ist, wo alles was zum göttlichen Reich gehört, auch göttliches Wesen, alles nur eine Substanz und Modification derselben Substanz ist, so ist das Manichäische System mit Recht ein pantheistisches zu nennen. Daß Mani gleichwohl einen persönlich gedachten Gott von dem göttlichen Reich oder von der Licht-Erde unterscheidet, dieß kann hier nicht in Betrachtung kommen, da der ohnedieß nicht in vollem Sinn persönliche Gott selbst nur als einzelne Gestalt, die das eigentlich göttliche Princip ist, und unter verschiedenen Gesichtspuncten, bald als Substanz, jetzt als göttliches Reich mit einem Herrscher, jetzt als ein Inbegriff oder Vielheit von Einzelwesen aufgefaßt werden kann, zu denken ist, der Pantheismus, wenn auch die Selbständigkeit doch die Individualität des Lebens nicht ausschließt. Herr Gieseler bezweifelt deswegen: ob im Manichäischen System eine Emanation statt gefunden, denn diese konnte keinen Platz darin haben, da alles, was von Gott das Daseyn erhielt, gleich ewig mit ihm gedacht werden muß, aber bey der Erklärung der Mythen, in welche M. diese Grundsätze faßte, stößt man noch auf mehr Widersprüche, die man ohne weiteres einräumen muß. So geht auch im manichäischen System der eigentliche Anfang der Mischung von den beiden Principien und von der Welterschöpfung, von der Hyle und ihrem Beherrscher aus. Eine manichäische Schrift, auf die sich Titus von Bostra beruft, macht davon folgende Beschreibung. Die Mächte der Finsterniß geriethen in Streit, in welchem sie mit einander herumjagten und sich unter einander auffraßen, und kamen endlich auch an die Gränzen ihres Gebiets. Hier erblickten sie das Licht, und wurden von

dem schönen und herrlichen Anblick so ergriffen und entzückt, daß sie unter sich berathschlagten, was sie wohl thun könnten um sich mit dem Besseren zu vermischen. Ihre Begierde darnach war so groß, daß sie, um es sich als Raub zuzueignen, so viel ihrer waren, zum Angriff sich rüsteten, denn sie wußten noch nicht, welche Folgen ein Angriff auf den Wohnsitz Gottes für sie selbst haben würde. Schon hier macht sich Manes einer Inconsequenz schuldig, die auch seine Gegner nicht unentdeckt ließen. Wie kann die Finsterniß das Licht sehen? Sah sie das Licht, so war sie ja nicht Finsterniß. Auch macht es schon einen großen Widerspruch aus, daß nur auf der einen Seite das göttliche Wesen mit allen Eigenschaften absoluter Macht und Vollkommenheit, auf der anderen aber in einem Zustand von Bedrängniß vorgestellt wird, durch welchen es sich erst mit Mühe und Anstrengung durchschlagen muß. Leidend mußte die Gottheit nothwendig erscheinen, so bald die Schöpfung der Welt aus dem Gesichtspunct eines Kampfs entgegengesetzter Mächte betrachtet werden soll; und wenn man das Manichäische System tadelt, daß es die Gottheit nach einem Theil ihres Wesens den Leiden unterwirft, so kann ihm schon dieß entgegen gehalten werden, daß es eine kämpfende Gottheit annimmt, oder was dasselbe ist, einen Gegensatz und eine Mischung der beiden Grundwesen. Wird einmal die Dualität der beiden Grundwesen an die Spitze gestellt, so geht daraus ganz natürlich die Fabel hervor, die wie Augustin an einem Ort das Widerstreitende mit der Idee der Gottheit treffend bezeichnet, *quae habet in principio bellum Dei, in medio contaminationem Dei, in fine damnationem Dei*, oder, wie er sich an einem andern Orte aus-

brückt: Fabula illa longa et vana, puerile ludibrium, muliebre joculamentum, et anile deliramentum, continens initium truncum medium putridum, et finem ruinosum. Die von der Hyle angegriffene und in ihrem eigenen Reich angegriffene Gottheit geht nun auch von ihrer Seite in eine eigene Thätigkeit über, um der auf sie geschehenen Einwirkung eine Gegenwirkung entgegenzusetzen. Sie schafft eine, wie Titus von Bostra sagt, *δυναμιν του αγαθου*, eine *προβολην του θεου*, welche Manes selbst die allgemeine Weltseele nennt, und Alexander von Bykopolis durch den Namen *ψυχη* unterscheidet. Diese *δυναμις*, die sonst auch *μητηρ των ολων* heißt, brachte als ihre unmittelbare Anschauung den ersten Menschen hervor, welche der Repräsentant des Lichtreichs werden sollte, und deswegen mit den fünf Elementen die sein Wesen ausmachen, Wind, Licht, Wasser, Feuer, Materie, ausgerüstet war; dann sendet sie aber auch noch eine zweyte Potenz, welche der Spiritus potens bey Augustin, und bey andern Gelegenheiten die demiurgische Kraft, *δυναμις δημιουργικη*, und auch das *πνευμα ζων* genannt wird. Als nämlich die Seele mit der Materie vermischt war, und durch diese Mischung in einen leidensvollen Zustand versetzt war, wurde er, indem er die Dämonen am Firmament befestigte, gleichsam der Welterschöpfer. Herr B. traut sich nicht, mit Sicherheit zu sagen, wozu das gute Grundwesen Sonne und Mond, die er den Urmenschen zum Wohnsitz anwies, von Manes gebraucht wurde und zweifelt, ob dazu eine eigene Kraft erfordert worden sey. Die eigene Thätigkeit dieser zweyten Kraft des lebendigen Geistes besteht im Ausscheiden und Absondern, besteht nur in der Hülfe, die dem Ur-

menschen geleistet wird, damit er in dem Kampfe mit der Macht der Finsterniß nicht völlig machtlos erliege, überhaupt in der Vorsorge, daß in der Mischung der Elemente nicht ein Element ein Uebergewicht erhalte, daher schreibt ihr Titus von Bostra nur die Bestimmung zu, sie habe durch ihre Wirksamkeit bloß *φωλαττειν τους όρους*, die Gränze zu bewachen. Eine eigene Modification der Manichäischen Lehre von der in der Materie gebundenen Weltseele ist auch die Idee von dem Jesus patibilis. Die Hauptstelle darüber findet sich bey Augustin contra Faust. XX. 2. wo Faustus sich wörtlich über Gott in der dreysachen Beziehung als Vater, Sohn und Geist, und über den Geist so erklärt: Spiritus sancti, qui est Majestas tertia, hunc omnem ambitum sedem fatemur et diversorium, cujus ex viribus et spirituali profusione terram quoque concipientem gignere patibilem Jesum, qui est vita et salus hominum, cruci suspensus et ligno. Augustin scheint zwar hier nach Beaufobres und Mosheims richtiger Vermuthung den Namen Christus mit Jesus verwechselt zu haben, und Jesum gesetzt zu haben, wo er nach dem Manichäischen System Christum hätte setzen sollen. Es ist allerdings nicht der nämliche Christus, den sonst die Manichäer nach dem Vorgange der Gnostiker streng von Jesus unterschieden, wenn sie aber gleich mit jenem einen andern Begriff verbanden, mit jenem den Begriff der Erlösung, mit diesem den Begriff des Leidens, so wäre es doch möglich, daß sie auch von einem an den Himmel gebundenen und gefesselten, mithin leidenden Christus sprechen konnten. Seele und Materie, eine gute und eine böse Grundkraft, und deren doppeltes auf beiden Seiten umgekehrtes



Verhältniß der Thätigkeit und des Leidens, dieß sind die Factoren aus denen das Manichäische System den Organismus der Welt construirt. Es kann hier bloß die Frage entstehen, warum es bloß die Vorstellung eines Urmenschen ist, welche hier zur Weltanschauung erhoben wird; aber hierauf kann bloß geantwortet werden, daß dieß zum poetisch-mythischen Character des Systems gehört. Wie schon in der Anschauung der alten Völker das Weltall sich gern zum großen, vom göttlichen Geist beseelten und durchdrungenen Naturleibe gestaltet; wie schon die Phantasie der homerischen Welt und des Orients am weiten Sternenhimmel Menschenkörper sich ausdehnen sah, so schwebte auch dem Stifter des Manichäischen Systems dasselbe Bild vor, wozu die vorherrschende Idee eines Kämpfers um so eher Veranlassung geben konnte. Mit Recht schließt Mosheim aus den Worten Augustins: *De natur. boni c. 46*, wo der Urmensch als *Magnus ille, qui gloriosus apparuit*, bezeichnet wird, daß er in Riesengestalt gedacht wurde. So wurde aber auch seinem Gegentämpfer, dem dummen Arimahn, die nämliche Gestalt zugeschrieben, und der Manichäische *Umophanis* und *Splenditenens*, der *Atlas laturarius* oder *bajulus*, die ihm Augustin zugibt, was sind sie anders als Vorstellungen, die zu der nämlichen Anschauung gehören. Doch im dritten Abschnitt S. 312 kommt Herr B. erst zu den Ideen Manis über die Schöpfung, über Leib und Seele, und über die Sünde. Nach ihm besteht die Schöpfung überhaupt darin, daß die von Gott ausgestoßene Weltseele sich mit der Materie vermischte; dabey ist aber zu bemerken, daß Mani gewöhnlich durch einen andern Mythos erklärte, wie es mit der *origo carniun* zugeht, wobey

er von einer platonischen Idee Gebrauch machte. Er nahm an, oder setzte voraus, daß unter den Kräften des Lichtreichs, dum ex eis mundus construeretur, erant quoque aliquae foeminae praegnantes, die bey dem ersten Umschwung des Himmelsgewölbes unvermögend geworden seyen, sich an dem äußersten Himmelrande zu halten, und daher auf die Erde gefallen seyen, und auf dieser creverint, concubuerint, genuerint. Et hanc esse dicunt originem carnum omnium, quae moventur in terra, in aqua et in aere. Dabey entsteht aber die Frage, wann oder zu welcher Zeit Mani dieß vorgehen ließ, welche Mosheim zuerst aufwarf. Er nimmt dabey sehr unrichtig an, daß sich dieß vor der fertigen Welt-schöpfung zugetragen habe, weil er voraussetzt, daß Gott teleologische Zwecke dabey gehabt, oder wie Wagner bestimmter sich ausdrückt, quod Deus terram hominis causa potissimum fingi jusserit, ut nimirum lucis partes amissas, praecipue animam hominis servaret. Allein dieser Ansicht hat neuerlich Meander, nur nicht fest genug widersprochen, denn ihr widerspricht die bestimmte Behauptung Manis, daß Adam und Eva von dem Fürsten der Finsterniß geschaffen sind, und es demnach klar ist, daß dem bösen Princip derselbe Antheil, der ihm an der Schöpfung des Menschen zukömmt, auch bey der Schöpfung der sichtbaren materiellen Welt überhaupt zuzuschreiben ist, und daß in demselben Grade, in welchem die Wirksamkeit des guten Principis eine durch die Wirksamkeit des bösen beschränkte und gebundene, mithin überhaupt durch das Gesetz des Gegensatzes bestimmt ist, die teleologische Ansicht von der Schöpfung ganz ausgeschlossen werden muß. Die Materie ist ein

vom Geist wesentlich verschiedenes Princip. Gott kann daher als reiner Geist in keine unmittelbare Berührung mit ihr kommen. Wo diese dualistische auf den Gegensatz von Geist und Materie gegründete Weltansicht sich ausspricht, da kann auch Gott an der Schöpfung der Welt, wie an der Schöpfung des Menschen im besondern nur ein beschränkter Antheil zugeschrieben werden. Auch bey Plato ist daher nach der im Timäus gegebenen Ansicht von den Verhältnissen Gottes zu der Welt, der höchste Gott nur in sofern Welterschöpfer, als er dem Menschen das Göttliche, die Seele mittheilt, den Göttern aber, die zwischen Gott und der Materie auf derselben untergeordneten Stufe stehen, überläßt er die Rolle, die bey den Gnostikern der Demiurg übernimmt, ἀδυνατῶν δυνάτων προσοικειν. Aus eben diesem Grunde will der platonisierende Philo in der Stelle Gen. I. 20 so wenig als Mose's Worte der Gottheit anerkennen. Er findet es sehr merkwürdig, daß Moses in seinem Philosophem über die Welterschöpfung zwar alles andere von Gott geschaffen werden läßt, bey dem Menschen aber so spricht, als ob er Gehülfe gehabt hätte, denn der Pluralis ποιήσωμεν! zeigt eine Mehrheit an. Es unterredet sich nämlich der Vater des All mit seinen Kräften, weil er es recht findet, daß indem er selbst das Vernünftige im Menschen bildete, von dem Herrscher das Herrschende in der Seele, von dem Diener aber das Dienende gebildet werde. Der Schöpfer nämlich des wahrhaften Menschen ist nur Gott, welcher der reinste Geist ist, der gewöhnliche mit Sinnlichkeit gemischte Mensch ist von der Mehrheit erschaffen. Wenn die Schöpfung der Welt mit der Erschaffung des Menschen im

Zusammenhange steht, so scheint mit derselben auch noch die Geschichte des Falls der Menschen in die nämliche Entwicklungsreihe zu gehören, ja mit dieser erst die ganze Manichäische Schöpfungsgeschichte zu schließen. Schwierig aber ist es, sich hier eine bestimmte Vorstellung zu bilden, weil es zu sehr an genauen Angaben fehlt, und besonders zweifelhaft bleibt, was Manes bloß mit seinem System uns darüber lehrte, und was er etwa bloß aus Veranlassung der Mosaischen Schriften darüber aufnahm. Aus der Zusammenstellung mehrerer Aeußerungen von ihm scheint sich die folgende noch am deutlichsten zu ergeben: die ἐπιθυμιαί, welche die Dämonen in das Weib legten, πρὸς ἑξαπατησαί τον Ἀδάμ, hatten die Folge, daß er ad concubitum incitaretur, et sic eum lapsus esse atque peccasse.

Die Welterschöpfung kann nicht ohne eine Erlösung seyn. Sobald dadurch die Seelen in einen Zustand von Noth und Elend versunken sind, so muß es auch einen Befreyer geben, der der leidenden und kämpfenden Seele beysteht. Wie das Manichäische System die ganze Schöpfung der Welt durch besondere göttliche Kräfte erfolgen läßt, so steht auch dem ganzen Läuterungsproceß, welchem das allgemeine Naturleben unterworfen ist, eine eigene Lichtpotenz vor, die dasselbe nach einem bestimmten Gesetz leitet, und es erhellt auch, in welchem Verhältniß diese dritte göttliche Potenz zu den beiden andern stehen muß. Sehr weit weichen aber hier Neander und Gieseler von einander ab. Neander findet, daß Manes ungefähr das auf seinen Christus übertrug, was Zoroaster von seinem Mithras, als dem Genius (Ized) der Sonne, oder

von der aus der Sonne und Mond wirkenden Seele lehrt. Diese Seele ließ er vom Urmenschen abstammen, und wie er diese reine und freye, in der Sonne thronende, und die ihr verwandte, durch die ganze Natur verbreitete, mit der Materie getrübt und gefangene Seele von einander unterscheidet, so unterschied er auch einen von aller Berührung mit der Materie erhabenen, keinem Leiden unterworfenen, und einen in der Materie gleichsam gekreuzigten Menschensohn. Gieseler dagegen bestreitet diese Ableitung des Manichäischen Christus vom Urmenschen. Der erste Mensch steht schon auf einer niedrigeren Stufe. Die von ihm ausgeflossenen Emanationen sind schon einer Vermischung mit Materie fähig, oder der Vermischung mit Finsterniß empfänglich; deswegen durfte der erste und vorzüglichste Leon Christus nicht von dem Urmenschen abstammen. Auch heißt er ausdrücklich Sohn Gottes, weil er aus demselben unmittelbar ausgeflossen; er könne also nicht der Sohn des ersten Menschen seyn, der von seinem Wesen so viele Lichtfunken der Vermischung mit Materie preis gab. Alexander von Lykopolis sagt ausdrücklich: als die demiurgische Kraft kam, so sonderte sie zuerst von der Materie aus, was bey der Vermischung jener zuerst und vorher gesandten göttlichen Kraft am wenigsten berührt und afficiert worden war, und bildete daraus Sonne und Mond. Erinnern wir uns nun aus der früheren Darstellung, daß die mit der Materie sich vermischende göttliche Kraft von Alexander dieselbe ist, die sonst der Manichäische Urmensch genannt wird, daß die Lichtsubstanz des Urmenschen und die Leiter des Fürsten der Finsterniß die Elemente sind, aus welchen die Welt nach

ihrer doppelten Seite, der dunkeln und der lichten besteht, so kann mit Recht gesagt werden, der mit Sonne und Mond zusammengesetzte Christus sey in dem unterliegenden von den Mächten der Finsterniß überwältigten Urmenschen die zurückgebliebene reine Lichtsubstanz. So betrachtet steht Christus in sehr naher Beziehung zum Urmenschen, er ist der wahrhaft göttliche, an sich seyende in dem Urmenschen, im Gegensatz gegen den der Erscheinung angehörigen Theil desselben, und die ganze Einwendung Gieseler's, daß der der Berührung mit der Natur unfähige Christus von dem Urmenschen abstamme, beruht auf der unrichtigen Voraussetzung, daß das ganze Wesen des Urmenschen der Materie preis gegeben sey, da doch die Schriftsteller selbst verschiedene Grade desselben unterscheiden. Deswegen bedarf auch die Behauptung, Christus als der Sohn Gottes sey unmittelbar aus Gott ausgeflossen, allerdings eine Beschränkung. Die Manichäer behaupteten wirklich, Christus sey der Sohn des Urmenschen. Aus der göttlichen Substanz ausgeflossen, war demnach Christus nur, in sofern der Urmensch *ex substantia Patris* war, *id ipsum existens, quod Deus Pater*, oder in sofern die aus dem Urmenschen emanirten Lichtwesen Sonne und Mond Theile der göttlichen Lichtmasse waren. Er konnte also in dieser Beziehung eben so gut Menschensohn als Gottessohn heißen, der eigentliche Ausdruck aber, mit welchem die Manichäer Christum bezeichneten, war *dextera luminis*, oder *δεξια του φωτος*. Was ihm aber Manes für ein Geschäft anweist, und was diese Lichtwesen in seiner Weltordnung zu thun haben, läßt sich schon daraus erkennen. In ihnen

ruht das Band durch welches allem, was in dieser untern Lichtwelt den Keim eines höhern Ursprungs in sich trägt, sein Zusammenhang mit der Lichtwelt gesichert bleibt. Seine Wirksamkeit ist daher eine reinigende und läuternde, eine zurückführende und hinausleitende, deswegen stellt er die Sonne und den Mond auch als Lichtschiffe vor, die fortdauernd gereinigte Seelen in das Lichtreich hinüberführen. Wie hingegen Mani seine Thätigkeit als Erlöser bestimmte, wie er seine Mythenreihe demjenigen anpaßte, was er selbst und seine Apostel darüber geäußert hatten, dieß mag und kann man jetzt leicht aus den Voraussetzungen erkennen, auf welche sein System gebaut ist. Seine electi und seine Auditores, die zwey Hauptklassen, aus welchen eine manichäische-christliche Gemeinde bestehen kann, die ganz nach seinen Grundsätzen eingerichtet ist, das Loos, das jede erwartet, die Hülfsmittel, auf die jede rechnen kann, die Metempsychosen, die auf jede warten, und dann wieder die Art und Weise, wie Mani so manches echt-christliche benutzte, um die Mythen seiner Schöpfungslehre auch zu echt-christlichen Dogmen zu machen — ob er alles dieß ohne weiteres auf sich übertrug und sich selbst zum Paraclet machte, wie er sich selbst immer den Apostel Jesu nannte. — Ueberhaupt bedauere ich nichts mehr, als daß es uns nicht möglich war, dem Scharfsinn und dem gelehrten Fleiß Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den der Verf. auf diese Untersuchung von dem Inhalt und von dem Ursprunge des Manichäischen Systems verwandt hat; aber wir konnten ja nicht einmal die Hälfte von demjenigen anführen, was Mani aus dem Bilderschatz der alten

morgenländischen, persischen und indischen Religionsphilosophie in die seinige übertrug, und wie er manches selbst aus der alten griechischen Mythologie zum Behuf seiner Ansichten benutzte, was schon in den Volksglauben gekommen war. Dieß ist Herrn B. mit einer echt Kreuzerischen Gewandtheit gelungen, dem Manichäismus wenigstens die hohe historische Bedeutung zu sichern, auf die er in der Geschichte der Religionen und auch in der Geschichte der christlichen Theologie zu gerechte Ansprüche hat, als daß der Historiker sich jemals erlauben dürfte, mit träger Gleichgültigkeit daran vorbeizugehen, wiewohl es jetzt auch durch die neue Forschung nur mehr ausgemacht ist, daß der Religionsgeist niemals mehr, wenigstens zu seinen Formen zurückkommen wird.

### L e i p z i g.

Botum über den Entwurf der revidierten Landschaftsordnung des Herzogthums Braunschweig von K. H. L. Pölik, Hofrath u. s. w. 1831. 76 Seiten in Octav.

Wenn gleich politische Discussionen über die Angelegenheiten des Tages außerhalb dem Kreise dieser Blätter liegen, so machen wir doch gern auf diese kleine Schrift aufmerksam, in sofern sie Materialien zum Nachdenken über mehrere wichtige Gegenstände der practischen Politik enthält. Das Botum bezieht sich auf die im Jahre 1820 unter der vormundschaftlichen Regierung Georgs IV. in Braunschweig ins Leben getretene, jedoch unter der Regierung des jetzi-



gen Herzogs von einem Ausschuss der Stände 1831 revidierte, und demnächst in mehreren Stücken veränderte Verfassungsurkunde. Nachdem der Verfasser sie im Allgemeinen als eine der vorzüglichsten und freysinnigsten erklärt hat, hebt er einige einzelne Punkte heraus, und benutzt diese Gelegenheit darüber im Ganzen seine Meinung zu sagen. Dahin gehört bey der Frage über die Zusammensetzung der Stände der wichtige Punkt, in wiefern neben dem Besitz auch auf die Intelligenz Rücksicht genommen werden soll, und das darnach einzurichtende Wahlgesetz. Ferner über den dauernden Ausschuss der Ständeversammlung, seine Zusammensetzung und Rechte. Ferner über die Rechte und Pflichten der Landschaft, besonders in Beziehung auf die Steuern und die Domainen. Demnächst über die so wichtige Frage über die Initiative der Gesetze. Und zuletzt über die Verhandlungen der Geschäfte auf den Landtagen und in dem ständischen Ausschusse. Es kann nicht anders als sehr lehrreich seyn, über diese in den jetzigen Zeitverhältnissen so hoch practischen Gegenstände die Urtheile eines so unbefangenen und freymüthigen Lehrers der Staatswissenschaften zu hören, und wir glauben daß Viele es uns danken werden sie darauf aufmerksam zu machen.

Hn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

208. Stück.

Den 31. December 1831.

---

G ö t t i n g e n.

Bey Rud. Deuerlich: De societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico commentatio. Scripsit A. B. Krische, Gottingensis. 101 Seiten in 4.

Wir dürfen dieser gelehrten Abhandlung, welcher die philosophische Facultät am vierten Junius des vorigen Jahres den Preis ertheilt hat, mit um so größerem Recht eine ehrenvolle Erwähnung in diesen Blättern gönnen, da der Verfasser auch, nachdem sie den Preis errungen, sein Werk mit besonderer Sorgfalt durchgearbeitet, und mit vollem Rechte als einen justus liber dem Buchhandel übergeben hat. Was sich über die äußern Schicksale des Pythagorischen Bundes, und über die politische Bedeutung desselben auffassen und durch eine verständige und sinnvolle Prüfung der Zeugnisse erforschen läßt, findet sich hier mit größter Vollständigkeit zusammen; und wenn die Lehre des Pythagoras und das Innere seiner Philosophie auch nicht der

eigentliche Gegenstand der Untersuchung war, so zeigt der Verf. doch in gelegentlichen Erörterungen, daß er sich auch damit wohl vertraut gemacht hat. Der Verf. schließt sich der Ansicht an, und gewährt ihr neue Stützen, nach der Pythagoras und die Pythagoreer nicht von einer dem Leben fremden Speculation ausgingen, noch auch etwa in den Adyten der Tempel Aegyptens und des Orients verborgener Weisheit nachspürten, sondern von national-hellenischen Ideen, welche der ganzen Menschen und das wirkliche Leben betrafen, getrieben wurden, und einer Weltanschauung, welche als ein dunkles Gefühl besonders bey den Griechen vom Dorischen Stamme lange schon vorhanden gewesen war, eine consequente Ausbildung und einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu geben bestrebt waren. Im Mittelpuncte dieser Auffassungsweise der Welt und Menschheit fließen die mathematisch-musischen Studien und Phantasien der Pythagoreer, ihre physischen und metaphysischen Meinungen, ihre religiösen Ansichten und Gebräuche, ihre das Leben streng regelnde und ordnende Ethik, und ihre die Aristocratie neu zu begründen strebenden politischen Hetären völlig zusammen, und die letzteren sind nichts anders als die nothwendige Aeußerung eines so gestimmten Geistes, wie der Pythagoreische war, im geselligen und politischen Leben; so daß man auch über die Priorität der einen oder der anderen Bestrebung und Richtung der Pythagoreer nicht streiten darf, und wir selbst des Verfassers Schlußsatz: *Societatis scopus fuit mere politicus, ut lapsam optimatum potestatem non modo in pristinum restitueret, sed firmaret, amplificaret*, nur dann zu dem unsrigen machen, wenn auf Societatis, den Bund als

solchen, der Ton gelegt wird. Wir überlassen die speciellere Prüfung der vorliegenden Schrift anderen, dem Verfasser ferner stehenden, Recensenten, und bemerken nur, daß wenn der Verf. in seinen Sätzen vielleicht hin und wieder zu exclusiv erscheinen sollte: dieß, in sofern die Hauptgedanken richtig sind, kein wesentlicher Vorwurf seyn würde; indem es fürs erste darauf ankam, die Wurzeln der Pythagoreischen Lebensansichten in hellenischen Ideen und Grundsätzen, und den scharf ausgeprägten Grundcharacter der Pythagoreischen Verbindungen zu erkennen, worauf man mit größerer Sicherheit seine Blicke nach andern Seiten werfen, und allerley Beziehungen zur Bildung fremder Völker, welche sich dem unbefangenen Auge darstellen mögen, auffassen und gehörig würdigen kann. Eben so dürfen wir uns bey dieser Gelegenheit auch in Beziehung auf andere Bestrebungen erklären, daß, wenn erst der durchaus eigenthümliche Character und die Unabhängigkeit der Hellenischen Bildung, so wie die lebendige Circulation der geistigen Säfte im Innern dieses Organismus, in der Hauptsache hinlänglich gesichert und richtig aufgefaßt ist, das Wechselspiel von Beziehungen und Mittheilungen zwischen diesem gesunden und selbständigen Ganzen mit andern mehr oder minder verwandten Nationen zu erforschen, und die dahin zielenden Erfahrungen (welche sich nicht bloß einem für den Schein von Aehnlichkeiten überreichten Auge darstellen) zu sammeln und zu prüfen, ein doppeltes Interesse haben muß, und die Anhänger jenes Verfahrens sich gewiß für Forschungen dieser Art nichts weniger als unempfänglich zeigen werden.

R. D. M.

## M a r b u r g.

Bei N. G. Elwert: Ueber die Reform der protestantischen Kirchenverfassung in besonderer Beziehung auf Kurhessen, von Dr. F. W. Bickell, ordentl. Professor der Rechte zu Marburg. Nebst einem Nachworte von Dr. Herm. Hupfeld, ordentl. Prof. der Theologie und der morgenländischen Sprachen daselbst. 1831. 72 S. in 8.

Eine höchst anziehende und für den gegenwärtigen Augenblick sehr wichtige Schrift! Zwey durch Gelehrsamkeit und Geist ausgezeichnete Männer, Lehrer an der Hochschule zu Marburg, aus zwey verschiedenen Facultäten, fühlen sich gedrungen, über den gegenwärtigen nicht sehr erfreulichen Zustand ihrer vaterländischen Kirche zunächst vor der Kurhessischen Ständeversammlung, vereinigt ihre klagenden, aber auch berathenden Stimmen zu erheben. Der Ton der Schrift ist nachdrucksvoll und entschieden, im hohen Grade anregend, aber mit wohlwollendem Rath belehrend und zur ruhigen Erwägung der eben so schwierigen, als wichtigen Angelegenheit auffordernd. Die Schrift hat zunächst einen besondern Anlaß und Zweck, aber die Art der Behandlung gewährt unmittelbar ein allgemeines Interesse. Die von den Verfassern gerügten Mängel sind ziemlich allgemein in der Evangelischen Kirche Deutschlands; und wie überall das Uebel aus denselben Quellen geflossen ist, so müssen auch die Heilmittel im Wesentlichen überall dieselben seyn.

Einstimmig klagten die Verfasser über den Verfall des kirchlichen Lebens in ihrem Vaterlande,

insbesondere über den weit verbreiteten Indifferentismus gegen die Kirche, nicht bloß in den höheren Classen der Gesellschaft, sondern auch unter dem übrigen Volke. Damit hänge die Geringschätzung des geistlichen Standes genau zusammen, welche allerdings zum Theil in den Geistlichen selbst ihren Grund habe. Vergebens sey versucht worden, das Amt des Geistlichen dadurch nützlicher zu machen, daß man den Studierenden der Theologie das Besuchen landwirthschaftlicher Vorlesungen zur Pflicht gemacht habe; auch seyen die Kirchen nicht voller geworden, seit man den Staatsdienern befohlen habe, den Gottesdienst fleißiger zu besuchen. Nur Verwunderung und Beschämung könne es erregen, wenn Geistliche selbst kein besseres Mittel wüßten, als Verbesserung der Befoldung, Steigerung derselben nach den Dienstjahren, und Hingabe des gesammten Kirchengutes an den Staat gegen einen Zuschuß von etwa 20000 Rthlr. aus der Staatskasse. Die Ursachen des Uebels und die Hülfen seyen tiefer zu suchen. Eine der Hauptursachen des gegenwärtigen Verfalls des kirchlichen Lebens finden beide Verfasser in der bisherigen Verfassung der protestantischen Kirche in Hessen; die mechanische Dienstpragmatik der Consistorialverfassung habe nach und nach alle lebendigeren Formen der ursprünglichen Kirchenverfassung, wie sie unter Philipp dem Großmüthigen auf der Synode zu Homburg 1526 bestimmt worden sey, verdrängt; mit dem Verschwinden der Presbyterial- und Synodalsform und dem allmählichen Zusammenwachsen der Kirche und des Staates sey die selbstthätige Wirksamkeit der Kirchenglieder an den öffentlichen und inneren Angelegenheiten der Kirche je län-

ger je mehr verschwunden, und der Indifferenzismus immer mächtiger geworden, so unter Geistlichen, wie Laien. Eine andere Hauptursache des Verderbens, welche Herr Dr. Hupfeld besonders erörtert, liege in der Art der wissenschaftlichen Bildung der Geistlichen auf den Universitäten. Diese sey nicht bloß in Hessen, sondern überall in ganz Deutschland höchst mangelhaft. Das Uebel bestehe eben darin, daß die Mehrzahl unserer Geistlichen durch ihre jetzige Universitätsbildung nicht nur dem alten Kirchen- und Volksglauben entfremdet worden, sondern auch alles lebendigen Glaubens überhaupt verlustig gegangen seyen, ohne welchen man weder mit Liebe und Freudigkeit den geistlichen Beruf treiben, noch etwas Gedeihliches um sich herwirken könne. Dieß aber sey die Folge jener großen Revolution auf dem Gebiete der protestantischen Theologie in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wodurch ein noch nicht geheilter Zwiespalt zwischen dem einfachen christlichen Glauben und dem wissenschaftlich gebildeten Verstande entstanden sey. So lange dieser Zwiespalt nicht gehoben sey, und der kalte, bloß negative Verstand seine Herrschaft behaupte, wie in dem einseitigen Rationalismus, sey an keine wahre und bleibende Besserung zu denken.

Wie in der Darstellung des Uebels und seiner Quellen beide Verfasser einstimmig sind und einander ergänzen, so auch in dem, was sie als Heilmittel bedachtsam verordnen. Herr Prof. Bickell führt besonders den Punct einer durchgängigen Reformation der Kirchenverfassung aus. Er will Staat und Kirche nicht in Zwiespalt setzen, will in dem evangelischen Fürsten, als oberstem Bischöfe, die höhere Einheit beider dar-

gestellt wissen, aber so, daß während der Staat die allgemeinen Rechte der Kirchenhoheit, d. h. der Oberaufsicht und des Schutzes über die Kirche ausübt, die Kirche in allen ihren inneren Angelegenheiten frey und unabhängig sey. Dieß aber könne sie nur dadurch, daß die Evangelische Kirche Hessens wie in der Reformationsepoche wieder ein organisches Ganzes bilde, durch Presbyterien, Kreis- und Provinzialsynoden, deren höherer kirchlicher Einheitspunct in einer Generalsynode liegen müsse, regiert und gleichsam in sich selber vertreten werde. Es verstehe sich von selbst, daß die Vertretung der Kirche in sich selber nur dann eine wahrhaft Evangelische sey, wenn sie nicht bloß durch die Geistlichen geschehe, sondern auch durch die Laien. Auch müsse die theologische Facultät der Landesuniversität daran Theil haben. Wenn auf die Weise die Kirche durch eine freye Verfassung wieder innerlich belebt werde, so werde sich von selbst, wie Herr Dr. Hupfeld meint, der kirchliche Gemeingeist bilden, der die beste Schutzwehr des Heiligthums der Kirche gegen jede Verletzung sey. Auch die Anstellung der Geistlichen werde sich so besser beschicken lassen, als bisher. Ein gutes practisches theologisches Seminar, tüchtige Examina der Candidaten, einmahl durch die theologische Facultät in wissenschaftlicher Hinsicht und sodann durch eine Commission der Provinzialsynode, endlich freye Wahl der Gemeinden unter drey von den Presbyterien vorgeschlagenen wahlfähigen Personen, sey die natürlichste Einrichtung. Mit diesem Vorschlage verbindet Hr. Prof. Bickell ein ernstes, sehr wahres Wort über die Nothwendigkeit einer wohl organisierten Kirchenzucht. Die Schwierigkeit der Sache und die



kliche Scheu des Zeitalters vor allem, was sich darauf beziehe, sey kein Grund, ein Institut ganz fallen zu lassen, welches durch das Beispiel besonders der Schottischen Kirche empfohlen werde und im inneren Wesen der Evangelischen Kirche ihren Grund habe. Eben so anregend, als lehrreich ist, was Herr Dr. Hupfeld seines Theiles noch darüber bemerkt, daß, nicht nur um das Bestehen der Kirche zu sichern, sondern selbst im wohlverstandenen Interesse der Wissenschaft, Garantien und Gegengewichte gegen die Gefahren der protestantischen Lehrebundenheit in der Kirche und Schule nöthig seyen, welche einerseits die Lehrfreyheit in heilsamen Schranken halten, damit sie nicht zu leicht in Zügellosigkeit und Ausschweifungen gerathe, welche dem Gedeihen der Wissenschaft selbst nicht förderlich seyen; anderseits die Kirche vor dem Eindringen flüchtiger Einfälle und vorübergehender Lehrsysteme schützen, und die Bildung einer gewissen Lehrtradition, (d. h. eines Schazes von Wahrheiten, wodurch sich die Glieder eines Vereins verbunden fühlen, und der in der öffentlichen Ueberzeugung fortlebt,) ohne welche keine geistige Gemeinschaft denkbar sey, möglich machen. Da diese Garantien nicht etwa in dem bindenden Lehrbuchstaben der kirchlichen Symbole bestehen können, so müssen sie in der lebendigen Controlle der öffentlichen Meinung gesucht, und zu dem Ende Institutionen gegründet werden, welche dieser Controlle die Bahn öffnen und ihre Wirksamkeit verbürgen. Die Hauptbürgschaft findet der Verf. in der Wiederherstellung der Kirchenfreyheit durch die bezeichnete Presbyterial- und Synodalverfassung. Die würdigere Hal-

tung der Kirche, und die in derselben organisierte öffentliche Meinung werde dann auch auf die academischen Theologen nicht ohne Rückwirkung seyn, ihr practisches Interesse an der Kirche erhöhen, und der protestantischen Lehrfreyheit auf den Universitäten eine innere Schranke gewähren, die keine andere sey, als der Ernst der Wahrheit und die Liebe zur Gemeinschaft. Ein bestimmtes Rechtsverhältniß der theologischen Facultäten aber zur Kirche sey durchaus nothwendig. Um die Rechte der Kirche mit dem Interesse der Wissenschaft und der bestehenden Universitätsverfassung in Einklang zu bringen, müsse die durch Synoden vertretene Kirche das Recht haben, wenigstens zwey theologische Professuren, namentlich die der Dogmatik und Symbolik und die der practischen Disciplinen nach ihrem Sinne und Interesse zu besetzen. Dieß sey eben so billig und recht, als auf der andern Seite das Vertretenwerden der theologischen Facultät auf der kirchlichen Synode.

Dieß ist der kurze Inhalt der überaus reichhaltigen Schrift, von der wir wünschen, daß sie dazu dienen möge, auch anderwärts die Aufmerksamkeit auf die Reform der Evangelischen Kirche hinzulenken, und recht viele zu gutem Rath und guter That in dieser heiligen Angelegenheit unter uns anzuregen. Rec. scheuet es nicht, bey dieser Gelegenheit seinen bescheidenen Rath offen mitzutheilen. Ueber die besonderen Zustände und Angelegenheiten der Evangelischen Kirche in Hessen hat er als Fremder keine Stimme. Vielleicht ist die Schilderung, wie es dem Fernstehenden erscheint, etwas zu trübe. Wenigstens, was die Bildung der jungen Theolo-

gen auf den Universitäten betrifft, so scheint die bisherige Art darum nicht ganz so schlimm gewesen zu seyn, weil sie doch den Keim des Bessern, das jetzt überall hervortritt, wo nicht erzeugt, doch anregend gepflegt hat. Aber über das allgemeine Bedürfniß einer geordneten Presbyterial- und Synodalverfassung, so wie einer innigeren Correspondenz zwischen den theologischen Facultäten und der Kirche, und einer tüchtigeren practischen Bildung der jungen Theologen ist er mit den Verfassern völlig einverstanden. Da das Bedürfniß in der deutschen Evangelischen Kirche jetzt so allgemein und laut ausgesprochen wird, so ist es gewiß Zeit, es zu befriedigen. Die schwierige Frage ist nur, wie dieß auf eine organische, und wahrhaft practische und bleibende Art geschehen soll. Die zutreffenden Einrichtungen werden im Einzelnen in den verschiedenen Landeskirchen verschieden seyn, eben weil es gilt, an das Vorhandene anzuknüpfen. Aber gerade die organische Anknüpfung an das Vorhandene, worauf alle wahrhafte Reform und ihr Gelingen beruhet, scheint von den geehrten Verfassern nicht hinlänglich bedacht zu seyn. Die Verfasser wollen einstimmig die jetzt bestehende Consistorialform gänzlich abgethan wissen; sie halten sie für eine Haupturheberin des kirchlichen Verfalls in ihrem Vaterlande, und mit einer reinen Presbyterial- und Synodalverfassung für unverträglich. Rec. kann dieß nicht zugeben. Er hält die Consistorialform für eben so protestantisch, als die Presbyterial- und Synodalform. Wie diese aus dem natürlichen Triebe der Selbstständigkeit in ihrem Inneren und dem Princip der Beweglichkeit hervorgegangen ist, so jene aus dem eben so wesentlichen als natürlichen Triebe

der Kirche, sich mit dem Evangelischen Staate zu gegenseitiger Ergänzung zu verknüpfen, und dem Elemente des Beweglichen das Element des Beharrlichen gegenüber zu stellen zur Hervorbringung eines lebendigen Gleichgewichts der Kräfte und Verhältnisse. Auch scheint die geregelte Verwaltung des kirchlichen Geweinwesens, worauf immer viel ankommt, ohne eine feststehende Consistorialregierung kaum möglich zu seyn. So erklärt sich, wie die Consistorialform überall in der deutschen Evangelischen Kirche da entstanden ist und sich erhalten hat, wo das Bedürfniß einer constanten Administration hervortrat, und man von Seiten der Kirche Ursache zu haben glaubte, dem Evangelischen Staate und Fürsten Vertrauen und Freundschaft zu schenken. Nicht die Consistorialform an sich scheint dem Rec. unprotestantisch, ungesund und verderblich, sondern nur ihre Alleinherrschaft in der Kirche, und der Mangel an gehöriger Verbindung und gegenseitiger Correspondenz derselben mit der eben so wesentlichen Presbyterial- und Synodalform. Wo aber diese letztere allein geherrscht hat ohne jene, da haben wir in der Geschichte der deutschen Evangelischen Kirche ähnliches Verderben und Verfall gesehen, wie da, wo die Consistorialform ihr nothwendiges Correctorium in der Presbyterial- und Synodalform entbehrt hat. Die wahre Reform der Evangelischen Kirche kann also überall nicht darin bestehen, die eine oder die andere Form aufzuheben, sondern beide zu einem neuen Leben zu verbinden. Ohne Reibungen werden freylich beide nicht gut neben einander bestehen. Aber es ist eine Einrichtung denkbar, — und Approximationen zu einer solchen kennt der Rec. in den Preussischen Rheinlanden, — wodurch

gefährliche Reibungen vermieden werden können. Alle Reibungen verschiedener Kräfte zu verhüten ist weder möglich noch heilsam. Rec. muß fürchten, daß die Aufhebung aller Consistorialform und die Alleinherrschaft der Presbyterial- und Synodalverfassung, wie sie ein unnöthiges Mißtrauen gegen den Evangelischen Staat voransetzt, am Ende dahin führt, das Verhältniß der Kirche zum Staate, indem bloß der Gegensatz festgehalten wird ohne das Element der Einheit, noch unklarer zu machen, als bisher, und die Kirche der Wohlthaten zu berauben, welche an das beharrliche Element der Consistorialverwaltung geknüpft sind, und die durch den natürlichen schnelleren Wechsel des Personals in der Presbyterial- und Synodal-Verfassung nicht ersetzt werden können.

Rec. kann seine Ansichten über diesen Punct nur andeuten. Der beschränkte Raum dieser Blätter erlaubt ihm auch darüber nur Winke zu geben, daß, wie hoch er auch den von Hn. Prof. Hupfeld gepriesenen Werth der öffentlichen Meinung in der Kirche anschlägt, er doch in Erwägung der menschlichen Schwachheit und der Wandelbarkeit und Bestechlichkeit der öffentlichen Meinung, die sich am Ende doch nur durch das bunte Gemisch der Tagesblätter, Kirchenzeitungen und dergleichen geltend macht, die Unentbehrlichkeit der Autorität der kirchlichen Symbole, — aber freylich nur in den Schranken, welche im Geiste der Protestantischen Kirche selbst liegen, — nicht aufgeben kann. Feste Gestalt und lebendiger Geist sind in den menschlichen Dingen überall gleich nothwendig. Um es kurz zu sagen, auch in diesem Puncte wünscht Rec. das

Element des Beharrlichen und Festen mit dem Elemente des Beweglichen lieber vereinigt, als das eine durch das andere aufgehoben zu sehen. Was endlich die theologischen Facultäten betrifft, so lehrt die Geschichte zweyerley, daß es zur Erhaltung der Lehrfreyheit heilsam ist, dieselben als integrierende Elemente der Universität, als einer Staatsanstalt, fortwährend zu betrachten, sodann aber, daß es allerdings nothwendig ist, sie mit der Kirche in lebendige Correspondenz und Berührung zu bringen. Dieß aber geschieht auf eine genügende Weise, wenn sie auf den Synoden Sitz und Stimme haben, und ihnen an den Examinibus der Candidaten des geistlichen Amtes in den Consistorien der Antheil gegeben wird, der ihnen im Namen der fortschreitenden Wissenschaft gebührt. Die Art, wie dieß geschieht, kann verschieden seyn, und es ist schwer, etwas im Allgemeinen darüber festzustellen. Die Concurrenz aber der kirchlichen Synode bey der Besetzung der theologischen Professuren scheint dem Rec. eben so viel Gefahren, als Schwierigkeiten zu haben; sie ist, wenn sonst alle Verhältnisse gesund sind, nicht nöthig, und, wie die Sache in der Evangelischen Kirche stehen, gewiß immer mehr verderblich, als heilsam.

℞.

### Rostock und Güstrow.

Bey Dberg: Curbilder mit Bezug auf Cholera. Vom Dr. Krüger-Hansen, pract. Arzte in Güstrow. 1831. X und 256 Seiten in Octav.

Unsere Nachbarn jenseits des Rheins machen uns Deutschen den Vorwurf, wir schrieben meistens Bücher, die den Titel führen könnten *de omnibus rebus et aliqua re*, wogegen wir ihnen replicieren, sie schrieben über Nichts und wieder Nichts oft ganze Bücher. Es ist nicht unsere Absicht die Richtigkeit dieser Säge hier zu erörtern; aber der erstere fiel uns bey, als wir die vorliegende Schrift durchgingen; sie handelt eigentlich über dieses und jenes und Alles in der Medicin und auch über die Cholera. Ob dieß letztere, die *aliqua res*, als Beywagen hinter dem Hauptwagen fahren oder als glänzender Schild auch dem andern Eingang verschaffen solle, mögen wir nicht entscheiden. Der Inhalt ist folgender: Beyträge zur Basis der Heilkunde und Cur der Cholera (S. 1—62); Bemerkungen über die Kaiserl. Russische Preisfrage in Betreff der Cholera (62—74); der Gebäract (bis 104); Leberaffectionen (121); Affectionen des Fruchthalters (138); Vorlagerungen (150); Verletzungen (177); Stellung der hiesigen Heilkünstler zum Erwerb (225); Nachtrag zu den Bemerkungen über die Cur der Cholera (234—256).

In dieser bunten Reihe theilt der erfahrene Verfasser seine Ansichten über mehrfache Gegenstände seiner Kunst und somit auch über den jetzt am meisten besprochenen mit. Er eifert gegen Systemsucht, heftiges Blutlassen, große Gaben heftig wirkender Mittel, gegen das Haschen nach specifischen Arzneyen, gegen das unbedingte Anpreisen derselben und andere Auswüchse der Heilkunde in einer kräftigen, oft derben Sprache, und empfiehlt Rücksicht auf Individualität, auf modificierende Umstände und auf späte Nachwirkungen. Man kann diesen

Eifer nur loben, und wenn auch selten eine wahrhaft neue Beobachtung dabey erscheint, oft Declamationen die Stelle ruhiger Prüfung vertreten, so fühlt man sich doch dadurch ange-regt und unterhalten. Die Cholera hält er für nicht ansteckend; die Mittel, welche er dagegen aufführt, scheinen uns selten zureichend.

M . . r.

### B r e m e n.

Bey Schönemann: Ein paar Worte zur Feyer des 18ten Octobers 1831 in einer freyen deutschen Stadt. An das deutsche Volk. 38 S. in 8.

Der achtzehnte October wird bekanntlich noch jedes Jahr in den freyen deutschen Städten feyerlich begangen; ob auch anderswo, ist uns unbekannt; obwohl wir Deutsche — Fürsten und Volk, deren beider Fesseln er brach — gleiche Ursache hätten ihn zu feyern. Vor achtzehen Jahren knüpften sich daran Erwartungen und Hoffnungen, von denen jeder es sich selber sagen mag, wie weit sie erfüllt sind. Es war eine furchtbare, aber es war eine große Zeit! Wer, wenn er auch ihre Schrecken fühlte, möchte sie jetzt nicht durchlebt haben? Daß der damals aufflammende Enthusiasmus nicht so fortdauern könne, gestand sich freylich jeder besonnene Mann. Aber die dankbare — und fruchtbare — Erinnerung könnte und sollte doch fortleben. Der Verfasser dieser Schrift benutz den Tag und die Feyer desselben, um Wahrheiten — aber herbe Wahrheiten — zu sagen. Es ist der Erguß eines, durch die Zeichen der



Zeit tief aufgeregten Gemüths, das seinen Empfindungen Luft macht; es ist die Sprache des Gefühls, lebendig, würdig, und kräftig, wie sie aus dem Innersten des Herzens strömt; nicht die Declamation eines Ultra in dem einen oder dem andern Sinne. Man erwarte also keine Schmeicheleyen, gegen wen es auch sey; keine halbe Rechtfertigungen und süße Worte; aber auch keine Schmähungen. Es ist ein Spiegel dem Publicum vorgehalten. Will dasselbe, wie wir hoffen und wünschen, hineinsehen, so wird es freylich kein sehr reizendes Bild darin erblicken. Ob es indeß ähnlich sey, stellen wir seiner eigenen ernstern Ueberlegung anheim. Es wäre — so scheint es uns — kein unpassendes Geschäft zum Schlusse des zu Ende gehenden Jahrs.

Hn.

Ende des Jahrgangs 1831.

---

Die Abonnenten werden ersucht ihre Bestellungen baldigst zu erneuern.

---

Register

# Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen  
vom Jahre 1831.

---

## Erste Abtheilung.

Register

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt  
geworden sind.

---

A.

Aboul-Feda, géographie, édition autogra-  
phiée par Hippol. Jouy, revue par Rei-  
naud. Livr. 1. 484.

Rob. Adams, cases of diseases of the heart  
(993).

J. B. F. St. Ajaillon de Grandfagne,  
Uebersetzung der NG. des Plinius 1923.

Airy, über die Gestalt, welche eine flüssige ho-  
mogene Masse annimmt, deren Theile sich ge-  
genseitig anziehen, und auf die außerdem fleis-

Anm. In ( ) eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift,  
hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt,  
sondern in einem größern Werke zu finden ist.

- ne äußere Kräfte wirken (2044); über den Gebrauch der belegten Glasspiegel in Telescopen (2044); über einen besondern Fehler des Auges (2045); über achromatische Oculargläser und den Achromatismus der Microscope (2047); über die Gestalt der Radzähne (2047).
- F. Alberti, s. Variscia. Ueber alte Taufbecken; Inschrift auf einer Glocke (58).
- Alderson, über einen Wallfisch, der an die Küste von Yorkshire geworfen wurde (2047).
- James Edw. Alexander, notice of a visit to the Cavern Temples of Adjunta in the East-Indies (1936).
- W. P. Alison, additional cases and observations illustrating the origin of tubercles (906).
- Allan, über die Masse von gediegenem Eisen in der Wüste Atacama in Peru (360).
- Carl W. Ammon, über die Verbesserung und Züchtung der Landes-Pferdezucht durch Landgestüts-Anlagen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Th. 2. 116.
- S. G. von Am-Pach, über die Drehkrankheit der Schaafe 1182.
- Anaxagoras Clazom., fragm. s. W. Schorn.
- James Annesley, researches into the causes, nature, and treatment of the more prevalent diseases of India, and of warm climates generally. 2 Vols. 1969.
- Aristoteles, Physik, übers. von G. H. Weiße 345; von der Seele und der Welt, übers. von dems. 345.
- S. F. Armknecht, Predigt, erh. den Preis 1025.
- S. F. Asheton, topograph. histor. Karte von Palästina, durchges. von E. F. K. Rosenmüller 596.

F. Aft, f. Cicero.

Augusti, Theoph. Jac. Planckio et Carolo Lud. Nitzschio semisaecularia gratulatur Ordo theologorum Evangelic. in Univ. Frid. Guil. Rhenana 1396.

Gius. Avangini, über die Ausfluggeschwindigkeit des Wassers, welches durch eine sehr kleine Oeffnung aus einem großen prismatischen Gefäße läuft, in dem das Wasser immer auf gleicher Höhe erhalten wird (1286).

### B.

Babbage, von der Bestimmung des allgemeinen Gliedes einer neuen Art von unendlichen Reihen (2047); über den Einfluß der Zeichen in der Mathematik (2047).

F. Bachmann, f. N. G. Seven.

Carl Ernst von Bär, über Entwicklungsgeschichte der Thiere. Th. 1. 265.

W. Bald, Nachricht über die trigonometrische Vermessung von Mayo (469).

W. Baldwin, zwey Arten des Cyperus, und vier Arten der Killigia (452).

G. Ballingall, case of crural hernia (887); notice of some remarkable morbid appearances in the skull (904).

Th. Collin Banfield, f. Schiller.

T. F. Barham, some arguments in support of the opinion that the Iktis of Diodorus Sic. is St. Michael's mount (1172); some farther observations on the temperature of mines (1173); some account of ancient circles and other remains on Botrea-Hill (1174).

J. Barrois, bibliothèque protypographique,

ou libraires des fils du roi Jean, Charles V, Jean de Berri, Philippe de Bourgogne et les siens 929.

F. G. Bartling, wird zum Prof. extraord. ernannt 1265.

K. H. Baumgärtner, Beobachtungen über die Nerven und das Blut 911.

Fd. Ch. Baur, epistola gratulatoria ad Th. Jac. Planck. Addita brevis disquisitio in Andr. Osiandri de justificatione doctrinam 1383; das Manichäische System 2049.

E. C. Beaufort, über den Zustand der Architectur und der Alterthümer vor der Landung der Normannen in Irland (1904).

A. G. Becker, Demosthenes als Staatsbürger, Redner, und Schriftsteller. Abth. 1. 1684.

K. F. Becker, Weltgeschichte. Ausg. 6. Neu bearb. von J. W. Löbell, mit den Forts. von J. G. Woltmann, und K. A. Menzel. Th. 7. .11. 463.

Becquerel, über die Electrochemie (720).

Cl. A. Behnes, Beiträge zur Geschichte und Verfassung des ehemahligen Niederstifts Münster 302.

F. J. Behrendt, s. medicin. Journalistik des Auslandes.

C. E. Beilschmied, Pflanzen = Geographie. 2022.

Becker, Herausgabe des provenzalischen Romans Fierabras (398).

F. C. Belfour, Reisen des Patriarchen Macarius, aus dem Arab. ins Engl. übersetzt. Th. 2. 1785. s. Ali Hazin.

G. Hamilton Bell, treatise on cholera asphyxia 1697.

Fd. Benary, s. Kalidasa.

- G. F. Benede, Fragment eines altb. Gedichtes 801; nachträgliche Bemerkung 1600.
- F. L. Bernhard, über die Restauration des deutschen Rechts 1249.
- G. Bernhardt, wissenschaftliche Syntax der Griechischen Sprache 1049.
- A. A. Berthold, Beiträge z. Anatomie, Zoologie, und Physiologie 1545.
- Bessel, Untersuchungen über die Länge des einfachen Stundenpendels (393).
- Beudant, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).
- J. W. Bickell, über die Reform der protestantischen Kirchenverfassung in besonderer Beziehung auf Kurhessen. Nebst einem Nachworte von Herm. Hupfeld 2068.
- Aug. Biener, s. Chn. Glob. Biener.
- C. Glob. Biener, opuscula academica. ed. Aug. Biener. Vol. 1. 2. 576.
- Pantal. Binz, Geburtshülfe für die Hausausgethiere 724.
- Bischoff, Theros und Consorten; von Tured (647).
- F. R. H. Bischoff, und J. H. Möller, vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern, und neuern Geographie 479.
- F. C. Bland, Beschreib. eines merkw. Gebäudes gewöhnlich Staique Fort genannt (468).
- Edw. Blaquiere, the greek revolution. Ed. 2. 857; Narrative of a second visit to Greece 873.
- F. Blume, wird zum ord. Prof. der Rechte ernannt 465.
- G. H. W. Blumenbach, wird Corresp. der Kön. Ges. d. W. 1946.
- J. F. Blumenbach, Gedächtnißrede auf Joh.

- Lob. Mayer 801; Bericht über die merkw. Vorfälle bey der Kön. Gesellschaft der Wissensch. im verflossenen Jahre 1745; the elements of physiology, translated from the latin of the fourth edition, and supplied with copious notes by J. Elliotson 2025.
- H. S. Boase, some observations on the alluvial formations of the western part of Cornwall (1170); on the Sandbanks of the northern shores of Mount's bay (1174).
- E. Gfr. Ubf. Böckel, s. Hiob. Reg. 2.
- W. Böttiger, Geschichte des Kurstaates und Königr. Sachsen. B. 1. 87.
- J. Boggie, observations on hospital gangrene (882).
- von Bohlen, über Handel und Schiffahrt des alten Indiens (655); über den Zusammenhang der Indischen Sprache mit der Vithauischen (656).
- Alexis Bompard, Betrachtungen über einige Krankheiten des Gehirns. Nach der 2. Ausg. übers. mit Zusätzen von Hm. Bezin 1240.
- Bopp, vergleichende Zergliederung des Sanscrits und der mit ihm verwandten Sprachen (398); über das Demonstrativum und den Gebrauch der Casuszeichen (398).
- Luigi Bossi, über die unbebauten Heideländer in der Lombardey (1286).
- F. H. Bothe, s. Plautus.
- von Bothmer, Criminalrechtsprüche der Justiz-Canzley zu Celle aus den Jahren 1815 .. 1827 (648).
- James Boyle, a treatise on the epidemic Cholera of India 402.
- H. W. Braudes, de cometarum caudis disquisitio mathematica. P. 1. 1342.

- Rudolf Brandes, Repertorium für die Chemie. B. 3. 1496.
- L. Brehm, s. F. A. L. Thienemann.
- Scip. Breislak, über die Lagerungen einiger Porphyr- und Granitgebirge in Tyrol (1285).
- Car. Gottlieb Bretschneider, lexicon manuale Graeco-lat. in libros novi testamenti. T. 1. 2. 248.
- J. P. Brewer, Lehrb. der Mechanik. Th. 1. 2. 1041.
- Brewster, über Erleuchtung von Leuchtthürmen durch polygonale Linsen mit ebenen Spiegeln verbunden (360); über die Vertheilung der färbenden Materie im Brasilianischen Topas (2041).
- John Briggs, essay on the life and writings of Ferishta (1935).
- J. Brinkley, Bestimmung der Größe der Solarlunation (465); über die Größe der Präcession (1903).
- Brocchi, naturhist. Beobachtungen, angestellt auf den Silabergen in Calabrien (1286).
- Brongniart, Anmerk. zu der NG. des Minus (1921).
- Arthur de Capell Brooke, travels through Sweden, Norway, and Finmark 729; a winter in Lapland and Sweden 729.
- Brougham, über die politische Beredsamkeit der alten und der neuen Zeit (1960).
- J. Browne, a case of united fracture of the Tibia (992).
- W. Bruce, Originalbriefe von Jacob 6. und dem Kanzler Maitland an Robert Bruce (1904).
- L. A. Brüel, Materialien für die zu erwartende Reform des deutschen Münzwesens 1553.
- Vinc. Brunacci, über die Rückwirkung des



aus Gefäßen fließenden Wassers; über die Berechnung der hydraulischen Maschinen (1286). von Buchholz, über das Verhältniß der res quotidianae des Gajus zu den Institutionen von Gajus, mit einem Nachtrage von Hugo (1734).

Bülau, das Hamburgische allgemeine Krankenhaus 80.

Marcus Bull, Versuche zur Bestimmung der Wärmemenge im Brennmaterial (458).

Buniakowsky, arithmetische Untersuchungen (1364).

G. C. Burchardi, die Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand 1769.

J. L. Burckhardt, notes on the Bedouins and Wahábys 745; arabic proverbs 1282.

Buttmann, über die Entstehung der Sternbilder auf der Griechischen Sphäre (397).

## C.

C. Jul. Caesar, commentarii de bello civili, acced. libri de bello Alex. Africano et Hispaniensi, mit Anmerk. von Ant. Moebius 1462.

A. C. P. Callisen, medicinisches Schriftsteller-Lexicon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker, und Naturforscher aller gebildeten Völker. B. 1. 2. 1983.

Bassiano Carminati, und Giov. Batt. Palletta, über die Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern (1286).

John Carne, recollections of travels in the east 196; letters from the East. Vol. 1. 2. 1086.

Joseph Carne, on the period of the com-

mencement of copper mining in Cornwall (1171); on the singular state of some ancient coins lately found in the sands of Hayle (1173); on the Granite of the western part of Cornwall (1174).

Q. Val. Catullus, liber, ex recensione Car. Lachmanni 1409.

Cauchy, über Integration der partiellen Differentialgleichungen (717); über einige Reihen die der von Lagrange ähnlich sind *ic.* (717); über die Bewegung eines Systems von Moleculen (718); analytischer Beweis eines von Savart rücksichtlich der Schwingungen fester und flüssiger Körper entdeckten Gesetzes (719); über die Drehung eines rechtwinklichten Stabes und die dabey statt findenden Schwingungen (719).

Cecil, über einen Apparat, um Spiegel zu Objectivgläsern zu schleifen (2046).

R. Chamberlaine, cas d'anévrisme axillaire (1407).

S. v. Chaplowicz, Gemählde von Ungern. Th. 1. 2. 37.

J. Cheyne, medical report on the feigned diseases of soldiers (989); cases of a fatal erethism of the stomach (991).

Alex. Turnbull Christie, observations on the nature and treatment of Cholera 402.

Rob. Christison, a treatise on poisons in relation to medical jurisprudence, physiology, and the practice of physic 185.

M. T. Cicero, de natura deorum lib. primus et secundus, ed. F. Ast 817; or. post red. in senatu, ed. J. Aug. Savels 966; Tusculanarum disputationum libri quinque, ed. Raph. Kühner 1441.

Edw. Colhoun, f. W. H. Keating.

A. Colles, second communication relative to the fatal consequences which result from slight wounds received in dissection (991).

Charles Collier, cas d'anévrisme de l'artère fémorale (1408); histoire d'un cas de plaie à la face et de ligature de l'artère carotide commune (1408).

Collins, Lehrsätze über die Differentiation der Producte, deren Factoren die auf einander folgenden Glieder irgend einer Reihe sind (1363); allgemeine Untersuchungen über die Transformationen der Functionen durch Substitution (1364).

J. W. H. Conradi, Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. B. 1. Ausg. 4. 65.

Benj. Constant, de la religion. T. 3. 161.

W. E. E. Conwell, a code of medical regulations for the establishment of surgeons belonging to the presidency of Prince of Wales island, Singapore and Malacca 200; observations chiefly on pulmonary disease in India 103.

Th. Valor Cooke, Beschry. des Barnaan Cuilawn (469).

A. Cooper, cas d'anévrisme de l'artère carotide; second cas etc. (1406); dissection d'une extrémité inférieure sur un sujet guéri d'une anévrisme poplitée par la ligature de l'artère crurale (1407).

Giulio Cordero - San - Quintino, delle misure Lucchesi (1402); della zecca e delle monete degli antichi Marchesi della Toscana (1404).

P. Cossali, gegen die absolute Nothwendig-

Zeit der gegenwärtigen Anordnung des Weltsystems (1285).

- J. Crampton, case of unusual constipation (992).
- Ph. Crampton, cases of the excision of carious joints (990); cases of excision of a portion of the lower jaw for the cure of osteosarcomatous tumours (993); nouvelle méthode d'opérer les anévrismes (1408).
- G. A. Crapelet, f. l'Histoire du Châtelain de Coucy.
- K. A. Credner, f. Joel.
- F. Creuzer, Anmerk. zu Herodot (97); religions de l'antiquité, considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques. Ouvrage traduit de l'allemand, refondu en partie, complété et développé par J. D. Guignaut. T. 1. Partie 1. 2. 179; Bemerk. zu Joannes Laurent. Lydus (639).
- F. Cropp, und Arn. Heise, juristische Abhandlungen mit Entscheidungen des S. A. G. der vier freyen Städte Deutschlands. B. 1. 2. 217.
- Th. Cuming, on an affection of the mouth in children (993).
- Cumming, über die Entwicklung des Electromagnetismus durch Wärme (2043).
- James W. Cusack, report of the amputation of portions of the lower jaws (986).
- G. Cuvier, Gedächtnisreden auf Hallé, Corvisart, Ramond, Pinel (720); Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).

## D.

- W. Dalrymple, anévrisme par anastomose dans l'orbite (1407).
- J. H. Christfr. Dau, Bericht über die Torfmoore Sceland's 470.
- Daunou, Anmerk. zu der NG. des Plinius. (1921).
- Em. David, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).
- Charles Davis, case of remarkable pulsation in the veins (992).
- H. Davis, s. Index to Herodotus (102).
- John Francis Davis, poeseos Sinensis commentarii (1937).
- Sam. Davis, remarks on the religious and social institutions of the Bouteas (1940).
- J. Davy, on a new method of preserving anatomical preparations (901); observations on the effects of the sun's rays on the human body (904).
- J. Delpech, de l'orthomorphie. T. 1. 2. avec atlas 239.
- Deneken, Geschichte des Rathhauses in Bremen 1183.
- G. B. Depping, hist. du commerce entre le Levant et l'Europe depuis les croisades jusqu' à la fondation des colonies d'Amérique. 2 Vols. 5.
- Desberger, geographischer Anhang zu Spix und Martius Reise nach Brasilien (1543).
- Descuret, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).
- Jos. von Desselwffy, über Preßfreiheit und Bücher = Censur 1007.

- K. Dilthey, s. P. E. Sm. Wiener.
- Diogenes Appollon. fragm. s. W. Schorn.  
s. F. Panzerbieter.
- Dirksen, über das Gleichgewicht eines freyen  
materiellen Punctes (397).
- Doé, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).
- E. Dolo, Anmerk. zu der NG. des Plinius  
(1921).
- Fd. Donandt, s. Brem. Magazin.
- Dorn, Antheil dess. an der Uebers. des Corp.  
jur. civ. (1880).
- Bernh. Dorn, description of the celestial  
globe belonging to Major - General Sir  
John Malcolm (1936).
- Dan. Drake, geologische Beschreib. des Ohio -  
Thales (450).
- Mor. Drechsler, Grundlegung zur wissen-  
schaftl. Construction des gesammten Wörter-  
und Formenschatzes 689.
- E. A. von Droste-Hülshoff, Grundsätze des  
gemeinen Kirchenrechtes. B. 2. Abth. 1. 477.
- Duncan, über die Spuren der Fußtapfen von  
Thieren, die man im Sandstein in einem  
Steinbruche gefunden hat (360).
- Duzgate, Anm. zu der NG. des Plinius (1921).
- J. G. Duttlinger, s. Archiv für die Rechts-  
pflege und Gesetzg. im Großh. Baden.

## E.

- W. F. Edwards, des caractères physio-  
logiques des races humaines considérés  
dans leurs rapports avec l'histoire 398.
- Carl F. Eichhorn, Rechtsgutachten über die  
Verhältnisse der St. Petri Domgemeinde der

freyen Hansestadt Bremen zum Bremischen Staate 329.

H. Eichhorn, neue Entdeckungen über die practische Verhütung der Menschenblattern bey Vaccinirten 145; Maßregeln, welche die Regierungen Deutschlands zur gänzlichen Verhütung der Menschenblattern zu ergreifen haben 145.

Elisaeus, the history of Vartan. Translated from the Armenian by C. F. Neumann 1788.

J. Elliotson, s. J. F. Blumenbach.

K. Elliott, Uebersetzung des Goolistan-i-Rehmut aus dem Persischen 1795.

W. Ellis, polynesian researches. Vol. 1. 2. 761.

Encke, über die Bahn der Vesta (395); Gedächtnisrede auf Joh. Geo. Tralles (397).

Ersealebi aus Misabur, der vertraute Gefährte der Einsamen, herausg. von Gust. Flügel. Nebst einem Vorworte von Jos. Hammer 483.

G. H. Ewald, wird zum Prof. ord. ernannt 1265.

Ezechiel, Auszug aus Aegypten, und Philo des ältern Jerusalem, übers. von E. M. Philipson 614.

### F.

Faber, Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhle unter Markgraf Albrecht (656).

Falmerayer, Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt 561.

Faust, Antheil dess. an der Uebers. des Corp. jur. civ. (1880).

- Fée, Anmerk. zu der NS. des Plinius (1921).  
 Geo. Fejér, codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus et civilis. T. 1. 2. 3. Vol. 1. 2. T. 4. Vol. 1. 2. 3. T. 5. Vol. 1. 2. 3. T. 6. Vol. 1. 2. Indices Vol. 1. 2. 1436; — Decretum originale Andreae Secundi, quo regnum Hungariae constituit a. 1222. 1440.  
 Ans. von Feuerbach, Ausführung daß Carl d. Gr. im J. 793 von Regensburg aus durch den Altmühlgraben zu Schiffe nach Würzburg nicht gefahren ist (1358); Tartuffe als Mörder (647).  
 Ed. Aug. Feuerbach, die Lex Salica und ihre verschiedenen Recensionen 1353.  
 Florens, über die halbkreisförmigen Canäle in den Ohren der Vögel und der Säugethiere (720); Neue Versuche über das Nervensystem (720).  
 Gust. Flügel, s. Etssealebi.  
 de Fonscolombe, s. Marcellin.  
 V. Fontanier, Voyages en Orient. Turquie d'Asie T. 1. Constantinople, Grèce. T. 1. 1027.  
 L. Fouché, Anmerk. zu Plinius NS. (1921).  
 Fourier, Anmerk. zu der NS. des Plinius (1921).  
 Rob. W. Fox, some farther observations on the temperature of mines (1176).  
 Chr. Mart. Frähn, wird Mitgl. der Kön. Ges. der Wissensch. 1946.  
 Pietro Franchini, saggio di una elementare teoria de Poligoni (1403).  
 Joseph Frank, Vermächtniß an die Kön. Ges. d. W. 1946; wird Mitgl. der Kön. Ges. d. W. 1946.



- Emil Remig. Frey, die Quellen des Basler Stadtrechtes 93.  
 G. W. Freytag, lexicon arabicum. T. 1. 483. f. Hamasa. Reg. 2.

## G.

- K. F. Gaußs, theoria residuorum biquadraticorum, commentatio II. 625; übernimmt nach Mayer's Tode das Directorium der Kön. Ges. d. W. 1945.  
 Gay-Lussac, cours de chimie. T. 1. 2. 1425.  
 F. W. Genthe, Gesch. der Macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale 361.  
 Ed. Gerhard, antike Bildwerke. Cent. 1. Heft 3. 4. 1481; Excerpta sententiarum quae in Ed. Gerhardii de vasis Volcentibus commentario continentur 1601.  
 Gerling, Nachricht über seine Wahrnehmung des am 7. Jan. d. J. gesehenen Nordlichtes 321.  
 Fr. Ant. von Gerstner, s. Jos. v. Gerstner.  
 Joseph von Gerstner, Handb. der Mechanik, hg. von Fr. Ant. v. Gerstner. B. 1. 1737.  
 N. G. Geven, Conchylien-Cabinet, hg. von F. Bachmann. Heft 1. 2. 1263.  
 B. Gibson, über Trappfelsen in Nord-America (452).  
 W. Gibson, account of an epidemic erysipelas (890).  
 K. L. Gieseke, über die Norwegischen Niederlassungen an der Ostküste Grönlands (470).  
 J. N. L. Gieseler, wird zum ordentl. Professor der Theologie ernannt 649.

- Gaet. Giorgini, teoria analitica delle proiezione (1403).
- Girard, über den Cubitus der alten Aegypter (720).
- J. F. Tob. D. Gleim, erhält das Accessit des jurist. Preises 1025.
- J. G. Gmelin, allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen 369.
- G. G. Göffel, pract. Handbuch der bürgerlichen Geschäftsführung für das Königr. Preußen und Hannover 1920.
- M. W. Gözinger, deutsche Dichter, erläutert. Th. 1. 1287.
- Benj. Goldschmidt, determinetur inter lineas duo puncta data jungentes ea, quae circa axem datum revoluta gignat superficiem minimam, erh. den Preis 1026.
- Rob. Gooch, an account of some of the most important diseases peculiar to women 315.
- W. Goodlad, cas d'extirpation dans la face et au cou, précédée de la ligature de l'artère carotide (1408).
- G. G. Graff, s. Dtfriid.
- Graham, über den Einfluß der Luft auf die Crystallisation von Salzauslösungen; über die Bildungen der Alcoate (360).
- Rob. E. Grant, on the viscera of the common swordfish (890).
- Rob. James Graves, clinical observations (988); — and W. Stokes, a selection of medical cases (989. 992).
- Olinthus Gregory, Nachricht über einige Versuche, die Geschwindigkeit des Schalles zu messen (2044).
- J. P. E. Greverus, Ideen über den ersten Unterricht in der latein. Sprache 1733.

- Jac. Grimm, deutsche Grammatik. Th. 3. 1761.
- W. Grimm, wird zum außerordentl. Prof. ernannt 369.
- Rob. Melville Grindley, observations on the sculptures in the cave temples of Ellora (1939).
- Gfr. E. Groddeck, Initia historiae Graecorum litterariae. Ed. 2. P. 1. 2. 1345.
- Gryczewski, de substantivis Latinorum deminutivis 40.
- Gust. von Gülich, geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe, und des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit. B. 1. 2. 617.
- F. H. W. Günther, de mortis J. Ch. fine salutari ac vi sacrificia peculiari 91.
- J. G. F. Günther, Lehrbuch der pract. Veterinär-Geburts-hülfe 261.
- P. C. B. Gueroult, Uebersetzung des zoolog. Theiles der NS. des Plinius (1924. 1935); Morceaux extraits de l'histoire nat. de Pline (1924).
- Guibourt, Anmerk. zu der NS. des Plinius (1921).
- J. Gurlitt, archäologische Schriften, herausg. von Cornelius Müller 461.
- J. Gussone, plantae rariores quas in itinere per oras Ionii ac Adriatici maris et per regiones Samnii et Aprutii collegit 1156.
- G. James Guthrie, cas de blessure de l'artère peronière guéri par la ligature (1408).

## H.

- Theodor Hagemann, practische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, fortgesetzt von E. Spangenberg. B. 9. 1717.
- W. Haidinger, über die parasitische Formation der Mineralien; über die Mangancrze; Beschr. eines neuen Minerals des Sternbergits (360).
- Henr. Arent. Hamaker, *Miscellanea phoenicia* 1129.
- Francis Hamilton, über die Structur der Frucht der Cucurbitaceen (360).
- G. Hamilton, über eine Stelle in der *Medea* von Seneca, und über das von deistischen Schriftstellern aus derselben abgeleitete Argument gegen die Evidenz der Weissagungen (467).
- John Hamilton, physicalische Beobachtungen im nördl. atlant. Ocean (450).
- W. R. Hamilton, Theorie der Systeme von Lichtstrahlen (1901).
- Jos. de Hammer, memoir on the diplomatic relations between the courts of Dehli and Constantinople in the 16. and 17. centuries (1939); s. *Ettsealebi*.
- James Hardiman, Verzeichniß von Karten und Planen von Irland (470); Irländische Urkunden über Landbesitz vom 12ten bis 17ten Jahrh. (1904).
- C. E. Harding, und G. Wiesen, kleine astron. Ephemeriden für 1831. 481.
- John Staples Harriot, observations on the oriental origin of the Romnichaf or tribe miscalled Gypsey and Bohemian (1941).

- J. Hart description of a human stomach of a singular form and structure (993).
- Hartmann von Aue, der arme Heinrich metrisch übers. von K. Simrock 967.
- K. Bened. Hase, Bem. zu Joannes Laurent. Lydus (639).
- F. K. Hasler, über verschiedene Gegenstände die Aufnahme der Küsten in den vereinigten Staaten betr. (455); tabulae logarithmicae et trigonometricae 503.
- C. Glied. Haubold, opuscula academica. Vol. 1. ed. Car. Frid. Chr. Wenck. Vol. 2. ed. Frid. Car. Gust. Stieber 811.
- Graves C. Haughton, account of an ancient arabic grave stone (1943).
- J. F. Hausmann, Umriffe nach der Natur 225; ein Profil, welches die geognostischen Verhältnisse von Spanien darstellt, und eine Zeichnung von dem Felsen von Gibraltar 969; de Romanorum molis frumentariis 1201. 1265. — (u. F. Stromeyer) über den asbestartigen Krokhyolith 1585.
- John Hawkins, on the changes which appear to have taken place in the primitive form of the Cornish Peninsula (1170); on the intercourse which subsisted between Cornwall and the commercial states of antiquity (1172); on the produce of the copper mines of Europe and Asia and particularly those of Armenia (1175).
- Ali Hazin, Geschichte seines Lebens. Aus zwey Persischen Handschriften herausg. von F. C. Belfour 1799.
- Arn. Hm. V. Heeren, s. Geschichte der Europäischen Staaten.

- Heffter, über die Geographie der Insel Rhodus 808.
- Heimbach, Antheil dess. an der Uebersetzung des Corpus jur. civ. (709. 784).
- J. Ch. Aug. Heinroth, de facinore aperto ad medicorum judicium non deferendo 521.
- Arn. Heise, und F. Cropp, juristische Abhandlungen, mit Entscheidungen des D. A. G. der vier freyen Städte Deutschlands. B. 1. 2. 217.
- Ed. Henke, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. Th. 3. 279.
- N. M. Henk, zur Anatomie und Physiologie des nordamericanischen Alligators (455).
- W. J. Henwood, on a singular exudation of gas in the union-mines (1174).
- D. R. Henzi, fragmenta arabica 55.
- K. F. Hermann, Lehrbuch der Griechischen Staatsalterthümer 1837.
- Hermstädt, Versuche und Beobachtungen über den Einfluß der Düngungsmittel auf die Erzeugung der nähern Bestandtheile der Getreidearten (389); — über die chemische Zergliederung des Kanonenmetalls (390).
- Hermes Trismeg, περί βοτανῶν χυλώσεως libellus (639).
- Herodotus, Musae. ed. J. Ch. Fel. Baehr. Vol. 1. 97.
- German Heß, über das gewöhnliche Salz des Gouvernement Irkutsk (1361); Analyse des Wassers der Nawa (1363).
- Jos. Hillebrand, Aesthetica literaria antiqua classica 1126.
- E. A. W. Himly, Beyträge zur Anatomie u. Physiologie. Lief. 2. Geschichte des foetus in foetu 1681.

- G. Ph. Hinrichs, Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Geschichte. B. 1. 1120.
- Hiob, s. Reg. 2. Hiob.
- Hizig, s. Annalen der deutschen und ausländ. Criminal-Rechtspflege; Uebersicht der Criminalerkennnisse des Oberhofgerichts zu Mannheim; — der Gerichtsverfassung und des Verfahrens in Strafsachen im Großherzogthum Hessen (648).
- K. Hoeck, wird zum Prof. ord. ernannt 1265.
- H. Hoffmann, horae belgicae. P. 1. 153.
- H. L. Hoppenstedt, Tagebuch aus den Jahren 1813 u. 1814 (1818).
- W. Horn, Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien, und Irland, in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute. B. 1. 1097.
- James Hough, letters on the climate, inhabitants, productions etc. of the Neilgherries or blue mountains of Coimbutore, south India 1822.
- J. Houston, account of an unusual variety in the femoral artery (992).
- F. G. von Hoyer, Handbuch der Pontonnierwissenschaften. Ausg. 2. B. 1. 2. 755.
- Alex. Hueck, das Sehen, seinem äußern Prozesse nach entwickelt 1421.
- L. Ph. Hüpeden, Progr. de Periclis laudatione funebri. Thucyd. II. 35. 1040.
- Gust. Hugo, civilist. Magazin. B. 6. Heft 2. 1729; Protocollum (1729); Digesta (1731); practische Laufbahn eines bloßen Theoretikers (1731); Theodosianus Codex nicht Cod. Th. (1732); Einfluß des Citiergesetzes auf die Digesten (1733); Berichtigung der Nachricht über Dominici Albanensis promptuarium

(1733); über Gajus res quotidianae und Institutiones (1734).

Rich. Huie, case of polypus of great size (889).

Alex. von Humboldt, Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich (393).

Hunger, Antheil dess. an der Uebers. des Corp. jur. civ. (1880).

Hm Hupfeld, über die Reform der protestantischen Kirchenverfassung (2068).

### I.

Ideler, über die Längen- und Flächenmaße der Alten, Th. 3. (397); von den Wegmaßen der alten Geographie (397); über die von d'Anville in die alte Geographie eingeführten Stadien (397).

Irnhys, über die Ornithologie von Cambridgeshire (2047).

### J.

Arthur Jacob, on a cataract needle of a particular description (990); observations respecting an ulcer which attacks the eyelids (991); account of a remarkable production resembling a tail, which was attached to the extremity of the vertebral column of a man (994).

J. Jacobs, vermischte Schriften, Th. 1. 2. 3. 4. = (Leben und Kunst der Alten, Th. 1. 2. 3. 4) 979.

Em. Jaekel, de diis domesticis priscorum Italorum 143.



- James, Pflanzen auf einer Reise in den Rocky Mountains gesammelt (453); Bildungen des Sandsteins und Stöcktrapps im Mississippis Thale (453).
- James Jameson, report on the epidemick Cholera Morbus, as it visited the territories subject to the Presidency of Bengal in the years 1817, 1818, and 1819. 1809.
- Jarcke, Sand, der Mörder; die Gräuelszenen zu Wildenspruch (647).
- Th. Jefferson, memoirs, correspondence, and private papers. Publ. by Th. Jefferson Randolph. Vol. 1. 2. 3. 4. 121.
- Joannes Laurent. Lydus, de mensibus quae extant excerpta. Ed. VV. Roether. Acc. Hermetis Trismegisti *περὶ βοτανῶν χυλώσεως* libellus et Vettii Valentis Antiocheni libri primi *ἀνδολογιῶν* fragm. 639.
- Joel, übers. und erklärt von R. A. Credner 1915.
- J. Chn. Gfr. Joerg, de necessitate ac ratione studium medicinae amplificandi et moderandi diss. 521; der Mensch auf seinen Entwickelungsstufen 624.
- El. Johanneau, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).
- Johnston, über die Verbindung der Chlorine mit blausaurem Kali (360).
- J. F. D. Jones, sur le travail de la nature pour la suppression de l'hémorrhagie des artères divisées et piquées (1406).
- Hippol. Jouy, s. Aboul-Feda.
- J. von Jung, Darstellung des Ungar. Privatrechtes nach Emer. v. Kelemen. B. 1. 2. 519.

## K.

- Ferd. Kaemmerer, observationes jur. civ. 158.
- Kalidasa, Nalodaya, ed. Ed. Benary 533.
- G. Kaltenbrunner, experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione 815.
- Carl Karmarsch, die höhere Gewerbeschule zu Hannover 337.
- Karsten, über die Veränderungen welche die Festigkeit des Eisens durch geringe Beymischungen erleidet (390).
- Simon Karsten, s. Xenophanes, s. Reliquiae philosoph. graecor.
- Fr. von Kaufler, Atlas der Schlachten. Bief. 1. 529.
- W. H. Keating, narrative of an expedition to the source of St. Peter's river etc. compiled from the notes of Major Long, Mess. Say, Keating, and Colhoun. Vol. 1. 2. 505.
- K. U. Kelbe, Predigt, erh. den Preis 1025.
- Emer. von Kelemen, s. Fr. von Jung.
- Vans Kennedy, researches into the nature and affinity of ancient and Hindu mythology 1762.
- G. Keppel, personal narrative of travels in Babylonia, Assyria, Media, and Scythia 1058.
- Fr. von Kettennacker, s. Archiv für die Rechtspfl. und Geschg. im Herzogth. Baden.
- Josua King, neuer Beweis des Parallelogramms der Kräfte (2042).
- Jul. Klaproth, description du Tibet — traduit du chinois etc. 525; rapport sur

les ouvrages du P. H. Bitchurinski, relatifs à l'histoire des Mongols 528.

Rud. E. Klener, de origine evangelii Matthaei erh. den Preis 1075.

Klippel, de Diogenis Laert. vita 615.

A. W. Knauer, A. E. Hoppenstedt. Nebst einem Tagebuche des Verewigten über die Kriegsbegebenheiten in und um Harburg in den Jahren 1813 und 1814. 1818.

Rob. Knox, case of a congenital malformation of the thigh bone (890); on a remarkable alteration in the structure of the patella (898).

Peter von Kobbe, Fualdes angebliche Ermordung 1847.

Köhler, Aphorismen über den Rechtszustand und die Verfassungsgeschichte der evangelisch-protestant. Kirche im Großherzogthum Hessen (1180).

C. König, wird Corresp. der Kön. Ges. d. W. 1946.

Constant. Koliades, Ulysse-Homère, ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée 95.

J. Gfr. B. Kosegarten, chrestomathia arabica 49.

Kozen, sur les anciennes voies de communication en Russie (258).

J. Glieb Kreißig, s. Gallustius.

A. B. Krische, de societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico commentatio 2065.

Krüger-Hansen, Curbilder mit Bezug auf Cholera 2077.

Raph. Kühner, sämmtl. Anomalien des Griech. Verbs im Attischen Dialect 1888. s. Cicero.

Kunowsky, Bemerkungen über die Insel Helgoland (800).

## L.

- F. Lachmann, de fontibus historiarum T. Livii. Commentatio 1. 2. 1081.
- K. Lachmann, s. Catullus. s. Propertius. s. N. Testam.
- Lacroix, Anmerk. zu der MG. des Plinius (1921).
- Lafosse, Anmerk. zu der MG. des Plinius (1921).
- K. von Lang, Auszüge aus alten Leutershäuser Stadtbüchern (1358).
- Lang, Prof. in Tübingen, über die Gemeingültigkeit der beiden Extravaganten-Sammlungen (1180).
- Conr. J. Mart. Langenbeck, icones anatomicae. Neurologiae fasc. 1. 2. 3. Angiologiae Fasc. 1. 41.
- L. Lanzi, Geschichte der Malerey in Italien vom Wiederaufleben der Kunst bis zu Ende des achtzehnten Jahrh. Aus dem Ital. übers. und mit Anmerk. von J. G. von Quandt, hg. von Adf. Wagner. B. 1. 2. 1225.
- J. M. Lappenberg, über den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands 799; über die erste Verbreitung der Kenntniß des Römischen Rechts in Niedersachsen und andern nördlichen Ländern (1733).
- Dionysius Lardner, über die allgemeinen Eigenschaften der algebraischen Oberflächen (467).
- W. Lawrence, nouvelle méthode de lier les artères dans l'anévrisme etc. (1407).

- Die Herren von Lazareff, Gründer des Institut Arménien de langues orientales 759.  
 Lechevalier, s. Koliades.  
 Leop. von Ledebur, das Land und Volk der Bructerer 1147.  
 J. G. Chn. Lehmann, novarum quarundam in botanico Hamburgensium horto occurrentium plantarum pugillus 1. 2. 3. 2038.  
 P. J. Peloup, Uebersicht der Literatur Frankreichs 641.  
 W. Lembke, Geschichte von Spanien. B. 1. 81.  
 N. E. Lemercier, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).  
 E. Lenz, physical. Beobachtungen, angestellt auf einer Reise um die Welt, unter dem Commando Ottoß von Kozebue in den J. 1823 bis 1826 (1364).  
 M. E. Lerminier, introduction générale à l'histoire du droit 228.  
 R. P. Lesson, voyage médical autour du monde 694.  
 O. Lesueur, et Orfila, traité des exhumations juridiques. T. 1. 2. 998.  
 Petronne, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).  
 E. L. de Leutsch, Thebaidis Cyclicae reliquiae 1121.  
 Lewald, Bem. zu zwey Stellen des Johannes Lydus (640).  
 G. Cornewall Lewis, s. K. Str. Müller.  
 Adf. Lex, die Staatsschulden und Staatspapiere 609.  
 Lichtenstein, die Werke von Markgrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens, erläutert aus den Originalabbildungen (397).

- J. Gust. Liljegren, diplomatarium Suecanum. Vol. 1. 601.
- Link, über die ältere Geschichte der Getreidearten (397).
- Lipawzow, Uebersetzung des Reglements für das Chines. Ministerium der auswärt. Angelegenheiten (1914).
- Lippert, welche Folgen hat die Präsentation eines unfähigen Subjects für den geistlichen, und welche für den Laien-Patron (1180).
- L. Liskenne, Anmerk. zu der MG. des Plinius (1921).
- Locman, fabulae ed. Aemil. Ruediger 484.
- J. Ch. von Loder, über die Cholera-Krankheit 1289.
- J. W. Löbell, s. R. F. Becker.
- J. Löhmann, Handbuch für juridische und staatswirthschaftliche Rechnungen 696.
- G. Long, a summary of Herodotus, and a copious index (by H. Davis) 101.
- Steph. H. Long, expedition to the source of St. Peter's river. Vol. 1. 2. 505.
- Louis XVIII., lettres d'Artwel 1831.
- P. Ch. A. Louis, sur la Gastro-Entérite. T. 1. 2. 679.
- Jos. Lovell, meteorol. Beobachtungen in Nordamerika (507).
- Cesare Lucchesini, del diritto d'asilo sacro presso gli Ebrei (1404).
- J. G. H. Ludowieg, Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie. Th. 1. 1208.
- G. Ch. F. Lücke, examinatur quae speciosius nuper commendata est sententia de mutato per eventa adeoque sensim emendato Christi consilio. Part. 1. 2. 1377.

Rob. Lyall, the medical evidence relative to the duration of human pregnancy. Ed. 2. 201.

## M.

Macfelden, Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts. Ausg. 9. 1161.

James Townsend Mackay, Verzeichniß der in Ireland einheimischen Pflanzen (470).

R. Madden, travels in Turkey, Egypt, Nubia, and Palestine. 2 Vols. 250.

Ang. Mai, s. Nicetas und Paulinus.

Malten, s. Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Konr. Mannert, Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken 1105.

Marcel de Serres, géognosie des terrains tertiaires 825.

Marcellin de Fonscolombe, mémoire sur le préambule d'un édit de l'empereur Dioclétien, relatif aux prix des denrées dans les provinces de l'empire romain 324.

J. B: P. Marcoz, astronomie solaire d'Hipparque 543.

E. Marcus, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921); histoire des colonies étrangères qui se sont fixées dans l'Abyssinie et dans le Sennaar depuis le septième siècle avant J. C. (1929).

Will. Marsden, Uebersetz. der Memoirs of a Malayan family 688.

H. Marsh, observations upon the origin and latent period of fever (993); effects of the vapour bath in Tetanus (994).

- G. F. de Martens, supplément au recueil des principaux traités, continué par F. Saalfeld. T. 12. = (Nouveau recueil T. 8) 1281.
- C. F. P. de Martius, nova genera et species plantarum quas in itinere per Brasiliam collegit. Vol. 3. Fasc. 1. 649; — und J. B. von Spix, Reise in Brasilien. Th. 3. letzter 1521.
- C. F. H. Marx, wird zum ord. Prof. der Medicin ernannt 465; die Erkenntniß, Verhütung, und Heilung der ansteckenden Cholera 1561.
- K. Mich. Marx, die physicalische Sammlung des Herzogl. Collegii Carolini in Braunschweig 1237.
- Mauduit, Erläut. zu Plinius NG. (1933).
- F. J. B. D. Maurer, Commentar über das Buch Josua 1122.
- L. J. C. Mende, Uebersicht der Ereignisse in der Kön. Entbindungsanstalt zu Göttingen im J. 1830. 89; die Geschlechtskrankheiten des Weibes. Th. 1. 1721.
- K. U. Menzel, s. K. F. Becker.
- Mertens, Beschreibung der Dikopleura, einer neuen Mollusken-Gattung (1364).
- Bh. Meyer, Reiseskizzen 1494.
- E. Meyer, de plantis Labradoricis 444.
- M. von Miller, Vorlesungen über die Feldverschanzungskunst. Th. 1. 1805.
- Mirbel, über die Samencapsel (720).
- Chph. W. Mitscherlich, Gedicht zur Feyer des Amtsjubiläum des Ober-Cons.R. Pland 810.
- Mittermaier, über den Zustand der Verbrechen und der Criminal-Justiz in mehreren Ländern (648).



Ant. Moebius, s. C. Jul. Caesar.

J. A. Möhler, Beglückwünschung dem Herrn Dr. Gottl. Jac. Mandl dargebracht von der cathol. theol. Facultät zu Tübingen. Nebst einem Versuche über den Ursprung des Gnosticismus 1384.

J. H. Möller, s. F. R. H. Bischoff.

Mohammed ben Musa, Algebra, ed. and translated by F. Rosen 1798.

C. Molbech, den äldste danske Bibel-Over-sättelse 956.

R. F. W. Moldenhawer, s. medicin. Journalistik des Auslandes.

Th. Molison, case of aneurisma of the aorta (897).

Dom. Monga, über die Verhältnisse und Gebräuche der Juden (1286).

Mongès, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).

Moost'ujab Khan Buhadoor, the life of Hafiz ool-Moolk. Abridged and translated from the Persian by Charles Elliott 1795.

Mooyer, über den in der Kristni-Saga erwähnten Ort Herfurda (1367).

Morgenstern, Tödtung mit Einwilligung der Getödteten (647).

Gius. Morosi, über die Entwicklung der Wärme bey der Reibung der Körper (1286).

P. Moscati, über den Gebrauch des innerlich gegebenen Phosphors (1286).

Corn. Müller, s. J. Gurlitt.

J. Justus Müller, mysteriorum praesertim in religione christiana quae sit natura et veritas 2047.

Charles Otf. Müller, the history and an-

tiquities of the Doric race, transl. by H. Tufnell, and G. Cornwall Lewis. Vol. 1. 2. 697; Zur Karte des nördlichen Griechenlands, Beylage zu dem Werke 'die Dorer' 700; de origine pictorum vasorum, quae per hos annos in Etruriae agris, quos olim Volcientes tenuere, effossa sunt 1321; s. E. Bölfel.

Julius Müller, wird zum zweyten Universitäts-Prediger ernannt 1121.

Graf von Münster, Erklärung über einige in der Schmähschrift 'Anklage des Ministerium Münster' ihm gemachten Vorwürfe 617.

Ph. Mutel, des poisons considérés sous le rapport de la médecine pratique et de la médecine légale 936.

## N.

Fr. C. Nägele, Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen 1723.

Gust. Nagel, s. J. J. Snodgrass.

W. F. P. Napier, history of the war in the peninsula and in the south of France. Vol. 2. 105. Vol. 3. 1450.

Navier, über den Ausfluß elastischer Flüssigkeiten durch Leitungsröhren (719).

C. F. Neumann, Uebersetzung von des Bisch. Elisäus armenischer Geschichte Bartans 1788.

Nicetas et Paulinus, scripta ex Vatican. codd. (ed. Ang. Mai) 1889.

C. W. Niedner, s. H. Tzschirner.

J. F. Niemann, Anleitung zur Visitation der Apotheken. Aufl. 3. 1544.

Aug. Sm. Niemeyer, theolog. Encyclopädie

und Methodologie hg. von einem ehemaligen Schüler des Vollandeten 1197.

Is. An. Nijhoff, gedenkwaardigheden uit de geschiedenis van Gelderland. D. 1. 1582.

S. Nilsson, petrificata Suecana formationis cretaceae. P. 1. 1116.

Alex. Nimmo, Anwendung der Geologie auf practische Schiffahrt (467).

Greg. W. Nitzsch, de historia Homeri. Fasc. 1. 281.

E. Nulty, Auflösung eines allgemeinen Falles des einfachen Pendels (456).

## D.

A. H. Oberg, de ordine, quo constitutionum codex, quem in corpore juris habemus, compositus sit, erh. den Preis 1025.

K. W. Desterley, Umriffe zu Schillers Wilhelm Tell 1213; wird zum außerord. Prof. ernannt 1449.

J. L. D'Flaherty, Geschichte der südlichen Inseln von Aran (470).

Edw. D'Reilly, über die alten Irischen Brethon-Gesetze (470).

J. Conr. Drelli, s. Procopius.

Orfila, et O. Lesueur, traité des exhumations juridiques. T. 1 2. 998.

Ossipofsky, recherches sur les phénomènes lumineux qu'on aperçoit quelque fois au ciel dans des positions déterminées par rapport au soleil ou à la lune 1519.

Ostrogadsky, Bem. über die Veränderung der arbiträren Constanten bey Aufgaben der Mechanik; über die Theorie der Wärme (1364); über ein Integral welches bey der Berechnung

der Anziehung der Sphäroide vorkommt (1362);  
Bemerkung über die bestimmten Integrale  
(1363).

Stfrit, Krist. hg. von E. G. Graff 685.  
K. Ed. Otto, s. Corpus jur. civ.

## P.

El. Palairot, thesaurus ellipsium latina-  
rum, cur. Mart. Ruhnkelius. 1695.

Giov. Batt. Palletta, über einige sonderbare  
Knochenbrüche (1286); – und Bass. Carmi-  
nati, über die Verhärtung des Zellgewebes  
bey Kindern (1286).

C. L. F. Panckoucke, Anmerk. zu der NG. des  
Plinius (1921).

F. Panzerbieter, Diogenes Apolloniates  
1497.

Bal. Parisot, Anmerk. zu der NG. des Pli-  
nius (1921).

G. F. Parrot, Beschreibung eines neuen Pan-  
tographen (1363); über eine neue Construction  
der Schiffsmaste (1364).

G. Parthey, de Philis insula, ejusque mo-  
numentis 1781.

Paul von Aleppo, Reisen des Patriarchen Ma-  
carius, Th. 2. Aus dem Arab. ins Engl.  
übers. von F. C. Belfour 1785.

F. Pauli, medicinische Statistik der Stadt und  
Bundesfestung Landau 2018.

Paulinus et Nicetas, scripta ex Vatican.  
codd. (ed. Ang. Mai) 1889.

Jos. Peczély, summarium historiae recen-  
tioris Europae. T. 2. 1447.

Ch. G. Pfannkuche, die ältere Geschichte des  
vormaligen Bisthums Verden 382.

- B. W. Pfeifer**, practische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. B. 3. 1141.
- B. Philippz**, s. Reports on Cholera.
- E. M. Philipson**, s. Ezechiel.
- G. Phillips**, die Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft 1374.
- Philo d. ältere**, s. Ezechiel.
- Glieb Jac. Planck**, Gesch. der protest. Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des achtz. Jahrh. 1; feyert sein 50jähr. Amtsjubiläum 809; mehrere diese Feyer betr. Schriften 1377.
- S. H. Plath**, Geschichte des östlichen Asiens. Die Völker der Mandschuren. 2 Bände. 1905.
- M. Att. Plautus**, comoediae tertium ed. F. H. Bothe. Vol. 2. 3. 4. 1840.
- Pline**, histoire naturelle, traduction nouvelle par Ajasson de Grandsagne. T. 1 — 9. 1921.
- K. H. E. Pölisz**, s. Jahrbücher der Gesch. und Staatskunst. Andeutungen über die neue Verfassung des Churstaates Hessen (504); Botum über den Entwurf der revidierten Landtschaftsordnung des Herzogth. Braunschweig 2063.
- Poisson**, über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten (714); über die Wurzeln der transcendentes Gleichungen (717); über das Verhältniß der Geburten der Knaben und der Mädchen (719).
- Portal**, über die mit Herzklopfen verbundene Wassersucht (720); über die bössartigen Faulfieber (720).
- Power**, allgemeiner Beweis des Principz der virtuellen Geschwindigkeit (2047).

- Aug. Le Prevost, supplément aux notes historiques sur le Roman de Rou (63).  
 Pricelius, Stammtafel des deutschen Welfen-  
 hauses 1493.  
 J. C. Prichard, a review of the doctrine  
 of a vital principle, as maintained by some  
 writers on causes of physical and ani-  
 mal life 1985.  
 Procopius Caes., Anecdota. ed. J. Conr.  
 Orellius. 841.  
 Sex. Aur. Propertius, Elegiae ex recogn.  
 Car. Lachmanni 1185.  
 Prout, über die Hauptstoffe der Nahrungsmit-  
 tel in den höhern Thierclassen (2026).  
 P. Puissant, über die Messung und Berech-  
 nung des Azimuths bey der Bestimmung der  
 geographischen Längen (719); supplément au  
 traité de géodésie 822.

## Q.

- S. G. von Quandt, s. E. Lanzi.  
 Quatremère de Quincy, Anmerk. zu der  
 NG. des Plinius (1921).

## R.

- T. S. Raffles, on the Tin of the Island  
 of Banka (1175).  
 S. Rep. von Raimann, Handb. der medici-  
 nischen Pathologie und Therapie 1679; insti-  
 tutiones generales ad praxin clinicam 1680.  
 Rammstein, cours théorique et prat. de  
 langue et de littérature frang. Ed. nouv.  
 3 Vols. 304.  
 Th. Jefferson Randolph, s. Th. Jefferson.

- Raoul-Rochette, cours d'archéologie 565.
- F. von Raumer, Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. u. 17. Jahrh. Th. 1. 2. 2001.
- Raynouard, observations philologiques et grammaticales sur le Roman de Rou 63.
- J. C. A. Récamier, recherches sur le traitement du cancer par la compression. T. 1. 785. T. 2. 937.
- W. Redeker, Westphälische Sagen von dem Könige Bedekind (1368).
- F. Baron de Reden, tableaux généalogiques et historiques de l'empire britannique 385.
- Aug. W. Rehberg, sämtliche Schriften. B. 2. 1220.
- F. Rehm, Lehrbuch der histor. Propädeutik, und Grundriß der allgem. Geschichte 34.
- K. Alex. von Reichlin-Meldegg, Geschichte des Christenthums. B. 1. 1089.
- Glieb Aug. Reimaruz, Bemerkungen und Hypothesen über die Inscriptionsreihen der Pandectenfragmente 45.
- Reinaud, s. Aboul-Feda.
- Reiffig, Tenner und Reuzel, Tafel zur Berechnung der Coordinaten ohne Logarithmen bey Gemarkungs-, Flur- und Gewann-Bermessungen 879.
- E. Ph. von Reizenstein, diss. num bonae fidei possessori deneganda sit damni infecti stipulatio 1887.
- Renault, traité du javart cartilagineux 1113.
- Abt. Rengger, s. F. G. Zimmermann.
- Th. Renouard de Bussières, lettres sur l'orient. T. 1. 2. 183.

- F. W. Rettberg, Gedicht zur Feyer des Amts-  
 Jub. des Ober-Cons.R. Pland 810; Tascius  
 Cäcilius Cyprianus, Bischof von Carthago, dar-  
 gestellt nach seinem Leben und Wirken. 1961.
- Ch. M. Rettig, quaestiunculae Philippenses  
 1360.
- G. Fd. Rettig, quaestiones Platonicae 1400.  
 Reugel, s. Reiffig.
- C. J. Reuven's, lettres à M. Letronne, sur  
 les Papyrus bilingues et Grecs 545.
- G. J. Ribbentrop, zur Lehre von den Cor-  
 real-Obligationen 2017.
- R. Ritter, über geographische Stellung und  
 horizontale Ausbreitung der Erdtheile (398).
- P. Robert, Anmerk. zu der NS. des Plinius  
 (1921).
- J. B. Robineau-Desvoidy, essai sur  
 les Myodaires (1423).
- L. Romney Robinson, über die Correction der  
 mit Aequatorial-Instrumenten gemachten Beob-  
 achtungen (1903); Beschreibung einer neuen  
 Luftpumpe (1904); über die Verbesserung der  
 Fehler von astron. Kreißen durch Ablesung auf  
 entgegen gesetzten Seiten (1904).
- Robiquet, Anmerk. zu der NS. des Plinius  
 (1921).
- W. Röther, s. Joannes Laurent. Lydus.
- P. N. Rolle, religions de la Grèce. T. 1.  
 174.
- Chph. von Rommel, Gesch. von Hessen. Th. 4.  
 = s. Philipp der Großmüthige. Nebst einem  
 Urkundenbände 209.
- Rose, über die älteste Geschichte des Westphäli-  
 schen Sachsens (1368).
- F. Rosen, s. Beda, s. Mohammed ben  
 Musa.



- C. F. K. Rosenmüller, s. J. F. Asheton.  
 H. W. Rotermund, Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen 334.  
 Em. Rousseau, Erläut. zu Plinius NG. (1933).  
 Rudolphi, über das Fehlen einzelner Theile in sonst ausgebildeten Organismen (397).  
 Ed. Rüppel, Besch. und Abbildung mehrerer neuer Fische im Nil 927.  
 P. Ruffini, Entwicklung einiger Eigenschaften der Wurzeln der Einheit (1286).  
 Jul. Eugen Ruhl, Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen, in 24 malerischen Ansichten 742.  
 Mart. Ruhnkelius, s. Cl. Palairet.  
 Kunde, kurzgefaßte Oldenburgische Chronik. Ausg. 2. 1783.

## S.

- F. Saalfeld, s. G. F. von Martens.  
 C. Sallustius Crispus, *historiarum lib. III. fragmenta* ab Angelo Maio edita. Editio auctior et emendatior curante J. Thph. Kreissigio 1397.  
 J. Aug. Savels, *disp. de vindicandis M. Tullii Ciceronis quinque orationibus* 961. s. Cicero.  
 Savart, über die Elasticität der Körper die regelmäßig *crystallisieren* (719).  
 Th. Say, Beschreib. nordamerican. Insecten (450); s. W. S. Keating.  
 E. Schumann, *prolegomena ad Demosthenem* 1686.  
 Schiller, Wilhelm Tell, translated by Th. Collin Banfield, mit lithograph. Scenen aus dems. von Carl Desterley 1209.  
 Bruno Schilling, s. *Corpus jur. civ.*

- von Schirach, der Mörder Dau (647); Uebersicht der Schleswig-Holsteinischen Criminalrechts-Quellen (647).
- F. G. F. Schläger, Bemerkungen über die Frage: was wünschen wir? 1022; s. der Hannoversche Schulfreund.
- Dan. Schlatter, Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland 1689.
- Schleiermacher, über den Begriff des Erlaubten (397).
- Ernst W. Gust. Schlüter, Neueste vaterländische Literatur 259.
- J. C. Herm. Schmeidler, der Untergang des Reiches Juda. Mit einer Borr. von Ludw. Wachler 1727.
- J. Andr. Schmeller, s. Heliand Reg. 2.
- C. Helw. Schmidt, descriptio ichthyosis corneae congenitae 1450.
- Ed. Schmidt, über die Dimensionen des Erdkörpers (482); wird zum Prof. extraord. ernannt 1265.
- Jul. Schmidt, über die Körperbeschaffenheit der frühern Bewohner Deutschlands (58).
- Schneider, Antheil dess. an der Uebers. des Corpus jur. civ. (709. 784. 1880).
- Gurd von Schöning und Hans von Schöning, geschichtl. Nachrichten von dem Geschlechte der von Schöning und dessen Gütern 598.
- Hans von Schöning, s. Gurd von Schöning.
- W. Schorn, Anaxagorae Claz. et Diogenis Apoll. fragmenta 1369.
- Schubert, s. Abhandlungen der Kön. deutschen Ges. zu Königsberg. Ueber das Studium der vaterländ. Gesch. (655); ständische

Verhältnisse und innerer Zustand im Lande Preußen vor 200 Jahren (656).

G. Schübler, über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre 727.  
von Schweinik, Verz. von N. Amer. Pflanzen (507).

Scoreşby, über die sonderbare Wirkung einer ungleichen irdischen Strahlenbrechung (360).

W. Scot, report on the epidemic Cholera as it has appeared in the territories subject to the Presidency of Fort St. George 401.

Scurry, Bemerkungen über die Irländische Sprache (1904).

Charles Searle, Cholera, its nature, cause, and treatment 402.

Sedgwick, von den Erscheinungen bey einigen Trappgebirgen in Yorkshire und Durham (2046);  
von der Verbindung der Trappfelsen mit der Kalkformation in High Teesdale (2047).

P. A. Seeber, Untersuchungen über die Eigenschaften der positiven ternären quadratischen Formen 1065; auch u. d. T. mathematische Abhandlungen. B. 1. 1224.

W. Seerig, anatom. Demonstrationen, oder Sammlung collossaler Abbildungen aus dem Gebiete der menschl. Anatomie 36.

Jac. Sengler, s. Kirchenzeitung.

H. Seybert, Analyse des Chrysoberylls (450);  
chem. Untersuchung eines Kalksteins in N. America (455).

W. Shaler, über die Sprache, Sitten u. Gebräuche der Berbern (456).

R. Simrock, s. Hartmann von Aue.

James Simson, case of strangulated umbilical hernia (898).

- R. F. Sintenis, s. Corpus jur. civ.
- J. J. Snodgrass, der Birmanenkrieg. Aus dem Engl. von Gust. Nagel 335.
- J. Smith Soden, cas d'anévrisme inguinal (1408).
- E. Spangenberg, pract. Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit. B. 1. (oder B. 9. der fortges. pract. Erörterungen von Theodor Hagemann) 1717.
- J. Speer, a case of ruptured Coecum (993).
- Spilsbury, über eine besondere Relation, welche zwischen dem durch eine einfache galvanische Verbindung hervorgebrachten Magnetismus und der Größe der Flächen herrscht (2046).
- J. B. von Spix und K. F. Ph. von Martius, Reise in Brasilien. Th. 3. letzter Theil 1521.
- W. Stack, report of an inquiry into the value of mediate auscultation (989).
- Aug. de Stael, oeuvres diverses. T. 1. 2. 3. 537.
- F. Jul. Stahl, die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht. B. 1. 236.
- Adolf Stahr, Aristotelia. Th. 1. 241.
- Granville Stapleton, the political life of George Canning. 3 Vols. 1609. 1849.
- Stephani, welches Princip über das Verhältniß der Kirche zum Staate jetzt in Deutschland herrsche (1180).
- W. Stevens, cas d'anévrisme de l'artère fessière (1407).
- W. B. Stevenson, narrative of twenty years residence in South-America 921.
- R. Stewart, s. Kaiser Timur.
- R. Stewart, s. Reports on Cholera.

- F. K. Gust. Stieber, s. C. Glieb Haubold.  
 H. Stieglitz, Bilder des Orients. B. 2. 1166.  
 W. Stokes and Rob. James Graves, a  
 selection of medical cases (989. 992).  
 Ph. Strahl, das gelehrte Rußland 1558.  
 Sim. Stratico, über die Grundsätze, nach de-  
 nen die Werke der bürg. Baukunst zu beur-  
 theilen sind (1286); über einige magnetische  
 Erscheinungen (1286).  
 F. Stromeyer (u. J. F. C. Hausmann),  
 über den asbestartigen Krokydolith 1585.  
 Struve, über Horazens Ode III, 3 (656).  
 Gust. von Struve, erster Versuch auf dem  
 Felde des deutschen Bundesrechts, herr. die  
 verfassungsmäßige Erledigung der Streitigkei-  
 ten zwischen deutschen Bundesgliedern 181.  
 N. Sybren Sybrandi, diss. lit. de Platonis  
 Gorgia 1077.

## L.

- Tarafa, Moallaca c. Zuzenii scholiis.  
 ed. Jo. Vullers 483.  
 Tarthanooff, Berechnung der zu Petersburg  
 im J. 1818 beobachteten Opposition des Ju-  
 piters und des Saturns (1363); Länge von  
 Rio Janeiro, bestimmt aus der Bedeckung des  
 Antares (1363).  
 Tenner, s. Reiffig.  
 H. Thibaud, Anmerk. zu der NG. des Plin-  
 ius (1921).  
 F. A. L. Thienemann, systematische Darstel-  
 lung der Fortpflanzung der Vögel Europas  
 mit Abbildung der Eyer. Hg. im Vereine  
 mit L. Brehm und G. A. W. Thiene-  
 mann. Abth. 3. 1261.

- G. A. W. Thienemann, s. F. A. E. Thienemann.
- Th. Thomson, über die Verbindungen von Gold mit verschiedenen Säuren; über ein neues brennbares Gas (360).
- Thurot, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).
- Timûr, Moghul Emperor, autobiographical memoirs, transl. into English by Charles Stewart 1791.
- Tittmann, über stehende Heere (504).
- James Tod, annals and antiquities of Rajast'han. Vol. 1. 1009; observations on a goldring in Hindu fabrication found at Montrose in Scotland (1943).
- Theoph. Ed. Toepler, de Pentateuchi interpretationis Alexandrinae indole critica et hermeneutica 935.
- Benj. Travers, cas d'anévrisme par anastomose dans l'orbite (1407); observations sur la ligature des artères (1407); nouvelles observations sur la ligature des artères (1408).
- Treitschke, Antheil dess. an der Uebers. des Corpus jnr. civ. (1880).
- Trinius, neue Beschreibung einiger Grasarten (1363).
- G. Troost, Analyse des Retinasphalt in Maryland (450); von einer neuen Crystallform des Yenit von Rhode = Island (456).
- H. Tufnel, s. K. Dtr. Müller.
- Edw. Turner, Analysen der Manganoxyde (360).
- J. W. Turner, on the sudden spontaneous obstruction of the canals of the larger arteries (891); supplement (910); observa-

tions on the causes of the sounds produced by the action of the heart (899).

Lh. C. Lychsen, über das Wort Protocoll (1730); de inscriptionibus arabicis in Hispania repertis 1945. 2009; wird Director der Kön. Ges. d. W. 1945.

H. Glieb Tzschirner, der Fall des Heidenthums. Herausg. von C. W. Niedner. B. 1. 569; opuscula acad. ed. J. Fr. Winner 849.

## U.

F. U. Ufert, s. Geschichte der Europäischen Staaten.

C. J. Ulrich, wird zum Prof. ord. ernannt 1265.

Ephraim Sal. Unger, Uebungen aus der angewandten Mathematik für Techniker. B. 1. 341.

## V.

Valenciennes, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).

Vettius Valens, libri primi *ἀνθολογιῶν* fragm. (639).

Ed. Vohse, das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Großen 1997.

Hipp. Vergne, Anmerk. zu der NG. des Plinius (1921).

Sm. Vezin, s. Alexis Bompard.

de Villefosse, über die Eisenhämmer in Frankreich (719); über die Metalle in Frankreich (719).

- L. Wölkel, Archäologischer Nachlaß, hg. von von K. D. Müller. Heft 1. 1801.  
 von Voght, über die Vortheile des flachen Ein-  
 eggens der Saat 701.  
 L. G. Voigtel, Versuch einer Statistik des  
 Preussischen Staates. Neue Ausg. 366.  
 W. F. Volger, Handbuch der Geographie.  
 Abth. 2. 104.  
 Julius Volkmann, Lehrbuch des im Königr.  
 Sachsen geltenden Criminal-Rechtes. B. 1.  
 2020.  
 Vollgraf, über das Wesen und die Verbind-  
 lichkeit octroierter und pactierter Verfassungs-  
 urkunden (504).  
 J. Vullers, s. Tarafa.

## W.

- L. Wachler, s. J. E. Herm. Schmeidler.  
 W. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde.  
 Th. 1. 2. 1825.  
 W. Wackernagel, Geschichte des deutschen He-  
 rameters und Pentameters bis auf Klopstock  
 1063.  
 Adf. Wagner, s. E. Lanzi.  
 C. F. Ch. Wagner, commentationis de  
 Flavii amphitheatro pars 3 et ult. 1687.  
 Ch. Abr. Wahl, clavis novi testamenti phi-  
 lologica. Vol. 1. 2. 248. — Ed. minor  
 1543.  
 Jul. von Wallenstein, meteorologische Beob-  
 achtungen zu Washington (456).  
 Chn. Walz, epistola critica ad J. Fr. Boi-  
 sonade, qua novae Rhetorum Gr. editio-  
 nis a se curandae specimen proposuit  
 1137.



- W. Weber**, wird Mitgl. der Kön. Ges. d. W. 1946.
- G. von Weiler**, s. Archiv für die Rechtspf. und Gesetzg. im Großh. Baden.
- Ob.Lieut. Weiß**, Atlas von Europa 208. 532. 1048.
- Ch. Sam. Weiß**, weiterer Erfolg des Lehrsazes über die Theilung des Dreiecks (397).
- K. Ed. Weiß**, s. Archiv der Kirchenrechtswissenschaft. Ueber die rechtliche Gleichstellung der christlichen Confessionen in den deutschen Bundesstaaten (1179).
- C. H. Weiße**, s. Aristoteles.
- K. F. C. Wendt**, s. C. Glieb Haubold.
- Ch. Ad. Wendler**, de mortis propria manu sibi paratae indagazione 521.
- Amad. Wendt**, über die Hauptperioden der schönen Kunst 1841.
- J. Vinc. Westrik**, disp. ina. de Aeschylis Choephoris, deque Electra cum Sophoclis tum Euripidis 1001.
- Wheatstone**, über den Mechanismus der Sprache (2026).
- Whewell**, über die drehende Bewegung der Körper (2042); über die Classification von Crystallverbindungen (2047); Ursachen warum die verschiedenen Ebenen des Crystalls Bezeichnungen erhalten müssen (2047); Ausdruck des Winkels, den zwey Ebenen oder zwey gerade Linien bilden vermittelst schiefwinkliger Coordinate (2047).
- Fr. White**, a case of Cynanche laryngea in which the operation of tracheotomy was performed (994).

- Wiegand, über Gesangunterricht in der Volksschule (1919).
- W. F. Wiener, s. H. Glieb Tzschirner.
- P. E. Hm. Wiener, de legione Romanorum XXII Ed. Car. Dilthey 1489.
- G. Wiesen und C. E. Harding, kleine astronom. Ephemeriden für 1831. 481.
- H. Aug. L. Wiggers, *Secale cornutum, ejus ortus, natura, vires medicinales* 1026.
- J. Wilson, observations on the natural or spontaneous cure of Syphilis (888).
- J. H. Wishart, case of a disease of the heart (899).
- K. Witte, die leges restitutae des Justinianischen Codex verzeichnet und geprüft 995.
- Wolf, über den Judeneid (1180).
- S. G. Woltmann, s. K. F. Becker.

## X.

Xenophanes, *carminum reliquiae*. Ed. Simon Karsten 2026.

## Z.

- H. Zachariae, *animadversiones quaedam de numero centuriarum a Servio Tullio institutarum* 1145.
- Zagorsky, Bem. über die Abnormität rücksichtlich des Ursprunges und der Anzahl gewisser Arterien (1364).
- K. Zell, s. *Auctores class. lat.*
- Zentner, das Geschwornengericht mit Definitivkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren 875.

**J. H. Zieg,** Johannes Bugenhagen. Ein biographischer Versuch 305.

**J. G. Zimmermann,** Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Hg. von Albr. Kengger 681.

**Ernst Heinr. Zober,** über des Stralsundischen Poeten Zacharias Orthus Leben und Schriften 368.

**Zuzenius,** scholia ad Tarafae Moall. (483).

---

## Zweite Abtheilung.

---

### R e g i s t e r

namensloser Schriften, vermischter Sammlungen, oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einzelner literarischen Nachrichten in dem Jahre 1831.

---

### A.

Abhandlungen der Kön. Academie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1826. 389. — Historische und literarische der Kön. deutschen Ges. zu Königsberg. Hg. von Schubert. Samml. 1. 655. — Vermischte philosophische. B. 1. 1978.

Annalen der deutschen und ausländ. Criminal-Rechts-Pflege. Hg. von Hixig. B. 1. 2. 3. 4. 5. — Jahrg. 1830. B. 1. 2. 3. Jahrg. 1831. B. 1. 645.

Mich. Araldi, Leben dess. (1287).

Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden. Hg. von F. G. Duttlinger, G. von Weiler, und F. von Kettenacker. B. 1. Heft 1. 2. 958. — der Kirchenrechtswissenschaft, hg. von R. Ed. Weiß 1177.

Atlas von Europa f. Weiß.

Atti della Reale accademia Lucchese di scienze, lettere, ed arti. T. 1. 1401.

Auctores classici latini, ed. Car. Zell. Vol. 15. 16. 17. (Plautus ed. Bothe) 1840.

Joseph Carl von Auersperg, Ehrenmitglied der Kön. Ges. d. W., Anz. seines Todes 1946.

### B.

Saverio Bettinelli, Leben dess. (1287).

Beiträge zur Hildesheimischen Geschichte, enth. die darauf Bezug habenden Aufsätze der sämtlichen Hildesheimischen Wochen- und einiger kleinen Gelegenheitschriften. 3 Theile 1607.

Bibliothek der neuesten Weltkunde hg. von Malten. Jahrg. 1831. St. 9. 1960.

Bibliothèque protypographique, f. J. Barrois. — latine-française, ou collection des classiques latins avec la traduction en regard 1921.

Bielefeld, merkw. Altar in der Altstädter Kirche daselbst (1368).

J. Gottl. Fr. Bohnenberger, Anz. seines Todes 1947.

Breimunt, Fragment eines alten deutschen Gedichtes, hg. von G. F. Benecke 801. Nachtrag 1600.

Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland. f. Dan. Schlatter.

### C.

Leop. Calbani, Leben dess. (1287).

Vinc. Chiminelli, Leben dess. (1287).

Classiker, Römische, Samml. mehrerer derselben im Verlage von L. Lancé in Brüssel (1922).

Codex diplomaticus, enth. westphälische Urkunden von 1328 bis 1346 (1368).

Collection chronologique, d'observations d'anévrismes opérés (1406).

Benjamin Constant de Rebecque, Anz. seines Todes 1947.

Giov. Batt. Corniani, Leben dess. (1287).

Das Corpus jur. civ. ins Deutsche übers. von einem Vereine Rechtsgelehrter, und hg. von K. Ed. Otto, Bruno Schilling, und K. Fd. Sintenis. B. 1. 705. 780. B. 2. 1879.

## D.

Paolo Delanges, Leben dess. (1287)

Paul Gregoriewitsch von Demidoff, Anz. seines Todes 1947.

## F.

Pio Fantoni, Leben dess. (1287).

Fierabras, Provenzalisch. Hg. von Bekker (398).

Angelo Fumagalli, Leben dess. (1287).

## G.

Geschichte der Europäischen Staaten hg. von A. H. E. Heeren und F. A. Ukert. Tief. 4. Gesch. von Spanien von F. W. Lembke. B. 1. Gesch. des Kurfürstentums und Königr. Sachsen von W. Böttiger. B. 1. 67.

- G**elehrte Gesellschaften: Royal Society of Edinburgh 360. — Acad. der Wissensch. zu Berlin 389. — Philosophical Society zu Philadelphia 450. — R. Irish academy 465. 1900. — Königl. deutsche zu Königsberg 655. — Institut de France. Acad. des Sciences 714. Mémoires présentés etc. 1423. — Association for promoting the discovery of the interior Africa 745. — medico-chir. Society of Edinburgh 881. — geological Society of Cornwall 1169. — Istituto del Regno Lombardo-Veneto 1285. — Kais. Acad. der Wissensch. zu St. Petersburg 1361. — Westphälische zu Minden 1367. — Reale accad. Lucchese di scienze, lettere, ed arti 1401. — R. Asiatic Society 1935. — Cambridge philos. Soc. 2041.
- G**öttingen. 1. Kön. Gesellschaft der Wissenschaften. A. Feyer des 80sten Stiftungstages 1945. B. Bericht über die merkwürdigsten Vorfälle in dem verflossenen Jahre, von Blumenbach 1945. C. Das Directorium geht nach Mayers Tode auf Gauß 801, von diesem im September auf Lychsen über 1945. D. Vorlesungen. Gauß, theoria residuorum biquadraticorum. commentatio II. 625. Blumenbach, Gedächtnißrede auf Joh. Tob. Mayer 804. Hausmann, de Romanorum molis frumentariis 1201. 1265. Müller, de origine pictorum vasorum, quae per hos annos in Etruriae agris, quos olim Volcientes tenuere, effossa sunt 1321. Lychsen, de inscriptionibus arabicis in Hispania repertis 1945. 2009. E. Vorgelegt wurde: vom Prof. Serling, eine Nachricht über seine Wahrnehmungen des

am 7. Jan. d. J. gesehenen Nordlichtes 321. von Hofr. Hausmann, ein Profil, welches die geognostischen Verhältnisse von Spanien in der Hauptrichtung von Norden nach Süden darstellt, und eine Zeichnung von dem Felsen von Gibraltar 969. von Stromeyer und Hausmann, eine mineralogische und chemische Untersuchung des asbestartigen Krokydoliths 1585. F. Preisaufgaben: a) von der mathematischen Classe für November 1831: Neue, durch vollständige Beschreibungen erläuterte Vorschläge zu solchen auf photometrischen Grundsätzen beruhenden Vorrichtungen, mittelst welcher die verschiedenen Grade des Lichtes der Fixsterne mit Sicherheit, Gleichförmigkeit und Leichtigkeit beurtheilt und fest gestellt werden können, und deren Leistungen aus einer ausführlichen Darlegung der Resultate, die aus ihrer Anwendung auf Sterne von den verschiedensten Größen erhalten worden sind, sich erkennen und beurtheilen lassen, wird nicht genügend beantwortet, und für den November 1834 noch ein Mahl aufgestellt 1947. — b) von der historisch-philologischen Classe, für den November 1832: Welche Griechische Schriften, von deren orientalischen Uebersetzungen eine genaue Kunde bis jetzt noch mangelt, sind in das Syrische, Arabische, Armenische, Persische übersezt worden? von wem, und wann? finden sich noch Handschriften solcher Uebersetzungen, und wo? oder sind schon Ausgaben derselben vorhanden? 1951. — c) von der physischen Classe, für den November 1833: Eine nähere Untersuchung des Verhältnisses der Erweichung des Magens (ga-



stromalacia), in wiefern sie erst nach dem Tode entstehe, oder in wiefern sie durch einen kranken Zustand bewirkt, oder ihre Entstehung wenigstens befördert werde, von welcher Art dann dieser kranke Zustand sey, durch welche Zeichen er erkannt, und wie er am besten behandelt werden könne 1953. — d) von der mathematischen Classe wird für den November 1834 die so eben ausführlich erwähnte Frage über die Bestimmung der Lichtstärke der Himmelskörper von neuem aufgestellt 1953. — e) öconomische, für den Julius 1831: Darstellung und Prüfung der Methoden, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet, wird nicht beantwortet 1201. — für den November 1831: Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbaue finden, nebst Angabe der Maßregeln wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product der Güte des in den Niederlanden gewonnenen möglichst zu nähern 1202, wird nicht beantwortet 1951; für den Julius 1831: welches sind unter besonderer Berücksichtigung des Bodens und der Vertlichkeit der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden, die wirksamsten, im Großen ausführbaren Mittel um dem Gedeihen des Duwocks und seinem weitem Fortschreiten mit Erfolg entgegen zu wirken 1204. 1954; für den November 1832: Ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Königreich Hannover die Fabrication von Runkelrüben-Zucker mit Vortheil auszuführen, und wenn dieß der Fall seyn sollte, wel-

che Einrichtungen sind zu treffen, um sie mit der Landwirthschaft in zweckmäßigste Verbindung zu bringen und den größtmöglichen Vortheil dadurch zu erlangen 1206. 1956; für den Julius 1833: eine gründliche Untersuchung der Natur und Entstehungsart des Rostes und Brandes am Getreide und an andern Culturgewächsen, nebst Angabe der Mittel welche dagegen im Großen mit Erfolge anzuwenden sind 1206. 1956; für den November 1833: Eine gründliche Erörterung der Ursachen, wodurch das früher an mehreren Orten im Königreich Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberey in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen könnten 1958. (\*) Schreiben des Herz. von Sussen an die R. Ges. d. W. 457.

Göttingen. 2. Universität. A. Adresse der Universität an den König, betreffend die zu Göttingen ausgebrochenen öffentlichen Unruhen, und Antwort des Königes auf jene Adresse 449. B. Feyerlichkeiten: Feyer des Amtsjubileum des Ober-Cons. R. Pland 809, Glückwünschungsschreiben der Universität Göttingen, und auswärtiger Universitätäten 1377; Preisvertheilung an die Studirenden 1025. C. Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 1831. 425; für den Winter 183½ 1465. D. Festprogramme: Ostern 1831. Examinatur quae speciosius nuper commendata est sententia de mutato per eventa adeoque sensim emendato Christi consilio Part. 1. (auct. L ü c k e) 1377. (Part. 2. 1377). E. Öffentliche Anstalten.

a) Bibliothek: Geschenk des Vicenkönigs an die Bibliothek 1450. 1810; b) Entbindungsanstalt: Uebersicht der Ereignisse in derselben im Jahre 1830. von Mende 89.

Heinr. Gregoire, Anz. seines Todes 1947.

### H.

Hamasa, c. Tebrizii scholiis ed. G. W. Freytag. Pars 1. 483.

Preußens Helden. I. Scharnhorst 721.

Héliand, poema Saxon. med. aevi ed. J. Andr. Schmeller. Pars 1. 66.

Das Buch Hiob, übers. und erläutert von E. Gfr. Adolf Böckel. Ausg. 2. 1125.

L'histoire du Châtelain de Coucy et de la Dame de Fayel, publiée par G. A. Crapelet 740.

E. Horner, Anz. s. Todes 1947.

### I.

Institut Arménien, gegründet durch die Herren von Lazareff 759.

### J.

Gius. Jacopi, Leben dess. (1287).

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst hg. von R. H. E. Pölig 1831. Merz. 504.

Jahrsbericht des historischen Vereins im Kreisatzkreis für das J. 1830. 1357.

Journal des voies de communication. 16 Hefte. 257.

**Journalistik**, Neueste medicinisch-chirurgische, des Auslandes, hg. von F. J. Behrendt und K. F. W. Moldenhawer. Jahrg. 1. 567.

## K.

**Kirchenzeitung** für das catholische Deutschland, herausg. von Jac. Sengler. Jahrg. 2. 1.. 7. Monatsheft 1597.

**Krankenhaus**, das Hamburgische allgemeine f. Bülow.

**Küchencalender** 1103.

## L.

**Luigi Lamberti**, Leben dess. (1287).

**Lf. Longo**, Leben dess. (1287).

## M.

**Magazin**, Bremisches, hg. von Fd. Donandt. Jahrg. 1. Heft 1. 703. — Civilistisches, hg. von Hugo. B. 6. Heft 2. 1729.

**J. Tob. Mayer**, Unz. seines Todes 1946. vgl. 801.

**Mélanges de chirurgie étrangère**. Par une société de chirurgiens de Genève. T. 3. 1405.

**Mémoires de l'académie R. des Sciences de l'Institut de France**. T. 9. 714. — présentés par divers savans à l'académie royale des sciences de l'Institut de France. T. 2. 1423. — de l'acad. Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sciences mathé-

matiques, physiques et naturelles. T. 1.  
Livr. 1. 2. 3. 1361.

Memorie dell' Imperiale Regio Istituto  
del Regno Lombardo - Veneto. Vol. 3.  
1285.

Giamb. Monteggia, Leben dess. (1287).

J. Helfr. Müller, Anz. f. Todes 1947.

Muséum Etrusque de Lucien Bonaparte  
1231.

## N.

Tomaso Nani, Leben dess. (1287).

Wie kann dem Nothstande, den die Wetter-  
schäden des J. 1830 brachten, am heilsam-  
sten abgeholfen werden? 1344.

## P.

Gian. Carlo Passeroni, Leben dess. (1287).

Heinrich Plandl, Anzeige f. Todes 1585.

Preisaufgaben für die Studierenden zu Göt-  
tingen 1026.

## R.

Franc. Reggio, Leben dess. (1287).

Das Reglement für das Chinesische Mini-  
sterium der auswärtigen Angelegenheiten (Aus  
dem Mandschurischen übers. von Lipawzow)  
2 Bände (1914).

Jos. Rehmann, Anz. f. Todes 1947.

Reliquiae, Philosophorum graecorum ve-  
terum, praesertim qui ante Platonem

fuerunt, operum. Vol. 1. P. 1. Xenophanes. Ed. Sim. Karsten 2027.

The Dublin Hospital Reports and communications in medicine and surgery. Vol. 4. 985.

Reports über die Cholera in Ostindien 401. 1449. 1809.

Reports on the epidemic Cholera which has raged throughout Hindostan and the peninsula of India since August 1817. (Edited by R. Stewart and B. Philipps) 1809.

Fr. Ambr. Reuß, Anz. seines Todes 1947.

Rig-Veda, s. Veda.

Michele Rosa, Leben dess. (1287).

Runstein, angeblicher, auf Reynischs Geheiß im J. 1804 verfertigt (1359).

## S.

Girol. Saladini, Leben dess. (1287).

Podovico Savioli, Leben dess. (1287).

Die heilige Schrift des A. und N. Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Luthers. 1. Bibel für Confirmanden. 2. Haus- und Familien-Bibel. 3. Kirchen- und Pastoral-Bibel 1599.

Schulfreund, der Hannoversche, hg. von F. G. Schläger. Jahrg. 1831. 1919.

Jos. Aug. Schultes, Anzeige seines Todes 1947.

Franc. Soave, Leben dess. (1287).

Soest, Original-Protocollbuch des Rathes daselbst mit Bildern (1368).

A Summary of Herodotus s. G. Long.

### L.

Lag, Eintheilung dess. in 24 Stunden aus Indien stammend (1944).

Fr. Lantini, Anz. s. Todes 1947.

Antonio Testa, Leben dess. (1287).

Novum Testamentum. Gr. ex rec. Car. Lachmanni 657.

Transactions of the R. Society of Edinburgh. Vol. XI. P. 1. 389. — of the American philosophical Society at Philadelphia. New Series. Vol. 2. 450; Vol. 3. P. 1. 458. — of the R. Irish academy. Vol. 14. 465; Vol. 15. 1900. — of the medico-chirurgical Society of Edinburgh. Vol. 3. Part. 1. 881. — of the Royal geological Society of Cornwall. Vol. 3. 1169. — of the Cambridge philosophical Society. Vol. 2. Part. 1. 2. 2041. — of the R. Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. 2. P. 2. 1935. — Von der Oriental Translation Committee herausgegebene Werke: Memoirs of a Malayan family, translated from the original by W. Marsden 688. — the travels of Macarius, written by Paul of Aleppo in arabic. P. 2. translated by F. C. Belfour 1785. — Elisiaeus, history of Vartan, translated from the Armenian by

C. F. Neumann 1788. — Timâr, autobiographical memoirs, turned into Persian by Abu Talib Hussyny, and transl. into English by Charles Stewart 1791. — The life of Hafiz ool-Moolk, written by his son. Abridged, and translated from the Persian by Charles Elliot 1795. — The life of Sheikh Mohammed Ali Hazin, written by himself: edited from two Persian manuscripts by F. C. Belfour 1797. — The Algebra of Mohammed ben Musa. Edited, and translated by F. Rosen 1798.

## B.

Variscia. Mittheilungen aus dem Archiv des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins. Herausg. von F. Alberti. Lief. 1. 57.

Rig-Vedae specimen. Ed. F. Rosen. 1241.

Luigi Villa, Leben dess. (1287).

## B.

Westphalia. Beyträge zur vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von der historischen Section der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden. Heft 2. 1367.

Wörterbuch, Encyclopädisches. B. 15. Abth. 1. 248.



Worte, ein paar, zur Feyer des 18. Octobers 1831 in einer freyen deutschen Stadt 2079.

Würdigung, Actenmäßige, einer Schmähschrift, welche unter dem Titel: 'Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung' in dem Königreich Hannover verbreitet worden ist 249.

---

## Verbesserungen.

- S. 468. 3. 6. st. Staigur l. Staigue  
 — 469. = 12. ist beizufügen von Th. Valor  
     Coole.  
 — 635. = 1. l. denselben  
 — 637. = 19. l. wir 3. 12 man  
 — 688. = 2. l. fund st. found  
 — 852. = 3. v. u. l. versieget st. versiehet  
 — 859. letzte 3. l. 1774 st. 1474.  
 — 889. 3. 16. v. u. l. Huie st. Huce  
 — 906. = 9. 8. v. u. l. WV. P. Alison st.  
     H. S. Allison  
 — 905. Ueberschrift l. Edinburg st. London.  
 — 991. 3. 14. v. u. l. Colles st. Collee  
 — 1105. letzte 3. l. Barthß  
 — 1170. 3. 19. l. Boase  
 — 1287. = 4. l. Fantoni  
 — — = 3. l. Fumagalli  
 — — = 5. l. Savioli  
 — — = 8. l. Chiminello  
 — — = 9. l. Nani  
 — 1506. = 13. v. u. l. Mehrheit  
 — 1509. = 13. v. u. l. auf jenes  
 — — = 2. v. u. l. vielgestaltig  
 — 1511. = 3. l. , der die  
 — — = 10. v. u. l. zwischen Geist  
 — 1513. = 6. v. u. l. ἀλλοιώσει  
 — — = 7. v. u. l. vgl. 1 (st. r)  
 — 1514. = 18. v. u. l. daß der

- S. 1609. Z. 14. v. u. l. Stapleton**  
— 1888. = 7. l. Kühner  
— 1982. die folgende Seitenzahl muß st. 1993  
1983 heißen.  
— 2009. Z. 8. statt Mittel l. Mittelalter  
— 2049. = 18. v. u. l. Baur st. Bauer